

Personenbezogene Straßennamen in Graz

Endbericht der Expert:innenkommission für
Straßennamen Graz

Durchgeführt am Institut für Geschichte der Universität Graz
in Kooperation mit dem
Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung

Gefördert von der Stadt Graz und der Universität Graz

Graz, im April 2026

Inhalt

Vorwort	3
Einleitung.....	4
Übersicht über personenbezogene Straßennamen mit Diskussionsbedarf bzw. mit hohem Diskussionsbedarf	11
Übersicht über sämtliche personenbezogenen Straßennamen.....	14
Texte der Zusatztafeln und Biografien.....	24
Umbenannte personenbezogene Straßennamen	1593
Impressum.....	1597

Vorwort

Liebe Leser:innen,

was Sie vor sich haben, ist das Ergebnis einer mehrjährigen Forschungsarbeit: der Endbericht der Expert:innenkommission zu den Grazer Straßennamen.

Auf über tausend Seiten werden hier sämtliche in Graz nach Personen vorgenommene Benennungen beschrieben und in minutiöser Kleinarbeit Biografien zu den mit Bezeichnungen gewürdigten Personen herausgearbeitet. Auf Basis dieser Arbeiten werden Schritt für Schritt Zusatztafeln an sämtlichen Straßentafeln angebracht, auf denen Kurzbiografien der gewürdigten Personen zu finden sind. Wenn es Ihnen bislang noch nicht aufgefallen ist, darf ich Sie einladen, mit offenen Augen durch die Straßen unserer Stadt zu gehen – die Tafeln sind nicht zu übersehen. Hintergrund und Ausgangspunkt des immensen Forschungsprojektes war und ist die Frage: Welche Bedeutung messen wir als Gesellschaft diesen öffentlichen Wegweisern bei? Straßennamen erfüllen gleich mehrere Zwecke: Neben der Funktion, den Weg zu weisen, sind sie auch immer Ausdruck von Wertehaltung und Ausdruck ihrer Zeit, geben wieder, welche Personen zum Benennungszeitpunkt als einer Benennung würdig gelten. Das war auch der Auslöser für das vorliegende Werk – eine Diskussion um Personen, die eine klare Verstrickung in den Nationalsozialismus hatten oder selbst gar bekennende Nationalsozialisten waren und nach denen dennoch Straßen in Graz benannt wurden und es auch weiterhin sind. Hier liefert der Endbericht der Expert:innenkommission für Straßennamen die wissenschaftliche Grundlage. Von sämtlichen, weit über 700 personenbezogenen Straßennamen wurden 20 als „sehr problematisch“ und weitere 62 Namensgeber als „problematisch“ herausgearbeitet.

Als Grazer Regierungskoalition haben wir uns darauf verständigt, die 20 nach „sehr problematischen Personen“ benannten Straßen, Wege, Plätze Schritt für Schritt umzubenennen, und zwar nach Personen, die der Stadt der Menschenrechte besser gerecht werden. Was bei der Untersuchung der Straßennamen ebenso deutlich wurde: wie wenige Straßen nach Frauen benannt worden sind. Es sind knapp unter acht Prozent. Daher ist es mir auch persönlich ein wichtiges Anliegen, dass bei Neu- und Umbenennungen Frauen in den Vordergrund gerückt werden.

Ich wünsche aufschlussreiche Erkenntnisse bei der Lektüre und bedanke mich bei den Mitgliedern der Expert:innenkommission unter Vorsitz von Prof. Stefan Karner, beim Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung unter Leitung von Prof. Barbara Stelzl-Marx und dem Institut für Geschichte der Universität Graz sowie bei allen, die an der Erarbeitung der Ergebnisse mitgewirkt haben!

Judith Schwentner
Vizebürgermeisterin der Stadt Graz

Einleitung

Topografische Bezeichnungen von Straßen und Plätzen geben in einem Ort Orientierung, Identität und Identifikation. Neben Benennungen mit botanischen, geografischen oder bloß numerischen Begriffen werden seit dem 18. Jahrhundert Straßen und Plätze nach historischen Ereignissen oder Persönlichkeiten benannt. Gerade diese sind stark politischen Systemwechseln und gesellschaftlichen Änderungen unterworfen. Für Österreich können dafür maßgeblich die Umbrüche 1918, 1934, 1938, 1945 genannt werden.

Topografische Bezeichnungen stellen zudem signifikante Elemente der Zeitkultur dar, sind Quellen für die Rekonstruktion lokaler und nationaler Identitätsprofile und haben mitunter eine symbolische Repräsentationsfunktion für kollektive, gruppenbezogene Erinnerungen und Ideologien.

So bildet die Summe von Straßennamen eines Ortes das Mosaik der historischen, politischen und gesellschaftlichen Hintergrundfolie eines Ortes, Landes oder einer Gesellschaft und geht damit weit über eine bloße Orientierungshilfe hinaus. Straßennamen sind in diesem Sinne auch ein kollektives Gedächtnis eines Ortes beziehungsweise dessen Speicher, gewissermaßen ein gegenständliches, interkommunikatives Archiv. Gerade in Zeiten von Systembrüchen werden sie auch zu Gradmessern der Machtausübung gegenüber Andersdenkenden, Oppositionellen und der Herrschafts- bzw. Verfügungsmacht für die eigenen Gruppen und Ideologien. Dem gesellschaftlichen Mainstream entsprach, besonders im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, dass namentlich Frauen nur selten im Straßennamenmosaik repräsentiert wurden, auch dann, wenn durch das starke Wachstum vieler Städte die Benennung neuer Straßen notwendig wurde.

Personenbezogene Namen von Straßen und Plätzen wurden seit der Jahrhundertwende einer Bewertung unterzogen. In Österreich betraf dies vor allem zunächst die größeren Städte Wien, Graz, Linz, Innsbruck, Salzburg und Klagenfurt, in denen auch Straßennamenkommissionen eingesetzt wurden.

In Österreichs Orten gibt es schätzungsweise über 100.000 Straßen, Gassen, Wege und Plätze, die Namen tragen: Gut die Hälfte sind Flurnamen, wie Rosenweg, Feldgasse, Am Rain, Steinbruchweg oder Himmelreichweg. Viele nehmen Bezug auf frühere Besiedlungen der Örtlichkeit mit Handwerkern, wie Schmiedgasse oder Färberplatz, wieder andere wurden nach historischen Daten benannt, wie 8.-Mai-Straße, oder – aus Respekt für Partnerstädte – nach anderen Städten wie etwa die Nürnberger oder Marburger Straßen. Die Reihe lässt sich problemlos fortsetzen. Unter den Tausenden Namen nimmt etwa ein Viertel Bezug auf ein historisches Ereignis oder auf eine Persönlichkeit des öffentlichen, wissenschaftlichen, kulturellen oder wirtschaftlichen Lebens, also Politikerinnen und Politiker, Militärs, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Unternehmerinnen und Unternehmer oder

Künstlerinnen und Künstler. Die Namensgebung erfolgte praktisch immer bewusst, mag der Sinn heute auch schwer verständlich, gänzlich verlorengegangen oder einfach im kollektiven Gedächtnis verschüttet sein.

So wurden vor 1918 in Österreich viele Straßen und Plätze, aber auch Brücken und Gebäude nach einem Kaiser oder einer Kaiserin, nach Erzherzögen, nach Fürstenhäusern und adeligen Geschlechtern benannt, in der Steiermark etwa nach bedeutenden steirischen Geschlechtern wie Attems, Herberstein oder Trauttmansdorff.¹ Das Wachstum der Städte, besonders von Graz beziehungsweise seiner Vorstadtgemeinden (1938 zu „Groß-Graz“ eingemeindet) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, erforderte neue Straßenbenennungen. Man behalf sich mit Anleihen aus der frühen Neuzeit, wie dem Prediger Abraham a Santa Clara, dem Arzt und Heiler Paracelsus, mit Forschern und Ärzten wie Semmelweis, Koch oder Billroth, mit Militärs wie Admiral Tegetthoff, mit örtlicher Prominenz, mit Gönnern und Förderern, mit angesehenen Unternehmern, wie Kleinoschegg, Körösi, Puch oder Reininghaus, und mit örtlichen Bürgermeisterern von Wetzelsdorf, Andritz oder Eggenberg. Viele davon sind heute nicht mehr Teil des kollektiven Gedächtnisses. Dazu kamen im aufkommenden Deutschnationalismus des späteren 19. Jahrhunderts Straßenbenennungen nach dem Begründer der deutschen Turnbewegung, Friedrich Jahn, nach Johann G. Fichte, nach dem deutschen Freiheitskämpfer Ernst Moritz Arndt oder dem Schöpfer des modernen deutschen Liedes und gebürtigen Untersteirers Hugo Wolf. Der Auerspergplatz (heute Eisernes Tor) wurde zum Bismarckplatz, eine Reverenz an den deutschen Reichsgründer.

Nach 1918 erfolgten zahlreiche Um- und Neubenennungen. So wurden während der Ersten Republik zahlreiche prononcierte Namen aus der Monarchie geändert und neue hinzugefügt, wie Victor Adler, Karl Lueger, Peter Rosegger oder Ottokar Kernstock. Im Ständestaat wurden zahlreiche Plätze vor allem nach Engelbert Dollfuß um- oder neubenannt, deren Benennung 1938 wieder getilgt und nicht selten in „Adolf Hitler“ geändert wurde. Dazu kamen Benennungen nach Nationalsozialisten, wie der Friedl-Sekanek-Ring für den Dollfuß-Ring (heute Opernring) oder der August-Aßmann-Platz für den Fischplatz (heute Andreas-Hofer-Platz). Umbenennungen betrafen auch Plätze und Straßen, deren Namensgeber Juden waren, wie Sonnenfels oder Heine. Nach 1945 wurden in der Steiermark die NS-Benennungen getilgt und die betreffenden Straßen und Plätze vielfach wieder mit Namen aus der Ersten Republik (bis 1933) rückbenannt. Neue kamen hinzu, wie Südtiroler Straßen, die auf die tausendfache Umsiedlung von Südtiroler Optanten während des Krieges und die zu ihrer Unterbringung schnell errichteten Barackensiedlungen Bezug nahmen.

Allein zwischen 1947 und 1949 erfolgten in Graz 455 Um- bzw. Neubenennungen von Straßen – ein Boom, der seit den 1970er-Jahren deutlich verebbte. Mittlerweile sind pro Jahr eine Handvoll Benennungen zu verzeichnen.

¹ Straßen, die nach einem ganzen Adelsgeschlecht oder nach Heiligen benannt wurden, sind von der Kommission nicht zur Bearbeitung aufgenommen worden.

Um das eklatante Ungleichgewicht zwischen Straßenbenennungen nach Männern und Frauen, deren Anteil an Straßennamen nur etwa drei Prozent betrug, zu verringern, wurde am 16. Jänner 2006 vom Grazer Gemeinderat der Beschluss gefasst, neue Straßen vorrangig nach Frauen zu benennen. Außerdem sollten auch Personen, die im Widerstand gegen antidemokratische Regime aktiv waren beziehungsweise sich aktiv für Toleranz und Menschenrechte eingesetzt hatten, für Benennungen in Betracht gezogen werden.

Unter diesen Vorbedingungen und unter diesem Prätext wurde 2014 vom Grazer Gemeinderat der Beschluss zur Einrichtung einer Historiker- und Expert:innenkommission für personenbezogene Straßennamen in Graz (EKS) gefasst und Univ.-Prof. Dr. Stefan Karner, Vorstand des Instituts für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte sowie Leiter des Boltzmann Instituts für Kriegsfolgenforschung, Graz – Wien – Raabs, mit dem Vorsitz betraut. Frau Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Karin M. Schmidlechner wurde zur stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Der Kommission gehörten von 2014 bis 2023 folgende Expert:innen an:

- Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Stefan Karner (Vorsitzender)
- Ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Karin M. Schmidlechner (Stv. Vorsitzende)
- Hon.-Prof.ⁱⁿ Univ.-Doz.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Brigitte Bailer-Galanda
- Priv.-Doz.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Petra Ernst-Kühr (†)
- Mag. Dr. Heimo Halbrainer
- Dir. Otto Hochreiter, MA
- Ass.-Prof.ⁱⁿ DDr.ⁱⁿ Renate Kicker
- Mag. Harald Knoll
- Prof. Mag. Dr. Karl A. Kubinzky
- Univ.-Doz. Dr. Martin Moll
- HR Dir. Mag. Dr. Gernot Peter Obersteiner
- Dr. Alois Ruhri
- HR Univ.-Doz. Dr. Erwin A. Schmidl
- Mag. Heinz Schubert



In memoriam, Kommissionsmitglied Priv.-Doz.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Petra Ernst-Kühr (10.11.1957 † 29.11.2016)*

Mit der organisatorischen Durchführung des Projektes wurde das Institut für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte der Universität Graz (Vorstand: Stefan Karner) in Kooperation mit dem Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung (Leitung: Stefan Karner, ab März 2018 Barbara Stelzl-Marx) betraut. Die Bearbeitung und Redaktion der Biografien als Grundlage für die Entscheidungen der EKSΝ und für den Endbericht lag zunächst bei Dr.ⁱⁿ Lisbeth Matzer sowie Dr. Wolfram Dornik und schließlich bei Dr.ⁱⁿ Alexandra Kofler sowie Robert Moretti, BA MA.

Die Expert:innenkommission übergab den ersten, rund 1140 Seiten starken Bericht am 23. März 2018 an die Stadt Graz. Die Kommission war dabei einstimmig zum Schluss gekommen, von den rund 700 personenbezogenen Straßennamen insgesamt 82 als „mit Diskussionsbedarf“ und davon wiederum insgesamt 20 als „mit hohem Diskussionsbedarf“ einzustufen. Dabei handelte es sich um folgende Straßen: Alfred-Coßmann-Gasse, Ambrosigasse, Conrad-von-Hötzendorf-Straße, Dr.-Hans-Kloepfer-Straße, Dr.-Karl-Lueger-Straße, Dr.-Muck-Anlage, Dr.-Robert-Graf-Straße, Etrichgasse, Gustav-Hofer-Weg, Jahngasse, Jaritzweg, Kernstockgasse, Leo-Scheu-Gasse, Luigi-Kasimir-Gasse, Max-Mell-Allee, Nernstgasse, Pambergergasse, Pfitznergasse, Rudolf-List-Gasse und Walter-Semetkowski-Weg. Eine Empfehlung zu Umbenennungen einzelner Grazer Straßennamen wurde von der Kommission nicht ausgesprochen.

Rund ein Jahr später, am 14. Februar 2019, beschloss der Grazer Gemeinderat mehrheitlich ein „breit gefächertes Maßnahmenpaket“ zur Information der Öffentlichkeit über die personenbezogenen Grazer Straßennamen. Neben der Erstellung von Zusatztafeln für sämtliche personenbezogenen Straßennamen sah das Paket auch eine Veröffentlichung des noch zu überarbeitenden Endberichts der EKSΝ auf der Homepage der Stadt Graz vor.

Unter der neuen Stadtregierung wurden bis dato folgende personenbezogene Straßennamen umbenannt: Max-Mell-Allee (jetzt: Aigner-Rollett-Allee), Dr.-Muck-Anlage (jetzt: Ella-Flesch-Platz), Kernstockgasse (jetzt: Maria-Stromberger-Gasse), Dr.-Hans-Kloepfer-Straße (jetzt: Julia-Pongracic-Straße) und Dr.-Karl-Lueger-Straße (jetzt: Maria-Matzner-Straße).² Zur besseren Übersichtlichkeit werden in einem eigenen Kapitel Informationen zu diesen Straßen und Plätzen angeführt.

Mit der Durchführung des Projekts wurde ab November 2019 das Institut für Geschichte der Universität Graz in Kooperation mit dem Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung unter der Leitung von Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Barbara Stelzl-Marx betraut. Die Kommission arbeitete in unveränderter Zusammensetzung und mit zusätzlichen Fachexpertinnen und Fachexperten bis 2023 weiter.

² Laut Auskunft vom 2. Februar 2026 des Stadtvermessungsamts (Hausnummern, AGWR und Straßennamen).



Enthüllung der ersten Zusatztafel in Graz im Maria-Cäsar-Park. V. l. n. r.: Bertram Werle, Barbara Stelzl-Marx, Bürgermeister Siegfried Nagl, Elke Achleitner, Stefan Karner. Foto: Foto Fischer.



Eine Sitzung der EKSN unter erschwerten Bedingungen 2020. V. l. n. r.: Karl Kubinzky, Martin Moll, Barbara Stelzl-Marx, Stefan Karner, Otto Hochreiter, Bernhard Bachinger, Harald Knoll. Foto: BIK.

Sämtliche Grazer personenbezogenen Straßen und Plätze sollen bis spätestens 2028 Zusatztafeln mit den wichtigsten biografischen Angaben zum Namensgeber beziehungsweise zur Namensgeberin erhalten. Die in Grün bzw. im Bereich der UNESCO-Weltkulturerbe-Zone in Braun-Weiß gehaltenen Zusatztafeln sollen alle in gleicher Form und Ausgestaltung und in einer gleichen Textlänge von maximal 365 Schriftzeichen hergestellt werden. Die Textvorschläge für die über 700 Zusatztafeln (nach einigen Personen ist mehr als eine Verkehrsfläche benannt, etwa im Fall des Porscheweges und Ferdinand-Porsche-Platzes) wurden großteils von Bernhard Bachinger, weiters von Gerald Lamprecht, Martin Moll und Andreas Stangl verfasst und mit Unterstützung von Kornel Trojan für die Kommissionssitzungen vorbereitet. Allen Kommissionsmitgliedern wurden die Texte in den einzelnen Arbeitsschritten zur Gänze zur Korrektur, Bewertung und Stellungnahme vorgelegt. So konnten – nach diesem sehr aufwendigen, aber transparenten Verfahren – sämtliche Texte für die Zusatztafeln zu den personenbezogenen Grazer Straßennamen in insgesamt 14 Sitzungen einstimmig beschlossen werden.³

Neben der Kommissionsarbeit an den Texten für die Zusatztafeln wurde von einzelnen Kommissionsmitgliedern und mehreren externen Expertinnen und Experten, allen voran Andreas Stangl, Gerhard Fuchs, Iris Mangeng und Gerald Lamprecht der erste Kommissionsbericht aus dem Jahr 2017 überarbeitet und für eine Veröffentlichung auf der Homepage der Stadt Graz vorbereitet. Damit soll eine möglichst objektive und sachliche Information zu den jeweiligen Namensgeberinnen und Namensgebern der Grazer Straßennamen erfolgen. Auch diese, nunmehr teilweise von ihrem Umfang her etwas längeren Biografien wurden erneut der Expert:innenkommission zur Überprüfung vorgelegt und von ihr – nach intensiven Beratungen – ebenfalls einstimmig angenommen.

Für den erfolgreichen Abschluss dieses umfangreichen Vorhabens gilt es mehrfach Dank zu sagen: Allen voran den Mitgliedern der Kommission, die in den vielen Sitzungen sämtliche Texte diskutierten, redigierten und schließlich einstimmig zur Veröffentlichung freigaben. Über beide Projektphasen von 2014 bis 2023 hinweg wurden an die 50 Kommissions- und Untergruppensitzungen von durchschnittlich vier Stunden Zeitdauer durchgeführt. Dazu kamen viele und langwierige Beratungen und Forschungen.

³ Folgende Lexika und Werke wurden durchgehend – je nach Verfügbarkeit etwaiger biografischer Informationen zu den Personen – bei allen Biografien verwendet und folglich aus Gründen der Übersicht nicht bei jedem einzelnen der über 700 Texte durchgehend zitiert: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB); Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003; Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 1856–1891 (Volltext), Austria-Forum Web-Books; Deutsche Biographie (mit Zugriff auf ADB, NDB und NDB-online); Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4. überarb. Aufl. Graz 2018; Neue Deutsche Biographie (NDB); Österreichisches Biographisches Lexikon (ÖBL); Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. 6. Aufl. 1913 (Volltext); Gerald Szyszkowitz, Dramatiker in der Steiermark. Graz 1969; Alois Mayrhuber, Künstler im Ausseerland. Graz – Wien – Köln 1985; Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online; Ilse Korotin, biografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. Wien 2016, auch online; Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Graz 1999; Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008; Österreichisches Musiklexikon online; Anton Schlossar, Steiermark im deutschen Liede. Graz 1880; Wikipedia, Wilhelm Kosch (Begr.), Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch. 3., völlig neu bearb. Aufl. Berlin 1968ff., auch online.

Weiters Dr. Wolfram Dornik, Dr.ⁱⁿ Alexandra Kofler, Dr.ⁱⁿ Lisbeth Matzer und Robert Moretti, BA MA, die die Bearbeitung der Biografien für den Endbericht von 2017 und die Organisation der Redaktions-sitzungen in der ersten Projektphase übernahmen.

Zudem Dr. Bernhard Bachinger, der ab 2019 am Institut für Geschichte der Universität Graz die Text-vorschläge der Straßennamenzusatztafeln erstellte. Kornel Trojan, Studienassistent am Institut für Geschichte der Universität Graz sowie wissenschaftlicher Mitarbeiter am BIK, unterstützte Bernhard Bachinger organisatorisch und übernahm schließlich die Koordinierung des Projektes.

Zusätzlich zu den Mitgliedern der Expert:innenkommission bearbeiteten Mag. Andreas Stangl, Ass.-Prof. i. R. Dr. Gerhard Fuchs, MMag.^a Iris Mangeng BA PhD und Univ.-Prof. Mag. Dr. Gerald Lamprecht die Langbiografien für eine Veröffentlichung auf der Homepage der Stadt Graz. Wertvolle Hinweise zu Musikern, denen Straßennamen in Graz gewidmet sind, gab Univ.-Prof. Dr. Harald Haslmayr von der Kunstuniversität Graz. Ihnen allen sei herzlich gedankt.

Besonderer Dank für das sorgfältige Lektorat gebührt Thomas Matthä und Mag.^a Elisabeth Stadler, die nicht nur sämtliche Texte vereinheitlichte und lektorierte, einen Teil der Biografien überarbeitete sowie den Satz der Straßennamen-Zusatztafeln übernahm, sondern auch stets den Überblick über die unterschiedlichen Versionen an Biografien behielt.

Für die finanzielle Unterstützung des Projektes danken wir dem damaligen Bürgermeister Mag. Siegfried Nagl, der nunmehrigen Bürgermeisterin Elke Kahr und Vizebürgermeisterin Mag.^a Judith Schwentner. Die Abwicklung der Projekte erfolgte in erster Linie durch das Stadtvermessungsamt (Dipl.-Ing.ⁱⁿ Elke Achleitner, Dipl.-Ing. Marc Diehold, Mag.^a Jennifer Klein). Weiters danken wir dem damaligen Stadtrat Dr. Günter Riegler, der nunmehrigen Stadträtin Dr. Claudia Unger, dem Leiter des Kulturamtes Michael Grossmann und der Universität Graz für alle Unterstützung.

Damit hat die Kommission die ihr vom Grazer Gemeinderat gestellte Aufgabe erfüllt, sämtliche personenbezogene Grazer Straßennamen einer eingehenden kritischen und dem Stand der Forschung entsprechenden Bewertung unterzogen, auftragsgemäß kategorisiert und – zusätzlich zur Textierung der Straßennamenzusatztafeln – einen umfassenden Schlussbericht mit informativen Biografien verfasst, der zudem die Texte der Straßennamenzusatztafeln enthält. Dieser kann hiermit in seiner nunmehrigen Fassung der Öffentlichkeit vorgelegt werden.

Graz, im April 2026

Stefan Karner
Vorsitzender der Kommission 2014–2023
Projektleiter 2014–2018

Karin M. Schmidlechner
Stellvertretende Vorsitzende der Kommission 2014–2023

Barbara Stelzl-Marx
Projektleiterin ab 2019

Übersicht über personenbezogene Straßennamen mit Diskussionsbedarf bzw. mit hohem Diskussionsbedarf

Mit hohem Diskussionsbedarf		Umbenannt (Beschlussdatum)
1	Alfred-Coßmann-Gasse	
2	Ambrosigasse	
3	Conrad-von-Hötzendorf-Straße	
4	Dr.-Hans-Kloepfer-Straße	Julia-Pongracic-Straße (19.9.2024)
5	Dr.-Karl-Lueger-Straße	Maria-Matzner-Straße (22.1.2026)
6	Dr.-Muck-Anlage	Ella-Flesch-Platz (15.12.2022)
7	Dr.-Robert-Graf-Straße	
8	Etrichgasse	
9	Gustav-Hofer-Weg	
10	Jahngasse	
11	Jaritzweg	
12	Kernstockgasse	Maria-Stromberger-Gasse (16.11.2023)
13	Leo-Scheu-Gasse	
14	Luigi-Kasimir-Gasse	
15	Max-Mell-Allee	Aigner-Rollett-Allee (15.12.2022)
16	Nernstgasse	
17	Pambergergasse	
18	Pfitznergasse	
19	Rudolf-List-Gasse	
20	Walter-Semetkowski-Weg	

Mit Diskussionsbedarf	
21	Abraham-a-Santa-Clara-Gasse
22	Alexander-Rollett-Weg
23	Alpassy-Pastirk-Gasse
24	Ampfererweg
25	Anselm-Franz-Gasse
26	Arndtgasse
27	Baden-Powell-Allee
28	Billrothgasse
29	Dolezalgasse
30	Dr.-Anton-Weg
31	Dr.-Hanisch-Weg
32	Dr.-Hans-Spitzzy-Platzl
33	Dr.-Karl-Böhm-Allee
34	Dr.-Lemisch-Straße
35	Ekkehard-Hauer-Straße
36	Emil-Ertl-Gasse
37	Ernst-Haeckel-Straße
38	Felix-Dahn-Platz
39	Franz-Nabl-Weg
40	Franz-Steiner-Gasse
41	Ginzkeygasse
42	Gleispachgasse
43	Gorbachplatz
44	Hans-Dolf-Weg
45	Hans-Mauracher-Straße
46	Hans-Riehl-Gasse
47	Herbert-Böckl-Gasse
48	Hutteggerstraße
49	Josef-Posch-Straße
50	Karl-Frisch-Gasse
51	Karl-Schönherr-Gasse
52	Lois-Steiner-Weg
53	Luthergasse
54	Matthias-Scheiner-Weg
55	Monsbergergasse
56	Müller-Guttenbrunn-Weg
57	Pauluzzigasse
58	Pfrimerweg

59	Pommeregasse
60	Porscheweg
61	Reinitzerweg
62	Richard-Strauss-Gasse
63	Richard-Wagner-Gasse
64	Rudolf-Hans-Bartsch-Straße
65	Schauensteingasse
66	Schirrmanngasse
67	Stelzhamerweg
68	Trenkgasse
69	Uhlirzgasse
70	Wagner-Jauregg-Straße
71	Walter-Flex-Weg
72	Wastiangasse
73	Weißweg
74	Widowitzgasse
75	Wilhelm-Gösser-Gasse
76	Wilhelm-Raabe-Gasse

Im Zuge der Erstellung der Kurztexte für personenbezogene Straßennamen wurde im Rahmen von EKS-N-Sitzungen jeder Text einer kritischen Prüfung unterzogen. Grundlage der Beratungen der Kommission waren die von Bernhard Bachinger vorgeschlagenen Kurztexte, die er auf Basis des EKS-N-Endberichts und unter Beiziehung neuerer Literatur erstellt hatte. Dabei zeigte es sich, dass sich bei insgesamt sechs⁴ als ursprünglich „mit Diskussionsbedarf“ eingestuften Straßenbenennungen die Gründe für die ursprüngliche Einstufung aufgrund neuer Erkenntnisse nicht aufrechterhalten lassen.

⁴ Anzengrubergasse (Begründung: Anzengrubers angeblicher Antijudaismus konnte widerlegt werden); Brehmstraße (Begründung: namensgebend war der unbelastete Alfred Brehm, nicht Bruno Brehm); Dr.-Eckener-Straße (Begründung: gehörte nicht der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen bzw. Verbände an, auch eine Nähe zum Nationalsozialismus bestand gemäß vertiefter Recherche nicht); Einspinnergasse (Begründung: eine Mitgliedschaft in der „Deutschnationalen Partei“ begründet lt. Richtlinien der Kommission keine Einstufung in die Kategorie „Mit Diskussionsbedarf“); Hermann-Löns-Gasse (Begründung: Die Verehrung durch die Nationalsozialisten erfolgte posthum und begründet lt. Richtlinien der Kommission keine Einstufung in die Kategorie „Mit Diskussionsbedarf“); Koßgasse (Begründung: Koß war weder Parteimitglied noch in einer Vorfeldorganisation, über politische Aktivitäten gibt es keinerlei Hinweis, auch in den Nachrufen 1944 ist nichts bezüglich etwaiger politischer Verdienste vermerkt).

Übersicht über sämtliche personenbezogenen Straßennamen

1	Abraham-a-Santa-Clara-Gasse	34	Anton-Leb-Gasse
2	Absengerstraße	35	Anton-Lehmann-Gasse
3	Adalbert-Stifter-Gasse	36	Anton-Lippe-Platz
4	Adolf-Kolping-Gasse	37	Anton-Mell-Weg
5	Afritschgasse	38	Anton-Paar-Straße
6	Aigner-Rollett-Allee	39	Anton-Schwarz-Gasse
7	Alberstraße	40	Anton-Wildgans-Weg
8	Albert-Schweitzer-Gasse	41	Anzengrubergasse
9	Albrechtgasse	42	Archerweg
10	Alexander-Rollett-Weg	43	Arndtgasse
11	Alfred-Coßmann-Gasse	44	Arnethgasse
12	Alois-Kabelka-Weg	45	Arnold-Luschin-Gasse
13	Alpassy-Pastirk-Gasse	46	Arthur-March-Gasse
14	Am Fröbelpark	47	Arthur-Schnitzler-Gasse
15	Am Hüttenbrenneranger	48	Artur-Michl-Gasse
16	Am Leopoldsgrund	49	Aspasiagasse
17	Ambrosigasse	50	Attemsgasse
18	Ampfererweg	51	Auenbruggerplatz
19	Amreichstraße	52	Auersperggasse
20	Amschlgasse	53	Auer-Welsbach-Gasse
21	Amundsengasse	54	August-Musger-Gasse
22	Andersengasse	55	Baden-Powell-Allee
23	Andreas-Hofer-Platz	56	Bauernfeldstraße
24	Andreas-Hofer-Straße	57	Baumkircherstraße
25	Angelo-Eustacchio-Gasse	58	Beethovenstraße
26	Anichgasse	59	Bergmanngasse
27	Annenstraße	60	Berschenygasse
28	Anselm-Franz-Gasse	61	Bertha-von-Suttner-Friedensbrücke
29	Anthauerweg	62	Bertha-von-Suttner-Platz
30	Anton-Füster-Weg	63	Berthold-Linder-Weg
31	Anton-Gerstl-Straße	64	Bessemergasse
32	Anton-Jandl-Weg	65	Billrothgasse
33	Anton-Kleinoscheg-Straße	66	Blümelstraße

67	Boschweg	106	Dr.-Kamniker-Straße
68	Brahmsstraße	107	Dr.-Karl-Böhm-Allee
69	Brehmstraße	108	Dr.-Karl-Lueger-Straße
70	Bresslern-Roth-Weg	109	Dr.-Lemisch-Straße
71	Brockmanngasse	110	Dr.-Lister-Gasse
72	Brucknerstraße	111	Dr.-Muck-Anlage
73	Brüder-Renner-Weg	112	Dr.-Pfaff-Gasse
74	Bunsengasse	113	Dr.-Plochl-Straße
75	Carl-Spitzweg-Gasse	114	Dr.-Robert-Graf-Straße
76	Carnerigasse	115	Dr.-Robert-Sieger-Straße
77	Casalgasse	116	Dr.-Schlossar-Park
78	Conduzzigasse	117	Dr.-Stichl-Weg
79	Conrad-Kreuzer-Gasse	118	Dr.-Theodor-Pfeiffer-Straße
80	Conrad-von-Hötzendorf-Straße	119	Dr.-Tilly-Gasse
81	Corneliusweg	120	Draisgasse
82	Costellagasse	121	Droste-Hülshoff-Gasse
83	Daimlerweg	122	Düregasse
84	Daungasse	123	Eckertstraße
85	David-Herzog-Platz	124	Edisonstraße
86	Dechant-Binder-Anlage	125	Edlingerweg
87	Defreggergasse	126	Eduard-Keil-Gasse
88	Denggasse	127	Eduard-Richter-Gasse
89	Dennigweg	128	Egger-Lienz-Weg
90	Dieselweg	129	Ehlergasse
91	Doblergasse	130	Eichendorffstraße
92	Dolezalgasse	131	Eichholzerweg
93	Dornauweg	132	Einpacherweg
94	Dorothee-Sölle-Weg	133	Einspinnergasse
95	Dr.-Anton-Schlossar-Weg	134	Eißlgasse
96	Dr.-Anton-Weg	135	Ekkehard-Hauer-Straße
97	Dr.-Bruno-Ertler-Straße	136	Elisabethstraße
98	Dr.-Eckener-Straße	137	Elise-Steininger-Steg
99	Dr.-Emperger-Weg	138	Emichgasse
100	Dr.-Hanisch-Weg	139	Emichplatzl
101	Dr.-Hans-Kloepfer-Straße	140	Emil-Ertl-Gasse
102	Dr.-Hans-Spitzky-Platzl	141	Engelbert-Rückl-Gasse
103	Dr.-Heschl-Weg	142	Engerthgasse
104	Dr.-Ignaz-Scarpattetti-Straße	143	Erich-Edegger-Steg
105	Dr.-Johannes-Ude-Gasse	144	Erich-Edegger-Weg

145 Erna-Diez-Straße

146 Ernst-Haeckel-Straße

147 Ernst-Moser-Weg

148 Ernst-Vogel-Weg

149 Erzherzog-Johann-Allee

150 Erzherzog-Johann-Brücke

151 Erzherzog-Johann-Straße

152 Eschenbachgasse

153 Esserweg

154 Etrichgasse

155 Ettingshausengasse

156 Eugenie-Schmiedl-Hain

157 Evangelimanngasse

158 Eyslergasse

159 Eythgasse

160 Felix-Dahn-Platz

161 Fellingergasse

162 Ferdinand-Porsche-Platz

163 Ferdinand-Prirsch-Straße

164 Ferdinand-von-Saar-Weg

165 Fichtestraße

166 Fischer-von-Erlach-Gasse

167 Fiziastraße

168 Flurerweg

169 Födranspergweg

170 Fontanestraße

171 Forstergasse

172 Fosselgasse

173 Franckstraße

174 Frankensteingasse

175 Franz-Graf-Allee

176 Franz-Herzog-Weg

177 Franz-Nabl-Weg

178 Franz-Pratter-Straße

179 Franz-Riepl-Gasse

180 Franz-Schmidt-Weg

181 Franz-Steiner-Gasse

182 Franz-Werfel-Gasse

183 Fraungruberstraße

184 Friedrichgasse

185 Friedrich-Gauermann-Weg

186 Friedrich-Hebbel-Gasse

187 Friedrich-Kaulbach-Straße

188 Friedrich-Schnideritsch-Straße

189 Friedrich-von-Gagern-Allee

190 Frischaufweg

191 Fritz-Pregl-Weg

192 Fröbelgasse

193 Fröhlichgasse

194 Fyrtagweg

195 Gabelsbergerstraße

196 Gabriel-Seidl-Gasse

197 Gadollaplatz

198 Gadollaweg

199 Gaisbacherweg

200 Gallmeyergasse

201 Ganghoferstraße

202 Gaußgasse

203 Gebhardgasse

204 Geibelgasse

205 Geißlergasse

206 Geistingerweg

207 Gellertgasse

208 Georg-Gaß-Weg

209 Gerhart-Hauptmann-Gasse

210 Gerstnergasse

211 Gertrude-Wagner-Allee

212 Ghegagasse

213 Ginzkeygasse

214 Girardigasse

215 Gleispachgasse

216 Glesingerstraße

217 Gluckgasse

218 Goethestraße

219 Gollweg

220 Gorbachplatz

221 Gottlieb-Remschmidt-Gasse

222 Gottschedgasse

223 Grabbegasse

224 Grasbergerstraße

225 Grevenberggasse

226 Grillparzerstraße

227 Grimmgasse

228 Gruber-Mohr-Weg

229 Gstirnergasse

230 Guldinweg

231 Gustav-Hofer-Weg

232 Gustav-Klimt-Weg

233 Gustav-Scherbaum-Promenade

234 Gutenbergstraße

235 Haberlandtweg

236 Hackhergasse

237 Hackhofergasse

238 Hagengasse

239 Halbärthgasse

240 Halmweg

241 Hamerlinggasse

242 Hammer-Purgstall-Gasse

243 Händelstraße

244 Hanns-Koren-Ring

245 Hans-Brandstetter-Gasse

246 Hans-Dolf-Weg

247 Hans-Friz-Weg

248 Hans-Groß-Gasse

249 Hans-Hegenbarth-Allee

250 Hans-List-Platz

251 Hans-Mauracher-Straße

252 Hans-Pascher-Weg

253 Hans-Resel-Gasse

254 Hans-Riehl-Gasse

255 Hans-Sachs-Gasse

256 Hans-von-der-Sann-Gasse

257 Hanuschgasse

258 Hanuschplatz

259 Harrachgasse

260 Hartenaugasse

261 Hartiggasse

262 Hasnerplatz

263 Hauberrisergasse

264 Hauckweg

265 Hauffgasse

266 Hauseggerstraße

267 Hauslabgasse

268 Haydngasse

269 Hedwig-Katschinka-Straße

270 Heilingergasse

271 Heinrich-Heine-Straße

272 Heinrichstraße

273 Heipelweg

274 Helene-Serfecz-Platz

275 Henri-Dunant-Weg

276 Herbert-Böckl-Gasse

277 Herdergasse

278 Hermann-Aust-Gasse

279 Hermann-Bahr-Gasse

280 Hermann-Gmeiner-Weg

281 Hermann-Löns-Gasse

282 Herrandgasse

283 Herta-Frauneder-Straße

284 Hertzgasse

285 Herzogenberggasse

286 Heuberggasse

287 Hilbergasse

288 Hochenburgerweg

289 Hochstrassergasse

290 Hödlweg

291 Hofbauerplatz

292 Hofmannsthalgasse

293 Holteigasse

294 Holubgasse

295 Horneckstraße

296 Hoschweg

297 Hubert-Hoffmann-Ring

298 Hüblweg

299 Hugo-Schuchardt-Straße

300 Hugo-Wolf-Gasse

- | | | | |
|-----|-----------------------------|-----|----------------------------|
| 301 | Humboldtstraße | 340 | Johann-Strauß-Gasse |
| 302 | Humperdinckgasse | 341 | Johann-Weitzer-Weg |
| 303 | Hutteggerstraße | 342 | Joherlgasse |
| 304 | Hüttenbrennergasse | 343 | Josef-Bayer-Gasse |
| 305 | Ibererstraße | 344 | Josef-Gauby-Weg |
| 306 | Ignaz-Kollmann-Gasse | 345 | Josef-Hyrtl-Gasse |
| 307 | Ilwofgasse | 346 | Josef-Kienzl-Weg |
| 308 | Inffeldgasse | 347 | Josef-Lanner-Straße |
| 309 | Ingeborg-Bachmann-Gasse | 348 | Josef-Ornig-Straße |
| 310 | Inge-Morath-Straße | 349 | Josef-Pock-Straße |
| 311 | Innerhoferstraße | 350 | Josef-Pongratz-Platz |
| 312 | Jahngasse | 351 | Josef-Posch-Straße |
| 313 | Jakob-Degen-Gasse | 352 | Josef-Poestion-Straße |
| 314 | Jakob-Dirnböck-Gasse | 353 | Josef-Schwarz-Straße |
| 315 | Jakob-Gschiel-Gasse | 354 | Josef-Steinberger-Weg |
| 316 | Jakob-Lorber-Gasse | 355 | Joseph-Marx-Straße |
| 317 | Jakob-Münz-Weg | 356 | Julius-Hansel-Straße |
| 318 | Jakob-Redtenbacher-Gasse | 357 | Julius-Schuch-Gasse |
| 319 | Jakominigürtel | 358 | Kaiserfeldgasse |
| 320 | Jakominiplatz | 359 | Kaiser-Franz-Josef-Kai |
| 321 | Jakoministraße | 360 | Kaiser-Josef-Platz |
| 322 | Jandlweg | 361 | Kalchberggasse |
| 323 | Janneckweg | 362 | Kantgasse |
| 324 | Jaquetweg | 363 | Kapistran-Pieller-Platz |
| 325 | Jaritzweg | 364 | Karl-Etzel-Weg |
| 326 | Jarlweg | 365 | Karl-Frisch-Gasse |
| 327 | Jauerburggasse | 366 | Karl-Huber-Gasse |
| 328 | Jensengasse | 367 | Karl-Maria-von-Weber-Gasse |
| 329 | Johanna-Kollegger-Straße | 368 | Karl-Morre-Straße |
| 330 | Johannes-Zwenger-Platz | 369 | Karl-Schönherr-Gasse |
| 331 | Johann-Fux-Gasse | 370 | Karl-Zeller-Weg |
| 332 | Johann-Haiden-Straße | 371 | Karolinenweg |
| 333 | Johann-Koller-Weg | 372 | Katzianergasse |
| 334 | Johann-Kriegl-Straße | 373 | Kauperzgasse |
| 335 | Johann-Loserth-Gasse | 374 | Keesgasse |
| 336 | Johann-Michael-Steffn-Weg | 375 | Keplerbrücke |
| 337 | Johann-Paiarl-Weg | 376 | Keplerstraße |
| 338 | Johann-Puch-Platz | 377 | Kernerstraße |
| 339 | Johann-Sebastian-Bach-Gasse | 378 | Kernstockgasse |

379 Kerschhoferweg

380 Kindermanngasse

381 Kinkgasse

382 Kitnerweg

383 Klara-Fietz-Gasse

384 Kleiststraße

385 Klingendrahtgasse

386 Kloiberweg

387 Klopstockgasse

388 Klusemannstraße

389 Knablgasse

390 Kneippweg

391 Kochstraße

392 Kohlbachgasse

393 Kollonitschstraße

394 Kollwitzgasse

395 Komzakgasse

396 Königergasse

397 Königshoferstraße

398 Konrad-Deubler-Gasse

399 Konrad-Hopferwieser-Gasse

400 Kopernikusgasse

401 Körösisstraße

402 Kortschakweg

403 Koschakweg

404 Koschatgasse

405 Koßgasse

406 Kozenweg

407 Krafft-Ebing-Straße

408 Kranewittergasse

409 Kratkystraße

410 Krausgasse

411 Kreßgasse

412 Kronesgasse

413 Kronfeldgasse

414 Kübeckgasse

415 Kudlergasse

416 Kudlichweg

417 Kumarweg

418 Kuwassegasse

419 Lacherweg

420 Lagknergasse

421 Laimburggasse

422 Laudongasse

423 Lauzilgasse

424 Lehargasse

425 Leifhelmgasse

426 Leitnergasse

427 Lenaugasse

428 Leo-Scheu-Gasse

429 Lessingstraße

430 Lichtenfelsgasse

431 Liebengasse

432 Liebiggasse

433 Liesganiggasse

434 Liliencrongasse

435 Lilienthalgasse

436 Lisztgasse

437 Lodergasse

438 Loewegasse

439 Lois-Steiner-Weg

440 Lorenz-Vest-Weg

441 Lortzinggasse

442 Löseranlage

443 Ludwig-Benedek-Gasse

444 Ludwig-Boltzmann-Gasse

445 Ludwig-Hülgerth-Gasse

446 Ludwig-Seydler-Gasse

447 Ludwig-Werba-Gasse

448 Luigi-Kasimir-Gasse

449 Luthergasse

450 Macherstraße

451 Maderspergergasse

452 Maggstraße

453 Mahlergasse

454 Maiffredygasse

455 Mainersbergstraße

456 Major-Hackher-Weg

457 Makartgasse

458 Mallitschweg

459 Mandellstraße

460 Maria-Cäsar-Park

461 Maria-Pachleitner-Straße

462 Maria-Theresia-Allee

463 Marktannerweg

464 Markusgasse

465 Martha-Tausk-Park

466 Martingasse

467 Maschwandergasse

468 Matthias-Anker-Weg

469 Matthias-Scheiner-Weg

470 Matthias-Tropper-Weg

471 Max-Kraft-Gasse

472 Max-Mell-Allee

473 Max-Reger-Gasse

474 Maygasse

475 Meinonggasse

476 Melanweg

477 Mela-Spira-Straße

478 Mendelgasse

479 Mengerweg

480 Michael-Kienreich-Straße

481 Millöckergasse

482 Mitterhofergasse

483 Mitterwurzerweg

484 Mödlingergasse

485 Moelkweg

486 Mohsgasse

487 Monsbergergasse

488 Montecuccoligasse

489 Montfortstraße

490 Mörikestraße

491 Mosconweg

492 Mozartgasse

493 Muchargasse

494 Müller-Guttenbrunn-Weg

495 Münkergasse

496 Nansenweg

497 Negrelligasse

498 Nernstgasse

499 Nestroystraße

500 Neuböckweg

501 Neuholdaugasse

502 Neupauerweg

503 Niclas-Strobl-Weg

504 Niedenausweg

505 Niesenberggasse

506 Nikolaus-Otto-Weg

507 Nikolaus-Schönbacher-Straße

508 Nippelgasse

509 Nittnergasse

510 Nordberggasse

511 Novalisgasse

512 Nußbaumerstraße

513 Oberhuberweg

514 Olga-Rudel-Zeynek-Gasse

515 Orgeniweg

516 Ortweingasse

517 Ortweinplatz

518 Ostwaldgasse

519 Otto-Loewi-Gasse

520 Otto-Wagner-Weg

521 Pachlerweg

522 Pamberggasse

523 Panzenbeckgasse

524 Pappenheimgasse

525 Paracelsusgasse

526 Passinigasse

527 Paula-Grogger-Weg

528 Paula-Wallisch-Straße

529 Paul-Ernst-Gasse

530 Paul-Keller-Gasse

531 Pauluzzigasse

532 Payer-Weyprecht-Straße

533 Peballweg

534 Pehamweg

535 Peinlichgasse

536 Pertassekweg

537 Pesendorferweg

538 Pestalozzistraße

539 Peter-Leardi-Weg

540 Peter-Rosegger-Straße

541 Peter-Tunner-Gasse

542 Pfarrer-Schröttner-Platz

543 Pfeifferhofweg

544 Pfitznergasse

545 Pfrimerweg

546 Piccardigasse

547 Pichlergasse

548 Pistotnikgasse

549 Pittoniweg

550 Plappartweg

551 Plüddemanngasse

552 Pointnergasse

553 Poketzgasse

554 Polstererweg

555 Polzergasse

556 Pomisgasse

557 Pommergasse

558 Pongratz-Moore-Steg

559 Popelkaring

560 Poppmeierstraße

561 Porscheweg

562 Portugallweg

563 Posenergasse

564 Prangelgasse

565 Pratogasse

566 Prießnitzweg

567 Prinzhoferweg

568 Prochaskagasse

569 Prof.-Franz-Spath-Ring

570 Prokesch-Osten-Gasse

571 Puchleitnerweg

572 Puchsteg

573 Puchstraße

574 Purgleitnerstraße

575 Puschweg

576 Quringasse

577 Radetzkybrücke

578 Radetzkystraße

579 Raffaltweg

580 Raiffeisenstraße

581 Raimundgasse

582 Rechbauerstraße

583 Reininghauspark

584 Reininghausstraße

585 Reinitzerweg

586 Rembrandtgasse

587 Remygasse

588 Resselgasse

589 Richard-Strauss-Gasse

590 Richard-Wagner-Gasse

591 Richard-Zach-Gasse

592 Riedlerweg

593 Rilkeweg

594 Ritter-von-Formentini-Allee

595 Robert-Fuchs-Straße

596 Robert-Mlekus-Weg

597 Robert-Musil-Gasse

598 Robert-Stolz-Gasse

599 Robert-Stolz-Promenade

600 Robert-Viertl-Straße

601 Roseggergarten

602 Roseggerkai

603 Roseggerweg

604 Roßmanngasse

605 Rückertgasse

606 Rudolf-Hans-Bartsch-Straße

607 Rudolf-List-Gasse

608 Rungeweg

609 Sahlaweg

610 Saitzgasse

611 Sanzingasse

612 Sartorigasse

613 Savenauweg

614 Schäffersfeldweg

615 Schauensteingasse

616 Scheidtenberggasse

617 Scheigergasse

618 Schererstraße

619 Schillerplatz

620 Schillerstraße

621 Schippingerstraße

622 Schirrmanngasse

623 Schmiedlstraße

624 Schmölzergasse

625 Schoygasse

626 Schreinerstraße

627 Schröckingerweg

628 Schrödingerstraße

629 Schrottenbachgasse

630 Schröttergasse

631 Schubertstraße

632 Schumanngasse

633 Schützgasse

634 Schwarzenberggasse

635 Schwindgasse

636 Seebachergasse

637 Semmelweiggasse

638 Senefeldergasse

639 Siglweg

640 Sigmund-Freud-Gasse

641 Sigmundstadl

642 Simchengasse

643 Simonygasse

644 Sonnenfelsplatz

645 Speidlgasse

646 Starhembergasse

647 Staudgasse

648 Stelzhamerweg

649 Stempfergasse

650 Stenggstraße

651 Stigergasse

652 Stockergasse

653 Stradiotgasse

654 Strassoldogasse

655 Stregengasse

656 Stremayrgasse

657 Strennerweg

658 Strobelbergerweg

659 Susanne-Wenger-Weg

660 Suttnerweg

661 Swethgasse

662 Tegetthoffbrücke

663 Teggetthofplatz

664 Thaddäus-Stammel-Straße

665 Theodor-Körner-Straße

666 Theodor-Storm-Straße

667 Theyergasse

668 Thomas-Arbeiter-Gasse

669 Toeplergasse

670 Toni-Schruf-Weg

671 Trenkgasse

672 Tyroltgasse

673 Uhlandgasse

674 Uhlirzgasse

675 Ulmgasse

676 Ulrich-Lichtenstein-Gasse

677 Ungergasse

678 Varenaweg

679 Vidmarstraße

680 Viktor-Franz-Straße

681 Viktor-Geramb-Weg

682 Viktor-Kaplan-Gasse

683 Viktor-Zack-Weg

684 Villefortgasse

685 Vinzenz-Muchitsch-Straße

686 Vinzenz-Sabatky-Weg

687 Virchowgasse

688 Vogelweiderstraße

689 Waagner-Biro-Straße

690 Wagner-Jauregg-Platz

691 Wagner-Jauregg-Straße

692 Wagnesweg

693 Waldertgasse

694 Waldmüllergasse

695 Walter-Flex-Weg

696 Walter-Goldschmidt-Gasse

697 Walter-P.-Chrysler-Platz

698 Walter-Semetkowski-Weg

699 Waringergasse

700 Wastiangasse

701 Wastlergasse

702 Wegenergasse

703 Weinholdstraße

704 Weissenkircherstraße

705 Weißweg

706 Weixelbaumstraße

707 Weldenstraße

708 Werndlweg

709 Wichnergasse

710 Wickenburggasse

711 Widowitzgasse

712 Wiednerplätzchen

713 Wielandgasse

714 Wiesenauergasse

715 Wilhelm-Fischer-Allee

716 Wilhelm-Gösser-Gasse

717 Wilhelm-Kienzl-Gasse

718 Wilhelm-Raabe-Gasse

719 Wilhelm-Rösche-Gasse

720 Wilhelm-Thöny-Weg

721 Willi-Thaller-Straße

722 Willomitzergasse

723 Wittekweg

724 Wittenbauerstraße

725 Wittulaweg

726 Wolkensteingasse

727 Wormgasse

728 Zahnstraße

729 Zanklstraße

730 Zeillergasse

731 Zelinkagasse

732 Zeppelinstraße

733 Zerlacherweg

734 Ziehrerstraße

735 Zinzendorfgasse

736 Zoffgasse

737 Zoisweg

738 Zusertalgasse

Texte der Zusatztafeln und Biografien

Abraham-a-Santa-Clara-Gasse

Datum der Benennung

12.1.1935

Text der Zusatztafel

Johann Ulrich Megerle 1644–1709

Augustinermönch, Schriftsteller. Megerle nahm 1662 bei Ordenseintritt den Namen Abraham a Santa Clara an. Er wirkte zu Zeiten der Pest wie auch der osmanischen Belagerung Wiens und genoss in Augsburg, Wien und Graz Popularität. Als Poet des Barocks schuf er ein umfangreiches Werk aus Lyrik und Prosa. Seine Schriften enthalten antitürkische und antijüdische Sequenzen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Ulrich Megerle – Ordensname Abraham a San(c)ta Clara – wurde am 2. Juli 1644 als achtens von zehn Kindern des Gastwirts Matthäus Megerle und dessen Frau Ursula, geb. Wagner, in der Gaststätte „Zur Traube“ in Kreenheinstetten (Baden-Württemberg) geboren. Ab 1652 besuchte er mit Zustimmung der fürstlichen Herrschaft die Schlossschule in Meßkirch, nach dem Tod des Vaters 1656 war ihm bis 1659 durch die Unterstützung seines Onkels und Vormunds Abraham Megerle der Besuch des Gymnasiums der Jesuiten in Ingolstadt möglich, woran sich 1660–1662 Gymnasialjahre bei den Benediktinern in Salzburg anschlossen. Im Kloster Maria Brunn bei Wien trat er im Herbst 1662 mit dem als Dankbarkeitsbezeugung gegenüber dem Onkel angenommenen Ordensnamen Abraham a Santa Clara in den Orden der Augustiner-Barfüßer ein und absolvierte philosophische und theologische Studien in Wien, Prag und Ferrara. 1666 (oder 1668) wurde er zum Priester geweiht und war dann 1667–1668 Feiertagsprediger im Kloster Taxa in Odelzhausen bei Augsburg.

1668 oder 1669 kehrte er nach Wien zurück und wirkte bis 1672 als wortgewaltiger christlicher Prediger gegen das Laster (Völlerei, Trunksucht, Habgier) in diversen Kirchen und Klöstern. Im April 1677 wurde er von Kaiser Leopold I. zum Subprior und kaiserlichen Hofprediger ernannt. Im Pestjahr 1679 verbrachte er fünf Monate in Isolation beim niederösterreichischen Landmarschall Graf Johann Balthasar Hoyos und arbeitete an seiner Pest-Bußpredigt und Ständesatire „Merck's Wienn!“, in der er für die Epidemie Hexen und Juden verantwortlich machte. 1680 wurde er vom Orden zum Prior zu Sankt Augustin gewählt. 1682 wurde er nach Graz zum Ordensaufbau in das neu errichtete Augustiner-Barfüßer-Kloster am Münzgraben versetzt und betätigte sich dort als Sonntagsprediger, anlässlich der zweiten Türkenbelagerung in Wien auch dort als wirkungsmächtiger Massenprediger.

Ab 1686 wurde er im Kloster am Münzgraben Prior und dann Provinzial (zeitweilig auch im Augustiner-Kloster St. Johann am Herberstein) und war in vielen Klöstern und Kirchen Fest- und Gastprediger. In Graz hielt er u. a. 1688 die „Teufelspredigt“. Ab 1690 übernahm er von Wien aus die Leitung der deutsch-böhmischen Ordensprovinz der Augustiner-Barfüßer, erhielt 1697 den Titel eines „definitor provinciae“ als kirchlicher Verwaltungsbeamter. Nach dem Auftreten diverser Krankheiten (u. a. ein jahrelanges Gichtleiden) starb er am 1. Dezember 1709 in Wien im Augustinerkloster.

Die rhetorisch höchst durchschlagskräftigen Predigten Abraham a Santa Claras operieren mit originellen Einfällen, Wortspielen, Witzen und einer derb-direkten Ausdrucksweise. Die propagierten Feindbilder – so gegen Türken und Protestanten – kulminieren in einem massiven Antisemitismus: Santa Clara beschimpfte in den vier Bänden seines Hauptwerks „Judas der Ertz-Schelm“ (1686–1695) „Juden als gottlos, ehrlos, gewissenlos, heillos, tugendlos, treulos, vernunftlos, neidig, lasterhaft, unehrlich, sündhaft und als Abschaum“¹. Unübersehbar ist auch die frauenfeindliche Schlagseite der Predigten und Schriften, in denen die Frau – „als Ziel sündhafter Begehr des Mannes“ – „auf die berühmten drei ‚K‘ – Kirche, Kinder, Küche – beschränkt“ wird.² Die NS-Propaganda bediente sich an den von Santa Clara radikalisierten zeitgenössischen antisemitischen Vorurteilen vom „Erzschelm“, etwa auch durch die Förderung der Werkausgabe (1943–1945) von Karl Bertsche³.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Viktor Farías, Heidegger und der Nationalsozialismus. Aus dem Span. und Franz. übers. von Klaus Laermann. Frankfurt am Main 1989.

Robert A. Kann, Kanzel und Katheder. Studien zur österreichischen Geistesgeschichte vom Spätbarock zur Frühromantik. Wien – Freiburg – Basel 1962.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christian Pape, Abraham a Sancta Clara, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Band 2/1 Personen A–K. Berlin 2009, S. 2f.

¹ Christian Pape, Abraham a Sancta Clara, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Band 2/1 Personen A–K. Berlin 2009, S. 2.

² Robert A. Kann, Kanzel und Katheder. Studien zur österreichischen Geistesgeschichte vom Spätbarock zur Frühromantik. Wien – Freiburg – Basel 1962, S. 88.

³ Vgl. zur NS-Förderung der Werkausgabe die mit vielen Zitaten des Predigers versehene Studie im Zusammenhang mit Heideggers Hinwendung zu Santa Clara von Viktor Farías: Heidegger und der Nationalsozialismus. Aus dem Span. und Franz. übers. von Klaus Laermann. Frankfurt am Main 1989, S. 383–387.

Absengerstraße

Datum der Benennung

um 1905

Text der Zusatztafel

Anton Absenger 1820–1899

Musiker, Komponist. Der gebürtige Südoststeirer war ab 1833 Flügelhornist in Johann Gungls Kapelle. Der spätere Leiter der Streichmusik des Grazer Bürgerkorps und der Nationalgarde war ab 1852 in Leoben Stadtmusikdirektor und Kirchenchorleiter. Er schuf steirisch-volkstümliche Kompositionen und tourte mit seiner Volksmusikspielgruppe erfolgreich durch Europa.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Absenger war ein steirischer Musiker, Komponist und Förderer heimischer Volksmusik. Zu seinen bekannteren Kompositionen gehören der Jodler „'s Kohlröserl“ und der „Rosegger-Marsch“. Am 1. Juni 1820 in Zerlach bei Kirchbach in der Steiermark als Sohn einer kinderreichen Bauernfamilie geboren, beherrschte er bereits als Kind mehrere Instrumente.

Schon in jungen Jahren tourte er als Flügelhornist im Orchester des preußischen Hofkapellmeisters Johann Gungl durch Europa. Die Kapelle hatte Auftritte in mehreren deutschen Städten, Riga, Sankt Petersburg, Prag und Wien. Zurück in Graz, übernahm er die Leitung der Streichmusik des Bürgerkorps. Daneben widmete er sich dem Studium der Musiktheorie bei August Swoboda. Im Anschluss zog es ihn nach Leoben, wo er als 32-Jähriger Stadtmusikdirektor und Regens Chori der drei Leobner Kirchen („Türmermeister“) wurde. In Leoben gründete er eine Musikschule und eine über die Grenzen der Stadt hinaus erfolgreiche Knabenkapelle.

Gemeinsam mit J. Lorenz und K. Kraushofer, später mit Mitgliedern seiner Familie, bildete er eine Volksmusikgruppe, die ausgedehnte Konzertreisen durch Europa unternahm. 1865 musizierte er sogar vor Kaiser Franz Josef I. in Schloss Schönbrunn. Offensichtlich wegen seiner lebhaften Reisetätigkeit konnte er seine Leobner Verpflichtungen aber nicht mehr in dem von den Autoritäten gewünschten Ausmaß wahrnehmen. 1883 wurde er aus seinen Ämtern entlassen. Er erhielt eine Abfindung von 300 Gulden. Fortan musste Absenger seinen Lebensunterhalt als freier Künstler verdienen. Sein Einkommen reichte jedoch nicht aus, um sich und seine Familie zu versorgen. So war

er in seinen letzten Lebensjahren weitgehend auf die Unterstützung von Verehrern seiner Musik und von Gönnern angewiesen.

Absenger gilt heute als einer der Pioniere steirischen Liedguts. Er komponierte zahlreiche Werke selbst, darunter volkstümliche Lieder, Märsche und geistliche Musik, unter anderem sechs verschiedene Versionen des Hymnus „Tantum ergo“. Auch Stücke für Blasmusikkapellen und Tänze für Klavier finden sich in seinem Werkverzeichnis. Anton Absenger starb kurz vor der Jahrhundertwende, am 17. Dezember 1899, in Graz und ist auf dem Grazer Leonhardfriedhof begraben.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wolfgang Suppan, Steirisches Musiklexikon. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl. Graz 2009.

Adalbert-Stifter-Gasse

Datum der Benennung

1935

Text der Zusatztafel

A(da)lbert Stifter 1805–1868

Schriftsteller, Pädagoge. Der Hauslehrer namhafter Wiener Adelsfamilien wurde ab 1840 zu einer literarischen Größe des Vormärz und des Biedermeier. Detaillierte Beschreibungen der ländlichen Lebenswelt und der Natur rund um seine Heimat Böhmen prägten Stifters Erzählkunst. Nach 1848 wirkte er in Linz als oberösterreichischer Landeskonservator und Schulrat.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Albert (später Adalbert) Stifter, geboren am 23. Oktober 1805 im südböhmischen Oberplan (Horní Planá, heute Tschechien), war das erste (noch uneheliche) von fünf Kindern der Eheleute Magdalena Stifter, geb. Friepes (1784–1858), der Tochter eines Oberplaner Fleischhauers, und des Leinwebers, Flachs- und Garnhändlers Johann Stifter (1781–1817). Der Vater starb am 21. November 1817 durch einen Unfall unter einem umstürzenden Wagen, was für den Zwölfjährigen eine psychische und für die Familie finanzielle Krisensituation bedeutete. Die Mutter heiratete 1820 in zweiter Ehe den Bäckermeister Ferdinand Mayer (1791–1861) – für den Sohn „eine weitere Katastrophe“¹. Stifter besuchte aufgrund der Beharrlichkeit des Großvaters Franz Friepes (1755–1836) von 1818 bis 1826 das Gymnasium am Benediktinerstift Kremsmünster, wo sich der Pater und Lateinlehrer Placidus Hall (1774–1853) als Vaterersatz seiner annahm. 1825 erkrankte der Musterschüler an den Pocken und begann dann mit dem (lebenslangen) Manko der Pockennarben an Wange und Stirn 1826 in Wien ein (nicht abgeschlossenes) Studium der Rechtswissenschaften, hörte zwar mit Interesse Vorlesungen über Mathematik, Physik und Astronomie, gab allerdings sein als „lustlos absolvierte Pflicht“² betriebenes Brotstudium nicht zugunsten einer Künstlerexistenz auf. Die Finanzierung erfolgte durch eine intensive Tätigkeit als Hauslehrer, gleichzeitig unternahm er Versuche als Landschaftsmaler und verfasste Gedichte.

¹ Wolfgang Matz, Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge. Biographie. Göttingen 2016, S. 36.

² Matz, Stifter, S. 61.

Im Sommer 1827 lernte er in Friedberg (Frymburk) Fanny Greipl (1808–1839) kennen, die Tochter eines wohlhabenden Leinwandhändlers. Die anfängliche Freundschaft wandelte sich in Leidenschaft, wurde aber von den Eltern torpediert. 1832/33 begann Stifter ein Verhältnis mit der aus sozial ärmlichen Verhältnissen stammenden Putzmacherin Amalia Mohaupt (1811–1883), die er schließlich 1837 heiratete. Fanny Greipl blieb allerdings ein Objekt der Begierde, um das er 1835 nochmals warb, die aber 1836 den Kamalsekretär Josef Fleischanderl heiratete und 1839 bei der Geburt ihres ersten Kindes August starb. 1837 bewarb sich Stifter um eine Anstellung an der Forstlehranstalt Mariabrunn.

Die literarische Karriere begann sich erst ab 1840 zu entfalten, er „erlebte bis 1848 eine wahre Schaffensexplosion“³, veröffentlichte in Almanachen, Jahrbüchern und Zeitschriften Erzählungen, die dann 1844 bis 1850 in den sechs Bänden „Studien“ veröffentlicht wurden. Der Beginn wurde mit „Der Condor“ (Erstdruck in der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ 1830) gesetzt, einer Erzählung mit den Themenblöcken „Ballonfahrt“ und „Frauenfrage“, die sehr positiv aufgenommen wurde. In der Folge kam es zur entscheidenden finanziellen Unterstützung für eine Schriftstellerexistenz durch den Verleger Gustav Heckenast (1811–1878), der u. a. 1841 Stifter für die Herausgabe des Bands „Wien und die Wiener“ (1844) verpflichtete und sich als Lebensfreund erweisen sollte. Neben den Veröffentlichungen förderten die Präsenz in den literarischen Salons und Hauslehrer-Berufungen wie jene (1843–1846) für Richard von Metternich (1829–1895), den Sohn des Staatskanzlers, die Akzeptanz und Etablierung im Wiener Literaturbetrieb. Er „wurde mit Franz Grillparzer (1791–1872) bekannt, verkehrte im literarischen Salon der Baronin Henriette Pereira (1780–1859) und die Schriftstellerin Betty Paoli (1814–1894) führte ihn in das Haus der Fürstin Maria Anna Schwarzenberg (1768–1848) ein“⁴.

1848 identifizierte er sich wie viele andere liberale Bürger mit den emanzipatorischen Zielen der 1848er-Revolution und war „mitgerissen von dem allgemeinen Glückstaumel“⁵ der Märzrevolution. Im April 1848 wurde er zwar für den Wiener Bezirk „Innere Stadt“ zum Wahlmann für die Abgeordnetenwahl gewählt, in der neugegründeten „Constitutionellen Donau-Zeitung“ veröffentlichte er aber einen Beitrag „Über Stand und Würde des Schriftstellers“, in dem er sich skeptisch und vorsichtig gegen journalistische Demagogie und konkret-radikale Handlungsbereitschaft aussprach. Am 6. Mai flüchtete er ins friedlich-beschauliche Linz. Er verlegte sein Engagement auf den Bildungsbereich und wurde 1850 nach einigen Kalamitäten (vorerst provisorisch) zum Volksschulinspektor für Oberösterreich und k. k. Schulrat bestellt, als der er sich u. a. für die Gründung der Realschule einsetzte; 1852 wurde er zum Oberösterreichischen

³ Peter Becher, Adalbert Stifter. Sehnsucht nach Harmonie. Eine Biographie. Regensburg 2005, S. 126.

⁴ o. A., Adalbert Stifter. Online verfügbar unter: <https://www.stifterhaus.at/stichwoerter/adalbert-stifter>

⁵ Matz, Stifter, S. 244.

Landeskonservator ernannt. 1853 kam es zu einer Auseinandersetzung mit dem Direktor der Realschule, die 1855 im Entzug der Inspektion gipfelte.

Privat ergaben sich Veränderungen und Krisen. Vor Weihnachten 1850 verschwand die Ziehtochter Juliane Mohaupt (1841–1859), die aufgrund der Kinderlosigkeit vom Ehepaar Stifter 1847 aufgenommen worden war, und wurde erst nach zwei Wochen gefunden. 1857 reiste Stifter mit seiner Frau und Juliane nach Klagenfurt und Triest, seine Wahlnichte Josefine nahm er als weitere Ziehtochter mit nach Linz. 1858 starb die Mutter Stifters und Josefine kehrte krank nach Klagenfurt zurück. Wieder verließ Juliane das Haus und nach vier Wochen wurde ihre Leiche aus der Donau gezogen, wobei Auseinandersetzungen mit Amalie möglicherweise der Auslöser waren.

Ab 1855 arbeitete Stifter vorwiegend im „Rosenbergertut“ bei Lackenhäuser (Bayern) am „Witiko“, der dann 1865–1867 veröffentlicht wurde. In den folgenden Jahren war hier einer der Rückzugs- und Erholungsorte für den gesundheitlich angeschlagenen Autor. Zur Behandlung seines „Nervenleidens“ ging er wiederholt auf Kur, auch nach Kirchschatz bei Linz, und in den Jahren 1865 bis 1867 jeweils nach Karlsbad. Zu den Nervenschmerzen kamen ein Augenleiden und vermutlich eine durch die opulenten Ess- und Trinkgewohnheiten ausgelöste Leberzirrhose. Im Zuge der fortschreitenden Erkrankung verstärkten sich seine Depressionen, er musste für eineinhalb Jahre einen Krankenurlaub in Anspruch nehmen, im Dezember 1867 konnte er das Bett nicht mehr verlassen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Jänner 1868 schnitt er sich mit einem Rasiermesser in den Hals und starb – höchstwahrscheinlich nicht ursächlich durch den Selbstmordversuch – am 28. Jänner.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Becher, Adalbert Stifter. Sehnsucht nach Harmonie. Eine Biographie. Regensburg 2005.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Matz, Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge. Biographie. Göttingen 2016.

o. A., Adalbert Stifter. Online verfügbar unter: <https://www.stifterhaus.at/stichwoerter/adalbert-stifter>

Adolf-Kolping-Gasse

Datum der Benennung

1935

Text der Zusatztafel

Adolf Kolping 1813–1865

Priester. Der bei Köln geborene Kolping absolvierte eine Schuhmacherlehre, ehe er nach dem Theologiestudium 1845 die Priesterweihe empfing. Er bemühte sich besonders um die Verbesserung der sozialen Situation von Handwerkern. Dazu gründete und organisierte er katholische Gesellenvereine, aus denen das in Graz und international tätige Kolpingwerk hervorging.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Adolf (eigentlich: Adolph) Kolping war ein katholischer Sozialreformer. Er ist der Nachwelt als Begründer des nach ihm benannten und international tätigen katholischen Sozialverbandes „Kolpingwerk“ bekannt. Adolph Kolping wurde am 8. Dezember 1813 in Kerpen bei Köln geboren und von seinen Eltern im katholischen Glauben erzogen. Eine mit 13 Jahren begonnene Schusterlehre und die anschließenden Berufsjahre in verschiedenen Orten im Rheinland waren prägend für seine weitere Laufbahn. Er lernte die miserablen Lebensbedingungen von wandernden Gesellen kennen. Auch erlebte er damals den Zusammenbruch der alten Zunftordnung. Mit 24 schloss er mit Matura (Abitur) das Kölner Marzellengymnasium ab und studierte anschließend dank eines Stipendiums in München und Köln. In München engagierte sich Kolping in der informellen Verbindung der norddeutschen Studenten. Danach besuchte er das Priesterseminar und wurde 1845 in Köln zum Priester geweiht.

Seine erste Stelle als zweiter Kaplan und Religionslehrer erhielt er in Elberfeld (Rheinland). Die sozialen Zustände in der Industriestadt vertieften seine Erfahrungen aus der Lehrzeit. Kolping begann sich für verarmte Arbeiter und Handwerker zu engagieren. Der „Katholische Jünglingsverein zu Elberfeld“ des Lehrers Johann Gregor Breuer machte großen Eindruck auf ihn und Kolping wurde ein Jahr nach dessen Gründung im Jahr 1847 zu dessen zweitem Präses gewählt.

Während der Revolution von 1848 verhielt sich Kolping zurückhaltend. Der Revolution stand er aus mehreren Gründen ablehnend gegenüber: Sie huldige der Gewalt und erzeuge damit Gegendruck. Gewaltanwendung lasse die Kontrolle über die Verwirklichung der gesetzten Ziele unwirksam

bleiben. Zudem sei sie atheistisch inspiriert. 1849 ließ sich Kolping als Domvikar nach Köln versetzen. Noch im selben Jahr gründete er dort seinen ersten Gesellenverein nach Breuers Vorbild. Der Verein hatte regen Zulauf und schon bald entstanden auch in anderen Städten Gesellenvereine. Kolping schloss diese zu einem Bund zusammen, der sich ab 1851 „Katholischer Gesellenverein“ nannte. 70 Jahre nach seinem Tod wurde daraus das heutige Kolpingwerk.

Zur Verbreitung seiner Idee in Deutschland nutzte Kolping sein schriftstellerisches und publizistisches Talent. Schon als Geselle hatte er Gedichte geschrieben. Als Student machte er erste Erfahrungen als Journalist. 1850 übernahm er die Redaktion des „Rheinischen Kirchenblatts“. In weiterer Folge gab er unter anderem programmatische Schriften, Kalender und Zeitschriften heraus. Auch auf Katholikentagen rührte er die Werbetrommel für seine Vereine. Sein letzter Auftritt in der Öffentlichkeit war am 17. September 1865. Danach verschlechterte sich sein ohnehin schon angeschlagener Gesundheitszustand und am 4. Dezember 1865 starb Kolping 52-jährig in Köln. Sein Grab befindet sich heute in der Kölner Minoritenkirche. 1991 wurde Adolph Kolping von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen.

Das Kolpingwerk ist heute in 17 Ländern vertreten und hat mehr als 250.000 Mitglieder. Seine Aktivitäten umfassen sowohl Jugendliche als auch Erwachsene, Menschen aus allen Berufen und Sozialschichten. Das Kolpingwerk betreibt Ferienheime, Bildungshäuser und Berufsbildungszentren. Zusätzlich verfügt es über eine Krankenkasse, eine Sparkasse und einen Reisedienst.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hubert Göbels, Kolping, Adolf, in: Neue Deutsche Biographie. Band 12. Berlin 1979.

Hans-Joachim Kracht, Adolph Kolping, Priester, Pädagoge, Publizist. Im Dienst christlicher Sozialreform. Freiburg 1993.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Afritschgasse

Datum der Benennung

2.7.1947/22.4.1948

Text der Zusatztafel

Anton Afritsch 1873–1924

Politiker, Journalist. Der gebürtige Klagenfurter arbeitete als Redakteur bei der Grazer sozialdemokratischen Parteizeitung „Arbeiterwille“. 1908 gründete Afritsch den „Arbeiterverein Kinderfreunde“ und initiierte damit die heute noch bestehende Organisation der Kinderfreunde. Nach 1918 war Afritsch Grazer Stadtrat für das Wohlfahrtswesen und die Jugendfürsorge.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Afritsch wurde am 8. Dezember 1873 in der Gebäranstalt Klagenfurt als lediges Kind der Magd und Fabrikarbeiterin Maria Afritsch geboren. Er wuchs vaterlos als Pflegekind bei der übermäßig strengen Großmutter Elisabeth, verh. Gentilini (1829–1899), in Klagenfurt auf. Nach der Volksschule und der Absolvierung von zwei Klassen Mittelschule sollte er Theologie studieren, was allerdings aufgrund seiner Abneigung gegen den geistlichen Beruf und aus finanziellen Gründen nicht zustande kam. Er ging ab 1887 bei der Parkettenfabrik Egger und Moritsch in Fellach bei Villach in die Lehre und wechselte dann in die Tischlerwerkstatt Schnabel in Villach. Anschließend war er auf der Walz (u. a. länger in Linz und in Wien) und übersiedelte nach dem Militärdienst (Zugsführer) nach Graz. Dort engagierte er sich in der Gewerkschaft (1898 Obmann der Grazer Holzarbeiter).

Im Juli 1900 wurde Afritsch in das Landeskomitee der Sozialdemokratischen Partei gewählt. Er kam vorerst als Administrationsbeamter zur sozialdemokratischen Tageszeitung „Arbeiterwille“, trat dann aber in die Redaktion ein und berichtete in der Folge über Gerichtsverhandlungen sowie über aktuelle Fragen der Sozialpolitik. Nach der 1899 erfolgten Heirat mit Amalia Dulnig (1877–1950) wurden seine fünf Kinder (Willi, Josef, Anton jun., Viktor und Grete) geboren. Nicht zuletzt aufgrund der ärmlichen, beengten Wohnverhältnisse (in der Auenbruggergasse 35, heute Afritschgasse) verbrachte die Familie viel Zeit im Freien, wobei sich andere Kinder und Eltern den Spiel- und Entdeckungs-Exkursionen (v. a. im Volksgarten) anschlossen.

Ende Dezember 1907 kam es dann zur Projektierung und im Februar 1908 zur offiziellen Gründung des „Arbeitervereins Kinderfreunde“. Die Motive für sein Engagement nennt der Zeitungsredakteur

Afritsch folgendermaßen: „Die Verhältnisse im Elternhaus, die Verhältnisse in der Schule, die grenzenlose Unwissenheit der Eltern, die trostlose Vernachlässigung der Kinder [...], dazu die mangelhaften Ansätze einer öffentlichen Fürsorge und die verderbenbringenden Tätigkeiten der Gegner der Arbeiterschaft“.¹ Die von Afritsch initiierte Organisation von gemeinsamen Spielnachmittagen, Theatervorführungen, Wanderungen und Sportveranstaltungen war schon in Graz nach nicht einmal zwei Jahren mit gegen 1000 Mitgliedern gegenüber 50 bei der Gründung² ein durchschlagender Erfolg, sodass sich in der Folge in den anderen österreichischen Bundesländern weitere Ortsgruppen und Landesvereine bildeten. So konstituierte sich 1917 in Wien der „Reichsverein der Kinderfreunde“ mit dem Reporter und Schriftsteller Max Winter (1870–1937) als Obmann und Anton Afritsch als dessen Stellvertreter. Mit dem von Afritsch 1919 für die Kinderfreunde getätigten Erwerb des „Steinbergschlüssels“ bei Graz konnte dieses als Zentrum für die Aktivitäten der Kinderfreunde ausgebaut werden, 1958 wurde dort das „Anton-Afritsch-Kinderdorf“ eröffnet.

Afritsch wurde Ende 1917 sozialistischer Gemeinderat und 1919 Stadtrat für Wohlfahrtswesen und Jugendfürsorge in Graz, eine Aufgabe, die ihn wohl zeitweilig überforderte, wie sein Sohn Anton jun. berichtet: „Hier muss ich doch berichten, wie schwer es mein Vater in dieser Zeit hatte, wie er oft verzweifelt und deprimiert bei unserem Mittagstisch saß und oft am Ende seiner Kräfte war.“³ 1924 wurde er nochmals zum Stadtrat gewählt, konnte diese Funktion aber zuletzt aufgrund krankheitsbedingter Absenzen kaum noch ausüben. Er starb überraschend mit 51 Jahren am 7. Juli 1924 in Graz an einem unerkannten fortgeschrittenen Leber- und Magenkrebs.

1920 erschien erstmals ein Band von größtenteils autobiografisch ausgerichteten Erzählungen mit dem Titel „Ins neue Leben“, in dem Afritsch insbesondere seine problematischen Kindheitserlebnisse verarbeitete. Von dem Band erschienen mit unterschiedlichen Illustratoren und Zusammenstellungen insgesamt fünf Auflagen, die letzte 1998 zum 90-jährigen Jubiläum der Kinderfreunde mit Fotografien der Enkelin Eva Klepp-Afritsch.⁴

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Der Bericht von Anton Afritsch ist zitiert nach: Anton Tesarek, Die österreichischen Kinderfreunde. 1908–1958. Wien 1958, S. 23.

² Vgl. Anton Afritsch, Was uns Grazer zur Gründung der „Kinderfreunde“ veranlasste, in: Jakob Bindel (Hg.), 75 Jahre Kinderfreunde. 1908–1983. Skizzen. Erinnerungen. Berichte. Ausblicke. Wien – München 1983, S. 58–63, hier S. 59.

³ Anton Afritsch [jun.], Erinnerungen. Vom Buchhändler zum Landtagspräsidenten. Graz 1977, S. 39.

⁴ Anton Afritsch, Ins neue Leben und andere ernste Erzählungen um die Jahrhundertwende. Graz 1998.

Literatur

Anton Afritsch, Was uns Grazer zur Gründung der „Kinderfreunde“ veranlasste, in: Jakob Bindel (Hg.), 75 Jahre Kinderfreunde. 1908–1983. Skizzen. Erinnerungen. Berichte. Ausblicke. Wien – München 1983, S. 58–63.

Anton Afritsch, Ins neue Leben und andere ernste Erzählungen um die Jahrhundertwende. Graz 1998.

Anton Afritsch [jun.], Erinnerungen. Vom Buchhändler zum Landtagspräsidenten. Graz 1977.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Anton Tesarek, Die österreichischen Kinderfreunde. 1908–1958. Wien 1958.

Aigner-Rollett-Allee

Datum der Benennung

15.12.2022

Text der Zusatztafel

Oktavia Aigner-Rollett (geb. Rollett) 1877–1959

Medizinerin. Die gebürtige Grazerin nutzte 1900 die erstmalige Möglichkeit für Frauen, an der Universität Graz Medizin zu studieren, wo sie als zweite Absolventin 1905 promovierte. Als erste berufsausübende Ärztin in der Steiermark führte Aigner-Rollett 1907–1952 eine Praxis in Graz. Zudem publizierte sie medizinische Fachartikel und Beiträge zu Frauenrechten.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Oktavia Aigner-Rollett war eine Pionierin als Frau im Ärzteberuf. Sie kam am 23. Mai 1877 als erstgeborene Tochter des später bekannten Arztes Alexander Rollett in Graz auf die Welt. Sie erhielt Privatunterricht und besuchte zudem das Mädchen-Lyzeum in der Sackstraße. Zunächst zur Englischlehrerin ausgebildet, besuchte sie 1895 bis 1897 auch die Hausfrauenschule in der Salzamtsgasse. Danach gab sie Privatstunden in englischer und deutscher Grammatik. Zu dieser Zeit trat sie dem heute politisch umstrittenen Deutschen Schulverein Südmark bei. Neben der Unterrichtstätigkeit besuchte sie als Hospitantin Philosophie-Vorlesungen an der Karl-Franzens-Universität. Mit der nachträglich abgelegten Matura erwarb sich Oktavia Rollett die Befähigung zum Medizinstudium, für das in diesem Jahr (1900) in Österreich auch Frauen zugelassen wurden. Dieses absolvierte sie gegen den anfänglichen Widerstand ihres Vaters, der mittlerweile Universitätsprofessor für Physiologie und Histologie war, und promovierte 1905 mit Auszeichnung. Sie war nach Maria Schulmeister die zweite Frau, die das Medizinstudium in Graz abschloss.

Auch nach der Promotion besuchte sie Vorlesungen in Philosophie und Chemie. 1906 arbeitete sie als unbezahlte Hilfsärztin an der II. Medizinischen Abteilung im Allgemeinen Krankenhaus am Paulustor, der Vorgängereinstitution des Grazer Landeskrankenhauses. Eine Stelle als Sekundarärztin wurde ihr trotz Befürwortung von Primärärzten zunächst verweigert. Noch im selben Jahr erhielt sie diese aber im Sankt-Anna-Kinderspital (Mozartgasse). Damit wurde sie die erste Sekundarärztin in der Geschichte Österreichs. Ein Jahr später eröffnete sie eine Privatpraxis in der Humboldtstraße und war damit bis 1915 die erste und einzige Privatärztin in Graz. 1908 heiratete sie ihren Berufskollegen

Walter Aigner und führte von da an einen Doppelnamen. Mit ihm hatte sie drei Söhne. Einer der Söhne, Reinhold, verfasste mehrere Schriften über seine Mutter.

Neben ihrer eigenen Praxis, in der sie mittellose Patienten auch kostenlos behandelte, arbeitete sie als Schul-, Anstalts- und Kassenärztin und als Lehrerin für Somatologie und Hygiene an der Mädchen-, Arbeits- und Fortbildungsschule sowie an der Frauengewerbeschule des Steiermärkischen Gewerbevereins. Während der beiden Weltkriege sprang Aigner-Rollett für Ärzte ein, die Kriegsdienst leisten mussten. Zum Ende des Zweiten Weltkriegs war sie Ärztin beim Luftschutz.¹ Sie galt als hervorragende Diagnostikerin und fungierte als Konsiliarärztin bei Kollegen. 1935 bekam sie den Titel Medizinalrat verliehen.

Oktavia Aigner-Rollett war Mitglied in verschiedenen Frauenvereinen, darunter in der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“. Sie arbeitete bis ins hohe Alter und trat erst 1953 im 76. Lebensjahr in den Ruhestand. Zwei Jahre später bekam sie als erste Frau das Goldene Doktordiplom der Karl-Franzens-Universität. Oktavia Aigner-Rollett starb einen Tag vor ihrem 82. Geburtstag am 22. Mai 1959 in Graz. Sie wurde auf dem Grazer Zentralfriedhof begraben. An der Karl-Franzens-Universität wurde eine Aigner-Rollett-Gastprofessur für Frauen- und Geschlechterforschung eingerichtet.²

Andreas Stangl

Literatur

Reinhold Aigner, Die Grazer Ärztinnen aus der Zeit der Monarchie, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 70/1979.

Reinhold Aigner, Dr. Oktavia Aigner-Rollett. Die erste Ärztin in Graz. Biographie einer österreichischen Früh-Ärztin, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 2. Graz 1969.

Reinhold Aigner, Kleine Erinnerungen an die erste Grazer Ärztin Oktavia Aigner-Rollett, in: Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs 47/1997.

Reinhold Aigner, Zur Patientenfrequenz der ersten Ärztin in Graz Frau Dr. Oktavia Aigner-Rollett (1877–1959), in: Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz. Bd. 33. Graz 1996.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Marlies Raffler, Aigner-Rollett Oktavia, in: BiografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. Online verfügbar unter: <http://www.biografia.at/>

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Marlies Raffler, Aigner-Rollett Oktavia, in: BiografiA. Biographische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. Online verfügbar unter: <http://www.biografia.at/>

² Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Alberstraße

Datum der Benennung

1860 (SVA)

Text der Zusatztafel

Albin Alber 1815–1877

Bürgermeister von Graz. Der gebürtige Klagenfurter war als Chemiefabrikant und Hausbesitzer im Grazer Bürgertum verankert. Ab 1850 Mitglied im ersten gewählten Grazer Gemeinderat, fungierte er 1861–1864 als Vizebürgermeister. 1864–1867, in Zeiten innenpolitischer und finanzieller Probleme, war Alber Bürgermeister der rasch wachsenden Stadt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Albin Alber war der zweite frei gewählte Bürgermeister von Graz. Aus Kärnten stammend, wo er am 15. Februar 1815 in Klagenfurt geboren wurde, machte Alber in Graz als Chemiefabrikant Karriere. Er war offenbar in der Bürgerschaft hoch angesehen. Das brachte ihm das Amt eines Viertelmeisters im heutigen Bezirk Geidorf ein. 1850 wurde er Mitglied im ersten frei gewählten Grazer Gemeinderat. 1861 wurde er auf der Liste des Landhaus- und Rathauskomitees erneut in den Gemeinderat gewählt. Der gleichzeitig gewählte Bürgermeister Moritz Ritter von Franck machte Alber zu seinem Stellvertreter. Drei Jahre später zog sich Ritter von Franck zurück und der Gemeinderat wählte Alber, den bisherigen Vizebürgermeister, am 23. Mai 1864 zu dessen Nachfolger. Albers Amtszeit war keine einfache. 1866 wurde Graz durch den Krieg in Italien in Mitleidenschaft gezogen. Von den Schlachten bei Custozza und Lissa kamen viele Soldaten und Verwundete in die Stadt. Einen Ausbruch der Cholera gelang es der Stadtverwaltung durch rigorose Sanitärmaßnahmen in Grenzen zu halten. Wegen der Krisenlage und auch, weil die Stadt ab 1867 selbst für die polizeilichen Aufgaben sorgen musste, wurden die Finanzen knapp. Unter anderem um geplante Schulneubauten finanzieren zu können, erhöhte Alber Abgaben für die Bürger (Zinskreuzer und Kommunalsteuer). Im Zusammenhang mit der geänderten Zensus-Wahlordnung trat im selben Jahr 1867 der Gemeinderat zurück. Alber verlor die Wahl gegen seinen Vorgänger Moritz Ritter von Franck und verzichtete auf das Amt des Vizebürgermeisters, in das er gewählt worden war. Er blieb aber noch drei Jahre im Gemeinderat. Am 17. Jänner 1877 starb Albin Alber in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Albert-Schweitzer-Gasse

Datum der Benennung

1965 (SVA)

Text der Zusatztafel

Albert Schweitzer 1875–1965

Theologe, Tropenarzt, Kulturphilosoph. Der gebürtige Elsässer gründete 1913 nach Studien in Straßburg/Strasbourg mit seiner Frau das Urwaldhospital Lambaréné im heutigen Gabun, das er zeitlebens betreute. Neben seiner humanitären Mission in Zentralafrika wurde Schweitzer für seine ethischen Schriften weltweit bekannt. Er erhielt den Friedensnobelpreis von 1952.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Der als deutscher Staatsbürger im Elsass geborene Albert Schweitzer war Arzt und Universalgelehrter. Er ist vor allem für seine medizinische Arbeit in Afrika bekannt und Träger des Friedensnobelpreises. Albert Schweitzer kam am 14. Jänner 1875 in Kaysersberg im Elsass (Alsace) zur Welt, das damals seit mehr als drei Jahren zum Deutschen Kaiserreich gehörte. Er wuchs in einer liberal orientierten protestantischen Familie zweisprachig auf (Deutsch und Französisch). Nach dem Abitur (Matura) studierte er zunächst Theologie und Philosophie in Straßburg (Strasbourg) sowie Orgel und Klavier in Paris.

Ab 1900 wirkte er als Vikar in der Nikolaikirche von Straßburg. Nach der Habilitation als evangelischer Theologe im Jahr 1902 schlug er zunächst eine Universitätslaufbahn ein. Erst als er 1905 als Missionar wegen liberaler Ansichten abgelehnt wurde, studierte er Medizin. Als 38-Jähriger war Schweitzer bereits in drei Fächern habilitiert und somit Professor.

1912 hängte er seine akademische Karriere und sein kirchliches Amt an den Nagel und heiratete Helene Bresslau, die Tochter eines jüdischen Historikers. Ein Jahr später gründete er in Lambaréné in Französisch-Äquatorialafrika, dem heutigen Gabun, ein Spital. Im Ersten Weltkrieg wurden Schweitzer und seine Frau als Angehörige einer feindlichen Nation zuerst interniert und dann nach Frankreich gebracht. Nach dem Krieg nahm Schweitzer die französische Staatsbürgerschaft an und arbeitete in Straßburg erneut als Vikar und jetzt auch als Arzt.

In dieser Zeit beschäftigte sich Schweitzer auch mit Philosophie. In Predigten und in Vorlesungen an der Universität Uppsala (Schweden) brachte er seine „Ehrfurchtsethik“ an die Öffentlichkeit und publizierte sie später als Teil seiner „Kulturphilosophie“. 1924 kehrte das Ehepaar nach Lambaréné zurück und setzte die Arbeit in dem von ihm gegründeten Tropenhospital fort. Zwischendurch reiste Schweitzer aber immer wieder nach Europa, um dort Orgelkonzerte zu geben und Vorträge zu halten, mit denen er sein Spital in Afrika finanzierte.

Auf den Nationalsozialismus, der ihn zu instrumentalisieren versuchte, ließ er sich nicht ein, bekämpfte ihn aber auch nicht aktiv. Allerdings entzog er sich der Vereinnahmung für die NS-Propaganda durch Joseph Goebbels in Form eines höflichen, aber eindeutigen Schreibens. 1953 erhielt er für seinen humanitären Einsatz den Friedensnobelpreis von 1952 zugesprochen.

Schweitzers gewürdigte Tätigkeit in Afrika als Wohltäter und Philanthrop traf jedoch auch auf Kritik. Unter anderem wurden ihm Rassismus beziehungsweise Überlegenheitsdenken und medizinische Rückständigkeit vorgeworfen. Mit zunehmendem Alter verstärkte sich sein Minderwertigkeitsdenken gegenüber Menschen mit schwarzer Hautfarbe. Schweitzer sah sich selbst in erster Linie als Philosoph. Neben philosophischen verfasste er auch zahlreiche theologische Schriften. Er trat überdies öffentlich für Frieden und Abrüstung ein. Darüber hinaus veröffentlichte er autobiografische Werke und Schriften zur Musikwissenschaft. Als anerkannter Interpret der Musik von Johann Sebastian Bach veröffentlichte Schweitzer Biografien über den Komponisten auf Französisch und Deutsch.

Albert Schweitzer starb am 4. September 1965 in Lambaréné. Das von Schweitzer gegründete, einstige „Urwaldspital“ in Gabun wird seit 1974 von einer internationalen Stiftung geführt. Albert Schweitzers Leben wurde mehrmals verfilmt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Philippe David, Le docteur Schweitzer et son hôpital á Lambaréné, in: Afrique contemporaine 2/2007.
Reinhard Griebner, Der lachende Löwe. Eine Albert-Schweitzer-Biografie. Heidelberg 2014.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Nils Ole Oermann, Albert Schweitzer 1875–1965: Eine Biographie. München 2009.
Werner Zager, Schweitzer, Albert, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010.

Albrechtgasse

Datum der Benennung

1842

Text der Zusatztafel

Albrecht Friedrich Rudolf von Österreich-Teschen 1817–1895

Erzherzog, Feldmarschall und langjähriger Generalinspektor des Heeres. Ältester Sohn Erzherzog Karls, des „Siegere von Aspern“. Albrecht war beim Ausbruch der Märzrevolution 1848 Kommandant von Wien und Kommandierender in mehreren Kriegen von 1849 bis 1866. Als Generalinspektor hatte er maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung der österreichisch-ungarischen Armee.

EKSNI / Andreas Stangl

Biografie

Erzherzog Albrecht war ein österreichischer Feldherr und Militärbürokrat. Albrecht Friedrich Rudolf von Österreich-Teschen wurde am 3. August 1817 als ältester Sohn von Erzherzog Karl und Henriette, Prinzessin von Nassau-Weilburg, in Wien geboren. Sein Großvater väterlicherseits war Kaiser Leopold II. Von Kindheit an für den Soldatenberuf bestimmt, erhielt er von seinem Vater, dem „Siegere von Aspern“ – Erzherzog Karl hatte die Truppen Napoleons bei der Schlacht von Aspern 1809 geschlagen –, seine erste militärische Ausbildung. 1837 trat er, bereits im Rang eines Obersten, in die Armee ein. Feldmarschall Joseph Radetzky zeichnete für seine weitere militärische Ausbildung verantwortlich.¹

Nach verschiedenen Regimentszuteilungen und weiteren Beförderungen wurde Erzherzog Albrecht 1845 kommandierender General in Österreich ob und unter der Enns und Salzburg. Ein Jahr zuvor hatte er Hildegard Luise von Bayern geheiratet, eine Tochter König Ludwigs I.² Er hatte mit ihr drei Kinder, von denen Sohn Karl das Säuglingsalter nicht überlebte und Tochter Mathilde mit 18 an Verbrennungen starb, die sie sich zugezogen hatte, nachdem ihr Kleid Feuer gefangen hatte, möglicherweise, weil sie geraucht hatte.³

Albrecht befehligte die kaiserlichen Truppen während der Märzrevolution und gab am 13. März den Befehl, auf die Aufständischen zu schießen, was die ersten Todesopfer der Revolution zur Folge

¹ Taras von Borodajkewycz, Albrecht Friedrich Rudolf, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953.

² Constantin von Wurzbach, Habsburg, Albrecht Friedrich Rudolph, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 6. Theil. Wien 1860.

³ Fürstin Marie zu Erbach-Schönberg, Prinzessin von Battenberg: Entscheidende Jahre. Darmstadt 1923.

hatte.⁴ Albrecht wurde in der Folge das Kommando über die Truppen in Wien entzogen und er wurde an den italienischen Kriegsschauplatz geschickt. Dort errang er als Divisionskommandeur unter Radetzky in der Schlacht von Novara am 23. März 1849 den Sieg über die Truppen des Königreichs Sardinien-Piemont. Nach verschiedenen Zuteilungen in deutschen Staaten und Ungarn erlitt Albrecht 1864 durch den Tod seiner Frau einen persönlichen Schicksalsschlag. Bereits 1863 zum Feldmarschall befördert, wurde ihm 1866 nach der Niederlage der Österreicher in der Schlacht von Königgrätz anstelle Ludwig von Benedeks kurzzeitig der Oberbefehl über die gesamte Armee übertragen.

Nach dem Ende dieses Krieges wurde Erzherzog Albrecht Generalinspektor der österreichisch-ungarischen Armee. Sein Wirken in dieser Funktion wird heute wegen Albrechts ausgeprägtem und als „starr“ bezeichnetem Konservativismus kritisch gesehen. So erblicken manche in Albrechts Einfluss auf die Organisation der Armee einen der Gründe für das spätere militärische Scheitern Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg.⁵ Albrecht war ein Befürworter des engen Bündnisses mit Deutschland.⁶ Über seine militärische Philosophie verfasste er mehrere Publikationen. Diese wurden zum Teil auch ins Englische und Französische übersetzt.

Erzherzog Albrecht übte sein Amt als Generalinspektor der Armee bis ins hohe Alter aus. Er starb, gesundheitlich schwer beeinträchtigt, am 18. Februar 1895 im damals zu Tirol gehörenden Luftkurort Arco (heute Trentino, Italien). Sein Leichnam wurde in der Kapuzinergruft in Wien bestattet. In seinem ehemaligen Wiener Palais ist heute die Albertina untergebracht. Erzherzog Albrecht besaß große Ländereien in verschiedenen Teilen der Monarchie.

Andreas Stangl

Literatur

Joh. Christoph Allmayer-Beck, Der stumme Reiter: Erzherzog Albrecht – Der Feldherr „Gesamtösterreichs“. Graz 1997.

Taras von Borodajkewycz, Albrecht Friedrich Rudolf, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953.

Oscar Criste, Albrecht, Erzherzog von Österreich, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 45. Leipzig 1900.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

Constantin von Wurzbach, Habsburg, Albrecht Friedrich Rudolph, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 6. Theil. Wien 1860.

⁴ Moritz Smets, Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. Bd. 2. Wien 1872.

⁵ John Keegan – Andrew Wheatcroft, Who's Who in Military History: From 1453 to the Present Day. London 2001.

⁶ Borodajkewycz, Albrecht Friedrich Rudolf.

Alexander-Rollett-Weg

Datum der Benennung

25.10.1928

Text der Zusatztafel

Alexander Rollett 1834–1903

Mediziner. Der Physiologe und Histologe zog von Wien nach Graz und wirkte 1863–1903 an der dortigen Universität. Er baute das Physiologische Institut auf und forschte zur Physik und Biochemie des Blutes. Der vierfache Rektor der Universität Graz agierte politisch im deutschnational-liberalen Spektrum als Landtagsabgeordneter und im Grazer Gemeinderat.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alexander Rollett stammte aus einer seit dem 17. Jahrhundert in Baden ansässigen Ärztesfamilie und wurde am 14. Juli 1834 geboren. Sein Vater Karl (1805–1869) – selbst Sohn des Badener Arztes Karl Rollett (1778–1842) – war dort Stadt- und Badearzt und hatte (in erster Ehe) Maria Tillmetz (1811–1839) geheiratet. Nach der Schule in Baden besuchte Alexander Rollett die Unterstufe des Gymnasiums in Wiener Neustadt, dann die Oberstufe im Stiftsgymnasium Melk. Er interessierte sich für Naturwissenschaft, verfasste aber auch – vor allem in seiner Jugendzeit – einige Gedichte. Nach dem Gymnasium begann er im Oktober 1851 in Wien Medizin zu studieren und hörte u. a. Vorlesungen der „damaligen Koryphäen der Wiener Schule“¹ Carl von Rokitansky (1804–1878) und Josef von Škoda (1805–1881). 1854 legte er den Schwerpunkt seiner Studien auf das Physiologische Institut und wurde dort bereits 1857, ein Jahr vor der 1858 erfolgten Promotion, als Assistent am Institut von Ernst Wilhelm Brücke (1819–1892) angestellt. Interessens- und Publikationsschwerpunkte waren die Biochemie des Blutes und des Blutfarbstoffes sowie die Histologie und Physiologie der quergestreiften Muskeln² (auch an Insekten), was ihn zeitlebens beschäftigte. Darüber hinaus interessierten ihn die Bereiche der Sinnesphysiologie, vor allem die Optik, dann die Verdauungsphysiologie und das Gehirn, wobei er die Lokalisierung von physischen Vorgängen in bestimmten Arealen abgelehnt hat.

¹ Thomas Kenner, Alexander Rollett, in: Kurt Freisitzer [et al.] (Hg.), Tradition und Herausforderung. 400 Jahre Universität Graz. Graz 1985, S. 247–254, hier S. 248.

² Vgl. zu den Arbeitsgebieten Rolletts im Detail: Alois Kernbauer, Große Grazer Mediziner und Biochemiker – von Auenbrugger bis Wagner-Jauregg, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 425–449, hier S. 438f.

Auf Empfehlung von Ernst Wilhelm Brücke und des damals in Wien lehrenden Anatomen Carl Ludwig (1816–1895) wurde der noch nicht habilitierte Rollett als Ordinarius für Physiologie und Histologie nach Graz berufen, wo er in einem Haus am Karmeliterplatz sein Institut einrichtete (ab 1872 im neuen Physiologischen Institut in der Harrachgasse). Rollett „galt als hervorragender Lehrer“³, demonstrierte die Vorlesungsinhalte mithilfe von apparativ begleiteten Experimenten und baute das Institut als internationalen Anziehungspunkt zu einem „der größten und besteingerichteten Institute seiner Art im deutschen Sprachraum, ja in Europa“⁴ aus. Unter seinen Schülern war auch der spätere Nobelpreisträger Fritz Pregl (1869–1930).

Rollett war viermal Dekan und auch viermal Rektor der Universität Graz. Zu den unterschiedlichen Funktionen in diversen Vereinen, Interessensvereinigungen und wissenschaftlichen Gesellschaften kamen politische Ämter: Ab 1872 war er aufgrund seiner Funktion als Rektor während der Amtszeit automatisch Abgeordneter des Steiermärkischen Landtags, insgesamt innerhalb einer Zeitspanne von 30 Jahren. Von 1879 an war er drei Jahre lang Mitglied des Grazer Gemeinderates,⁵ in den letzten Jahren schloss er sich der „Deutschen Volkspartei“ an, einer deutschnationalen und antisemitischen Abspaltung der Schönerer-Partei: „Seine an sich liberale Einstellung bewahrte ihn aber nicht davor, hin und wieder auch eher rüde antisemitische Töne anzuschlagen, wenn er auch diesbezüglich nicht aktiv-kämpferisch eingestellt war.“⁶

1876 heiratete Alexander Rollett die 18-jährige Wienerin Rosa Wendl (1858–1922). Als Söhne kamen Humbert (1879–1947), Erwin (1880–1887), Erich (1888–1918) und Edwin (1889–1964) zur Welt. Die Töchter feierten „Premieren“: Priska (1878–1945) wurde als erste Frau 1903 beim 1902 gegründeten Grazer Athletiksport-Klub Mitglied, ihre Schwester Oktavia, verh. Aigner (1877–1959), schloss in Graz 1905 als zweite Frau das Medizinstudium ab und eröffnete als erste Frau 1907 ihre eigene Praxis, die sie bis 1952 führte.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Reinhold Aigner, Der Physiologe Alexander Rollett als Abgeordneter im Grazer Gemeinderat und Steiermärkischen Landtag, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 4. Graz 1971, S. 107–128.
Thomas Kenner, Alexander Rollett, in: Kurt Freisitzer [et al.] (Hg.), Tradition und Herausforderung. 400 Jahre Universität Graz. Graz 1985, S. 247–254.

³ Kenner, Rollett, S. 251.

⁴ Kenner, Rollett, S. 250.

⁵ Vgl. zu Rolletts Aktivitäten im Landtag und im Gemeinderat die detaillierte Zusammenstellung des Enkels: Reinhold Aigner, Der Physiologe Alexander Rollett als Abgeordneter im Grazer Gemeinderat und Steiermärkischen Landtag, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 4. Graz 1971, S. 107–128.

⁶ Briefedition 1, Zur Vita, S. XVIII.

Alois Kernbauer, Große Grazer Mediziner und Biochemiker – von Auenbrugger bis Wagner-Jauregg, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 425–449.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Zur Vita von Alexander Rollett, in: Walter Höflechner – Ingrid M. Wagner (Hg.), Alexander Rollett. Seine Welt in Briefen. 1844–1903. Bd. 1: Einleitung und Briefe 1844–1880. Graz 2012, S. XIII–XXVI.
Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/context:rollett?mode=preface#d67377e234>

Alfred-Coßmann-Gasse

Datum der Benennung

15.3.1962

Text der Zusatztafel

Alfred Coßmann 1870–1951

Kupferstecher, Grafiker. Der gebürtige Grazer, 1899 Absolvent der Kunstgewerbeschule in Wien und Mitglied der Wiener Schule des Kupferstichs, war in den 1920er-Jahren besonders für Radierungen, etwa Exlibris, bekannt. Obwohl im NS-Staat Mitglied der Reichskammer der Bildenden Künste und vom Regime besonders gewürdigt, wurden ihm nach 1945 weitere Ehrungen zuteil.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alfred Coßmann war ein Künstler, der vor allem auf dem Gebiet des Kupferstiches tätig und für seine Exlibris-Radierungen bekannt war. Er wurde am 2. Oktober 1870 in Graz geboren und ging 1886 nach Wien, um an der Kunstgewerbeschule bei Hans Macht künstlerische Keramik und bei William Unger Radierung zu studieren. 1895 bis 1899 war er an der Kunstakademie, in dieser Zeit wurde er bereits mit dem Gundel-Preis und der Füger-Medaille ausgezeichnet. Nach Abschluss des Studiums trat Coßmann dem „Jungbund“ bei, 1901 (oder 1903) auch dem „Wiener Künstlerbund Hagen“ und 1905 der Genossenschaft bildender Künstler. Solcherart gut vernetzt, gelang es ihm auch, seine Werke in Ausstellungen zu platzieren.

Nach dem Besuch der Akademie widmete sich Coßmann in autodidaktischen Studien dem Kupferstich und galt als dessen Wiedererwecker. Auch mit seinen über 100 Radierungen für Exlibris erlangte er Berühmtheit und sein Werk fand weite Verbreitung. Nachdem er 1917 zum Professor ernannt worden war, wurde er 1920 an die Grafische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien berufen, wo er bis 1930 lehrte.

Zahlreiche Ehrungen und Ehrenmitgliedschaften zeugen von der Würdigung, die sein Schaffen schon zu Lebzeiten erfuhr. So erhielt er bereits zu Zeiten der Ersten Republik das Silberne und Goldene Ehrenzeichen der Republik Österreich. Während des Nationalsozialismus wurden ihm anlässlich seines 70. Geburtstages die Goethe-Medaille und 1942 der Kriehuber-Preis der Stadt Wien verliehen. Im selben Jahr bekam er auch die Ehrenmitgliedschaft der Wiener Akademie der bildenden Künste zugesprochen. Eine Mitgliedschaft Coßmanns in der NSDAP konnte bis dato nicht nachgewiesen

werden, allerdings findet sich sein Name auf der „Gottbegnadeten-Liste (Führerliste) der wichtigsten Maler des NS-Staates“, wenn auch falsch geschrieben (Cohsmann statt Coßmann). Auch scheint ein Prof. Alfred Cossmann als Mitglied der Reichskammer der Bildenden Künste auf.

Auch nach dem Krieg wurden Coßmann noch Ehrungen zuteil, so wurde ihm 1950 von der Stadt Wien die Ehrenmedaille verliehen. Zu den Würdigungen seiner Verdienste zählen auch die ihm verliehenen Ehrenmitgliedschaften, z. B. Akademie der Bildenden Künste in Wien, Beirat der Albertina, Ehrenmitglied der Österreichischen Exlibris-Gesellschaft und der Gesellschaft für zeitgenössische Grafik. Das Werk Alfred Coßmanns ist nicht nur in der Kupferstichsammlung der Wiener Hofbibliothek zahlreich vertreten, sondern wird auch weltweit von Sammlern geschätzt. Er starb am 31. März 1951 in Wien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Alfred Cossmann, Alfred Cossmann: Ein Wiener Künstlerleben. Wien 1945.

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Alois-Kabelka-Weg

Datum der Benennung

15.6.1987

Text der Zusatztafel

Alois Kabelka 1892–1970

Lehrer, NS-Gegner. Christlich-sozial geprägt, engagierte er sich in katholischen Vereinen sowie 1921–1938 im Wetzelsdorfer Gemeinderat. Das NS-Regime verhängte gegen den Pädagogen 1938 Berufsverbot, 1942 fünf Monate Haft wegen Regimekritik und schließlich KZ-Haft. Nach 1945 war Kabelka Obmann des steirischen KZ-Verbands und Lehrer am Grazer Oeverseegymnasium.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alois Kabelka war ein christlichsozialer Gemeindepolitiker und Gymnasiallehrer, der sich gegen den Nationalsozialismus engagierte. Er wurde am 5. Mai 1892 im heutigen Grazer Stadtbezirk Wetzelsdorf geboren. Kabelka schlug die Berufslaufbahn eines Lehrers ein und engagierte sich nach dem Ersten Weltkrieg auch politisch in konservativ-katholischem Sinn. So war er u. a. von 1920 bis 1938 Obmann des Karl-Vogelsang-Bundes, dem er auch nach 1945 wieder in führender Funktion angehörte. Von 1921 bis 1938 war er Gemeinderat der Christlichsozialen Partei in Wetzelsdorf. Er arbeitete neben dem Lehrberuf auch für verschiedene christlich-katholisch orientierte Organisationen und leitete ab 1929 die Wiener Studienrunde katholischer Soziologen.

Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 verweigerte er unter Berufung auf seine Gesinnung den Treue-Eid auf Adolf Hitler. Im Zuge der „Säuberung des Berufsbeamtentums“ verlor er seine Stelle als Lehrer. 1942 wurde er nach einer Denunziation verhaftet, da er Zweifel am „Endsieg“ geäußert und regimefeindliche Witze erzählt hatte. Das Sondergericht Graz verurteilte ihn deshalb nach dem Heimtückegesetz wegen „gehässiger, abfälliger Äußerungen gegen die Regierung, Führer und Partei“ zu fünf Monaten Gefängnis. Im Juni 1943 wurde er aus der Haft in Lublin wieder entlassen.

Nach dem Ende des „Dritten Reiches“ engagierte sich Kabelka für die Verfolgten im Rahmen des Landesverbandes Steiermark der österreichischen Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus (KZ-Verband), dessen Obmann er zehn Jahre lang war. Nach dem Krieg arbeitete er wieder bis 1957

am Grazer Oeverseegymnasium. Am 3. September 1968 erschien ein Artikel Kabelkas über sein Vorbild Karl von Vogelsang in der „Südost-Tagespost“.

Am 10. Februar 1970 wurde Alois Kabelka in Graz-Wetzelsdorf tot aufgefunden. Sein Todesdatum wird mit 4. Februar angegeben.

Heimo Halbrainer
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heimo Halbrainer – Gerald Lamprecht – Ursula Mindler, *unsichtbar: NS-Herrschaft: Verfolgung und Widerstand in der Steiermark*. Graz 2008.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, *Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4)*. Graz 2003.

Alpassy-Pastirk-Gasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Johann Alpassy-Pastirk 1878–1953

Schauspieler. Für seine Darbietung komischer Rollen galt der Publikumsliebbling in seiner Geburtsstadt Graz als Girardi-Nachfolger. Außerdem inszenierte er Bühnenstücke. Seit 1933 in der NSDAP, suchte Alpassy-Pastirk 1935 als illegaler Nationalsozialist Zuflucht in München. Dort jedoch konnte er an seine Grazer Bühnenerfolge nicht mehr anschließen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Alpassy (Johann Alpassy-Pastirk) war ein österreichischer Volksschauspieler. Er wurde am 16. Mai 1878 als Sohn von Johann und Maria Pastirk in Graz geboren. In seiner Heimatstadt war er sehr beliebt und galt vielen als Nachfolger Alexander Girardis, in dessen Tradition er in zahlreichen Schau- und Lustspielen, Volksstücken und Operetten in Graz große Erfolge feierte. Den Spitznamen „Gspasi“, den er von Theaterkollegen erhalten hatte, verdankte Alpassy, der auch als Bühnenregisseur tätig war, unter anderem seinen als eigenwillig angesehenen Raimund- und Nestroy-Inszenierungen.¹ Alpassy trat außer in Graz auch bei Gastspielen, beispielsweise in Kärnten², auf, und wirkte bei Sendungen des Studios Alpenland mit. Alpassy war mit Johanna, gebürtige Puntigam, verheiratet und hatte mit ihr einen Sohn, Johann, geboren 1913.³

1933 trat Alpassy der NSDAP bei. Im August 1935 zog er nach München, nachdem ihn die Gauleitung Steiermark im August 1935 ins „Reich“ geschickt hatte, weil er durch seine politische Betätigung in der NSDAP in Österreich nach eigener Formulierung „unmöglich geworden war“. Er erhielt ein Engagement beim Volkstheater München. 1938 suchte Alpassy aus Krankheitsgründen um finanzielle Unterstützung aus der von Joseph Goebbels gegründeten NS-Stiftung „Künstlerdank“ an.⁴ Aus dem Fragebogen zu dem Ansuchen geht hervor, dass Alpassy zu diesem Zeitpunkt von seiner Frau getrennt lebte und ihr gegenüber Unterhaltsverpflichtungen hatte.

¹ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

² Kärntner Zeitung vom 21. Februar 1925.

³ Lt. Meldedaten, Stadtarchiv Graz.

⁴ BArch R9361-V/119792.

1938 spielte Alpassy in kleineren Rollen in den beiden Filmen „Fahrendes Volk“ (Hauptrolle: Hans Albers) und „Dreiklang“ (Hauptrolle: Lil Dagover) mit. Danach engagierte ihn das Reichenberg Theater (heute Liberec, Tschechische Republik) und 1939 holte ihn der dortige Direktor und Mitbegründer der „Sudetendeutschen Theaterkammer“, Curth Hurrle, an das Neue Stadttheater in Teplitz-Schönau (Teplice, Tschechische Republik). Weitere Engagements im damaligen Sudetenland folgten.

1944 ging Alpassy ans Renaissance Theater in Wien. Im selben Jahr bekam er erneut eine kleine Filmrolle, diesmal in dem Drama „Melusine“ von Hans Steinhoff (dem Regisseur des antibritischen NS-Propagandafilms „Ohm Krüger“).⁵ Nach dem Krieg war Alpassy wieder in Graz und setzte seine Bühnentätigkeit fort. Anlässlich seines 70. Geburtstags und seines 50. Jubiläums gab Alpassy im Schauspielhaus mehrere Festvorstellungen.⁶ Danach war er noch an der Grazer Bauernbühne als Regisseur tätig⁷ und übernahm 1950 ein letztes Mal, im Löwinger-Lustspiel „Der keusche Adam“, eine Filmrolle, diesmal als Knecht „Hiasl“. Hans Alpassy starb am 6. Juni 1953 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁵ Eintrag zu Hans Alpassy in International Movie Database (imdb). Online verfügbar unter: https://www.imdb.com/name/nm1163028/bio?ref_=nm_dyk_trv_sm#trivia

⁶ Neue Zeit vom 7. November 1948.

⁷ Neue Zeit vom 10. Dezember 1950.

Am Fröbelpark

Datum der Benennung

14.8.1931

Text der Zusatztafel

Friedrich Wilhelm August Fröbel 1782–1852

Pädagoge. Der in Thüringen geborene, ausgebildete Landvermesser war 1806–1810 nach unvollendeten naturwissenschaftlichen Studien als Lehrer in Frankfurt am Main tätig. Dort lernte er Pestalozzi und dessen Reformpädagogik kennen. Fröbel begründete mit eigenen pädagogischen Konzepten Schulen in der Schweiz und stiftete 1840 in Thüringen den ersten Kindergarten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Fröbel war ein deutscher Pädagoge und der Begründer der Institution des Kindergartens in seiner modernen Form. Er wurde am 21. April 1782 in Oberweißbach im Thüringer Wald als sechstes Kind eines Pfarrers geboren. Die Mutter starb bereits im Jahr seiner Geburt. Der frühe Verlust der Mutter überschattete seine Kindheit. Das Verhältnis zur Stiefmutter war getrübt und so kam er mit zehn Jahren zu seinem Onkel mütterlicherseits nach Stadtilm bei Erfurt und besuchte dort die Schule. Von 1797 bis 1799 absolvierte er eine Landwirtschafts- und Försterlehre bei Hirschberg an der Saale. Danach studierte er eine Zeit lang Mathematik und Naturwissenschaften in Jena und später in Göttingen.

Von 1802 bis 1803 arbeitete er als Landvermesser in Baunach und Bamberg und anschließend als Privatsekretär auf dem Gut Groß Miltzow. Danach zog er nach Frankfurt und wurde dort Erzieher und Hauslehrer. Am Institut Yverdon, wo Fröbel arbeitete, befasste er sich mit den pädagogischen Lehren des Schweizer Johann Heinrich Pestalozzi und begann, dessen Ideen weiterzuentwickeln. 1811 setzte er seine Studien in Berlin fort, ohne sie jemals mit einem Diplom oder Titel abzuschließen. Fröbel bekam eine Stelle als Lehrer an der Plamanschen Schule. Als der Krieg gegen Napoleon 1813 erneut ausbrach, brach er das Studium ab und nahm als Angehöriger des Lützowschen Freikorps an der Schlacht von Großgörschen teil. Nach Ende des Krieges war Fröbel eine Zeit lang Assistent am Institut für Mineralogie in Berlin.

1816 gründete Fröbel in Griesheim bei Arnstadt (Thüringen) die „Allgemeine Deutsche Erziehungsanstalt“. Ein Jahr später übersiedelte das Heim nach Keilhau bei Rudolstadt, wo Fröbel es

gemeinsam mit seinen Mitbegründern ausbaute. 1818 heiratete Friedrich Fröbel seine um zwei Jahre ältere Kollegin Wilhelmine Hoffmeister. Für seine Ideen warb Fröbel in verschiedenen Zeitschriften und Werbeschriften – so mit den sogenannten Keilhauer Werbeschriften (1821–23). 1826 erschien Fröbels literarisches Hauptwerk „Die Menschenerziehung, die Erziehungs-, Unterrichts- und Lehrkunst, angestrebt in der deutschen Erziehungsanstalt in Keilhau“. Im selben Jahr gründete er die Wochenschrift „Die erziehenden Familien“. Sein Plan, in Helba (heute ein Ortsteil von Meiningen) eine „Volkserziehungsanstalt“ zu gründen, konnte nicht verwirklicht werden.

1831 übersiedelte Fröbel in die Schweiz und gründete dort Erziehungsanstalten in derselben Art wie in Keilhau. 1836 kehrte er nach Deutschland zurück und begann, seine Lehre ausführlicher zu formulieren. Die Schulleitung in Keilhau überließ er anderen. Im Zentrum von Fröbels Thesen stand die frühkindliche Entwicklung. Fröbel entwickelte die nach ihm benannten „Spielgaben“ – pädagogisch durchdachtes Spielzeug wie stufenweise differenzierte Baukästen, zerteilende und zusammenfügende Spiele mit Flächen, Linien und Punkten. Fröbel sammelte auch volkstümliche Kinderreime. Diese veröffentlichte er kommentiert und interpretiert 1844 in den „Mutter- und Koseliedern“.

In den 1840er-Jahren entstanden auch die ersten seiner neuartigen Kindergärten. Weiters versuchte er Väter in Erziehungsvereinen zu versammeln. Der Thüringer Lehrerverein nahm 1848 Fröbels Forderungen in sein Programm auf. Viele von Fröbels Ansätzen gingen nach der gescheiterten Revolution von 1848 zwischenzeitlich wieder verloren. Ein Jahr vor seinem Tode musste er das preußische Kindergartenverbot (1851–1860) erleben, das die Verbreitung seines Werkes in Deutschland behinderte; im Ausland wurde es bereitwilliger aufgenommen und es beeinflusste besonders in den angelsächsischen Ländern die Umgestaltung des Schulanfangs. Am 3. Juni 1852 nahm Fröbel noch an der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Gotha teil. Er starb bald darauf, am 21. Juni 1852, in Marienthal (Thüringen).

Fröbels Beitrag zum modernen Erziehungswesen ist heute unbestritten. Das NS-Regime instrumentalisierte Fröbel und charakterisierte ihn als Antisemiten. Aufgrund der Tatsache, dass er mit vielen Juden Kontakt hatte, wird heute davon ausgegangen, dass Fröbel dem Judentum zumindest offen gegenüberstand.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Michael Gebel, Friedrich Fröbel und die Juden (= Beiträge zur Fröbelforschung 6). Hildesheim – Zürich – New York 1999.

Sigurd Hebenstreit, Friedrich Fröbel – Menschenbild, Kindergartenpädagogik, Spielförderung. Jena 2003.

Erika Hoffmann, Fröbel, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11853629X.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Am Hüttenbrenneranger

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Anselm Hüttenbrenner 1794–1868

Komponist. Nach kurzer Ordenszugehörigkeit und abgeschlossenem Jusstudium in Graz und in Wien wandte sich Hüttenbrenner der Musik zu. 1821 wieder in Graz, hielt er engen Kontakt mit Beethoven und Schubert, komponierte Messen, Bühnenstücke sowie Kammermusik und verfasste Musikkritiken. 1824–1829 sowie 1831–1839 leitete Hüttenbrenner den Musikverein für Steiermark.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anselm Hüttenbrenner war ein Grazer Komponist und Musikkritiker. Er wurde am 13. Oktober 1794 als Sohn eines Juristen und Gutsbesitzers in Graz geboren. Schon in seiner Kindheit wurde er musikalisch gefördert und lernte ab seinem siebten Lebensjahr Klavier und Gesang. Nach dem Abschluss des Grazer Lyzeums wurde er auf Wunsch seiner Eltern Novize im Zisterzienserstift Rein, wo er auch Orgelunterricht erhielt.

Nach zweieinhalb Jahren wandte er sich dem Studium der Rechtswissenschaften zu und studierte Jus in Graz und Wien. In Wien erhielt er zudem Gesangs- und Kompositionsunterricht von Antonio Salieri. Dort lernte er Franz Schubert und Ludwig van Beethoven kennen. Mit den beiden Komponisten verband Hüttenbrenner schon bald eine tiefe Freundschaft. Bei Beethovens Tod war Hüttenbrenner durch Zufall anwesend.

Nach Abschluss des Jusstudiums kehrte er nach Graz zurück und übernahm nach dem Tod des Vaters 1821 dessen Gutsbesitz. Er heiratete Elise von Pichler. Die beiden hatten sechs Töchter und drei Söhne. Hüttenbrenner setzte seine musikalische Karriere fort und war von 1824 bis 1829 sowie von 1831 bis 1839 Artistischer Direktor des Musikvereins für Steiermark (damals Steyermärkischer Musikverein, gegründet 1815), dessen Ehrenmitglied er war. In diese Zeit fällt sein berühmter Ausflug mit Franz Schubert und Johann Baptist Jenger nach Schloss Wildbach bei Deutschlandsberg. Auf jenem Umtrunk im Jahr 1827, wo offenbar reichlich Schilcher floss, handelte sich Hüttenbrenner den Spitznamen „Schilcherl“ ein, Schubert musste sich fortan gelegentlich „Schwammerl“ heißen lassen.

Neben seinen erfolgreichen Auftritten als Dirigent schrieb er auch Musikbeiträge für in- und ausländische Zeitungen. Hüttenbrenner war ein Verfechter zeitgenössischer Musik und machte sich zusehends als Komponist einen Namen. Seine erste Komposition war 1817 veröffentlicht worden, 1819 wurde seine 1. Symphonie in Graz uraufgeführt. Hüttenbrenners Musik war zu seinen Lebzeiten sehr erfolgreich – er kann als der bekannteste steirische Komponist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angesehen werden. Zu seinen Werken zählen die Opern „Leonore“ und „Oedip zu Colonos“, weiters mehrere Messen und Requien, rund 360 Lieder, zahlreiche Orchesterwerke, Kammermusik und Klavierstücke.

Im Revolutionsjahr 1848 starb seine Frau. Hüttenbrenner zog sich danach weitgehend aus dem öffentlichen Leben zurück. Ab 1858 lebte er abwechselnd in Graz, Marburg an der Drau (heute Maribor), Wien, Radkersburg, Pettau (heute Ptuj) und Cilli (heute Celje). In Wien schrieb er auf Anregung Franz Liszts „Bruchstücke aus dem Leben des Liederkomponisten Franz Schubert“. Sein letztes Lebensjahrzehnt verbrachte er in Oberandritz.

Seine Kompositionen – insbesondere seine Lieder und Klavierwerke – waren anfangs von Carl Maria von Weber und Franz Schubert beeinflusst. In seinen späteren Kirchen- und Bühnenwerken lässt sich eine gewisse Nähe zu Anton Bruckner ausmachen. Hüttenbrenner besaß die Originalpartitur von Schuberts „Unvollendeter“ und eine Locke Ludwig van Beethovens, die er sich als Andenken an seinen Freund an dessen Totenbett aneignete. Zu seinen Freunden zählte auch der steirische Geiger und Offenbarungsmystiker Jakob Lorber. In seinen letzten Lebensjahren wandte sich Hüttenbrenner ebenfalls der Theologie und Mystik zu. Er starb am 5. Juni 1868. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof von St. Veit (Graz).

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Anselm Hüttenbrenner, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: https://www.nid-library.com/uploads/AF/handbuch/huettenbrenner_anselm.html

Wolfgang Suppan, Steirisches Musiklexikon, 2., überarb. und erw. Aufl. Graz 2009.

Othmar Wessely, Anselm Hüttenbrenner, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 9. Berlin 1972.

Am Leopoldsgrund

Datum der Benennung

1977

Text der Zusatztafel

Leopold (III.) von Österreich 1073–1136

Markgraf von Österreich. Der Babenberger schlug sich im sogenannten Investiturstreit auf die Seite des späteren Kaisers Heinrich V. und baute seine Macht durch die Heirat mit dessen Schwester Agnes aus. Gründer mehrerer Klöster. 1485 auf Betreiben der Habsburger heiliggesprochen. Leopold ist der Landespatron von Wien, Niederösterreich und Oberösterreich.

EKSN / Andreas Stangl

Biografie

Leopold (III.) von Österreich aus dem Haus der Babenberger war von 1095 bis 1136 Markgraf von Österreich. 1485 wurde er heiliggesprochen. Leopold wurde im Jahr 1073 entweder in Gars am Kamp oder in Melk geboren. Sein Vater war der damals regierende Markgraf von Österreich, Leopold II. Die Mutter Ida (Itha) verschwand auf dem Kreuzzug von 1101 in der heutigen Türkei.¹ Leopold folgte seinem Vater nach dessen Tod als Markgraf von Österreich nach. Über Leopolds Jugend und seine ersten Regierungsjahre ist wenig bekannt. Im Machtkampf zwischen dem römisch-deutschen Kaiser Heinrich IV. und dem Heiligen Stuhl (sogenannter Investiturstreit) verbündete sich Leopold im entscheidenden Moment im Jahr 1105 mit Heinrichs Sohn. Letzterer hatte sich auf die Seite des Papstes geschlagen und folgte seinem Vater als Heinrich V. auf den Kaiserthron.

Leopold, zu diesem Zeitpunkt bereits verwitwet, heiratete 1106 Heinrichs Schwester Agnes von Waiblingen. Durch die so entstandene Schwägerschaft mit den Herrscherhäusern der Salier und Staufer stieg Leopolds Stellung innerhalb der Reichsaristokratie. Er erhielt in seiner Markgrafschaft Königsrechte und konnte seinen Herrschaftsbereich ausweiten.² Damit bereitete Leopold auch den Boden für die 1156 erfolgte Erhebung Österreichs zum Herzogtum und den weiteren Aufstieg zur europäischen Großmacht.³

¹ Steven Runciman, Geschichte der Kreuzzüge. München 1978.

² o. A., Leopold III. der Heilige, in: Wien Geschichte Wiki Online:
https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Leopold_III._der_Heilige

³ Heide Dienst, Leopold III., in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 14. Berlin 1985.

Leopolds weitere Regierungszeit verlief nach Beendigung des Investiturstreits ruhig. 1125 lehnte er eine vorgeschlagene Kandidatur für die Wahl zum Kaiser unter Berufung auf sein (für damalige Zeiten) hohes Alter und wegen seiner vielen Söhne ab.⁴ Auf Leopold gehen mehrere Klostergründungen und -erweiterungen zurück, darunter jene in Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Klein-Mariazell. Leopold starb der Überlieferung nach am 15. November 1136 bei einem Jagdunfall in der Nähe von Klosterneuburg. Zwei seiner Söhne folgten ihm hintereinander als Markgrafen von Österreich nach.

Nach Leopolds Tod entstand ein Kult um seine Person, er wurde mit den Beinamen „der Fromme“ und „der Milde“ versehen. 1485 wurde Leopold aufgrund der Bemühungen mehrerer Habsburger, darunter Rudolf IV. und Friedrich III., vom Papst heiliggesprochen. 1683 wurde der heilige Leopold zum Patron von Österreich erklärt. Er gilt heute noch in Wien, Niederösterreich sowie gemeinsam mit dem heiligen Florian auch in Oberösterreich als Landespatron. Der 15. November ist sein Gedenktag („Leopolditag“). Über die Gründung des Stiftes Klosterneuburg durch Leopold existiert die im 14. Jahrhundert erstmals überlieferte „Schleierlegende“.⁵

Andreas Stangl

Literatur

Karl Brunner, Leopold, der Heilige. Ein Portrait aus dem Frühling des Mittelalters. Wien – Köln – Weimar 2009.

Heide Dienst, Leopold III., in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 14. Berlin 1985.

Karl Lechner, Die Babenberger. Markgrafen und Herzoge von Österreich 976–1246. Wien 1976.

o. A., Leopold III. der Heilige, in: Wien Geschichte Wiki Online:

https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Leopold_III._der_Heilige

Hans-Josef Olszewsky, Leopold III., in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 4. Herzberg 1992.

Heinrich von Zeißberg, Leopold III., in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 18. Leipzig 1883.

⁴ Heinrich von Zeißberg, Leopold III., in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 18. Leipzig 1883.

⁵ <https://www.klosterneuburg.net/die-schleierlegende>

Ambrosigasse

Datum der Benennung

8.10.1981

Text der Zusatztafel

Gustinus Ambrosi 1893–1975

Bildhauer. Ambrosi schuf als einer der bedeutendsten, international anerkannten Künstler seiner Zeit rund 2.500 Monumentalplastiken und Büsten. Er war für alle politischen Systeme tätig. In der NS-Zeit erhielt er Großaufträge, obwohl ihm die NSDAP wegen seiner Rolle im autoritären Ständestaat die Aufnahme verwehrte. 1945 setzte er sein Schaffen erfolgreich fort.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

August Arthur Matthias Josef Ambrosi (nach 1908 fast immer „Gustinus“) wurde am 24. Februar 1893 in Eisenstadt (Kismarton) als Sohn des Offiziers und Lehrers Friedrich August Ambrosi (1851–1908) und von Natalie, geb. Lángh (1858–1938), in eine vielfach künstlerisch aktive Familie hineingeboren.¹ 1894 übersiedelten sie nach St. Pölten. Ambrosi ließ früh eine musikalische Begabung erkennen, erlernte mit vier Jahren das Klavierspiel und dann die Geige. 1899 folgte er seinem Vater mit der Familie nach Prag und besuchte dort ab September die Volksschule. Ab Februar 1900 kam es wegen einer epidemischen Meningitis zu seiner vollständigen Ertaubung. Er erlernte Lesen und Schreiben durch den Bruder Friedrich (Fritz, 1883–1948, Selbstmord) und unternahm 1901 allererste literarische und bildhauerische Versuche. 1901 bis 1906 besuchte er das Prager Privat-Taubstummeninstitut.

Ab 2. Oktober 1906 bekam er nach einigen Ablehnungen einen Lehrplatz beim größten Prager Bildhauer- und Stuckateur-Unternehmen „Jakob Kocourek“. Nach dem Tod des Vaters am 4. November 1908 infolge eines körperlichen und mentalen Zusammenbruchs übersiedelte er im August 1909 mit der Mutter und zwei Brüdern nach Graz und setzte die Lehre bei „Haushofer,

¹ Vgl. Stefanie Leitner, Der österreichische Bildhauer Gustinus Ambrosi. Sein Leben und Schaffen von der Monarchie bis in die 2. Republik. Dipl.Arb. Graz 2011, S. 3f. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/217532?originalFilename=true>. Die biografischen Daten zu Ambrosi sind in dieser Diplomarbeit (gedruckt mit abweichender Seitenpaginierung Saarbrücken 2012) übersichtlich zusammengestellt. Wichtige Ergänzungen und Detailinformationen bietet Otto E. Plettenbacher, Gustinus Ambrosi. Monografie. Ein Künstlerschicksal in den kulturellen und politischen Umbrüchen des 20. Jahrhunderts. Wien 2015.

Suppan und Nikisch“ fort. Er wurde in die „Genossenschaft bildender Künstler Steiermarks“ aufgenommen und erregte mit der bereits in Prag modellierten Skulptur eines abgestürzten Dachdeckers, „Der Mann mit dem gebrochenen Genick“, einige Aufmerksamkeit. Der künstlerische Durchbruch gelang Ambrosi bei der 12. Jahresausstellung der Genossenschaft im Frühjahr 1912, wo er mit dem Staatspreis ausgezeichnet wurde. Aufgrund der Intervention des steirischen Statthalters Manfred von Clary und Aldringen (1852–1928) beim Kaiser wurde für 1913 ein „Staatsatelier auf Lebenszeit“ (Prater-Pavillon) in Aussicht gestellt. Ende Oktober 1912 übersiedelte Ambrosi daraufhin mit der Mutter nach Wien.²

Während des Ersten Weltkriegs war er aufgrund seiner Taubheit vom Kriegsdienst befreit, eine einschneidende private Katastrophe bildete der Tod seines Bruders Alfred, der am 1. Juli 1916 im russischen Kriegsgefangenenlager Krasnojars starb. Als Bildhauer verwirklichte er von 1916 bis 1918 das Kolossalwerk „Promethidenlos“, in dem er aus einem aus Mittelgriechenland importierten pentelischen Marmorblock von 31 Tonnen eine allegorische, figurale Realisierung der für ihn widersprüchlichen Mann-Frau-Beziehung unternahm. Gustinus Ambrosi war dreimal verheiratet und hat seine Ehefrauen jeweils als Büsten verewigt. Die erste war Anna „Aennchen“ Murmayer (1896–1979), mit der er die Tochter Ingeborg (1919–1940) hatte. Es folgte die Ehe mit Marie Janik (1898–1971) und schlussendlich Berta „Beata“ Mayer (1907–1991), die bis an sein Lebensende als Ehefrau und Betreuerin fungierte.

Ambrosi hatte sich – auch aus finanziellen Erwägungen – immer mehr auf Porträtbüsten von Prominenten (und Personen aus dem privaten Umfeld) spezialisiert. Aufsehen erregten u. a. die Mussolini-Büste (1924) oder die Dollfuß-Büste (1935). Nach dem „Anschluss“ geriet er zwar aufgrund der Nähe zum Ständestaat unter Verdacht (Denunziationen von Leopold Blauensteiner, des Landesleiters der Reichskammer der bildenden Künste in Wien), genoss aber die Wertschätzung Hitlers (!) und die Unterstützung Speers, sodass er für – teilweise nicht realisierte – Projekte in Berlin (Reichskanzlei) und in Linz herangezogen wurde und unbeschadet die NS-Zeit überlebte. Allerdings wurden sowohl Ambrosi Stadt- wie auch sein Staatsatelier durch Bombentreffer und Plünderungen nach 1945 stark in Mitleidenschaft gezogen und viele Büsten, Zeichnungen, Bücher und Bearbeitungswerkzeug zerstört.³

Nach 1945 gelang es Ambrosi, gegen eine Schenkung von 165 Werken, die Zusage der Errichtung eines Museums nach seinem Ableben zu erhalten – verbunden mit Atelierräumen, für deren Betrieb er allerdings selbst aufkommen musste. Die Augarten-Anlage wurde 1953 bis 1957 errichtet. In den 1960er-Jahren geriet er aufgrund seiner opportunistischen Anpassungsbereitschaft an das jeweilige politische Regime und seiner ultrakonservativen Kunstauffassung, die sich in

² Vgl. Plettenbacher, Ambrosi, S. 15–17 bzw. Leitner, Ambrosi, S. 11–13.

³ Vgl. Plettenbacher, Ambrosi, S. 133–140.

Polemiken gegen die Moderne manifestierte, wiederholt in mediale Kritik, so etwa 1966 durch den Journalisten und burgenländischen Landeskonservator Alfred Schmeller.⁴

Seit 1972 hatte Ambrosi massive Gelenks- und Muskelentzündungen der Oberarme, dazu kamen im März 1974 eine schwere Lungenentzündung und eine langwierige Bronchitis, der der Verlust des Geruchs- und Geschmackssinnes folgte. Er sollte die Fertigstellung des von ihm bis ins Detail geplanten Hauses in Stallhofen bei Graz nicht mehr erleben: Am 30. Juni 1975 trank er einen Viertelliter Kupfervitriol und starb am 1. Juli in der Intensivstation des AKH. 1978 wurde die äußerst rührige Gustinus-Ambrosi-Gesellschaft gegründet, die sich um das Andenken des Bildhauers und Porträtisten durchaus öffentlichkeitswirksam bemühte. Im gleichen Jahr wurde das Gustinus-Ambrosi-Museum als Teil der Österreichischen Galerie Belvedere gegründet, das 2017 allerdings endgültig seine Pforten schloss, während das gleichnamige Museum in Stallhofen noch zugänglich ist. Im Rahmen der jeweiligen Straßenbenennungsdebatten in österreichischen Städten wurde die politische Positionierung Ambrosis historisch aufgearbeitet und kritisiert, so von Oliver Rathkolb für Wien und am schärfsten zuletzt vom Kärntner Historiker Werner Koroschitz für Villach.⁵

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Koroschitz, Bericht zu den (nationalsozialistisch) belasteten Straßennamen in Villach. Villach 2019.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Stefanie Leitner, Der österreichische Bildhauer Gustinus Ambrosi. Sein Leben und Schaffen von der Monarchie bis in die 2. Republik. Dipl.Arb. Graz 2011. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/217532?originalFilename=true>

Otto E. Plettenbacher, Gustinus Ambrosi. Monografie. Ein Künstlerschicksal in den kulturellen und politischen Umbrüchen des 20. Jahrhunderts. Wien 2015.

Oliver Rathkolb, Gustinus Ambrosi, in: Peter Autengruber et al. (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 265–267.

⁴ Vgl. Plettenbacher, Ambrosi, S. 178–181.

⁵ Oliver Rathkolb, Gustinus Ambrosi, in: Peter Autengruber et al. (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 265–267; Werner Koroschitz, Bericht zu den (nationalsozialistisch) belasteten Straßennamen in Villach. Villach 2019, S. 7–9.

Ampfererweg

Datum der Benennung

13.12.1973

Text der Zusatztafel

Otto Ampferer 1875–1947

Geologe, Alpinist. Nach dem Studium in Innsbruck wirkte er ab 1901 in der k. k. Geologischen Reichs- und späteren Bundesanstalt, die er im autoritären Ständestaat 1935–1937 leitete. Er stellte theoretische Überlegungen zur Gebirgsbildung an, auf denen später die Plattentektonik aufbaute. Sein Name ist auch mit der Erstbesteigung mehrerer Alpengipfel verbunden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Otto Ampferer war ein österreichischer Geologe und Alpinist. Seine Bedeutung liegt in erster Linie in der Alpengeologie. Er gilt auch als ein Wegbereiter der Plattentektonik. Geboren am 1. Dezember 1875 in Hötting bei Innsbruck, besuchte er ebenda das Gymnasium und begann im Anschluss daran 1895 Physik, Mathematik und Geologie zu studieren. 1899 promovierte er an der Universität Innsbruck.¹ Zwei Jahre später trat er in den Dienst der k. k. Geologischen Reichsanstalt. 1902 heiratete er die Schwester des bekannten Innsbrucker Geologen Bruno Sander, Olga, die in der Folge auch als seine Assistentin tätig war.²

Ampferer war ein begeisterter Bergsteiger und absolvierte zahlreiche Erstbesteigungen, darunter gemeinsam mit Karl Berger 1899 die Guglia di Brenta (Campanile Basso) in der Brentagruppe. Als nach dem Krieg aus der Geologischen Reichsanstalt die Geologische Bundesanstalt wurde, wurde Ampferer 1919 deren Chefgeologe, stieg 1925 zum Vizedirektor auf und wurde 1935 schließlich auch Direktor. Zwischen 1925 und 1937 war er auch Schriftleiter des „Jahrbuches der Geologischen Bundesanstalt“. Ampferer verzichtete indes auf eigene Lehrtätigkeit, sondern setzte während der leitenden Tätigkeiten an der Bundesanstalt seine Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der Glazial- und Regionalgeologie in den Alpen fort. Er erstellte zahlreiche geologische Karten und Führer,

¹ Werner Quenstedt, Ampferer, Otto, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953.

² R. Klebelsberg, Otto Ampferers geologisches Lebenswerk. Geologische Bundesanstalt Wien. Online verfügbar unter: <https://opac.geologie.ac.at> (o.D).

vorwiegend in den österreichischen Kalkalpen. Insgesamt verfasste er rund 500 Publikationen³ und erstellte zahlreiche geologische Kartenblätter, wobei ihm sein Zeichentalent zugutekam.

Ampferer war ein Vertreter und Begründer der sogenannten Unterströmungstheorie, die zu den Vorläufern des heutigen, auf Alfred Wegener basierenden Erklärungsmodells der Plattentektonik zählt. Seine Unterströmungstheorie von 1906 räumte mit der damals in der Geologie herrschenden Vorstellung der tektonischen Passivität des Magmas auf. Er erkannte in den Unterströmungen jene Kräfte, die zur Bildung von Faltengebirgen an den Rändern der driftenden Kontinente führen. Auch im Nationalsozialismus war Ampferer wissenschaftlich tätig. Ab 1939 war er Mitglied der Reichsstelle für Bodenforschung, Zweigstelle Wien.⁴

In seiner Arbeit „Gedanken über das Bewegungsbild des atlantischen Raumes“ beschrieb Ampferer 1941 erstmals einen Prozess, der heute als Element der Ozeanbodenspreizung verstanden wird.⁵ Er war auch ein früherer Vertreter jener Theorie, die die Entstehung des Mondes durch Loslösung aus der Erde erklärt.⁶ 1940 wurde Ampferer zum ordentlichen Mitglied in der Wiener Akademie der Wissenschaften gewählt, nachdem er bereits seit 1936 Mitglied der Gelehrtenakademie Leopoldina gewesen war. Von 1938 bis 1939 war Ampferer Präsident der Österreichischen Geologischen Gesellschaft (ÖGG). Otto Ampferer starb am 9. Juli 1947 in seiner Heimatstadt Innsbruck.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl Krainer – Christoph Hauser, Otto Ampferer (1875–1947): Pioneer in Geology, Mountain Climber, Collector and Draftsman, in: Geo.Alp Sonderband 1/2007.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Manfred Leutner, Wissenschaftstheoretische Fallstudien zur Entwicklung der erdwissenschaftlichen Forschung in Österreich: Wilhelm Haidinger – Franz von Hauer – Otto Ampferer, in: Abhandlungen der Geologischen Bundesanstalt 55/1999.

o. A., Ampferer Otto, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957.

Werner Quenstedt, Ampferer, Otto, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953.

³ Nachruf in der Wiener Zeitung vom 11. Juli 1947.

⁴ Karl Krainer – Christoph Hauser, Otto Ampferer (1875–1947): Pioneer in Geology, Mountain Climber, Collector and Draftsman, in: Geo.Alp Sonderband 1/2007.

⁵ Wolf-Christian Dullo – Fritz A. Pfaffl, The theory of undercurrent from the Austrian alpine geologist Otto Ampferer (1875–1947): first conceptual ideas on the way to plate tectonics, in: Canadian Journal of Earth Sciences, Ausgabe 28.3.2019.

⁶ Helmut W. Flügel, Wegener – Ampferer – Schwinner – Ein Beitrag zur Geschichte der Geologie in Österreich, in: Mitteilungen der österreichischen Geologischen Gesellschaft. Wien 1980.

Amreichstraße

Datum der Benennung

1935 (SVA)

Text der Zusatztafel

Anton Amreich 1868–1940

Gastwirt, Politiker. In der Zwischenkriegszeit engagierte sich Amreich lokalpolitisch als christlich-sozialer Abgeordneter im Gemeinderat der damals eigenständigen Gemeinde Wetzelsdorf. Als Gastwirt führte Amreich zudem das in der Steinbergstraße gelegene, landläufig als „Moawirth“ bekannte Wirtshaus seines 1927 verstorbenen Vaters fort.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Amreich war ein Hausbesitzer und Gastwirt im Grazer Bezirk Wetzelsdorf. Über ihn ist leider nur wenig überliefert. Sein Geburtsjahr wird mit 1868 angegeben. Seine Wirtschaft hieß „Moawirth“ (Mohrwirt). In der Zwischenkriegszeit war er Erster Gemeinderat in Wetzelsdorf und in dieser Funktion Vorgesetzter des jüngeren Gymnasiallehrers und späteren NS-Dissidenten Alois Kabelka, der ebenso wie Amreich in der Christlichsozialen Partei aktiv und in Wetzelsdorf Gemeinderat war. Amreich war somit gewissermaßen eine Art Gesinnungsgenosse Kabelkas, dem ebenfalls eine Straßenbezeichnung in Graz gewidmet ist (Alois-Kabelka-Weg, s. d.). Amreich starb am 9. April 1940 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Amschlgasse

Datum der Benennung

26.6.1930

Text der Zusatztafel

Johann (Hans) Amschl 1868–1929

Kaufmann, Politiker. Amschl war ab 1913 sowie seit 1918 ständig christlich-sozialer Abgeordneter im Grazer Gemeinderat. Der Vertreter des Gewerbestands engagierte sich in der christlich-sozialen Gewerbebewegung und leitete ab 1924 das städtische Gewerbereferat. 1927 bis zu seinem Tod nach schwerer Krankheit 1929 bekleidete Amschl das Amt des Vizebürgermeisters.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Amschl war ein konservativer Grazer Stadtpolitiker und Kaufmann. Über ihn ist sehr wenig bekannt: Sein Geburtsjahr wird mit 1868 angegeben. Er hatte eine bedeutende Funktion in der christlichsozialen Gewerbebewegung inne. 1913 und 1918/19 war er als Vertreter der Christlichsozialen Partei Mitglied des Grazer Gemeinderats. Von 1927 bis 1929 bekleidete er das Amt eines Vizebürgermeisters von Graz. Am 15. Oktober 1929 starb er 61-jährig nach mehrwöchiger Krankheit in Graz.¹ Sein Sohn gleichen Namens war Staatsanwalt. Als ÖVP-Politiker war Hans Amschl jr. von 1949 bis 1962 ebenfalls Vizebürgermeister von Graz.²

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. Reichspost vom 16. Oktober 1929.

² Vgl. www.graz.at, Bürgermeisterstellvertreter von 1946 bis heute, online, o.J.

Amundsengasse

Datum der Benennung

1996 (SVA)

Text der Zusatztafel

Roald Amundsen 1872–1928

Polarforscher. Der Norweger nahm bereits in jungen Jahren an Expeditionen teil, etwa 1897–1899 in die Antarktis. Mit vier Begleitern erreichte Amundsen 1911 knapp vor dem Briten Scott als Erster den Südpol. Zudem gehörte er zu den Pionieren in der Arktis, so überflog sein Luftschiff 1926 den Nordpol. Amundsen starb 1928 bei einem Rettungsflug im Nordpolarmeer.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Roald Amundsen war ein norwegischer Polarforscher. Roald Engelbregt Gravning Amundsen wurde am 16. Juli 1872 in Borge (Østfold) in Norwegen als vierter Sohn eines Kapitäns und Schiffunternehmers geboren. Die Familie war vermögend und Amundsen verbrachte den Großteil seiner Kindheit in einer Villa in Kristiania, wo der Vater im Handelsministerium arbeitete.

Schon früh interessierte sich Amundsen für die Polarregion. Seine schulischen Leistungen litten unter seinem Hobby, dennoch begann er zunächst ein Medizinstudium. Nach zwei Jahren brach Amundsen das Studium ab und ging nach dem Tod der Mutter zur See. Zuerst als Matrose auf Robbenfangbooten tätig, nahm er mit 25 Jahren an seiner ersten Antarktisexpedition teil – als Steuermann auf dem Schiff „Belgica“ des Belgiers Adrien de Gerlache. Als das Schiff einfro, musste die Mannschaft als Erste in der Geschichte der Polarforschung in der Antarktis überwintern. Im Zuge dieser Expedition wurde sein Landsmann, der Polarforscher Fritjof Nansen, auf Amundsen aufmerksam und unterstützte ihn in weiterer Folge.

1903 begab sich Amundsen auf die Suche nach der Nordwestpassage, an der der Brite John Franklin ein halbes Jahrhundert davor gescheitert war. Diese war ein voller Erfolg – unter anderem lokalisierte er den magnetischen Nordpol und entdeckte, dass dieser kein fixer Punkt ist. Amundsen musste im Zuge dieser Reise gleich zweimal unter polaren Bedingungen überwintern und holte sich weitere wertvolle Erfahrungen zu Überlebensstrategien in der Polarregion. Diese Erfahrungen sollten ihm bei seiner wohl berühmtesten Expedition zugutekommen.

Von 1909 bis 1911 lieferten sich er und der Brite Robert F. Scott einen auf der ganzen Welt medial verfolgten Wettlauf zum Südpol. Amundsen gewann das Rennen: Er stand am 14. Dezember 1911 als erster Mensch am Südpol. Für Scott endete der Wettstreit tödlich. Die „Eroberung“ des Südpols machte Amundsen zum Star. Wegen des deutschen U-Boot-Krieges im Ersten Weltkrieg gab er eine Ehrung des Deutschen Kaisers zurück.

Amundsen betätigte sich ähnlich wie sein Vater unternehmerisch in der Reederbranche und erwirtschaftete ein ansehnliches Vermögen. Im Laufe einer von gesundheitlichen Problemen Amundsens überschatteten Fahrt durch die Arktis zwischen 1918 und 1920 gelang ihm auch die Durchquerung der Nordostpassage im Norden von Sibirien. In den folgenden Jahren widmete sich Amundsen der Luftfahrt, die er früh als *das* Reisemittel der Zukunft erkannte.

1925 unternahm Amundsen gemeinsam mit dem US-Amerikaner Lincoln Ellsworth seinen ersten Versuch, den Nordpol zu überfliegen. Ein Jahr später gelang ihm dies gemeinsam mit Ellsworth und dem Italiener Umberto Nobile mit einem Luftschiff. Nobile sollte Amundsens Schicksal werden. Als dessen Luftschiff „Italia“ im Juni 1928 in der Arktis havarierte, leitete Amundsen die Rettungsaktion für seinen Kollegen. Bei einem Flug nach Spitzbergen, zu dem Amundsen am 18. Juni aufgebrochen war, verschwand er in der Nähe der Bäreninsel. Amundsens Leichnam wurde nie gefunden, lediglich ein Teil seines Flugbootes wurde geborgen.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Detlef Brennecke, Roald Amundsen. Reinbek bei Hamburg 1995.

Werner Daum, Roald Amundsen, in: WHO'S WHO. The People-Lexicon. Rheinmünster 2014.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans-Joachim Löwer – Alexandra Schlüter, Große Entdecker. Die bedeutendsten Pioniere aller Zeiten. München 2011.

Cornelia Lüdecke, Amundsen. Ein biografisches Porträt. Freiburg im Breisgau 2011.

Andersengasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Hans Christian Andersen 1805–1875

Schriftsteller. Bereits zu Lebzeiten war der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Andersen für seine Märchen beliebt und bekannt. Der dänische Literat verband darin den Stoff alter Sagen mit eigenen Schöpfungen. Andersens Werk umfasst ferner Novellen, Romane und autobiografische Schriften, in die sein sozialer Aufstieg wie auch seine Reisen Eingang fanden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Christian Andersen (H. C. Andersen) war ein dänischer Märchenerzähler. Zu seinen bekanntesten Märchen gehören „Des Kaisers neue Kleider“, „Das hässliche Entlein“ und „Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern“. Hans Christian Andersen wurde am 2. April 1805 in Odense auf der Insel Fünen als Sohn einer Wäscherin und eines Schuhmachers geboren. Die Familie war verarmt, die Mutter Alkoholikerin. Nach einer unglücklichen Kindheit verließ er als 14-Jähriger das von Problemen geplagte Elternhaus und zog nach Kopenhagen. Dort versuchte er sich erfolglos als Schauspieler und Sänger. Schließlich fand er im Leiter des Königlichen Theaters, Jonas Collin, einen Gönner. Collin nahm ihn unter seine Fittiche und auch in die Familie auf. Insbesondere mit der jüngsten Tochter Collins verband ihn eine enge Freundschaft. Collin ermöglichte seinem Ziehsohn, die Schule und in weiterer Folge die Universität zu absolvieren.

Während seiner Schulzeit begann Andersen, inspiriert vom Theater, erste Gedichte und Erzählungen zu schreiben, die er später zu Bühnenstücken formen wollte. Schon damals offenbarte sich die für Andersen charakteristische Erzählweise aus der Sicht eines kleinen Kindes. 1822 folgten erste Veröffentlichungen, die Andersen schon bald durchschlagenden Erfolg bescherten. Die größte Aufmerksamkeit bekam er für seine Kunstmärchen. Die Vorlagen für die Stoffe holte er sich aus der Volksdichtung sowie aus verschiedenen europäischen Mythologien.

1835 erschien Andersens erster Roman, „Der Improvisator“, der bei der Kritik gut ankam, heute aber weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Andersens Landsmann, der Philosoph und Schriftsteller Søren Kierkegaard, setzte sich mit dem Dichter kritisch auseinander. Ab 1839 erhielt Andersen ein staatliches Dichtergehalt. Derart finanziell abgesichert, bereiste er Europa, Asien und Afrika. Die

meiste Auslandszeit verbrachte er in Deutschland. Andersen verehrte mehrere Frauen und war in seinen späteren Jahren mit etlichen, damals bekannten Frauen befreundet. In der Vergangenheit wurde jedoch mehrmals über seine mögliche Homosexualität spekuliert. Diese Spekulationen stützen sich unter anderem auf sein lebenslang ambivalentes Verhältnis zu seinem Ziehbruder Edvard Collin sowie auf den Inhalt seiner Märchen. Einer weiteren Spekulation zufolge soll Andersen das uneheliche Kind des späteren dänischen Königs Christian VIII. gewesen sein. Diese Theorie gilt allerdings als widerlegt.

Andersen starb am 4. August 1875 als international hochverehrter Schriftsteller siebzigjährig in Kopenhagen. Außer den insgesamt 156 Märchen verfasste Andersen Romane, Bühnenstücke, Reiseberichte und Gedichte, von denen die meisten heute unbekannt sind. 1855 erschien seine Autobiografie „Mit Livs Eventyr“, die als „Das Märchen meines Lebens“ auch auf Deutsch publiziert wurde. Viele seiner Märchen wurden in unterschiedlichsten Ländern verfilmt und inspirierten zahlreiche Komponisten, darunter Igor Strawinsky und Alexander von Zemlinsky. Das Wahrzeichen Kopenhagens, die Bronzeskulptur „Die kleine Meerjungfrau“, basiert auf Andersens gleichnamigem Märchen.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Jens Andersen, Hans Christian Andersen. Eine Biographie. Frankfurt 2005.

Werner Daum, Hans Christian Andersen, in: WHO'S WHO. The People-Lexicon. Rheinmünster 2014.

Heinrich Detering, Das offene Geheimnis. Zur literarischen Produktivität eines Tabus von Winkelmann bis zu Thomas Mann. Göttingen 1995.

Jens Jørgensen, H. C. Andersen – en sand myte. Århus 1987.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Andreas-Hofer-Platz

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Andreas Hofer 1767–1810

Gastwirt, Freiheitskämpfer. Hofer war die Galionsfigur im Volksaufstand 1809 gegen die bayerische Besatzung Tirols während der Napoleonischen Kriege. Nach Erfolgen am Bergisel über Bayern und Franzosen wurde der aus dem Passeiertal stammende Anführer des Aufstands 1810 verhaftet und in Mantua hingerichtet. Hofer avancierte über Tirol hinaus zum Volkshelden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Andreas Hofer war ein Tiroler Freiheitskämpfer in den Kriegen gegen Bayern und Frankreich. Er wird in Österreich und unter der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols als Volksheld angesehen und zum Teil idealisiert. Hofer wurde am 22. November 1767 am Sandhof bei St. Leonhard in Passeier (Südtirol) geboren. In der Schule lernte er nur rudimentär rechnen und schreiben, was sich in seiner Korrespondenz als Erwachsener niederschlug. Bei Gelegenheitsarbeiten in Welschtirol (heute Trentino) lernte Hofer Italienisch. Er erbte den Hof seines Vaters und führte die Gastwirtschaft weiter. Daher ist Hofer auch unter dem Namen „Sandwirt“ bekannt. Neben seinem Beruf als Wirt war er auch als Pferde- und Weinhändler tätig.

Hofer war schon als junger Mann politisch interessiert. 1790 war er Abgeordneter des Passeiertals beim sogenannten „stürmischen Landtag“ in Innsbruck. Allerdings scheint sein Name nicht in den Akten des Landtages auf. In den kommenden Jahren wurde er auch soldatisch aktiv, so war er auch Kommandeur der Schützenkompanie. 1805/1806 geriet Tirol als Folge der Napoleonischen Kriege unter bayerische Herrschaft. Diese machte sich bei den Einheimischen durch verschiedene Reformen zusehends unbeliebt.

Hofers Gesinnung wird heute als katholisch-konservativ und reaktionär charakterisiert. So war er gegen Neuerungen wie die Pockenimpfung oder die Gleichberechtigung der Juden. Darüber hinaus wandte sich seine Politik gegen Lustbarkeiten wie Bälle und Feste. 1809 trat Hofer als Galionsfigur des Aufstandes gegen die Bayern, der in Innsbruck seinen Anfang nahm, auf. Der Widerstandsbewegung gelang es innerhalb kurzer Zeit, die Bayern zu vertreiben. Der französische Kaiser Napoleon Bonaparte versuchte zunächst vergeblich, die von ihm protegierte bayerische

Herrschaft wiederherzustellen. Die französischen Truppen wurden in der Dritten Bergiselschlacht am 13. August 1809 von den Aufständischen besiegt. Als deren Anführer wurde Hofer damit de facto „Regent“ von Tirol. Im Oktober drangen die Bayern mit Unterstützung Napoleons erneut in Tirol ein. Diesmal unterlagen die Widerstandskämpfer. Teile von Tirol fielen damals an das unter Napoleons Herrschaft gebildete Königreich Italien.

Hofer, der in der Zwischenzeit in der Bevölkerung an Popularität eingebüßt hatte, wurde von einem Landsmann an die Franzosen verraten. Am 28. Jänner 1810 wurde er in seinem Versteck von den Franzosen festgenommen und knapp einen Monat später, am 20. Februar, in der Festung Mantua durch Erschießen hingerichtet. Nach seinem Tod wurde Andreas Hofer rasch zum Mythos, der von verschiedenen politischen Strömungen unterschiedlich gedeutet und instrumentalisiert wurde und bis heute wird. Für die Nationalsozialisten war er ein „deutscher Kämpfer“. Die Heroisierung Hofers setzte sich im Österreich der Nachkriegszeit fort.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Magenschab, Andreas Hofer. Zwischen Napoleon und Kaiser Franz. Graz – Regensburg 1994.

Helmut Neuhold, Österreichs Kriegshelden. Landsknechte, Haudegen, Feldherren. Graz 2012.

Andreas Oberhofer, Der andere Hofer. Der Mensch hinter dem Mythos (= Schlern-Schriften 347). Innsbruck 2009.

Claudia Sporer-Heis, in: Wolfgang Meighörner (Hg.), Hofer wanted. Ausstellung Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck, 24.4.2009–15.11.2009. Innsbruck 2009.

Andreas-Hofer-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Andreas Hofer 1767–1810

Gastwirt, Freiheitskämpfer. Hofer war die Galionsfigur im Volksaufstand 1809 gegen die bayerische Besatzung Tirols während der Napoleonischen Kriege. Nach Erfolgen am Bergisel über Bayern und Franzosen wurde der aus dem Passeiertal stammende Anführer des Aufstands 1810 verhaftet und in Mantua hingerichtet. Hofer avancierte über Tirol hinaus zum Volkshelden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Andreas Hofer war ein Tiroler Freiheitskämpfer in den Kriegen gegen Bayern und Frankreich. Er wird in Österreich und unter der deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols als Volksheld angesehen und zum Teil idealisiert. Hofer wurde am 22. November 1767 am Sandhof bei St. Leonhard in Passeier (Südtirol) geboren. In der Schule lernte er nur rudimentär rechnen und schreiben, was sich in seiner Korrespondenz als Erwachsener niederschlug. Bei Gelegenheitsarbeiten in Welschtirol (heute Trentino) lernte Hofer Italienisch. Er erbt den Hof seines Vaters und führte die Gastwirtschaft weiter. Daher ist Hofer auch unter dem Namen „Sandwirt“ bekannt. Neben seinem Beruf als Wirt war er auch als Pferde- und Weinhändler tätig.

Hofer war schon als junger Mann politisch interessiert. 1790 war er Abgeordneter des Passeiertals beim sogenannten „stürmischen Landtag“ in Innsbruck. Allerdings scheint sein Name nicht in den Akten des Landtages auf. In den kommenden Jahren wurde er auch soldatisch aktiv, so war er auch Kommandeur der Schützenkompanie. 1805/1806 geriet Tirol als Folge der Napoleonischen Kriege unter bayerische Herrschaft. Diese machte sich bei den Einheimischen durch verschiedene Reformen zusehends unbeliebt.

Hofers Gesinnung wird heute als katholisch-konservativ und reaktionär charakterisiert. So war er gegen Neuerungen wie die Pockenimpfung oder die Gleichberechtigung der Juden. Darüber hinaus wandte sich seine Politik gegen Lustbarkeiten wie Bälle und Feste. 1809 trat Hofer als Galionsfigur des Aufstandes gegen die Bayern, der in Innsbruck seinen Anfang nahm, auf. Der Widerstandsbewegung gelang es innerhalb kurzer Zeit, die Bayern zu vertreiben. Der französische Kaiser Napoleon Bonaparte versuchte zunächst vergeblich, die von ihm protegierte bayerische

Herrschaft wiederherzustellen. Die französischen Truppen wurden in der Dritten Bergiselschlacht am 13. August 1809 von den Aufständischen besiegt. Als deren Anführer wurde Hofer damit de facto „Regent“ von Tirol. Im Oktober drangen die Bayern mit Unterstützung Napoleons erneut in Tirol ein. Diesmal unterlagen die Widerstandskämpfer. Teile von Tirol fielen damals an das unter Napoleons Herrschaft gebildete Königreich Italien.

Hofer, der in der Zwischenzeit in der Bevölkerung an Popularität eingebüßt hatte, wurde von einem Landsmann an die Franzosen verraten. Am 28. Jänner 1810 wurde er in seinem Versteck von den Franzosen festgenommen und knapp einen Monat später, am 20. Februar, in der Festung Mantua durch Erschießen hingerichtet. Nach seinem Tod wurde Andreas Hofer rasch zum Mythos, der von verschiedenen politischen Strömungen unterschiedlich gedeutet und instrumentalisiert wurde und bis heute wird. Für die Nationalsozialisten war er ein „deutscher Kämpfer“. Die Heroisierung Hofers setzte sich im Österreich der Nachkriegszeit fort.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Magenschab, Andreas Hofer. Zwischen Napoleon und Kaiser Franz. Graz – Regensburg 1994.

Helmut Neuhold, Österreichs Kriegshelden. Landsknechte, Haudegen, Feldherren. Graz 2012.

Andreas Oberhofer, Der andere Hofer. Der Mensch hinter dem Mythos (= Schlern-Schriften 347). Innsbruck 2009.

Claudia Sporer-Heis, in: Wolfgang Meighörner (Hg.), Hofer wanted. Ausstellung Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck, 24.4.2009–15.11.2009. Innsbruck 2009.

Angelo-Eustacchio-Gasse

Datum der Benennung

24.3.1982

Text der Zusatztafel

Angelo Eustacchio 1837–1918

Fabrikant. Der Lebensmittelhändler aus dem Friaul zog 1869 nach Graz und gründete 1875 die erste von drei Ziegelfabriken. Die Werke in Gösting, Waltendorf und St. Peter prägten noch nach Eustacchios Tod die steirische Ziegelindustrie, ehe sie bis 1967 sukzessive stillgelegt wurden. Die Bezeichnung Eustacchio-Gründe in St. Peter geht auf die dortige Fabrik zurück.

EKSN / Bernhard Bachinger

Biografie

Angelo Eustacchio war ein nach Graz zugewandelter Lebensmittelhändler und Ziegelfabrikant. Er wurde am 4. August 1837 als Sohn einer Kleinbauernfamilie in Buja bei Udine geboren. 1855 reiste er als 18-Jähriger erstmals nach Graz, um dort Salami und Käse an italienische Ziegelarbeiter zu verkaufen. Dank des damals rasch wachsenden Eisenbahnnetzes dehnte er seinen Handel nach und nach auf die gesamte Monarchie aus. Durch seine Erfahrungen mit den Kunden in der Ziegelindustrie angeregt, stieg er selbst ins Ziegelgeschäft ein. Als Folge des Krieges von 1866, als Österreich Venetien an Italien abtreten musste, zog Eustacchio mit seiner Familie nach Graz.¹ Er kaufte eine 70 Hektar große Grundfläche zwischen der Waltendorfer und der St.-Peter-Hauptstraße. Fünf Jahre später begann er mit der Ziegelproduktion auf dem Bodengebiet in Gösting, nordwestlich des Hauptbahnhofs. Dort entstanden drei Ziegelwerke. Die Expansion hatte Eustacchio der großen Nachfrage aufgrund der gründerzeitlichen Bautätigkeit in Graz zu verdanken.

1904 baute Eustacchio auf den später nach ihm benannten Gründen in Waltendorf/St. Peter zwei weitere Ziegelproduktionsstätten. Die Firma Eustacchio bevorzugte italienische Arbeiter, die während der Betriebsaison vom Frühjahr bis zum ersten Frost oft mit ihren gesamten Familien in der Produktion arbeiteten. Angelo Eustacchio überlebte die Zeit des Ersten Weltkrieges nicht. Er starb am 11. Juni 1918 in Waltendorf. Die Ziegelproduktion ging zunächst weiter. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er-Jahre mussten die Produktionsstätten in Gösting schließen. In Waltendorf wurde zunächst noch weitergearbeitet. Das Werk Waltendorf I produzierte 1934 rund 1,5 Mio. Handschlagziegel für die Renovierung der Stadtmauer beim Paulustor. Das Werk

¹ Vgl. Kleine Zeitung vom 12. Mai 2019.

Waltendorf II stellte als kriegswichtiger Betrieb im Zweiten Weltkrieg Dachziegel her, die wegen der beträchtlichen Schäden durch alliierte Bombardements benötigt wurden. Das Werk wurde 1967 geschlossen.

Die „Eustacchio-Gründe“ in St. Peter und Waltendorf wurden nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend verbaut. So entstand zwischen 1959 und 1965 in zwei Bau-Etappen die „Eisteichsiedlung“ mit rund 750 Wohnungen. Der Name Eisteichsiedlung bezieht sich sowohl auf die Ziegelteiche beziehungsweise Lehmgruben der Werke als auch auf ein Eiswerk am St.-Peter-Pfarrweg. Auch die Terrassenhaussiedlung steht auf dem ehemaligen Besitz der Ziegelfabrikanten. Ein kleiner Teil der ehemaligen „Eustacchio-Gründe“ ist heute ein Naturpark der Stadtgemeinde Graz. Firmengründer Angelo Eustacchio ist in der monumental ausgestalteten, von seinem vorverstorbenen Sohn, dem Architekten Giovanni (Johann) Eustacchio, entworfenen Familiengruft auf dem Grazer Zentralfriedhof bestattet.²

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

² Vgl. Inge Seidl, in: <http://www.architektenlexikon.at/de/735.htm>

Anichgasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Peter Anich 1723–1766

Geodät, Kartograf. Von bäuerlicher Herkunft und mit rudimentärer Schulbildung, eignete sich der Tiroler umfassende astronomische und mathematische Kenntnisse an. Er verfertigte Sonnenuhren sowie Himmels- und Erdgloben. Ab 1756 vermaß er mit seinem Schüler Blasius Hueber Tirol. Ihr Atlas Tyrolensis war eine bedeutende kartografische Leistung des 18. Jahrhunderts.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Anich war ein Tiroler Kartograf, Astronom und Feldmesser. Er ist Hauptautor des legendären „Atlas Tyrolensis“. Anich wurde am 22. Februar 1723 in Oberperfuß (Tirol) in eine Bauernfamilie geboren. Peter Anich lernte zuerst das Drechslerhandwerk seines Vaters, interessierte sich jedoch auch für andere Gebiete, so unter anderem für Sonnenuhren. 1751 nahm ihn der Jesuitenpater und Mathematiklehrer an der Universität Innsbruck, Ignaz Weinhart, als Schüler und Schützling unter seine Fittiche. Er brachte Anich die Grundlagen der Mathematik und Astronomie bei und verschaffte ihm erste Aufträge. Mithilfe der neu erworbenen theoretischen Kenntnisse und seiner handwerklichen Fertigkeiten stellte Anich Messgeräte, Globen und Sonnentaschenuhren her.

Der Beamte und Gelehrte Joseph Freiherr von Spergs arbeitete Ende der 1750er-Jahre an einer Karte des südlichen Tirols für die Grenzregulierung zu Venetien. Als Spergs noch vor Ende seines Auftrags nach Wien versetzt wurde, beauftragte er auf Empfehlung von Weinhart Peter Anich mit den ausstehenden Vermessungen. Die Karte von Spergs, die Tirol südlich der Linie Vinschgau und Grödental darstellte, wurde 1762 veröffentlicht. 1760 folgte der Auftrag, auch das nördliche Tirol zu vermessen und eine Karte anzufertigen. Anich wurde erneut mit den Vermessungen beauftragt, die er 1760 und 1763 durchführte. Für seine Karte hatte er einen größeren Maßstab vorgesehen, als er in der Sperg'schen Karte des südlichen Teils verwendet worden war. Ihm wurde jedoch aufgetragen, seine im Maßstab 1:103.000 vorgesehene Karte auf den Maßstab der Karte von Spergs (1:121.000) zu reduzieren. Anich erhielt auch die Anweisung, ganz Tirol auf neun Blättern darzustellen, weswegen er einen noch kleineren Maßstab (1:138.000) verwenden musste. Anich konnte aber nur mehr drei dieser Blätter fertigstellen. Im September 1766 starb der körperlich nicht sonderlich robuste Anich vermutlich an den Strapazen seiner Vermessertätigkeit.

Die vollendeten Karten wurden 1764/65 in Kupfer gestochen, jedoch zunächst nicht veröffentlicht. Dass Peter Anichs Atlas schließlich doch an die Öffentlichkeit kam, ist wiederum seinem Förderer Ignaz Weinhart und vor allem Anichs Assistenten Blasius Hueber zu verdanken. Erst ein Jahr in den Diensten Anichs, hatte sich Hueber alle nötigen Kenntnisse eines Vermessers und Kartografen angeeignet. Hueber vollendete schließlich das kartografische Werk Anichs, das 1774 als Kupferstich veröffentlicht wurde.

Der Atlas Tyrolensis zählt aufgrund seiner Genauigkeit und wegen seines Umfangs zu den bedeutendsten kartografischen Leistungen des 18. Jahrhunderts. Bis heute ist der Atlas Tyrolensis eine wichtige Quelle für Geographiehistoriker, Glaziologen und Ortsnamenforscher. Die 145 x 225 cm große Karte wird heute im Tiroler Landesarchiv aufbewahrt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wilfried Beimohr, Die Tirol-Karte oder der Atlas Tyrolensis des Peter Anich und des Blasius Hueber aus dem Jahre 1774. Tiroler Landesarchiv 2006. PDF online verfügbar unter: <https://www.tirol.gv.at>
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Otto Stolz, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953. Online verfügbar unter <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118503189.html#ndbcontent>

Annenstraße

Datum der Benennung

2.7.1947 (Rückbenennung); ursprüngliche Benennung 1846

Text der Zusatztafel

Maria Anna (Prinzessin) von Savoyen 1803–1884

Kaiserin von Österreich. Aus dem Herrscherhaus des Königreichs Sardinien-Piemont stammend, heiratete sie 1831 den Habsburger Ferdinand I., der 1835 den Kaiserthron bestieg. Sie fungierte als Namensgeberin der 1846 fertiggestellten Annenstraße, die sie 1847 bei einem Besuch in Graz aufsuchte. Der Kaiser dankte im Revolutionsjahr 1848 ab und zog mit ihr nach Prag.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Maria Anna von Sardinien (Maria Anna von Savoyen) war als Gemahlin von Kaiser Ferdinand I. von 1835 bis 1848 Kaiserin von Österreich. Sie wurde am 19. September 1803 als Tochter von König Viktor Emanuel I. von Sardinien-Piemont und Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este im Palazzo Colonna in Rom geboren. Ihre Zwillingsschwester, Maria Theresia von Savoyen, war später kurzzeitig Herzogin von Parma. Ihre Taufpaten waren die Großeltern mütterlicherseits, Erzherzog Ferdinand Karl von Österreich-Este und Maria Beatrice Riccarda d'Este. Die Taufe ist auf einem Gemälde verewigt, das im Museo di Roma hängt.

1831 wurde sie im Zuge eines politischen Arrangements zwischen den Regierungen in Wien und Turin mit ihrem Cousin 2. Grades, Ferdinand von Österreich, damals Erzherzog, verheiratet. Die Zeremonie fand am 27. Februar in der Kammerkapelle der Hofburg in Wien statt. Die Ehe sollte kinderlos bleiben. Mit 27 war Maria Anna für eine hochrangige Adelshochzeit bereits relativ alt. Als Ferdinand im März 1835 den Kaiserthron bestieg, wurde Maria Anna Kaiserin von Österreich, eineinhalb Jahre später wurde sie in Prag auch zur Königin von Böhmen gekrönt. Sie lernte kaum Deutsch und sprach, auch mit ihrem Ehemann, hauptsächlich französisch und italienisch, war jedoch in der Bevölkerung durchaus populär. An ihrem Namenstag (26. Juli) gab sie jährlich ein Fest. Aufopfernd kümmerte sie sich um ihren kaum regierungsfähigen Gatten.

Als im März 1848 die Revolution ausbrach, stellte sie sich nicht gegen das Volk. Im Nachhinein äußerte sie jedoch die Ansicht, dass man gegen die Revolution härter hätte vorgehen müssen. Sie brachte ihren Mann dazu, im Dezember 1848 abzudanken und den Kaiserthron für den damals 18-jährigen Franz Joseph freizugeben. Das Kaiserpaar zog sich in weiterer Folge nach Böhmen, dem

heutigen Tschechien, zurück. Im Winter wohnten sie in der Königsburg auf dem Hradschin in Prag, die Sommer verbrachten sie in Nordböhmen auf Schloss Reichstadt in der heutigen Ortschaft Zákupy. Maria Anna engagierte sich dort karitativ und galt als „Mutter der Armen“.

Maria Anna starb am 4. Mai 1884 in Prag, sie hatte ihren Ehemann um neun Jahre überlebt. Wie Ferdinand wurde sie in der Kapuzinergruft in Wien beigesetzt. Von ihrer auch nach der Abdankung des Kaisers ungebrochenen Beliebtheit zeugen neben Straßenbenennungen auch Musikstücke. Johann Strauß Vater und Sohn sowie Joseph Lanner widmeten der Kaiserin Werke, das bekannteste ist die Annen-Polka, die am 24. Juli 1852 im Wiener Prater erstmals aufgeführt wurde.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Brigitte Hamann (Hg.), Die Habsburger. Wien 1988.

Magdalena Hawlik-van de Water, Die Kapuzinergruft. Begräbnisstätte der Habsburger in Wien. Wien 1987.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 6. Wien 1860.

Anselm-Franz-Gasse

Datum der Benennung

6.7.2000

Text der Zusatztafel

Anselm Franz 1900–1994

Maschinenbauer. Der Schladminger war Assistent an der Technischen Hochschule Graz, ehe es ihn 1928 nach Berlin zog. Franz trat 1933 der NS-Wehrformation SA bei. Ab 1936 bei Junkers, war er am Bau des ersten serienreifen Düsentriebwerks beteiligt. 1945 rekrutierten ihn die USA als Triebwerksentwickler. Später konstruierte er bis 1968 US-Panzermotoren.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anselm Franz war ein österreichischer Luftfahrtpionier. Er wurde am 21. Jänner 1900 in Schladming geboren. In Graz studierte er Maschinenbau und arbeitete auch an der dortigen Hochschule bis 1928 als Assistent. Nach Zwischenstationen in Zürich und Berlin kam er schließlich 1936 zu den Junkers-Werken in Dessau, wo er 1939 die Leitung des Projektes zur „Entwicklung des Strahlantriebswerks Jumo 004“ erhielt. In dieser Zeit arbeitete er auch an seiner Dissertation und promovierte schließlich 1940 an der Technischen Universität Berlin. Franz stieg zunächst zum Chefingenieur der Junkers-Werke, 1944 dann sogar zu deren Direktor und Leiter auf. Eine Mitgliedschaft in der NSDAP lässt sich bislang nicht nachweisen, allerdings scheint er als SA-Anwärter mit Eintrittsdatum vom 4. November 1933 auf, ohne sich jedoch jemals explizit politisch betätigt zu haben.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges arbeitete Franz für die USA, wo er bis 1950 in der Entwicklungs- und Forschungszentrale der US-Luftwaffe in Dayton (Ohio) tätig war. Im Anschluss daran wechselte Franz in die Privatwirtschaft zum Panzermotorenhersteller AVCO Lycoming, wo er es bis zum Vize-Vorstandsvorsitzenden und stellvertretenden Geschäftsführer brachte. Franz wurde mehrfach geehrt, so erhielt er z. B. 1969 das Ehrendoktorat der Technischen Universität Graz und 1977 das Goldene Ehrenzeichen der Stadt Graz. Anselm Franz starb am 18. November 1994 in Stratford (USA).

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Walter M. Iber – Harald Koll – Bruno P. Besser, Forschung – Technik – (Rüstungs-)Industrie.

Österreichische Spezialisten in den Diensten der Supermächte, in: Gerald Schöpfer – Barbara Stelzl-

Marx (Hg.), *Wirtschaft. Macht. Geschichte. Brüche und Kontinuitäten im 20. Jahrhundert*. Festschrift
Stefan Karner. Graz 2012, S. 461–476.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

Anthauerweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Johann Georg (von) Anthauer um 1709–1787

Bürgermeister von Graz. Dieses Amt bekleidete der Sohn eines Grazer Buchhalters ab 1762. Der 1769 in den Adelsstand erhobene Anthauer setzte kommunale Erneuerungen, etwa im Bereich der städtischen Beleuchtung, wie auch Reformen Josephs II. um, wovon sich der Kaiser 1784 vor Ort überzeugte. Mit Einführung der Grazer Magistratsreform 1784 endete seine Amtszeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Georg Anthauer war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Bürgermeister von Graz. Genaue Geburts- und Todesdaten sind unbekannt. Man weiß lediglich, dass er als Sohn eines landwirtschaftlichen Buchungsbeamten 1709 in Graz auf die Welt kam. 1762 wurde er Bürgermeister von Graz, 1784 schied er nachweislich aus diesem Amt. Ob er in dieser Zeit durchgehend Bürgermeister war oder zwischen 1765 und 1777 jemand anderer die Geschicke der Stadt leitete, dazu gibt es unterschiedliche Angaben.

Anthauer führte eine kostengünstigere Stadtbeleuchtung ein, indem er verfügte, dass als Brennstoff für die Laternen eine Mischung aus Pech und Unschlitt im Verhältnis 2:1 verwendet werden solle. Damit ließ sich das teurere Unschlitt einsparen, das bisher ausschließlich verwendet worden war. Die neue Mischung gilt als Erfindung Anthauers und erwies sich als geruchlos und ebenso gut. Ab 27. November 1776 wurden die Laternen regelmäßig angezündet. Dieser Tag gilt somit als Geburtstag der systematischen Stadtbeleuchtung von Graz. Die Kunde von Anthauers Verdiensten drang offenbar bis nach Wien, denn am 11. März 1769 wurde er von Kaiserin Maria Theresia in den Adelsstand erhoben. Gegen Ende von Anthauers Zeit als Bürgermeister besuchte Kaiser Joseph II. Graz. Er nächtigte im Gasthaus „Zum weißen Lamm“ in der Schmiedgasse. Der Besuch Josephs im Jahr 1784 in Graz galt in erster Linie seinen Reformvorhaben bei Klöstern, Militär und öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen. Im Jahr davor begann man in der Hofkanzlei in Wien mit der Ausarbeitung der Grazer Magistratsreform.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Anton-Füster-Weg

Datum der Benennung

1928

Text der Zusatztafel

Anton Füster 1808–1881

Theologe, Priester. Der gebürtige Oberkrainer, 1832 in Laibach/Ljubljana zum Priester geweiht, promovierte 1843 in Wien, wo er ab 1847 als Universitätsdozent liberale und revolutionäre Ideen vertrat. 1848 nahm er als Kaplan der Akademischen Legion an der Revolution teil und war bis 1876 im New Yorker Exil. Seinen Lebensabend verbrachte er in Wien und Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Füster wurde am 5. Jänner 1808 als viertes Kind des Gerbers Martin Füster und dessen Frau Maria, geb. Šerin, in Radmannsdorf (Radovljica, Slowenien) geboren. Er absolvierte ab 1820 die Hauptschule in Laibach (Ljubljana), dann das Gymnasium, das er am 13. September 1828 beendete. Anschließend studierte er Theologie und wurde 1833 zum Domkaplan und deutschen Prädikanten der St. Nikolai-Domkirche in Laibach ernannt. Er beschäftigte sich u. a. mit Heinrich Heine (1797–1856) und Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) und entwickelte eine Oppositionshaltung gegenüber dem Metternich'schen Absolutismus. In einer Predigt zitierte er aus Anastasius Grüns (1806–1876) Gedicht „Unsere Zeit“ aus den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ (1831).

„Wegen der geladenen politischen Atmosphäre“¹ verließ Füster 1835 Laibach und wurde deutscher Prediger an der Neustädter Pfarrkirche in Triest. 1839 wechselte er nach Görz (Gorica) an die Lehrkanzel für Religionswissenschaft und allgemeine Pädagogik an der Lehranstalt für Philosophie. Er beschäftigte sich neben dieser Tätigkeit mit Philosophie und promovierte am 31. Oktober 1843 in Wien. 1847 wurde er als Professor für Religionswissenschaften und Allgemeine Pädagogik an die Universität Wien berufen. Füster übte seit seinem Amtsantritt als beliebter Vortragender, der sich gegen die verknöchert-autoritären Strukturen der Universität „mit dem lieblose[n], unpädagogische[n] Verfahren der verrotteten Zopfprofessoren“² aussprach, starken Einfluss auf seine Studierenden aus und engagierte sich persönlich in seiner Rolle als Priester und

¹ Marjan Britovšek, Anton Füster in revolucija 1848 v Avstriji. Maribor 1970, S. 398.

² Anton Füster, Memoiren vom März 1848 bis Juli 1849. Beitrag zur Geschichte der Wiener Revolution. Bd. 1. Frankfurt am Main 1950, S. 11.

Universitätslehrer: In seiner Rede vom 12. März 1848 ermutigte er die Studierenden zum Aufstand und schloss sich tags darauf der akademischen Legion als „Feldpater“ an, wobei er gleichzeitig auch „zum einzigen geistlichen Vorbild der Arbeiter“³ – allerdings ohne sozialrevolutionäres Programm für diese Bevölkerungsgruppe – wurde.

Im Juni 1848 wurde er als Reichsrats-Abgeordneter für den 7. Vorstadt-Wahlbezirk Mariahilf gewählt, ebenso für Gumpendorf und die Roßau, wobei er nur die erste Wahl annahm. Füster orientierte sich zunehmend am revolutionären Deutschland und sah „die nationalen Bewegungen der Südslaven immer mehr in das Lager der Konterrevolution“⁴ übergehen. Er nahm an den Beratungen des Reichstags in Kromsauer (Kroměříž) teil und musste nach der Auflösung im März 1849 nach Deutschland fliehen, da er des Hochverrats bezichtigt wurde. Im preußischen Ratibor (Racibórz) entging er nur knapp der Verhaftung und floh über Breslau (Wroclaw) und Dresden nach Leipzig, wo er sich von Mitte März bis Anfang Mai 1849 aufhielt.

Über Hamburg gelangte er dann nach London, am 19. November 1849 ging er in Boston an Land. Anschließend zog er nach New York, wo er sich mühsam als Sprachlehrer über Wasser hielt und eine Sonntagsschule organisierte. Nach dem endgültigen Triumph der Reaktion in Österreich wurde er in Absenz – auch von katholischer Seite – angegriffen und in einem geheimen Hochverratsprozess am 17. März 1856 mit den führenden Repräsentanten der Linken im Reichstag angeklagt und zum Tod verurteilt. Vier Jahre war er in New York Direktor der freien deutschen Schule, anschließend Deutschlehrer an öffentlichen amerikanischen Schulen. Am 28. Oktober 1876 kehrte er „gebrochen und als lebensmüder Greis“⁵ nach Österreich zurück – zuerst für einige Monate zu seiner Nichte nach Graz und dann im Juli 1877 nach Wien, wo er zurückgezogen und zunehmend krank lebte und mit dem Gedanken einer Rückkehr in die USA spielte. Anton Füster starb am 12. März 1881 an einer Nierenentzündung in Wien. Nach seinem Tod wurde er von der deutschnationalen Studenten- und Burschenschaft sowie von Georg von Schönerer (1842–1921) vereinnahmt, obwohl er für diese „wie aus Notizen ersichtlich ist, keine besonderen Sympathien hegte“⁶.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Marjan Britovšek, Anton Füster in revolucija 1848 v Avstriji. Maribor 1970.

³ Walter Sauer, Anton Füster – Priester der Wiener Revolution 1848, in: Zeitgeschichte 11–12/1975, S. 249–256, hier S. 253.

⁴ Britovšek, Füster, S. 410.

⁵ N. N., † Dr. Anton Füster, in: Neue Freie Presse, 13.3.1881, S. 5f., hier S. 6. In diesem Zeitungsartikel finden sich auch einige biografische Details. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18810313&seite=5>

⁶ Britovšek, Füster, S. 425.

Anton Fuster, Memoiren vom März 1848 bis Juli 1849. Beitrag zur Geschichte der Wiener Revolution.
2 Bde. Frankfurt am Main 1950. Online verfügbar unter:

http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ174837408 bzw.

http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ174837500

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

N. N., † Dr. Anton Fuster, in: Neue Freie Presse vom 13.3.1881, S. 5f. Online verfügbar unter:

<https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18810313&seite=5>

Walter Sauer, Anton Fuster – Priester der Wiener Revolution 1848, in: Zeitgeschichte 11–12/1975,
S. 249–256.

Anton-Gerstl-Straße

Datum der Benennung

Zwischen 1935 und 1937

Text der Zusatztafel

Anton Gerstl 1845–1917

Haus- und Realitätenbesitzer. Der gebürtige Südoststeirer besaß Immobilien im damals selbstständigen Eggenberg. Gerstl trat als Wohltäter auf, etwa als Mitbegründer und 1900–1917 als Obmann des katholisch-karitativen Vereins „Vinzenz-Konferenz“ in Algersdorf. Im Ersten Weltkrieg diente das Vereinshaus der notleidenden Bevölkerung als Wärme- und Ausspeisestube.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Gerstl war ein katholisch-karitativ engagierter Haus- und Grundeigentümer im Bezirk Eggenberg. Er stammte aus Krennach bei Riegersburg, wo er am 18. Dezember 1845 geboren wurde. In Graz Eggenberg wohnhaft, war er Mitbegründer der „Vinzenz-Konferenz“ von Algersdorf, einer katholisch verankerten wohltätigen Organisation. Von der Jahrhundertwende bis zu seinem Tod war er deren Obmann. Damals wurde das katholische Vereinshaus in der Georgigasse Nr. 40 gebaut. In diesem Vereinshaus war eine Wärmestube eingerichtet und Ausspeisungen wurden dort gereicht, insbesondere während des Ersten Weltkrieges. Anton Gerstl starb am 8. September 1917 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Anton-Jandl-Weg

Datum der Benennung

26.2.1981

Text der Zusatztafel

Anton Jandl 1723–1805

Maler. Jandl erlernte die Malkunst auf der Wanderschaft, so in Wien, Salzburg, München und Speyer. Besonders sein Lehrmeister, der Porträtmaler Franz Palko, formte seine Kunstfertigkeit. Jandl schuf ab 1757 als ständischer Maler in seiner Geburtsstadt Graz Porträts und Historiengemälde im Barockstil. Zudem malte er etliche religiöse Werke für steirische Kirchen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Jandl war ein Grazer Historien- und Porträtmaler. Er wurde im Jahr 1723 in Graz geboren, die genauen Daten sind nicht bekannt. Er lernte das Malen wahrscheinlich bei Johann Baptist Raunacher in Graz und in seinen Lehr- und Studienjahren. Diese waren von zahlreichen Reisen geprägt, unter anderem nach Wien, Salzburg, München und Speyer. Auch war er bei dem Historienmaler Franz Palko in Brünn (Brno) in Mähren. 1757 erhielt er den Titel eines landschaftlichen, ständischen Malers.

Jandl wohnte wie viele der Grazer Künstler (u. a. Bildhauer Johann Jakob Schoy und Johannes Matthias Leitner) dieser Zeit im Lend, im unteren Bereich der heutigen Annenstraße. Er malte zahlreiche Bilder für Kirchen, so in Graz das Hochaltarbild der Grabenkirche, ein Seitenaltarbild in der Kirche Mariahilf, Gemälde in der Kapelle zu Tobelbad sowie in den Kirchen von Riegersburg und Luttenberg (heute Ljutomer, Slowenien). Unter seinen Porträts sind das überlebensgroße Porträt des Fürsten Johann Ulrich von Eggenberg im Schloss Eggenberg, ein Porträt des Kupferstechers Johann Veit Kauperz sowie das Kniestück des Kommandanten der Grazer Bürgergarde und Gastwirtes Richard Seebacher die bekanntesten. Letzteres ist im Besitz der Alten Galerie im Joanneum. Anton Jandl starb am 7. Mai 1805 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Anton-Kleinoscheg-Straße

Datum der Benennung

1911

Text der Zusatztafel

Anton Kleinoscheg 1821–1897

Unternehmer, Weinhändler. Der gebürtige Radkersburger baute ab 1851 als Teilhaber und ab 1865 als Leiter den Weingroßhandel „Brüder Kleinoscheg“ aus. Die nach französischer Art gekelterten Schaumweine überzeugten am Wiener Hof wie auch auf Weltausstellungen. Berühmt war zudem Kleinoschegs Weinstube „Im Krug zum grünen Kranz“ in der Grazer Herrengasse.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Kleinoscheg war ein steirischer Weinhändler und Schaumweinerzeuger. Er wurde am 5. April 1821 in Radkersburg (heute Bad Radkersburg) geboren. Seine Brüder Johann Gottlieb und Ludwig Kleinoscheg gründeten 1848 im heutigen Grazer Bezirk Gösting die „Erste Steyrische Champagnerfabrik“. Weil sich das Geschäft nicht so entwickelte, wie er sich das vorgestellt hatte, machte Johann Gottlieb nach drei Jahren seinem jüngeren Bruder Anton Platz. Anton Kleinoscheg begann rasch damit, das Unternehmen umzukrempeln. Die Sektkellerei wurde um einen Weinhandel erweitert. Dadurch gelang es den Brüdern Kleinoscheg, eine effiziente Versorgung der mittleren und nördlichen Steiermark mit Wein aus der Süd- und der heute zu Slowenien gehörenden Untersteiermark einzurichten.

1853 begann Kleinoscheg nach der französischen Champagnermethode, bei der der Sekt durch Flaschengärung entsteht und mehrere Jahre im Keller reift, zu produzieren. Gleichzeitig führte er in den Weingärten der Familie in den Gegenden von Radkersburg und Luttenberg (Ljutomer, Slowenien) französische Rebsorten ein. 1855 kam der erste so hergestellte Schaumwein der Brüder Kleinoscheg auf den Markt und fand großen Anklang. Erste Prämierungen folgten. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts baute Anton Kleinoscheg den Betrieb weiter aus. Ludwig Kleinoscheg verließ das Unternehmen und Anton Kleinoscheg wurde damit alleiniger Inhaber. 1871 erhielt die Firma Kleinoscheg den Titel „k. u. k. Hoflieferant“.

Der Wiener Börsenkrach von 1873 beendete vorerst den Höhenflug des Unternehmens. Doch der Betrieb erholte sich und 1883 besuchte Kaiser Franz Joseph I. höchstpersönlich seinen Hoflieferanten. Die Produkte der Firma erhielten auch international Prämierungen. In Graz gehörte

das spätere Stammlokal des Künstlerkreises um Peter Rosegger, die Weinstube „Im Krug zum grünen Kranz“ in der Herrengasse Nr. 13 zum Unternehmen.

Nach dem Tod von Anton Kleinoscheg am 9. April 1897 übernahm sein Sohn Ludwig (Louis) die Geschäftsleitung. Sein Bruder Fritz arbeitete ebenfalls im Betrieb. Das Unternehmen besteht bis heute und hat nunmehr seinen Sitz in Gleisdorf. Auf dem Areal der ehemaligen Sektkellerei in Gösting steht heute eine Wohnsiedlung.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerhard Dienes – Karl A. Kubinzky, Gösting und seine Geschichte. Broschüre zur gleichnamigen Bezirksausstellung im Herbst 1989.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Anton-Leb-Gasse

Datum der Benennung

9.9.1965

Text der Zusatztafel

Anton Leb 1891–1965

Mediziner. Der gebürtige Innviertler studierte in Graz Medizin, seine Promotion folgte nach dem Kriegsdienst 1919 in Wien. Leb wandte sich der neuen Röntgentechnik zu und leitete ab 1924 über 40 Jahre das Zentralröntgeninstitut am Grazer Landeskrankenhaus. Verdienste erwarb sich Leb zudem 1958 beim Aufbau des Instituts für Radiologie an der Universität Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Leb war ein Radiologe, Universitätsprofessor und langjähriger Vorstand des Zentralröntgeninstituts am Landeskrankenhaus Graz. Er wurde am 23. Oktober 1891 in Hochburg im Innviertel geboren. Nach der in Graz abgelegten Matura studierte er ebenda an der Karl-Franzens-Universität Medizin. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges trat er den Militärdienst bei den Kaiserschützen Nr. 1 an und musste im September 1914 an die Front. Während des Krieges war er als Militärbegutachter tätig. Nach 38 Monaten Einsatz erhielt Leb Fronturlaub und ging nach Wien, um seine Ausbildung als Mediziner fortzusetzen.

1919 promovierte er in Wien an der pathologischen Anatomie. In den kommenden Jahren befasste sich Leb mit Röntgentechnik und erwarb sich diesbezügliche Kenntnisse auch auf Reisen ins Ausland. Bald danach leitete Leb die Röntgenstation in Graz zuerst als außerordentlicher Assistent, bevor er 1924 Vorstand des Zentralröntgeninstituts am Landeskrankenhaus Graz wurde. Leb machte es sich zur Aufgabe, Röntgendiagnostik und Strahlentherapie bei der Behandlung von Kranken umzusetzen.

1943 musste er zur Deutschen Wehrmacht einrücken und diente im Zweiten Weltkrieg von 1944 bis 1945 erneut als Militärbegutachter. Es ist unklar, ob Leb Parteimitglied der NSDAP oder anderwärtig politisch im NS-System aktiv war. Bestimmten Quellen zufolge entzog er sich der Parteimitgliedschaft. Er dürfte als sachverständiger Radiologe für Röntgenaufnahmen von missgebildeten Föten von dem NS-Gynäkologen Karl Ehrhardt, der sich unter anderem mit rassistisch „motivierten Abtreibungen an Ostarbeiterinnen“ einen traurigen Leumund erwarb, kontaktiert worden sein. Zur Ausführung der Unfruchtbarmachungen wurden von den Nationalsozialisten bestimmte Institutionen und Ärzte ausgewählt. In Graz waren das die I. und II. Chirurgische Klinik

sowie die Universitätsklinik des Gaukrankenhauses Graz-Ost (das heutige LKH). Einer der dazu ermächtigten Ärzte war Anton Leb. Er war für Unfruchtbarmachung durch Röntgen- und Radiumbestrahlung zugelassen. Allerdings ist eine Durchführung derartiger Eingriffe nicht belegt. Anton Leb war bis zu seinem Tod am 15. Februar 1965 ein hochangesehener Mediziner in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Gabriele Czarnowski – Sabine Hildebrandt, Research on the boundary between life and death. Coercive experiments on pregnant women and their fetuses during National Socialism, in: Paul Wendling (Hg.), From Clinic to Concentration Camp. Reassessing Nazi Medical and Racial Research, 1933–1945. London 2017.
- Doris Griesser, Gynäkologische Versuchsobjekte im Auftrag der „Rassenhygiene“, in: Der Standard vom 23. September 2009.
- Maria Ladinig, Das NS-Gesundheitswesen, das Erb- und das Blutschutzgesetz, die Vorgaben der NS-Rassenpolitik und ihre Umsetzung im Gau Steiermark, in: Wolfgang Freidl – Alois Kernbauer – Richard H. Nack – Werner Sauer (Hg.), Medizin und Nationalsozialismus in der Steiermark. Innsbruck 2001.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
- Petra Scheiblechner, „... politisch ist er einwandfrei...“ Kurzbiographien der an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz in der Zeit von 1938 bis 1945 tätigen WissenschaftlerInnen (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 39). Graz 2002.

Anton-Lehmann-Gasse

Datum der Benennung

30.4.1975

Text der Zusatztafel

Anton Lehmann 1904–1973

Schauspieler. Der gebürtige Wiener war ab 1921 an deutschsprachigen Bühnen der Tschechoslowakei sowie in Linz und Wien als Volksschauspieler und ab 1950 als Mitglied der Vereinigten Bühnen in Graz engagiert. Sein komödiantisches Talent spielte er in Nestroy-Stücken aus. Als Molières „Der eingebildete Kranke“ war Lehmann in den 1960er-Jahren überregional populär.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Lehmann war ein über zwei Jahrzehnte in Graz wirkender Volksschauspieler. Er kam am 3. April 1904 in Wien auf die Welt. Kurz nach dem Ersten Weltkrieg begann er seine Schauspielkarriere. Sein erstes Engagement erhielt er in Mährisch-Ostrau (Ostrava, damals Tschechoslowakei, heute Tschechische Republik), das bis 1945 einen großen deutschsprachigen Bevölkerungsanteil hatte. Weitere Engagements in Wien und Linz folgten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann sein eigentlicher Bühnenerfolg. Besonders beliebt war er als Nestroy-Darsteller. Sein „Eingebildeter Kranker“ aus dem gleichnamigen Molière-Stück galt damals als komödiantische Höchstleistung. Er hatte aber auch dramatische Rollen in diversen historischen Dramen im Repertoire. 1950 ging Lehmann nach Graz und wurde Mitglied der Vereinigten Bühnen. 1971 erhielt er von Bundespräsident Franz Jonas den Titel Professor verliehen. Anton Lehmann verstarb am 22. Februar 1973 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Herbert Zinkl, Porträt eines Grazer Schauspielers. Anton Lehmann: Menschen darstellen, über die man lacht und mit denen man weint, in: Der Obersteirer vom 14. Jänner 1961.

Anton-Lippe-Platz

Datum der Benennung

18.11.1976

Text der Zusatztafel

Anton Lippe 1905–1974

Priester, Musiker. Der gebürtige Südoststeirer studierte Theologie in Graz, erhielt 1928 die Priesterweihe und wurde in Pöllau Kaplan. Wegen seines musikalischen Engagements beurlaubte ihn die Kirche, damit er in Rom Musik studieren konnte. Ab 1935 leitete er den Grazer Domchor und verschaffte ihm internationalen Ruf. 1964 wechselte Lippe als Kapellmeister nach Berlin.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Lippe war Domkapellmeister in Graz. Er wurde am 28. April 1905 in St. Anna am Aigen in der Südoststeiermark geboren. Nach der Schule ging er nach Graz, wo er Theologie studierte und Mitglied einer katholischen Studentenverbindung (CV Traungauer) war. Als 23-Jähriger wurde er 1928 zum Priester geweiht. Anschließend übernahm er eine Stelle als Kaplan im oststeirischen Pöllau. Damals dürfte seine Hinwendung zur Musik erfolgt sein. Lippe baute einen Chor auf und organisierte zahlreiche Konzerte. Seine musikalischen Ambitionen führten dazu, dass er von der Kirche beurlaubt wurde und sich in der Folge musikalisch ausbilden ließ – unter anderem in Rom bei dem italienischen Priester, Musikwissenschaftler und Komponisten Raffaele Casimiri. Zurück in Graz wurde er Domvikar und erhielt 1935 die Stelle des Domkapellmeisters, die er bis 1964 innehatte.

Nach dem Krieg war Lippe parallel als Leiter der Wiener Hofmusikkapelle tätig. Während seiner Zeit als Domkapellmeister brachte Lippe den Grazer Domchor international zur Geltung. Unter Lippe gab der Domchor Aufführungen von Franz Schmidts Oratorium „Das Buch mit sieben Siegeln“ in Graz, Salzburg, München, Köln, Straßburg und Rom. Lippe ist auch Mitbegründer der Diözesan-Musikschule in Graz. Die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte Lippe als Domkapellmeister in Berlin, wo er am 19. Februar 1974 verstarb.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Rudolf List, Kunst und Künstler in der Steiermark. Ein Nachschlagewerk. Ried im Innkreis 1974.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hilde Senft – Willi Senft, Steirisches Urgestein. Steirer, die man nicht vergisst. Graz 2008.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

Anton-Mell-Weg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Anton Mell 1865–1940

Historiker. Nach seiner Promotion 1887 in Graz begann Mell seine Laufbahn im Steiermärkischen Landesarchiv, das er 1905–1923 als Direktor leitete. Zudem lehrte Mell seit seiner Habilitation 1897 als Dozent, ab 1915 als Ordinarius an der Universität. Die Forschungen zur steirischen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte ragen aus seinem umfangreichen Werk heraus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Mell war Heimatforscher und Direktor des Steiermärkischen Landesarchivs. Er war ein Onkel des Schriftstellers Max Mell. Am 7. Juni 1865 wurde Anton Mell als Sohn eines pensionierten, aus Böhmen stammenden Offiziers in Graz geboren. Nach dem Gymnasium studierte er ab 1883 an der Universität Lehramt für Deutsch, Geschichte und Geografie. Seine Lehrer waren unter anderem Franz Krones v. Marchland, Ferdinand Bischoff und Arnold Luschin v. Ebengreuth.

Mell wurde Mitglied beim „Akademischen Historiker-Club in Graz“ und war zwischendurch auch dessen Obmann. 1898 wurde der Verein zum „Akademischen Verein deutscher Historiker“, der aus heutiger Sicht eine „Hochburg des Deutschnationalismus im akademischen Bereich“ war. Er war einer der prominentesten Vertreter dieser Organisation. 1887 promovierte er zum Doktor der Philosophie, noch im selben Jahr trat er eine Stelle im Steiermärkischen Landesarchiv an. 1905 wurde er dessen Direktor bis 1923. 1897 habilitierte sich Mell für „Österreichische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der steirischen Landesgeschichte“. Mell war Mitglied der Historischen Landeskommision und arbeitete an der Erstellung des „Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer“ mit. 1927 wurde er in das Kuratorium des 1811 gegründeten Landesmuseums Joanneum berufen, ab 1929 war er korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien. Im selben Jahr wurde er Extraordinarius für Österreichische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte an der Universität Graz, von 1931 bis 1935 hatte er die Lehrkanzel für Österreichische Geschichte inne. 1935 erhielt er den Ehrendoktor der Rechtswissenschaften.

Den Ersten Weltkrieg überstand Mell als Reserveoffizier auf verschiedenen Verwaltungsposten. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie war Mell ein überzeugter Verfechter des „Anschluss“-Gedankens. Seine deutschnationale Gesinnung vertrat Mell unter anderem in Publikationen und in Lehrveranstaltungen, in denen er österreichische bzw. steirische Geschichte explizit als Teil der deutschen Geschichte darstellte. In diesem Zusammenhang ist auch sein Engagement für den Deutschen Schulverein Südmark und seine Unterstützung für die Deutsche Akademie zu sehen. Im Ständestaat war Mell als Funktionär der Vaterländischen Front tätig – er war Mitglied der Dienststellenorganisation an der Philosophischen Fakultät Graz. Sonst ist bei Mell keine parteipolitische Aktivität bekannt. Dem Nationalsozialismus dürfte er trotz seiner deutschnationalen Einstellung ablehnend gegenübergestanden sein, jedenfalls ist eine NS-Parteimitgliedschaft nicht nachgewiesen. Anton Mell starb am 14. Dezember 1940 nach schwerer Krankheit in Graz.

Mell erwarb sich zahlreiche Verdienste im steirischen Archivwesen. Seine wichtigste wissenschaftliche Arbeit war der „Grundriss der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Landes Steiermark“. In Mells Nachlass sind zahlreiche Fotografien erhalten, die von einem regen Interesse Mells an der Fotografie zeugen.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gernot Peter Obersteiner, Anton Mell (1865–1940). „Homo styriacus“ und „deutsches Vaterland“, in: Karl Hruza (Hg.), Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts. Wien – Köln – Weimar 2008.

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz 2005, S. 89.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Franz Otto Roth, Aus den Briefen Richters von Binnenthal an den jungen Anton Mell, 1881. Vom Alltag eines pensionierten k. k. Offiziers in Graz, in: Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs 39. Graz 1989.

Anton-Paar-Straße

Datum der Benennung

2001

Text der Zusatztafel

Anton Paar 1885–1962

Maschinenschlosser, Unternehmer. Der Oststeirer fiel früh durch Innovationen auf und führte ab 1922 eine auf Reparaturen spezialisierte Grazer Schlosserei, die ab 1940 auch für die Rüstung arbeitete. Mit der Herstellung analytischer Messinstrumente stieg der Betrieb ab den 1950er-Jahren zum weltbekanntesten, nach ihm benannten Unternehmen mit Sitz in Straßgang auf.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Paar wuchs als Wirtssohn in St. Johann in der Heide bei Hartberg auf. Durch den Schuldirektor Borstnig kam Paar bereits im Alter von elf Jahren mit der Drehbank in Berührung. 1898 erhielt er einen Lehrplatz als Maschinenschlosser in der Maschinenbauanstalt von Konrad Kohlbacher in Graz. Nach der Gesellenprüfung begab er sich auf die Walz und arbeitete als Dreher in verschiedenen Werkstätten in Deutschland und in Österreich wie zum Beispiel bei Puch in Graz oder bei Bosch in Stuttgart. Hier widmete er sich zudem der technischen Verbesserung der Geräte und trat als Erfinder hervor, was sein Gehalt deutlich aufbesserte. Nach der Walz ging Paar als Werkmeister in die Maschinenfabrik Lang bei Hartberg, wo er schon bald durch einige technische Innovationen auffiel. Seine Arbeit brachte ihn auch nach Ungarn, wo er erstmals mit Benzinmotoren in Berührung kam. 1919 wurde Paar Betriebsleiter der Maschinenfabrik Laure in Graz.

1922 übernahm Paar die verwaiste Schlossereiwerkstätte von Gottfried Karner in der Grazer Heinrichstraße 47. Damit war der Grundstein für die Firma Anton Paar gelegt. In der „Bau- und Maschinenschlosserei Anton Paar“ wurden zu Beginn auch Kühlanlagen gebaut, Paar spezialisierte sich aber vor allem auf Reparaturen – vor allem von Fleischhauerei-, Bäckerei- und Druckereimaschinen. Ab den 1930er-Jahren setzte er Schweißtechniken ein und publizierte dazu mehrere Fachartikel. Dadurch kam er an der TU Graz mit Prof. Hans List (späterer AVL-Gründer), Prof. Pischinger und Prof. Niedermeier in Kontakt. Gemeinsam entwickelten sie beispielsweise Einspritzpumpelemente, die Paar herstellte.

Aus der Ehe mit Maria Paar (Heirat: 1907) ging 1909 Tochter Margareta „Gretl“ (spätere Platzer) hervor. Am 27. Juni 1931 absolvierte sie als erste Frau in der Steiermark die

Schlossereimeisterprüfung. 1932 trat sie in die Fußstapfen ihres Vaters. Von 1933 bis 1962 arbeitete schließlich auch die zweite Tochter Hermine Paar im Familienbetrieb mit. Sie war eigentlich Klosterschwester, kam aber durch die Auflösung der Klöster im Jahr 1939 wieder nach Hause und übernahm die Administration des Unternehmens. Aufgrund einer schweren Erkrankung von Anton Paar übernahm Gretl Paar 1938 den Betrieb.

Ab 1940 wurde die Werkstatt Anton Paar zum Rüstungsbetrieb. Es wurden Messlehren und Präzisionsvorrichtungen gefertigt. 1948 wurde die Firma Anton Paar, nachdem sich nach einer Anzeige wegen Lärmbelästigung herausstellte, dass die gewerbepolizeiliche Genehmigung fehlte, an einen neuen Standort verlegt. Die damals neu errichtete Werkstatt in Graz-Straßgang ist heute noch Standort der Firma Anton Paar. 1957 produzierte die Firma ein erstes wissenschaftlich-analytisches Instrument: die Röntgenkleinwinkelkamera nach Otto Kratky. Als Anton Paar am 13. Dezember 1962 starb, beschäftigte die Firma 14 Personen bei einem Jahresumsatz von etwa zwei Millionen Schilling.¹

Ab 1963 übernahm Ulrich Santner, Schwiegersohn von Margareta Platzer, die Geschäftsführung. Mit seinen Innovationsgedanken legte er das Fundament für die spätere Expansion des Unternehmens auf dem Gebiet der Messtechnik. Er intensivierte Austausch und Kontakte mit Universitäten und systematisierte den Transfer neuer Technologien aus der Forschung in die Industrie. Sein Schwiegersohn Friedrich Santner übernahm 1997 gemeinsam mit ihm die Leitung von Anton Paar und wurde 2002 CEO des Unternehmens. Unter seiner Führung wurden neue Vertriebs- und Serviceniederlassungen gegründet und komplementäre Messtechnikfirmen zugekauft. Heute gilt Anton Paar als Weltmarktführer in verschiedensten Bereichen der Messtechnik.

Bernhard Bachinger

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Regina Lind, Firmengeschichte und Post Merger Integrationsmanagement der Firma Anton Paar GmbH. Diplomarbeit, Graz 2007.

N. N., 100 Jahre Anton Paar. Online abrufbar unter: <https://www.anton-paar.com/at-de/ueberuns/unternehmensgeschichte/>

¹ Vgl. Regina Lind, Firmengeschichte und Post Merger Integrationsmanagement der Firma Anton Paar GmbH, Diplomarbeit. Graz 2007, S. 3–14.

Anton-Schwarz-Gasse

Datum der Benennung

9.9.1965

Text der Zusatztafel

Anton Schwarz 1890–1953

Bankbeamter, Musiker. Der in Koglhof-Aschau bei Birkfeld geborene Schwarz war beruflich für den Raiffeisenverband Graz tätig. Durch sein verdienstvolles Engagement im Bereich der Kultur, etwa als Musiker, Kapellmeister und langjähriger Chorleiter des 1856 gegründeten „Männergesangsvereins Liedertafel Andritz“, erlangte Schwarz überregionale Bekanntheit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Schwarz war autodidaktischer Musiker und Bankbeamter. Er stammte aus Koglhof-Aschau bei Birkfeld, wo er am 26. Februar 1890 geboren wurde. Von Beruf war er Kassenbeamter beim Raiffeisenverband Graz. Privat lebte er für die Musik. Ohne fachliche Ausbildung musizierte er selbst und leitete Musikkapellen und den „Männergesangsverein Liedertafel Andritz“. Im „Steirischen Musiklexikon“ von Wolfgang Suppan (1966) ist Anton Schwarz nicht verzeichnet. In der Antragstellung zur Straßenbenennung hieß es: „ein vorbildlich schaffender Kultur- und Heimatmensch, galt als kleiner Karajan der Heimatmusikpflege und war so zu einem treuen Kulturpfleger unserer Stadt geworden.“

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Anton-Wildgans-Weg

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Anton Wildgans 1881–1932

Schriftsteller, Lyriker. Der 1908 in seiner Geburtsstadt Wien promovierte Jurist war bis 1911 zunächst als Richter tätig, ehe er sich ganz seinem literarischen Schaffen widmete. Wildgans zählt zu den einflussreichsten österreichischen Geistesgrößen der Zwischenkriegszeit. Sein im Naturalismus und Expressionismus verortetes Werk trägt betont sozialkritische Züge.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Wildgans war ein Schriftsteller und zeitweiliger Leiter des Wiener Burgtheaters. Er wurde am 17. Jänner 1881 als Sohn eines Beamten des k. u. k. Ackerbauministeriums geboren. Um die Jahrhundertwende, nach abgelegter Matura, begann Wildgans zu schreiben. Er studierte Jus und schloss das Studium 1908 ab. Seine erste Stelle war die eines Untersuchungsrichters in Wien. Parallel dazu betätigte er sich bereits als freier Schriftsteller. Bei Kriegsausbruch 1914 schrieb er, wie viele andere seiner zeitgenössischen Schriftstellerkollegen in ganz Europa, kriegsverherrlichende, patriotische Gedichte. Er unterstützte auf diese Weise die nationale Kriegspropaganda und trug damit zur anfänglichen Hurra-Stimmung in der Bevölkerung bei.

Nach dem Krieg war er ein Verfechter der Eigenstaatlichkeit Österreichs. In der Zeit von 1921–22 und 1930–32 war er jeweils Direktor des Burgtheaters. Wildgans war eine der einflussreichsten und bedeutendsten Persönlichkeiten der österreichischen Zwischenkriegsliteratur. Er erhielt eine Reihe von Ehrungen und Auszeichnungen. So war er unter anderem Träger des Kaiser-Franz-Joseph-Ordens sowie des Ehrenzeichens der Universität Wien.

Wildgans machte sich als sozialkritischer Denker und Dichter einen Namen. In seiner „Rede über Österreich“ von 1929 gab er Einblick in seine politische Grundhaltung. Er betrachtete die Österreicher als im Kern Deutsche, die sich im Lauf der Geschichte zu einem eigenen, österreichischen Volk entwickelt hätten. Wildgans vertrat somit einen österreichisch-patriotischen Standpunkt, wie er in der Ersten Republik selten anzutreffen war. Wildgans räumte dem Deutschtum einerseits eine hervorragende Rolle in der Entwicklung Österreichs ein, charakterisierte die

Österreicher aber als eigenes, weltoffenes, diplomatisches und rücksichtsvolles Volk. 1932 wurde Anton Wildgans für den Literaturnobelpreis nominiert. Wildgans starb jedoch ein paar Monate vor dessen Vergabe im Alter von 51 Jahren in Mödling.

Nach dem Krieg wurde sein Werk nicht mehr so stark rezipiert. Dies wird unter anderem damit erklärt, dass Wildgans im Zeitgeist der 1910er- und 1920er-Jahre schrieb und seine Werke deswegen nach dem Krieg den Leserinnen und Lesern nicht mehr genug Identifikationspotenzial lieferte. Wildgans hatte mit seiner Frau Lilly zwei Söhne. Einer davon, der Komponist und Musiker Friedrich Wildgans, war Professor am Salzburger Mozarteum und an der Wiener Musikakademie.

Anton Wildgans ist in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt. Eines seiner bekanntesten Werke ist „Kirbisch oder der Gendarm, die Schande und das Glück“ von 1927. In Hexametern als Epos verfasst, stellt es eine Besonderheit in der deutschsprachigen Literatur dar. Der „Kirbisch“ wurde 1950 unter dem Titel „Cordula“ (nach der weiblichen Hauptfigur des Epos) unter anderem mit Paula Wessely und Attila Hörbiger verfilmt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Hadriga, Drama Burgtheaterdirektion. Vom Scheitern des Idealisten Anton Wildgans. Wien 1989.

Norbert Leser, Skurrile Begegnungen: Mosaik zur österreichischen Geistesgeschichte (= Studien zur Politik und Verwaltung 101). Wien – Graz 2011.

Johann Sonnleitner, Wildgans, Anton, in: Wilhelm Kühmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. Bd. 12: Vo–Z. 2. erw. Aufl. Berlin – New York 2011.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Anzengrubergasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Ludwig Anzengruber 1839–1889

Schriftsteller. Der gebürtige Wiener versuchte sich erst als Buchhändlerlehrling und Schauspieler zu verdingen, ehe er ab 1866 als freier Schriftsteller tätig war. Den literarischen Durchbruch schaffte der Dramatiker 1871 unter dem Pseudonym Ludwig Gruber mit „Der Pfarrer von Kirchfeld“. Sein im Realismus verortetes Werk ist stark gesellschaftskritisch geprägt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Ludwig Anzengruber wurde am 29. November 1839 im „Dreilaufnerhaus“ in Wien-Alsergrund als Sohn des Beamten und schriftstellerisch tätigen Johann Nepomuk Anzengruber (1810–1844) und dessen Ehefrau Maria, geb. Herbich (unterschiedliche Schreibungen, 1805–1875), geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters wurde er von seiner Mutter, der er über ihren „von ihrem Sohne nie verwundenen Tod hinaus“² verbunden blieb, in bescheidenen Verhältnissen mit mehreren Wohnungswechseln aufgezogen, als Vormund fungierte der ebenso unbemittelte Journalist und Schriftsteller Andreas Schumacher (1803–1868). 1847 bis 1850 besuchte Ludwig die Volksschule der Paulaner, anschließend die Unterrealschule der Piaristen in Wien. Nach dem Tod der Großmutter Barbara Herbich 1854 verschärfte sich die prekäre Wohn- und Lebenssituation, sodass Anzengruber die Schulausbildung in der 1. Klasse der Oberrealschule 1855 wegen Mittellosigkeit abbrechen musste.

1856 bis 1858 arbeitete Anzengruber bis zu einem Zerwürfnis mit dem Besitzer in der Buchhandlung von Adolf Sallmayer (1817–1885) als Praktikant, in den Abendstunden besuchte er 1857/58 die Französische Sprachschule von Georg Legat (1794–1879). Nach einer schweren Typhuserkrankung (August bis Oktober 1859) versuchte er sich ab Juni 1860 erstmals als Schauspieler auf Louis Grolls (1803–1884) Liebhaberbühne im Meidlinger Jagdschlösschen und war im September erstmals in Wiener Neustadt engagiert, dann 1861 in Krems, 1862 in Steyr. Gemeinsam mit seiner Mutter führte er in der Folge ein Wanderleben als Schauspieler in Vöslau, Marburg (Maribor), Bad Sauerbrunn,

¹ Anzengrubers angeblicher Antijudaismus konnte im Zuge der Bearbeitung widerlegt werden, er wurde daher von der Liste der Straßennamen „mit Diskussionsbedarf“ gestrichen.

² Anton Bettelheim, Anzengruber. Der Mann – Sein Werk – Seine Weltanschauung. 2. Aufl. Berlin 1898, S. 34.

Rohitsch (Rogatec), Bruck a. d. Mur, Leoben, Pettau (Ptuj) etc. Nach einer vorübergehenden Rückkehr nach Wien 1865 trat er von Mai bis September 1867 im Sommertheater Hietzing des in der Steiermark geborenen Schauspielers, Theaterregisseurs und Dramatikers Karl Gründorf (1830–1906) auf, der später als Trauzeuge und Vormund der Kinder fungieren sollte. Anfang April 1869 nahm Anzengruber aus Geldnot eine Stelle als Schreiber für die k. k. Polizeidirektion Wien an. Nachdem er frühere dramatische Versuche verbrannt hatte, konzentrierte er sich auf die Fertigstellung des kirchenkritisch-liberalen Stücks „Der Pfarrer von Kirchfeld“, das ihm nach der Uraufführung am 5. November 1870 im Theater an der Wien den Durchbruch als Dramatiker beschern sollte. Nach enthusiastischen Kritiken und dem durchschlagenden Erfolg – vor allem auch in den Provinzstädten wie Graz, wo man hinter Anzengrubers Pseudonym „L. Gruber“ Rosegger vermutete,³ quittierte er im März 1871 den Dienst in der Polizeidirektion und setzte auf seine Karriere als Dramatiker. 1871 und 1872 konnte er mit dem Volksstück „Der Meineidbauer“ und der Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber“ an den vorigen Erfolg anschließen.

Am 11. Mai 1873 heiratete er Adelinde Lipka (1855–1914), die Schwester seines Jugendfreunds und Vertrauten Franz Lipka (1843–1909). Von den (mindestens) acht Schwangerschaften seiner Ehefrau sollten nur drei Kinder die Geburt oder das Babyalter überleben: Karl (1876–1924), der selbst als Schriftsteller und Journalist tätig war, Marie, verh. Mader (1878–1965), deren Tochter Marie, seit 1929 verh. Trnka, unter dem Namen „Mizzi Mader-Anzengruber“ als Sängerin und Schauspielerin hervortrat, und Hans (1883–1910). Im Todesjahr 1889 sollte es dann zur Scheidung wegen Ehebruchs durch die Ehefrau kommen; Anzengrubers Haltung gegenüber Frauen ist allerdings aus heutiger Perspektive problematisch, desgleichen sind manche jüdische Figuren „in sehr klischeehafter Weise gezeichnet“⁴.

1874 feierte Anzengruber mit „Der G'wissenswurm“ noch einen Erfolg, das gesellschaftskritische Trauerspiel „Hand und Herz“ wurde aber dann ebenso abgelehnt wie 1877 die Tragödie „Das vierte Gebot“, die erst nach dem Tod des Autors 1890 in Berlin auf begeisterte Aufnahme stieß. Gerade an diesem Stück hatte die (Selbst-)Zensur eine Rolle gespielt, wenn sich diese auch ansonsten an seinen Texten nicht „allzuschwer versündigt“ hatte.⁵ Die mangelnde Theater-Resonanz in der zweiten Hälfte der 1870er-Jahre mündete ab 1879 verstärkt in finanzielle Schwierigkeiten, Anzengruber veröffentlichte in diversen Zeitungen und Zeitschriften, übernahm dann vom April 1882 bis Mai 1885 die Leitung der Redaktion des Wiener Familienblattes „Die Heimat“, war ab Mai 1884 Redakteur des „Figaro“, ab August 1888 Redaktionsleiter des „Wiener Boten“. Ab September 1888 erhielt er eine feste Anstellung als Dramaturg für das Deutsche Volkstheater in Wien.

³ Vgl. Bettelheim, Anzengruber, S. 94.

⁴ Sarah Triml, Ludwig Anzengruber, in: Cornelia Daurer [et al.] (Hg.), Bericht der Linzer Straßennamenkommission. Linz 2022, S. 57–66, hier S. 64. Online verfügbar unter: <https://stadtgeschichte.linz.at/strassennamenbericht-linz.pdf>

⁵ Alfred Kleinberg, Ludwig Anzengruber. Ein Lebensbild. Stuttgart – Berlin 1921, S. 239.

Nach einem Ehebruch der Gattin Adelinde kam es im September 1889 zur Scheidung, Ende November 1889 erkrankte Anzengruber an Milzbrand und starb trotz zweimaliger Operation einer Zellgewebsentzündung vierzehn Tage später, am 10. Dezember 1889, an Blutvergiftung. Bestattet wurde er in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof. Der Nachlass Ludwig Anzengrubers liegt in der Wienbibliothek. Die Korrespondenz ist teilweise digitalisiert online abrufbar.⁶

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

[Ludwig Anzengruber, Korrespondenz]. Online verfügbar unter:

<https://www.digital.wienbibliothek.at/wbr/name/view/3170541?s=name>

Anton Bettelheim, Anzengruber. Der Mann – Sein Werk – Seine Weltanschauung. 2. Aufl. Berlin 1898.

Alfred Kleinberg, Ludwig Anzengruber. Ein Lebensbild. Stuttgart – Berlin 1921.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Sarah Triml, Ludwig Anzengruber, in: Cornelia Daurer [et al.] (Hg.), Bericht der Linzer

Straßennamenkommission. Linz 2022, S. 57–66. Online verfügbar unter:

<https://stadtdgeschichte.linz.at/strassennamenbericht-linz.pdf>

⁶ [Ludwig Anzengruber, Korrespondenz]. Online verfügbar unter:

<https://www.digital.wienbibliothek.at/wbr/name/view/3170541?s=name>. Hier finden sich auch Briefe Anzengrubers an seine Frau Adelinde aus dem Scheidungsjahr 1889.

Archerweg

Datum der Benennung

1915 (SVA)

Text der Zusatztafel

Max (Ritter von) Archer 1841–1932

Jurist. Der in Triest Geborene war nach der Promotion 1864 in Graz Rechtsanwalt. 1878 in die Direktion der Steiermärkischen Sparkasse gewählt, stand er ihr 1895–1917 als Vize-, dann als Präsident vor. Während seiner 58-jährigen Tätigkeit für die Sparkasse machte er sich um die Allgemeinheit verdient, etwa mit dem 1898 gestifteten Pflegeheim „Haus der Barmherzigkeit“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Max(imilian) Ritter von Archer war ein in Graz lebender Jurist und Präsident der Steiermärkischen Sparkasse. Max Archer wurde am 9. Dezember 1841 in dem damals zur Habsburgermonarchie gehörenden Triest (Trieste, Trst) geboren. 1860 kam er nach Graz. Er studierte an der Karl-Franzens-Universität Jus und promovierte 1864 zum Doktor der Rechte. Danach schlug er die Advokatenlaufbahn ein und arbeitete jahrzehntelang als Rechtsanwalt in Graz. 1878 wurde er in die Steiermärkische Sparkasse gewählt, wo er für den Rest seines Lebens verblieb. Zunächst war er Direktoriumsmitglied, von 1895 bis 1917 Vizepräsident und ab 1917 deren Präsident.

Auf seine Anregung hin entstand 1898 das „Haus der Barmherzigkeit“, wo er auch Kuratoriumsvorsitzender war. Archer regte auch andere Bauten und Förderungen durch die Sparkasse an. Zudem engagierte er sich bei der Bekämpfung der Reblaus in der Untersteiermark, die ab 1919 zu Jugoslawien gehörte. Hier wurden auf seine Initiative hin Weingüter der Sparkasse als Musterbetriebe eingerichtet.¹ 1931 wurde er anlässlich seines 90. Geburtstags zum Ehrenbürger der Stadt Graz ernannt. Max Archer starb am 9. April 1932 in Graz.²

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Tagespost vom 20. Februar 1931.

² Vgl. Salzburger Chronik für Stadt und Land vom 11. April 1932.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Arndtgasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Ernst Moritz Arndt 1769–1860

Schriftsteller, Historiker, Politiker. Auf Rügen geboren, lehrte er zeitweilig an den Universitäten Greifswald und Bonn. Arndt gilt als Wegbereiter der deutschen Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts. Unter dem Eindruck der Herrschaft Napoleons forderte Arndt einen demokratischen Nationalstaat. In einigen Schriften und Liedern griff er Franzosen und Juden an.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ernst Moritz Arndt war Dichter der Freiheitskriege in Deutschland, zudem Historiker und Politiker. Er wurde am 26. Dezember 1769 in Groß Schoritz auf Rügen als Sohn eines Leibeigenen, der jedoch freigekauft wurde, geboren und besuchte die Gelehrtenschule in Stralsund. 1789 bis 1794 studierte er in Greifswald und Jena die Fächer Theologie, Geschichte, Erd- und Völkerkunde, Sprachen und Naturwissenschaften, um anschließend bei Ludwig Gotthold Kosegarten als Hauslehrer zu arbeiten. Eine Bildungsreise führte ihn 1798/99 über Jena und Bayreuth nach Österreich, Ungarn, Italien und schließlich Frankreich.

1800 wurde er als Privatdozent für Geschichte und Philosophie nach Greifswald berufen, wo er 1805 zum außerordentlichen Professor aufstieg. 1803 war er in Schweden, ebenso 1806 bis 1809, nachdem er die Universität Greifswald aufgrund seiner antifranzösischen Einstellung verlassen hatte. In den Jahren 1806/07 war er Mitarbeiter der schwedischen Gesetzeskommission für Pommern und Redakteur beim „Nordischen Kontrolleur“. In den Jahren 1809 bis 1811 war Arndt wieder in Greifswald tätig und 1812 bis 1816 ist er als Mitarbeiter des Freiherrn von Stein nachweisbar. 1818 erhielt er eine Professur in Bonn, wurde allerdings bereits 1820 aufgrund seiner patriotisch-freiheitlichen Agitation wieder suspendiert, eine Rehabilitation im universitären Umfeld erfolgte erst 1840. 1848 vertrat Arndt als Abgeordneter für Solingen in der Paulskirche die Anhänger der preußischen Erbkaiserpartei, wird aber gemeinhin trotzdem nicht als Kämpfer für demokratische und parlamentarische Werte gesehen.

Ideologisch betrachtet entwickelte sich der oft als „frühliberaler“ Dichter bezeichnete Arndt von einem Befürworter der französischen Revolution (Pressefreiheit und Repräsentation) zu einem ihrer schärfsten Gegner. Diese Gegnerschaft entwickelte sich vor allem in den Napoleonischen Kriegen, in denen er durch propagandistische Gedichte und Lieder gegen Frankreich und die französische Nation hetzte. Auch das Judentum geriet bei ihm zum Feindbild, wobei nicht eindeutig festgestellt werden kann, ob er als früher, rassistisch argumentierender Antisemit eingestuft werden muss, oder ob seine Hetze auf die Religionszugehörigkeit fokussiert interpretiert werden sollte.

Ernst Moritz Arndt starb am 29. Jänner 1860 in Bonn. Rezipiert wurde sein Schaffen besonders stark gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge der Herausbildung eines deutschen Nationalgedankens, denn für Arndt war die deutsche Nation durch ihre Nationalsprache, die er sogar als „Ursprache“ einstufte, einen spezifischen Nationalcharakter und durch teilweise natürliche Grenzen definiert. Auch unter dem NS-Regime wurde er als deutscher Dichter besonders hochgehalten und verehrt, die DDR feierte ihn dann hingegen als „Bauernbefreier“, obgleich sein diesbezüglicher Einfluss in der aktuellen Forschung umstritten ist. Nach 1945 kam die Rezeption Arndts jedoch mehr oder weniger vollständig zum Erliegen.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Autengruber, Schriftsteller, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 172–209.

Walter Erhart – Arne Koch, Eine Amnesie mit Folgen: Transnationale Wiederentdeckungen Ernst Moritz Arndts im Kontext von Werk- und Zeitgeschichte, in: Walter Erhart – Arne Koch (Hg.), Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Deutscher Nationalismus – Europa – Transatlantische Perspektiven. Tübingen 2007, S. 1–14.

Karl A. Kubinzy – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hellmuth Rössler, Arndt, Ernst Moritz, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953, S. 358–360.

Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118504118.html#ndbcontent>

Christian Staas, Geschichte: Einheit durch Reinheit, in: Die ZEIT Geschichte 03/2010. Online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/zeit-geschichte/2010/03/Nationalismus-Deutschland-Arndt>

Thomas Stamm-Kuhlmann, Arndts Beitrag zur Definition der „Nation“, in: Walter Erhart – Arne Koch (Hg.), Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Deutscher Nationalismus – Europa – Transatlantische Perspektiven. Tübingen 2007, S. 17–29.

Brian Vick, Arndt and German Ideas of Race: Between Kant and Social Darwinism, in: Walter Erhart – Arne Koch (Hg.), Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Deutscher Nationalismus – Europa – Transatlantische Perspektiven. Tübingen 2007, S. 65–76.

Arnethgasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Alfred Ritter von Arneth 1819–1897

Historiker. Der Wiener war nach Promotion 1841 Archivar im Haus-, Hof- und Staatsarchiv, dem er ab 1868 als Direktor vorstand. Nach der Revolution 1848 gehörte er als Liberaler der Frankfurter Nationalversammlung an, ab 1861 dem Landtag Niederösterreichs und ab 1869 dem Herrenhaus. Arneths Forschungen zu Prinz Eugen und Maria Theresia ragen aus seinem Werk hervor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alfred (Ritter von) Arneth entsprang als zweites Kind nach dem Bruder Franz Hektor (1818–1907) der Ehe des Numismatikers und Archäologen Joseph Calasanz Arneth (1791–1863) mit der Wiener Arzttochter und Burgschauspielerin Antonie Adamberger, die vormalig die Braut des 1813 gefallenen Freiheitskämpfers und Schriftstellers Theodor Körner gewesen war. Geboren am 10. Juli 1819 in Wien, verbrachte Arneth seine Kindheit in der Währingerstraße, ergänzt durch Sommeraufenthalte der Familie in Leopoldschlag und im Stift St. Florian, in dem ein erster Unterricht durch den Chorherren und Propst Friedrich Mayer (1793–1858) erfolgte. Nach vier Klassen Hauptschule besuchte er ab 1828 mit seinem Bruder das Schottengymnasium und wechselte dann 1830 auf Anraten des im Hause Arneth verkehrenden Florianer Stiftsgeistlichen Joseph Chmel (1798–1858) in das Stiftgymnasium Kremsmünster. Der Mutter Antonie, mit der Sohn Alfred ein enges Verhältnis verband, wurde 1832 von Kaiserin Karoline Auguste die Leitung des von ihr gegründeten Instituts für Töchter verheirateter Soldaten übertragen, was Kontakte in „höhere Kreise“ erleichterte.

1835 musste Arneth eine Nachprüfung in Philosophie bestehen, erlangte 1836 die Matura und begann anschließend ein Studium der Rechtswissenschaften in Wien. Ab Juli 1839 unternahm er eine eindruckliche dreieinhalbmonatige Reise nach Tirol und Oberitalien; im selben Jahr entwickelte sich die Beziehung zur Arzttochter Anna von Schäffer (1823–1867), die er nach Einwendungen des Vaters erst 1844 heiraten konnte. 1840 schloss er sein Studium ab und wurde kurz darauf per Handschlag als Bürokrant in der „Camerall-Gefällen-Verwaltung“ angelobt, dann Praktikant im Staatsarchiv und ab Oktober 1841 (von Metternich berufener) Offizial in der Staatskanzlei. Parallel zu Arneths Beamtentätigkeiten entwickelte sich zunehmend ein Interesse für historische Themen, insbesondere

für die österreichische Geschichte und die Lebensläufe herausstechender Persönlichkeiten. 1847 war Arneth nach einer schweren Lungen- und Rippenfellentzündung in Lebensgefahr, konnte aber nach eigener Interpretation durch von einer „Somnambulen“ vorgeschlagene Medikamente geheilt werden.¹

1848 engagierte sich Arneth, der sich zeitlebens dem Kaiserhaus treu verbunden fühlte, politisch und wurde als Abgeordneter Neunkirchens in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Er schloss sich dem konservativen, liberal-konstitutionellen Club im „Augsburger Hof“ an und sprach sich gegen radikale Parteien aus. Die standrechtliche Erschießung des Abgeordneten Robert Blum (1807–1848), der zur Unterstützung der Aufständischen nach Wien entsandt worden war, kritisierte Arneth. Erzherzog Johanns (1782–1858) Angebot der Leitung der Kabinetts-Kanzlei machte er von der Beibehaltung des Paulskirchenmandats abhängig, letztlich verlief der Karrieresprung dann im Sand und der Posten blieb unbesetzt. Ende 1848 versuchte Arneth „Österreich von dem Vorwurfe zu reinigen, daß es einer Einigung entgegenarbeite. Aber er fand nicht mehr viel Gehör.“²

Im März 1849 resignierte Arneth, legte sein Mandat nieder und kehrte nach Wien zurück. 1851 übernahm er die Neuordnung der Ministerialbibliothek, wurde 1856 Hofsekretär und im November 1860 als Nachfolger Joseph Chmels (1798–1848) Vizedirektor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. 1866 leitete er nach der verlorenen Schlacht bei Königgrätz den durch die preußische Bedrohung Wiens notwendig gewordenen Abtransport der wichtigsten Archivteile, hätte er doch „es als einen Schimpf empfunden, wenn man in Berlin die Pragmatische Sanction als Symbol des über uns errungenen Triumphes besessen und gezeigt hätte“³. 1868 wurde Arneth dann Leiter und Direktor des Staatsarchivs, wo er insbesondere die Zugänglichkeit für die Benutzer erleichterte.

Die nach 1849 gezeigte Enthaltensamkeit gegenüber der Politik endete 1861 mit Entsendung in den niederösterreichischen Landtag, wo er sich bis 1870 für das Schulwesen engagierte (Einrichtung eines Bezirksschulfonds, Streichung des Schulgelds außerhalb Wiens, Aufhebung des zwangsweisen täglichen Kirchenbesuchs in Landesmittelschulen). Ab 1869 war er für die Deutschliberale Verfassungspartei im Herrenhaus, trat gegen slawische Forderungen nach mehr Autonomie auf und stimmte für die Aufhebung des Konkordats. Ab 1880 zog er sich aus dem politischen Leben zurück und konzentrierte sich auf seine eigenen Publikationen und seine Tätigkeit als Präsident der Akademie der Wissenschaften, wo er u. a. die Herausgabe von Quellenwerken beförderte, an den „Monumenta Germaniae Historica“ und den „Regesta Imperii“ mitarbeitete und die Akademie im europäischen Kontext vertrat.

¹ Vgl. Alfred Ritter von Arneth, Aus meinem Leben. Bd. 1: Die ersten dreißig Jahre. (1819–1849). Wien 1891, S. 281–283.

² Sonja Nerath, Alfred Ritter von Arneth. Lebensbild eines österreichischen Historikers. Unpubl. Diss. Graz 1967, S. 70.

³ Arneth, Aus meinem Leben, Bd. 2, S. 183.

Als Historiker ist Arneth insbesondere mit seinen quellenorientierten Biografien über Graf Guido Starhemberg (1853), Prinz Eugen (3 Bde., 1858), Maria Theresia (10 Bde., 1862–1879), Anton Schmerling (2 Bde., 1895) u. a. hervorgetreten, daneben verfasste er die informative Autobiografie „Aus meinem Leben“ (1891/93) und edierte wichtige Briefwechsel von Maria Theresia und Joseph II.⁴ Alfred Ritter von Arneth starb an den Folgen eines Schlaganfalls am 30. Juli 1897 in Wien und wurde in einem Ehrengrab am Zentralfriedhof bestattet. Sein 1848 geborener Sohn Max Josef Alfred wurde nicht einmal ein Jahr alt, während die Tochter Auguste Antonia, verh. Eiselsberg, bis 1912 lebte.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Alfred Ritter von Arneth, Aus meinem Leben. Bd. 1: Die ersten dreißig Jahre. (1819–1849). Wien 1891. Online verfügbar unter:
<https://ia802903.us.archive.org/11/items/ausmeinleben01arnegoog/ausmeinleben01arnegoog.pdf>; Bd. 2: 1850–1890. Stuttgart 1893. Online verfügbar unter:
<https://ia802704.us.archive.org/24/items/ausmeinleben03arnegoog/ausmeinleben03arnegoog.pdf>
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Sonja Nerath, Alfred Ritter von Arneth. Lebensbild eines österreichischen Historikers. Unpubl. Diss. Graz 1967.

⁴ Arneths Schriften und Brief-Herausgeberschaften sind fast zur Gänze als Volltexte online verfügbar: Vgl. das Wikipedia-Literaturverzeichnis mit den Links: https://de.wikipedia.org/wiki/Alfred_von_Arneth

Arnold-Luschin-Gasse

Datum der Benennung

1938

Text der Zusatztafel

Arnold Luschin (Ritter von) Ebengreuth 1841–1932

Rechtshistoriker, Numismatiker. Nach Matura in Laibach/Ljubljana und Jus- sowie Geschichtsstudium in Wien war Luschin ab 1866 in Graz im Münzkabinett des Joanneums, im Landesarchiv sowie als Konservator für Kunst und historische Denkmale tätig. Nach seiner Habilitation in Rechtsgeschichte 1869 kam er an die Universität Graz, der er 1905–1906 als Rektor vorstand.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Arnold Luschin (Ritter von) Ebengreuth war ein österreichischer Rechtshistoriker und Numismatiker. Er kam am 26. August 1841 als Sohn des späteren Landesgerichtspräsidenten in Laibach/Krain (Ljubljana/Slowenien) Andreas Luschin von Ebengreuth und dessen Frau Therese (geb. Kudesch) in Lemberg zur Welt. 1860 legte Luschin in Laibach die Matura ab und ging anschließend nach Wien, um Rechtswissenschaften und Geschichte zu studieren, auch sein Interesse für die Münzkunde wurde in dieser Zeit geweckt und gefördert.

1864 kam Luschin nach Graz, um als Rechtspraktikant bei Gericht seinen Dienst zu versehen. Parallel war er aber auch schon im Münzkabinett des 1811 von Erzherzog Johann gegründeten Joanneums unter dessen Leiter Joseph Georg von Zahn (1831–1916) tätig. 1866 promovierte Luschin und noch im selben Jahr trat er eine Stelle im Münz- und Antikenkabinett an, 1867 kam er ans Steiermärkische Landesarchiv, hatte dann weiters auch die Stelle eines „Conservators der k. k. Central-Commission für Kunst und historische Denkmale“ inne. 1869 habilitierte er sich und erhielt eine Privatdozentur für Geschichte des Deutschen Rechts in Österreich, 1873 wurde er ebenda außerordentlicher Professor für Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, um dann zwischen 1881 und 1912 als Ordinarius für Deutsche und Österreichische Reichs- und Rechtsgeschichte zu wirken. Weitere Ämter an der Universität Graz waren jenes des Dekans, das er 1889/90 und 1898/99, und jenes des Rektors, das er 1905/06 ausübte. Mehrfachen Ruf an andere Universitäten folgte Luschin nicht.

Parallel zu seiner universitären Laufbahn gehörte Luschin auch weiteren Institutionen an wie z. B. der Akademie der Wissenschaften (ab 1882 korrespondierendes, ab 1892 wirkliches Mitglied), der

Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica (ab 1898), der Akademie der Wissenschaften in Berlin und München sowie dem Istituto Veneto di Scienze und des Herrenhauses (ab 1905 auf Lebenszeit), ab 1887 war er auch Präsident des Kuratoriums des Joanneums und er zählte zudem zu den Gründungsmitgliedern der Historischen Landeskommission für Steiermark.

Trat Luschin zuerst als Numismatiker hervor, so wandte er sich späterhin der österreichischen Rechtsgeschichte zu. Zu österreichischen Rechtsquellen des Mittelalters verfasste er auch eine „Geschichte des älteren Gerichtswesens in Österreich ob und unter der Enns“ (1879). Die Einführung des akademischen Faches der österreichischen Reichsgeschichte, das heute noch unter der 1935 eingeführten Bezeichnung „Österreichische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte“ gelehrt wird, geht auf Luschin zurück. Zu diesem Thema verfasste er auch ein Lehrbuch mit dem Titel „Österreichische Reichsgeschichte“ (1895/96). Seine umfangreichen Arbeiten auf dem Gebiet der Münzkunde sind in seiner „Allgemeinen Münzkunde und Geldgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit“ (1904) erfasst. Arnold Luschin von Ebengreuth starb am 6. Dezember 1932 in Graz, sein Nachlass befindet sich zu einem Teil in der Sondersammlung der Universitätsbibliothek Graz, aber auch im Kunsthistorischen Museum Wien, Sammlung Münzen, Medaillen und Geldzeichen.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Marianne Luschin-Dreier, Arnold Luschin Ritter von Ebengreuth – ein Leben im Zeichen der Rechtsgeschichte. Unpubl. Diss. Graz 1992.

Birgit Scholz, Arnold Luschin von Ebengreuth, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/luschin_von_ebengreuth_arnold.html

Arthur-March-Gasse

Datum der Benennung

9.9.1965

Text der Zusatztafel

Arthur March 1891–1957

Physiker. Aus Brixen/Bressanone stammend, studierte March in Innsbruck, Wien und München Mathematik und Physik. Schon im Zuge seiner Habilitation 1917 wurde die Quantentheorie für ihn zentral. Seine Gastprofessur in Oxford 1934–1936 verhalf ihm zum Innsbrucker Lehrstuhl für theoretische Physik. March machte seine Forschung zur Quantenmechanik der Allgemeinheit verständlich.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Arthur March war ein Tiroler Quantenphysiker. Er wurde am 23. Februar 1891 in Brixen als Sohn eines Fotografen aus dem Fleimstal geboren und verbrachte seine Kindheit und Schulzeit in seiner Südtiroler Heimatstadt. Nach der Matura studierte er ab 1909 Mathematik und Physik in Innsbruck und München. Nach der Promovierung war er für kurze Zeit Assistent an der Innsbrucker Sternwarte bei seinem Doktorvater, dem Physiker Ottokar Tumlirz, und arbeitete zudem als Assistent am Zentralröntgeninstitut der Universität. Von 1914–1924 unterrichtete er am Mädchenrealgymnasium Innsbruck. 1917 habilitierte er sich, wiederum bei Tumlirz, und wurde in der Folge Professor an der Universität Innsbruck. Von 1934–1936 hatte er eine Gastprofessur an der Universität Oxford inne.

March war ab März 1940 NSDAP-Mitglied der Ortsgruppe Innsbruck. Über seine politische und/oder weltanschauliche Einstellung für die Zeit von 1938–1944 ist aber nichts bekannt. Gegen Kriegsende schloss sich March dem Widerstand gegen das NS-Regime an. 1945 war March kurze Zeit Mitglied der vom langjährigen Nachkriegs-Außenminister Karl Gruber geleiteten provisorischen Tiroler Landesregierung. March verließ nach diesem Intermezzo bald wieder die Welt der Politik und widmete sich den Rest seines Lebens der Lehrtätigkeit und der Forschung. Ab 1946 war March Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Arthur March starb am 17. April 1957 in Bern (Schweiz). Er veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Schriften. Als sein Hauptwerk gilt „Quantum Theory of Particles and Wave Fields“, das 1951 erschien. March schrieb auch eine Reihe von Büchern, die an die Allgemeinheit gerichtet

waren und dadurch die Popularisierung naturwissenschaftlicher Forschung förderten. Neben der Quantentheorie galt sein Hauptaugenmerk den Röntgenspektren und der Thermodynamik. Er postulierte eine „Elementarlänge“ – die kleinste in der Theorie der Elementarteilchen noch sinnvolle Länge. Marchs Elementarlänge fand ihren Niederschlag in verschiedenen Elementarteilchen-Theorien, so etwa in der Heisenberg’schen Theorie der Urmaterie. Marchs Größenordnung der Elementarlänge von 10^{-35} m wird heute aufgrund genauerer Forschungen als zu hoch betrachtet.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ferdinand Cap, Arthur March, in: Acta physica Austriaca 10/3/1957.

Michael Gehler, Politischer Neubeginn unter militärischer Besatzung: Ing. Dr. Karl Gruber, Tirols erster Landeshauptmann im Jahr 1945, in: Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Hg.), Das Jahr 1945 in Tirol. Ende und Neubeginn. Innsbruck 1995.

Bernd Heinzmann, in: Neue Deutsche Biographie. Band 16. 1990. Online verfügbar unter:
<https://www.deutsche-biographie.de/gnd116759445.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Arthur-Schnitzler-Gasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Arthur Schnitzler 1862–1931

Schriftsteller, Arzt. Der Wiener, ab 1901 ausschließlich Literat, publizierte ab 1888 bedeutende Bühnenstücke sowie zur Weltliteratur gehörende Erzählungen und Novellen. Als Vertreter der Wiener Moderne wandte Schnitzler innovative Erzähltechniken an und kritisierte über seine Figuren gesellschaftliche Missstände, so z. B. den Antisemitismus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Arthur Schnitzler war ein Wiener Arzt und Schriftsteller. Er wurde am 15. Mai 1862 als Sohn des aus Ungarn stammenden jüdischen Arztes und Laryngologen Johann Schnitzler in Wien Leopoldstadt geboren. Arthur Schnitzler maturierte am Akademischen Gymnasium im I. Wiener Gemeindebezirk und trat zunächst in die Fußstapfen seines Vaters, indem er Medizin studierte. Nach der Promotion 1885 arbeitete er als Assistenzarzt im AKH und an der Wiener Poliklinik. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 1893 eröffnete er eine eigene Praxis.

Neben seinem Arztberuf hatte Schnitzler früh begonnen, literarische Texte zu verfassen. Seine erste derartige Veröffentlichung war „Liebeslied der Ballerine“, das 1880 in der Zeitschrift „Der freie Landbote“ erschien. Es folgten weitere Gedichte und Erzählungen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften im deutschen Sprachraum. Schnitzler schrieb überdies unter anderem in der von seinem Vater gegründeten „Internationalen Klinischen Rundschau“ Rezensionen von medizinischen Fachtexten. Sein einziges wissenschaftliches Werk war das Buch „Über funktionelle Aphonie und deren Behandlung durch Hypnose und Suggestion“ (1889). Schnitzler etablierte sich rasch in der literarischen Welt und Stücke wie „Liebeleier“, „Reigen“ oder die Novelle „Lieutenant Gustl“ (Originaltitel) waren zu ihrer Zeit heftig umstrittene Bestseller. Der „Reigen“ wurde kurz nach der Veröffentlichung in Deutschland verboten.

Schnitzler frequentierte unter anderem das legendäre Café Griensteidl und war mit Schriftstellerkollegen wie Hugo von Hofmannsthal oder Hermann Bahr, aber auch mit anderen bedeutenden Persönlichkeiten im Wien der endenden Monarchie wie Sigmund Freud oder Bertha

von Suttner bekannt beziehungsweise befreundet. Als Sohn eines jüdischen Arztes und mit seinen kontroversiellen, die Gesellschaftsmoral thematisierenden Texten geriet Schnitzler bald in den Sog des Konflikts zwischen liberalem und völkisch-nationalem Gedankengut, oft gepaart mit Antisemitismus. Von Vertretern des Letzteren wurde Schnitzler zunehmend angefeindet. Seinem Roman „Der Weg ins Freie“ (1908) wurde vorgeworfen, jüdische Dekadenz zu propagieren, das Theaterstück „Professor Bernhadi“, in dem es um eine Intrige gegen einen jüdischen Krankenhausdirektor geht, wurde in Österreich zur Aufführung verboten.

Wie die meisten seiner Hauptfiguren führte Schnitzler ein ereignisreiches Privatleben, in dem verschiedene Frauen eine wichtige Rolle spielten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Schnitzler einer der meistgespielten Dichter im deutschen Sprachraum. Im Ersten Weltkrieg begann sein Stern unter anderem deswegen zu sinken, weil er sich – anders als viele seiner Künstler- und Intellektuellenkollegen – nicht von der Kriegseuphorie mitreißen ließ. Arthur Schnitzler starb am 21. Oktober 1931 an einer Gehirnblutung. Er liegt in einem Ehrengrab der Stadt Wien auf dem Wiener Zentralfriedhof begraben.

Das gesamte Werk Schnitzlers wurde 1933 in Deutschland auf die „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ gesetzt. Neben seinen zahlreichen, teilweise heute noch oft gespielten Dramen, Erzählungen und Novellen schrieb Arthur Schnitzler unter anderem zwei Romane, eine Autobiografie und Tagebücher, die von seinem 17. Lebensjahr bis kurz vor seinen Tod reichen. Sie wurden zwischen 1981 und 2000 in vollem Umfang veröffentlicht.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Michael Braunwarth, Arthur Schnitzler, in: Wilhelm Kühmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Aufl. Bd. 10: Ros–Se. Berlin – New York 2011.

Thomas Eicher, Spielplanstrukturen 1929–1944, in: Henning Ritschbieter (Hg.), Theater im „Dritten Reich“. Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik. Seelze – Velber 2000.

Konstanze Fliedl, Arthur Schnitzler, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 23. Berlin 2007. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118609807.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Dominik Orth, Schnitzler und Jung Wien, in: Christoph Jürgensen – Wolfgang Lukas – Michael Scheffel (Hg.), Schnitzler Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Weimar 2014.

Corinna Schlicht, Arthur Schnitzler. Marburg 2013.

Artur-Michl-Gasse

Datum der Benennung

30.4.1975

Text der Zusatztafel

Artur Michl 1897–1965

Musiker, Komponist. Der gebürtige Grazer wurde 1908–1917 beim Steiermärkischen Musikverein ausgebildet. Er gründete den Steirischen Tonkünstlerbund mit und stand diesem 1928–1934 vor. 1951 erhielt Michl für seine Kammeroper „Der verliebte Mohr“ den österreichischen Staatspreis, zudem gilt er als Mitinitiator des ab 1962 publizierten „Steirischen Musiklexikons“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Artur Michl war ein Grazer Violinist, Komponist und eine zentrale Figur im steirischen Musikleben der Zwischenkriegszeit. Geboren am 10. Jänner 1897 wandte er sich früh der Musik zu. Von 1908 bis 1917 studierte er an der Schule des Steiermärkischen Musikvereins. Zu seinen Lehrern zählten Franz Meder und Roderich von Mojsisovics. Nach dem Ersten Weltkrieg und Auslandsaufenthalten in den Niederlanden und Deutschland wurde Michl 1920 erster Konzertmeister des Grazer städtischen Opernorchesters (später Philharmonisches Orchester). Artur Michl war ein hochaktiver Kammermusiker und spielte unter anderem im eigenen Michl-Quartett und im Krömer-Trio – beide zählten in den zwanziger und dreißiger Jahren zu den bedeutendsten Kammermusikensembles in der Steiermark. Er musizierte auch mit Clemens Krauss. Wie viele seiner Musikkollegen widmete sich Michl insbesondere der Förderung steirischer Musiker und Komponisten sowie deren Werken. 1927 wurde der Steirische Tonkünstlerbund gegründet, Michl war von 1928 bis 1934 dessen Präsident und späteres Ehrenmitglied.

Michl war auch außerhalb seiner Heimatstadt ein gefragter Violinist, was häufige Konzertreisen bezeugen. Als Solist sorgte er mit Interpretationen von Violinkonzerten von Ludwig van Beethoven, Johannes Brahms und Peter Iljitsch Tschaikowsky für Furore. Zu seinen Schülern zählten unter anderem der spätere Starpianist Alfred Brendel, Walter Kainz, Waldemar Bloch, der spätere Zwölftonkomponist Konrad Stekl und Günter Eisel. Auch als Komponist erlangte Michl eine gewisse Bedeutung. 1949 erhielt er den Preis des Zweiten Österreichischen Hausmusikwettbewerbes; 1951 bekam er den Österreichischen Staatspreis für seine Kammeroper „Der verliebte Mohr“.

Artur Michl war auch der Initiator des von Wolfgang Suppan herausgegebenen Standardwerkes über das steirische Musikschaffen: „Steirisches Musiklexikon“ (1966, mittlerweile in erweiterter Auflage von 2003) und Mitherausgeber der Reihe „Musik aus der Steiermark“. 1958 wurde ihm der Titel Professor verliehen. Zu seinem umfangreichen kompositorischen Werk zählen unter anderem Opern, beispielsweise die Komödie „Das Gespenst von Canterville“ nach Oscar Wilde (op. 2); ein weltliches Oratorium, eine Weihnachtskantate, Messen, Chorwerke, Kammermusik, hier vor allem Streichquartette, Konzerte für Violine und Klavier, Lieder und Orgelwerke.

Artur Michl starb am 8. Juni 1965 in seiner Heimatstadt Graz. In der Kameradschaft steirischer Künstler und Kunstfreunde scheint er als Gruppenleiter Musik auf, eine weitere Involvierung Michls in die nationalsozialistische Hierarchie ist nicht bekannt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karin Gradwohl-Schlacher – Peter Langmann – Stefan Riesenfellner – Heinz Spörk, „Durch unsern Fleiß ward deutsch dies Land und deutsch woll 'n wir's bewahren“. Steirische Literatur im Nationalsozialismus. Einige Beispiele. Graz 1988.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

Aspasiagasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Aspasia von Milet um 470 – um 420 v. Chr.

Griechische Philosophin, Rednerin und Frau des Athener Staatsmanns Perikles. Die gebildete Aspasia führte in Athen einen philosophischen Salon, in dem neue Ideen diskutiert wurden und viele Geistesgrößen verkehrten. Wegen angeblicher Einflussnahme auf die Politik ihres Gatten erfuhr Aspasia Kritik und Schmähungen als Prostituierte und Frevlerin gegen die Götter.

EKS/N / Martin Moll

Biografie

Aspasia von Milet war eine antike griechische Philosophin, Rednerin und zweite Frau des Athener Staatsmannes Perikles (um 490–429 v. Chr.). Sie wurde vermutlich um 470 v. Chr. in Milet (heute in der Türkei) geboren. Ihre Lebensdaten können allerdings nur grob geschätzt werden, weshalb ein Großteil der einschlägigen Lexika (siehe Literaturverzeichnis) überhaupt auf eine Nennung von Geburts- und Sterbejahr bzw. -zeitraum verzichtet. Die wichtigsten Quellen zu ihrem Leben sind die antiken Schriftsteller Plutarch, Eupolis, Aristophanes, Xenophon, Platon und Hermippos; nur einige von ihnen waren Zeitgenossen Aspasias, während andere erst lange nach ihrem Tod über sie schrieben, was ihre Angaben entsprechend fragwürdig macht.

Laut Plutarch (45–125 n. Chr.) stammte Aspasia von einem gewissen Axiochos ab und kam in Milet zur Welt. Anfangs der 40er-Jahre des 5. Jahrhunderts v. Chr. dürfte sie nach Athen gekommen sein, wo sie die Geliebte des zu dieser Zeit führenden Staatsmannes, Perikles, wurde. Er ließ sich ihretwegen von seiner ersten Frau scheiden und heiratete Aspasia, die ihm zwischen 445 und 440 einen ebenfalls Perikles genannten Sohn schenkte, der allerdings nach dem Bürgerrechtsgesetz seines eigenen Vaters von 451/450 v. Chr. zunächst vom Bürgerrecht ausgeschlossen war. Die Verbindung zwischen einem Athener und einer Bürgerin Milets galt nämlich nicht als gültige Ehe (und daraus hervorgehende Kinder nicht als Vollbürger), weshalb Aspasia in einem Teil der antiken Quellen entweder als bloße Geliebte Perikles' oder gar als Hetäre (eine sozial anerkannte und gebildete Prostituierte) auftritt. An Kritik an ihr herrschte jedenfalls kein Mangel. Für jene Zeitgenossen, deren schriftliche Äußerungen erhalten geblieben sind, bestand kein Zweifel daran,

dass die als intellektuell und geistvoll geltende Aspasia auch einen politischen Einfluss auf ihren Mann anstrebte und ausübte. Man schrieb ihr daher die Verantwortung für den Samischen Aufstand 441–439 v. Chr. (Krieg zwischen Athen und der Insel Samos) sowie das Megarische Psephisma zu, ein von Perikles erwirktes Athener Gesetz gegen den Nachbarstaat Megara, das wesentlich zum Ausbruch des Peloponnesischen Krieges zwischen Athen und Sparta 431 v. Chr. beitrug. Auf Betreiben konservativer Kreise und Gegner Perikles' erhob der Komödiendichter Hermippos, der Aspasia auch in seinen Werken verspottete, wohl etwa 433/432 v. Chr. Anklage gegen sie wegen Asebie (Gottlosigkeit, Frevel gegen die Götter) und Kuppelei, wobei der zweite Vorwurf eine (überzogene) Reaktion auf ihr vergleichsweise freies Auftreten in der damaligen Gesellschaft war. Perikles, für den die Anklage gegen seine Partnerin eine empfindliche Belastung darstellte, erreichte nur mit großen Anstrengungen einen Freispruch.

In Erinnerung geblieben ist die ab dem 18. Jahrhundert wiederentdeckte Aspasia jedoch nicht wegen ihrer (wie auch immer gearteten) politischen Rolle an der Seite ihres Mannes, sondern weil sie in Athen eine Art philosophischen Zirkel und Salon begründete, in dem sie nicht nur als Gastgeberin, sondern zusätzlich als geschätzte Rednerin auftrat. Eigene Werke sind von ihr allerdings nicht überliefert. Sie war mit den damals neuesten philosophischen Strömungen aus Ionien vertraut und dürfte mit vielen der damaligen Geistesgrößen verkehrt haben. Laut dem Philosophen Platon (428/427–348/347 v. Chr.) nannte sein Lehrer Sokrates (469–399 v. Chr.) Aspasia seine Lehrerin in Rhetorik. Ihre Rolle war jedenfalls für eine Frau im antiken Griechenland durchaus ungewöhnlich. Nach Perikles' Tod 429 v. Chr. heiratete Aspasia einen gewissen Lysikles, einen Anhänger ihres ersten Mannes, der jedoch schon im Jahr darauf verstarb. Gleichwohl ging aus dieser Verbindung ein weiterer Sohn hervor. Aspasia starb vermutlich um 420 v. Chr. in Athen.

Nachwirkung: Zu den ersten vehementen Verteidigern und Fürsprechern Aspasias gegen die auf sie gerichteten Angriffe gehörten Vertreter der Philosophenschule der Sokratiker, deren Argumente jedoch bald in Vergessenheit gerieten. Im Zeitalter der Aufklärung wurde Aspasia als eine ebenso gebildete wie mutige Frau wiederentdeckt. Für die feministische Bewegung des 20. Jahrhunderts avancierte sie zu einer Vorkämpferin für Frauenrechte, die für ihren gelebten Anspruch, in sozialen und politischen Belangen ein gleichberechtigtes Leben zu führen, vielfachen Schmähungen und Anklagen ausgesetzt war. Seit 2007 erscheint eine ihren Namen tragende Zeitschrift mit dem Untertitel „The International Yearbook of Central, Eastern, and Southeastern European Women's and Gender History“. Aspasia sind eine Oper und mehrere Theaterstücke gewidmet. Rund ein halbes Dutzend belletristischer Werke befasst sich mit Aspasias Leben und ihrer Beziehung zu Perikles. Der in Graz wirkende Robert von Hamerling (1830–1889), einer dieser Dichter, ließ sich von der antiken Gestalt zu seinem Werk „Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas“ (Erstdruck Hamburg 1876) inspirieren. Die Vermittlung über diese Dichtung dürfte auch die Grazer Straßenbenennung

erklären, da kaum denkbar ist, der Grazer Gemeinderat habe 1948 die antike Aspasia vor Augen gehabt, die damals wie heute nur wenigen Eingeweihten ein Begriff war bzw. ist.

Martin Moll

Literatur

Art. Aspasia, in: Johannes Geffcken – Erich Ziebarth (Hg.), Friedrich Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums. 8. vollst. umgearb. Aufl. Leipzig – Berlin 1914, S. 126.

Art. Aspasia, in: Konrat Ziegler – Walther Sontheimer (Hg.), Der kleine Pauly. Lexikon der Antike. Band 1. Stuttgart 1964, Sp. 649f.

Art. Aspasia, in: Kai Brodersen – Bernhard Zimmermann (Hg.), Metzler Lexikon Antike. 2., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart – Weimar 2006, S. 63.

Madeleine M. Henry, Prisoner of History. Aspasia of Miletus and Her Biographical Tradition. New York – Oxford 1995.

Walther Judeich, Art. Aspasia 1, in: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Band 2/II. Stuttgart 1896, Sp. 1716–1721.

Bernhard Kytzler, Frauen der Antike. Kleines Lexikon antiker Frauen von Aspasia bis Zenobia. Frankfurt am Main – Leipzig 1994, S. 36f.

Maria Nühlen, Philosophinnen der griechischen Antike. Eine Spurensuche. Wiesbaden 2021, S. 254–264.

Barbara Sichtermann, Aspasia. Lehrerin der Kunst der Rede, in: Barbara Sichtermann, Außergewöhnliche Frauen. Visionär. Kämpferisch. Klug. Wiesbaden 2022, S. 21–25.

Annette Simonis, Aspasia, in: Peter von Möllendorf – Annette Simonis – Linda Simonis (Hg.), Historische Gestalten der Antike. Rezeption in Literatur, Kunst und Musik (= Der Neue Pauly. Supplemente). Band 8. Stuttgart – Weimar 2013, S. 121–126.

Attemsgasse

Datum der Benennung

1855 (SVA)

Text der Zusatztafel

Ignaz Maria Graf von Attems-Heiligenkreuz 1774–1861

Landeshauptmann. Der in Graz geborene Jurist folgte 1820 seinem Vater als Landeshauptmann des Herzogtums Steiermark nach. Gute Beziehungen zu Erzherzog Johann förderten nachhaltige Reformen in seiner bis 1852 dauernden Amtszeit. Für Graz bedeutsam war sein Einsatz für den Universitätsstatus des Grazer Lyzeums und den Bau der Südbahn über den Semmering nach Triest.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ignaz Maria von Attems war ein vom Kaiser ernannter steirischer Landeshauptmann im 19. Jahrhundert. Er war der Sohn von Ferdinand von Attems, der ebenfalls Landeshauptmann von Steiermark war. Ignaz Maria studierte Jus am Grazer Lyzeum (die Universität hatte seit Kaiser Josef II. einen herabgestuften Status) und arbeitete anschließend als Praktikant in der Ständischen Buchhaltung. 1798 wurde er Mitglied des Landtags und füllte dort in weiterer Folge verschiedene Funktionen aus.

Im Krieg gegen die Franzosen im Jahr 1809 versteckte er große Summen von Geld und Waffen vor den Feinden. Als die siegreichen Franzosen im September jenes Jahres mehrere führende Köpfe der Steiermark als Geiseln nahmen, um die geforderten Reparationen zu erpressen, ging Ignaz Maria für seinen 63-jährigen Vater, damals zum zweiten Mal Landeshauptmann, in Festungshaft. Nach dem Tod des Vaters wurde Ignaz Maria von Attems vom Kaiser als dessen Nachfolger zum Landeshauptmann ernannt. Erzherzog Johann machte Attems zum Vizepräsidenten der Landwirtschaftsgesellschaft sowie zum Kurator des 1811 vom Erzherzog als Museum und Bildungsinstitution gegründeten Joanneums.

Attems verfügte den Wiederaufbau des 1823 niedergebrannten Ständischen Theaters – heute das Schauspielhaus Graz. Städtebaulich gehen die erste Kettenbrücke über die Mur (heutige Hauptbrücke), die Gestaltung des Freiheitsplatzes (damals Franzensplatz) und nicht zuletzt die im Stadtpark zum Teil heute noch erhaltenen Baumalleen auf dem ehemaligen Glacis vor den Stadtmauern auf sein Konto. Er war mitverantwortlich dafür, dass die Eisenbahnlinie Wien–Triest

über den Semmering und somit durch die Steiermark geführt wurde, und stellte für deren Bau eine große Summe Geldes zur Verfügung. 1827 erhielt das Grazer Lyzeum auf sein Betreiben hin wieder den Status einer Universität. Verschiedene Funktionen übte Attems zudem in der 1825 gegründeten Steiermärkischen Sparkasse und im Steiermärkischen Musikverein sowie in zahlreichen anderen Vereinigungen aus.

Attems war politisch insofern fortschrittlich, als er den Übergang vom ständischen zum konstitutionellen Prinzip in der Steiermark in den Jahren 1848/1849 unterstützte. Aus Enttäuschung über die politische Entwicklung – die Thronbesteigung Kaiser Franz Josefs I. und die einsetzende reaktionäre Politik – bat er im Juni 1849 um seine Außerdienststellung. Am 6. Oktober 1849 wurde er in den Ruhestand versetzt. Attems führte jedoch, da kein Nachfolger bestimmt wurde, die Amtsgeschäfte bis zum 14. Februar 1852 weiter.

Er galt als Wohltäter, der sich auch politisch im Landtag für Arme und Mittellose einsetzte. Attems war Gründungsmitglied der „Allgemeinen Anti-Duell-Liga für Österreich“. 1843 erhielt er die Ehrenbürgerschaft der Stadt Graz. Kurz vor seinem Tod wurde er vom Kaiser zum erblichen Mitglied im Herrenhaus des Reichsrates in Wien ernannt. Ignaz Maria von Attems starb am 17. Dezember 1861 87-jährig in Graz. Seine Tochter Maria Rosalia war mit dem Dichter und Adeligen Anastasius Grün (Anton Alexander von Auersperg) verheiratet.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Nikolaus von Preradovich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd136118682.html#ndbcontent>

Gudrun Rausch, Ignaz Graf von Attems und die Revolution von 1848. Masterarbeit. Graz 2013.

Birgit Scholz, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/attems_ignaz_maria.html

Auenbruggerplatz

Datum der Benennung

13.5.1948/27.8.1948

Text der Zusatztafel

Johann Leopold Edler von Auenbrugger (er) 1722–1809

Mediziner. Der in seiner Geburtsstadt Graz und in Wien ausgebildete Arzt war 1751–1762 im Spanischen Hospital Wien, dann Hof- und Leibarzt Maria Theresias. Wegen seiner Perkussionsmethode, dem Beklopfen des Brustkorbs, gilt er als Wegbereiter der physikalischen Diagnostik. Seinen medizinischen Leistungen verdankte Auenbrugger den Aufstieg in den Adelsstand.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Leopold Auenbrugger kam am 19. November 1722 als Sohn des Grazer Gastwirts („Zum Mohrenwirt“, Südtirolerplatz 5) Sebastian Auenbrugger und dessen Ehefrau Maria Theresia, geb. Koschutnik, zur Welt. Nach dem Tod des Vaters 1743 kam es rasch zu einem wirtschaftlichen Niedergang der vormals wirtschaftlich gut gestellten Familie (zwei Töchter, fünf Söhne), die mehrere Hausbesitzungen (u. a. auch eine zweite Gastwirtschaft „Sandwirt“) aufgeben musste.¹ Zu dieser Zeit war Leopold aber schon nach dem Besuch des Jesuitengymnasiums in der Hofgasse zum Medizinstudium nach Wien gewechselt. 1746 war er Zögling im Dreifaltigkeitsspital am Rennweg. Ab 1751 und nach Abschluss des Studiums 1752 arbeitete er bis 1755 als unbesoldeter, dann drei Jahre als besoldeter Sekundararzt, von 1758 bis 1762 als Primararzt im Wiener Spanischen Spital.

1761 publizierte Auenbrugger eine Arbeit mit dem Titel „Inventum novum ex percussione thoracis humani ut signo abstrusos interni pectoris morbos detegendi“ („Neue Erfindung mittelst des Anschlagens an den menschlichen Brustkorb, als eines Zeichens, um verborgene Brust-Krankheiten zu entdecken“) und gilt damit als neuzeitlicher „Begründer der modernen Diagnostik“² mittels Perkussion, wo durch die Tonqualität bei „Beklopfen“ mittels Finger der Zustand des darunterliegenden Gewebes bzw. Organs (bspw. der Lunge) festgestellt werden kann. Der im

¹ Vgl. Bernd E. Mader, Johann Leopold Auenbrugger, Edler von Auenbrugger (1722–1809), in: Blätter für Heimatkunde 2/3/2005, S. 37–45, hier S. 37–40. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/B_Jg79_Bernd-E.-MADER-Johann-Leopold-Auenbrugger-Edler-von-Auenbrugger-1722%E2%80%931809.pdf

² Leopold Schönbauer, Auenbrugger, Leopold, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953, S. 429. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117668931.html#ndbcontent>

Vorwort geäußerten Befürchtung, dass es bei neuen Erkenntnissen kaum je „der düsteren Genossen des Neides, der Missgunst, des Hasses, der hämischen Verkleinerung, ja selbst der Verläumdung gefehlt“³ habe, wurde in der Folge eher durch weitgehende Ignoranz Rechnung getragen. Erst infolge der Wiederentdeckung und der wirkungsmächtigen, 1808 publizierten neuen französischen Übersetzung durch den Leibarzt Napoleons, Jean-Nicolas Corvisart, vermochte sich die Perkussion als diagnostische Basistechnik durchzusetzen und „erlebte Auenbrugger kurz vor seinem Tod am 18. Mai 1809 den weltweiten Durchbruch seiner Lehre“.⁴

Auenbrugger war der streng empirischen, wenig theorielastigen und an der Patientenbeobachtung orientierten Ersten Wiener Medizinischen Schule mit Gerard van Swieten und Anton de Haen verpflichtet. In seiner psychiatrischen Schrift „Von der stillen Wuth oder dem Triebe zum Selbstmorde als einer wirklichen Krankheit“ (1783) sieht er die Selbstmordabsicht als Krankheit mit verschiedenen Auslösern und Stadien und ortet dafür physische Ursachen (im Bereich der Milz), die es mit physikalisch-medikamentösen Interventionen (Trinkkur, Zwangsjacke, Kampfer, Mohnsaft, Katharidenpflaster) zu bekämpfen gelte. Wie in „Inventum novum“ übernimmt Auenbrugger die von Wolff herrührende „demonstrativ“-mathematische Darstellung und Beweisführung vermittelt Paragrafen. Die klinische Erhebung, die Schilderung von Fallbeispielen, die pathologische Diagnostik etc. sind weitere Indizien für ein Vorgehen, das auf medizinische Behandlung, nicht etwa auf moralisch-theologische Verwerfung abzielt. Auenbrugger zeigte sich hier, wie auch ein Zitat aus dem Lehrgedicht „Recht der Vernunft“ (1758) des von Gottsched bzw. Christian Wolff beeinflussten Magnus Gottfried Lichtwer⁵ dokumentiert, von der Frühaufklärung maßgeblich beeinflusst, auch wenn die vernunftorientiert-rationalistische Herangehensweise die Patienten zu Untersuchungsobjekten degradierte.

Sieben Jahre vor seiner Selbstmord-Studie veröffentlichte er das (bis dato nicht übersetzte) Buch „Experimentum nascens de remedio specifico sub signo specifico in mania virorum“ (1776), in dem er beschreibt, wie er durch Kampfer Krämpfe als Antagonisten gegen psychotische Manien bei Männern herbeiführte: „Auenbrugger gave increasing doses to his patients until severe convulsions were

³ Leopold Auenbrugger, Neue Erfindung mittelst des Anschlagens an den Brustkorb, als eines Zeichens, verborgene Brust-Krankheiten zu entdecken. Im lateinischen Original herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen v. S. Ungar. Begleitet mit einem Vorworte v. Josef Škoda. Wien 1841, S. 1. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10AB28C5>

⁴ Alois Kernbauer, Große Grazer Mediziner und Biochemiker – von Auenbrugger bis Wagner-Jauregg, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 425–449, hier S. 448.

⁵ Vgl. Leopold Auenbrugger, Von der stillen Wuth oder dem Triebe zum Selbstmorde als einer wirklichen Krankheit. Mit Original-Beobachtungen und Anmerkungen. Dessau 1783, S. 32. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10A35CC0>

induced.“⁶ Dieser – nicht unproblematische – therapeutische Ansatz wird heute noch in der Elektrokonvulsionstherapie verfolgt, die als letzte Möglichkeit bei medikamentös oder psychotherapeutisch behandlungsresistenten bipolaren Störungen eingesetzt werden kann.

Auenbrugger hatte 1754 Marianna von Priestersberg (1730–1807) geheiratet, mit der er eine offenbar sehr glückliche Ehe führte. Trotz bescheidener Erfolge im universitären medizinischen Umfeld war er sozial und ökonomisch abgesichert: „Er wurde ein geachteter und gesuchter Praktiker, dessen gehobene Lebensstellung ihm erlaubte, sein Haus zu einem Mittelpunkt des kulturellen Lebens in Wien zu machen.“⁷ Die beiden Töchter Marianna (1759–1782) und Katharina (1755–1825) waren talentierte Pianistinnen, die u. a. bei Matineen im Haus Auenbrugger spielten, bei denen auch Joseph Haydn, der den Mädchen 1780 sechs Klaviersonaten (Hob. XVI:35–39 und 20) widmete, und die Familie Mozart teilnahmen. Ein musikalisch-literarisches Interesse des Arztes dokumentierte sich auch an dem von ihm verfassten Libretto für Antonio Salieris deutsche Oper „Der Rauchfangkehrer“ (UA 30. April 1781 Burgtheater Wien), die vor allem wegen der virtuos umgesetzten, höchst unterschiedlichen musikalischen Formen positiv rezipiert wurde. 2011 wurde anlässlich des 300-Jahr-Jubiläums der neben dem Geburtshaus gelegenen Mohrenapotheke „Der Rauchfangkehrer“ (gekürzt) im Grazer Minoritensaal aufgeführt – in der Regie des Apothekers Mag. Christian Müller.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Leopold Auenbrugger, Neue Erfindung mittelst des Anschlagens an den Brustkorb, als eines Zeichens, verborgene Brust-Krankheiten zu entdecken. Im lateinischen Original herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen v. S. Ungar. Begleitet mit einem Vorworte v. Josef Škoda. Wien 1841.

Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10AB28C5>

Leopold Auenbrugger, Von der stillen Wuth oder dem Triebe zum Selbstmorde als einer wirklichen Krankheit. Mit Original-Beobachtungen und Anmerkungen. Dessau 1783. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10A35CC0>

[Franz] Clar, Leopold Auenbrugger, der Erfinder der Percussion des Brustkorbes. Graz 1867. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10B494D4>

Marlene Jantsch, Zweihundert Jahre „Inventum novum“, in: Wiener medizinische Wochenschrift 11/1961, S. 199–203.

Alois Kernbauer, Große Grazer Mediziner und Biochemiker – von Auenbrugger bis Wagner-Jauregg, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und

⁶ J. M. S. Pearce, Leopold Auenbrugger: Campher-Induced Epilepsy – Remedy for Manic Psychosis, in: European Neurology 59/2008, S. 105–107, hier S. 105. Online verfügbar unter: <https://www.karger.com/Article/FullText/109581>

⁷ Marlene Jantsch, Zweihundert Jahre „Inventum novum“, in: Wiener medizinische Wochenschrift 11/1961, S. 199–203, hier S. 201.

Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 425–449.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernd E. Mader, Johann Leopold Auenbrugger, Edler von Auenbrugg (1722–1809), in: Blätter für Heimatkunde 2/3/2005, S. 37–45. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/B_Jg79_Bernd-E.-MADER-Johann-Leopold-Auenbrugger-Edler-von-Auenbrugg-1722%E2%80%931809.pdf

J. M. S. Pearce, Leopold Auenbrugger: Campher-Induced Epilepsy – Remedy for Manic Psychosis, in: European Neurology 59/2008, S. 105–107. Online verfügbar unter: <https://www.karger.com/Article/FullText/109581>

Leopold Schönbauer, Auenbrugger, Leopold, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953, S. 429. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117668931.html#ndbcontent>

Auersperggasse

Datum der Benennung

um 1888

Text der Zusatztafel

Anton Alexander Graf von Auersperg 1806–1876

Lyriker, Politiker. Nach Studien in Wien und seiner Wahlheimat Graz trat der Krainer Adelige unter dem Pseudonym Anastasius Grün literarisch auf. Seine politische Poesie machte ihn zum liberalen Wortführer des Vormärz. Während der Revolution von 1848 war er in der Frankfurter Nationalversammlung und 1861–1867 im Krainer, dann im steirischen Landtag Abgeordneter.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Alexander Graf von Auersperg war ein österreichischer Politiker, der unter dem Pseudonym Anastasius Grün auch als Lyriker hervortrat. Er wurde am 11. April 1806 in Laibach als Sohn des Laibacher Kreiskommissars Maria Alexander Graf von Auersperg (1770–1818) und von Marie Rosalie Cäcilie geborene Freiin von Billichgrätz (1786–1836) geboren. Auersperg wurde im Wiener Theresianum eingeschult, musste dieses allerdings im April 1817 verlassen, auch an der k. k. Ingenieur-Akademie, die er im Anschluss besuchte, bekam er aufgrund seines Verhaltens Probleme. Ab 1824 war er Hörer an der Wiener Universität, 1826 inskribierte er an der Universität Graz Rechtswissenschaften. Hier begann er auch im Kreise literaturinteressierter Freunde selbst schriftstellerisch aktiv zu werden.

Auersperg publizierte unter dem Pseudonym Anastasius Grün und war in seinen Schriften zunächst noch unpolitisch. Dies änderte sich jedoch und er nahm immer stärkeren Bezug zur aktuellen politischen Situation, wie z. B. in „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ oder in der Sammlung „Schutt“. Daher geriet er zunehmend in Konflikt mit der Zensur, was darin gipfelte, dass Metternich ihn nach Aufdeckung des Pseudonyms vor die Wahl stellte, entweder die Publikationstätigkeit einzustellen oder auszuwandern. Auersperg verzichtete zwar nach außen hin auf weitere Publikationstätigkeit, gab die Schriftstellerei jedoch nicht zur Gänze auf.

1831 übersiedelte Auersperg auf den Familiensitz Thurn am Hart (Šrajbarski turn, Unterkrain) und widmete sich fortan seinen Gütern. Im Zuge eines Wienaufenthalts 1845 traf er auf Joseph von Hammer-Purgstall und Eduard von Bauernfeld, die eine Schrift gegen die Zensurmaßnahmen

vorbereiteten. Die unter dem Titel „Denkschrift über die gegenwärtigen Zustände der Zensur in Oesterreich“ erschienene Petition wurde auch von Auersperg unterzeichnet. Auch zur Zeit der Märzrevolution 1848 war Auersperg gerade in Wien und trat gemeinsam mit Hammer-Purgstall und Bauernfeld wiederum mit einem Schriftstück dafür ein, dass Ruhe und Ordnung gewahrt wurden. Im Zuge der weiteren politischen Ereignisse wurde Auersperg in den Laibacher Landtag berufen, von wo er dann weiter in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt wurde.

Ab 1861 war Auersperg Mitglied des Krainer Landtages, 1867 bis 1870 des Steiermärkischen Landtages, was ihn auch dazu veranlasste, seinen Wohnsitz nach Graz zu verlegen. Das 1864 von Stadtbaumeister Jakob Bullmann an der Ecke Elisabethstraße/Brandhofgasse erbaute Haus steht heute noch. In diesen Jahren wurden ihm auch zahlreiche Ehrungen zuteil, so unter anderem der Maximilians-Orden durch den König von Bayern, Ehrendoktorate der Universitäten Wien und Graz. 1871 wurde er von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zum Ehrenmitglied gewählt und 1876 zum Ehrenbürger der Stadt Graz ernannt. Ihm wurde im Grazer Stadtpark auch ein Denkmal errichtet. Anton Alexander Graf von Auersperg starb am 12. September 1876 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Dietmar Scharmitzer, Anastasius Grün (1806–1876). Leben und Werk (= Literatur und Leben. Neue Folge 79). Wien – Köln – Weimar 2010.

Birgit Scholz, Anastasius Grün, eigentlich: Anton Alexander Graf von Auersperg, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.unigraz.at/handbuch/gruen_anastasius.html

Auer-Welsbach-Gasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Carl (Freiherr) Auer- (von) Welsbach 1858–1929

Chemiker, Unternehmer. Auer befasste sich schon zu Studienzeiten in seiner Geburtsstadt Wien und in Heidelberg mit den Metallen der Seltenen Erden. Kurz nach seiner Promotion 1882 erfand er mit dem Glühstrumpf eine effiziente Gaslichtnutzung. Weitere Patente zur künstlichen Lichterzeugung begründeten den Erfolg seiner chemischen Werke in Treibach in Kärnten.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl Auer von Welsbach war ein österreichischer Chemiker und Unternehmer. Er erfand unter anderem den Glühstrumpf für das Gaslicht und war einer der Pioniere der elektrischen Glühlampe. Auer von Welsbach wurde am 1. September 1858 in Wien als Sohn des Direktors der k. u. k. Hof- und Staatsdruckerei und Erfinders Alois Auer geboren, der zwei Jahre nach der Geburt von Carl in den Adelsstand erhoben wurde – daher der Namenszusatz.

Nach der Schule ging Carl Auer ein Jahr freiwillig zum Heer, anschließend studierte er Chemie in Wien und Heidelberg. Einer seiner Heidelberger Professoren, der berühmte Chemiker Robert Wilhelm Bunsen, weckte sein Interesse für sogenannte „Seltene Erden“. Nach der Promotion 1882 kehrte er nach Wien zurück, wo er bei Adolf Lieben zu arbeiten begann. 1885 isolierte Auer von Welsbach die Bestandteile des vermeintlichen Elements Didym als Zusammensetzung aus Praseodym und Neodym. Später entdeckte Auer, unabhängig von Georges Urbain, dem dies ebenfalls gelungen war, die Elemente Ytterbium und Lutetium.

Aus der Arbeit mit dem nach seinem früheren Lehrer benannten Bunsenbrenner entwickelte Auer von Welsbach seine berühmteste Erfindung, den Glühstrumpf (damals auch „Auerstrumpf“), der die Effizienz von Gasleuchten stark verbesserte. Danach beschäftigte sich Auer auch mit elektrischen Beleuchtungskörpern. Er erfand die erste einsatzfähige Metallfadenlampe. Die Kombination der Drähte dieser Lampe – Osmium und Wolfram – stand Pate für das 1906 von Auer von Welsbach in Berlin angemeldete Glühbirnen-Warenzeichen OSRAM. Auch für das moderne Feuerzeug stand er gewissermaßen Pate. Die Zündsteine von Feuerzeugen bestehen aus Cereisen – einer von Auer von

Welsbach entwickelten Legierung aus den Metallen Cer und Eisen. 1907 brachte Auer von Welsbach selbst ein Feuerzeug auf den Markt.

1898 etablierte er sich als Unternehmer, als er die Treibacher Chemischen Werke in Althofen in Kärnten gründete, die spätere Treibacher Industrie AG. Dort ließ er verschiedene Metalle herstellen. Schon 1893 hatte er das Schloss Rastefeld in Mölbling in Kärnten gekauft. Zusätzlich zur sich auf dem Grund befindlichen Villa Marienhof ließ er nach Plänen von Anton und Josef Bierbaum Schloss Welsbach errichten.

Auer von Welsbach heiratete 1899 Marie Nimpfer. Die beiden hatten vier Kinder. 1901 erhob der Kaiser Auer von Welsbach in den erblichen Freiherrenstand. Als Wappenspruch wählte er das lateinische: „Plus lucis!“ – „Mehr Licht“. Carl Auer von Welsbach starb am 4. August 1929 auf Schloss Welsbach. Von Auer von Welsbach stammen auch zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen. Carl Auer von Welsbach war mehrfach Sujet auf österreichischem Geld, unter anderem zierte sein Konterfei die 20-Schilling-Note von 1956. 1958 wurde eine 25-Schilling-Gedenkmünze mit seinem Porträt geprägt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Stefan Karner, Kärntens Wirtschaft 1938–1945. Unter besonderer Berücksichtigung der Rüstungsindustrie (= Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Landeshauptstadt Klagenfurt 2). Klagenfurt 1976, S. 238–254.

Friedrich Klemm, Abhandlungen und Berichte. Deutsches Museum 20,1. Oldenburg – München 1952.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eugen Schmahl, Carl Auer von Welsbach. Nebst einem Anhang über Alois Auer von Welsbach von Hubert Weitensfelder, Die großen Erfinder. Wiesbaden 2009.

August-Musger-Gasse

Datum der Benennung

28.5.1936

Text der Zusatztafel

August Musger 1868–1929

Theologe, Pädagoge. Der gebürtige Eisenerzer erhielt 1890 nach Studium in Graz die Priesterweihe, übte den geistlichen Beruf aber nur kurz aus. Ab 1882 erst Präfekt des heutigen Bischöflichen Gymnasiums, war Musger nach seiner Lehramtsprüfung 1899–1929 Teil des Lehrkörpers. Seine kinematografischen Erfindungen leisteten Vorarbeit für die spätere Zeitlupentechnik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

August Musger war ein katholischer Priester, Lehrer und als Pionier der Filmtechnik einer der Wegbereiter der kinematografischen Zeitlupe. Am 10. Februar 1868 als Lehrersohn in Eisenerz geboren, studierte August Musger nach der Schule Theologie in Graz, wo er zum Priester geweiht wurde. Nach einer Station als Kaplan in Preding wurde Musger Präfekt am gerade im Aufbau befindlichen Fürstbischöflichen Knabenseminar (heute: Bischöfliches Gymnasium) in Graz. Er wandte sich der Mathematik und der Physik zu, studierte zuerst an der Universität in Graz und später in Wien. Die Lehramtsprüfung in diesen Fächern legte er 1898 ab. Als Ergänzung und mit Hinblick auf seine künftige Lehrtätigkeit lernte er an der Landeszeichenakademie Graz sowie an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums für Kunst und Gewerbe in Wien zeichnen. Er war Mitglied in den Studentenverbindungen CV Carolina und Norica. 1899 erhielt er eine Lehrerstelle am Fürstbischöflichen Knabenseminar.

Musger entwickelte ein Spezialinteresse für die damals in den Kinderschuhen steckende Kinematografie. Er nutzte seine physikalischen Kenntnisse, um sich mit dem störenden Flimmern von Kinobildern auseinanderzusetzen. Es gelang ihm, durch eine spezielle Anordnung der Spiegeltrommel zwischen Objektiv und Projektionsschirm eine deutliche Verringerung des Problems zu erreichen, das durch die ruckartige Bewegung der Filmbilder entsteht. Seinen Prototyp nannte er „Kinetoskop“. 1904 meldete er seine Entwicklung zum Patent an und gründete in Berlin und Ulm Verwertungsgesellschaften für seine Erfindung. Am 19. Juli 1907 fand die erste Vorführung mit einem vom Grazer Kinobesitzer K. Löffler gebauten Projektionsapparat mit Musgers „Kinetoskop“ statt. Das „Kinetoskop“ war kommerziell ein Flop und Musger hatte nicht die finanziellen Mittel zu einer

Weiterentwicklung. Die „Prof. Musger Kinetoskop GmbH“ ging bald in Konkurs. Musgers Erfindung blieb aber nicht unbemerkt und der Filmtechniker Hans Lehmann baute sie in einen Apparat der Dresdener Firma Ernemann ein und nannte diesen Apparat „Zeitmikroskop“ – ein Begriff, der sich später zur heute noch gebräuchlichen „Zeitlupe“ wandelte. In einem Schreiben an Musger vom 14. April 1916 erkannte Lehmann nachträglich dessen Erfinderrechte an. Musger arbeitete an seinen Ideen weiter und meldete 1916 einen „Kinematographen mit Spiegelausgleich“ zum Patent an. Eine Verwertung dieser zweiten Erfindung scheiterte abermals – an deren technischer Komplexität, aber auch aufgrund des Ersten Weltkrieges und seiner wirtschaftlichen Folgen. August Musger starb am 30. Oktober 1929 schwerkrank und verarmt in Graz. Sein Grab befindet sich auf dem St.-Leonhard-Friedhof.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

A. Durstmüller, August Musger, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Wien 1975.

Wilhelm Formann, Österreichische Pioniere der Kinematographie. Wien 1966.

Adolf Hohenester, August Musger – der Erfinder der Zeitlupe, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Baden-Powell-Allee

Datum der Benennung

6.7.1995

Text der Zusatztafel

Robert Stephenson Smyth Baden-Powell 1857–1941

Offizier, Gründer der Pfadfinderbewegung. In London geboren diente Baden-Powell 1876–1910 in der britischen Armee, zuletzt im Generalsrang. Er initiierte und propagierte ab 1907 den Pfadfindergedanken. Sein Werk „Scouting for Boys“ 1908 prägt das Pfadfinderwesen bis heute. Baden-Powell wahrte eine geringe Distanz zu militaristischen und autoritären Strömungen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Stephenson Smyth Baden-Powell wurde am 22. Februar 1857 in London geboren. In den 1880er-Jahren machte er im heutigen Botswana und Sudan durch den Einsatz von Beobachtungsballons gegen die Gegner der Briten auf sich aufmerksam. Im zweiten Burenkrieg (1899–1902) wurde er als Verteidiger von Mafeking während dessen Belagerung (Oktober 1899 bis Mai 1900) berühmt. Als Belohnung wurde er zum Generalinspekteur der Kavallerie ernannt. Den Rang eines Generalleutnants der britischen Armee erhielt er 1907. Baden-Powells Einsatz in Mafeking ist allerdings umstritten. Es wird kritisiert, dass er in seiner Administration eine rassistische Werthaltung gezeigt habe, indem er beispielsweise der schwarzen Bevölkerung weniger und schlechtere Lebensmittel zuteilen habe lassen.

Während seiner aktiven Zeit im Militärdienst betätigte sich Baden-Powell bereits publizistisch und veröffentlichte 1899 das militärische Trainingshandbuch „Aids to Scouting“. Aufgrund seines Heldenstatus nach der Belagerung von Mafeking war die Nachfrage nach diesem Werk enorm hoch und Baden-Powell begann sich stärker mit der Idee einer Jugendgruppe zu beschäftigen. Er trat dabei auch in Kontakt mit Ernest T. Seton, der in den USA eine den späteren Pfadfindern ähnliche Bewegung gegründet hatte, und übernahm den Großteil seiner Ideen und Grundsätze. Nach einem ersten, 1907 abgehaltenen Probelager auf Brownsea Island gründete Baden-Powell mit finanzkräftiger Unterstützung von Arthur Pearson seine Pfadfinderbewegung. Das dafür richtungsweisende Buch „Scouting for Boys“ erschien im darauffolgenden Jahr. Baden-Powell ließ sich 1910 von der Armee pensionieren und widmete sich nunmehr voll und ganz seiner Jugendbewegung.

Seine Schwester Agnes baute mit seiner Unterstützung das Äquivalent für Mädchen – „Girl Guides“/„Girl Scouts“ – auf.

Die Person Baden-Powell ist nach heutigem Stand der Forschung umstritten. Heftige Kritiken an seiner Kriegslust, seiner Frauenfeindlichkeit, seiner Demokratiefeindlichkeit, seinem Militarismus, seinem Rassismus und seiner Nähe zum Faschismus stehen der Huldigung seines Lebenswerks der Pfadfinder sowie seines Heldentums in Mafeking gegenüber. Seine Einstellung gegenüber Hitler und Mussolini spiegelt sich in seiner Bewertung der jeweiligen Jugendorganisationen (Hitlerjugend und Balilla) wider: Zum einen beeindruckte ihn die Größe dieser Gruppen und er publizierte auch positiv über die Hitlerjugend, zum anderen kritisierte er aber die Pflichtmitgliedschaft und den die Gruppen prägenden Zwang.

Für seine Verdienste wurde Baden-Powell 1929 der Titel Baron verliehen. Er starb am 8. Jänner 1941 in Nyeri (Kenia), wo er die letzten Jahre seines Lebens verbracht hatte.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Barry Duke, The truth about Baden-Powell and the Boy Scouts, in: TheFreeThinker 2007. Online verfügbar unter: <http://freethinker.co.uk/2007/11/01/the-truth-about-baden-powell-and-the-boy-scouts/>

Walter Hansen, Der Wolf, der nie schläft. Das abenteuerliche Leben des Lord Baden-Powell. Freiburg – Basel – Wien 1985.

Tim Jeal, Baden-Powell. Gründer der Pfadfinderbewegung. Wesel 2007.

Mark David Kaufmann, Robert Baden-Powell's Entomological Intrigues, in: The Public Domain Review 2013. Online verfügbar unter: <http://publicdomainreview.org/2013/07/10/robert-baden-powells-entomological-intrigues/>

Ben Knights, Baden-Powell, Robert Stephenson Smyth (1857–1941), in: Michael Kimmel – Amy Aronson (Hg.), Men & Masculinities. A social, cultural and historical Encyclopedia. Santa Barbara 2004, S. 48–50.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Robert Stephenson Smyth Baden-Powell, 1st Baron Baden-Powell, in: Encyclopædia Britannica Online 2015. Online verfügbar unter: <http://www.britannica.com/biography/Robert-Stephenson-Smyth-Baden-Powell-1st-Baron-Baden-Powell>

Mark K. Smith, Robert Baden-Powell as an educational innovator, in: INFED – the Encyclopedia of informal education 2011. Online verfügbar unter: <http://infed.org/mobi/robertbaden-powell-as-an-educational-innovator/>

Bauernfeldstraße

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Eduard von Bauernfeld 1802–1890

Schriftsteller. Der gebürtige Wiener schlug nach Philosophie- und Jusstudium ab 1826 eine Beamtenlaufbahn ein. Daneben publizierte er Schriften gegen das politische System des Vormärz. Große Bekanntheit erlangte der Meister des Konversationsstücks ab den 1830ern durch populäre Lustspiele, dank derer Bauernfeld zum Hausdichter des Wiener Burgtheaters avancierte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eduard von Bauernfeld war ein zu Lebzeiten erfolgreicher Verfasser von Lustspielen. Er erblickte am 13. Jänner 1802 in Wien das Licht der Welt. Während der Schulzeit machte er über dessen Neffen Karl Bekanntschaft mit Ludwig van Beethoven, der ihm viele Jahre später anbot, ein Libretto für eine nie realisierte Oper („Brutus“) zu schreiben. Bauernfeld studierte nach der Matura zuerst Philosophie und dann noch Jus. 1826 begann er seine Berufslaufbahn als Kanzleimitarbeiter in verschiedenen Ämtern. 1843 führte ihn seine Beamtenkarriere in die Lottodirektion. Als Beamter lernte Bauernfeld die Zwänge und Restriktionen des Metternich'schen Österreich kennen.

Schon während des Studiums betätigte er sich nebenbei schriftstellerisch. Sein erstes Stück „Der Magnetiseur“ – ein Lustspiel – erschien 1823. Bauernfelds politische Einstellung war bürgerlich-liberal. In seinem Stück „Großjährig“ von 1846 nahm er die Gesellschaft und das Regime des Vormärz aufs Korn. Das Stück „Die Republik der Tiere“ – eine Art früher Vorläufer von George Orwells „Animal Farm“ – war noch expliziter und brachte Bauernfeld Ärger mit der Zensur. Im Revolutionsjahr 1848 nahm ihn die Akademie der Wissenschaften als Mitglied auf. Im selben Jahr endete seine Beamtenlaufbahn durch Entlassung. Seinen Platz in der Frankfurter Nationalversammlung, auf den er 1848 dank seiner liberal-großdeutschen Einstellung gewählt worden war, konnte Bauernfeld aus gesundheitlichen Gründen nicht antreten.

Nach dem Ausscheiden aus dem Staatsdienst und seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahr 1849 konzentrierte er sich auf das Stückeschreiben und wurde bald einer der erfolgreichsten deutschsprachigen Lustspieldichter seiner Zeit. Seine Stücke waren wohl auch dank ihres Wiener

Lokalkolorits äußerst populär und wurden unter anderem im Wiener Burgtheater aufgeführt. Bis zur Jahrhundertwende erlebten seine Werke dort über 1000 Aufführungen. 1872 erhielt er die Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien, 1883 machte ihn die Universität Wien zum Ehrendoktor.

Außer mit Ludwig van Beethoven pflegte Bauernfeld mit zahlreichen anderen Künstlern und Intellektuellen seiner Zeit Umgang, darunter Franz Schubert, Franz Grillparzer, Nikolaus Lenau, Anton Alexander Graf von Auersperg (als Schriftsteller Anastasius Grün) und Kaiserhymnen-Dichter Johann Gabriel Seidl. Bauernfelds Werk umfasst insgesamt 43 Stücke, teilweise veröffentlichte er sie unter dem Pseudonym Rusticocampus. Eduard von Bauernfeld starb am 9. August 1890 in Wien-Oberdöbling.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Band I. Wien – Graz 1957.

Deutsches Literatur-Lexikon: biographisch-bibliographisches Handbuch I. Halle 1927.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alain Michel, Eduard von Bauernfeld, in: Wilhelm Kühmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Aufl. Band 1: A–Blu. Berlin – New York 2008.

Baumkircherstraße

Datum der Benennung

1870 (SVA)

Text der Zusatztafel

Andreas Baumkircher um 1420–1471

Söldnerführer. Der Adelige aus Wippach/Vipava stellte zur Regierungszeit Friedrichs III. seine Heerschar in den Dienst wechselnder Herren, so in den des Kaisers oder dessen ungarisch-böhmischer Rivalen. 1469 unterstützte er den Ungarnkönig Matthias Corvinus in einem Aufstand steirischer Adelige gegen den Kaiser. Dieser ließ Baumkircher 1471 in Graz hinrichten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Andreas Baumkircher war ein österreichischer Söldnerführer, der abwechselnd für und gegen Kaiser Friedrich III. kämpfte. Er wurde um das Jahr 1420 in Wippach (Herzogtum Krain, heute Vipava, Slowenien) als Spross einer kleinadeligen Familie geboren. Am Hof Kaiser Friedrichs III. wurde er militärisch ausgebildet. 1447 erhielt Baumkircher die Burg Schlaining (damals Westungarn, heute Burgenland).

1452 konnte er den überraschenden Angriff der ständischen Truppen auf Wiener Neustadt aufhalten. Der Kaiser belohnte Baumkircher mit dem Münzrecht und dem Stadtgründungsrecht in Schlaining. Von 1453 bis 1457 begab er sich in die Dienste des ungarisch-böhmischen Königs Ladislaus V. („Postumus“, weil nach dem Tod seines Vaters Albrecht geboren). 1454 belagerte Baumkircher als Söldnerführer von Ladislaus' Truppen die Burg in Wiener Neustadt, die er zwei Jahre zuvor noch für den Kaiser verteidigt hatte. Ladislaus belohnte Baumkircher für seine Dienste mit mehreren weiteren Burgen in Ungarn, darunter jener von Preßburg (heute Bratislava, Slowakei).

Nach Ladislaus' Tod wechselte Baumkircher erneut die Seite und trat in den Dienst des Kaisers, dessen Rat er 1459 wurde. 1462 rettete er als Heerführer und Vermittler zum böhmischen König Georg von Podiebrad Kaiser Friedrich aus misslicher Lage in Wien. Diesmal erhielt Baumkircher als Lohn die Stadt Korneuburg als Pfand, unter anderem für den Sold, den der Kaiser Baumkircher schuldete.

Baumkircher war durch die vielen Belohnungen sowohl in Ungarn als auch in Österreich zu einem reichen und einflussreichen Mann geworden und wurde in den Freiherrenstand erhoben. 1469 wandte sich Baumkircher, mittlerweile für den ungarischen König Matthias Corvinus tätig, an der Spitze der steirischen Adligen erneut gegen Friedrich. Die darauffolgenden kriegerischen Auseinandersetzungen werden von der Geschichtsschreibung oft als „Baumkircherfehde“ bezeichnet. Als einer der Gründe für den Konflikt werden die Schulden des Kaisers bei Baumkirchers Söldnern vermutet. Die Kämpfe dauerten bis 1471, bis Baumkircher finanziell ausreichend versorgt war, um die eigenen Schulden bei seinen Söldnern auszahlen zu können.

Im Zuge von Verhandlungen bezüglich der Rückgabe der Schlösser seines Schwiegersohns Johann von Stubenberg in Graz gerieten Baumkircher und Stubenberg ebenso wie Baumkirchers Freund und Steuereintreiber Andreas von Greisenegg aus dem weststeirischen Voitsberg in eine Falle des Kaisers. Baumkircher und seine beiden Begleiter wurden am 23. April 1471 in Graz nach kurzem Prozess beim Murtor hingerichtet. Anschließend begrub man die Leichname im Kreuzgang der Franziskanerkirche. Nach seinem Tod wurde Baumkircher, insbesondere in der Steiermark, vielfach zum Volkshelden verklärt und Gegenstand von allerlei Sagen und Legenden, während der Nachruf Kaiser Friedrichs durch die Beseitigung des populären Soldatenführers litt. Aus heutiger Sicht wird Baumkircher angesichts seiner häufigen Loyalitätswechsel, seines Macht- und Erwerbsstrebens differenzierter und auch kritisch betrachtet.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Beethovenstraße

Datum der Benennung

1860/1861

Text der Zusatztafel

Ludwig van Beethoven 1770–1827

Komponist. Beethovens musikalisches Talent erfuhr seit frühester Kindheit Förderung. Der aus Bonn Gebürtige übersiedelte 1792 nach Wien, wo seine Musik bald internationale Berühmtheit erlangte. Trotz zunehmender Taubheit schuf er seine Oper „Fidelio“ sowie neun meisterhafte Sinfonien. Der Finalsatz „Ode an die Freude“ seiner 9. Sinfonie fungiert als Europahymne.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig van Beethoven wurde 1770 in Bonn in eine Musikerfamilie geboren. Bekannt ist nur sein Taufdatum – der 17. Dezember. Kurz vor seiner Geburt war die Familie aus Brabant (Österreichische Niederlande) nach Bonn übersiedelt. Ludwig verbrachte Kindheit und Schulzeit in seiner Geburtsstadt Bonn. Sein Vater Johann, selbst Tenor und Musiker, hatte die Ambition, aus Ludwig ein „Wunderkind“ wie Wolfgang Amadeus Mozart zu machen, und erteilte seinem Sohn Klavier-, Orgel- und Violinunterricht. Der Vater war äußerst streng und misshandelte seinen Sohn regelmäßig.

Schon mit elf Jahren verließ Ludwig die Schule und wurde zum Hoforganisten und Komponisten Christian Gottlob Neefe in die musikalische Lehre geschickt. Der junge Beethoven avancierte innerhalb kürzester Zeit zu dessen Meisterschüler. Zusätzlich erhielt er Violinunterricht von Franz Anton Ries. Im Dezember reiste Beethoven zu einem geförderten Studienaufenthalt erstmals nach Wien, mit dem vorgegebenen Ziel, Mozarts Schüler zu werden. Dazu kam es allerdings nicht und nach drei Monaten kehrte Beethoven nach Bonn zurück. Mitte September lernte Beethoven bei einem Gastspiel der Hofkapelle im schwäbischen Mergentheim seinen ersten adeligen Mäzen, Ferdinand Ernst von Waldstein kennen. Er wurde nun Schüler Joseph Haydns, der auf Beethoven zwei Jahre zuvor bei einem Aufenthalt in Bonn aufmerksam geworden war, und studierte außerdem bei Antonio Salieri.

1795 präsentierte Beethoven erstmals eigene Kompositionen bei Privatkonzerten adeliger Familien. Das brachte ihm rasch eine große Förderergemeinde ein, die ihn finanziell so großzügig unterstützte, dass er ab da als freier Komponist leben konnte. 1796 reiste er nach Prag, Dresden und Berlin.

Damals begann Beethovens Schwerhörigkeit, die ihm sehr zu schaffen machte, sodass er sich immer mehr zurückzog. 1802 schrieb er über seine eigene Hilflosigkeit gegenüber seiner Situation das „Heiligenstädter Testament“. Seine Seelenqualen hielt er auch in Notizen in seinen Konversationsheften fest. In seinen letzten zwei Lebensjahrzehnten konnte man sich mit ihm nur noch schriftlich verständigen.

1808 hätte er ein Engagement als Kapellmeister in Kassel bekommen können, doch seine betuchte Fangemeinde organisierte eine lebenslange Rente und hielt ihn so in Wien. Seine 7. Sinfonie wurde am 8. Dezember 1813 uraufgeführt und wurde schlagartig zu einem Riesenerfolg. Ab 1818 war Beethoven vollkommen taub.

Beethoven pflegte Kontakte zu vielen Frauen. Ein Rätsel ist bis heute die Identität seiner „Unsterblichen Geliebten“. Spekuliert wird auch über eine mögliche Nachkommenschaft Beethovens. Seine letzten Lebensjahre waren von Krankheiten und Einsamkeit geprägt. Ludwig van Beethoven starb im Alter von 56 Jahren am 26. März 1827 in Wien. Er wurde zunächst unter großer Anteilnahme der Bevölkerung auf dem Währinger Ortsfriedhof beigesetzt. Die Grabrede stammte von Franz Grillparzer, Franz Schubert war einer der Fackelträger beim Begräbnis. Heute befindet sich Beethovens Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof. Beethoven schrieb unter anderem neun Sinfonien, eine Oper („Fidelio“), fünf Klavierkonzerte, 32 Klaviersonaten, die „Missa Solemnis“ und zahlreiche kammermusikalische Werke. Er gilt heute als einer der größten Komponisten aller Zeiten.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, in: WHO'S WHO. The People-Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/ludwig-van-beethoven>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Lewis Lockwood, Beethoven. Seine Musik – sein Leben. Stuttgart – Weimar 2009.

Heinz von Loesch – Claus Raab (Hg.), Das Beethoven-Lexikon. Laaber 2008.

Bergmannngasse

Datum der Benennung

1887/RB 1888 (SVA)

Text der Zusatztafel

Karl Josef Bergmann 1813–1879

Unternehmer. Aus dem oberösterreichischen Ottensheim stammend, gründete er 1845 in Graz am Fuße des Rosenhains eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, die bis in die 1930er-Jahre bestand. Der Fabrikant stiftete der Stadt Graz ein bedeutendes Vermögen, das dem 1884–1887 ausgeführten Bau eines städtischen Waisenhauses am heutigen Riesplatz gewidmet war.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl (urspr. Schreibweise: Carl) Josef Bergmann war ein Grazer Unternehmer. Er stiftete das städtische Waisenhaus. Bergmann stammte aus Oberösterreich, wo er am 22. November 1813 in Ottensheim geboren wurde. 1845 gründete Bergmann am Fuß des Rosenbergs im heutigen Bezirk Geidorf die Maschinen- und Gusswarenfabrik C. J. Bergmann & Co. In der Firma waren in etwa 70 bis 80 Arbeiter beschäftigt. Bergmann betrieb außerdem auch eine kleine Kassenfabrik in der Annenstraße. 1879 übernahm Ferdinand Ludwig Bergmanns Betriebe. Die Firma existierte unter Ludwigs Namen bis 1935.

Bergmann verwendete seinen als Unternehmer erwirtschafteten Reichtum auch für wohltätige Zwecke. So stiftete er das ursprünglich auch nach Bergmann benannte städtische Waisenhaus am Riesplatz. Ein eigenes Knabenwaisenhaus wurde nach Bergmanns Tod (er starb am 7. Februar 1879 in Graz) in den Jahren 1884–1887 in der Keplerstraße errichtet. Bergmann hatte dafür aus seinem Nachlass 285.000 Gulden – also eine beträchtliche Summe – bereitgestellt. Das Heim wurde jedoch nach nur zwölf Jahren 1898 wieder aufgelassen, erfuhr aber eine Nachnutzung als Volksschule.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Berschenygasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Johann Edler von Berscheny um 1740–1820

Bürgermeister von Graz. Der in der Murvorstadt wohnhafte Jurist war als Expeditor der Stadtkanzlei für die Protokollierung, Verrechnung und Überwachung des städtischen Schriftverkehrs zuständig. Zu Weihnachten 1788 löste er seinen in Ungnade gefallenen Vorgänger Knabl als Bürgermeister ab. 1791 wurde er aus diesem Amt ans Klagenfurter Appellationsgericht berufen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Berscheny war Jurist und im späten 18. Jahrhundert drei Jahre lang Bürgermeister von Graz. Im „Kaiserl. Königl. innerösterreichischen Instanzkalender“ des Jahres 1779 ist er als „Stadtskanzler Expeditor, log. beym goldenen Löwen in der Muhrvorstadt“ verzeichnet. Vom 24. Dezember 1788 bis 28. April 1791 war er Bürgermeister von Graz. Danach wurde der „gewesene, vorzüglich geschickte Bürgermeister“ zum innerösterreichischen Appellationsrat (zu Klagenfurt) befördert. Dem Namen nach dürfte Berscheny Vorfahren aus einem ungarischen Adelsgeschlecht (Bercsényi) gehabt haben. In etlichen Quellen wird Berscheny mit dem Adelsprädikat „Edler von“ angeführt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Bertha-von-Suttner-Friedensbrücke

Datum der Benennung

1986

Text der Zusatztafel

Bertha Sophia Freifrau von Suttner 1843–1914

Pazifistin, Schriftstellerin. Die in Böhmen als Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau geborene Suttner verschrieb sich ab den 1880er-Jahren der Friedensbewegung, von deren Zielen sie Alfred Nobel überzeugte. Ihr Roman „Die Waffen nieder!“ von 1889 verhalf ihr zu Popularität und internationalem Ansehen in der pazifistischen Bewegung. 1905 erhielt Suttner als erste Frau den Friedensnobelpreis.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Bertha von Suttner war eine österreichische Friedensaktivistin und Schriftstellerin. Sie war die erste Frau, die den Friedensnobelpreis erhielt. Bertha von Suttner wurde am 6. Juni 1843 als Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau in Prag geboren. Ihr Vater, ein General, starb kurz vor ihrer Geburt. Bertha hatte einen um sechs Jahre älteren Bruder, Arthur. Ihre junge Mutter Sophie Kinsky stammte aus einer bürgerlichen Familie und hatte deswegen Minderwertigkeitsgefühle. Sie entwickelte eine Spielsucht, die das Vermögen der Familie mit der Zeit aufbrauchte.

Bertha begann sich mit philosophischen Werken und Belletristik auseinanderzusetzen und entwickelte sich zu einer Frau, die nicht mehr bereit war, die ihr zugeordnete eingeschränkte Rolle in der damaligen Gesellschaft zu spielen. Das soll einer der Gründe gewesen sein, warum drei Verlobungen der jungen Gräfin scheiterten. 1873 – mit 30 Jahren – nahm Bertha Kinsky eine Stelle als Gouvernante bei dem Industriellen Carl von Suttner an, dessen vier Töchter sie betreuen und unterrichten sollte. Bertha verliebte sich in den jüngsten Sohn Suttners, Arthur Gundaccar, der sieben Jahre jünger war als sie selbst. Die Familie akzeptierte die Beziehung nicht und zwang sie, ihre Stelle aufzugeben.

1876 bekam sie eine Stelle als Sekretärin bei dem schwedischen Chemiker und Erfinder Alfred Nobel in Paris. Als Nobel nach Schweden zurückberufen wurde, kehrte Bertha, damals noch immer Kinsky, nach Wien zurück und heiratete dort heimlich ihren Arthur. Dieser wurde daraufhin von seinen Eltern enterbt. Im selben Jahr zog das Ehepaar für über acht Jahre in den Kaukasus und lebte dort unter bescheidenen Umständen. Bertha jobbte als Sprachlehrerin und Übersetzerin, daneben schrieb sie

Zeitungsartikel, unter anderem über den russisch-türkischen Krieg in den Jahren 1877/78. Für ihre Artikel verwendete Bertha von Suttner das Pseudonym „B. Oulot“, eine Anspielung darauf, dass sie von den Schwestern ihres Ehemanns als Gouvernante „Boulotte“ – französisch für „Dickerchen“ – genannt worden war.

1885 kehrten Bertha und Arthur von Suttner nach Österreich zurück und versöhnten sich mit der Familie. Sie bezogen daraufhin den Familiensitz auf Schloss Harmannsdorf in Niederösterreich. Nun wandte sich Bertha von Suttner dem Pazifismus und anderen progressiven und liberalen Gedanken zu. Sie führte Korrespondenz unter anderem mit ihrem früheren Arbeitgeber, Alfred Nobel, dem dänischen Literaturkritiker und Philosophen Georg Brandes und dem späteren norwegischen Literaturnobelpreisträger Bjørnstjerne Bjørnson.

1886 schrieb von Suttner das von humanistischem und liberalem Gedankengut geprägte Buch „High Life“, in dem sie den Respekt vor dem Menschen und seiner freien Entscheidungskraft thematisierte. 1888 folgte, unter ihrem zweiten Pseudonym „Jemand“, „Das Maschinenzeitalter – Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit“. Die Schrift war ein Plädoyer für Demokratie und Internationalismus, Humanismus und Rationalismus. Das Buch enthielt außerdem Schreckensvisionen von Krieg und Aufrüstung, die sich in nicht allzu ferner Zukunft bewahrheiten sollten. Ihr berühmtestes Werk ist bis heute der in Form eines Frauenromans verfasste, flammende Appell „Die Waffen nieder!“, der 1889 erschien. Bereits davor hatte Bertha von Suttner begonnen, sich in der International Arbitration and Peace Association des Briten Hodgson Pratt zu engagieren. In der Folge gründete sie einen österreichischen Ableger der Friedensgesellschaft. Daneben trat sie auch vermehrt für Frauenrechte ein.

1905 erhielt Bertha von Suttner den Friedensnobelpreis für ihr Lebenswerk. Sie war damit die erste Frau und die erste Österreicherin, die die Auszeichnung zugesprochen bekam. Bertha von Suttner starb kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 21. Juni 1914 in Wien. Der für den Herbst unter ihrer Mitwirkung geplante Weltfriedenskongress in Wien sollte nie stattfinden.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerhard Danzer, Europa, deine Frauen. Heidelberg 2015.

Brigitte Hamann, Bertha von Suttner – Ein Leben für den Frieden. München 2002.

Ilse Kleberger, Die Vision vom Frieden – Bertha von Suttner. Berlin 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bertha-von-Suttner-Platz

Datum der Benennung

26.3.2015

Text der Zusatztafel

Bertha Sophia Freifrau von Suttner 1843–1914

Pazifistin, Schriftstellerin. Die in Böhmen als Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau geborene Suttner verschrieb sich ab den 1880er-Jahren der Friedensbewegung, von deren Zielen sie Alfred Nobel überzeugte. Ihr Roman „Die Waffen nieder!“ von 1889 verhalf ihr zu Popularität und internationalem Ansehen in der pazifistischen Bewegung. 1905 erhielt Suttner als erste Frau den Friedensnobelpreis.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Bertha von Suttner war eine österreichische Friedensaktivistin und Schriftstellerin. Sie war die erste Frau, die den Friedensnobelpreis erhielt. Bertha von Suttner wurde am 6. Juni 1843 als Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau in Prag geboren. Ihr Vater, ein General, starb kurz vor ihrer Geburt. Bertha hatte einen um sechs Jahre älteren Bruder, Arthur. Ihre junge Mutter Sophie Kinsky stammte aus einer bürgerlichen Familie und hatte deswegen Minderwertigkeitsgefühle. Sie entwickelte eine Spielsucht, die das Vermögen der Familie mit der Zeit aufbrauchte.

Bertha begann sich mit philosophischen Werken und Belletristik auseinanderzusetzen und entwickelte sich zu einer Frau, die nicht mehr bereit war, die ihr zugeordnete eingeschränkte Rolle in der damaligen Gesellschaft zu spielen. Das soll einer der Gründe gewesen sein, warum drei Verlobungen der jungen Gräfin scheiterten. 1873 – mit 30 Jahren – nahm Bertha Kinsky eine Stelle als Gouvernante bei dem Industriellen Carl von Suttner an, dessen vier Töchter sie betreuen und unterrichten sollte. Bertha verliebte sich in den jüngsten Sohn Suttners, Arthur Gundaccar, der sieben Jahre jünger war als sie selbst. Die Familie akzeptierte die Beziehung nicht und zwang sie, ihre Stelle aufzugeben.

1876 bekam sie eine Stelle als Sekretärin bei dem schwedischen Chemiker und Erfinder Alfred Nobel in Paris. Als Nobel nach Schweden zurückberufen wurde, kehrte Bertha, damals noch immer Kinsky, nach Wien zurück und heiratete dort heimlich ihren Arthur. Dieser wurde daraufhin von seinen Eltern enterbt. Im selben Jahr zog das Ehepaar für über acht Jahre in den Kaukasus und lebte dort unter bescheidenen Umständen. Bertha jobbte als Sprachlehrerin und Übersetzerin, daneben schrieb sie

Zeitungsartikel, unter anderem über den russisch-türkischen Krieg in den Jahren 1877/78. Für ihre Artikel verwendete Bertha von Suttner das Pseudonym „B. Oulot“, eine Anspielung darauf, dass sie von den Schwestern ihres Ehemanns als Gouvernante „Boulotte“ – französisch für „Dickerchen“ – genannt worden war.

1885 kehrten Bertha und Arthur von Suttner nach Österreich zurück und versöhnten sich mit der Familie. Sie bezogen daraufhin den Familiensitz auf Schloss Harmannsdorf in Niederösterreich. Nun wandte sich Bertha von Suttner dem Pazifismus und anderen progressiven und liberalen Gedanken zu. Sie führte Korrespondenz unter anderem mit ihrem früheren Arbeitgeber, Alfred Nobel, dem dänischen Literaturkritiker und Philosophen Georg Brandes und dem späteren norwegischen Literaturnobelpreisträger Bjørnstjerne Bjørnson.

1886 schrieb von Suttner das von humanistischem und liberalem Gedankengut geprägte Buch „High Life“, in dem sie den Respekt vor dem Menschen und seiner freien Entscheidungskraft thematisierte. 1888 folgte, unter ihrem zweiten Pseudonym „Jemand“, „Das Maschinenzeitalter – Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit“. Die Schrift war ein Plädoyer für Demokratie und Internationalismus, Humanismus und Rationalismus. Das Buch enthielt außerdem Schreckensvisionen von Krieg und Aufrüstung, die sich in nicht allzu ferner Zukunft bewahrheiten sollten. Ihr berühmtestes Werk ist bis heute der in Form eines Frauenromans verfasste, flammende Appell „Die Waffen nieder!“, der 1889 erschien. Bereits davor hatte Bertha von Suttner begonnen, sich in der International Arbitration and Peace Association des Briten Hodgson Pratt zu engagieren. In der Folge gründete sie einen österreichischen Ableger der Friedensgesellschaft. Daneben trat sie auch vermehrt für Frauenrechte ein.

1905 erhielt Bertha von Suttner den Friedensnobelpreis für ihr Lebenswerk. Sie war damit die erste Frau und die erste Österreicherin, die die Auszeichnung zugesprochen bekam. Bertha von Suttner starb kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 21. Juni 1914 in Wien. Der für den Herbst unter ihrer Mitwirkung geplante Weltfriedenskongress in Wien sollte nie stattfinden.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerhard Danzer, Europa, deine Frauen. Heidelberg 2015.

Brigitte Hamann, Bertha von Suttner – Ein Leben für den Frieden. München 2002.

Ilse Kleberger, Die Vision vom Frieden – Bertha von Suttner. Berlin 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Berthold-Linder-Weg

Datum der Benennung

21.1.1999

Text der Zusatztafel

Bert(hold) Linder 1911–1997

Résistance-Kämpfer. Die Flucht vor dem NS-Regime 1938 endete für den Wiener jüdischer Abstammung in Frankreich, wo er 1940 mit Frau und Sohn bis zur Deportation nach Auschwitz 1943 untertauchte. Als einziger Überlebender seiner Familie emigrierte Linder 1951 in die USA. 1997 starb er in Graz während der Präsentation seiner Autobiografie „Verdammt ohne Urteil“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Bert(hold) Linder war ein Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus und Holocaust-Überlebender. Linder kam am 16. August 1911 als Sohn eines sozialdemokratischen Bürstenbinders und späteren Offiziers zur Welt. Schon in seiner Jugend war Berthold Linder bei den „Roten Falken“ und bei der „Sozialistischen Arbeiterjugend“ politisch aktiv. Nach der Matura arbeitete er in den 1920er-Jahren bei der Firma Steyr als Filialleiter, später, bedingt durch die Wirtschaftskrise, als Bauarbeiter und als Chauffeur eines Hemdenfabrikanten.

Als sozialdemokratisches Partei- und Schutzbundmitglied wurde Linder 1934 in Wöllersdorf interniert. Im März 1938 flüchtete er gemeinsam mit seinem Bruder Willi zuerst nach Belgien. Die Deutschen Besatzer schoben die beiden im Mai 1940 nach Frankreich ab, wo sie erneut interniert wurden. Linder gelang die Flucht nach Südfrankreich. Dort wurde er von Bauern aufgenommen. Er schloss sich der Resistance an, heiratete und wurde Vater. Als das Deutsche Reich 1943 auch den Süden Frankreichs besetzte, floh Linder mit seiner Familie und Hunderten jüdischen Schicksalsgenossen nach Italien, wo sie zuerst von den Italienern interniert und schließlich von der SS verhaftet wurden. Gemeinsam mit 1000 anderen wurden sie in Viehwaggons nach Auschwitz gebracht.

Linders Frau und sein Sohn wurden dort unmittelbar nach ihrer Ankunft ermordet, Linder und sein Bruder wurden als arbeitsfähig eingestuft. Bruder Willi spielte als Violinist in der Lagerkapelle, Berthold Linder wurde als Arbeiter dem I.G.Farben-Lager Buna zugeteilt. Dort fand er zur Widerstandsgruppe des Sozialdemokraten Benedikt Kautsky. Als das Lager Auschwitz wegen des

Vorrückens der Roten Armee Anfang 1945 aufgegeben wurde, wurden die Brüder Linder in Viehwaggons über das heutige Tschechien und Österreich ins norddeutsche KZ Mittelbau-Dora bei Nordhausen gebracht. Dort stellten die Nationalsozialisten in einer unterirdischen Waffenfabrik die Raketen V-1 und V-2 her. Als die Fabrik im März 1945 nach Bombardements geschlossen wurde, überstanden Berthold und Willi Linder auch noch einen der berüchtigten „Todesmärsche“, der sie in das KZ Bergen-Belsen führte. Als britische Truppen Bergen-Belsen am 15. April 1945 befreiten, lag Berthold Linder im Hungerkoma. Er überlebte und lebte nach dem Ende des Krieges in Brüssel. Dort arbeitete er für die britische und für die US-Armee. Er lernte seine zweite Frau, Joan, kennen und heiratete sie. Das Paar bekam zwei Kinder. 1949 zog die Familie zuerst nach Salzburg, wanderte aber zwei Jahre später in die USA aus. Linder wurde Präsident der Holocaust-Opfer.

1985 nahm Linder wieder die österreichische Staatsbürgerschaft an. Bereits zwei Jahre davor hatte er, angeregt durch die Frage seines damals zehnjährigen Enkels, was die eintätowierte Nummer auf seinem Unterarm bedeute, begonnen, seine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Bei der Präsentation der deutschsprachigen Ausgabe am 22. September 1997 in Graz brach Linder plötzlich zusammen. Nach dem überlieferten letzten Satz „Heute ist ein großer Tag“ starb Linder.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Bert Linders Autobiographie im Parlament vorgestellt. „Verdammt ohne Urteil“ – Auschwitz-Erinnerungen eines Überlebenden, in: Parlamentskorrespondenz Nr. 556 vom 16.9.1997. Online verfügbar unter: http://www.parlament.gv.at/PAKT/PR/JAHR_1997/PK0556/index.shtml

Bessemergasse

Datum der Benennung

um 1870 (SVA)

Text der Zusatztafel

(Sir) Henry Bessemer 1813–1898

Ingenieur, Erfinder. Der im Londoner Vorort Greenwich geborene Sohn eines Schriftgießers eignete sich Metallgusstechniken autodidaktisch an. Zahlreiche Patente zeugen von Bessemers Erfindergeist. Finanziellen Erfolg erlangte er mit der Massenherstellung von Goldbronzen, weltweite Berühmtheit mit dem Bessemer-Verfahren zur kostengünstigen Stahlgewinnung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Henry Bessemer war ein britischer Erfinder und Pionier in der Stahlerzeugung. Er wurde am 19. Jänner 1813 nahe London geboren. Sein Vater Anthony, Schriftgießer und ebenfalls Erfinder, stammte aus einer Hugenotten-Familie. Henry lernte zunächst den Beruf seines Vaters in dessen Werkstatt. 1830 übersiedelte die Familie nach London.

Henry entwickelte auch den Erfindergeist seines Vaters und begann sich mit dem Verbessern von Geräten und Gebrauchsgegenständen zu beschäftigen. Eine seiner ersten potenziell bahnbrechenden Erfindungen war die fälschungssichere Stempelmarke. Der unerfahrene junge Bessemer ließ sich seine Erfindung allerdings nicht patentieren und verpasste damit seinen ersten kommerziellen Erfolg. Er galt auch als Schriftgießer als besonders geschickt und experimentierte mit verschiedenen Legierungen für die Setztypen, um deren Qualität zu verbessern.

Im Auftrag eines Textilfabrikanten erfand er als 20-Jähriger die geheizte Samtpresswalze. Der Durchbruch als Erfinder gelang ihm mit einem neuartigen Verfahren zur Herstellung von Goldfarbe aus Bronzepulver, das damals nur in Nürnberg hergestellt wurde. Diesmal war er schlauer und hielt sein mithilfe von Dampfmaschinen umgesetztes Verfahren streng geheim. Bessemer konnte damit den Preis des in Handarbeit hergestellten Bronzepulvers aus Deutschland um das 40-Fache unterbieten. Mit den beträchtlichen Einnahmen finanzierte sich Bessemer fortan seine hauptberufliche Erfindertätigkeit. In weiterer Folge verbesserte er die Produktion in der Zucker- und Glasherstellung. Mit der Erfindung der Graphitstaubpresse revolutionierte er die Bleistiftproduktion, Ähnliches gelang ihm mit einer Presse für Kohlebriketts.

Als 1853 der Krimkrieg ausbrach, erlangte die Artillerie in der damaligen Kriegsführung eine verstärkte Bedeutung. Bessemer folgte dem Ruf der Rüstungsindustrie und versuchte, die Führung von Geschossen durch Drehung entlang der Längsachse zu verbessern. Quasi als Nebenerfolg gelang ihm dabei die Umwandlung von Gusseisen in Gussstahl. Das in den kommenden Jahren verbesserte und verfeinerte Verfahren, mit dem man Eisen in Stahl umwandeln kann, trägt bis heute seinen Namen. Ab 1860 setzte sich das „Bessemer-Verfahren“ in der Industrie allgemein durch. Damit war Henry Bessemer endgültig ein gemachter Mann. Er zog sich in der Folge weitgehend zurück, spielte aber eine Rolle beim Aufbau von Sheffield zum Zentrum der Stahlindustrie Englands.

Eine seiner letzten Erfindungen – das Seekrankheit-sichere Schiff – war ein Fehlschlag: Der Prototyp „SS Bessemer“ hatte einen hydraulisch gelagerten Salon, der sämtliche Schwankungen des Schiffes ausgleichen sollte. Die Technik bewährte sich nicht und das Schiff wurde zu einem Frachter umgebaut. Bessemers Renommee schadete das nicht: 1871 wurde er für drei Jahre Präsident des Iron and Steel Institute of Great Britain, 1879 wurde er von Königin Victoria zum Ritter geschlagen (ab da Sir Henry Bessemer) und Mitglied der Royal Society. 1880 verlieh ihm London die Ehrenbürgerschaft. Henry Bessemer starb am 15. März 1898 im Londoner Stadtteil Denmark Hill. Seine Autobiografie wurde posthum im Jahr 1905 veröffentlicht.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Wallner, Henry Bessemer, in: Gesellschaft der Absolventen, Freunde und Förderer der Technischen Universität Graz (Hg.), Größen der Technik. Historische Datenbank der TU Graz. Online verfügbar unter:

http://history.tugraz.at/besonderheiten/groessen_der_technik/bessemer.php

Billrothgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Christian Albert Theodor Billroth 1829–1894

Mediziner. Auf Rügen geboren, promovierte Billroth 1852 in Berlin und folgte 1867 einem Ruf an die Universität Wien, wo er in der Bauch- und Kehlkopfchirurgie herausragend wirkte. Politisch wehrte er sich gegen den Zuzug jüdischer Studenten und forderte deren Ausschluss vom Medizinstudium. Seine Schriften dienten dem Antisemitismus als Leitschnur.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Theodor Billroth war ein deutsch-österreichischer Chirurg. Er wurde am 26. April 1829 als Christian Albert Theodor Billroth in Bergen auf Rügen (Deutschland) als erstgeborener Sohn des Pastors Karl Theodor Billroth und dessen Ehefrau Christina Nagel geboren. Sein Großvater war Bürgermeister in Greifswald. Als Theodor fünf Jahre alt war, starb sein Vater an Tuberkulose. Nach der Reifeprüfung in Greifswald wollte er zunächst Musiker werden, studierte dann aber Medizin an den Universitäten Greifswald, Göttingen und Berlin.¹ Nach der Promotion 1852 bildete sich Billroth in Wien fort. Damals wurde er Mitglied des Akademischen Gesangsvereins Wien, der heutigen Universitätssängerschaft Barden zu Wien.

Zwischen 1853 und 1860 arbeitete Billroth als Assistent von Bernhard von Langenbeck an der Charité in Berlin, bei dem er sich auch in den Fächern Chirurgie und pathologische Anatomie 1856 habilitierte. 1858 heiratete Billroth in Berlin Christel Michaelis, eine Tochter des Hofmedikus Edgar Michaelis. Mit ihr hatte er in der Folge drei Töchter und einen Sohn. 1860 erhielt Billroth einen Lehrstuhl als Chirurg in Zürich. Es gelang ihm, innerhalb von ein paar Jahren die dortige Medizinische Fakultät zu einer der wichtigsten im deutschen Sprachraum zu machen.² 1867 erhielt er eine Professur in Wien und wurde Vorstand der 2. chirurgischen Klinik am Allgemeinen Krankenhaus. Hier begründete er unter anderem die moderne Bauchchirurgie, setzte Maßstäbe in der Kehlkopfchirurgie

¹ Leopold Schönbauer, Billroth, Theodor, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 2. Berlin 1955. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118510916.html#ndbcontent>

² Nachruf im British Medical Journal vom 10. Februar 1894.

und entdeckte die Streptokokken.³ Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 arbeitete er als Freiwilliger. Seine Erfahrungen in den Kriegslazaretten Mannheim und Weissenburg verarbeitete er in Publikationen. 1879 gründete Billroth die Krankenpflegeanstalt Rudolfinerhaus, die noch heute besteht.

Seine Begeisterung für den Deutschnationalismus, die Billroth aus dem Krieg mitnahm, gab er in der Folge auch an die Studierenden weiter, unter anderem in der stark antisemitisch geprägten Schrift „Über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation“ von 1876, die deutschnationalen Studenten als Rechtfertigung der Ausschreitungen gegen jüdische Studienkameraden diente.⁴ Die höhere Bildung an den Universitäten wollte er im Weiteren als Privileg der „Deutschen“ sichern.⁵ Bereits 1875 hatte er in einer Rede gegen den Zulauf jüdischer Studenten protestiert und setzte damit einen der ersten Akzente des politischen Wiener Antisemitismus.⁶ In antisemitischen Kreisen wurden Billroths Äußerungen und Publikationen begeistert aufgenommen. Er selbst distanzierte sich später und betonte, er sei falsch verstanden worden. Aufgrund dieses behaupteten Gesinnungswechsels wurde Billroth 1893 Ehrenmitglied des „Vereines zur Abwehr des Antisemitismus“. Das änderte nichts daran, dass sich der Nationalsozialistische Deutsche Ärztebund noch 1939 auf Billroths Äußerungen und Standpunkte aus dem Jahr 1876 berief.

Billroth war Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften und Ehrenmitglied zahlreicher weiterer wissenschaftlicher Gesellschaften. 1887 wurde er Mitglied des Herrenhauses.⁷ Seine musikalische Neigung begleitete Billroth Zeit seines Lebens. Er war ein begeisterter Amateurmusiker und mit dem Komponisten Johannes Brahms sowie mit dem Musikkritiker Eduard Hanslick befreundet. Gemeinsam mit den beiden stand er in der ersten Reihe jener, die die musikalischen Neuerungen Richard Wagners und Franz Liszts kritisierten. Eine musikwissenschaftliche Arbeit („Wer ist musikalisch?“) konnte Billroth nicht mehr vollenden. Er starb am 6. Februar 1894 in Abbazia (Opatija, Kroatien) und wurde in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Christian Pape, Billroth, Christian Albert Theodor, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Band 2/1 Personen A–K. Berlin 2009.

⁴ Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

⁵ Felicitas Seebacher, „Der operierte Chirurg“. Theodor Billroths Deutschnationalismus und akademischer Antisemitismus, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 54/2006.

⁶ Steven Beller, Vienna and the Jews, 1867–1938: A cultural history. Cambridge 1989.

⁷ Geschichte Wien Wiki. Online verfügbar unter: https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Theodor_Billroth

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

o. A., Billroth, Theodor (1829–1894), Chirurg, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1954.

Christian Pape, Billroth, Christian Albert Theodor, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1 Personen A–K. Berlin 2009.

Leopold Schönbauer, Billroth, Theodor, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 2. Berlin 1955. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118510916.html#ndbcontent>

Felicitas Seebacher, „Der operierte Chirurg“. Theodor Billroths Deutschnationalismus und akademischer Antisemitismus, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 54/2006.

Blümelstraße

Datum der Benennung

k. A., Benennung erfolgte vor 1921

Text der Zusatztafel

Franz Blümel 1839–1916

Lehrer, Komponist. Der gebürtige Südoststeirer unterrichtete erst die Admonter Sängerknaben, ehe er via Leibnitz, Cilli/Celje und Neuberg in die Grazer Münzgrabenschule kam. Blümel erwarb sich zudem Verdienste als Volksliedsammler, Chormeister mehrerer Gesangsvereine, beim Aufbau des Steirischen Sängerbundes und als Komponist des bekannten 27er-Regimentsmarschs.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Blümel war ein steirischer Lehrer, Komponist und Musikschafter. Er wurde am 16. April 1839 als Sohn eines Landarztes in St. Peter am Ottersbach in der südlichen Oststeiermark geboren. Schon während der Volksschule zeigte er sich musikalisch und lernte Violine, Orgel und Gesang. Blümel wurde Lehrer und bekam seine erste Stelle in Mureck. Seine Laufbahn führte ihn weiter nach Admont, wo er im Stift die Sängerknaben unterrichtete. Es folgten Anstellungen in Leibnitz und Cilli (heute Celje, Slowenien), Hartberg, Schwanberg und Neuberg an der Mürz. Dort oblag ihm die Leitung der musikalischen Darbietungen bei den kaiserlichen Hofjagden. Anschließend kam Blümel nach Graz. Er leistete Militärdienst beim Infanterieregiment Nr. 27, für das er den auch heute noch gespielten 27er-Regimentsmarsch komponierte. Blümel baute gemeinsam mit seinem Förderer und Freund Jakob Ed. Schmölzer den Steirischen Sängerbund auf und machte sich um die Sammlung und Verbreitung von Volksliedern verdient. Bis zur Jahrhundertwende unterrichtete er in der Grazer Münzgrabenschule und leitete als Chormeister mehrere Gesangsvereine.

1907 gab er gemeinsam mit R. Gotthart das „Liederbuch für die Jugend“ heraus, das Volkslieder, aber auch klassische Lieder enthielt. Blümel komponierte neben dem genannten Marsch weiters Kirchenmusik, Chorstücke und Lieder, die vor allem das steirische Volkstum zum Inhalt hatten und zum Teil, wie beispielsweise „Schön is mei Steiraland“, „In Lust und Load“, heute noch in Gesangsvereinen gepflegt werden. Blümel hatte eine ausgeprägt deutsch-nationale Gesinnung, wovon Liedtitel wie „Gebet der Deutschen in Österreich“, „Ein Sang für Österreichs Deutsche“ oder „Deutscher Wehrruf“ Zeugnis geben.

Franz Blümel nahm sich am 21. November 1916 – am Tag des Todes von Kaiser Franz Josef I. – in Graz das Leben. Sein Grab befindet sich auf dem Grazer Zentralfriedhof.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Ernst Engelhart, Eggenberg. Ein Heimatbuch. Eggenberg 1921.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon. Graz 1966.

Homepage des Männergesangsvereins St. Peter am Ottersbach: <https://www.mgv-st-peter-am-ottersbach.at/franz-bl%C3%BCmel/>

Boschweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Robert August Bosch 1861–1942

Unternehmer, Erfinder. Der bei Ulm Geborene kam während der Mechanikerlehre und der Walz in Kontakt zur Elektrotechnik. Die 1886 in Stuttgart gegründete Werkstätte baute Bosch zum internationalen Elektronikkonzern aus. Basis für den Erfolg war ein neuartiger Magnetzündler für Verbrennungsmotoren. Er zeigte zudem großes soziales Engagement für seine Belegschaft.

EKSN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Bosch war ein deutscher Ingenieur, Erfinder und Industrieller. Robert August Bosch wurde am 23. September 1861 im württembergischen Albeck als das zweitjüngste von zwölf Geschwistern geboren. Sein Vater Servatius war Gastwirt und als Vertreter der bäuerlichen Oberschicht auch Freimaurer. Er ermöglichte seinen Kindern eine fundierte Schulbildung. Robert ging in die Realschule in Ulm und machte eine Lehre als Mechaniker. Danach absolvierte er seine Lehrjahre, unter anderem als Gürtler im Unternehmen seines Bruders Carl Friedrich (Firma Bosch & Haag) in Köln und Elektrotechnik bei Wilhelm Emil Fein in Stuttgart. 1879 lernte er beim Hofjuwelier Friedrich Isaac Roediger mit Fertigungsautomaten von Schmuckketten umzugehen.

Nach dem Tod des Vaters ging er wieder zu seinem Bruder nach Köln. 1881/82 absolvierte er den Militärdienst, verzichtete danach auf eine mögliche Offizierslaufbahn und arbeitete in den kommenden Jahren in verschiedenen Betrieben in Deutschland, den USA und Großbritannien. 1886 gründete er in Stuttgart die heutige Robert Bosch GmbH. Bosch und seine Mitarbeiter verbesserten dort den Magnetzündler für Verbrennungsmotoren, damit war er einer der Pioniere der modernen Autoindustrie. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts expandierte Bosch nach Großbritannien und andere Länder in Europa. Ab 1906 war Bosch auch in den USA präsent. 1913 erstreckte sich das Firmenimperium Boschs über fünf Kontinente.

Einen Teil der Gewinne aus seinen Betrieben während des Ersten Weltkriegs spendete er für den Bau des Neckarkanals und für verschiedene soziale und wohltätige Projekte wie Bildungsinstitute für Arbeiter und Lazarette. Geprägt vom liberalen Denken seines Vaters empfand sich Robert Bosch als

Sozialdemokrat. 1906 führte er im Bewusstsein seiner sozialen Verantwortung als Unternehmer in seinen Betrieben als einer der Ersten in Deutschland den Acht-Stunden-Tag ein. Wegen seines sozialen Engagements für seine Belegschaft erhielt er den Beinamen „Der rote Bosch“.

In den zwanziger Jahren begann sich Bosch auch politisch zu betätigen. Als überzeugter Bürger der Weimarer Republik setzte er sich politisch und auch finanziell für die Aussöhnung zwischen den Kriegsgegnern Deutschland und Frankreich ein. Dabei war er einer der frühen Verfechter eines europäischen Wirtschaftsraums und einer Zollunion. Für dieses Ziel versuchte er sogar Adolf Hitler in mehreren Gesprächen zu gewinnen, allerdings vergeblich. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs übernahm die Firma Bosch Rüstungsaufträge und beschäftigte in der Folge auch Zwangsarbeiter. Gleichzeitig unterstützte Bosch den Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Unter anderem hatte er Kontakte zu Carl Goerdeler und anderen späteren Verschwörern des 20. Juli 1944. Er rettete Juden und anderen vom Regime Verfolgten vielfach das Leben. Hitler hielt er für einen „Verbrecher“.

Robert Bosch starb am 12. März 1942 an einer Ohrenentzündung. Die Nationalsozialisten inszenierten für ihn ein propagandataugliches Staatsbegräbnis. Noch zu Lebzeiten hatte Bosch verfügt, dass die Erträge seines Unternehmens für wohltätige Zwecke zu verwenden seien. 1969 wurde in diesem Sinne die Robert-Bosch-Stiftung gegründet.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans-Erhard Lessing, Robert Bosch. Reinbek 2010.

Joachim Scholtyseck, Robert Bosch und der liberale Widerstand gegen Hitler 1933 bis 1945. München 1999.

Brahmsstraße

Datum der Benennung

24.1.1929

Text der Zusatztafel

Johannes Brahms 1833–1897

Komponist. Der gebürtige Hamburger hatte schon in jungen Jahren großen musikalischen Erfolg. Neben Hamburg und Detmold ist Wien, wo er sich 1872 dauerhaft niederließ, mit seinem Schaffen eng verbunden. In der Musikgeschichte ragen besonders seine Kammermusik, Sinfonien und das „Deutsche Requiem“ heraus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johannes Brahms war ein deutscher Komponist im 19. Jahrhundert. Er gilt als einer der bedeutendsten Musikschaaffenden aller Zeiten. Er wurde am 7. Mai 1833 als Sohn des Musikers Jakob Brahms geboren. Mit sieben Jahren begann er, Klavier und Cello zu lernen. Als Zehnjähriger bekam er bereits Kompositionsunterricht. Bald veröffentlichte er erste eigene Werke – zum Großteil für Klavier – unter verschiedenen Pseudonymen. Auf Vermittlung von Musikerkollegen, allen voran der Geiger Joseph Joachim, lernte Brahms früh Franz Liszt sowie Robert Schumann kennen. Diese sorgten dafür, dass Brahms beim Musikverlag Breitkopf & Härtel unterkam, und bereiteten so den Boden für Brahms' erste Erfolge als Komponist. Auch nach dem Tod Robert Schumanns im Jahr 1856 verband Brahms eine enge und vonseiten Brahms' teilweise unerfüllte Beziehung mit dessen Witwe Clara.

1857 zog Brahms nach Detmold, wo unter anderem sein erstes Klavierkonzert (op. 15, d-Moll) entstand. Nach einer geplatzten Verlobung kehrte Brahms nach Hamburg zurück. Auch dort hielt es ihn nur ein paar Jahre und nach enttäuschten Hoffnungen, einen leitenden musikalischen Posten in seiner Heimatstadt zu bekommen, übersiedelte er 1872 nach Wien, wo er zeitweilig bereits davor mehrmals gewesen war und wo seine Musik gut ankam. Er verdiente seinen Lebensunterhalt als erfolgreicher Pianist und übernahm 1873 für drei Jahre die Leitung des Wiener Singvereins.

Auch seine Kompositionen begannen sich gut zu verkaufen, sodass seine Verleger bei ihm Druck für mehr neue Werke machten. In den nächsten zehn Jahren schrieb Brahms seine großen Orchesterwerke, allen voran seine vier Sinfonien. Nach 1885 schrieb er vornehmlich Kammermusikstücke, die heute zu den allergrößten Werken dieses Genres zählen. Er war nun eine

etablierte Größe in der europäischen Musikszene und erhielt zahlreiche Ehrungen in Deutschland und Österreich. In Wien war er Präsident des 1885 gegründeten Wiener Tonkünstlervereins. Am 2. Dezember 1889 entstand das einzige bekannte Tondokument von Johannes Brahms, als dieser im Haus von Freunden beim Klavierspielen mittels eines Phonographen auf Wachszyylinder aufgenommen wurde. Johannes Brahms starb am 3. April 1897 in Wien und wurde in einem Ehrengrab der Stadt Wien auf dem Zentralfriedhof bestattet.

Brahms sah sich selbst als Traditionalist, der nicht nur an die Wiener Klassik angeschlossen, sondern auch wesentlich ältere Musikrichtungen in seine Kompositionen integrierte. Er war ein ausgesprochener Kritiker der sogenannten „Neudeutschen Bewegung“, die programmatische Musik in der Art von Franz Liszt und Richard Wagner als Fortschritt ansah. Brahms schätzte Wagner dennoch als großen Musikschafter, auch wenn er dessen Ansatz nicht teilte. Heute gilt Brahms wiederum als Wegbereiter der Moderne. Neben den bereits erwähnten Orchester- und Kammermusikstücken schrieb Brahms eine Vielzahl von Liedern, Klavierwerken sowie Werken für Orgel und Chor.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Walter Riezler, Brahms, Johannes, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 2. Berlin 1955. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118514253.html#ndbcontent>

Siegfried Kross, Brahms-Bibliographie. Tutzing 1983.

Brehmstraße

Datum der Benennung

ca. 1935

Text der Zusatztafel

Alfred Brehm 1829–1884

Zoologe, Schriftsteller. Der Thüringer Naturforscher promovierte 1856 in Jena, unternahm mehrere Forschungsfahrten inner- und außerhalb Europas. Er begründete 1863 die weit verbreitete Buchreihe „Brehms Tierwelt“, mit der er das Interesse an Zoologie nachhaltig popularisierte. Brehm war zudem Leiter des Hamburger Zoos und Gründer des Berliner Aquariums.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Alfred Brehm war ein deutscher Zoologe und Reiseschriftsteller. Er ist der Autor des ikonischen Werkes „Brehms Tierleben“ (ursprünglich „Illustriertes Tierleben“). Brehm wurde am 2. Februar 1829 im thüringischen Unterrentendorf als Pfarrerssohn geboren. Sein zoologisches Interesse wurde früh geweckt, denn sein Vater Christian Ludwig Brehm besaß eine über 9.000 Objekte umfassende Sammlung präparierter Vögel und war als Ornithologe anerkannt. Nach der Schule absolvierte Brehm eine Maurerlehre in Altenburg und besuchte ebenda die Kunst und Handwerksschule.

Nach deren Abschluss ging Brehm 1846 nach Dresden und begann ein Architekturstudium. Dieses brach er nach nur zwei Semestern ab, als der Vogelkundler Johann Wilhelm von Müller einen Begleiter für seine Afrika-Expedition suchte. Die Expedition, die Brehm nach Ägypten und in den Sudan führte, dauerte insgesamt fünf Jahre und war von finanziellen Schwierigkeiten und dem Tod seines Stiefbruders Oskar Brehm, der beim Baden im Nil ertrank, überschattet. Im Laufe seiner Reise führte Brehm viele Tierstudien durch und brachte zahlreiche präparierte und lebende Tiere nach Europa.² Diese Arbeit brachte ihm als 20-Jährigen die Mitgliedschaft der Akademie der Naturforscher (Leopoldina) ein.

¹ Wurde von der Liste der Straßennamen „mit Diskussionsbedarf“ gestrichen, da Alfred und nicht Bruno Brehm als Namensgeber fungierte.

² Kurt Floericke, Tiervater Brehm – Seine Forschungsreisen – Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag. Stuttgart 1929.

Anschließend studierte Brehm in Jena Naturwissenschaften. Wie sein Bruder Reinhold trat er in Jena der Burschenschaft Corps Saxonia bei. 1856 wurde Alfred Brehm zum Doktor der Naturwissenschaften promoviert. Nach einer zweijährigen Spanienreise mit seinem Bruder, die sie durch Aktien finanzierten, die die Inhaber zur Veräußerung eines Teils der auf der Reise erbeuteten Tiere berechtigten, wurde Brehm Hauslehrer in Leipzig und arbeitete daneben als freier Autor. 1860 unternahm Brehm mit finanzieller Unterstützung seines Verlegers Ernst Keil eine Reise nach Norwegen und Lappland. 1861 heiratete er seine Cousine Mathilde Reiz, die in den folgenden Jahren auch seine Assistentin wurde. Mit ihr hatte er zwei Söhne und drei Töchter. Im selben Jahr trat er der Freimaurerloge Apollo in Leipzig bei. 1862 unternahm Brehm und seine Frau eine Reise nach Abessinien auf Einladung von Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha. Brehm wurde zum Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg bestellt, der 1863 seine Pforten öffnete.

Zwischen 1863 und 1869 erschienen die ersten Bände von Brehms „Illustriertem Thierleben“, das später als „Brehms Tierleben“ zu seinem Hauptwerk werden sollte. 1866 musste er nach einem Konflikt mit dem Verwaltungsrat den Posten als Direktor des Hamburger Zoos abgeben. 1869 wurde das Berliner Aquarium Unter den Linden eröffnet, das nach Brehms Vorstellungen für die damalige Zeit sehr modern konzipiert worden war und dessen Leitung er bis 1878 als Direktor übernahm. Auch der 1876 eröffnete Zoo in Düsseldorf wurde von Brehm – in Zusammenarbeit mit dem städtischen Hofgärtner Heinrich Friedrich Hillebrecht – konzipiert. 1878 starb Brehms Frau Mathilde im Alter von 38 Jahren. In den 1870er-Jahren unternahm Brehm weitere Reisen, darunter 1878 und 1879 auf Einladung des österreichischen Kronprinzen Rudolf nach Ungarn und Spanien. Rudolf blieb Brehm bis zu dessen Tod freundschaftlich verbunden.³

Im Winter 1883 begab sich Brehm auf eine Vortragsreise in die USA, die er antrat, obwohl seine vier bei ihm wohnenden Kinder an Diphtherie erkrankt waren. Auf der Reise erreichte ihn dann die Nachricht vom Tod seines jüngsten Sohnes Alfred Rudolf Johannes. Nach seiner Rückkehr zog sich Brehm, geplagt von der Malaria, die er sich schon früh in Afrika zugezogen hatte, in seinen Heimatort Renthendorf zurück, wo er am 11. November 1884 starb.⁴ „Brehms Tierleben“, wie sein zentrales, Werk ab der zweiten Auflage hieß, erlebte zahlreiche weitere Auflagen bis weit in das 20. Jahrhundert. Aus wissenschaftlicher Sicht war das zwölfbändige Werk schon zu seinen Lebzeiten wegen des populärwissenschaftlichen Ansatzes umstritten.⁵

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Brigitte Hamann, Kronprinz Rudolf. Ein Leben. Wien 2005.

⁴ Siegfried Schmitz, Tiervater Brehm. Seine Reisen, sein Leben, sein Werk. München 1984.

⁵ Andreas W. Daum, Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914. 2., erg. Aufl. München 2002.

Literatur

Erik Brädt, Alfred Edmund Brehm. Bildnis einer Forschergestalt (= Die großen Vorbilder 3). Wedel in Holstein 1946.

Andreas W. Daum, Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914. 2., erg. Aufl. München 2002.

Kurt Floericke, Tiervater Brehm – Seine Forschungsreisen – Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag. Stuttgart 1929.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Siegfried Schmitz, Tiervater Brehm. Seine Reisen, sein Leben, sein Werk. München 1984.

Bresslern-Roth-Weg

Datum der Benennung

6.7.1995

Text der Zusatztafel

Norbertine von Bresslern-Roth (geb. Roth) 1891–1978

Malerin. Die gebürtige Grazerin erhielt ihre Ausbildung in Graz, Dachau und ab 1911 an der Wiener Kunstakademie. Ihr Ruhm gründete auf Tierdarstellungen sowie auf Illustrationen in wissenschaftlichen Werken oder Kinderbüchern. Die Bilder der viel geehrten, anpassungsfähigen Künstlerin wurden sowohl in der NS-Zeit als auch nach 1945 ausgestellt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Norbertine Bresslern-Roth wurde als Norbertina (auch: Norbertine) Leopoldine Roth am 13. November 1891 in Graz geboren. Die Mutter Anna Aloisia Roth (Verkäuferin und dann Geschäftsleiterin, 1858–1929) war die Tochter eines Reitschulbesitzers, der Vater des Kindes ist unbekannt.¹ Sie wuchs in der Mandellstraße 24 auf und besuchte die protestantische Mädchenschule Heilandskirche. Schon ab 1901 (offiziell mit einem Stipendium für Mittellose ab 1907) wurde sie in der Privatschule von Alfred Schrötter von Kristelli (später Grazer Landes-Kunstschule) ausgebildet. Ab Juni 1909 war sie für vier Monate in der Tiermalschule von Hans Hayek in Dachau, ein zweiter Dachau-Aufenthalt ergab sich 1910. 1911 wechselte sie nach Wien in die Privatschule von Ferdinand Schmutzer und war dort in einem unbenutzten Atelier Schmutzers in der Akademie tätig, die keine Aufnahme für Frauen vorsah. Roth konzentrierte sich zunehmend bei vielen Aufenthalten in Schönbrunn auf Tiermalerei.

Sie bewohnte größtenteils gemeinsam mit den Grazer Künstlerkollegen Franz Hofer (1885–1915), Fritz Silberbauer (1883–1974) und Leo Grimm (1889–1916) eine Wohnung in einer nahegelegenen Villa, kehrte aber 1917 nach Graz zu ihrer Mutter in die Langegasse 29 zurück, wo sie bis an ihr Lebensende verblieb und ihr Atelier einrichtete. 1918 widmete ihr der Steiermärkische Kunstverein, dem sie bis zu ihrem Wechsel zum Künstlerbund Graz verbunden blieb, ihre erste Sonderausstellung. 1919 heiratete sie den gebürtigen Wiener Georg von Bresslern, Ritter zu Sternau (1892–1952), der

¹ Zur Frage des „unbekannten Vaters“ vgl. Anna Kohlhauser, „[...] weil sie das alles mit dem Zeichenstift viel besser sagt“. Die Kinderbuchillustrationen der Künstlerin und Autorin Norbertine Bresslern-Roth. Masterarbeit, Graz 2016, S. 6. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/1502196>

sich nach der Heirat in den Dienst seiner Frau stellte und sie quasi als Manager „bei der technischen, ästhetischen und organisatorischen Umsetzung ihres druckgrafischen Werkes sowie buchhalterischen Belangen“² bis zu seinem Tod 1952 unterstützte. 1928 unternahm Bresslern-Roth mit ihrem Ehemann eine Studienreise nach Libyen (Tripolis), der sich dann weitere Exkursionen in europäische Zoos anschlossen.

Bresslern-Roth war auch während des autoritären Ständestaats aufgrund ihrer Orientierung an „heimischen Traditionen“³ mit Aufträgen und Ausstellungen gut beschäftigt, lebte aber prinzipiell in sehr bescheidenen Verhältnissen. Ein Grazer Atelierhaus, das der Widerstandskämpfer Herbert Eichholzer, der 1943 hingerichtet wurde, plante, konnte letztlich nicht realisiert werden. Die NS-Zeit konnte die Malerin trotz des Bekenntnisses zu ihrem Ehemann, der als Halbjude wegen einer jüdischen Mutter in Gefahr schwebte, relativ unangefochten überleben und es dürfte das Ehepaar Bresslern Repressalien „durch eine sehr zurückgezogene Lebensweise, durch die Bekanntheit der Künstlerin und durch Beziehungen zu Repräsentanten des NS-Regimes entgangen sein“.⁴ Desgleichen spielt auch die realistische, eher antimodernistische Malweise der Künstlerin eine Rolle. Gewisse Anpassungsleistungen sind jedenfalls ersichtlich, so die Beteiligung an beiden „Ostmark-Ausstellungen“ oder Motive mit einem sehr gegensätzlichen Interpretationsspielraum, der die Konzession – etwa beim Bild „Verfolgung“ – nicht ausschließt.⁵

Nach 1945 engagierte sie sich für die Wiedergenehmigung des Steiermärkischen Kunstvereins (Ehrenpräsidentin 1951, allerdings Wechsel zum traditionelleren Künstlerbund 1953) und sie lieferte Bildmaterial für renommierte Zeitschriften. Bresslern-Roth wandte sich deutlich gegen die moderne Kunst mit ihrer abstrakten Formensprache und sah sich einem konservativen Qualitätsbegriff verpflichtet.⁶ Die große – auch internationale – Breitenwirkung der Tierbilder von Norbertine Bresslern-Roth scheint allerdings auch nach ihrem Tod – sie starb am 30. November 1978 im LKH Graz an Herzversagen – nicht abzublassen, die Ölbilder, Zeichnungen, Holz- und Linolschnitte, Gobelins und Elfenbeinminiaturen sind nach wie vor hochpreisig und sehr gefragt.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

² Kohlhauser, Norbertine Bresslern-Roth, S. 9f.

³ Vgl. Christa Steinle, Biografie Norbertine Bresslern-Roth, in: Christa Steinle (Hg.), Norbertine Bresslern-Roth. Tiermalerin. Ausstellung Neue Galerie Graz 26.10.2016–17.4.2017. Graz 2016, S. 244–269, hier S. 256.

⁴ Günter Eisenhut, Norbertine Bresslern-Roth, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948. Graz 2001, S. 184–189, hier S. 185.

⁵ Vgl. Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010, S. 169f.

⁶ Vgl. Steinle, Bresslern-Roth, S. 201.

Literatur

Günter Eisenhut, Norbertine Bresslern-Roth, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), *Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Graz 2001, S. 184–189.

Anna Kohlhauser, „[...] weil sie das alles mit dem Zeichenstift viel besser sagt“. Die Kinderbuchillustrationen der Künstlerin und Autorin Norbertine Bresslern-Roth. Masterarbeit, Graz 2016. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/1502196>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert Lipsky, *Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus*. Ein Handbuch. Graz 2010.

Christa Steinle, Biografie Norbertine Bresslern-Roth, in: Christa Steinle (Hg.), Norbertine Bresslern-Roth. *Tiermalerin*. Ausstellung Neue Galerie Graz 26.10.2016–17.4.2017. Graz 2016, S. 244–269.

Brockmanngasse

Datum der Benennung

um 1862

Text der Zusatztafel

Johann Franz Brockmann 1745–1812

Schauspieler. Der gebürtige Grazer wurde nach neun Jahren bei Wandertruppen 1771 von seinem Hamburger Lehrmeister Friedrich Ludwig Schröder engagiert und ausgebildet. Seine Interpretation von Shakespeares Hamlet begründete Brockmanns Ruf als einer der besten Schauspieler seiner Zeit. 1778 kam er zum Ensemble des Burgtheaters, das er 1789–1791 leitete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Franz Hieronymus Brockmann¹ wurde als Sohn des ehemaligen Soldaten und späteren Zinngießers Franz Brockmann und dessen Frau Theresia am 30. September 1745 in Graz geboren, die Mutter war Wäscherin für die Gefangenen am Grazer Schlossberg. Er besuchte die Lateinschule der Jesuiten und kam nach den ersten vier Klassen der Unterstufe zu einem Chirurgen in die Lehre. Erste Bühnenerfahrung sammelte er als Statist im Theater am Tummelplatz in Graz. 1757 begann er eine Lehre bei einem Bader, nach 1760 heuerte er bei einer Seiltänzer- und Gauklertruppe an. 1762 schloss er sich der Bodenburgischen Schauspieltruppe an und unternahm mit dieser eine Tournee durch Ungarn bis nach Hermannstadt (Sibiu), wo er allerdings nur Hilfsdienste leistete. 1765 vermählte er sich mit Therese Bodenburg (1738–1793), einer Tochter der Prinzipalin der Truppe. Im Frühjahr 1766 wurde das Ehepaar durch Empfehlung des Gouverneurs von Siebenbürgen nach Wien ins Burgtheater engagiert. 1768 wechselten die beiden Schauspieler zur Truppe des Prinzipals Joseph Felix von Kurz (1717–1784) nach Würzburg und tourten nach Frankfurt am Main, Mainz, Köln und Düsseldorf.

Zu Ostern 1771 wurde Brockmann in Hamburg von Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816), den er in Frankfurt kennengelernt hatte, für das dortige Nationaltheater engagiert und gab dort u. a. mit großem Erfolg den ersten deutschen Hamlet (UA 9.9.1776). Erfolgreiche Gastspieltourneen führten ihn durch ganz Deutschland, beim vierwöchigen Gastspiel im Döbbelinschen Theater in Berlin

¹ Der Großteil der biografischen Angaben fußt auf Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 76–80, bzw. auf Robert Baravalle, Franz Brockmanns Jugend, in: Maske und Kothurn 1/1955, S. 47–53.

1777/1778 kam es zu umjubelten Auftritten. 1778 erhielt er durch Kaiser Josef II. den Ruf ans Burgtheater, dem er dann bis zum Tod treu blieb: Als „Regisseur-Directeur“ erwarb er sich dort große Verdienste um den Aufbau und den Ruf des Burgtheaters („Burgtheaterdeutsch“). Darüber hinaus wurde er von anderen Wiener Bühnen engagiert und gab 1785 und 1798 Graz-Gastspiele. 1803 führte ihn eine Gastspielreise nach Berlin, Hamburg und Leipzig. Nach einer starken Verkühlung 1811 erlitt er im Jahr darauf einen Rückfall und verstarb am 12. April 1812 in Wien.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Baravalle, Franz Brockmanns Jugend, in: Maske und Kothurn 1/1955, S. 47–53.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 76–80.

Brucknerstraße

Datum der Benennung

24.1.1929

Text der Zusatztafel

Anton Bruckner 1824–1896

Komponist, Organist, Pädagoge. Der in Oberösterreich aufgewachsene Bruckner war Sängerknabe im Stift St. Florian, wo er bis 1855 Lehrer und Organist war. Während seiner Zeit als Linzer Dom- und Wiener Hofkapellorganist schuf er bedeutende Kompositionen. Sinfonien und kirchliche Musik, so das „Te Deum“, ragen aus dem Werk des berühmten Komponisten heraus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Bruckner war ein österreichischer Komponist und Musiklehrer. Er wurde am 4. September 1824 in Ansfelden in Oberösterreich als ältester Sohn des Dorfschullehrers Anton Bruckner (sen.) geboren. Durch seinen Vater, der auch Kantor war, kam der Sohn schon als Kind mit Musik in Kontakt und lernte Violine, Klavier und Orgel. Mit zehn half er seinem gesundheitlich angeschlagenen Vater immer wieder in der Kirche an der Orgel aus. Nach dem vorzeitigen Tod des Vaters schickte die Mutter den 13-jährigen Anton in das Chorherrenstift St. Florian, wo er weiteren Musikunterricht bekam und Sängerknabe wurde.

Bruckner wollte ursprünglich wie sein Vater Lehrer werden, aber schon bei seiner ersten Stelle als Schulgehilfe in Windhaag zeigten sich Konflikte zwischen den Unterrichtspflichten und seinen musikalischen Ambitionen. Nach einer zweiten Probandenstelle in Kronsdorf bei Steyr kehrte Bruckner 1845 in das Stift zurück. Während der insgesamt zehn Jahre, die Anton Bruckner in St. Florian verbrachte, vollzog sich sein Wandel zum professionellen Musiker. Zwar legte Bruckner noch die Lehramtsprüfung ab, hängte den Lehrerberuf jedoch bald an den Nagel und ging 1855 nach Linz, wo er bis 1868 als Domorganist und vorübergehend auch als Chormeister arbeitete.

Schon 1854 war Bruckner für eine Orgelprüfung erstmals nach Wien gefahren. Im Jahr darauf folgte der zweite Wienaufenthalt, bei dem Bruckner Unterricht bei dem Musikprofessor Simon Sechter bekam, der davor unter anderem Franz Schubert unterrichtet hatte. 1861 legte Bruckner die Abschlussprüfung seiner musiktheoretischen Ausbildung vor einer von seinem Lehrer Sechter

geleiteten Kommission ab. Der Dirigent Johann von Herbeck war derart begeistert von Bruckners Fähigkeiten, dass er in der Folge einer seiner wichtigsten Förderer wurde.

1868 übersiedelte Bruckner endgültig nach Wien und trat dort die Nachfolge seines Lehrers Sechter als Professor für Generalbass und Kontrapunkt sowie Orgel am Wiener Konservatorium an. Diesen Posten hatte er bis vier Jahre vor seinem Tod inne. An der Universität Wien, wo er ebenfalls einen Lehrauftrag und seit 1891 das Ehrendoktorat der Philosophischen Fakultät hatte, unterrichtete Bruckner noch bis 1894 Harmonielehre und Kontrapunkt. Als Komponist gelang Bruckner 1884 der Durchbruch mit seiner Siebenten Sinfonie. Sein „Te Deum“ beeindruckte unter anderem Kaiser Franz Joseph I. Anton Bruckner starb noch während der Arbeiten an seiner letztlich unvollendet gebliebenen Neunten Sinfonie am 11. Oktober 1896 an einem Herzklappenfehler. Er wurde vier Tage später in der Stiftsbasilika St. Florian bestattet.

In Bruckners Werk herausragend sind seine insgesamt elf Sinfonien, von denen er selbst aber nur neun als solche akzeptierte. Darüber hinaus hinterließ Bruckner ein umfangreiches Œuvre von geistlichen und weltlichen Vokalwerken. Den Großteil davon schrieb er vor dem Jahr 1864. Danach widmete er sich als Komponist fast nur noch der Gattung der Sinfonie, zu deren Weiterentwicklung er maßgeblich beitrug. In kleinerem Ausmaß komponierte Bruckner auch Kammermusikstücke sowie Werke für Klavier und Orgel. Das NS-Regime vereinnahmte Bruckner posthum zu Kulturpropagandazwecken wegen seiner zugeschriebenen Nähe zu und – vor allem in jungen Jahren – tatsächlichen Verehrung von Richard Wagner.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Walter Gerstenberg, Bruckner, Anton, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 2. Berlin 1955. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118515799.html#ndbcontent>

Uwe Harten (Hg.), Anton Bruckner: ein Handbuch. Salzburg – Wien 1996.

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Brüder-Renner-Weg

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Anatol Renner 1890–1982

Alexander Renner 1892–1966

Artisten, Luftfahrtpioniere. Die Söhne einer Artistenfamilie waren als „Renner-Buben“ bekannt. Sie ließen 1909 das erste lenkbare Prallluftschiff Österreich-Ungarns vom Grazer Trabrennplatz aufsteigen und hatten bis zum Bruch ihres zweiten Luftschiffs mit ähnlichen Luftattraktionen großen Erfolg.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Die Brüder Anatol und Alexander Renner sowie ihr Vater Franz waren österreichische Flugpioniere. Anatol, der Ältere der Brüder, wurde am 2. Jänner 1890 in St. Petersburg, nach anderen Angaben in Minsk, geboren, Alexander am 29. Mai 1892 in Reval (heute Tallinn). Die Eltern der beiden sowie ihrer sechs Schwestern war das Zirkusartisten-Paar Franz und Samara Renner. Vater Franz stammte aus Klagenfurt. Der Familienbezug nach Graz besteht hauptsächlich über Franz' Bruder Mattias, der in der steirischen Landeshauptstadt Fleischhauer war. Dennoch gelten die „Renner-Buben“, so die historisch gewachsene Medienbezeichnung für Vater und Söhne, als Grazer.

Die Flugpioniere waren Autodidakten. Als Auto- und Motorradbegeisterte interessierten sie sich auch für das damals in den Kinderschuhen steckende Flugwesen. Während einer Nordamerikatournee mit dem Zirkus lernten die drei die dortigen Lenkballone wie jene der Luftfahrtpioniere Thomas Baldwin („fliegendes Schneckenhaus“) und Roy Knabenshue (Luftschiff „Toledo“) kennen. Ab 1906 bastelten die Familienmitglieder an einem eigenen Luftschiff. Am 26. September 1909 erhob sich das erste lenkbare österreichische Luftschiff zur Eröffnung der Herbstmesse vom Grazer Trabrennplatz in die Lüfte. Die „Estaric“ war ein mit einem Puchmotor ausgestattetes, 30 Meter langes Prallluftschiff. Die in einem zeitgenössischen Bericht in der „Kleinen Zeitung“ als gelb beschriebene Ballonhülle fasste rund 700 Kubikmeter und stammte von der Firma Semperit. Die Flugschau war trotz mehrerer Probleme ein nicht nur in Graz vielbeachtetes Ereignis und wurde in den folgenden Tagen achtmal wiederholt. Drei Wochen später, am 16. Oktober, führten die Brüder ihr Luftschiff auf der Rotunde im Wiener Prater Kaiser Franz Josephs I. sowie weiteren 40.000 Zuschauern vor. Dabei kam es zu

einem dramatischen Zwischenfall, als die „Estaric“ beim Abheben mit einem Hallendach kollidierte und Alexander Renner aus der offenen Gondel abspringen musste. Das Luftschiff verlor das Gleichgewicht und flog wie eine Rakete senkrecht nach oben. Anatol Renner gelang es, den Ballon mit einem Messer anzustechen und so Luft abzulassen. Er vollführte anschließend eine Notlandung in der Strebersdorfer Au und flog zum Jubel der Zuschauer anschließend mit der wieder flottgemachten „Estaric“ zur Rotunde zurück. Die nächste Vorführung folgte am 30. Oktober in Linz. Das zweite Luftschiff der Brüder Renner, die zweimotorige, 62 Meter lange „Graz“, war zunächst ebenfalls erfolgreich. Ob eine Bruchlandung der „Graz“ oder der Ausbruch des Ersten Weltkriegs die Luftschiffkonstrukteur-Ambitionen der Renner-Brüder beendete, darüber gibt es verschiedene Angaben.

Alexander Renner diente im Krieg als Kampfpilot der k. u. k. Luftwaffe. Später ließen sich die Brüder Renner in einer Villa in Windorf in der heutigen Gemeinde Seiersdorf-Pirka nieder. Alexander starb am 1. März 1966 in Graz. Sein Bruder überlebte ihn um 16 Jahre.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Heinz Pongratz, Fliegen – eine technische Kultur des 20. Jahrhunderts und ihr Einfluss auf die Memorialkultur. Dipl.Arb. Graz 2014.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hilde Senft – Willi Senft, Steirisches Urgestein. Steirer, die man nicht vergisst. Graz 2008.

Bunsengasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Robert Wilhelm Bunsen 1811–1899

Chemiker, Erfinder. Nach Promotion 1831 und Habilitation 1834 in seiner Geburtsstadt Göttingen hatte Bunsen Lehrstühle an diversen deutschen Hochschulen inne. Er führte die Spektralanalyse zum Nachweis chemischer Elemente mit ein, bestimmte neue Elemente und prägte die physikalische wie die Elektrochemie. Der landläufig bekannte Bunsenbrenner trägt seinen Namen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Wilhelm Bunsen war ein deutscher Chemiker und Erfinder. Er wurde am 30. oder 31. März 1811 (es gibt verschiedene Angaben) als jüngster von vier Söhnen in eine Göttinger Bildungsbürger-Familie geboren. Nach dem Abitur studierte er Naturwissenschaften und Mathematik an der Universität Göttingen. Einer seiner Lehrer war der Entdecker des Cadmiums, Friedrich Stromeyer. Seine Dissertation schrieb er auf Latein über die Arten von Hygrometern. 1831 promovierte er. Mit einem Stipendium der Landesregierung reiste er zu Studienzwecken durch Europa. Dabei lernte er unter anderem in Gießen den Chemiker Justus Liebig kennen. Die Reise führte ihn auch nach Salzburg und Wien. 1834 habilitierte er sich in Göttingen mit einer Arbeit über Metallsalze. Bei Experimenten mit Metallsalzen und Arsensäure entdeckte er das Eisenoxidhydrat, das heute noch als Antidot gegen Arsenvergiftungen angewendet wird.

Nach dem Tod Stromeyers übernahm Bunsen interimistisch dessen Chemie-Lehrstuhl. Als Friedrich Wöhler 1836 den Lehrstuhl in Göttingen übernahm, folgte ihm Bunsen auf dessen bisherigen Posten am Polytechnikum in Kassel. Bei einer Explosion im Zuge eines Experiments wurde Bunsen am rechten Auge verletzt und erblindete teilweise. 1839 wurde er an die Universität Marburg berufen, wo er seine Forschungen fortsetzte. Dabei gelang ihm 1841 die Erfindung des „Bunsenelements“ – einer Zink-Kohle-Batterie mit Salpetersäure, die billig herzustellen und vielseitig anwendbar war. 1845 reiste er auf Einladung der dänischen Regierung für ein halbes Jahr nach Island, wo der Vulkan Hekla ausgebrochen war. Aus Island brachte Bunsen Gas- und Gesteinsproben mit, die ihm in den kommenden Jahren halfen, ein exaktes Verfahren zur Gasanalyse zu entwickeln. Aus der Zeit nach der Revolution von 1848 sind aus Briefen Bunsens Hinweise zu seiner politischen Einstellung

überliefert. 1851 äußerte er sich in einem Brief an seinen französischen Kollegen Henri Victor Regnault unter Bezugnahme auf die damaligen Unruhen in Deutschland und Frankreich negativ über den Sozialismus.

1852 übernahm er einen Lehrstuhl in Heidelberg, wo sich damals eines der bestausgerüsteten Chemie-Labore Deutschlands befand. In seiner Heidelberger Zeit gelangen Bunsen einige seiner wichtigsten Entdeckungen und Entwicklungen, darunter der „Bunsenbrenner“ – eine Perfektionierung des ursprünglich von Michael Faraday erfundenen Gasbrenners mit regulierbarer Luftzufuhr, das „Fettfleck-Photometer“, die Spektralanalyse gemeinsam mit dem Physiker Gustav Robert Kirchhoff, den er einige Jahre zuvor in Breslau (heute Wrocław, Polen) kennengelernt hatte, sowie einige andere Dinge mehr. Bunsen zog sich im Alter von 78 Jahren aus der Lehr- und Forschungstätigkeit zurück und beschäftigte sich die letzten zehn Jahre seines Lebens mit Geologie. Robert Wilhelm Bunsen starb am 16. August 1899 im Alter von 88 Jahren in Heidelberg. 1901 wurde die Deutsche Elektrotechnische Gesellschaft zu seinen Ehren in „Deutsche Bunsen-Gesellschaft für angewandte physikalische Chemie und Elektrochemie“ umbenannt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

- Heinrich Debus, Bunsen, Robert, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 47. Leipzig 1903.
- Fritz Krafft (Hg.), „... der Himmel bewahre Sie vor einer socialistischen Herrschaft!“. Briefe von Robert Wilhelm Bunsen an Théophile Jules Pelouze und Henri Victor Regnault aus den Jahren 1841, 1848 und 1851 in der Universitätsbibliothek Marburg. Marburg 1996.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Georg Lockemann, Bunsen, Robert Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 3. Berlin 1957.

Carl-Spitzweg-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Carl Spitzweg 1808–1885

Maler. Der gebürtige Münchner war ausgebildeter Pharmazeut, widmete sich nach Studienabschluss 1832 aber vermehrt der Malkunst. Die oft humorigen Porträts kauziger Typen und Genrebilder des kleinbürgerlichen Milieus waren häufige Motive. Spitzweg malte Karikaturen für die „Fliegenden Blätter“, durch sein spätromantisches Werk erlangte er posthum Popularität.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Carl Spitzweg war ein deutscher Maler und Zeichner des Biedermeiers und der Spätromantik. Er wurde am 5. Februar 1808 als Sohn eines Spezereihändlers in eine großbürgerliche Familie in München geboren. Seine Schullaufbahn endete nach der zweiten Klasse am Wilhelmsgymnasium. Danach begann er eine Apothekerlehre beim Münchner Hofapotheker Franz Xaver Pettenkofer. Nach dem Tod des Vaters im Jahr 1828 wechselte er als Lehrling zur Löwenapotheke in Straubing. Damals zeichnete er während der Arbeit in der Apotheke die Köpfe von wirklichen und eingebildeten Kranken aller Altersklassen und Originale aus der Umgebung. Das Stadtbild von Straubing mit seinen engen Gassen, Häusern mit Türmchen und Erkern, Brunnen und Steinfiguren taucht auch später immer wieder in Spitzwegs Bildern auf.

1829 inskribierte er Pharmazie an der Universität München und schloss dieses Studium nach drei Jahren mit Auszeichnung ab, anschließend begann er in Erding als Apotheker zu arbeiten. Bei einem Kuraufenthalt in Bad Sulz traf er die Entscheidung, sich voll und ganz der Malerei widmen zu wollen, und beendete seine Apothekerlaufbahn bereits 1833. Gleichzeitig erhielt er das beträchtliche Erbe seines Vaters zugewiesen, was ihn jeglicher Geldsorgen entledigte. Obwohl er nie eine Kunstakademie besucht hatte, wurde Carl Spitzweg 1835 in den Münchner Kunstverein aufgenommen.

In den kommenden Jahren übte Spitzweg eine rege Reisetätigkeit aus. Er besuchte unter anderem Venedig, Dalmatien, Paris, London (wo er gemeinsam mit dem Landschaftsmaler Eduard Schleich die allererste Weltausstellung besuchte) und Antwerpen. Von den Reisen brachte Spitzweg eine Unzahl

von Skizzen mit, die er später zum Teil in seinem Atelier ausfertigte. Ab 1844 arbeitete er als Karikaturenzeichner für die in München erscheinende, humoristische Wochenzeitung „Fliegende Blätter“. Carl Spitzweg starb 77-jährig, am 23. September 1885, an einem Schlaganfall in seiner Wohnung in München.

Sein künstlerisches Werk umfasst rund 1.500 Bilder und Zeichnungen. Zu Lebzeiten verkaufte Spitzweg rund 400 Bilder. Seine Käufer stammten vorwiegend aus der wohlhabenden Bürgerschaft. Im Laufe seines Künstlerlebens wandelte sich sein Stil von biedermeierlich zu ausgeprägt spätromantisch mit Anleihen aus dem Impressionismus. Zu Spitzwegs bekanntesten Werken zählen einerseits Pointenbilder mit subtilen Abbildungen menschlicher Schwächen und Eigenheiten wie „Der arme Poet“, „Der Kaktusliebhaber“, „Der Bücherwurm“ oder „Die Schildwache am Tor“. Zum anderen beschäftigte sich Spitzweg, spätestens ab seiner Freundschaft mit Eduard Schleich, auch mit dem Malen von Landschaftsmotiven. Bei den Landschaftsbildern tritt bei Spitzweg am deutlichsten die Spätromantik zutage. Hierher gehören unter anderem „Am Ammersee“, „Heuernte im Gebirge“ und „Fahrendes Volk“. Spitzweg nützte seine chemischen und technischen Kenntnisse als Apotheker zur Herstellung der von ihm verwendeten Farben. Das leuchtende Blau in Spitzwegs Bildern gilt als einzigartig.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert W. Rott, Spitzweg, Carl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118616307.html#ndbcontent>

Carnerigasse

Datum der Benennung

14.8.1907

Text der Zusatztafel

Bartholomäus Ritter von Carneri 1821–1909

Politiker, Schriftsteller. Der in Trient/Trento geborene Carneri brach seine Studien in Wien ab, war ab 1853 im steirischen Drautal Gutsbesitzer sowie liberaler Landtags- und zeitweise Reichsratsabgeordneter. 1883–1891 lebte der Privatgelehrte in Graz. Seine philosophischen Schriften stellen eine Synthese der Humanethik und der neuen Strömung des Darwinismus dar.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Bartholomäus Ritter von Carneri zu Eben- und Bergfelden wurde am 3. November 1821 in Trient geboren. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie, der Vater Franz Xaver Carneri (1762–1837) war ein steirischer Großgrundbesitzer und Polizeidirektor in Venedig und Graz. Die aus Verona stammende Mutter Veronika Maria Contessa Giuliari starb bei der Geburt von Bartholomäus und dessen Zwillingsschwester Therese (1821–1890), die später Rudolf von Gödel-Lannoy (1814–1883) heiratete. Während die Schwester nach der Trennung der zusammengewachsenen Babys eine normale Entwicklung nahm, litt Bartholomäus zeitlebens an den Folgen einer angeborenen Verkrümmung der Wirbelsäule und einer Missbildung der rechten Hand und des rechten Beins. 1826 übersiedelte er nach Wien und genoss eine bürgerliche Erziehung bei einem Onkel.

Nach der Absolvierung des Schottengymnasiums sollte Carneri eigentliche Jus studieren, entwickelte aber eher ein Interesse für philosophische, ästhetische und naturwissenschaftliche Studien. 1841 musste er das Studium aus Krankheitsgründen abbrechen und übersiedelte nach Arco in Südtirol, wo er bis 1847 verblieb. Er nahm dann sein Studium der Philosophie, Geschichte und Politik wieder auf und lebte abwechselnd in Wien und Graz. 1851 heiratete er Luise (Aloysia) von Schärffenberg (1831–1869), die Nichte des Carneri freundschaftlich verbundenen Grafen Anton Alexander von Auersperg (Anastasius Grün). Das Paar übersiedelte nach Marburg (Maribor, Slowenien) und Carneri erwarb 1857 von seiner Schwester das in der Nähe gelegene Gut Wildhaus (Viltuš). Luise von Carneri war seit 1862 ans Bett gefesselt und starb 1869, desgleichen verschied auch der 1852 geborene Sohn Max 1875 in jungen Jahren an Leukämie in Graz.

1883 ging Carneri nach dem Verkauf seines Guts mit seiner Tochter Friederike (1855–1936) nach Graz und kehrte nach deren Verheiratung mit Richard Basso von Gödel-Lannoy (1854–1930) nach Marburg zurück. Er lebte in den Folgejahren in Marburg als Privatgelehrter, wobei sich seine Gesundheit immer mehr verschlechterte: Ab 1893 war er vollständig erblindet und in den letzten Jahren bis zu seinem Tod am 18. Mai 1909 auf den Rollstuhl angewiesen.

Carneri veröffentlichte ab 1859 politische Schriften (meist Broschüren), in denen er sich aus liberaler Sicht kritisch zu aktuellen Themen äußerte (gegen Napoleon III., Panslawismus, für den Konstitutionalismus bei gleichzeitiger Parität in religiösen und nationalen Belangen). Von 1861 bis 1883 war Carneri für die Kurie des Großgrundbesitzes Abgeordneter im steirischen Landtag, wobei seine Politik „die der deutsch-liberalen Bürgerpartei“¹ war, die sich gegen radikale panslawistische Bestrebungen richtete, aber einen aggressiven Deutschnationalismus, wie er sich zunehmend entwickelte, ebenso in Zweifel zog. Diese später als „altliberal“ apostrophierte Position, die zudem trotz einer „großdeutschen“ Ausrichtung einen nationalistischen Rassismus und den Antisemitismus ablehnte, verfocht Carneri auch später als Vertreter der „linken“ Fraktion innerhalb der deutschliberalen Verfassungspartei im Reichsrat, wohin er ab 1870 vom Großgrundbesitz entsandt wurde. 1891 musste er dem Deutschnationalen Paul Hofmann-Wellenhof (1858–1944) weichen.

Tief beeindruckt von Charles Darwins (1809–1882) „Über die Entstehung der Arten“ (dt. 1860) entwickelte er vor diesem Hintergrund – vor allem auch in der Ausprägung von Ernst Haeckel (1834–1919), mit dem er von 1870 bis 1907 korrespondierte² – eine Ethik auf materialistisch-darwinistischer Grundlage, allerdings unter Einbezug des Idealismus, der unter dem Vorzeichen des Monismus Eingang findet. Am erfolgreichsten war Bartholomäus Carneris praktische Anleitung zu einer ethischen Lebensführung in „Der moderne Mensch“, die in mehreren Auflagen ab 1891 erschien und in der der Autor seine altliberalen Positionen mit konkreten Beispielen einer vernunftgemäßen Sittlichkeit jenseits eines Vorschrifts-Moralismus auf den Punkt bringt, etwa wenn er optimistisch annimmt, „dass der culturfeindliche Militarismus einer culturfreundlichen Verbürgerlichung der Heere Platz macht“, womit die Voraussetzung zu einem „echten Weltfrieden“ gegeben sei.³

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

B.[artholomäus] Carneri, Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. 3. Aufl. Bonn 1893.
Margarete Jodl (Hg.), Bartholomäus von Carneri's Briefwechsel mit Ernst Haeckel und Friedrich Jodl. Leipzig 1922.

¹ Johann Zenz, Bartholomäus von Carneri als Politiker. Phil. Diss Graz 1948, S. 74.

² Vgl. Margarete Jodl (Hg.), Bartholomäus von Carneri's Briefwechsel mit Ernst Haeckel und Friedrich Jodl. Leipzig 1922.

³ B.[artholomäus] Carneri, Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. 3. Aufl. Bonn 1893, S. 167.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

Johann Zenz, Bartholomäus von Carneri als Politiker. Phil. Diss. Graz 1948.

Casalgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Peter Casal unbekannt – 1610

Hofsekretär. Casal bekleidete unter dem späteren Kaiser Ferdinand II., der seit 1590 Erzherzog Innerösterreichs war und ab 1595 in Graz residierte, die Ämter des fürstlichen Kammerrats und des Vizekanzlers. Dabei war er an diplomatischen Missionen, die den Aufstieg Ferdinands II. vorbereiteten, beteiligt. Casal erwarb 1601 das Schloss Vatersdorf in Liebenau.

EKSN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Casal war „oberster geheimer Hofsekretär“ Erzherzog Ferdinands II. und so in den innerfamiliären Konflikt im Haus Habsburg zur Zeit Kaiser Rudolfs II. involviert. Die damaligen Vorgänge wurden von Franz Grillparzer in seinem Stück „Bruderzwist im Hause Habsburg“ (1848) literarisch verarbeitet. Über Casal ist wenig bekannt. Im Österreichischen Staatsarchiv befindet sich ein undatiertes Erinnerungsblatt von Casal, das die geheimen Verhandlungen zwischen Erzherzog Leopold, den geistlichen Kurfürsten und den sächsischen Kurfürsten zum Inhalt hat. Erzherzog Leopold sollte demnach als Nachfolger des Kaisers aufgebaut werden.¹ Im Steiermärkischen Landesarchiv wiederum existiert die Handschrift des Tagebuchs „des Geheimsecretärs Peter Casal über die italienische Reise Erzherzog Ferdinands II. vom 22. April bis 28. Juni 1598“. Der Graz-Bezug ergibt sich durch den dokumentierten Erwerb von Schloss Vatersdorf in Liebenau durch Casal im Jahr 1601. Casal erweiterte die Güter des Schlosses im Laufe seiner Besitzzeit.² Als Casals Todesjahr wird 1610 angegeben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. Carolin Pecho, Fürstbischof – Putschist – Landesherr. Erzherzog Leopold und sein alternativer Habsburger Herrschaftsentwurf im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs. Berlin 2017.

² Vgl. Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wenter, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4. überarb. Aufl. Graz 2018.

Carolin Pecho, Fürstbischof – Putschist – Landesherr. Erzherzog Leopold und sein alternativer Habsburger Herrschaftsentwurf im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs. Berlin 2017.
Johann Sporschil, Geschichte des Entstehens, des Wachstums und der Größe der österreichischen Monarchie. Vierter Band. Leipzig 1844.

Conduzzigasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Franz Caspar Conduzzi Edler von Heldenfeld gest. 1731

Beamter. Der Registrator und Archivar der innerösterreichischen Regierung erwarb 1689 das Schloss am Purberg. Die dortige, in „Maria Trost“ umbenannte Kapelle mit aufgestellter Gnadenstatue avancierte zum Wallfahrtsziel. Der Marienverehrer schenkte 1708 dem Paulinerorden seinen Purberger Besitz, der darauf ab 1714 die Mariatroster Basilika errichtete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Caspar Conduzzi (Conduzi) von Heldenfeld war ein innerösterreichischer Regierungsbeamter. Er war der Initiator der Wallfahrt nach Mariatrost. Sein Geburtsdatum und Geburtsort sind unbekannt. 1689 erwarb er ein Anwesen des Freiherrn von Wilfersdorf auf dem Purberg östlich von Graz (damals auch Annaberg oder Joachimsberg genannt, heute innerhalb der Stadtgrenze). In der Hauskapelle befand sich eine Marienstatue, die Wilfersdorf vom Stift Rein geschenkt bekommen hatte und der Wundertätigkeit zugeschrieben wurde. Ihr neuer Besitzer Conduzzi war selbst der Marienverehrung ergeben. Er ließ die Kapelle restaurieren und benannte sie in „Maria Trost am Joachimsberg“ um. Anschließend bemühte er sich um deren Bekanntheit. Die eigenmächtige Vorgangsweise Conduzzis ärgerte den damaligen Bischof von Seckau, Rudolf Josef Graf von Thun, der daraufhin in den Jahren 1697 und 1698 Wallfahrten zu der Kapelle mehrmals verbot. Conduzzi wurde als verrückt und religionsbesessen bezeichnet. Zudem wurde ihm vorgeworfen, mit den Opfergeldern der Gläubigen Wirtshäuser (darunter den heute noch bestehenden Kirchenwirt) finanziert zu haben, in denen er mit Profit Wallfahrer unterbringe.¹ Der Bischof drohte Conduzzi sogar damit, die Statue beschlagnahmen zu lassen.²

Conduzzis Bemühungen, die Bekanntheit von „Maria Trost“ zu fördern, fielen aber auf fruchtbaren Boden und die Verehrung der Marienstatue nahm bald größere Ausmaße an. Conduzzi lenkte nun ein. Um die Wallfahrten weiter zu ermöglichen, überschrieb er 1708 sein Anwesen samt Kapelle und

¹ Vgl. <https://www.museum-joanneum.at/kulturgeschichte-online/graz-ein-streifzug-durch-die-landeshauptstadt/11-bezirk-mariatrost>

² Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Statue dem aus Kroatien stammenden Orden der Pauliner, die ein Kloster einrichteten. Nach der offiziellen Anerkennung von Mariatrost als Wallfahrtsort wurde 1714 der Grundstein für den barocken Sakralbau nach Plänen des Baumeisters Andreas Stengg gelegt, wie er heute noch besteht. Schon fünf Jahre später begann man auf der Kirchenbaustelle Gottesdienste zu feiern. Um die Erreichbarkeit der künftigen Wallfahrtskirche zu erleichtern, ließ Kaiser Karl VI. eine Straße von Graz nach Mariatrost bauen. Der Rohbau der Wallfahrtskirche Mariatrost war im Jahr 1725 fertig. Über das weitere Schicksal ihres Entstehungspaten Franz Caspar Conduzzi ist nichts bekannt. Unter Kaiser Josef II. wurde das Kloster aufgelöst und Mariatrost in eine Pfarrkirche umgewandelt. Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Kloster mit Franziskanermönchen reaktiviert und bestand bis 1996. Drei Jahre später erklärte Papst Johannes Paul II. die Kirche Mariatrost zur Basilika.³

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

³ Vgl. <https://www.katholische-kirche-steiermark.at/portal/presse/artikelpresse/article/2951.html>

Conrad-Kreuzer-Gasse

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Conrad Kreu(t)zer 1810–1861

Maler. Der gebürtige Grazer lernte an der ständischen Zeichenakademie, eignete sich aber vorrangig als Autodidakt jene Fertigkeiten an, die ihn zum bedeutendsten steirischen Vertreter des Biedermeiers machten. Dank seiner Landschaftsbilder, Veduten und Stahlstiche, deren Motive die städtische Modernisierung abbilden, gilt Kreuzer als Porträtist seiner Heimatstadt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Conrad Kreuzer und sein älterer Bruder Vinzenz waren Landschaftsmaler. Conrad erblickte am 8. Dezember 1810 als Sohn des Beamten Peter Kreuzer das Licht der Welt. Schon in seiner Kindheit zeigte sich Conrads zeichnerisches Talent. 1828 begann er – wie sein Bruder Vinzenz – in der „Ständischen Zeichnungs-Academie“ bei Josef August Stark zu lernen. Kreuzer wollte aber höher hinaus: 1830 bemühte er sich um einen Freiplatz an der Zeichenakademie in Wien – ohne Erfolg. Auch der Kontakt zu Erzherzogin Marie-Louise, der Witwe Napoleons, die ein Jahr lang in Graz gelebt hatte, konnte ihm dabei nicht helfen. Nach Abschluss der Ausbildung bildeten sich die Brüder im Selbststudium weiter.

Conrad Kreuzer arbeitete zuerst vorwiegend mit Aquarell- und Temperafarben und verwendete zum Teil extrem kleine Formate, die er nur mithilfe einer Lupe malen konnte. Um 1850 wechselte er zur Ölmalerei, erlangte als Ölmaler aber nie die Bedeutung, die er mit seinen Temperaminiaturen erreichte. Sein Geld verdiente sich Kreuzer einerseits als Mal- und Zeichenlehrer bei reichen Grazer Familien wie jener von Anton Edler von Wasserfall oder im Haus des Prinzen Württemberg und andererseits als Buchillustrator und Lithograf. Von Conrad Kreuzer stammen unter anderem die Lithografien im „Grätz“-Buch von Gustav Schreiner aus dem Jahr 1843. 1853 erhielt er eine Stelle als Zeichenlehrer am Fürstbischöflichen Knabenseminar in Graz. Vier Jahre später versuchte Kreuzer vergeblich, eine öffentliche Lehrerstelle an der ständischen Oberrealschule in Graz zu bekommen.

1850 heiratete er die Oststeirerin Genovefa Rath. Von ihr existiert ein von Bruder Vinzenz Kreuzer gemaltes Ölporträt. Es befindet sich in Privatbesitz. Das Ehepaar hatte zwei Kinder, Conrad und Sofie.

Kreuzer wohnte längere Zeit an der Mur und so zählen Brücken, darunter die „Kaiser-Ferdinands-Kettenbrücke“ (heute Keplerbrücke) zu immer wiederkehrenden Motiven bei ihm. Conrad Kreuzer starb am 6. März 1861 nach vierjährigem Leiden vermutlich an den Folgen von Multipler Sklerose im Armen- und Siechenhaus Graz. Er liegt auf dem Steinfelder Friedhof begraben.

Vor allem durch seine Veduten, die ein fast vollständiges Bild der Landeshauptstadt in der Biedermeierzeit ergeben, ist Conrad Kreuzer bis heute einer der wichtigsten bildnerischen Chronisten von Graz. 1976 ließ der damalige Direktor des Grazer Stadtmuseums, Wilhelm Steinböck, im Vorfeld einer Ausstellung ein ausführliches Werkverzeichnis von Kreuzer erstellen. Unter den insgesamt 171 Werken, die gefunden werden konnten, sind 98 Zeichnungen, 53 Temperabilder, 17 Ölbilder und drei Aquarelle. Die meisten davon befinden sich in Privatbesitz, die restlichen im Stadtmuseum, der Neuen Galerie am Landesmuseum Joanneum und im Steiermärkischen Landesarchiv. 2007 gab es im Stadtmuseum eine weitere Conrad-Kreuzer-Ausstellung.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Conrad Kreuzer (Kreutzer), in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/kreuzer_conrad.html

Wilhelm Steinböck, Grazer Landschafts- und Vedutenmaler der Biedermeierzeit – Conrad Kreuzer 1810–1861, Vinzenz Kreuzer 1809–1888 (= Publikationsreihe des Grazer Stadtmuseums I). Graz – Wien 1976.

Conrad-von-Hötzendorf-Straße

Datum der Benennung

7.6.1935/3.3.1949

Text der Zusatztafel

Franz Xaver Conrad (von Hötzendorf) 1852–1925

k. u. k. Generalstabschef. Conrad drängte jahrelang zu begrenzten Kriegen, für den Kriegsbeginn 1914 spielte er eine wichtige Rolle. Er verantwortete die Masseninternierung eigener Bevölkerung, so in Thalerhof bei Graz, und Exekutionen angeblicher Spione. Obwohl als Strategie gescheitert und von Karl I. seiner Funktion enthoben, bestand sein positives Image fort.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Conrad von Hötzendorf war Generalstabschef in der österreichisch-ungarischen Armee. Der Offizierssohn wurde am 11. November 1852 in Penzing geboren und schlug eine mustergültige militärische Karriere ein: Zuerst Militärkadetten-Schule in Hainburg, dann Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt. Unter strenger Aufsicht seiner Mutter wurde der älteste Sohn schon früh auf seine Rolle als Familienernährer vorbereitet (die Mutter war um 32 Jahre jünger als der Vater) und mit Strenge zu Disziplin und Pflichterfüllung erzogen. Auf die schulische Ausbildung folgten der Truppendienst als Leutnant und die Kriegsschule in Wien. Er nahm 1878/79 am Okkupationsfeldzug in Bosnien-Herzegowina sowie des Sandžak Novi Pazar teil. Gleich darauf erwarb er die militärische Praxis in der Bekämpfung des Aufstandes in Süd-Dalmatien. Der Kampf gegen irreguläre Truppen sollte ihn nachhaltig prägen.

Ab 1899 war er Kommandant der 55. Infanteriebrigade in Triest und hatte in dieser Funktion im Februar 1902 die Niederschlagung eines Streiks mit Waffengewalt zu verantworten. Sein ausgesprochen energisches Vorgehen brachte ihm sogar eine allerhöchste Belobigung ein. Seine bisherigen Erfahrungen verfestigten in ihm die Vorstellung von Serbien und Italien als zentrale Bedrohungen der Habsburgermonarchie, im Inneren wie im Äußeren. Daneben rückte für ihn immer wieder auch Russland als Hauptgegner in den Mittelpunkt. Mit militärwissenschaftlichen Publikationen zur Taktik und zur Ausbildung der Infanterie erwarb er sich einen europaweiten Ruf als Militärtheoretiker und Reformers. Geschickt nutzte er die Kaisermanöver, um sich als genialer Feldherr und beinhardter Kommandeur, der seinen Truppen alles abverlangt, zu positionieren.

1906 wurde er zum Chef des Generalstabes ernannt. Erzherzog Franz Ferdinand versuchte seit der Jahrhundertwende Vertraute auf Schlüsselpositionen zu setzen. Auch gefiel dem Thronfolger der Ruf Conrads als Modernisierer und energischer General. In den folgenden Jahren drängte Conrad unzählige Male auf einen Präventivschlag gegen Serbien und Italien, insbesondere während der Annexion Bosnien-Herzegowinas 1908 und dem italienisch-türkischen Krieg um Libyen 1911/12. Im Gegensatz dazu schlug der Thronfolger einen kriegsskeptischen Kurs ein, was mehr und mehr zur Entfremdung der beiden führte. Darüber hinaus setzte Conrad von Hötzendorf, wenn auch durch die geringen finanziellen Möglichkeiten Österreich-Ungarns beschränkt, Modernisierungsschritte und technische Vorbereitungen für einen Krieg durch. So wurden zum Beispiel die Befestigungsanlagen zu Italien weiter ausgebaut.

Unter seiner Führung wurden wichtige Schritte zur gesellschaftlichen Kriegsvorbereitung getroffen, darunter waren das Kriegsleistungsgesetz, die Ausnahmsverfügungen sowie die Verjüngung des Offizierskorps. Er förderte den „Offensivgeist“ und verstärkte die seit der Revolution von 1848 gefestigte antiliberalen, antidemokratischen und antinationale Grundgesinnung innerhalb der k. u. k. Armee. In der Ausbildung setzte er verstärkt auf größere Praxisnähe. Der Ablauf der Manöver und der Kriegsspiele orientierte sich an realistischeren Szenarien. Vehement, aber erfolglos protestierte er gegen das teure Flottenausbauprogramm, das seiner Meinung nach strategisch irrelevant war.

Als Sozialdarwinist, der biologistische Ansätze auf menschliche Gesellschaften übertrug, verfolgte er auch ein rassehierarchisches Denken – wie nur allzu viele, politisierte Generäle im Europa des frühen 20. Jahrhunderts. In der Juli-Krise 1914, nach der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolger-Ehepaares in Sarajewo, drängten sie trotz aller Bedenken die politischen Entscheidungsträger zum Krieg. Conrad von Hötzendorf war die schwierige Lage im Sommer 1914 sehr wohl bewusst. Er befürchtete durch den Zweifronten-Krieg keinen raschen Sieg gegen Serbien zu erringen und in einen langen Zermübungskrieg abzugleiten. Trotzdem drängte er auf Losschlagen. Es war ein Va-banque-Spiel, wie er es selbst bezeichnete.

Als am 28. Juli 1914 Österreich-Ungarn Serbien den Krieg erklärte, wurde ganz Europa in einen „Großen Krieg“ gerissen. Für die Habsburgerarmee folgte eine militärische Katastrophe nach der anderen: Die Kriegsplanungen erwiesen sich als Farce und der Aufmarsch wurde zu einer Katastrophe. Die russischen Truppen besetzten die Bukowina und einen Großteil Galiziens; die Niederwerfung Serbiens zog sich über ein Jahr hin. Als Sündenböcke wurden die südslawische Bevölkerung und die pauschal als „russophil“ bezeichneten Ruthenen im eigenen Staatsgebiet gebrandmarkt. Zwar versuchte die monarchische Führungsriege – von Kaiser Franz Josef bis zum Oberbefehlshaber Erzherzog Friedrich – mäßigend einzuwirken, doch gelang dies nur bedingt. Die von Conrad von Hötzendorf maßgeblich mitgestalteten Rahmenbedingungen sowie seine direkten Befehle förderten das rücksichtslose Vorgehen gegenüber der verdächtigten Zivilbevölkerung. Allein aus Galizien und der Bukowina wurden rund 7.000 in Graz/Thalerhof interniert (1.767 starben im

Lager), mehrere Tausend wurden standrechtlich abgeurteilt und gehängt. Hunderttausende wurden zu Flüchtlingen und viele von ihnen konnten nie mehr in ihre Heimat zurück.

Trotz aller Niederlagen konnte sich Conrad von Hötzendorf bis Anfang des Jahres 1917 auf seinem Posten halten. Erst Kaiser Karl fand kein Vertrauen mehr in den alten Feldherrn und ersetzte ihn durch Arthur Arz von Straußenburg. Conrad wurde an die Tirolerfront versetzt und Namensgeber für eine Heeresgruppe. In seiner neuen Verwendung fand er aber nicht mehr das Gehör, das er sich für seinen Krieg gegen Italien wünschte. Er war nur mehr ein Symbol für den Kampfeswillen. Seine endgültige Absetzung im Sommer 1918, die kurz darauffolgende Implosion der Habsburgermonarchie und das Kriegsende radikalisierten Conrad von Hötzendorf. In seinen in den frühen 1920er-Jahren herausgegebenen Schriften versuchte er sein „Lebenswerk“ zu verteidigen und rechtfertigte sich mit immer radikaleren sozialdarwinistischen Diskursmustern. Den Staat Österreich lehnte er ab und suchte das Heil in einem „Anschluss“ an Deutschland. Für die „Katastrophe“ – worunter er nicht das vierjährige Schlachten, sondern den Zusammenbruch der Habsburgermonarchie verstand – machte er Juden, Sozialisten, Freimaurer, Ungarn, Tschechen, Serben und die Entente-Staaten verantwortlich. Damit machte er sich zu einem der Ideologen jener Kräfte in Österreich, die die neue politische Ordnung Europas ablehnten. Körperlich schwer gezeichnet und psychisch fragil verstarb er am 25. August 1925 im Deutschen Mergentheim.

Wolfram Dornik

Literatur

Wolfram Dornik, Des Kaisers Falke. Wirken und Nach-Wirken von Franz Conrad von Hötzendorf. Innsbruck – Wien 2013.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Corneliusweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Peter Carl August Cornelius 1824–1874

Dichter, Komponist. Der gebürtige Mainzer gab den Schauspielberuf zugunsten der Musik auf und studierte 1845–1849 bei seinem Mentor Siegfried Dehn. Sein umfangreiches Schaffen ist mit Weimar, Wien und München verbunden. Oft bildeten eigene Dichtungen die Grundlage seiner Kompositionen, so etwa bei Cornelius' bekanntester Oper „Der Barbier von Bagdad“ von 1858.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Cornelius war ein deutscher Komponist. Er wurde am Weihnachtsabend 1824 in Mainz als Sohn eines Schauspielerehepaares geboren. Als Kind lernte er Violine und arbeitete nach Beendigung der Realschule zunächst als Violinist und Schauspieler am Mainzer Theater. Bereits mit 19 Jahren wurde er als Hofschauspieler in Wiesbaden engagiert. Ein Jahr später zog er nach Berlin, wo sein Onkel, der Maler Peter von Cornelius, wohnte. Doch mit der Schauspielerei lief es nicht wie erhofft und so begann er 1845 bei Siegfried Dehn Komposition zu studieren. Schon während des Studiums schrieb Cornelius einige Lieder, Kammer- und Kirchenmusikwerke. Aus dieser frühen Schaffensperiode stammt das „Stabat Mater“ für Soli, Chor und Orchester, mit dem er 1849 auch seine Lehrzeit bei Dehn abschloss. Ab 1851 betätigte sich Cornelius als Musikkritiker für die Berliner Zeitschriften „Echo“ und „Modespiegel“. Über seinen Onkel lernte Cornelius 1853 Franz Liszt kennen und zog in dessen Nähe, nach Weimar.

Beeinflusst von Liszt trat Cornelius in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ für die Neudeutsche Schule ein. In den Weimarer Jahren entstanden die meisten seiner kirchenmusikalischen Werke. Bei der Uraufführung seiner Oper „Der Barbier von Bagdad“ am 15. Oktober 1858 unter dem Dirigat von Franz Liszt kam es durch Gegner der Neudeutschen Schule zu einem Eklat. Dieser Vorfall veranlasste Cornelius dazu, seinen Wohnsitz im kommenden Jahr nach Wien zu verlegen. Dort lernte er Richard Wagner kennen, dessen Anhänger Cornelius nach und nach wurde. 1865 holte ihn Wagner nach München, wo er an der Königlich Bayerischen Musikhochschule eine Stelle als Professor für Harmonie und Rhetorik bekam. 1867 heiratete er Bertha Jung in Mainz. Die beiden hatten eine Tochter und drei Söhne. Cornelius starb, nicht einmal fünfzigjährig, am 26. Oktober 1874 an Diabetes mellitus.

Neben den Opern „Der Barbier von Bagdad und „Der Cid“ gehört das Weihnachtslied „Die Könige“ zu seinen bekanntesten Werken. Als Liedkomponist war er besonders produktiv und als solcher ist er auch heute wohl am bekanntesten. Sein lyrisches Talent prägt auch seine dramatischen und geistlichen Werke. Cornelius bezeichnete sich selbst auch als „Dichterkomponist“. „Der Cid“ trägt explizit den Untertitel „Lyrisches Drama“. Volker Hoffmann widersprach dem zeitweilig erhobenen Vorwurf, Cornelius sei Antisemit gewesen, in einem Aufsatz von 1977 damit, dass einige von Cornelius' engsten Freunden Juden waren, darunter Siegfried Dehn, der Pianist Carl Tausig und der Musikverleger Adolf Martin Schlesinger.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Volker Hoffmann, Leben und Werk des Peter Cornelius zu seiner und in unserer Zeit, in: Hellmut Federhofer – Kurt Oehl (Hg.), Peter Cornelius als Komponist, Dichter, Kritiker und Essayist. Vorträge, Referate und Diskussionen (= Studien zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts 48). Regensburg 1977.

Herbert von Einem, Cornelius, Peter von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 3. Berlin 1957. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz8743.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Celia Skrine, Cornelius, (Carl August) Peter, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 2: Boa–Den. Berlin – New York 2008.

Costellagasse

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Alois von Costella 1851–1925

Fabrikant, Hotelier. Costella, in Tarvis/Tarvisio geboren, besaß im damals eigenständigen Gösting in Schlossnähe das Hotel „Tivoli“ und stellte unter anderem Schaumweine her. Der langjährige Gemeinderat war Hauptmann des Grazer Bürgerkorps und setzte sich als Obmann des 1904 gegründeten Kirchenbauvereins vergeblich für den Bau eines Göstinger Gotteshauses ein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alois Costella, war Champagnerfabrikant und Hotelbesitzer in Gösting. Er stammte aus Tarvis (damals Kärnten, heute Tarvisio, Italien), wo er 1851 geboren wurde. Er wurde Unternehmer und stellte neben Champagner auch ein „Restitutionsfluid“, ein Waschwasser für Pferde, her. Costella war selbst sportlich im Trabrennsport aktiv und Gründungsmitglied des Grazer Trabrennverbandes. 1893 bewarb er sich bei der Handels- und Gewerbekammer als „Filial-Comité für die Weltausstellung in Chicago 1893“.

Um die Jahrhundertwende suchte Costella bei der Bezirkshauptmannschaft Graz-Umgebung um eine Baubewilligung für die Aufstockung seines Wirtschaftsgebäudes in Gösting an. Außerdem beantragte er die Konzession für eine Gastwirtschaft. Damals war gerade die heute nicht mehr existierende Straßenbahnlinie nach Gösting in Bau und die geplante Gastwirtschaft befand sich in der Nähe der Endstation. Man erhoffte sich offenbar einen wirtschaftlichen Impuls für den künftigen Stadtbezirk (Gösting wurde 1938 eingemeindet) und genehmigte das Ansuchen Costellas. So entstand das Hotel „Tivoli“, das für lange Zeit das einzige Hotel in Gösting bleiben sollte. Das Gebäude des ehemaligen Hotels steht heute noch. Der ehemalige Gastgarten ist privater Grünraum.

Alois Costella war Mitglied des päpstlichen Laienordens vom Heiligen Grab zu Jerusalem („Cavaliere“) und Göstinger Gemeinderat. Außerdem war er Hauptmann des Grazer Bürgerkorps, das damals in die Armee integriert war und somit offiziellen Truppenstatus hatte. Als Obmann des 1904 ins Leben gerufenen Kirchenbauvereins setzte er sich für den Bau einer Filialkirche der Pfarre Kalvarienberg in Gösting ein. Die Pläne des Vereins wurden allerdings vom damaligen Landeskonservator, Monsignore

Graus, nicht gutgeheißen Erst nach dem Zweiten Weltkrieg bekam Gösting mit St. Anna dann eine eigene Pfarrkirche. Alois Costella starb am 12. Mai 1925 in Gösting. Die „Allgemeine Sport-Zeitung“ widmete ihm am 2. Juni 1925 einen kurzen Nachruf. Er wurde auf dem Kalvarienbergfriedhof begraben.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Gertrude Celedin, in: Grazer Gastlichkeit, Publikationsreihe des Grazer Stadtmuseums Bd. IV. Graz 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Daimlerweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Gottlieb Daimler 1834–1900

Industrieller, Konstrukteur. Nach Büchsenmacherlehre und Maschinenbaustudium 1856–1859 in Stuttgart war der Württemberger Ingenieur in mehreren Maschinenfabriken. Mit Wilhelm Maybach patentierte er 1883 den schnelllaufenden Verbrennungsmotor. Der Pionier des Automobils entwarf Motorwägen und legte 1890 mit seiner Fabrik den Grundstein für den Daimler-Konzern.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gottlieb Daimler war ein deutscher Automobil-Pionier und Unternehmer. Er wurde als Gottlieb Wilhelm Däumler am 17. März 1834 in Schorndorf (Deutschland) als Sohn eines Bäckermeisters und Gastwirts geboren. Im Anschluss an die Realschule machte er eine Lehre als Büchsenmacher. Nach ersten Erfahrungen als Arbeiter in einer Maschinenfabrik in Graffenstaden (Elsass) studierte er Maschinenbau am Polytechnikum in Stuttgart. Während des Studiums war er Mitglied in der Burschenschaft „Stauffia“. Nach Beendigung des Studiums und Auslandsaufenthalten in England und Frankreich bekam er eine Stelle als Konstrukteur in einer Metallwarenfabrik. 1865 wurde er Leiter in der Bruderhaus-Maschinenfabrik in Reutlingen. Dort lernte er seinen Ingenieurskollegen Wilhelm Maybach kennen, mit dem ihm eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. Maybach folgte Daimler auch an den nächsten Arbeitsplatz, die Gasmotorenfabrik Deutz von Nikolaus Otto.

Gemeinsam mit Maybach brachte Daimler den von Otto entwickelten Viertaktmotor zur Serienreife. 1875 meldete Daimler den verbesserten Gasmotor in den USA zum Patent an. Die Firma Deutz wurde ein weltweites Unternehmen. Daimler verließ die Firma 1882 wegen Unstimmigkeiten mit Otto und gründete in Cannstatt eine eigene Versuchswerkstatt. Dort verwirklichte er – wiederum gemeinsam mit Maybach – seine Vision, einen handlichen Motor zu bauen, der mehr oder weniger überall eingebaut werden konnte. Dieser Einzylinder-Viertaktmotor arbeitete erstmals mit einem Benzinvergaser. 1885 bekam Daimler für diesen Motor das Patent unter der Bezeichnung „Standuhr“, weil die Konstruktion in ihrer Form an eine Pendeluhr erinnerte. Im selben Jahr bauten Daimler und Maybach das erste Motorrad mit Ottomotor, den „Reitwagen“. Es folgte der Einbau des Standuhr-Motors in ein Boot und 1886 in eine Kutsche, womit einer der ersten Vorfahren des

modernen Autos geschaffen war. In den kommenden Jahren folgten eine motorbetriebene Straßenbahn, ein LKW und eine Draisine.

1889 präsentierten Daimler und Maybach das „Motor-Quadricycle“ – ein vierrädriger Motorwagen mit einer Höchstgeschwindigkeit von 18 km/h – auf der Pariser Weltausstellung. In Daimlers 1890 gegründeter Fabrik entstand auch eines der ersten Luftschiffe mit Motorantrieb. Es folgten wirtschaftlich turbulente Jahre. 1895 gelang es mithilfe eines britischen Industriellen, die Daimler-Motoren-Gesellschaft zu konsolidieren und Daimler, der kurzfristig das Unternehmen wegen Unstimmigkeiten mit anderen Teilhabern verlassen hatte, kehrte in die Firma zurück. 1899 baute Maybach für Daimler einen Rennwagen, der auf den Namen Mercedes getauft wurde. Gottlieb Daimler starb am 6. März 1900 in Cannstatt. 1926 wurde die Daimler-Motoren-Gesellschaft mit der Firma Benz & Cie. von Carl Benz zur Daimler-Benz AG fusioniert.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Harry Niemann, Gottlieb Daimler. Fabriken, Banken und Motoren. Bielefeld 2000.

Renate Völker – Karl-Otto Völker, Gottlieb Daimler – Ein bewegtes Leben. Tübingen – Baden-Baden 2013.

Hubert Weitensfelder, Die großen Erfinder. Wiesbaden 2009.

Daungasse

Datum der Benennung

1897 (SVA)

Text der Zusatztafel

Leopold Joseph Graf von Daun 1705–1766

Feldmarschall. Daun machte sich im Österreichischen Erbfolgekrieg 1740–1748, der mit der Thronbesteigung Maria Theresias begann, verdient. Für Heeresreformen zuständig, initiierte er ein neues Reglement und 1751 die Wiener Neustädter Militärakademie. Trotz Erfolgen wie bei Kolin 1757 im Siebenjährigen Krieg 1756–1763 blieb ihm ein entscheidender Sieg verwehrt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Leopold Joseph Graf von Daun war ein österreichischer Feldherr und Militärreformer. Er wurde am 25. September 1705 in eine Adelsfamilie in Wien geboren. Ursprünglich sollte er nach dem Willen des Vaters Geistlicher werden, Leopold Daun entschied sich aber für die Militärlaufbahn. Seine erste Kriegserfahrung machte er im Alter von 13 Jahren als Aspirant im Regiment seines Vaters im Krieg der Viermächteallianz gegen Spanien im Jahr 1718. Dank seines Vaters stieg Leopold Daun rasch die militärische Karriereleiter nach oben: mit 21 war er Major, 1727 Oberst, 1731 wurde er Regimentskommandant. 1734/35 kämpfte er in Italien und am Rhein, 1737/38 – schon im Generalsrang – gegen die Türken. Zum Feldmarschall befördert, nahm er am Österreichischen Erbfolgekrieg teil, zuerst gegen die Preußen in Schlesien, dann unter Prinz Karl Alexander von Lothringen gegen die Franzosen. Im Siebenjährigen Krieg besiegte er am 18. Juni 1757 bei Kolin die Truppen Friedrichs II.

Daun hat sich darüber hinaus vor allem als Reform der österreichischen Streitkräfte der Nachwelt eingepreßt. Schon nach dem Friedensschluss von Aachen 1748, der den Österreichischen Erbfolgekrieg beendete, hatte Daun damit begonnen, die Armee zu modernisieren. Er schrieb sein erstes großes Reformwerk in punkto Heeresorganisation, das sogenannte „Daunsche Reglement“. Die Gründung der heute noch bestehenden Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt durch Kaiserin Maria Theresia geht auf eine Empfehlung Leopold Dauns zurück. Die heutige MilAk ist damit eine der ältesten Offiziersausbildungsstätten in Europa. 1760 wurde er zum Staatsminister im Staatsrat der Kaiserin ernannt. Zwei Jahre später wurde Daun Hofkriegsratspräsident. Als solcher machte er sich daran, die Armee nach dem Siebenjährigen Krieg zu reorganisieren und weiter zu

modernisieren. Er führte ein allgemeines Reglement ein. Bis dahin hatten die einzelnen Regimentsinhaber jeweils eigene Regeln verfügt. Daun setzte sich für eine umfassende Bildung von Offizieren ein. Gleichzeitig befürwortete er einen „sinnvollen“ Drill, damit die Organisation in jeder Situation, inklusive der Schlacht, gewährleistet sei, und legte Wert auf korrekte Adjustierung.

Bahnbrechend waren die Einführung einer Beschwerdeordnung und die Humanisierung des Disziplinarrechts. Auch in der Fürsorge für Kriegsinvalide und pensionierte Soldaten engagierte er sich und schuf ein „Generalsystem“ für soziale Einrichtungen für Veteranen (Invalidenhäuser). 1758 schuf er die Einführungsordnung für den Generalquartiermeisterstab und damit den Vorgänger des heutigen österreichischen Generalstabs. Als enger Vertrauter von Kaiserin Maria Theresia stieg Daun in höchste Kreise auf. Er bekam zahlreiche Ehrbezeugungen, wurde Ritter vom Goldenen Vlies und Stadtkommandant von Wien. Leopold Graf Daun ist neben Gideon von Laudon und Franz Moritz von Lacy einer der heute noch bekanntesten Feldherren in der Regierungszeit Maria Theresias. Seine Reformen wirken im Österreichischen Bundesheer bis heute nach.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Heinrich Benedikt, Daun, Leopold Graf von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 3. Berlin 1957. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118678965.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Martin Prieschl, Leopold Graf Daun (1705–1766), in: Truppendienst 319/1/2011. Online verfügbar unter: <http://www.bundesheer.at/truppendienst/ausgaben/artikel.php?id=1091>

David-Herzog-Platz

Datum der Benennung

2000

Text der Zusatztafel

David Herzog 1869–1946

Rabbiner. Der aus Trnava/Türnau stammende David Herzog war von 1908 bis 1938 Rabbiner, Religionslehrer und seit 1926 außerordentlicher Universitätsprofessor für semitische Philologie in Graz. Im Zuge der Einweihung der neuerrichteten Synagoge im Jahr 2000 wurde der Platz nach dem 1939 aus Graz vertriebenen Landesrabbiner benannt.

EKSIN / Gerald Lamprecht

Biografie

Im Zuge der Übergabe der neuerrichteten Synagoge am 9. November 2000 wurde der Platz zwischen dem Amtsgebäude der Israelitischen Kultusgemeinde und der Synagoge nach dem 1939 aus Graz vertriebenen Landesrabbiner David Herzog benannt. David Herzog wurde am 7. November 1869 als erstes von acht Kindern von Leopold und Cäcilia Herzog in Trnava in der heutigen Slowakei geboren. Er wuchs in einer angesehenen Kaufmannsfamilie auf und begann seine Ausbildung in jungen Jahren. Nach der Matura wurde er in Berlin zum Rabbiner ausgebildet und studierte zudem Orientalistik mit Schwerpunkt Semitische Philologie. Mit dem Abschluss seiner Ausbildung 1894 nahm er zunächst in Berlin eine Stelle als Rabbiner an, der weitere Rabbinerstellen in Ungarisch-Ostrau und ab 1901 in Smichov, einem Vorort von Prag, folgten. An der Prager Universität habilitierte er sich zudem für Semitische Philologie.

Nach dem Tod von Rabbiner Samuel Mühsam 1907 übernahm David Herzog 1908 das Grazer Rabbinat. Er übersiedelte mit seiner Frau Anna, geb. Reich, und den beiden Kindern Robert und Friedrich nach Graz und wurde Rabbiner, Matrikenführer und Religionslehrer der jüdischen Gemeinde. Als Landesrabbiner war er zudem für die ganze Steiermark, Kärnten und Krain zuständig. Darüber hinaus unterrichtete er an der Karl-Franzens-Universität und engagierte sich in zahlreichen jüdischen und nichtjüdischen Vereinen. Noch 1908 gründete er mit dem „Grazer Israelitischen Gemeindeboten“ die erste Grazer jüdische Zeitschrift, zudem publizierte er wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Artikel in Zeitungen und Zeitschriften in Graz, Wien und Deutschland. Für all seine Tätigkeiten wurde David Herzog mehrfach geehrt.

Trotz seiner Leistungen und seines hohen Ansehens auch außerhalb der jüdischen Gemeinde war Herzog immer mit Antisemitismus konfrontiert. Als Lehrer in Schulen, als außerordentlicher Universitätsprofessor an der Universität und auch allgemein in der Stadt. Dagegen setzte er sich vor allem publizistisch zur Wehr, indem er unermüdlich Zeitungsartikel gegen den Antisemitismus und gegen ungerechtfertigte Angriffe auf Jüdinnen und Juden verfasste.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten im März 1938 war Rabbiner David Herzog aufgrund seiner Bekanntheit und Bedeutung sogleich Ziel nationalsozialistischer Aggression. Er wurde in den Märztagen verhaftet, wieder entlassen und schließlich in der Pogromnacht von 9. auf den 10. November 1938 schwer misshandelt. Er überlebte diese Misshandlungen und konnte mit seiner Ehefrau nach seiner Genesung im Frühjahr 1939 über Wien nach England emigrieren. Zunächst blieb er einige Zeit in London, ehe er nach Oxford übersiedelte, wo er seine wissenschaftlichen Studien weiter fortsetzte und seine Lebenserinnerungen verfasste. Sein Sohn Robert, der viele Jahre als Journalist in Paris arbeitete, wurde im März 1943 von Drancy aus nach Sobibor bzw. Majdanek deportiert und ermordet. Sein zweiter Sohn Friedrich konnte nach Schweden und später in die USA emigrieren. David Herzog starb am 6. März 1946 in Oxford.

Zur Geschichte des David-Herzog Platzes

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und vor allem seit der Emanzipation im Jahr 1867 ließen sich immer mehr Jüdinnen und Juden in Graz nieder. Die zunächst vor allem aus Westungarn kommenden jüdischen Familien gründeten 1863 mit der Israelitischen Corporation eine erste jüdische Vereinigung und 1869 mit der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) eine eigene jüdische Gemeinde in Graz. Ziel dieser Institutionen war der Aufbau religiöser, ritueller, sozialer und kultureller Einrichtungen. So wurde noch 1863 ein Friedhofsgrundstück angekauft und 1865 in Withalms Coliseum in der Zimmerplatzgasse eine erste kleine Synagoge errichtet.

Nachdem ab den späten 1860er-Jahren die Zahl der Jüdinnen und Juden in Graz beständig wuchs, wurde die rund 240 Personen fassende Coliseumssynagoge rasch zu klein. 1890 hatte die IKG immerhin bereits rund 1.800 Mitglieder in der ganzen Steiermark. Als 1877 Rabbiner Samuel Mühsam sein Amt in Graz übernahm, war es somit eine seiner vordringlichsten Aufgaben, einen Synagogenneubau voranzutreiben, was angesichts der schweren wirtschaftlichen Rahmenbedingungen infolge des Börsenkrachs von 1873 schwierig war. Nichtsdestotrotz konnte die jüdische Gemeinde in den 1880er-Jahren an der Ecke der damaligen Murquaistraße und der Zweiglgasse ein Baugrundstück erwerben. Auf diesem wurden nach den Plänen des Wiener Architekten Maximilian Katscher schließlich ein Amts- und Schulgebäude sowie danebenliegend eine repräsentative Synagoge errichtet. Die im romanisch-byzantinischen Stil gehaltene Synagoge konnte zu Rosch Ha-Schana 1892 von Rabbiner Samuel Mühsam und dem Wiener Rabbiner Moritz Güdemann feierlich eingeweiht werden. Mit Umbauarbeiten im Jahr 1914 am Amtshaus (Erweiterung der Schule sowie Errichtung einer Wintersynagoge) bildeten diese Gebäude an der Ecke

Zweiglgasse/nun Grieskai 58 bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten im März 1938 das Zentrum der jüdischen Gemeinde von Graz.

Mit der NS-Machtübernahme setzte sogleich die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung ein. So wurden die Kultusgemeinde ebenso wie die jüdischen Vereine, von denen viele ihren Vereinssitz im Amtshaus hatten, im März 1938 geschlossen. Nach der Wiedereröffnung der Gemeinde unter Aufsicht der Gestapo im April 1938 hatte sich diese fortan um die Organisation der Flucht der Jüdinnen und Juden sowie die Fürsorge der mittellos gewordenen Mitglieder zu kümmern. Die Synagoge war, so Rabbiner David Herzog, seit dieser Zeit auch immer wieder tätlichen Angriffen ausgesetzt. Das endgültige Aus kam schließlich mit der Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938. Schon tagsüber wurden am 9. November von Nationalsozialisten Brennmaterialien in die Synagoge gebracht, die schließlich in den Morgenstunden des 10. November 1938 von Grazer SA-Männern in Brand gesetzt wurde. Unter Aufsicht der städtischen Feuerwehr, die ein Übergreifen der Flammen auf die Nachbargebäude verhinderte, brannte die Synagoge bis auf die Grundmauern nieder und auch das Amts- und Schulgebäude wurde erheblich beschädigt. Während im Anschluss an den Pogrom die Brandruine der Synagoge vollständig niedergerissen wurde und die Ziegel als Baumaterial für Garagen verwertet wurden, setzte man das Amts- und Schulgebäude wieder instand und machte es nach der „Arisierung“ durch die Stadt Graz zum Sitz HJ Bannführung Steiermark.

Nach 1945 kehrten nur wenige Jüdinnen und Juden nach Graz zurück. Die Heimkehrenden widmeten sich dem Wiederaufbau der Kultusgemeinde, die ab 1946 ihren Sitz wieder im ehemaligen Amts- und Schulgebäude hatte, das von der Stadt Graz ebenso wie das Synagogengrundstück an die IKG restituiert wurde. Während das Amtsgebäude am Grieskai 58 Sitz der jüdischen Gemeinde war, blieb das ehemalige Synagogengrundstück jedoch eine unbebaute und nicht umzäunte Rasenfläche. Ein erster Hinweis auf die Zerstörung der Synagoge und die Verfolgung durch die Nationalsozialisten wurde im Jahr 1963 in Form einer schlichten Gedenktafel an der Stirnseite des Amtsgebäudes angebracht. Diese erste Gedenktafel in der Steiermark war jedoch einzig und allein der Privatinitiative der jüdischen Gemeinde zu verdanken, und so waren bei der Enthüllung am 9. November 1963 auch keine politischen Vertreter der Stadt oder des Landes anwesend.

Einen ersten Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung der Verfolgungsgeschichte brachte im Jahr 1983 die Kunstinstitution „1938/83“ des Grazer Künstlers Fedo Ertl im Rahmen des „Steirischen Herbstes“. Ertl legte an den Landesgaragen in der Alberstraße/Ecke Mayffredygasse einen Streifen im Verputz frei und machte die dahinterliegenden Ziegel der zerstörten Synagoge sichtbar. Damit stand er am Beginn einer Entwicklung hin zur Wiedererrichtung der Synagoge im Jahr 2000.

Die ersten realen Neubaupläne gab es im sogenannten „Gedenk- und Bedenkjahr 1938/88“, als sich die Stadt Graz und das Land Steiermark im Zuge des „Steirischen Herbstes“ intensiv und kritisch mit

der nationalsozialistischen Vergangenheit auseinandersetzen. Im Zuge dieses erstmaligen offiziellen Gedenkens wurden Mahnwachen in Erinnerung an die Pogromnacht abgehalten und ein erstes Denkmal am ehemaligen Synagogengrundstück gesetzt. Inmitten des Areals wurde ein Obelisk mit einer Inschrift platziert, die ehemaligen Grundmauern der Synagoge mit Marmortafeln sichtbar gemacht und die Grünfläche Synagogenplatz benannt. Aus diesen Gedenkaktivitäten ging schließlich die Idee einer Wiedererrichtung und Rückgabe der Grazer Synagoge hervor. Unter den Initiatoren waren unter anderem Bürgermeister Alfred Stingl (SP) und Kulturstadtrat Helmut Strobl (VP) sowie einzelne Vertreter der Zivilgesellschaft. Als man jedoch mit diesen Plänen an die jüdische Gemeinde herantrat, begegnete man zunächst überwiegender Skepsis und Ablehnung. Der Grundtenor lautete, dass angesichts des Durchschnittsalters sowie der geringen Mitgliederzahl keine Synagoge benötigt werde. Auch wolle man nicht allzu sehr in die Öffentlichkeit treten und sehe auch angesichts des gesellschaftlichen Klimas letztlich keine jüdische Zukunft in der Steiermark. Falls es aber trotzdem den Wunsch gebe, etwas zu tun, so die Entscheidung der Kultusgemeinde, so wäre die Errichtung einer würdigen Zeremonienhalle auf dem Friedhof ein geeignetes Zeichen der Aussöhnung. Die Halle, von Jörg und Ingrid Mayr entworfen, wurde am 11. November 1991 eingeweiht.

Trotz der noch immer zurückhaltenden Position der jüdischen Gemeinde verfolgten die Betreiber des Baus der Zeremonienhalle weiterhin das Projekt eines Synagogenbaus und im Jahr 1998 wurde im Grazer Stadtsenat der einstimmige Beschluss einer Wiedererrichtung gefasst. Am 9. November 2000 wurde die neue Synagoge feierlich eingeweiht und der Platz davor zum David-Herzog-Platz.

Gerald Lamprecht
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerald Lamprecht, Vom Vergessen und Erinnern. Die Geschichte der jüdischen Gemeinde von Graz seit 1945 im Spiegel der Rückgabe der Synagoge, in: Joseph Desput (Hg.), Vom Bundesland zur europäischen Region. Die Steiermark von 1945 bis heute. Graz 2004, S. 737–752.

Gerald Lamprecht, Fremd in der eigenen Stadt. Die moderne jüdische Gemeinde von Graz vor dem Ersten Weltkrieg. Innsbruck – Wien – München – Bozen 2007.

Gerald Lamprecht, Die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung in der Steiermark 1938 bis 1940, in: Heimo Halbrainer – Gerald Lamprecht – Ursula Mindler (Hg.), NS-Herrschaft in der Steiermark. Positionen und Diskurse. Wien – Weimar 2012, S. 317–346.

Gerald Lamprecht, Erinnerungszeichen – Bethaus – Lernort? Die wiedererrichtete Grazer Synagoge, in: Juden in Mitteleuropa 2015, S. 36–42.

Gerald Lamprecht, Rabbiner Dr. David Herzog – Leben und Werk, in: Heimo Halbrainer – Gerald Lamprecht – Andreas Schweiger (Hg.), Meine Lebenswege. Die persönlichen Aufzeichnungen des Grazer Rabbiners David Herzog. Graz 2013, S. 165–194.

Dechant-Binder-Anlage

Datum der Benennung

11.4.1996

Text der Zusatztafel

Udalrich Binder 1909–1988

Priester. Der gebürtige Göstinger erhielt nach Philosophie- und Theologiestudium in Innsbruck und Graz 1931 die Priesterweihe. Nach Kriegsende 1945 betreute er als Kaplan nach St. Stefan im Rosental, Turrach und Graz-Graben die Pfarren Graz-Kalvarienberg und Gösting. Unter seiner Ägide wurde die 1960 eingeweihte Kirche St. Anna errichtet.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Udalrich Binder war der erste Pfarrer der eigenständigen Pfarre Gösting. Er wurde am 9. Juli 1909 in Graz-Gösting geboren. Nach der Schule ging er 1927 an das Priesterseminar Collegium Canisianum in Innsbruck und studierte dort Philosophie. Nach Beendigung desselben kehrte er 1930 nach Graz zurück, wo er an der Karl-Franzens-Universität Fachtheologie studierte. Am 19. Dezember 1931 wurde er zum Priester geweiht. Anschließend wurde er zuerst Kaplan in St. Stefan im Rosenthal. Nach sechs Jahren in der südlichen Oststeiermark wurde Binder 1938 in die Pfarre Graz-Graben versetzt.

Anfang Februar 1938 wurde Binder bei der Musterung für kriegstauglich befunden. Einrücken musste er jedoch während des gesamten Krieges nicht. 1941 wurde er Provisor und per Jahresanfang 1942 Pfarrer in Turrach (Obersteiermark). Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Binder nach Graz rückversetzt und trat dort zunächst eine Stelle als Kaplan in der Pfarre Graz-Kalvarienberg an. Er wurde mit der Errichtung einer eigenständigen Pfarre in Graz-Gösting beauftragt und war auch deren erster Pfarrer ab 1. Juni 1946. Die Kirche kaufte für die neue Pfarre das ehemalige Brauhaus Gösting. Nach dem Freiwerden des Gebäudes – zunächst hatte die britische Besatzungsmacht dort ein Quartier – wurde es schrittweise zur Kirche umgebaut. Ende 1945 hatte Binder noch in einer davor zu einem Feldlazarett in der Göstinger Au gehörenden Barackenkirche die ersten Messen gelesen. Im Juni 1946 wurde erstmals eine Messe in der künftigen Pfarrkirche gelesen, als das ehemalige Brauhaus und Restaurant in einen Kirchenraum umgewandelt wurde. 1953 wurde der Kirchturm errichtet.

Binder wurde von 1958 bis 1973 neben seiner Tätigkeit als Göstinger Pfarrer auch Dechant des Dekanats Graz-Rechtes Murufer. Zu seinem 40. Priesterjubiläum erhielt Binder den Titel „Monsignore“. Binder galt als charismatischer Pfarrer und geschickt im Umgang mit Kindern. 1974 vermerkte das bischöfliche Visitationsprotokoll beim gealterten Binder allerdings ein „überlastetes, nervöses und empfindliches Verhalten“. 1986 hieß es, Binder sei in „vergangenen Zeiten stehengeblieben.“ Ende 1986 trat Binder als Pfarrer von Gösting zurück. Er starb am 8. Juni 1988 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Richard Freicham, 40 Jahre Pfarre Gösting. Deutschlandsberg 1986.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Maximilian Liebmann, 225 Jahre Domkapitel. Graz 2011.

Defreggergasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Franz Ritter von Defregger 1835–1921

Maler. Der gebürtige Osttiroler lernte das Kunsthandwerk in Innsbruck, München und Paris zum Teil autodidaktisch und setzte Motive ländlicher Alltagsszenen ein. 1878–1910 war der in Bayern geadelte Defregger Professor an der Münchener Kunstakademie. Insbesondere Genre- und Historien Gemälde, etwa zum Tiroler Volksaufstand 1809, prägen sein Werk.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz (von) Defregger war ein österreichisch-deutscher Maler. Er wurde als Bauernsohn am 30. April 1835 am Ederhof bei Stronach in Osttirol geboren. Nach dem Tod seines Vaters verkaufte er den Erbhof, um seine Schwestern auszahlen zu können. Ursprünglich wollte er nach Amerika auswandern, landete zuerst aber in Innsbruck, wo er bei dem Bildhauer Michael Stolz Unterricht nahm. Im Herbst 1860 ging er nach München und besuchte dort die Vorbereitungs Klasse an der Königlichen Kunstgewerbeschule bei Hermann Dyck. Am 19. Juli 1861 bestand er die Aufnahmeprüfung an der Königlichen Kunstakademie. 1863 zog Defregger nach Paris, wo er auf Empfehlung des aus Deutschland stammenden Malers Alexandre Laemlein an der École des beaux-arts studierte. Im Jahr 1864 nahm Defregger als Studierender am Salon des Refusés teil. Daneben bildete sich Defregger in Paris autodidaktisch weiter – durch Aktzeichnen und häufigen Besuch von Museen, Kunstsammlungen und Ateliers. 1865 kehrte er nach München zurück und begann an eigenen Bildern zu arbeiten. 1867 bis 1870 war er neben Hans Makart und Gabriel von Max Mitarbeiter im Atelier des Münchener Historienmalers Karl Theodor von Piloty.

Defreggers Gemälde entwickelten sich bald zu einem Publikumserfolg, er stellte gerne ländliche, vor allem Tiroler, Alltagsszenen dar. Auch historische Motive, Interieurs und Akte gehörten zu seinem Repertoire. 1870 stellte er auf der Münchener Jahresausstellung und drei Jahre später auf der Wiener Weltausstellung aus. Dort landete er jeweils große Erfolge und etablierte sich in der Folge als „Meister der Bauernmalerei“. Von 1878 bis 1910 war Defregger Professor der Historienmalerei in der Komponierklasse der Münchener Kunstakademie.

Defregger erhielt in Bayern zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen. 1883 wurde er in den bayerischen Personaladelsstand („Ritter“) erhoben. Sein Privathaus in München baute der Architekt Georg von Hauberrisser. Die Villa Defregger in Bozen, wo sich Defregger zweimal im Jahr für längere Zeit aufhielt, wurde 1879 nach Plänen des Bozner Stadtbaumeisters Sebastian Altmann errichtet. Gegen Ende seines Lebens widmete sich Defregger verstärkt patriotisch-überhöhten, historischen Motiven zu seiner Heimat Tirol. Er stand in Kontakt mit dem steirischen Schriftsteller Peter Rosegger und publizierte auch gemeinsam mit ihm. Die NS-Propaganda huldigte Defregger als Künstler. Im geplanten „Führer-Museum“ in Linz war für ihn ein eigener Saal vorgesehen. Franz Defregger starb am 2. Jänner 1921 in München, wo er auch begraben ist.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Pierre Sanchez – Xavier Seydoux (Hg.), Les catalogues des Salons des beaux-arts, 1864–1867. Dijon 2005.

Hermann Uhde-Berays, Defregger, Franz von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 3. Berlin 1957.
Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118524283.html#ndbcontent>

Denggasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Anton Dengg um 1851–1924

Bürgermeister von St. Peter. Der Grundbesitzer und Gastwirt engagierte sich für die Deutsche Volkspartei. Bei der Reichsratswahl 1897 war er Kandidat in der allgemeinen Wählerklasse für den Sprengel Graz und Umgebung. Ab 1911 stand Dengg als gewählter Bürgermeister der damals selbstständigen Gemeinde St. Peter vor, ehe er 1918 zurücktrat.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Dengg war Bürgermeister von St. Peter und konservativer Gemeindepolitiker. Er wurde um 1851 in Kraubath (Bezirk Deutschlandsberg) geboren und war mit Zäzilia, geborene Seiner, verheiratet. Sie waren in Graz-St. Peter, damals eigene Gemeinde und Vorort von Graz, ansässig. Hier war er unter anderem als Schuster, Gastwirt und Weinhändler tätig. Dengg engagierte sich politisch in der „Deutschen Volkspartei“¹ und war „langjähriger“ Obmann des christlichen Bauernbundes.² 1899 wurde er in dieser Funktion wegen Übertretungen des Vereinsgesetzes zu einer Geldstrafe von 50 Gulden verurteilt.³ 1911 wurde Dengg zum Gemeindevorsteher (= Bürgermeister) von St. Peter gewählt. Diese Funktion übte er bis 1918 aus. Anton Dengg starb am 19. Oktober 1924 in Graz. Zu diesem Zeitpunkt war er seit vier Jahren verwitwet.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 23. Februar 1918.

² Vgl. Grazer Tagblatt vom 6. Mai 1911.

³ Vgl. Grazer Volksblatt vom 8. August 1899.

⁴ Vgl. Lebensdaten lt. Sterbebuch St. Peter XIII 1911–1934.

Dennigweg

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Heinrich Dennig um 1855–1928

Offizier, Gutsbesitzer. Der aus Pommern stammende preußische Rittmeister kam 1902 in die Steiermark, wo er das Andritzer Schloss St. Gotthard erwarb und es zur Musterwirtschaft ausbaute. Er initiierte die steirische Heimgartenbewegung und stellte ihr günstige Grundstücke zur Verfügung. Im Ersten Weltkrieg gründete Dennig 1916 Heimstätten für invalide Soldaten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich Dennig war ein Grazer Gutsbesitzer und gründete die Heimgartenbewegung in der Steiermark. Dennig stammte aus Pommern und kam 1902 als preußischer Rittmeister a. D. nach Graz. Hier kaufte er das damals noch außerhalb der Stadt gelegene Schloss St. Gotthard, das sich im Besitz der Familie Ecker von Eckhofen befand. Dennig heiratete die letzte Vertreterin der Familie, Bertha Ecker von Eckhofen. Er baute das zum Schloss gehörige Gut zu einer Musterwirtschaft aus. Zudem gründete er die steirische Heimgärtnerbewegung und stellte Teile seiner Liegenschaften dafür zur Verfügung.

Bei einer Veranstaltung der k. u. k. Gartenbaugesellschaft im Jänner 1909 hielt Dennig einen Diavortrag über den amerikanischen Fabrikspionier Patterson in Dayton im US-Bundesstaat Ohio und dessen „Jugendgärten“. Diese Gärten wurden für die Kinder der Fabrikarbeiter angelegt und sollten einem pädagogischen Zweck dienen. Ähnliches wollte Dennig auch in Graz etablieren.

Dennig setzte sich auch für Veteranen ein und gründete eine Kriegerheimstätte. Weiters war er beim Trachtenverein und bei der Volksbühne aktiv. Seinem Nachruf in der „Österreichischen Gebirgs- und Volkstrachtenzeitung“ vom 1. Juli 1928 zufolge dürfte Dennig deutschnationales Gedankengut vertreten haben. In diesem Artikel wurde auch ein martialisches Kriegsgedicht aus Dennigs Feder zitiert. Heinrich Dennig starb am Nachmittag des 25. Mai 1928 in seinem Studierzimmer in Graz.¹ Das

¹ Grazer Tagblatt vom 26. Mai 1928.

Schloss St. Gotthard in Andritz sowie der Kanzel-Steinbruch nördlich von Graz befinden sich nach wie vor im Besitz seiner Nachkommen.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Dieselweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Rudolf Diesel 1855–1913

Konstrukteur. Diesel absolvierte die Gewerbe- und Industrieschule seiner Geburtsstadt Augsburg sowie 1880–1885 ein technisches Studium am Münchener Polytechnikum. Als Ingenieur der Maschinenfabrik Augsburg entwickelte Diesel mithilfe des Krupp-Konzerns ab 1893 den nach ihm benannten Motor. Der Technikpionier beschäftigte sich zudem mit sozialutopischen Ideen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Diesel war der Erfinder des nach ihm benannten Motors. Er wurde am 18. März 1855 als zweites Kind des aus Augsburg stammenden Buchbinders und späteren Lederwaren-Herstellers Theodor Diesel in Paris geboren. Dort verbrachte Rudolf Diesel seine Kindheit und frühe Jugend, bis er und seine Familie nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges 1870 die französische Hauptstadt verlassen mussten. Die Familie emigrierte nach London. Aufgrund von Problemen mit der strengen Erziehung durch seinen Vater nahm sein Onkel in Augsburg Rudolf Diesel als Pflegekind auf. Dort absolvierte Diesel die Gewerbeschule und die Industrieschule, bevor er ein fünfjähriges Technik-Studium am Polytechnikum in München absolvierte.

Nach dem Abschlussexamen reiste Diesel zur Gründung einer Eisfabrik für Carl Linde, für den er bereits seit Oktober des Vorjahres in Winterthur tätig gewesen war, nach Paris und begann dort als Volontär zu arbeiten. Er stieg kompetent auf und wurde schon im nächsten Jahr zum Direktor der Eisfabrik bestellt. Im September meldete er sein erstes Patent an – ein Verfahren zur Herstellung von Klareis in Flaschen. 1883 baute Diesel eine Klareisanlage für die Pariser Eisfabrik, im selben Jahr heiratete Rudolf Diesel und gründete eine Familie.

1890 kehrte er, nachdem ihm Carl Linde eine Stelle in Berlin angeboten hatte, nach Deutschland zurück. Dort wurde er in den Vorstand der neu gegründeten Aktiengesellschaft für Markt- und Kühlhallen gewählt. In der Folge begann Diesel, eigene Patente zu entwickeln. Sein Buch „Theorie und Konstruktion eines rationellen Wärmemotors zum Ersatz der Dampfmaschinen und der heute bekannten Verbrennungsmotoren“ (1893) verschaffte ihm Kontakt zum Generaldirektor der

Maschinenfabrik Augsburg, aus der die spätere MAN AG hervorging. Mit finanzieller Unterstützung von Friedrich Krupp entwickelte Rudolf Diesel in Augsburg den künftigen „Dieselmotor“. Am 10. August 1893 gelang das erste Mal eine Zündung mit Diesels Konstruktion; am 17. Februar 1894 lief sein neuartiger Motor das erste Mal aus eigener Kraft. 1897 stellte er das erste funktionstüchtige Modell fertig. Mithilfe der Ingenieure der Firma und anhaltender Hilfe von Krupp gelangte der Motor nach einigen Rückschlägen schließlich zur Serienreife. Die bei MAN entwickelte Technik entsprach am Ende nicht mehr Diesels Patent. Patentprozesse setzten ihm in der Folge gesundheitlich zu.

1903 veröffentlichte er ein Buch, in dem er seine Idee des „Solidarismus“ präsentierte. Diesel wollte mit einem genossenschaftlichen Modell, mit einer Mischung aus sozialistischen und wirtschaftsliberalen Ideen die gesellschaftspolitischen Probleme der Industrialisierung lösen. Er maß dieser Idee sogar mehr Bedeutung zu als dem von ihm entwickelten Motor – und wurde dafür belächelt, überhaupt war Diesel von starkem Fortschrittsgedanken beseelt.

Diesel starb in der Nacht vom 29. auf den 30. September 1913 auf der Überfahrt von Antwerpen zu einem Treffen in London. Sein Tod wurde nie aufgeklärt, ein möglicher Selbstmord konnte nicht ausgeschlossen werden, da Diesel finanzielle Schwierigkeiten und sich mehrfach deprimiert geäußert hatte.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzy – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans L. Sittauer, Nicolaus August Otto Rudolf Diesel (= Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner 32). Wiesbaden 2014.

Hubert Weitensfelder, Die großen Erfinder. Wiesbaden 2009.

Doblergasse

Datum der Benennung

1894

Text der Zusatztafel

Franz Kaspar Dobler 1759–1817

Kaufmann. Der Sohn einer Grazer Händlerfamilie stand nach dem Militärdienst 1776–1779 und einer Kavaliereise durch Europa der Grazer Handelszunft vor. Er kommandierte ab 1792 das kurz zuvor gegründete Grazer Bürgerkorps. In den Napoleonischen Kriegen agierte Dobler bei der französischen Besatzung 1797 mit diplomatischem Geschick.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Kaspar Dobler war ein reicher Grazer Handelsmann und Kommandant des Grazer Bürgerkorps. Geboren am 27. August 1759 in Graz, stammte er aus einer alteingesessenen Bürger- und Handelsfamilie. Nach Schul- und Lehrjahren begann er zunächst, im Geschäft seines Vaters zu arbeiten. Anschließend ging er zur weiteren Ausbildung nach Wien, wo er sich als freiwilliger Soldat in das Regiment des Fürsten Lobkowitz meldete.

Als der Vater starb, kehrte Kaspar Dobler zuerst nach Graz zurück, um bald darauf nach Triest zu gehen. Dort beendete er seine kaufmännische Ausbildung und ging anschließend mit seinem Freund Weikhard von Trauttmansdorff auf eine zweijährige „Kavaliereise“ durch halb Europa. Danach übernahm er die Geschäfte seines Vaters in Graz und stieg dort zum Vorsteher des Grazer Handelsstandes auf. Um 1800 war er einer der vermögendsten und einflussreichsten Handelsmänner in der steirischen Landeshauptstadt. Dobler wohnte im Eckhaus Mariahilferstraße Nr. 1., zu seinen Realitäten gehörte auch das Palais Wagensperg in der Herrengasse.

Dobler betätigte sich in Graz auch militärisch, zunächst als Kommandant der Kavallerieabteilung des 1790 gegründeten Bürgerkorps. Zwei Jahre später wurde Dobler im Rang eines Oberst dessen Kommandant. Während der napoleonischen Besatzung der Steiermark gehörte er den neu gebildeten Landeskommissionen an. Im Verlauf der ersten Besetzung der Stadt durch die Franzosen im April 1797 bewirtete Dobler, der auch Französisch konnte, Napoleon Bonaparte im Palais Stubenberg in der Herrengasse und erlangte dadurch eine gewisse Berühmtheit. Dafür erhielt er von

Kaiser Franz I. die Goldene Zivil-Ehrenmedaille. 1810 fungierte Dobler als Quartiergeber für den Ex-König von Holland, Louis Bonaparte.

Dobler war Freimaurer und damit im Visier der Staatspolizei. In der Grazer Bürgerschaft war er dessen ungeachtet hoch angesehen. Als Vorsteher des bürgerlichen Handelsstandes war Dobler an der Gründung des Handlungsdienereinstituts – der späteren Merkur-Versicherung – beteiligt. Dobler starb am 20. Juli 1817.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Benita Maria Ines Wister, Kakao: Vom habsburgischen Hofgetränk zur niederländischen Kolonialware. Der Diffusionsprozess der Schokolade in Mitteleuropa vom 17. bis 19. Jahrhundert vor dem Hintergrund eines konsumspezifischen Kulturtransfers am Beispiel der Steiermark und Westfalens. Diss. Graz 2012.

Dolezalgasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Eduard Dolezal 1862–1955

Geodät. Geboren im Kronland Mähren, wirkte der in Wien ausgebildete Experte für Praktische Geometrie in Sarajevo, Leoben und Wien, wo er 1907–1908 Rektor der Technischen Hochschule war. Dolezal erneuerte das Vermessungswesen und die Geodäsieausbildung in Österreich. 1910 sprach er sich gegen die Zulassung von Frauen an Technischen Hochschulen aus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eduard Dolezal war Geodät und Begründer des modernen österreichischen Vermessungswesens. Er wurde am 2. März 1862 in Budwitz (Mähren) geboren und studierte an der Technischen Hochschule und an der Universität Wien. Seine berufliche Laufbahn führte ihn von einer Assistentenstelle für Praktische Geometrie bei A. Schell an der TH Wien, die er 1887 antrat, und eine anschließende Professur an der neugegründeten Technischen Mittelschule in Sarajevo 1896 wieder zurück nach Wien, wo er Vorlesungen über Photogrammetrie hielt.

Ab 1899 lehrte er als ordentlicher Professor für Darstellende und Praktische Geometrie, später Praktische Geometrie und Markscheidkunde an der Montanistischen Hochschule in Leoben. 1905 trat er eine ordentliche Professur der Niederen Geodäsie an der Technischen Hochschule in Wien an, der er 1907/08 auch als Rektor vorstand. 1910 begründete er die „Internationale Gesellschaft für Photogrammetrie“, zuvor hatte er bereits das ab 1908 erscheinende „Internationale Archiv für Photogrammetrie“ gegründet und redaktionell betreut.

Für seine Leistungen wurde Dolezal auch mehrfach geehrt, so erhielt er die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft (1942), war Mitglied der Leopoldina (1917) sowie der Spanischen (1924) und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (1942). Nicht vergessen werden darf über seine herausragenden Leistungen seine unrühmliche, frauenfeindliche Rolle, wenn es um die Zulassung von Frauen als Studentinnen an der Technischen Universität Wien ging. Da er 1911 bis 1919 „Beirat in technischen Studienangelegenheiten“ im Unterrichtsministerium war, konnte er zahlreiche

Gesuche um Zulassung zum Studium verzögern. Eduard Dolezal verstarb am 7. Juli 1955 in Baden (Niederösterreich).

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günther Berka, 100 Jahre Deutsche Burschenschaft in Österreich. 1859–1959. Die geistige Leistung ihrer bedeutenden Männer (= Geschichte des Europäischen Studententums 1). Graz 1959.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Ledersteger, Dolezal, Eduard, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959, S. 58f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd117650161.html#ndbcontent>

Birgit Nemeč, Technik, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 228–243.

Dornauweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Georg von Dornau Lebensdaten unbekannt

Bürgermeister von Graz. Dornau, dessen Vorfahren noch den Nachnamen Vischer trugen, wird 1672 als designierter Stadtrichter geführt. Dieses Amt übte er dann 1675–1676 sowie nach Suspendierung Johann Pindters ab 1678 erneut kurzfristig aus. Darauf war Dornau 1679–1681 Spitalmeister des Bürgerspitals. Im Jahr 1688 hatte er das Amt des Grazer Bürgermeisters inne.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Georg von Dornau war im 17. Jahrhundert Bürgermeister und Stadtrichter von Graz. Näheres ist über ihn nicht bekannt. Als Bürgermeister wird Dornau, dessen bürgerliche Vorfahren sich Vischer schrieben, lediglich im Jahr 1688 genannt. Davor war er Stadtrichter – eingesetzt 1672, tatsächlich im Amt in den Jahren 1675 und 1676 und ein zweites Mal nach der Suspendierung von Johann Pindter Mitte November des Jahres 1678. Sein Nachfolger wurde Friedrich Hingerl. Dornau war anschließend von 1679 bis 1681 Spitalmeister des Grazer Bürgerspitals.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Elisabeth Schöggel-Ernst, Recht und Gericht, in: Walter Brunner (Hg.), Lebensraum – Stadt – Verwaltung (= Geschichte der Stadt Graz I). Graz 2003.

Dorothee-Sölle-Weg

Datum der Benennung

17.3.2005

Text der Zusatztafel

Dorothee Steffensky-Sölle (geb. Nipperdey) 1929–2003

Theologin, Dichterin. Die gebürtige Kölnerin war nach ihren Studien der Philosophie und evangelischen Theologie seit den 1960ern eine prägende Vertreterin eines erneuerten Protestantismus. Die engagierte Friedensaktivistin und Feministin propagierte Ideen der Ökumene. Ihr literarisches Werk, so Gedichte zu politischen und religiösen Themen, fand große Beachtung.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Dorothee Sölle war eine evangelische Befreiungstheologin und Pazifistin. Sie wurde als Dorothee Nipperdey am 30. September 1929 in Köln als Tochter eines Arbeitsrechtsprofessors geboren. Ab 1949 studierte sie Theologie, Philosophie und Literatur an der Universität Köln sowie in Freiburg und Göttingen. Dort legte sie 1954 das Staatsexamen ab und promovierte über „Untersuchungen zur Struktur der Nachtwachen von Bonaventura“ zum Dr. phil.

Anschließend unterrichtete sie vier Jahre lang als Lehrerin am Mädchengymnasium in Köln-Mühlheim. Sie arbeitete auch für verschiedene Rundfunksender. Nach zwei Jahren als Hochschulassistentin in Aachen kehrte sie 1964 nach Köln zurück, wo sie eine Stelle als Universitätslektorin bekam. Sölle begann sich politisch zu engagieren, sie kritisierte den Vietnam-Krieg der USA, setzte sich gegen den Rüstungswettlauf des Kalten Krieges, die Ungleichbehandlung von Frauen und gegen die Ungerechtigkeiten in der sogenannten „Dritten Welt“ ein. Zwischen 1986 und 1972 organisierte sie die „Politischen Nachtgebete“ in der Kölner Antoniterkirche.

1971 habilitierte sie sich in Köln zum Thema „Realisation, Studien zum Verhältnis von Theologie und Dichtung nach der Aufklärung“. Von 1975–1987 war sie jeweils halbjährlich Professorin für Systematische Theologie am Union Theological Seminary in New York. Außerdem war sie Lehrbeauftragte in Mainz und Kassel. 1994 erhielt sie die Ehrenprofessorenwürde der Universität Hamburg. Sie schrieb eine Reihe von Büchern, darunter mehrere theologische Abhandlungen, Gedichtbände und ihre Memoiren unter dem Titel „Gegenwind – Erinnerungen“ (Hamburg 1995).

Die zentrale theologische Frage war für Sölle, wie Gott nach Auschwitz möglich ist. Sie prägte den Begriff „Christofaschisten“ für christliche Fundamentalisten und kritisierte die Vorstellung der Allmacht Gottes. Sölle entwickelte eine eigene Christologie, in der der durch Christus ohnmächtig gewordene Gott der Stellvertretung bedarf. Es sind die Menschen, die sich gemeinsam gegen Unterdrückung, Antisemitismus, Sexismus und andere Formen autoritärer Machtausübung erheben müssen. Sölles Theologie zeichnet sich durch eine radikale Diesseits-Orientierung und eine Entmythologisierung der Bibel aus.

Sölle war zweimal verheiratet und hatte insgesamt vier Kinder. Dorothee Sölle lebte zuletzt in Hamburg. Sie starb am 27. April 2003 auf einer Konferenz in Göppingen an den Folgen eines Herzinfarkts, den sie bereits davor erlitten hatte. Mit Graz verbindet sie die Mitwirkung an der Evangelischen Akademie sowie ein Gedicht über die Doppelwendeltreppe.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Ursula Baltz-Otto, Sölle, Dorothee, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11861519X.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Sarah Lintschnig, Über die (Un-)Sichtbarkeit von Frauen im öffentlichen Raum – Topografische Bezeichnungen in Graz. Masterarb. Graz 2012.

Dr.-Anton-Schlossar-Weg

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Anton Schlossar 1849–1942

Bibliothekar, Autor. Der aus Troppau/Opava stammende und 1873 in Graz promovierte Jurist trat 1875 den Dienst an der Grazer Universitätsbibliothek an, der er 1903–1910 als Direktor vorstand. Schlossar prägte mit zahlreichen kulturwissenschaftlichen Publikationen zur Landesgeschichte das steirische Kulturleben, zudem begründete er die „Steirische Bibliografie“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Schlossar war ein Bibliothekar und Autor. Er wurde am 27. Juni 1849 in Troppau (Österreichisch-Schlesien, heute Opava in Tschechien) als Sohn eines Finanzbeamten geboren. Seine Familie übersiedelte bald nach Siebenbürgen und später nach Graz, wo er 1867–1871 Rechtswissenschaften studierte und 1873 promovierte. Ab 1871 arbeitete er als Jurist: zunächst bis 1872 als Auskultant (= erste unbezahlte gerichtliche Ausbildungsstufe nach dem Jusstudium) am Grazer Landesgericht, anschließend an den Bezirksgerichten Leoben bis 1873 und Cilli (heute Celje in Slowenien) bis 1875. Seine Tätigkeit im Justizwesen gefiel ihm jedoch nicht. 1875 fand er eine Anstellung als Amanuensis (= Sekretär, Schreibgehilfe) an der Grazer Universitätsbibliothek, wo er ab 1881 die Stelle eines Scriptoris, ab 1885 jene des Direktorstellvertreters und schließlich 1903–1910 die des Bibliotheksdirektors innehatte.

Neben seinem Beruf entfaltete Schlossar eine rege publizistische Tätigkeit. Ab den 1880er-Jahren wurde er zu einer Schlüsselfigur des steirischen Kulturlebens. Er publizierte zu den Kulturwissenschaften und zur Kunstgeschichte, wobei sein besonderes Interesse der Steiermark zur Zeit Erzherzog Johanns (1782–1859) galt. Er verfasste vor allem Beiträge zur Kultur- und Literaturgeschichte sowie zur Volkskunde des Landes ab dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Schlossar begründete die steirische Bibliografie, die mit seiner Studie „Bibliotheca historico-geographica Stiriaca. Die Literatur der Steiermark in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. Ein Beitrag zur österreichischen Bibliographie“ (1886) eine erste umfassende Zusammenschau erfuhr. Daneben war Schlossar als Mitarbeiter und Korrespondent renommierter ausländischer Zeitschriften wie „Literarisches Echo“ (Stuttgart) und „Bühne und Welt“

(Berlin) tätig. Als quellenkundiger Fachschriftsteller hochgeschätzt, waren seine eigenen literarischen Werke weniger erfolgreich.

Für sein wissenschaftliches Wirken wurde Schlossar mehrfach ausgezeichnet und gewürdigt. 1879 erhielt er die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft für das von ihm herausgegebene Werk „Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark“ (1878), 1890 wurde er Ehrenmitglied im Historischen Verein für Mähren und Schlesien. 1896 wurde er zum Kaiserlichen Rat, 1925 zum Hofrat und 1928 zum Ehrenbürger der Stadt Graz ernannt. Kuchling führt Schlossar als Mitglied der Burschenschaft „Arminia“ an.¹ Er starb am 1. August 1942 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Birgit Scholz, Anton Schlossar, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/schlossar_anton.html

Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999.

¹ Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 232.

Dr.-Anton-Weg

Datum der Benennung

29.10.1964

Text der Zusatztafel

Gabriel Anton 1858–1933

Mediziner. Der aus Böhmen stammende Spezialist für Psychiatrie und Neurologie habilitierte sich 1889 in Wien. Anton wirkte in Halle/Saale sowie 1894–1905 an der Universität Graz. Die „Anton-Schmiedensche Operation“ wurde Gemeingut der Gehirnmedizin. Er propagierte Ideen der Eugenik, wie die Fortpflanzung aufgrund körperlicher und geistiger Kriterien.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gabriel Anton war ein Mediziner und Spezialist für Psychiatrie und Neurologie. Er wurde am 28. August 1858 in Saaz (Sesaz, Böhmen) als Sohn eines Baumeisters geboren und absolvierte das Gymnasium in Saaz und Prag, um in der Folge in Prag und Wien zu studieren. Schon während seiner Studienzeit war Anton im deutschnationalen Geist aktiv. 1882 schloss er das Medizinstudium mit der Promotion ab, 1889 habilitierte er sich in Wien für Psychiatrie und Neurologie. 1891 erfolgte die Berufung als Extra-Ordinarius nach Innsbruck, in den Jahren 1894 bis 1905 wirkte er dann an der Psychiatrie und Neurologie in Graz als Ordinarius. 1905 folgte er dem Ruf nach Halle an der Saale, wo er neben der Lehrkanzel auch die Position des Direktors der Klinik für Geistes- und Nervenkrankte innehatte und 1906 zum Geheimen Medizinalrat ernannt wurde. Nach seiner Emeritierung ließ sich Anton wieder in Graz nieder.

Antons Forschungserkenntnisse und Leistungen bestimmten maßgeblich die Entwicklungen auf dem Gebiet der Psychiatrie und Neurologie, die sogenannte „Anton-Schmiedensche-Operation“ und der „Balkenstich“ wurden Gemeingut in der Gehirnmedizin. Anton trat aber auch mit zahlreichen Publikationen im Bereich der Psychiatrie hervor, darunter „Über angeborene Erkrankungen des Centralnervensystems“ (1890), „Über geistige Ermüdung der Kinder im gesunden und kranken Zustände“ (1900), „Bau und Leistung des Stirnhirnes“ (1901), „Forensische Psychiatrie“ (1906), „Ärztliches über Sprechen und Denken“ (1907), „Über krankhafte moralische Abartung im Kindesalter und über den Heilwert der Affekte“ (1910), „Behandlung der angeborenen und erworbenen Gehirnkrankheiten mit Hilfe des Balkenstiches“ (1913).

Gabriel Anton war ein Vertreter der Rassenhygiene und trat vor allem während des Ersten Weltkrieges mit Schriften auf, in denen er den Standpunkt vertrat, dass durch Auslese und Geburtenkontrolle im Sinne einer Erlaubnis zur Fortpflanzung nur für gesunde Eltern höherwertige Menschen geschaffen werden könnten. Weiters war er ein früher Befürworter des Mutterschutzes und forderte eine Reduzierung der Kindersterblichkeit durch Verbesserung der hygienischen Zustände. Seine Äußerungen werden von manchen Forschern der sogenannten „positiven Eugenik“ zugerechnet. Anton engagierte sich zudem im Bereich der Fürsorge und finanzierte unter anderem Stiftungen. Gabriel Anton starb am 5. Jänner 1933 in Graz.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hartmann, Gabriel Anton. Zum 70. Geburtstag, in: Münchener Medizinische Wochenschrift 35/1928, S. 1505–1507.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

E. Kumbier – K. Haack – S. Herpertz, Überlegungen zum Wirken des Neuropsychiaters Gabriel Anton (1858–1933), in: Der Nervenarzt 76/9/2005, S. 1132–1140.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hans-Walter Schmuhl, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, 1890–1945 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 75). Göttingen 1987.

Dr.-Bruno-Ertler-Straße

Datum der Benennung

21.2.1929

Text der Zusatztafel

Bruno Ertler 1889–1927

Schriftsteller, Journalist. Seit 1904 wohnte der gebürtige Pernitzer in Graz. Nach seiner Promotion 1916 arbeitete Ertler als Journalist, Kunstreferent und Lektor. Daneben engagierte er sich ab 1919 führend im Dichterbund „Freiland“ und schuf sein aus Lyrik, Dramen und Novellen bestehendes, oft autobiografisches Werk.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Bruno (Joseph Franz) Ertler wurde am 29. Jänner 1889 in Pernitz (Niederösterreich) als Sohn des Postmeisters Josef Ertler (1858–1925) und dessen Ehefrau Bertha Ertler, geb. Breitbarth (1859–1934) geboren. Nach Kinder- und Jugendjahren sowie 1899 einem Jahr in der Privatvolksschule der Kongregation der christlichen Brüder in Stetten bei Korneuburg wechselte Ertler ab 1900 ins Gymnasium in Wiener Neustadt, dann nach der Versetzung des Vaters 1904 nach Graz. Dort absolvierte er 1908 die Matura am Lichtenfels-Gymnasium. Der Junge war schon früh kränklich, nach der Trennung der Eltern 1907 zog er mit der Mutter und der Schwester in ein Haus in Kroisbach bei Graz. Eine Nierentuberkulose erforderte Aufenthalte in Sanatorien, vom November 1908 bis Februar 1909 begab er sich zur Erholung in die Pension „Am Hofacker“ in Aflenz und reiste anschließend mit der Mutter in den Luftkurort Heluan in Ägypten.

1909 begann Ertler ein Studium der Germanistik und der Kunstgeschichte in Graz. Da sich sein Gesundheitszustand kontinuierlich verschlechterte, musste er 1913 eine dreimalige Operation (Nephrektomie) bei Otto Zuckerkandl (1861-1921) in Wien über sich ergehen lassen. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges „konnte er sich der allgemeinen Euphorie nicht entziehen, entwickelte sich aber im Laufe des Krieges zu einem skeptischen und nüchternen Beobachter des Geschehens“¹. Aufgrund seiner Krankheit wurde er vom Kriegsdienst freigestellt und promovierte 1916 mit einer Dissertation mit dem Titel „Der Riese im deutschen Volksepos“. 1916 war er kurzzeitig Volontär bei der „Tagespost“, er konnte dann ab 1917 bis 1922 eine feste Anstellung als Journalist und

¹ Christian Teissl, „Der schöne Mann ... mit der beredten Pfote“. Ausstellung zum 90. Todestag von Bruno Ertler. 21. September bis 23. Februar 2018. Graz 2018, S. 6.

Kunstreferent beim „(Neuen) Grazer Tagblatt“ erreichen. Noch vor dem Kriegsende wurden am Schauspielhaus Stücke von Ertler gespielt („Heimkehr“, „Mitarbeiter“), es folgten „Wenn zwei das Gleiche tun“, 1919, „Anna Iwanowna“, 1920, „Das Spiel vom Doktor Faust“, 1923, und das Traumspiel „Belian und Marpalye“, 1924) sowie ab 1922 Stücke und Bearbeitungen für die „Grazer Puppenspiele“.

Mit 1922 verlor er „wegen der Verringerung des Redaktionsstabs“² die feste Anstellung beim „Neuen Grazer Tagblatt“, das Theaterressort führte er als freier Journalist weiter. 1922 bis 1925 konnte er bei regelmäßigen Aufenthalten auf Schloss Pischätz (Piseče) bei Rann (Brežice, Slowenien) Kontakte zu slowenischen Intellektuellen knüpfen, kurzfristig eröffneten sich geringfügige Unterrichtsmöglichkeiten, so im Mädchenpensionat Anderl-Rogge und 1926 bei einem Lektorat für Zeitungswesen an der Universität. Erst am 1. Oktober 1926 kam er wieder zu einer fixen Anstellung beim Rechnungsdienst im Landes-Abgabensamt. Im Sommer 1927 verschlechterte sich sein Gesundheitszustand rapid, ein Aufenthalt in der Sonnenheilstätte auf der Stolzalpe ob Murau brachte nur kurzfristig Linderung.³

Am 10. Dezember 1927 starb Ertler an einem Leberkarzinom im LKH Graz. Seine ein Jahr vor ihm geborene Schwester Josefine (Fini) Ertler, verh. Haus (1888–1966), war die Nachlassverwalterin des früh verstorbenen Autors und veranlasste eine dreibändige Werkausgabe der Lyrik, Prosa und der Stücke, die 1953 bis 1956 erschien. Den Versuch einer Wiederbelebung des Gedenkens an den Autor unternahm 2018 die Steiermärkische Landesbibliothek mit einer Ausstellung zum 90. Todestag. Im Begleitheft sieht Christian Teissl den Autor als „Grenzgänger zwischen verschiedenen Kunstwelten und Künstlermilieus“⁴ – zwischen dem fortschrittlichen Künstlerbund „Freiland“ und der Grazer Sezession auf der einen, Südmark-Zeitschrift „Alpenländische Monatshefte“ und Südmarkrunde auf der anderen, zwischen Impressionismus und Heimatkunstbewegung.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999.

² Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 94.

³ Die Lebensdaten zu Bruno Ertler konnten zum Großteil der Biografie von Emil Nack in der von ihm herausgegebenen Prosa-Werkausgabe entnommen werden: Das Lebensbild des Dichters, in: Bruno Ertler, Dichters Dornenstraße. Novellen und Erzählungen. Wien 1954, S. 7–52.

⁴ Teissl, Ausstellung zum 90. Todestag von Bruno Ertler, S. 7.

Emil Nack, Das Lebensbild des Dichters, in: Bruno Ertler, Dichters Dornenstraße. Novellen und Erzählungen. Wien 1954, S. 7–52.

Christian Teissl, „Der schöne Mann ... mit der beredten Pfote“. Ausstellung zum 90. Todestag von Bruno Ertler. 21. September bis 23. Februar 2018. Graz 2018.

Dr.-Eckener-Straße

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Hugo Eckener 1868–1954

Luftschiffpionier. Nach einem Kontakt mit Graf Zeppelin 1908 widmete sich Eckener fortan der Luftschiffahrt. 1914–1918 Instrukteur der deutschen Marineluftschiffe, führte er nach Zeppelins Tod 1917 dessen Erbe fort und entwickelte die Zeppeline im Friedrichshafener Werk weiter. Eckener überquerte 1924 erstmals mit einem Luftschiff den Atlantik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Hugo Eckener war ein deutscher Luftschiffpionier. Er wurde am 10. August 1868 in Flensburg geboren und studierte Philosophie/Psychologie sowie VWL. Zudem betätigte er sich nach seinem Studienabschluss als freier Schriftsteller und verfasste diverse Zeitungsartikel. So entstand auch seine Verbindung zur Zeppelinluftfahrt, über die er für die „Frankfurter Zeitung“ berichtet hatte. Eckener stand persönlich mit dem Grafen Zeppelin in Kontakt und beteiligte sich in der Folge an der Weiterentwicklung der Luftschifftechnik, vor allem auch als Luftschiffkapitän.

Während des Ersten Weltkrieges war Eckener für die Ausbildung der Marineluftschiffahrer zuständig, nach Zeppelins Tod 1917 übernahm er dessen Werke und führte sie mit dem Ziel des Wiederaufbaus und der Neuentwicklung der Luftschiffahrt fort. In der Folge wurde er als verwegener Luftschiffkapitän in den 1920er-Jahren bekannt, so überquerte er z. B. 1924 als Erster den Atlantik mit dem Luftschiff, setzte aber auch neue Maßstäbe mit seinen Arktis- sowie Mittelmeerfahrten.

1932 wurde Eckener im Fall einer nicht mehr erfolgreichen Kandidatur von Hindenburg als Gegenkandidat zu Hitler für die Reichspräsidentenwahlen aufgebaut. Da Hindenburg dann aber doch noch antrat, kam es nicht zu dieser Kandidatur. 1937 explodierte das Luftschiff Hindenburg und Eckener wurde für diese Tragödie verantwortlich gemacht. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges zog er sich vollständig aus der Öffentlichkeit zurück. Seine Rolle im NS-Regime wird unterschiedlich

¹ Nach vertiefter Recherche von der Liste der Straßennamen „mit Diskussionsbedarf“ gestrichen.

bewertet, da er nachweislich NS-Sympathisant, aber kein Parteimitglied war. Auch sein Amt als „Wehrwirtschaftsführer“ wurde ihm diesbezüglich nicht angelastet. Hugo Eckner verstarb am 14. August 1954 in Friedrichshafen.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

LeMO – Lebendiges Museum Online. Datenbank der Stiftung Deutsches Historisches Museum/Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Online verfügbar unter: <http://www.dhm.de/lemo>

Walther Reimer, Eckener, Hugo, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959, S. 288. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118528750.html#ndbcontent>
Staatsarchiv Sigmaringen Wü 13 T 2 Nr. 2025/003, Eckener, Hugo, Dr.: Entnazifizierungsakt.

Dr.-Emperger-Weg

Datum der Benennung

22.6.1950

Text der Zusatztafel

Vinzenz Benedikt Edler von Emperger 1815–1875

Jurist, Politiker. Der gebürtige Klagenfurter promovierte 1840 in Graz, wo er sich 1848 an die Spitze der Revolutionsbewegung stellte. Im provisorischen Landtag vertrat er die Ideale der Republik. Die von ihm geleitete Delegation zum Beistand der Wiener Revolutionäre scheiterte wie die Revolution. Emperger, zu 18 Jahren Kerker verurteilt, wurde 1857 begnadigt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Vinzenz (von) Emperger war Rechtsanwalt und Politiker im Sinne der revolutionären Ideen von 1848. Geboren am 23. August 1815 in Klagenfurt, studierte er von 1834 bis 1840 Philosophie und Jus in Graz. Er wurde 1845 Privatdozent „aus allen Rechtszweigen“ an der Universität Graz.

Von Beginn weg engagierte sich Emperger in der Märzrevolution 1848 politisch. Er war einer der Mitverfasser einer Petition, die eine Erweiterung des Landtages, die Konfiszierung der Kirchengüter, die ganze oder teilweise Aufhebung bestimmter Steuern, die Ausweisung der Jesuiten sowie die „Nationalbewaffnung“ forderte. Er wurde „Sprecher“ der Grazer Bürger und beteiligte sich an der Gründung des Komitees zur Organisation einer Nationalgarde.

Im Mai 1848 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. In den provisorischen Landtag gewählt, trat er für die Befreiung der Bauern ein. Emperger sympathisierte mit den Forderungen der extrem radikalen Partei und engagierte sich an führender Stelle in dem im Juli 1848 gegründeten „Demokratischen Verein“, der die Schaffung einer Demokratie in Österreich zum Ziel hatte. Emperger trat als Wortführer des Vereins auf und tat sich durch seine die Volksmenge beruhigenden Ansprachen hervor. Im Oktober 1848 begab er sich als Leiter einer steirischen Abordnung „zur Unterstützung der ermüdeten Nationalgarden“ nach Wien, wo er die Bevölkerung zum Widerstand aufforderte. Indes stellte der Demokratische Verein in der Steiermark seine Tätigkeit bereits Ende Oktober wieder ein. Nach dem Scheitern der Revolution wurde Emperger 1848 zu 18 Jahren Kerker verurteilt und saß neun Jahre davon ab. 1857 wurde er begnadigt.

Nachdem er Diplom und Adelsprädikat nach langwierigen Bemühungen zurückerhalten hatte, eröffnete er 1873 in Graz eine Rechtsanwaltskanzlei. In weiterer Folge verzichtete Emperger auf jegliche politische Tätigkeit. Er starb am 15. Oktober 1875 in Graz. Im Lied „Der ersten Nationalgarde gewidmet“ (veröffentlicht auf einem Flugblatt in Graz am 21. März 1848) wird Emperger als einer der Anführer der Grazer Nationalgarde besungen. Auch wurde Emperger vielfach als „Volksführer“ bezeichnet.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Walter Brunner, Revolutionsjahr 1848 – Geburt der Demokratie, in: Walter Brunner (Hg.), Lebensraum – Stadt – Verwaltung (= Geschichte der Stadt Graz I). Graz 2003.

Emperger Vinzenz Benedikt von, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. I. Wien – Graz 1957.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Martin Moll, Politische Organisationen und öffentlicher Raum in der Steiermark, in: Helmut Rumpler (Hg.), Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Teilbd. 1: Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation (= Die Habsburgermonarchie 1848–1918 8). Wien 2006.

Stefan Samonig, Die Rolle der Nationalgarde während der Revolution von 1848 in der Steiermark. Masterarb. Graz 2014.

Werner Strahalm – Peter Laukhardt, Graz. Eine Stadtgeschichte. Graz 2003.

Dr.-Hanisch-Weg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Karl Hanisch 1895–1945

Mediziner. Der gebürtige Wiener war im Ersten Weltkrieg Fliegeroffizier, ehe er 1916 zum Kriegsinvaliden wurde. Nach dem Krieg schloss Hanisch in Graz das Studium ab. Er erwarb sich Verdienste als Gutachter des Versorgungsamtes Graz sowie als Gemeindefacharzt in Kainbach. Als Unterstützer der NS-Bewegung trat er 1941 der NSDAP bei. 1945 starb er bei einem Autounfall.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Hanisch war ein in der Steiermark wirkender Mediziner. Er wurde am 11. März 1895 in Wien geboren. Im Ersten Weltkrieg war er Fliegeroffizier, erlitt allerdings einen Kopfschuss, weshalb er ab 1916 als 100% kriegsinvalid galt. Nach erfolgreicher Reha konnte er aber seine Lähmungen besiegen und nach dem Krieg Medizin studieren. In der Folge galt er sogar als ausgewiesener Fachmann auf dem Gebiet der Gehirnmedizin und wirkte als Arzt in der Gemeinde Kainbach. Dort wird auch kolportiert, dass er eines der Gründungsmitglieder der Freiwilligen Feuerwehr Kainbach gewesen sei, ohne dass es dafür allerdings einen Nachweis gibt.

Hanisch war Mitglied der NSDAP, die hier angeführten biografischen Angaben stammen aus den im Zuge des Antrags auf Mitgliedschaft durchgeführten biografischen Erhebungen. Karl Hanisch starb 1945 bei einem Autounfall.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Hanisch, BDC, NSDAP Mitgliederkartei, 3200 G 0091.

Karl Hanisch, BARCH, BDC, R 9361-II/360720.

Dr.-Hans-Kloepfer-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Hans Kloepfer 1867–1944

Mediziner, Schriftsteller. Der gebürtige Eibiswalder wirkte ab 1894 als Werksarzt in Köflach. Seine vor allem bäuerlichen Themen gewidmete Mundart- und Heimatdichtung machte ihn ab 1912 weithin populär. Kloepfer begrüßte den „Anschluss“ 1938, trat der NSDAP bei und verfasste Huldigungsschriften an das NS-Regime. 1943 wurde er Ehrendoktor der Universität Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Kloepfer wurde als Sohn des aus dem schwäbischen Giengen an der Brenz eingewanderten Wundarztes Johann(es) Kloepfer (1834–1905) und dessen Frau Ludovika, geb. Fuchs (1840–1901), in Eibiswald geboren. Ab Herbst 1873 besuchte er die Knabenvolksschule in Eibiswald und ab 1877 das k. k. I. Staatsgymnasium Graz in der Hofgasse 10 („Taubenkobel“), das spätere Akademische Gymnasium. Gemeinsam mit seiner Schwester Maria („Mitzi“, 1866–1954) bezog er zunächst einen Kostplatz im Johannenhof (Villefortgasse 15), ab September 1878 dann im Haus des Direktors der Grabenschule in der Muchargasse 13 und schließlich ab 1884 in der Schmiedgasse bzw. später Sackstraße. Er absolvierte am 4. Juli 1885 die Matura und nahm im Studienjahr 1885/86 das Studium der Medizin an der Universität Graz auf, wo er u. a. Vorlesungen beim Anatomen Emil Zuckerkandl (1849–1910), dem Physiologen Alexander Rollett (1834–1903), dem Psychiater Richard Frh. von Krafft-Ebing (1840–1902) und dem Physiker Ludwig Boltzmann (1844–1906) hörte.

Schon früh ergab sich ein intensiver Kontakt mit national ausgerichteten Vereinen wie dem „Akademischen Turnverein“ oder dem „Deutschen akademischen Gesangverein“.¹ Ab Oktober diente

¹ In der ersten Auflage seiner Autobiografie (1936) lässt sich eine leichte Distanz Kloepfers zu radikal deutschnationalen Positionen seiner Studentenzzeit erkennen, die teilweise in den beiden Auflagen der NS-Zeit gelöscht wurde: „Man hing, wie ich es heute sehe, mit einer flammenden Begeisterung am Traume von einem Großdeutschland, der alle historischen Bindungen übersehen wollte, und machte sich wenig Sorgen um die harte Wirklichkeit. Mir lag damals etwas zu viel von germanischer Urtümlichkeit in der Bewegung oder vielmehr in ihren üblichen Formen.“ Zitiert nach: Wilhelm Danhofer (Hg.), Hans Kloepfer, Werke. Bd. 1: Aus dem Bilderbuch meines Lebens, in: Hans Kloepfer: Werke. Bd. 1. Graz 1967, S. 7–200, hier S. 138. Die Formulierungen fehlen teilweise in den beiden NS-Auflagen von 1938 und 1942. Vgl. ebd., S. 527.

er als militärärztlicher Eleve im k. k. Garnisonsspital 7 auf dem Karmeliterplatz. Die Promotion Kloepfers erfolgte 1891, anschließend absolvierte er die Spitalspraxis als Sekundararzt im Grazer „Allgemeinen Krankenhaus“ in der Paulustorgasse. 1892/93 arbeitete er einige Monate in der elterlichen Eibiswalder Ordination. 1894 ergab sich bei einem militärärztlichen Kurs der Kontakt mit dem Historiker August Ritter von Jaksch-Wartenhorst (1859–1932) und mit der landeskundlichen Zeitschrift „Carinthia“. Es entwickelte sich in der Folge ein nachhaltiges Interesse für Regionalgeschichte (v. a. zu Eibiswald)² und Kloepfer forschte beispielsweise ab 1904 im steirischen Landesarchiv bei Anton Mell (1865–1940). 1894 wurde er als Werksarzt bei der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft in Köflach angestellt und hatte dort einen Patientenstock von mehr als 3.000 Personen³ zu betreuen. Seit spätestens 1901 fungierte er als Obmann der Köflacher Ortsgruppe der „Südmark“. 1906 erwarb er ein Haus in der Bahnhofstraße 43 in Köflach und richtete dort seine Praxis ein (Spitzname als Arzt: „Knöpfl“).

Von 1907 bis 1929 war er für die Wirtschaftspartei, einem „Bündnis konservativer Parteien“⁴, im Köflacher Gemeinderat. 1912 kam es zur ersten, erfolgreichen Buchpublikation der vorher im „Grazer Tagblatt“ erschienenen kulturhistorischen Skizzen („Vom Kainachboden“). Während des Ersten Weltkriegs veröffentlichte Kloepfer Heimatkundliches und Gedichte in der von seinem Freund Viktor Geramb herausgegebenen, an Soldaten gesandten Zeitschrift „Heimatgrüße – Kriegsflugblätter des Vereines für Heimatschutz in Steiermark“, darunter das Dialektgedicht „Da Ruß“⁵, das von einem russischen Kriegsgefangenen handelt, der am Heimweg den erschöpften Buben seiner Familie durch den Schneesturm fürsorglich nach Hause trägt – ein Text, der in diversen Diskussionen über Kloepfer immer wieder zu seinen Gunsten zitiert wurde, weil er „sich auffällig abhob von der üblichen Kriegspropaganda“.⁶

In der Zwischenkriegszeit engagierte sich Kloepfer innerhalb des (ab 1925 durch Zusammenlegung entstandenen) „Deutschen Schulvereines Südmark“ für die Grenzlandschulen und veröffentlichte häufig in der Vereinszeitschrift „Alpenländische Monatshefte“, auch war er Mitglied der informellen, explizit nationalistisch und großdeutsch ausgerichteten „Südmark-Runde“ der 1920er-Jahre, einem losen Zusammenschluss von befreundeten Autoren (Hans Dettelbach, Emil Ertl, Bruno Ertler, Viktor

² Späte publizistische Frucht dieser Forschungen war die Ortsgeschichte von Eibiswald, die erst 1933 erstmals erschien.

³ Kloepfer, Aus dem Bilderbuch meines Lebens, S. 168.

⁴ Harald Salfellner, Aber Arzt bin ich geblieben. Bilder aus dem Leben Hans Kloepfers. Prag 2017, S. 185. Obwohl der Interessenschwerpunkt des Arzt-Autors Salfellner ein medizinhistorischer war, ist diese sympathiegeleitete Publikation derzeit mit Abstand die differenzierteste und materialreichste Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller.

⁵ Hans Kloepfer, Da Ruß, in: Heimatgrüße 23 vom 17. Dezember 1915, S. 7–8. Wiederabgedruckt nach dem Erstdruck in: Harald Salfellner, Aber Arzt bin ich geblieben. Bilder aus dem Leben Hans Kloepfers. Prag 2017, S. 160–161.

⁶ Salfellner, Aber Arzt bin ich geblieben, S. 159.

von Geramb, Franz Nabl, Karl Adolf Mayer, Max Mell, Josef Papesch, Friedrich Pock u. a.). 1924 hatte Kloepfer so etwas wie den „literarischen Höhepunkt“ seiner Karriere als Schriftsteller zu verzeichnen:⁷ Es erschienen die 3. Auflage von „Vom Kainachboden“, die „Gedichte in steirischer Mundart“ und ein hochdeutscher Band „Gedichte“. Insbesondere Kloepfers Gedichte im steirischen Dialekt, bei denen sich der Autor ohne idyllische Verzeichnung um die authentische Wiedergabe des Bewusstseinsstandes und der Lebensbedingungen einfacher Menschen bemüht, ist im Gegensatz zu vielen seiner und Roseggers Epigonen eine plastische literarische Vermessung des ländlichen Milieus und es werden die dargestellten Menschentypen trotz aller, dem Genre der Heimatliteratur geschuldeten Typisierung kaum je als lächerliche Objekte ausgestellt.

Wie andere Autorinnen und Autoren aus dem deutschnationalen Grazer Umfeld radikalisierte sich Kloepfer im folgenden Jahrzehnt. „Spätestens zu Beginn der 1930er Jahre hatte er [Kloepfer] sich Hitlers Partei zugewandt, wie sowohl das Gästebuch als auch die erhaltene Korrespondenz bezeugen.“⁸ 1937 trat Kloepfer dem „Bund deutscher Schriftsteller Österreichs“ bei, einer österreichischen Tarn- bzw. Vorfeldorganisation für NS-Sympathisanten. In der nach dem „Anschluss“ veröffentlichten BdSÖ-Anthologie „Bekenntnisbuch österreichischer Dichter“ konstatiert der Autor für die Vergangenheit einen „Abgrund der Verworfenheit, dessen Tiefe wir entsetzt erst inne wurden, als eine eisenharte Faust noch unmittelbar vor dem Abgrund in die Speichen unseres abstürzenden Staatskarrens griff“ und glaubt am „Führer“ „die Weite seines Blicks, die Tapferkeit seines Willens, die heiße Liebe seines Herzens“⁹ zu erkennen. Neben Kloepfers Pro-Hitler-Proklamationen und der Werbung für die Anschluss-Volksabstimmung kann auch seine Integration in den NS-Kulturbetrieb festgestellt werden (Ehregast beim Reichsparteitag in Nürnberg 1938, Verleihung des hochdotierten Mozartpreises 1939, Verleihung des Raimund-Preises und der Goethe-Medaille, aufwendige Feiern zum 75. Geburtstag und Ehrenbürgerschaft der Stadt Graz 1942 etc.). Der Autor ließ im Kriegsverlauf auch kaum Distanz gegenüber dem NS-Regime oder auch nur eine zweifelnde Ernüchterung erkennen, so schreibt er noch am 24. Jänner 1944 an den Journalisten Fred Fritsch: „Ich habe die sichere Zuversicht, daß dieses Schicksalsjahr [1944] uns allen den Sieg unserer gerechten Sache bringen wird!“¹⁰

Hans Kloepfer starb am 27. Juni 1944 überraschend an einem Herzinfarkt und hinterließ seine Gattin Martha (1875–1954) und die Nachkommen Ludovica (1903–1945, Selbstmord), Hans Georg (1904–1958) und Thomas (1911–1962); Hitler und Goebbels ließen beim pompösen Begräbnis Kränze

⁷ Vgl. Herbert Blatnik – Walter Kienreich, Hans Kloepfer und seine Zeit. Eibiswald 1994, S. 147. Vor der neuen Publikation von Harald Salfellner war dieses Buch – trotz des hagiografischen Zugangs – Grundlage für eine Auseinandersetzung mit Kloepfer.

⁸ Ebd., S. 212. Diese Zuwendung gilt auch für Kloepfers Sohn Hans Georg, der 1933 der NSDAP beigetreten war.

⁹ Hans Kloepfer, [o. T.], in: Bund deutscher Schriftsteller Österreichs (Hg.), Bekenntnisbuch österreichischer Dichter. Wien 1938, S. 56.

¹⁰ Zitiert nach: Gerhard Fuchs, Profiteure, Verfolgte, Verbotene. Dichter und Dichtung von 1938–1945, in: Stefan Karner (Hg.), Graz in der NS-Zeit 1938–1945. Graz 1998, S. 71–96, hier S. 84.

niederlegen.¹¹ Der Autor, „dem im Gegensatz zu manch anderen vergessenen Schriftstellern literarische Qualitäten – offenbar – nicht abzusprechen sind“¹² und der im lokalen Umfeld als gefragter Werkarzt über Jahrzehnte hindurch besonders gefordert und beliebt war, hat sich durch sein fortgesetztes Eintreten für das nationalsozialistische Unrechtsregime nachhaltig desavouiert. Aufgrund der Straßenbenennung und einiger Denkmäler in Graz¹³ blieb Kloepfers Einschreibung in das regionale kulturelle Gedächtnis insbesondere seit der im Gedenkjahr 1988 abgehaltenen Veranstaltung „Hans Kloepfer – Hitlers Heimatdichter“ (11. April 1988 im Grazer Schauspielhaus) immer wieder ein Zankapfel.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Peter Autengruber, Schriftsteller, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch*. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 172–209.
- Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, *Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems*. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.
- Herbert Blatnik – Walter Kienreich, *Hans Kloepfer und seine Zeit*. Eibiswald 1994.
- Gerhard Fuchs, *Profiteure, Verfolgte, Verbotene. Dichter und Dichtung von 1938–1945*, in: Stefan Karner (Hg.), *Graz in der NS-Zeit 1938–1945*. Graz 1998, S. 71–96.
- Stefan Karner, *Die Steiermark im 20. Jahrhundert*. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 204ff.
- Stefan Karner, *Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945*. 3. Aufl. Graz 1994, S. 192ff.
- Hans Kloepfer, [o. T.], in: *Bund deutscher Schriftsteller Österreichs (Hg.), Bekenntnisbuch österreichischer Dichter*. Wien 1938, S. 56.
- Hans Kloepfer, *Da Ruß*, in: *Heimatgrüße 23 vom 17. Dezember 1915*, S. 7–8. Wiederabgedruckt nach dem Erstdruck in: Harald Salfellner, *Aber Arzt bin ich geblieben. Bilder aus dem Leben Hans Kloepfers*. Prag 2017, S. 160–161.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Mirella Kuchling, *Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation*. Unpubl. Diss. Graz 1999.

¹¹ Vgl. o. A., *Abschied von Dr. Hans Kloepfer*, in: *Völkischer Beobachter* vom 4. Juli 1944, S. 5. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=vob&datum=19440704&query=%22hans+kloepfer%22&ref=anno-search&seite=5>

¹² Peter Autengruber [u. a.], *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch*. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 189.

¹³ Vgl. Mirella Kuchling, *Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation*. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 160f.

o. A., Hans Kloepfer (1867–1944), Schriftsteller, Heimatforscher und Arzt, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Wien 1965, S. 418. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Kloepfer_Hans_1867_1944.xml

Heinz Rieder, Kloepfer, Hans, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1980, S. 112f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd119342766.html#ndbcontent>

Harald Salfellner, Aber Arzt bin ich geblieben. Bilder aus dem Leben Hans Kloepfers. Prag 2017.

Anmerkung: Umbenennung mit Beschluss vom 19.9.2024 in Julia-Pongracic-Straße.

Dr.-Hans-Spitzzy-Platzl

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Hans Spitzzy 1872–1956

Mediziner. Der gebürtige Untersteirer promovierte 1896 und arbeitete an der Kinderklinik Graz, deren chirurgisch-orthopädische Abteilung er 1906 gründete. Nach dem Kriegsdienst als Arzt ging er 1918 nach Wien. Mit Publikationen zur körperlichen Kindererziehung erlangte Spitzzy Bekanntheit. Er war Mitglied der autoritären Heimwehr und der Vaterländischen Front.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Spitzzy war ein österreichischer Chirurg und Orthopäde. Er wurde am 21. Dezember 1872 in St. Leonhard in den Windischen Büheln (Lenart, heute Slowenien) geboren und studierte in Graz Medizin. Nach der Promotion im Jahr 1896 arbeitete er als Assistent an der Grazer Universitäts-Kinderklinik. Daneben bildete er sich im damals neuen Spezialfach Chirurgische Orthopädie in Würzburg aus. Gemeinsam mit seinem dortigen Professor Albert Hoffa absolvierte er eine Studienreise in die USA. 1900 heiratete er Luise, geborene Martinz, mit der er über fünf Jahrzehnte verheiratet sein sollte.¹

1905 wurde Spitzzy zunächst Privatdozent für orthopädische Chirurgie an der Grazer Universität. Ein Jahr später gründete er die chirurgisch-orthopädische Abteilung der Grazer Universitäts-Kinderklinik und wurde deren Leiter. 1913 wechselte er an die Universität Wien, wurde aber nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs eingezogen und diente im Krieg als Oberstabsarzt an der Front. Nach dem Krieg kehrte er an die Universität zurück und übernahm zusätzlich die Orthopädische Abteilung des Kaiser-Franz-Joseph-Spitals. 1923 wurde er Direktor des Orthopädischen Spitals in Wien, dann Dozent am Institut für Turnlehrerausbildung. Als solcher widmete er sich Arbeiten auf dem Gebiet der körperlichen Erziehung, insbesondere von Kleinkindern.

Von 1923 bis 1927 lief gegen Spitzzy ein öffentlichkeitswirksames Disziplinarverfahren wegen „Steuerhinterziehung, Unterschlagung von Spitalsgebühren, ‚illegale‘ Unterbringung von bestimmten

¹ Vgl. Salzburger Nachrichten vom 20. Juli 1950.

Patienten und die Beschimpfung einer Mutter“.² Im weiteren Verlauf seiner Karriere bewegte sich Spitzzy hauptsächlich in katholischen Hochschulkreisen. Er wurde Mitglied der katholischen Akademikergemeinschaft, der österreichischen Leo-Gesellschaft, des Starhemberg-Flügels der Heimwehr und der im Austrofaschismus als Einheitspartei agierenden Vaterländischen Front, später auch der St. Lukas-Gilde und der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt.

Spitzzy bediente sich in seinen Werken oft einer sozialdarwinistisch geprägten Sprache. Er stand in engem Kontakt mit dem Rassenhygieniker Karl Gaulhofer.³ Obwohl seine Söhne NS-Funktionäre waren – der Mediziner Karl-Hermann Spitzzy war bereits im Ständestaat illegales NSDAP- und SS-Mitglied, dessen älterer Bruder war in der NS-Zeit Diplomat –, sahen die NS-Behörden Hans Spitzzy wegen seiner katholischen Prägung zunächst als nicht zuverlässig an.⁴ Nach dem Krieg blieb Spitzzy eine hochverehrte Person. Zu seinem 80. Geburtstag erhielt er den Ehrenring der Stadt Wien verliehen. Hans Spitzzy starb am 22. Juli 1956 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

Manfred Skopec – Michaela Zykan, Spitzzy, Hans, in: Werner E. Gerabek – Bernhard D. Haage – Gundolf Keil – Wolfgang Wegner (Hg.), Enzyklopädie Medizingeschichte. Berlin – New York 2005.

² Oliver Rathkolb et al., Straßennamen Wiens seit 1860 als „Politische Erinnerungsorte“. Forschungsprojektendbericht. Wien 2013.

³ Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

⁴ ÖStA/AdR, BMI, GA 120.146, Politische Beurteilung des Gaupersonalamts, 31.7.1943.

Dr.-Heschl-Weg

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Richard Ladislaus Heschl 1824–1881

Mediziner. Der gebürtige Steirer war nach Studium in Wien erst Anatomieprofessor in Olmütz/Olomouc und Krakau, ab 1863 in Graz. Heschl war in Landtag und Gemeinderat vertreten und legte den Grundstock für die Grazer histologische Präparation und das Anatomiemuseum. Nach dem Gehörzentrumspezialisten ist die „Heschl’sche Querverbindung“ im menschlichen Ohr benannt.

EKSNN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Ladislaus Heschl war ein steirischer Pathologe und Anatom. Er wurde am 5. Juli 1824 in Welsdorf bei Fürstenfeld geboren. Zum Studieren ging er nach Wien, wo er 1849 das Medizinstudium abschloss. Danach arbeitete er zunächst in Wien als Operationszögling und wurde bald Assistent des hochangesehenen Anatomen Carl von Rokitansky. 1854 wurde Heschl – gerade 30 Jahre alt – bereits Anatomieprofessor im mährischen Olmütz (Olomouc, heute Tschechien). Als nächste Station folgte Krakau (Krakow, heute Polen). 1863 kehrte Heschl schließlich in die Steiermark zurück und übernahm die Leitung des pathologisch-anatomischen Instituts an der neu errichteten Medizinischen Fakultät der Universität Graz, deren erster Dekan er wurde. Heschl gründete das Pathologisch-anatomische Museum und bestückte es mit rund 3.000 Präparaten, darunter eine große Schädelammlung. 1875 verließ er die steirische Hauptstadt wieder und wechselte nach Wien, wo er als Ordinarius für pathologische Anatomie unterrichtete. Neben der Lehrtätigkeit an der Universität widmete sich Heschl der Forschung, wobei sein Hauptaugenmerk dem menschlichen Gehörzentrum im Gehirn gehörte. Die Heschl’sche Windung (Heschl-Querwindung) in der primären Hörrinde ist nach ihm benannt.

Richard Heschl betätigte sich über viele Jahre hinweg auch politisch. Er war in seinen Grazer Jahren unter anderem im Gemeinderat (1872–1873) wie auch Abgeordneter im Steiermärkischen Landtag und Mitglied des Landesausschusses. Später war er im Niederösterreichischen Sanitätsrat vertreten. Richard Heschl starb am 26. Mai 1881 in Wien.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSNN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindegelbstverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Diplomarb. Graz 2010.

Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

Dr.-Ignaz-Scarpatetti-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Ignaz von Scarpatetti zu Unterwegen 1866–1922

Mediziner. Der im Schweizer Kanton Glarus geborene Nervenarzt kam 1896 nach Graz und leitete ab 1902 sein Privatsanatorium Schweizerhof für Nervenranke, den heutigen Steiermarkhof. Scarpatetti war lokalpolitisch in den Gemeinden Eggenberg und Wetzelsdorf aktiv. Er starb im Schloss Plankenwarth bei St. Oswald, das er 1913 erwarb und zum Sanatorium ausbaute.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ignaz Scarpatetti war ein Grazer Nervenarzt. Ignaz von Scarpatetti zu Unterwegen stammte aus einer alteingesessenen Adelsfamilie, die ursprünglich Scharpatett geheißen hatte. Er wurde im Jahr 1866 in Glurns geboren, studierte Medizin und promovierte 1892.¹ Scarpatetti spezialisierte sich als Nervenarzt und nahm eine Stelle an der psychiatrisch-neurologischen Klinik in Innsbruck unter Gabriel Anton an. 1894 ging er an die Anstalt „Pergine“ in Trient (Trento). 1896 kam er nach Graz und wurde ordinierender Arzt an der Anstalt Feldhof (heute Landesnervenklinik Sigmund Freud) in Graz. 1900 wurde er dort Primararzt.

Scarpatetti verfasste mehrere richtungsweisende Fachpublikationen. In seiner Abhandlung „Das Irrenwesen in Steiermark“ von 1899 kritisierte Scarpatetti den massiven Platzmangel in der Anstalt Feldhof und dessen Folgen wie Krankheitsübertragungen, Personalmangel und allgemeine chaotische Zustände. Der Feldhof verzeichnete eine hohe Mortalitätsrate bei den Patienten sowie häufige Verletzungen und Suizide. Wenige Jahre später quittierte Scarpatetti seinen Dienst in der Anstalt und eröffnete den „Schweizerhof“ – ein Privatsanatorium für „Nervenranke“ aus den höheren Gesellschaftsschichten – in der Krottendorferstraße in Wetzelsdorf. Das Sanatorium hieß später Villa Dora (nach seiner Frau) und in weiterer Folge „Westende“.

Er war Obmann des Verschönerungsvereines in Eggenberg und später bis 1919 auch in Wetzelsdorf. Darüber hinaus war er bei zahlreichen anderen Verbänden und Vereinen aktiv. 1913 kaufte er das

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 9. Jänner 1922.

heruntergekommene Schloss Plankenwarth, ließ es renovieren und richtete darin ein Erholungsheim ein, das bis 1954 bestand. Ignaz Scarpatetti starb am 8. Jänner 1922 auf Schloss Plankenwarth an den Folgen einer Herzattacke.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Carlos Watzka, Die „Landes-Irrenanstalt Feldhof bei Graz“ und ihre Insassen 1874–1913, in: Blätter für Heimatkunde 80/1/2006.

Dr.-Johannes-Ude-Gasse

Datum der Benennung

29.5.1980

Text der Zusatztafel

Johannes Ude 1874–1965

Priester, Theologe. Der gebürtige Kärntner lehrte nach Priesterweihe 1900 und vierfacher Promotion an der Universität Graz bis 1936 an deren Theologischer Fakultät. Der Lebensreformer und Pazifist vertrat seine Ideale als Redner und Publizist. Obwohl 1933 der NSDAP beigetreten, war er in der NS-Zeit mehrfach in Haft und wurde der Steiermark verwiesen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johannes Ude wurde als eines von elf Kindern des Volksschullehrers Peter Ude (1846–1933) und dessen Frau Hedwig, geb. Wresnigg (1852–1927), am 28. Februar 1874 in St. Kanzian am Klopeinersee (Kärnten) geboren. 1877 übersiedelte er mit den Eltern nach St. Margarethen am Silberberg (heute Noreia), wo der Vater eine Anstellung als Schulmeister bekommen hatte. Nach drei Klassen im Privatgymnasium des Benediktinerstiftes St. Lambrecht absolvierte er die vierte Klasse im fürstbischöflichen Knabenseminar in Graz, die Oberstufe dann im k. k. II. Staatsgymnasium (heute BG/BRG Lichtenfelsgasse), wo er 1894 die Matura mit Auszeichnung ablegte. Daran schlossen sich vier Jahre eines Theologie- und drei Jahre eines Philosophie-Studiums an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom: Dr. phil. 1897, Dr. theol. 1901. Zu Allerheiligen 1900 wurde er zum Priester geweiht und war nach der Rückkehr vom September 1901 bis 1902 Kaplan in Fernitz, 1902 bis 1910 dann Präfekt am fürstbischöflichen Knabenseminar.

Ab 1902 nahm er in Graz das Studium der Zoologie und Botanik an der Universität Graz auf (Promotion 1907 mit der Dissertation „Beiträge zur Anatomie und Histologie der Süßwassertricliden“ zum Dr. rer. nat.). Zudem studierte er Nationalökonomie und Staatswissenschaften und erwarb 1923 mit der Dissertation „Das Wirtschaftsideal des Volks- und Staatshaushaltes“ den vierten Dokortitel. 1905 habilitierte er sich für aristotelisch-thomistische Philosophie und spekulative Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Universität Graz und war bis 1910 Privatdozent, anschließend ao. Univ.-Prof. und ab 1917 o. Univ.-Prof. 1907 kam es bei Udes Promotion zum Dr. rer. nat. zu Auseinandersetzungen mit deutschnationalen Burschenschaftsstudenten, die mit Gewalt Udes

Begleitung, die wie er selbst der katholischen Verbindung „Carolina“ angehörte, an der Teilnahme am Festakt hinderten.¹

Ude, seit 1894 Nichtraucher, seit 1907 Vegetarier und mindestens seit der Jahrhundertwende Abstinenzler, war 1913 auch Mitbegründer eines „alkohol- und nikotinfreien Speisehauses“ am Grazer Bischofsplatz. Lebenslang focht er seinen Kampf gegen Alkohol, Fleischkonsum, Rauchen und Prostitution aus, verbunden mit einem – als Folge seiner Weltkriegserfahrungen als Sanitäter – entschiedenen Eintreten für den Pazifismus. Die lebensreformerische Agitation führte u. a. 1917 zur (Mit-)Gründung des Vereins „Österreichs Völkerwacht“, „den der Theologe zur Durchsetzung seines radikalen Kurses im katholisch-christlichen Segment instrumentalisierte“². Im Selbstverlag des Vereins erschienen neben den lebensreformerischen Broschüren auch explizit politische, so Udes Pamphlet „Die Judenfrage“ (1920) „als Höhepunkt kruder antisemitischer Polemik“³. In öffentlichen Vorträgen und Predigten und in den Heften vermochte er zwar eine enorme Breitenwirkung zu erzielen und Sympathisanten um sich zu scharen, geriet allerdings zunehmend in Konflikt mit der lokalen Amtskirche.

Ab der Mitte der 1920er-Jahre verstärkte sich die Skepsis des steirischen politischen Katholizismus gegen den „Savonarola von Graz“. Insbesondere mit der 1926 erfolgten Gründung des „Wirtschaftsvereins für Österreich“, aus dem 1927 der „Ude-Verband – Bund gegen Korruption“ hervorging, entstand der „kirchlich favorisierten ‚Einheitsliste‘ aus Christlichsozialen, Großdeutscher Volkspartei und NSDAP unter Führung von Prälat Ignaz Seipel“⁴ eine unwillkommene Konkurrenz bei den Nationalratswahlen. Vor allem nach der Bestellung von Ferdinand Pawlikowski zum Bischof (1927) begann eine langjährige Auseinandersetzung zwischen der Amtskirche und dem aufmüpfigen Ude: 1929 wurde ihm die Predigerlaubnis entzogen und jede politische Betätigung und der Auftritt auf öffentlichen Versammlungen verboten, 1930 auch jener vor Studierenden. 1934 kam es zu einer zwangsweisen Beurlaubung als Universitätsprofessor und aufgrund der Einflussnahme Pawlikowskis zur Verhinderung von Auslandsvorträgen. 1935 wurde das Redeverbot wieder aufgehoben, allerdings nur in Form einer Zulassung als Privatdozent. In der Folge wurde ihm die Lehre wiederum von den kirchlichen Behörden entzogen.

¹ Vgl. Michaela Sohn-Kronthaler, Zur Biographie von DDDDr. Johannes Ude (1874–1965) und zur Bedeutung seines Protestbriefs gegen die nationalsozialistischen Novemberpogrome 1938, in: Michaela Sohn-Kronthaler – Leopold Neuhold (Hg.), DDDDr. Johannes Ude (1874–1965). Pazifist – Lebensreformer – Priesterpolitiker. Anstoß damals wie heute? Graz 2019, S. 13–31, hier S. 19.

² Reinhard Farkas, Johannes Ude und die Amtskirche. Chronologie und Analyse eines Konflikts, in: Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs 47/1997, S. 253–276, hier S. 256. Online verfügbar unter: https://www.landesarchiv.steiermark.at/cms/dokumente/11680062_77969250/b8c2cb42/253%20bis%20276%20aus%20Mitteilungen%2047-Johannes%20Ude%20und%20die%20Amtskirche.pdf

³ Reinhold Farkas, „Völkerwacht“ und „Weißes Kreuz“. Katholisches Vereinswesen um Johannes Ude und Max Josef Metzger, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 107/2016, S. 185–208, hier S. 197. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugrfodok/content/titleinfo/3444001/full.pdf>

⁴ Farkas, Ude und die Amtskirche, S. 261.

Ude hegte anfangs durchaus Sympathien für den Nationalsozialismus;⁵ 1938 warb er für ein „Ja“ zum Anschluss und Gauleiter Uiberreither setzte sich für Udes Verbleib an der Universität ein. Nach der „Reichskristallnacht“ wurde er zum Gegner des Nationalsozialismus und verfasste einen Protestbrief an Uiberreither, in dem er „die banditenartigen [...] Überfälle auf die jüdischen Synagogen, auf die jüdischen Zeremonienhallen und auf die jüdischen Geschäfte, die man in Brand gesteckt, zertrümmert und entehrt hat. Das ist in meinen Augen kommunistisch-bolschewistisches Vorgehen, das in einem Rechtsstaate niemals in einem so ungeheuren Ausmaß vorkommen dürfte. [...] Denn auch dem Feind und Gegner gegenüber schulden wir Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit.“⁶ Als Udes Brief in der französischen Exilzeitschrift „Nouvelles d’Autriche“ veröffentlicht wurde, musste er am 28. März 1939 bei der Gestapo erscheinen und einen Gauverweis nach „Oberdonau“ zur Kenntnis nehmen. Er wechselte nach Grundlsee und blieb dort bis zu seinem Tod ehrenamtlicher Seelsorger. In einem Brief vom 24. April 1939 an den Reichsstatthalter Josef Bürckel beteuert er, dass er sich in seinem Handeln von Hitlers „Mein Kampf“ habe leiten lassen, in dem davon die Rede sei, bei einer „gegebene(n) Gefahr“ „vor der Oeffentlichkeit gegen das Uebel auf- und für seine Heilung einzutreten“⁷.

Nach einer NS-kritischen Predigt wurde er vom 3. September bis 28. Oktober 1939 in Linz inhaftiert, 1944 dann aufgrund eines als Brief an Freunde verteilten Memorandums „Über den Weg zum allgemeinen Frieden“ erneut verhaftet und wegen „Wehrkraftzersetzung“ und „Feindbegünstigung“ in Linz und dann in Wels eingekerkert. Zur Umsetzung der drohenden Todesstrafe kam es schließlich nicht mehr, er wurde Ende April 1945 aus dem Gefängnis befreit.⁸ Nach dem Krieg wurde er zwischen 1947 und 1962 26-mal (erfolglos) für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Als Kandidat für die Bundespräsidentenwahl 1951 erreichte er allerdings nur etwas über 5.000 Stimmen. Johannes Ude starb am 7. Juli 1965 in Grundlsee und wurde auf dem dortigen Ortsfriedhof begraben.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

⁵ „Es kann also nach meiner wohlbegründeten Überzeugung ein überzeugter Katholik innerhalb der nationalsozialistischen Partei mitarbeiten, ohne seine katholische Überzeugung zu verletzen. [...] Ich will zur Wahrheit und Gerechtigkeit stehen und glaube, dafür auch innerhalb Ihrer Partei mich betätigen zu können, ohne deshalb meine Ansichten aufgeben zu müssen, falls ich mich als Mitglied erkläre.“ Nicht abgeschickter Brief an den Gauinspektor der NSDAP Fritz Knaus (1888–1945) v. 6.4.1933, in: Johannes Ude, Zu meinem vollendeten sechzigsten Lebensjahre. (Erinnerungen aus meinem Leben). Typoskript, 2 Bde., Universitätsbibliothek Graz, Sondersammlung, HB15-095:Ms2217, S. 204–209, hier S. 204f. und 206.

⁶ Ausschnittsweises Faksimile der Abschrift des Protestbriefs bei Sohn-Kronthaler, Biographie, S. 26.

⁷ Christof Müller, Johannes Ude im Fadenkreuz der Nationalsozialisten zwischen 1939 und 1945, in: Michaela Sohn-Kronthaler – Leopold Neuhold (Hg.), DDDr. Johannes Ude (1874–1965). Pazifist – Lebensreformer – Priesterpolitiker. Anstoß damals wie heute? Graz 2019, S. 34–40, hier S. 34.

⁸ Zu den Details vgl. Müller, Ude im Fadenkreuz, S. 37–39.

Literatur

Reinhard Farkas, Johannes Ude und die Amtskirche. Chronologie und Analyse eines Konflikts, in: Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs 47/1997, S. 253–276. Online verfügbar unter: https://www.landesarchiv.steiermark.at/cms/dokumente/11680062_77969250/b8c2cb42/253%20bis%20276%20aus%20Mitteilungen%2047-Johannes%20Ude%20und%20die%20Amtskirche.pdf

Reinhold Farkas, „Völkerwacht“ und „Weißes Kreuz“. Katholisches Vereinswesen um Johannes Ude und Max Josef Metzger, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 107/2016, S. 185–208. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugrfodok/content/titleinfo/3444001/full.pdf>

Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. 3. Aufl. Graz 1994, S. 172.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christof Müller, Johannes Ude im Fadenkreuz der Nationalsozialisten zwischen 1939 und 1945, in: Michaela Sohn-Kronthaler – Leopold Neuhold (Hg.), DDDr. Johannes Ude (1874–1965). Pazifist – Lebensreformer – Priesterpolitiker. Anstoß damals wie heute? Graz 2019, S. 34–40.

Reinhard Müller, Nachlass Johannes Ude. Biographie. Online verfügbar unter: <https://agso.uni-graz.at/nachlass/ude-johannes-signatur-37/>

Michaela Sohn-Kronthaler, Zur Biographie von DDDr. Johannes Ude (1874–1965) und zur Bedeutung seines Protestbriefs gegen die nationalsozialistischen Novemberpogrome 1938, in: Michaela Sohn-Kronthaler – Leopold Neuhold (Hg.), DDDr. Johannes Ude (1874–1965). Pazifist – Lebensreformer – Priesterpolitiker. Anstoß damals wie heute? Graz 2019, S. 13–31.

Johannes Ude, Zu meinem vollendeten sechzigsten Lebensjahre. (Erinnerungen aus meinem Leben). Typoskript, 2 Bde., Universitätsbibliothek Graz, Sondersammlung, HB15-095:Ms2217.

Dr.-Kamniker-Straße

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Franz Kamniker 1870–1928

Mediziner, Politiker. Nach Studium in Graz leitete er ab 1899 die Krankenhauschirurgie seiner Geburtsstadt Radkersburg. Ab 1921 war er dort Bürgermeister, ab 1923 Abgeordneter zum Steiermärkischen Landtag. Kamniker sorgte als Südsteiermark-Experte der Delegation der Konferenz in St. Germain dafür, dass Radkersburg samt Umland 1919 bei Österreich verblieb.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Kamniker war ein in Radkersburg wirkender Mediziner und Politiker. Er wurde am 16. September 1870 in Radkersburg geboren. 1889 maturierte er in Graz und absolvierte ebendort ein Medizinstudium. Während seiner Studienzeit gehörte er der Burschenschaft Marcho-Teutonia an, die seine Persönlichkeit stark geprägt haben soll. 1899 übernahm Kamniker die Leitung der Chirurgischen Abteilung im LKH Radkersburg und engagierte sich hier ab 1901 auch im Gemeindeausschuss. 1905 wurde er Mitglied des Bezirksschulrates, 1908 des Ortsschulrates.

Kamniker war in zahlreichen Vereinen aktiv, so war er Obmann der Südmark-Ortsgruppe Radkersburg (bis 1921) und des Gesang- und Musikvereins sowie Obmannstellvertreter des Schulvereins. Er war auch über Jahre hinweg Obmann des Verbandes der Spitalsärzte außer Graz und Kammerobmannstellvertreter der Steiermärkischen Ärztekammer, 1901 übernahm er auch den Posten des Obmannstellvertreters im „Deutschen Volksverein für Radkersburg und Umgebung“, der sich gegen die Emanzipation der Slawen und der slawischen Sprache sowie gegen die stärker werdende Sozialdemokratie richtete. Dieser Verein trat selbst zwar nicht antisemitisch auf, allerdings vertrat er dezidiert deutschnationale Positionen.

1913 wurde Kamniker Bürgermeister-Stellvertreter in Radkersburg. Im Ersten Weltkrieg war er als Regimentsarzt und als Leiter der Rotkreuzspitäler in Radkersburg sowie als Chefarzt der Bezirkskrankenkasse im Einsatz. 1918 wurde er Wirtschaftskommissär des provisorischen Bezirkswohlfahrtsausschusses und agitierte bereits in dieser Position gegen Gebietsforderungen Sloweniens. Er setzte sich auch federführend dafür ein, dass Radkersburg sich am 31. Oktober 1918

zu Deutschösterreich gehörend deklarierte. Sein Kampf gegen eine slowenische Besetzung der Grenzgebiete führte dazu, dass er mehrmals verhaftet wurde und 1919 Radkersburg zur eigenen Sicherheit verlassen musste. 1919 gehörte er der deutschösterreichischen Friedensdelegation an und es ist wohl sein Verdienst, dass das südsteirische Gebiet zwischen Radkersburg und Spielfeld heute Teil Österreichs und nicht Sloweniens ist. 1921 wurde Kamniker Bürgermeister von Radkersburg und 1923 in den steirischen Landtag gewählt.

Politisch betrachtet war Kamniker zwar dem „Großdeutschen Lager“ zuzurechnen, fiel aber in seiner gesamten politischen Karriere nie durch antisemitische Äußerungen auf. In seiner Funktion als Bürgermeister und auch in seinen verschiedenen davor ausgeübten Ämtern exponierte sich Kamniker allerdings deutschnational und setzte sich für die Bewahrung des „deutschen“ Charakters der Region ein. Mit dem von ihm gegründeten „Deutschen Volksverein“, aus welchem sich die großdeutsche Volkspartei von Radkersburg entwickelte, legte Kamniker mit seinen Mitstreitern auch die Grundlage für die Anschlussbewegung in der Region. Dr. Franz Kamniker starb am 2. Februar 1928 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wolfgang Bahr, Bekannte Burschenschafter, in: Martin Graf (Hg.), 150 Jahre Burschenschaften in Österreich. Gestern – heute – morgen. Graz 2009, S. 207f.

Siegfried Beer – Eduard Staudinger, Grenzziehung per Analogie, in: Stefan Karner – Gerald Schöpfer (Hg.), Als Mitteleuropa zerbrach. Graz 1990, S. 133–152.

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 132f.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hermann Kurahs, Verwehrte Heimat. Die jüdische Geschichte Radkersburgs vom Mittelalter bis zur Gegenwart (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 63). Wien 2014.

Hermann Kurahs – Erwin Reidinger – Sepp Szedonja – Johann Wieser, Radkersburg. Naturraum und Bevölkerung. Geschichte. Stadtanlage. Architektur. Bad Radkersburg 1997.

o. A., Kamniker, Franz, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. III. Wien – Graz 1963, S. 210.

Dr.-Karl-Böhm-Allee

Datum der Benennung

7.2.1980

Text der Zusatztafel

Karl Böhm 1894–1981

Dirigent. Böhms Karriere begann 1917 in seiner Geburtsstadt Graz. Er war Musikdirektor zahlreicher deutscher Ensembles, 1938 begrüßte er den „Anschluss“ und stellte sich in den Dienst des NS-Regimes. 1943–1945 und nochmals 1955–1956 war er Direktor der Wiener Staatsoper. Böhm prägte jahrzehntelang Musikfestspiele wie jene in Bayreuth oder Salzburg.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Böhm wurde am 28. August 1894 in dem nach dem Vater benannten „Böhm-Schlössl“ in Graz (Schulgasse 7, später Kernstockgasse 21) als ältester Sohn¹ des Rechtsanwalts und Hobby-Sängers Leopold Böhm (1865–1933) und dessen Ehegattin Sophie, geb. Franz (1873–1952), der Tochter des Deutschlandsberger Papierfabrikanten Karl Schranz, geboren. Er studierte Klavier und Musiktheorie in Graz, ab 1913 als Privatschüler Eusebius Mandyczewkis (1857–1929) Harmonielehre, Kontrapunkt und Komposition in Wien. Zudem begann er auf Wunsch des Vaters ein Studium der Rechtswissenschaften (ohne Vorlesungsbesuch), das er 1919 in Graz mit der Promotion abschließen sollte. Im Ersten Weltkrieg war er Korporal, dann Zugführer beim Trainbataillon Nr. 3 in Graz; nach einem Unfall mit seinem Pferd und aufgrund eines Gefälligkeitsgutachtens (Tbc-Verdacht)² wurde er 1916 als dienstuntauglich entlassen.

Böhms musikalische Karriere begann als Korrepetitor an der Grazer Oper, als Dirigent war er Autodidakt und debütierte am 18. März 1917 mit der Oper „Der Trompeter von Säckingen“ von Viktor Nessler (1841–1890). Nach weiteren Konzerten und Opernaufführungen wurde er 1919 zum 1. und 1920 zum 2. Kapellmeister am Grazer Stadttheater bestellt. 1921 kam er an die Wiener Staatsoper und wurde alsbald durch die Unterstützung des (1938 emigrierten) Direktors Bruno Walter (1876–1962) als 3. Kapellmeister nach München verpflichtet. 1927 avancierte er zum

¹ Der Bruder Walter (1899–1964) war mit Elisabeth Hansa (1900–1990) verheiratet und Arzt im bekannten Grazer Sanatorium, Leopold jun. (1896–1977) folgte seinem Vater als Rechtsanwalt nach.

² Vgl. Karl Böhm, Ich erinnere mich ganz genau. Autobiographie. Erw. Neuauf. Wien – München – Zürich 1974, S. 32f.

Generalmusikdirektor des Hessischen Landestheaters in Darmstadt, wo er sich u. a. als „Pionier der Moderne“ (Krenek, Hindemith, Bergs „Wozzek“) profilierte. 1931 wechselte er nach Hamburg, wo sich die Beziehung zu Richard Strauss (1864–1949) vertiefte.

Im Mai 1933 wurde Böhm mit seinem Einverständnis durch den „Reichsorganisationsleiter des Kampfbundes für deutsche Kultur“, Hans Hinkel (1901–1960), in den Vorstand der „Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände“, die auf die NS-Richtlinien ausgerichtet werden sollte, aufgenommen.³ Obwohl sich Böhm nie zu einem NSDAP-Beitritt bereit erklärte, setzte sich Hitler 1933 für eine Entlassung aus dem Hamburger Vertrag ein, damit der Dirigent ab 1934 als Direktor der Semperoper und Leiter der Sächsischen Staatskapelle in Dresden installiert werden konnte – und zwar als Nachfolger des durch lokalen Terror unter Mitwirkung von Kolleginnen und Kollegen aus dem Amt verdrängten und letztlich emigrierten Fritz Busch (1890–1951). Am 24. Juni 1935 war Böhm der Dirigent der Uraufführung von Richard Strauss’ „Die schweigsame Frau“ in Dresden, die für Strauss aufgrund von dessen von der Gestapo abgefangenen Briefs an den Librettisten Stefan Zweig den Verlust des Postens als Reichsmusikkammer-Präsident nach sich zog. Am Reichsparteitag der NSDAP (8. September 1936) dirigierte Böhm Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“, nach dem Anschluss begrüßte er am 30. März 1938 im Wiener Konzerthaus beim „Ersten festlichen Konzert im neuen deutschen Reich“ der Wiener Symphoniker das Publikum mit dem Hitlergruß und trat auch ansonsten bisweilen publizistisch für den Nationalsozialismus ein.

Mit 1. Jänner 1943 wechselte Böhm von Dresden als Direktor der Wiener Staatsoper nach Wien, wobei sich in der Folge einige Konflikte mit Rainer Schlösser (1899–1945) und Joseph Goebbels (1897–1945) bei der Auswahl von Künstlern ergaben, desgleichen machte er sich durch Besuche bei dem in die Schweiz transferierten einzigen Sohn Karlheinz (1929–2014) verdächtig. Dennoch konnte er über Vermittlung von Baldur von Schirach (1907–1974) mit seiner – 1927 in München geheirateten – Ehefrau Thea (1903–1981) die von Paul Regenstreif arisierte „Villa Gessner“ beziehen, die allerdings wie vereinbart 1946 rückerstattet wurde. Im August 1944 verhinderte die Aufnahme in die „Gottbegnadeten-Liste“ (als einer von 15 Dirigenten) einen möglichen Kriegsdienst oder Arbeitseinsatz. Anfang 1945 floh das Ehepaar Böhm von Wien an den Attersee zur Schauspielerin Käthe Dorsch (1890–1957) und übersiedelte dann nach Graz, wo es aufgrund der im Krieg erfolgten „unglückliche[n] Beteiligung in einer Fettfabrik in Dresden, in der ich mein ganzes erspartes Geld angelegt hatte“⁴, zu massiven finanziellen Problemen kam. Das nach einem

³ Archivquellen und Publikationszitate zu Karl Böhms NS-Zeit finden sich vor allem im Grundlagenwerk von Fred K. Prieberg, Handbuch Deutsche Musiker 1933–1945. PDF auf CD-Rom. Kiel 2004, S. 602–611. Online verfügbar unter: https://archive.org/stream/bib130947_001_001/bib130947_001_001_djvu.txt. Vgl. auch zusammenfassend und mit weiteren Quellen: Alexander Pinwinkler, Prof. Dr. Karl Böhm, in: Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus. Biografische Recherchen zu NS-belasteten Straßennamen der Stadt Salzburg. Online verfügbar unter: <https://www.stadt-salzburg.at/ns-projekt/ns-strassennamen/prof-dr-karl-boehm>

⁴ Böhm, Autobiographie, S. 144.

Entnazifizierungsverfahren ausgesprochene Dirigier- und Auftrittsverbot wurde 1947 aufgehoben, im Februar 1948 kam es zu einem ersten Auftritt an der Mailänder Scala, dem viele internationale Dirigate folgten.

1950 bis 1953 fungierte Böhm als Co-Direktor und musikalischer Oberleiter des deutschen Gastspiels am Teatro Colón in Buenos Aires. 1955 wurde Böhm abermals zum Direktor der Wiener Staatsoper ernannt, musste aber im Jahr darauf aufgrund von Protesten gegen seine Aussage, „dass er seine internationale Karriere nicht dem Wiener Opernhaus opfern werde“⁵, zurücktreten und war hier ab 1957 nur noch Gastdirigent. In diesem Jahr trat er auch erstmals mit dem „Don Giovanni“ in der Metropolitan Opera auf und erwarb sich in den 1950er- und 1960er-Jahren zusammen mit dem „Wiener Mozartensemble“ einen besonderen Ruf als Mozartinterpret, aber auch Strauss, Wagner und die „Klassiker der Moderne“ wie Berg oder Einem zählten zu seinem Repertoire. Er „dirigierte in rund 140 Städten in vier Kontinenten, unter anderem über 600 Mal in der Bayerischen Staatsoper, 338 Mal in Salzburg (darunter 282 Opernabende) und 122 Mal an der Wiener Staatsoper.“⁶ 1964 wurde er zum „Generalmusikdirektor“ ernannt und konnte eine Vielzahl von Ehrungen und Preisen entgegennehmen, desgleichen wurden unterschiedlichste Benennungen vollzogen.

Böhms sehr an der eigenen Karriere orientierte und opportunistische Rolle im NS-Kulturbetrieb stieß erst in den letzten Jahren verstärkt auf Kritik; öffentliche Resonanz rief insbesondere auch das von Paulus Hochgatterer (geb. 1961) verfasste und vom Puppenspieler Nikolaus Habjan (geb. 1987) 2018 im Grazer Schauspielhaus erstmals inszenierte und realisierte Puppentheater-Stück „Böhm“ hervor.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl Böhm, Ich erinnere mich ganz genau. Autobiographie. Erw. Neuaufl. Wien – München – Zürich 1974.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alexander Pinwinkler, Prof. Dr. Karl Böhm, in: Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus. Biografische Recherchen zu NS-belasteten Straßennamen der Stadt Salzburg. Online verfügbar unter:

<https://www.stadt-salzburg.at/ns-projekt/ns-strassennamen/prof-dr-karl-boehm>

Fred K. Prieberg, Handbuch Deutsche Musiker 1933–1945. PDF auf CD-Rom. Kiel 2004, S. 602–611.

Online verfügbar unter:

https://archive.org/stream/bib130947_001_001/bib130947_001_001_djvu.txt

⁵ Pinwinkler, Böhm, S. 13.

⁶ Wien Geschichte Wiki, Karl Böhm. Online verfügbar unter:
https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Karl_B%C3%B6hm

Wien Geschichte Wiki, Karl Böhm. Online verfügbar unter:
https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Karl_B%C3%B6hm

Dr.-Karl-Lueger-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Karl Lueger 1844–1910

Politiker. Der 1870 in Wien promovierte Jurist war erst liberaler Abgeordneter im Wiener Gemeinderat, Landtag und Reichsrat, ehe er 1893 die Christlichsoziale Partei gründete und 1897–1910 als Wiener Bürgermeister fungierte. In seiner Amtszeit entwickelte sich die Stadt zu einer modernen Metropole. Zugleich war Antisemitismus ein Eckpfeiler in Luegers Politik.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Lueger wurde am 24. Oktober 1844 in Wien in ärmlichen Verhältnissen als Sohn eines Saaldieners am Wiener Polytechnikum geboren. Er studierte bis 1870 Jura und war in seiner Studienzeit Mitglied der farbtragenden Verbindung Hilaritas, in späterer Zeit (ab 1900) war er Ehrenmitglied der katholisch-deutschen Studentenverbindung Norica.¹ Seine Arbeit als Rechtsanwalt war von seinem Einsatz für die „kleinen Leute“ geprägt, was ihm auch Bekanntheit verschaffte. Seine politische Laufbahn begann 1875 als Kandidat der liberalen Partei im Wiener Gemeinderat, ab 1885 war er auch im Reichsrat.

Lueger distanzierte sich immer mehr von den Idealen der Liberalen und wandte sich einem populistischen Antisemitismus zu, der ihn ab 1887 zum bekennenden Antisemiten machte. 1893 gründete er die Christlichsoziale Partei. Der in ihr verbreitete Antisemitismus war seit den Gründungstagen vor allem konfessionell-katholisch geprägt. Lueger selbst entdeckte im Laufe seiner politischen Karriere „die Zugkraft des Antisemitismus, gerade bei den verarmten Kleinbürgern, die für ihre Notlage hauptsächlich die Juden verantwortlich machten [...]“² Unter Lueger wurde der Antisemitismus in Kombination mit und als Zeichen des ebenfalls von der Partei propagierten Antiliberalismus zu einem starken Pfeiler der Christlichsozialen Bewegung und Mobilisierung. Dieser Antisemitismus der Christlichsozialen war vor allem gegen die Sozialdemokratie gerichtet und sollte

¹ Vgl. Robert Hein, Studentischer Antisemitismus in Österreich (= Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte 10). Wien 1984, S. 150.

² Herbert Rütgen, Antisemitismus in allen Lagern. Publizistische Dokumente zur Ersten Republik Österreich 1918–1938. Diss. Graz 1989, S. 79.

bei der Wählerschaft eine Differenzierung zwischen Judentum und Österreicherinnen und Österreichern hervorrufen – die Wählerschaft sollte sich für die österreichische Vertretung, also für die Christlichsozialen, entscheiden. Als Lueger 1897 zum Bürgermeister gewählt wurde, verweigerte Kaiser Franz Joseph I. zunächst die Anerkennung, beugte sich aber der Intervention des Papstes.

In seiner Amtszeit als Wiener Bürgermeister widmete sich Lueger v. a. dem Ausbau moderner kommunaler Infrastruktur und moderner Verwaltung, so z. B. dem Aufbau der Wiener Gas- und Elektrizitätsversorgung, der Verkehrsbetriebe, der sozialen Fürsorge oder der zweiten Hochquellenleitung. Andererseits war er ein vehementer Gegner offener Lösungsversuche im Nationalitätenkonflikt und Förderer antisemitischer Strömungen, z. B. durch den Einsatz antisemitischer Bücher an Schulen. Karl Lueger starb am 10. März 1910 in Wien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Hein, Studentischer Antisemitismus in Österreich (= Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte 10). Wien 1984.

Elke Kimmel, Lueger, Karl, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Band 2/2: Personen L–Z. Berlin 2009, S. 498.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Oliver Rathkolb – Florian Wenninger, Politik, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 134–171.

Herbert Rütgen, Antisemitismus in allen Lagern. Publizistische Dokumente zur Ersten Republik Österreich 1918–1938. Diss. Graz 1989.

Anmerkung: Umbenennung mit Beschluss vom 22.1.2026 in Maria-Matzner-Straße.

Dr.-Lemisch-Straße

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Arthur Lemisch 1865–1953

Politiker. In St. Veit/Glan geboren, saß der Jurist nach Studien in Innsbruck und Graz 1897–1906 für die Deutsche Volkspartei im Reichsrat. Nach dem Ersten Weltkrieg führte der überzeugte Deutschnationale Kärnten 1918–1921 als Landesverweser und war maßgeblich am Abwehrkampf und der Volksabstimmung 1920 beteiligt. 1927–1931 war Lemisch Kärntner Landeshauptmann.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Arthur Lemisch war ein deutschnational gesinnter und maßgeblich am Kärntner Abwehrkampf beteiligter Politiker. Er wurde am 4. Februar 1865 in St. Veit an der Glan geboren. In Klagenfurt absolvierte er das Gymnasium, um anschließend Rechtswissenschaften in Innsbruck und Graz sowie an der Hochschule für Bodenkultur in Wien zu studieren. Schon während seiner Gymnasialzeit und auch während seines Studiums war er als Burschschafter aktiv, übte bei der Suevia in Innsbruck zwischen 1882 und 1888 auch drei Mal das Amt des Sprechers aus. Auch wenn Lemisch selbst dezidiert dafür eintrat, keine Juden in die Organisation aufzunehmen, stand er dem Kreis um Schönerer und dessen Antisemitismus distanziert gegenüber. Während seiner nur ein Semester dauernden Studienzeit in Graz gehörte er der Burschenschaft Stiria an.

1896 wurde Lemisch Landtagsabgeordneter, 1897 bis 1906 war er als Mitglied der Deutschen Volkspartei für das Land Kärnten Reichsratsabgeordneter, um dann wieder in die Landespolitik zu wechseln. Auch in die Badeni-Unruhen war er als Sekundant Wolfs bei dessen Duell mit Badeni aktiv involviert – als Burschschafter der konservativen Seite hieß er das Duellwesen gut. Während des Ersten Weltkrieges versah er aufgrund seines fortgeschrittenen Alters „kriegswirtschaftliche Aufgaben“ an der sogenannten „Heimatfront“. Seine großdeutsche, deutschnationale Gesinnung zeigte sich nach dem Ersten Weltkrieg, als er Anschlussforderungen stellte.

1918 bis 1921 hatte Lemisch das Amt des Kärntner Landesverwesers inne und tat sich in dieser Zeit besonders in den Kärntner Abwehrkämpfen hervor, die er federführend steuerte. Von 1927 bis 1931 war Lemisch Landeshauptmann von Kärnten, dem Kärntner Landtag gehörte er von 1896 bis 1935 an.

Zu seiner Rolle während der NS-Zeit ist nur bekannt, dass er als Förderer des Turngaues Sportplätze für die Jugend gespendet haben soll. Arthur Lemisch starb am 29. Oktober 1953 in St. Veit.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Adalbert Aigner, Anmerkung der Schriftleitung, in: AULA 28/12/1978, S. II.

Günther Cerwinka, Männer aus unseren Reihen. Dem Burschenschaftler Arthur Lemisch zur 25. Wiederkehr seines Todestages, in: AULA 28/12/1978, S. I–II.

Robert Hein, Studentischer Antisemitismus in Österreich (= Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte 10). Wien 1984.

Anton Kreuzer, Kärntner Porträts. 100 Lebensbilder aus 12 Jahrhunderten. Klagenfurt 1993.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Friedrun Pleterski, Heimwärts reisen. Auf den Spuren meiner Familie. Wien – Graz – Klagenfurt 2012.

Ferdinand Wolsegger, In memoriam Dr. Arthur Lemisch, in: Carinthia I – Geschichtliche und volkskundliche Beiträge zur Heimatkunde Kärntens 144/4/1954, S. 1018–1028.

Dr.-Lister-Gasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Joseph (Baron) Lister 1827–1912

Mediziner. Der in Upton Essex geborene Lister studierte Kunst, ehe er sich 1846 der Medizin zuwandte. Nach Stationen in Glasgow und Edinburgh wurde er Chirurg am Londoner King's College. Pionierarbeit leistete Lister bei der Einführung der antiseptischen Wundbehandlung mit Phenol sowie bei der Krankenhaushygiene, wodurch die Infektionssterblichkeit stark sank.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph Lister gilt als Begründer der antiseptischen Medizin. Er wurde am 5. April 1827 in Upton in der englischen Grafschaft Essex als Kind einer wohlhabenden Quäkerfamilie geboren. Nachdem er zunächst ein Kunststudium begonnen hatte, absolvierte er ein Medizinstudium, das er 1852 mit Auszeichnung abschloss. 1853 begann er, wissenschaftliche Abhandlungen zu veröffentlichen. Im selben Jahr beendete er seine Studien erfolgreich und zog nach Edinburgh, wo er im dortigen Krankenhaus als Assistenzarzt und bald auch an der Universität als Lektor zu arbeiten begann. 1856 heiratete er Agnes Syme. 1860 wurde er Regiusprofessor für Chirurgie an der Universität in Glasgow, später wirkte er in Edinburgh. 1877 übernahm er schließlich die Professur am King's College in London.

Schon in Glasgow hatte Lister, der sich eingehend mit Bakteriologie befasste, begonnen, mit chemischen Mitteln im Operationssaal zu experimentieren, um eine effektive Desinfektion zu erreichen. Seine Methoden wurden in der Folge als „Listerismus“ bekannt. In der Anfangszeit wurden sie von Kollegen vielfach kritisiert. 1865 führte er die erste Operation durch, bei der sowohl die Werkzeuge als auch die Hände der Operierenden und die Operationswunde mit Phenol, das damals in erster Linie zur Geruchsbekämpfung eingesetzt wurde, behandelt wurden. Appliziert wurde das Phenol zuerst mit einem Spray. Weil die Diffusion des Phenols teils zu Irritationen der Atemwege führte und diese Methode auch andere Nachteile hatte, ging Lister später von den Sprays ab. Dennoch bewährten sich Listers Ideen und die Rate von an Infektionen verstorbenen Operationspatienten ging von 50 auf 15 Prozent zurück. Der sogenannte „Listersche Verband“ – ein in Phenol getränkter Wundverband – etablierte sich bald allgemein in der Wundversorgung, Lister

brachte auch die systematische Krankenhaushygiene in Gang – mit dem Erfolg, dass die Patientensterblichkeit generell zurückging und Risiken bei einem Krankenhausaufenthalt beträchtlich sanken. Die Entdeckung der Streptokokken und deren Auswirkung auf die Milchgerinnung ist ebenfalls Lister zu verdanken.

1883 bekam er den Titel „Baron“ und 1897 wurde er in den allgemeinen Adelsstand erhoben. Hinzu kam eine Vielzahl von Ehrungen und Orden. Lister behandelte auch Königin Victoria während ihres Aufenthalts in Balmoral Castle. Nach dem Tod seiner Frau Agnes 1893, die während eines Urlaubsaufenthalts in Rapallo an einer Lungenentzündung gestorben war, zog sich Lister aus der Praxis zurück. Bei der Blinddarmoperation von König Edward VII. im Jahr 1902 fungierte er noch als Berater. Joseph Lister starb am 10. Februar 1912 in seinem Landhaus in Walmer, Grafschaft Kent, im Alter von 84 Jahren. Die Bakteriengattung der Listerien wurde nachträglich nach ihm benannt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Frederick F. Cartwright, Joseph Lister. British Surgeon and medical Scientist, in: Encyclopaedia Britannica. Online verfügbar unter: <https://www.britannica.com/biography/Joseph-Lister-Baron-Lister-of-Lyme-Regis>

Richard B. Fisher, Joseph Lister, 1827–1912. New York 1977.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Dr.-Muck-Anlage

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Karl Muck 1859–1940

Dirigent. Der gebürtige Darmstädter fungierte als Kapellmeister in Hamburg, Zürich, Salzburg, Berlin und Graz, wo er 1899 bei der Eröffnung der Oper dirigierte. Mit Konzerten in Übersee gilt Muck als Vorreiter der Reisedirigenten. Muck prägte als Orchesterleiter 1901–1930 die Bayreuther Festspiele, wo er als Antisemit versuchte, jüdische Musiker fernzuhalten.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Muck war Dirigent und wirkte u. a. auch als Generalmusikdirektor und Opernchef am Grazer Stadttheater. Er wurde am 22. Oktober 1859 in Darmstadt geboren und studierte in Leipzig und Heidelberg Philologie, in Leipzig besuchte er zudem das Konservatorium. Muck war nicht nur ein ausgezeichneter Pianist, sondern machte sich in der Folge vor allem als Dirigent auf zahlreichen internationalen Bühnen einen Namen. So wirkte er in Zürich (1880/81), Salzburg (1881/82), Brünn (1882–84), Graz (1884–1886, hier leitete er auch den Steiermärkischen Musikverein), am Deutschen Landestheater Prag (1886–1892), an der Hofoper Berlin (1892, ab 1909 Generalmusikdirektor), als Leiter des Boston Symphony Orchestra (1912–1918, erste Zusammenarbeiten erfolgten hier bereits 1906–1908) und an der Hamburger Philharmonie (1922–1933). Berühmt wurde er aber vor allem als „Parsifal“-Dirigent in Bayreuth, wo er auch an die 30 Jahre das Festspielorchester leitete.

Mucks musikalisches Wirken war sehr stark von seiner deutschnationalen und antisemitischen Einstellung geprägt. So war es sein oberstes Ziel, bei der Zusammenstellung des Bayreuther Festspielorchesters jüdische Musikerinnen und Musiker dezidiert fernzuhalten. Nur in Ausnahmefällen wurden Musiker jüdischer Abstammung engagiert. Dem später in Auschwitz ermordeten Hendrik Prins verwehrt er ein Engagement, und den Namen von Lucian Horwitz, der ebenfalls in Auschwitz dem NS-Regime zum Opfer fiel und der auf der Ersatzliste des Festspielorchesters stand, versah er mit einem Hakenkreuz und der Anmerkung „jüdisch“. Noch vor Hitlers Machtergreifung trat Muck in Bayreuth als Verfechter von „judenfreien Festspielen“ auf.

Dass Muck seine musikalischen Ämter 1933 niederlegte, wurde oft als Widerstandshandlung gegen die Machtergreifung Hitlers ausgelegt. Dem muss aber aufgrund seiner mehrfach bezeugten Einstellung widersprochen werden, auch diverse Ehrungen, die vom NS-Regime anlässlich seiner Geburtstage und seines Begräbnisses vollzogen wurden, weisen in diese Richtung. Eine weitere Parallele zu den Nationalsozialisten stellt seine vehemente Abwehr gegen jegliche neuen Strömungen in der Musik dar.

Verheiratet war Muck mit der Tochter des Grazer Bürgermeisters, Anita Portugall. Zur Eröffnung der Grazer Oper dirigierte er 1899 Richard Wagners „Lohengrin“. Karl Muck starb am 3. März 1940 in Stuttgart.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Sophie Fetthauer, Exkurs: Karl Muck, in: Arbeitsgruppe Exilmusik am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Hamburg (Hg.), Das „Reichs-Brahmsfest“ 1933 in Hamburg. Rekonstruktion und Dokumentation. Hamburg 1997, S. 89–94.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Peter Muck, Karl Muck. Ein Dirigentenleben in Briefen und Dokumenten. Tutzing 2003.

Pedro Obiera, Wo der Antisemitismus zum guten Ton gehörte: Ausstellung „Verstummete Stimmen“ in Bayreuth, in: Osnabrücker Zeitung. Online verfügbar unter:

<https://www.noz.de/deutschland-welt/kultur/artikel/208566/wo-der-antisemitismus-zum-guten-ton-gehorte-ausstellung-verstummete-stimmen-in-bayreuth>

Olaf Przybilla, Als der Grüne Hügel Braun war, in: Süddeutsche Zeitung. Online verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/bayern/antisemitismus-in-bayreuth-als-der-gruene-huegelbraun-war-1.1417115>

Egon Voss, Muck, Carl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin 1997. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118584685.html>

Anmerkung: Umbenennung mit Beschluss vom 15.12.2022 in Ella-Flesch-Platz.

Dr.-Pfaff-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Ivo Pfaff 1866–1925

Rechtshistoriker. Der in Hermannstadt/Sibiu geborene Pfaff wurde nach Promotion 1887 und Habilitation 1892 in Wien sowie Stationen in Innsbruck und Prag 1908 nach Graz berufen, wo er bis 1925 den Lehrstuhl für Römisches Recht innehatte. Er forschte zum Thema Recht und Wirtschaft in der Antike und zur Rezeption des Römischen Rechts in Mittelalter und Neuzeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ivo Pfaff war ein aus Siebenbürgen stammender, österreichischer Rechtshistoriker und Privatrechtsexperte. Pfaff wurde am 16. September 1866 in Hermannstadt (heute Sibiu, Rumänien) als Sohn eines Wiener Zivilrechtsprofessors geboren. Ivo Pfaff ging in Wien ins Gymnasium und studierte dort von 1882 bis 1886 wie sein Vater Jus. Nach seiner Habilitation im Jahr 1892 wurde er Professor für Römisches Recht an der Universität Innsbruck. Drei Jahre später wechselte er nach Prag an die Deutsche Universität. Dort unterrichtete er als Ordinarius auch den späteren Kaiser Karl I., damals Erzherzog Karl Franz Joseph. In den Jahren 1903/04 war Pfaff Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät in Prag. 1908 wurde er schließlich nach Graz berufen und übernahm an der hiesigen Universität den Lehrstuhl für Römisches Recht. Im Studienjahr 1911/12 war er Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät und in den ersten beiden Kriegsjahren Rektor der Universität Graz. 1922/23 war er ein zweites Mal Dekan seiner Fakultät. Davor war ihm 1919 der Titel Hofrat verliehen worden.

Pfaff verfasste zahlreiche Schriften zum Römischen Recht und über das österreichische Privatrecht. Zudem beschäftigte er sich eingehend mit der juristischen Quellen- und Literaturgeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Ivo Pfaff starb am 25. August 1925 58-jährig in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Gunter Wesener, Römisches Recht und Naturrecht (= Geschichte der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz 1). Graz 1978.

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_P/Pfaff_Ivo_1864_1925.xml

Dr.-Plochl-Straße

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Karl Plochl 1865–1951

Jurist, Beamter. Der gebürtige Kärntner begann nach Promotion 1891 an der Universität Graz seine Laufbahn im städtischen Magistrat als Verwaltungsbeamter. 1910–1930 bekleidete er die Stelle des Magistratsdirektors. Zudem war er Honorarprofessor für Baurecht an der Technischen Hochschule Graz. Plochl erhielt für seine Verdienste 1931 die Grazer Ehrenbürgerschaft.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Plochl war ein Grazer Magistratsdirektor. Er kam am 13. August 1865 in Treibach-Althofen in Kärnten zur Welt. Die Schule besuchte er in St. Lambrecht und Klagenfurt. Nach der Matura studierte Plochl Jus in Graz. Er promovierte 1891 und bekam anschließend eine Stelle im Magistrat der Stadt Graz. 1910 wurde er Magistratsdirektor. Als solcher ging er im Juli 1930 in Pension.

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges fungierte er als stellvertretender Regierungskommissär in der Stadtverwaltung. Plochl war auch Honorarprofessor für Baugesetzlehre an der Technischen Hochschule (heute Technische Universität) in Graz. Die Republik verlieh ihm 1927 das Große Ehrenzeichen, die Stadt Graz machte ihn 1931 zum Ehrenbürger. Karl Plochl starb am 14. Juli 1951 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Marauschek, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Graz 1784 bis 2003, in: Walter Brunner (Hg.), Lebensraum – Stadt – Verwaltung (= Geschichte der Stadt Graz I). Graz 2003.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Dr.-Robert-Graf-Straße

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Robert Graf 1878–1952

Kunsthistoriker, Kunstkritiker. Nach der Promotion 1909 in Kunstgeschichte führte der gebürtige Grazer das familiäre Weingut, verfasste Kunstkritiken und wirkte an Kunstkatalogen mit. Graf sammelte zudem zeitgenössische Kunst, etwa Thöny-Werke. In seinem Kunstideal sowie seiner politischen Einstellung war er Nationalsozialist und trat bereits 1933 der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Graf wurde am 6. Juni 1878 in Graz als Sohn von Dr. Franz Graf (1837–1921), dem späteren Grazer Bürgermeister von 1898 bis 1912, und von Therese (1855–1921), der Tochter des Besitzers der Brauerei Puntigam Franz Hold, in Graz geboren. Nach der Volksschule im häuslichen Unterricht legte er im Juli 1896 die Matura am II. Staatsgymnasium (Lichtenfelsgasse) ab, um dann im Wintersemester 1896/97 das Studium der Medizin aufzunehmen. Nach fünf Semestern gab er das Medizinstudium auf und begann nach der Absolvierung des halbjährigen Militärdienstes ein Studium der Kunstgeschichte als Hauptfach mit Vorlesungen zur Archäologie, Germanistik und Philosophie. Nach dem Absolutorium (29. April 1905) schrieb er eine Dissertation beim Kunsthistoriker Josef Strzygowski („Die Anfänge der rein decorativen und der perspektivischen Pavimentsangabe und ihre Voraussetzungen“) und promovierte 1909.

In den folgenden Jahren „unternahm der wirtschaftlich unabhängige junge Mann ausgedehnte Reisen zu den bedeutenden europäischen Kunstzentren, durch Nordafrika und den Vorderen Orient“¹ und leitete das Weingut seines Vaters. Nach dem Ersten Weltkrieg war ein Teil des familiären Vermögens zwar verloren, Graf konnte aber als Beamter und Verwaltungsrat in der Brauerei Puntigam ab 1924 sein Auskommen finden. Er „verkehrte in Künstlerkreisen [...], verfasste Beiträge für Kataloge“, unterstützte junge Künstler und trat als Autor von Kulturkritiken hervor.² Am „Sezessionstisch“ im Grazer Operncafé „ab Mitte der zwanziger Jahre“ fand sich „etwa eineinhalb

¹ Ernst Matthäus Fürböck, Erinnerung an Dr. Robert Graf, in: Steirische Berichte 5/6/1979, S. 37.

² Vgl. Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010, S. 108.

Jahrzehnte lang alles ein, was damals in Graz ‚Rang und Namen‘ beanspruchte“³. Als einer der publizistischen Kristallisationspunkte der 1923 gegründeten Grazer Sezession (Gründungsmitglieder waren u. a. Wilhelm Thöny, Fritz Silberbauer, Hans Mauracher, Friedrich Zotter, Paul Schmidtbauer) setzte sich Graf durchaus sowohl für einzelne Mitglieder als auch teilweise für deren „moderne“ Kunst ein, obwohl er politisch eine deutschnational-völkische Position einnahm. Anlässlich der Jubiläumsausstellung zum 10-jährigen Bestehen sprach er sich für ein Abgehen von der impressionistischen Auflösung von Wirklichkeit auf der Leinwand zugunsten der an die architektonische Voraussetzung gebundenen Monumentalmalerei oder das Fresko aus, weg von dem „von der modernen Technik bedingten internationalen Unterbau“ hin zum „in den Dienst des eigenen Volkes tretende[n] nationale[n] Überbau“⁴.

Dennoch dürfte Graf innerhalb der Sezession, in der „die verschiedensten politischen Lager vertreten“⁵ waren, als Kunstkritiker keine radikale NS-Position vertreten haben, obwohl er ab Juni 1933 den „Illegalen“ zuzurechnen ist. Er war Mitglied „der ersten Stunde“ beim „Kampfbund für deutsche Kultur (Bildende Kunst)“ und bereits am 1. April 1933 der NSDAP beigetreten (Nr. 1.523.906).⁶ 1934 schrieb er dann ein – von Hanns Holenia vertontes – „Lied aus Österreich“, das in der Illegalität, wie Friedrich Pock behauptete, als „Lied der steirischen Nationalsozialisten‘ bei geheimen Versammlungen“⁷ gesungen wurde; 1940 erschien dann das „im Auftrag der damaligen Gauleitung entstandene [...] Scharlied für die illegalen Formationen“⁸ im (einzigen) Gedichtband Graf's, „Erinnerungen“, mit Lithografien Fritz Silberbauers im Druck: „Durch Hitler wird in Flammenzeichen / Die alte Ostmark auferstehn!“⁹, lauteten die letzten beiden Verse.

Ab Ende 1933 übte Graf einen starken Einfluss auf die von Karl Harwalik, dem späteren Leiter der NS-Gaufachabteilung „Deutsches Handwerk“, herausgegebene Zeitschrift „Bau-, Wohn- und Kunstberatung“ aus, für die er für fast jede Nummer Beiträge verfasste, v. a. über Architekturthemen.¹⁰ Nach eigenen (späteren) Angaben soll Graf 1937 kurzzeitig verhaftet worden sein.¹¹ „Nach der Machtübernahme änderten sich seine Schreibweise und Diktion erheblich“¹², nach

³ Fürböck, Erinnerung, S. 37.

⁴ Robert Graf, 10 Jahre Sezession, in: Jubiläumsausstellung zum 10-jährigen Bestehen der Sezession 1923–1933. Wien 1933, S. 1–2, hier S. 2.

⁵ Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit, S. 71.

⁶ Vgl. Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008, S. 13, 19, 120.

⁷ Friedrich Pock, Spielmann im Harnisch. Dichter und Kämpfer der Ostmark. Salzburg – Leipzig 1941, S. 301.

⁸ Robert Graf, Lied aus Österreich, in: Robert Graf, Erinnerungen. Gedichte. Mit Original-Lithographien von Fritz Silberbauer. Graz 1940, S. 79. Das Lied wurde bereits kurz nach dem „Anschluss“ in der Tagespresse abgedruckt: N. N., Ein Kampflied aus schwerer Zeit, in: Tagespost vom 18. März 1938.

⁹ Graf, Erinnerungen, S. 76.

¹⁰ Harwalik soll sich auch für die 1961 erfolgte Benennung der Dr.-Franz-Graf-Straße in der Grazer „Eisteichsiedlung“ verwendet haben. Vgl. Fürböck, Erinnerung, S. 38.

¹¹ Vgl. Baur – Schlacher, Literatur in Österreich (Steiermark), S. 121.

¹² Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit, S. 110.

dem „Anschluss“ wird er Kunstkritiker bei der „Tagespost“ und verfiert auch in seinen sonstigen Publikationen einen explizit nationalsozialistischen Kurs. In der Monatschrift „Westmark“ schreibt er im Mai 1938 einen Aufsatz über „Neue Kunst in der Steiermark“, in dem er die Künstler für den Nationalsozialismus reklamiert: Ferdinand Pamberger werde aufgrund seiner „aufrechten, nationalen Haltung“ seiner Stellung enthoben und durch einen „Schuschniggianer“ ersetzt, schon die verstorbenen „[Alfred von] Schrötter und [Alfred] Zoff waren deutschbewußte Männer“, Hans Mauracher strebe nach „seelisch und formal heroischer Auffassung“, seine Skulpturen „sprechen von blutbedingter Größe und Beherrschtheit“. ¹³ Adolf Hitler habe er, Graf, schon im letzten Heft der illegalen NSDAP-Zeitschrift 1935 „den Volksbefreier“ ¹⁴ genannt, besonders hervorzuheben seien die Büsten des Führers von Wolfgang Seidl oder Hans Adamez. ¹⁵ Diese Selbstdemontage eines doch eigentlich differenzierten und gebildeten Kunstexperten, der sich auch als Kunstmäzen und Sammler zeitgenössischer Kunst profiliert hatte, ¹⁶ lässt sich als früh angelegte, auch antisemitisch unterlegte ¹⁷ Radikalisierung im Rahmen des vorherrschenden steirischen deutschnational-völkischen Diskurses auffassen, die schon vor dem „Anschluss“ die soziale Kohäsion von Künstlergruppen wie der „Sezession“ torpediert hatte. Die Selbstgewissheit der (möglichst frühen, „illegalen“) Zugehörigkeit zur richtigen Fraktion und das Abrufen von Leerformeln ersetzen die engagierte Auseinandersetzung, die gerade innerhalb der Grazer Bildenden Kunst der Zwischenkriegszeit erstaunlich lebendig ausgefallen war.

Kurz nach Kriegsschluss begab sich eine Kommission der Landesregierung in das Haus Robert Grafs (Körblergasse 34), in das Akten der Reichskulturkammer aus der Mandellstraße verbracht worden waren, und stellte die Vollständigkeit fest. Nach der Übermittlung ins Landesarchiv sei der Großteil dieser „Akten heute jedoch verschwunden, vermutlich wurde er gezielt vernichtet“. ¹⁸ Graf selbst wurde zunehmend kränklich und verstarb am 4. Mai 1952 in Graz. Bestattet wurde er auf dem Friedhof in Feldkirchen. Seine Ehefrau Agnes, geb. Tödling, überlebte ihn um mehr als 40 Jahre (geb. 7. Jänner 1903 in Baierdorf/Anger, gest. 26. Dezember 1992 in Graz).

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹³ Vgl. Robert Graf, Neue Kunst in Steiermark, in: Die Westmark 8/1938, S. 439–440.

¹⁴ „Frieden? Ja! Aber den deutschen Frieden durch Adolf Hitler, den Volksbefreier.“ [Robert Graf,] Krieg und Galgen durch Habsburg, in: Der Kampf. Nationalsozialistisches Kampfblatt für Steiermark, südl. Burgenland und Lungau 2/3/1935, o. S. [Bl. 4].

¹⁵ Vgl. Graf, Neue Kunst in Steiermark, S. 440–441.

¹⁶ In Grafs nicht gezeichnetem Artikel in der Zeitschrift „Der Kampf“ finden sich die üblichen antisemitischen Stereotype von den „nur auf den irdischen Vorteil ihrer Rasse bedachten Juden“, „vom einst für sie so goldreiche[n] Schiff des Marxismus mit rot-weiß-roten Bändchen“, vom „jüdischen Geld“, den „geldgewaltigen Juden“.

¹⁷ Vgl. Graf, Krieg und Galgen durch Habsburg, o. S. [Bl. 2–4]. Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 165.

¹⁸ Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit, S. 162.

Literatur

- Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.
- Ernst Matthäus Fürböck, Erinnerung an Dr. Robert Graf, in: Steirische Berichte 5/6/1979, S. 37–38.
- Robert Graf, 10 Jahre Sezession, in: Jubiläumsausstellung zum 10-jährigen Bestehen der Secession 1923–1933. Wien 1933, S. 1–2.
- Robert Graf, Lied aus Österreich, in: Robert Graf, Erinnerungen. Gedichte. Mit Original-Lithographien von Fritz Silberbauer. Graz 1940, S. 79. Zuvor: N. N.: Ein Kampflied aus schwerer Zeit, in: Tagespost vom 18. März 1938.
- [Robert Graf,] Krieg und Galgen durch Habsburg, in: Der Kampf. Nationalsozialistisches Kampfblatt für Steiermark, südl. Burgenland und Lungau 2/3/1935.
- Robert Graf, Neue Kunst in Steiermark, in: Die Westmark 8/1938, S. 439–440.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.
- Friedrich Pock, Spielmann im Harnisch. Dichter und Kämpfer der Ostmark. Salzburg – Leipzig 1941.
- Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Dr.-Robert-Sieger-Straße

Datum der Benennung

14.3.1929

Text der Zusatztafel

Robert Sieger 1864–1926

Geograf. Nach Lehramtsstudium der Geschichte und Geografie 1889 in seiner Geburtsstadt Wien habilitierte sich Sieger 1898 und kam 1905 von der Exportakademie Wien an die Universität Graz. Er vertrat Ideen der politischen Geografie, der Verknüpfung von Raum und politischen Machtverhältnissen, forschte zu Klimaschwankungen und war 1925–1926 Universitätsrektor.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Sieger war ein österreichischer Geograf und Vertreter der Politischen Geografie. Er wurde am 8. März 1864 in Wien als Sohn eines Druckereibesetzters geboren. Zunächst studierte er Sprachwissenschaften, promovierte 1885 auch in diesem Fach und studierte anschließend Geografie und Geschichte Lehramt. Nach der Lehramtsprüfung vertiefte er seine Kenntnisse durch Studienaufenthalte und Reisen in Deutschland und Schweden, dann habilitierte er sich an der Universität Wien für physikalische Geografie. 1898 wurde er Professor für Wirtschaftsgeografie an der Wiener Exportakademie. 1905 wurde Sieger als ordentlicher Professor Leiter des Instituts für Geografie an der Universität Graz.

Schon während des Ersten Weltkrieges, aber auch danach, trat Sieger als Proponent der Politischen Geografie auf, die sich mit den Zusammenhängen zwischen räumlichen Strukturen und politischen Machtverhältnissen auseinandersetzt. Nach Ende des Krieges war Robert Sieger als Expertenbeirat in der österreichischen Delegation bei den Friedensverhandlungen in St. Germain dabei und zeigte sich kritisch gegenüber der am Ende beschlossenen Grenzziehung. Sieger sah eine reduzierte Lebensfähigkeit des neuen Österreich und bemängelte die fehlende Berücksichtigung von Sprachgrenzen einerseits sowie historisch gewachsenen Grenzen andererseits.

Im Studienjahr 1925/26 war Sieger Rektor der Universität Graz. Er wandte sich weiter der Politischen Geografie und der Wirtschaftsgeografie sowie der Geopolitik zu und publizierte zahlreiche Schriften dazu. Im Jahr 1922 prägte er den Begriff „Donauschwaben“ als Sammelbegriff für die auf dem Gebiet der untergegangenen Österreichisch-Ungarischen Monarchie – vor allem im heutigen Ungarn,

Kroatien und Rumänien – seit dem 17. Jahrhundert angesiedelten Deutschen. Sieger war zwar ein Verfechter des Deutschtums in Österreich, sah dieses aber unabhängig von einem „deutschen“ Deutschtum und Letzterem auch als überlegen an. Diese Haltung kommt unter anderem in seiner Schrift „Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Volk“ von 1916 zum Ausdruck und weist gewisse Ähnlichkeiten mit den Ausführungen von Anton Wildgans in dessen „Rede über Österreich“ auf. Obwohl Sieger dem „Deutschtum“ kulturelle Höherwertigkeit attestierte, kritisierte er das deutsche Selbstverständnis von der Dominanz der eigenen Sprache und Kultur im Habsburgerreich und gab dieser Haltung die Schuld für die radikalen Nationalbestrebungen der einzelnen Völker und auch für den Weltkrieg. Robert Sieger starb am 1. November 1926 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Robert Sieger, Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Volk, in: Zeitschrift für Politik 9/1916.

Reinhard Zeilinger, Geopolitische Begründung nationalstaatlicher Grenzen: Robert Sieger und seine „Geographische Kritik der Grenzlinie des Vertragsentwurfs“ von 1919, in: Reinhard Zeilinger – Christian Rammer – Elisabeth Binder – Gottfried Menschik – Peter Oberdammer (Hg.), Geopolitik. Zur Ideologiekritik politischer Raumkonzepte (= Kritische Geographie 14). Wien 2001.

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_S/Sieger_Robert_1864_1926.xml

Dr.-Schlossar-Park

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Anton Schlossar 1849–1942

Bibliothekar, Autor. Der aus Troppau/Opava stammende und 1873 in Graz promovierte Jurist trat 1875 den Dienst an der Grazer Universitätsbibliothek an, der er 1903–1910 als Direktor vorstand. Schlossar prägte mit zahlreichen kulturwissenschaftlichen Publikationen zur Landesgeschichte das steirische Kulturleben, zudem begründete er die „Steirische Bibliografie“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Schlossar war ein Bibliothekar und Autor. Er wurde am 27. Juni 1849 in Troppau (Österreichisch-Schlesien, heute Opava in Tschechien) als Sohn eines Finanzbeamten geboren. Seine Familie übersiedelte bald nach Siebenbürgen und später nach Graz, wo er 1867–1871 Rechtswissenschaften studierte und 1873 promovierte. Ab 1871 arbeitete er als Jurist: zunächst bis 1872 als Auskultant (= erste unbezahlte gerichtliche Ausbildungsstufe nach dem Jusstudium) am Grazer Landesgericht, anschließend an den Bezirksgerichten Leoben bis 1873 und Cilli (heute Celje in Slowenien) bis 1875. Seine Tätigkeit im Justizwesen gefiel ihm jedoch nicht. 1875 fand er eine Anstellung als Amanuensis (= Sekretär, Schreibgehilfe) an der Grazer Universitätsbibliothek, wo er ab 1881 die Stelle eines Scriptoris, ab 1885 jene des Direktorstellvertreters und schließlich 1903–1910 die des Bibliotheksdirektors innehatte.

Neben seinem Beruf entfaltete Schlossar eine rege publizistische Tätigkeit. Ab den 1880er-Jahren wurde er zu einer Schlüsselfigur des steirischen Kulturlebens. Er publizierte zu den Kulturwissenschaften und zur Kunstgeschichte, wobei sein besonderes Interesse der Steiermark zur Zeit Erzherzog Johanns (1782–1859) galt. Er verfasste vor allem Beiträge zur Kultur- und Literaturgeschichte sowie zur Volkskunde des Landes ab dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Schlossar begründete die steirische Bibliografie, die mit seiner Studie „Bibliotheca historico-geographica Stiriaca. Die Literatur der Steiermark in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. Ein Beitrag zur österreichischen Bibliographie“ (1886) eine erste umfassende Zusammenschau erfuhr. Daneben war Schlossar als Mitarbeiter und Korrespondent renommierter ausländischer Zeitschriften wie „Literarisches Echo“ (Stuttgart) und „Bühne und Welt“

(Berlin) tätig. Als quellenkundiger Fachschriftsteller hochgeschätzt, waren seine eigenen literarischen Werke weniger erfolgreich.

Für sein wissenschaftliches Wirken wurde Schlossar mehrfach ausgezeichnet und gewürdigt. 1879 erhielt er die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft für das von ihm herausgegebene Werk „Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark“ (1878), 1890 wurde er Ehrenmitglied im Historischen Verein für Mähren und Schlesien. 1896 wurde er zum Kaiserlichen Rat, 1925 zum Hofrat und 1928 zum Ehrenbürger der Stadt Graz ernannt. Kuchling führt Schlossar als Mitglied der Burschenschaft „Arminia“ an.¹ Er starb am 1. August 1942 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Birgit Scholz, Anton Schlossar, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/schlossar_anton.html

Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999.

¹ Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 232.

Dr.-Stichl-Weg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Anton Stichl 1857–1924

Mediziner. Der in Marburg an der Drau/Maribor geborene, 1884 promovierte Stichl besaß das 1886 mit zwei Arztkollegen gegründete Mariagrüner Sanatorium. 1901–1913 stand der Nervenarzt der damals eigenständigen Gemeinde Fölling als Bürgermeister vor. Stichl machte sich zudem bei der Gründung des Kroisbacher Rettungswesens und im Landesfeuerwehrausschuss verdient.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Stichl war ein aus der damaligen Untersteiermark stammender Arzt und Mitbegründer des Sanatoriums Mariagrün. Stichl wurde im Jahr 1857 in Marburg a. d. Drau (heute Maribor, Slowenien) geboren.¹ Nach der Schule ging er nach Graz, um dort Medizin zu studieren. Stichl promovierte 1884 zum Doktor der gesamten Heilkunde und spezialisierte sich als „Nervenarzt“. 1886 gründete er gemeinsam mit Richard von Krafft-Ebing und Hugo Gugl eine Nervenheilanstalt am Grazer Rosenberg, das Sanatorium Mariagrün. Stichl wurde in der Folge auch Leiter des Sanatoriums. Nach dem Tod Krafft-Ebings wurde das Sanatorium im Jahr 1903 ausgebaut.

Stichl war auch als Gemeindepolitiker, bei der Feuerwehr und bei verschiedenen Vereinen aktiv. Die Gemeinde Fölling berief ihn mehrmals in den Gemeinderat, in den Jahren 1901 bis 1913 war er auch Bürgermeister von Fölling. Die Gründung der Rettungsabteilung der Kroisbacher Feuerwehr ist unter anderem ihm zu verdanken. Bei der Feuerwehr hatte er verschiedene Funktionärsposten inne. Stichl war auch Mitglied des Ortsschulrates Mariagrün und stand als Obmann dem Verkehrs- und Verschönerungsverein Kroisbach-Mariagrün vor. Zudem war er Mitglied in national orientierten Vereinen, unter anderem in den Burschenschaften „Korps Teutonia“ und „Schlaraffia Grazia“. Stichl starb am späten Abend des 2. November 1924 in Budapest an einem Schlaganfall. Das Sanatorium Mariagrün blieb bis Ende der 1920er-Jahre als Heil- und Kuranstalt bestehen. In dem Gebäude des ehemaligen Sanatoriums in der Schönbrunnngasse 30 ist heute eine Kinderkrippe untergebracht.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Nachruf, in: Grazer Tagblatt vom 3. November 1924.

Literatur

Rainer Krafft-Ebing (Hg.), Richard von Krafft-Ebing: Eine Studienreise durch Südeuropa 1869/70. Graz 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Dr.-Theodor-Pfeiffer-Straße

Datum der Benennung

14.3.1929

Text der Zusatztafel

Theodor Pfeiffer 1867–1916

Mediziner. Aus dem Kronland Böhmen stammend, promovierte Pfeiffer 1892 in Wien und war ab 1895 klinischer Assistent in Graz, wo er sich 1900 habilitierte. Er forschte zur Tuberkulose, an der er selbst litt, und trieb federführend die Errichtung steirischer Tuberkuloseheilstätten, etwa in Hörgas 1906, voran. Zudem gründete Pfeiffer in Andritz ein Kinderheim.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Theodor Pfeif(f)er war ein aus Böhmen stammender Grazer Mediziner. Pfeiffer kam am 30. Dezember 1867 in Gablonz an der Neiße (Jablonec nad Nisou, heute Tschechien) zur Welt. Er verlor beide Eltern bereits in jungen Jahren. 1878–1881 besuchte er die Mittelschule in Zittau (Oberlausitz, Deutschland), danach in Brünn (Brno, heute Tschechien). Nach der Matura ebenda im Jahr 1886 ging Pfeiffer nach Wien, um Medizin zu studieren. Während des Studiums absolvierte er ein Semester an der Universität in Straßburg (Strasbourg, heute Frankreich). 1892 promovierte Pfeiffer zum Doktor der gesamten Heilkunde in Wien. Anschließend arbeitete er ein Jahr lang als Hospitant an der Wiener Zweiten medizinischen Klinik, danach ein weiteres Jahr als Aspirant der k. u. k. Krankenanstalt Rudolfstiftung.

Als sein Chef Friedrich Kraus im Herbst 1894 in die Steiermark berufen wurde, folgte ihm Pfeiffer an die Grazer Universitätsklinik. Dort war er ab Anfang 1895 klinischer Assistent. In Graz begann Pfeiffer auch seine Forschungstätigkeit. 1900 habilitierte sich Pfeiffer für Innere Medizin. Er beschäftigte sich in der Folge intensiv mit Forschung über die Lunge und insbesondere zur Tuberkulose, an der er selbst erkrankt war. Wegen dieser Krankheit absolvierte Pfeiffer einen zwei Jahre dauernden Kuraufenthalt in Meran (Südtirol).

Pfeiffer engagierte sich auch stark in der Tuberkulosefürsorge. Die Errichtung der Tuberkuloseheilstätte Hörgas-Enzenbach (1906) geht auf seinen Vorschlag und seine Planungen zurück. Später wurde Pfeiffer dort Direktor. Auch die Sonnenheilstätte Stolzalpe sowie die Kinderheime in Grafenegg, Neumarkt und Aflenz sind seinem Engagement zu verdanken. Auf seinem

Besitz in Andritz richtete er ebenfalls ein Kinderheim ein. Pfeiffer, der sich als Lungenspezialist auch international einen Namen machte, wurde 1914 außerordentlicher Professor in Graz. Zudem engagierte er sich im steirischen Ärzteverein und war Mitglied im Akademisch-technischen Radfahrverein. Pfeiffer starb am 27. Juni 1916. 1925 kaufte der spätere Grazer Bürgermeister Eduard Speck den „Pfeifferhof“ für die sozialdemokratische Organisation „Freie Schule – Kinderfreunde“. Heute ist auf dem Anwesen eine alternative Privatschule für 6–15-Jährige eingerichtet.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wilhelm Scholz, Professor Dr. Theodor Pfeiffer, in: Mitteilungen des Vereines der Ärzte in Steiermark 53/8/1916.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_P/Pfeifer_Theodor_1867_1916.xml

Dr.-Tilly-Gasse

Datum der Benennung

2.7.1949

Text der Zusatztafel

Johann Baptist Tilly 1844–1922

Mediziner. Der gebürtige Grazer ordinierte in der Münzgrabenstraße als praktischer Arzt. Er initiierte das organisierte Rettungswesen in Graz mit der 1889 von ihm gegründeten Rettungsabteilung der Freiwilligen Feuerwehr. Tilly, ab 1891 Chefarzt der Freiwilligen Feuerwehr, erlangte 1894 mit der Rettungsabteilung große Bekanntheit bei der Bergung von Höhlenforschern.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Baptist Tilly war ein Grazer Arzt und Pionier des städtischen Rettungswesens. Geboren am 1. August 1844 in Graz, schlug er nach der Schule die Medizinerlaufbahn ein. Er eröffnete eine Praxis in der Münzgrabenstraße. Seine Ausbildung zum „Wundarzt“ und die damit verbundene Kenntnis über die Versorgung von Notfällen brachte ihm 1889 eine entsprechende Anstellung bei der Freiwilligen Feuerwehr der Stadt Graz, die damals für die Rettung Verletzter und Kranker zuständig war.

Tillys persönliche Kapazitäten als Arzt für Notfälle waren angesichts des steigenden Bedarfs bald erschöpft. Da die Stadt aus Geldmangel keine weiteren „Wundärzte“ anstellen konnte oder wollte, bildete Tilly 1890 zwölf Medizinstudenten in eigenen Lehrgängen zu Notärzten aus und stellte so das Grazer Rettungswesen erstmals auf eigene Beine. Schon im Jahr darauf gab Tilly die Leitung des neu geschaffenen Rettungsdienstes ab und nahm den Posten des Chefarztes der Feuerwehr-Rettung an.

Tillys Rettungsabteilung stand österreichweit und auch im Ausland im Fokus der Berichterstattung, als seinem Team am 7. Mai 1894 die spektakuläre Rettung von seit über einer Woche in der Lurgrotte eingeschlossenen Höhlenforschern gelang. Tilly blieb noch lange Chefarzt der Grazer Freiwilligen Feuerwehr. Er starb am 2. Mai 1922 77-jährig in seinem Haus in der Münzgrabenstraße Nr. 3.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Walther Ehalt – Sepp Janda, Geschichte der Grazer Rettung, in: Österreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz Bezirksstelle Graz-Stadt (Hg.), 75 Jahre Grazer Rettung. Festschrift Mai 1964. Graz 1964.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

G. Prause – S. Oswald – D. Himler – G. Wildner – G. Gemes, The Mediziner corps Graz: A 120-Year-Old Institution Of Emergency Medicine, in: Prehospital emergency care: official journal of the National Association of EMS Physicians and the National Association of State EMS Directors 17/3/2013.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Draisgasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Karl Friedrich Freiherr Drais von Sauerbronn 1785–1851

Erfinder. Als Forstmeister ausgebildet, widmete sich der gebürtige Karlsruher dank Förderung durch den badischen Großherzog seinen vielseitigen Erfindungen, etwa Schnellschreibmaschinen oder Holzsparherden. Mit seinem berühmten, lenkbaren Laufrad entwickelte er 1817 das Urfahrrad. Drais schloss sich 1848 der Badischen Revolution an und legte seine Adelstitel ab.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl (Carl Friedrich Freiherr von) Drais war ein deutscher Forstbeamter und Erfinder. Er erfand den Vorläufer des modernen Fahrrades. Karl wurde am 29. April 1785 als Sohn eines hohen Regierungsbeamten in Karlsruhe geboren. Seine Mutter starb, als er 14 war. Da seine Leistungen in der Schule nicht den Vorstellungen des Vaters entsprachen, schickte ihn dieser 1800 auf die private Forstschule seines Onkels Friedrich in Pforzheim. Danach studierte Drais Baukunst, Landwirtschaft und Physik an der Universität in Heidelberg. 1805 kam er zur praktischen Ausbildung als Forstbeamter nach Rastatt. Nach der Abschlussprüfung 1808 bekam Karl Drais eine Stelle als Forstinspektor beim Oberforstamt Schuttern. 1810 wurde er badischer Forstmeister ohne Forstamt. Das bedeutete, dass er vom Dienst freigestellt war, und so konnte Drais seiner Tätigkeit als Erfinder nachgehen.

Im Laufe seines Lebens erfand Drais unter anderem eine Notenschriftmaschine, die beim Klavierspielen die Noten mitschrieb, einen „Wagen ohne Pferde“ (eine Art Tretauto), eine „Schnellschreibmaschine“ mit zwölf Tasten, einen „Holzsparherd“ mit speziellem Rohrsystem und eine „Kochmaschine“. Seine nachhaltigste Erfindung war jedoch eine zweirädrige „Laufmaschine“, die heute als der Urahn des modernen Fahrrads gilt. Angetrieben wurde das Laufrad durch abwechselndes Abstoßen mit den Beinen. Drais erreichte damit eine Geschwindigkeit von bis zu 15 Kilometer pro Stunde. Drais' Erfindung wurde als „Draisine“ bekannt. Bald wurde sie überall in Europa kopiert und in Richtung des heutigen Fahrrades weiterentwickelt, wodurch Drais als Schöpfer des Urmodells immer mehr in den Hintergrund trat. Weil auch seine anderen Erfindungen kein Geld einbrachten, versuchte Drais nach einem fünfjährigen Brasilienaufenthalt – Drais war im Zuge seiner

Teilnahme an einer Expedition von Georg Heinrich von Landsdorff 1822 dorthin gelangt – wieder in den Staatsdienst zu gelangen, jedoch ohne Erfolg.

Nach einer Wirtshausschlägerei 1835 in Mannheim folgte die gesellschaftliche Ächtung. Drais zog sich nach Waldkatzenbach zurück, wo er bei einem Schmied Arbeit bekam. Ab 1845 wohnte er wieder in Karlsruhe. Während der Badischen Revolution 1848 schlug sich Drais auf die Seite der Aufständischen und legte öffentlich seinen Adelstitel ab. Dies und der Umstand, dass Drais ein Alkoholproblem entwickelt hatte, führte nach dem Scheitern der Revolution 1850 zu einem Entmündigungsverfahren gegen Drais, das von seinen Verwandten jedoch abgewendet wurde. Karl Drais starb am 10. Dezember 1851 in Karlsruhe. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihm und seinem Werk blieb als Folge der Geringschätzung seiner Person nicht nur zu Lebzeiten, sondern bis in die jüngste Zeit bescheiden. Unter dem Begriff „Draisine“ versteht man heute ein Schienenfahrrad. Ein solches wurde jedoch nicht unmittelbar von Karl Drais erfunden.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hermann Ebeling, Der Freiherr von Drais: das tragische Leben des „verrückten Barons“. Ein Erfinderschicksal im Biedermeier. Karlsruhe 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans-Erhard Lessing, Automobilität. Karl Drais und die unglaublichen Anfänge. Leipzig 2003.

Sigfrid von Weiher, Drais v. Sauerbronn, Karl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959.

Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118702459.html#ndbcontent>

Hubert Weitensfelder, Die großen Erfinder. Wiesbaden 2009.

Droste-Hülshoff-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Annette von Droste-Hülshoff 1797–1848

Dichterin, Schriftstellerin. Aus westfälischem Adel stammend, erfuhren ihre literarischen und musischen Anlagen frühe Förderung. Sie publizierte ab 1838 ihre von psychologischen Einsichten, Naturempfindung und Religiosität getragenen Gedichtzyklen sowie 1842 ihre berühmte Novelle „Die Judenbuche“. Droste-Hülshoff gehört zu den bedeutendsten Literaten ihrer Zeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Annette von Droste-Hülshoff war eine deutsche Schriftstellerin des frühen 19. Jahrhunderts. Am 12. Jänner 1797 auf Schloss Hülshoff bei Münster geboren, entstammte sie einem alteingesessenen westfälischen Adelsgeschlecht. Ihre Eltern waren streng katholisch, aber auch literarisch und musikalisch interessiert. Annette und ihre Geschwister wurden von der Mutter, einem Hauskaplan und einem französischen Kindermädchen unterrichtet und erlangten so eine umfangreiche Allgemeinbildung.¹

Als Kind kränklich und stark kurzsichtig, schrieb sie eigene Gedichte und sah früh ihre Berufung als Dichterin. In diesen Bestrebungen wurde sie vor allem von ihrer Mutter unterstützt. In der mütterlichen Familie Haxthausen hatte man einen Hang zum Übersinnlichen und erzählte gerne Schauergeschichten – eine Tradition, die Annette Droste-Hülshoff übernahm und in viele ihrer Werke einfließen ließ. Als sie zwölf Jahre alt war, wurde der Schriftsteller und Verleger Friedrich Raßmann auf sie aufmerksam und bat sie um einen Beitrag für den ersten Jahrgang seines poetischen Taschenbuchs.² Mit 23 vollendete sie den ersten Teil ihres Gedicht-Zyklus „Das geistliche Jahr“.

Nach dem Tod des Vaters im Jahr 1826 zogen Annette und ihre Schwester Jenny gemeinsam mit der Mutter auf deren Witwensitz Rüschaus bei Gievenbeck, ebenfalls in der Nähe von Münster. Dort

¹ Wilderich von Droste zu Hülshoff, 900 Jahre Droste zu Hülshoff. Horben 2018.

² o. A., Stadtmuseum Münster. Glanzlichter der Sammlung. Online verfügbar unter: <https://www.stadtmuenster.de/museum/museum/glanzlichter-der-sammlung/glanzlichter/kabinett-192-der-erste-gedichtband-von-annette-von-droste-huelshoff>

bewohnte Annette eine kleine Wohnung, die sie ihr „Schneckenhaus“ nannte. Hier widmete sie sich neben dem Schreiben der Krankenpflege und dem Sammeln von Fossilien. Sie frequentierte in Münster den Literatursalon der Schriftstellerin und Salonnière Elise Rüdiger, wo sie auch ihren jüngeren Schriftstellerkollegen Levin Schücking kennenlernte, mit dem sie lange Jahre mütterlich-freundschaftlich verbunden blieb. Annette von Droste-Hülshoff lebte eher zurückgezogen und exponierte sich weder politisch noch gesellschaftlich außerhalb ihrer literarischen Zirkel.³

1835/36 lebte Annette von Droste-Hülshoff auf Schloss Eppishausen im Schweizer Thurgau. In dieser Zeit entstanden zahlreiche Gedichte. 1841 bezog sie bei ihrer Schwester Jenny und ihrem Schwager Joseph von Laßberg eine kleine Turmwohnung auf Schloss Meersburg am Bodensee. Zu dieser Zeit wurde ihr zweiter Lyrikband veröffentlicht, der vor dem Hintergrund der einsetzenden politischen Veränderungen der Zeit heute als eines ihrer bedeutendsten Werke gilt.

Für das Honorar, das sie für den Abdruck ihres bis heute wohl bekanntesten Werks „Die Judenbuche“ im „Morgenblatt für gebildete Stände“ erhielt, kaufte sie sich 1843 ein eigenes Haus mit Weinberg oberhalb der Stadt Meersburg. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie bei angeschlagener Gesundheit. Annette von Droste-Hülshoff starb am 24. Mai 1848 auf Schloss Meersburg, vermutlich an einer Lungenentzündung. Während sie zu Lebzeiten in der literarischen Welt kaum wahrgenommen wurde, setzte im Zuge des sogenannten Kulturkampfes der 1870er-Jahre eine eingehende Auseinandersetzung mit ihrem konservativ-katholisch geprägten Werk ein.⁴ Ihre Novelle „Die Judenbuche“ gilt bis heute als schriftstellerisches Meisterwerk, wird jedoch wegen der darin vorkommenden antijüdischen Stereotypen auch kritisch betrachtet.⁵

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wilderich von Droste zu Hülshoff, 900 Jahre Droste zu Hülshoff. Horben 2018.

Aldo Palmieri, Die Judenbuche – eine antisemitische Novelle?, in: Renate Heuer – Ralph-Rainer Wuthenow (Hg.), Annette von Droste-Hülshoff. 2. bearb. Aufl. Stuttgart 1995.

Winfried Woesler, Droste-Hülshoff, Annette von, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 3: Dep–Fre. Berlin – New York 2008.

³ Ronald Schneider, Annette von Droste-Hülshoff. 2. bearb. Aufl. Stuttgart 1995.

⁴ Winfried Woesler, Droste-Hülshoff, Annette von, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 3 Dep–Fre. Berlin – New York 2008.

⁵ Aldo Palmieri, Die Judenbuche – eine antisemitische Novelle?, in: Renate Heuer – Ralph-Rainer Wuthenow (Hg.), Gegenbilder und Vorurteil. Aspekte des Judentums im Werk deutschsprachiger Schriftstellerinnen. Frankfurt am Main 1995

Rainer Wuthenow (Hg.), Gegenbilder und Vorurteil. Aspekte des Judentums im Werk deutschsprachiger Schriftstellerinnen. Frankfurt am Main 1995.

Dürergasse

Datum der Benennung

28.12.1899

Text der Zusatztafel

Albrecht Dürer 1471–1528

Maler, Kupferstecher. Der Nürnberger lernte bis 1490 bei Michel Wohlgemuth und bereiste die Zentren der Renaissancemalerei, wie Venedig und die Niederlande. Dürers vielschichtiges Werk aus religiösen Motiven, Naturstudien oder Porträts markiert den Übergang von der Spätgotik zur Renaissance. Seine Selbstporträts sind Ausdruck eines neuen Menschenbildes.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Albrecht Dürer war ein deutscher Maler, Kupferstecher und Holzschnittzeichner der Renaissance. Am 21. Mai 1471 kam Albrecht Dürer als Sohn eines aus Ungarn stammenden Goldschmieds in Nürnberg auf die Welt. Nach der Schule, die er mit 13 abschloss, ging Albrecht zuerst als Goldschmied bei seinem Vater in die Lehre. In dieser Zeit begann er zu zeichnen. 1486 wurde er Schüler des Künstlers Michael Wohlgemut in Nürnberg. Hier machte Dürer erste Erfahrungen mit der Herstellung von Holzschnitten.

Von 1490 bis 1494 begab er sich auf Wanderschaft, die ihn vermutlich in die Niederlande, an den Mittelrhein, in den Elsass und schließlich nach Basel führte. Danach heiratete er, nach Nürnberg zurückgekehrt, 1494 Agnes Frey, die Tochter eines Freundes seines Vaters. Noch im selben Jahr brach Dürer zu einer Studienreise nach Oberitalien auf. Umstritten ist, ob er sich dabei auch in Venedig aufhielt. Auf dieser Reise und danach malte Dürer einige seiner bekannten Landschaftsaquarelle und Selbstbildnisse. 1495, wieder in Nürnberg, schuf er den „Wittenberger Altar“. 1497 machte sich Dürer als Künstler selbstständig und gründete in der Folge eine Werkstatt mit Mitarbeitern. Intensiv befasste sich Dürer mit Kupferstichen und dem Vorlagenzeichnen für Holzstiche. Aus dieser Zeit stammen zahlreiche Grafikzyklen, die 15 Holzschnitte zur „Apokalypse“ und jenes Selbstporträt, das ihn in einer gängigen Jesusdarstellung zeigt.

1505 begab sich Dürer erneut für ein Jahr nach Italien. Bei dieser Reise ist ein Venedig-Aufenthalt belegt. 1506 erhielt er von den deutschen Kaufleuten in Venedig unter Jakob Fugger den Auftrag zur Herstellung des Altarbildes „Rosenkranzfest“, das Kaiser Rudolf II. später kaufte und nach Prag

bringen ließ, wo es sich heute noch befindet. Dürer widerstand einem lukrativen Angebot, in Venedig zu bleiben, und kehrte noch im selben Jahr nach Nürnberg zurück.

1509 kaufte sich Dürer ein Haus in der Altstadt und wurde Mitglied im Großen Rat der Stadt, wodurch er auch Einfluss auf die Kunstpolitik der Stadt bekam. Sein Ruf als Künstler war inzwischen über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen. In den folgenden Jahren entstanden viele von Dürers heute ikonischen Bildern wie „Adam und Eva“, „Ritter, Tod und Teufel“, die „Große Passion“ oder sein Panzernashorn. Im Jahr 1520 ging Albrecht Dürer – teils aus wirtschaftlichen Gründen – abermals auf Reisen und verbrachte ein Jahr in den Niederlanden. Nach seiner Rückkehr nach Nürnberg verfasste er etliche praktische und theoretische Schriften wie die „Unterweisung der Messung“ und weitere vier Bücher zur Darstellung menschlicher Proportionen. 1526 entstanden das Altarbild „Vier Apostel“ – eine seiner letzten großen Arbeiten. Albrecht Dürer starb von Krankheit – möglicherweise Malaria – gezeichnet am 6. April 1528 56-jährig in Nürnberg.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Albrecht Dürer, in: Who's Who. The People Lexicon. Online verfügbar unter:

<http://www.whoswho.de/bio/albrecht-duerer.html>

Manfred Krüger, Albrecht Dürer. Stuttgart 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Rupprich, Albrecht Dürer. Schriftlicher Nachlaß. I. Berlin 1956.

Franz Winzinger, Albrecht Dürer. Reinbek 1971.

Eckertstraße

Datum der Benennung

um 1900, Rückbenennung 1947

Text der Zusatztafel

Albert Eckert 1854–1948

Bürgermeister von Eggenberg. Aus dem Kronland Böhmen stammend, kam Eckert als Kind nach Eggenberg. Der Unternehmer führte die „Senf- und Essigfabrik Schlosserer“ seiner Frau sowie ab 1895 die „Likör- und Spirituosenfabrik Fünck“. Eggenberg erfuhr während Eckerts Amtszeit 1892–1900 und 1909–1910 einen Aufschwung. 1918 zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Albert Eckert war Unternehmer und Bürgermeister von Eggenberg, als dieses noch eine eigene Gemeinde war. Albert Eckert kam am 19. Februar 1854 im böhmischen Milanowitz (heute Milanovice, Tschechien) auf die Welt. Sein Onkel war Schlossverwalter in Eggenberg und so kam Albert Eckert schon als Kind in die Gegend von Graz. Eckert ließ sich in der Folge hier nieder. Er arbeitete zunächst in der Senf- und Essigfabrik Schlosserer. Nach der Heirat mit der verwitweten Fabriksbesitzerin übernahm er den Betrieb, 1895 auch die Likör- und Spirituosenfabrik Heinrich Fünck.

Als Unternehmer und Gutsbesitzer wurde Eckert auch in der Gemeindeverwaltung aktiv. 1892 wurde Eckert erstmals Bürgermeister von Eggenberg, das damals einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte. Eckert hatte dieses Amt bis 1900 und von 1909–1910 ein zweites Mal inne. Er war auch im Ortsschulrat engagiert und in die Gründung zahlreicher örtlicher Vereine involviert. Unter anderem war er Gründungsmitglied der Freiwilligen Feuerwehr Eggenberg. Auch um die Armen in der Gemeinde kümmerten sich Eckert und seine Frau.

Die urbane Entwicklung von Eggenberg als Grazer Stadtteil wird zu einem großen Teil Eckert zugerechnet. Sein Verbauungsplan der Gemeinde berücksichtigte das künftige Wachstum. Nach dem Ersten Weltkrieg und der Gründung der Republik zog Eckert sich ins Privatleben zurück und übersiedelte in die Stadt. Bis zu seinem Tod 1948 wohnte er in der Kaiserfeldgasse. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 wurde die bereits zu Eckerts Lebzeiten um die Jahrhundertwende nach ihm benannte Straße umbenannt. Als bewusster Katholik galt Eckert

den NS-Behörden – trotz seiner deutschnationalen Gesinnung – nicht länger eines Straßennamens würdig. Eckert erlebte noch die Wiederherstellung der Straßenbenennung nach ihm im Jahr 1947. Albert Eckert starb am 12. Oktober 1948 94-jährig im Grazer Barmherzigenhospital.¹

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Ernst Engelhart, Eggenberg. Ein Heimatbuch. Eggenberg 1921.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Puchher – Helmut Rogan (Hg.), „Hoffnung ins Leben tragen“. 100 Jahre St. Vinzenz 1895–1995. Graz 1995.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Karl Spreitzhofer, Straßennamen erzählen. Folge 6, in: Neues aus Graz-Schutzengel 21/5/1984.

¹ Arbeiterwille vom 14. Oktober 1948.

Edisonstraße

Datum der Benennung

um 1930

Text der Zusatztafel

Thomas Alva Edison 1847–1931

Erfinder, Unternehmer. Der aus Ohio stammende Autodidakt war zunächst Telegrafist, ehe er mit zahlreichen Erfindungen großen Erfolg hatte. Edison erwarb über 1.000 Patente, wie für den Vielfach-Telegraf, den Phonograf oder 1879 die Kohlenfaden-Glühbirne. Edisons Verdienste liegen in der Elektrifizierung New Yorks und dem markttauglichen Stromversorgungsausbau.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Thomas Alva Edison war ein US-amerikanischer Erfinder. Er wurde am 11. Februar 1847 in Milan im US-Bundesstaat Ohio geboren. Nach der Schule arbeitete Edison zunächst als Zeitungsjunge. In seinem nächsten Job als Telegrafist erwachte sein Interesse für Elektronik und Edison begann sich durch erste Experimente autodidaktisch darin zu bilden. 1868 meldete Edison einen verbesserten Registrierapparat, den „Stockticker“ zum Patent an. Dieser erreichte unmittelbar große Bekanntheit, als die New Yorker Börse damit ausgerüstet wurde. 1876 übernahm er die wissenschaftliche Leitung des Menlo Park Laboratoriums in New Jersey. 1877 folgte die Erfindung des Phonographen mit der „Edison-Walze“. Mit der Ausstattung des davor von Graham Bell erfundenen Telefons mit einem Kohlekörnermikrofon und dem Bleifaden für die Schmelzsicherung gelangen Edison in den nächsten Jahren weitere Verbesserungen von bereits existierenden Erfindungen.

Bei der internationalen Elektrizitätsausstellung 1881 in Paris stellte er ein Beleuchtungssystem mit 1.000 Kohlefadenglühlampen vor. Das erste Elektrizitätswerk der Welt ging in New York im Jahr 1882 in Betrieb. Es beruhte auf Edisons Planung und Erfindungen und versorgte 5.000 Straßenlampen mit Strom. Die Energie lieferte ein von einer Dampfmaschine betriebener Dynamo. Noch im selben Jahr wurde Edisons Beleuchtungssystem auf der ersten deutschen Elektrizitätsausstellung in Berlin präsentiert. 1883 entdeckte Edison in Menlo Park die „Glühemission“, die die Basis für die Entwicklung der Neonröhre bildete. Der deutsche Wissenschaftler Robert Bosch war von 1884 bis 1885 im Rahmen dieser Forschungen Mitarbeiter von Thomas Edison.

1883 gründete Emil Rathenau die Edison-Gesellschaft in Berlin, wo fortan Edisons Beleuchtungssysteme in Lizenz hergestellt wurden. 1887 erfolgte die Umbenennung in AEG (Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft). Im gleichen Jahr begann Edison in seinem neuen Labor in West Orange im Bundesstaat New Jersey mit der Entwicklung der ersten Filmkamera. Am 6. Oktober 1889 ging Edison mit den „lebenden Bildern“ an die Öffentlichkeit und erregte damit weltweite Aufmerksamkeit. 1891 legte Edison mit dem „Kinetographen“ eine entscheidende Weiterentwicklung vor.

Edison besaß neben seinem erfinderischen Genie auch eine gute Portion Hartnäckigkeit und Ausdauer, was ihn auch zu einem erfolgreichen Geschäftsmann machte. 1892 gründete er zur Vermarktung seiner Patente die General Electric Company (GE). Im April 1894 öffnete unter der Bezeichnung Kinetoscope das erste Kino der Welt in New York seine Pforten. Die ersten Filme waren größtenteils Dokumentationen und Nachrichten.

Thomas Edisons bereits früher erfundene Glühlampen wurden ab 1897 mit einem Schraubgewinde produziert und erstmals normiert. Filmrollen wurden ab 1899 perforiert und standardmäßig mit Breite 35 mm produziert. Im Jahr 1912 erhielt Edison das Patent für die Nickel-Cadmium-Batterie zugesprochen. Im Alter von 70 Jahren gründete Edison die „Perfection Pictures“ Filmgesellschaft. In seinen letzten Jahren verlor er sein Gehör. Thomas Alva Edison starb am 18. Oktober 1931 im Alter von 84 Jahren in West Orange. Er war zweimal verheiratet und hatte insgesamt sechs Kinder und hinterließ 1.093 Patente.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Thomas Alva Edison, in: Who's Who. The People Lexicon. Online verfügbar unter:

<http://www.whoswho.de/bio/thomas-alva-edison.html>

Matthew Josephson, Edison. A Biography. New York 1959.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fritz Vögtle, Thomas Alva Edison. Reinbek bei Hamburg 1982.

Hubert Weitensfelder, Die großen Erfinder. Wiesbaden 2009.

Edlingerweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Johann Georg Edlinger 1741–1819

Maler. Der gebürtige Grazer lernte beim Kirchenmaler Embert und kam nach Wanderjahren im Habsburgerreich 1774 nach München. Sein Malstil verfolgte eine betont sachliche, ungeschminkte Darstellung von Gesichtern, womit er zum gefragten Porträtisten im südlichen deutschsprachigen Raum avancierte. 1781 wurde Edlinger zum bayerischen Hofmaler ernannt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Georg Edlinger war ein aus Graz stammender bayrischer Maler. Er wurde am 1. März 1741 als Sohn eines Gärtners in der steirischen Landeshauptstadt geboren. Seinen ersten Zeichenunterricht erhielt er von einem Franziskanermönch. Danach ging er bei dem Grazer Kirchenmaler Embert in die Lehre. Seine Wanderjahre verbrachte Edlinger in Wien, Ungarn und Salzburg. In Ungarn soll Edlinger mehrere Altarbilder gemalt haben. 1765 kehrte er nach Wien zurück. In der Folge erhielt er Unterricht von dem Wiener Maler Tuchmeyer und Martin van Mytens. In den 1770er-Jahren lernte er an der neu gegründeten Schule für Zeichenkunst und Bildhauerei in München bei Franz Ignaz Oefele und dem bayrischen Hofbildhauer Roman Anton Boos. München war ab da seine eigentliche Heimat. In seiner frühen Schaffenszeit malte Edlinger hauptsächlich biblische Stoffe nach italienischem Vorbild und Genreszenen. Später wandte er sich fast ausschließlich der Porträtmalerei zu und verfertigte außerdem Miniaturbildnisse. Edlinger verwendete in erster Linie Öl-, aber auch Pastellfarben.

Ein Auftragswerk, das „Bildnis der Kurfürstin Elisabeth Auguste“, brachte ihm 1781 neben dem Titel eines kurfürstlichen Hofmalers ein Jahresgehalt von 400 Gulden ein. Sein Ruf als hervorragender Porträtist führte Edlinger 1786 nach Augsburg, 1791 nach Mannheim, nach Baden und in die Schweiz. Seine nüchterne, realistische Menschendarstellung unterschied sich vom vorherrschenden Malstil seiner Zeit, der noch vom Rokoko mit seinem überkommenen Schönheitsideal und von den Klassizisten geprägt war. Edlinger war mit dem Stil seiner reiferen Periode eindeutig seiner Zeit voraus und beeinflusste auch seine Münchner Künstlerkollegen.

Edlingers künstlerisches Interesse galt vor allem den Gesichtszügen der Porträtierten; in pastoser Maltechnik stellte er deren Gesichter manchmal in geradezu schonungsloser Weise dar. Dieser Stil wird auch in seinen zahlreichen Selbstporträts besonders deutlich. Ende der 1780er-Jahre entwickelte Edlinger jenen eigenwilligen Stil, der ihn von seinen deutschen Zeitgenossen unterscheidet: Er arbeitete mit dramatischen Hell-Dunkel-Kontrasten und wählte seine gebrochenen Farbtöne mit Bedacht und Geschmack. Seine Porträts vermitteln oft starke Gefühle wie Trauer oder Resignation, insbesondere in seinen späteren Jahren.

Edlinger hatte mit ökonomischen Widrigkeiten zu kämpfen. Daher war er auch zu einer gewissen Massenproduktion genötigt, es lassen sich deutliche Qualitätsunterschiede zwischen seinen Werken feststellen. Vom Adel, dessen konservativer Geschmack sich noch am repräsentativen Standesporträt orientierte, kamen kaum noch Aufträge. Das Bürgertum fand hingegen eher Zugang zu der neuen Darstellungsweise. An der beträchtlichen Anzahl von „bürgerlichen“ Porträts in seinem späteren Œuvre kann man den Beginn der gesellschaftlichen Umschichtung des eben begonnenen 19. Jahrhunderts erahnen.

Johann Georg Edlinger starb am 15. September 1819 in seiner Wahlheimat München. Bei dem vermutlich 1790 von Edlinger gemalten „Herr im grünen Frack“ handelt es sich mit höherer Wahrscheinlichkeit um ein Porträt Wolfgang Amadeus Mozarts.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSN)

Literatur

Wolfgang Eckert, Über die Gestalt. Ein Werkbericht. St. Märgen 2006.

Erika Hanfstaengl, Edlinger, Georg, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118722557.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Eduard-Keil-Gasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Eduard Keil (Edler von Bündten) 1854–1926

Unternehmer. Der aus dem Kronland Mähren stammende Keil war 1880–1920 in leitenden Positionen bei der Brauerei Reininghaus. Als Direktor baute der Schwiegersohn des Brauereipioniers Johann Peter Reininghaus zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Familienbetrieb zur Aktiengesellschaft aus. Keil war zudem im Gemeinderat des damals eigenständigen Eggenberg vertreten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eduard Keil war ein Brauereiunternehmer und Mitbegründer der Grazer Messe. Er wurde im Jahr 1854 als Sohn eines Industriellen in Troppau (Opava, heute Tschechien) geboren. Nach der Schule in Troppau studierte er in Wien an der dortigen Universität. Er heiratete Emma, die Tochter des Grazer Brauereigründers Peter von Reininghaus, und wurde gleichzeitig Teilhaber der Brauerei. Mit der Umwandlung des Familienbetriebs in eine Aktiengesellschaft wurde er deren geschäftsführender Vizepräsident. Bis 1920 war er in der Folge in mehreren Positionen in der Brauerei tätig.

Unter seiner Leitung erlebte die Brauerei Reininghaus einen wirtschaftlichen Aufschwung. Neben seiner unternehmerischen Tätigkeit war Eduard Keil in zahlreichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Positionen aktiv. So war er durch viele Jahre hindurch Vizepräsident der Grazer Handels- und Gewerbekammer. Der Grazer Messe, deren Mitbegründer er war, stand er als erster Präsident vor. Als inoffizieller Vertreter seines Unternehmens gehörte er dem Eggenberger Gemeindeausschuss (Gemeinderat) an. In seiner Funktion als Direktor der Brauerei Reininghaus war er der erste Vizepräsident des „Schutzverbandes Alpenländischer Brauereien“, einem Interessenverband der steirischen Brauereien zur Festlegung des jeweiligen Kundenstocks, sowie der Vereinigung der Presshefe- und Spiritus-Industrie. Von 1907 bis 1923 gehörte Keil dem Verwaltungsrat der Steiermärkischen Escomptebank an; von 1912 bis 1922 war er deren Vizepräsident.

1913 wurde Keil mit dem Prädikat Bündten in den Adelsstand erhoben. Im ersten Kriegsjahr 1914 spendete Keil einen Waggon Kohle für Bedürftige in der Gemeinde Eggenberg.¹ 1922 erlitt Keil einen Schlaganfall, von dessen Folgen er sich nicht mehr erholen sollte. Im selben Jahr starb sein Sohn Herbert. Die Ehefrau Keils war bereits 1906 verstorben. Eduard Keil starb am 29. März 1926 in Graz.²

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Grazer Vorortezeitung vom 15. Februar 1914.

² Grazer Tagblatt vom 30. März 1926.

Eduard-Richter-Gasse

Datum der Benennung

14.8.1907

Text der Zusatztafel

Eduard Richter 1847–1905

Geograf, Historiker, Alpinist. In Wiener Neustadt aufgewachsen, war Richter nach Studium in Wien 1871–1886 Gymnasiallehrer in Salzburg, dann Professor für Geografie und 1899–1900 Rektor der Universität Graz. Er engagierte sich im „Deutschen und Österreichischen Alpenverein“, dem er 1883–1885 vorstand. Seine Forschungen zu den Alpengletschern waren bahnbrechend.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eduard Richter war Geografieprofessor und Spezialist für die Geografie der Alpen. Er wurde am 3. Oktober 1847 in Mannersdorf am Leithagebirge (Niederösterreich) geboren. Nach der Schule studierte er in Wien Deutsch, Geschichte und Geografie und unterrichtete schon während des Studiums in den Jahren 1866–1869 an verschiedenen Gymnasien. In seinem dritten Studienjahr trat der deutschnational begeisterte Richter der Burschenschaft Silesia bei. Die ideologischen Inhalte dieser Verbindung prägten Richter bis ins hohe Alter. 1869 wurde Richter als wirkliches Mitglied am Institut für Österreichische Geschichtsforschung aufgenommen. In weiterer Folge wandte er sich allerdings immer mehr der Geografie zu. 1871 erhielt er eine Stelle als Geschichte- und Geografielehrer am Salzburger Staatsgymnasium. Er trat in Salzburg dem Alpenverein bei und füllte dort verschiedene Führungsfunktionen aus. Von 1883 bis 1885 war er erster, von 1895 bis 1897 zweiter Präsident des 1873 gegründeten Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (DuÖAV).

Durch Intervention seiner Mutter wurde er vom Militärdienst befreit. 1885 promovierte Richter und unterrichtete ab 1886 an der Universität Graz, wo er bis zu seinem Tod den Lehrstuhl für Geografie innehatte. Einer der Schüler Richters war der Grazer Historiker Hans Pirchegger. Im Studienjahr 1899/1900 war er Rektor der Universität Graz.

Pionierarbeit leistete Richter mit seinen Beiträgen zur Gletscherkunde, Hochgebirgsmorphologie und zur historischen Geografie. Als Richters Hauptwerk wird das 1893 und 1894 erschienene, dreibändige Werk „Die Erschließung der Ostalpen“ angesehen. Mit der in den 1870er-Jahren vorgenommenen Vermessung der damals 1.012 Gletscher in den Ostalpen legte Richter in den Jahren 1883–1888

unter dem Titel „Beobachtungen an den Gletschern der Ostalpen“ eine Art Gletscherlexikon vor. Richter schuf damit die Grundlage für die weitere Gletscherforschung in Österreich. Neben den Gletschern gehörten die Seen zu Richters Steckenpferden. Vor allem in den Kärntner Seen führte er umfangreiche Lotungen und Temperaturmessungen durch. Seine Erkenntnisse legte er 1896 in dem zweibändigen „Atlas der Alpengseen“ vor. Richters Bekanntheit als Spezialist drang über die Grenzen des Landes hinaus und so wurde er 1896 Präsident der Internationalen Gletscherkommission. Den von ihm begonnenen „Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer“ konnte Richter nicht mehr vollenden. Der einzige vollendete Band (zu Salzburg) erschien erst im Jahr nach seinem Tod. Eduard Richter verstarb am 6. Februar 1905 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Georg A. Lukas, Eduard Richter, in: Geographische Zeitschrift 12/1906.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

A. Penck, Nachruf Eduard Richter, in: Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins 3/1905.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

Egger-Lienz-Weg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Albin Egger(-Lienz) 1868–1926

Maler. Dank seines Talents nahm die Münchener Akademie den gebürtigen Osttiroler bereits mit 17 Jahren auf. Egger-Lienz entfaltete in Wien 1899–1910 einen monumentalen Stil, der seinen in Farbe und Form reduzierten Bildern suggestive Wirkung verlieh. In seinem Spätwerk verarbeitete der Standschütze und Kriegsmaler des Ersten Weltkrieges die Schrecken des Krieges.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Albin Egger-Lienz war ein Tiroler Maler. Geboren als Albin Egger am 29. Jänner 1868 in Stribach bei Lienz, zeigte sich sein bildnerisches Talent schon in jungen Jahren. Der erste Lehrer war sein Vater, der Maler und Fotopionier Georg Egger. Mit 17 wurde Albin an der Münchner Akademie aufgenommen. Schon ab 1891 verwendete er den Nachnamen Egger-Lienz. 1893 arbeitete er in München als freier Künstler. Sein damaliges großes Vorbild war Franz Defregger und so wandte sich Egger-Lienz einerseits dem Sitten- und Historienbild und andererseits der Porträt- und Landschaftsmalerei zu.

1899 heiratete Egger-Lienz die 22-jährige Laura Möllwald und zog mit ihr nach Wien, wo er die nächsten elf Jahre verbringen sollte. Finanziell wurde die junge Familie – das Paar bekam drei Kinder – von den Schwiegereltern massiv unterstützt. Aber nach dem Konkurs von deren Firma war Egger-Lienz als Versorger der Familie auf sich allein gestellt. Er versuchte, eine Professur an der Wiener Akademie zu bekommen. Dafür trat er unter anderem aus dem im Februar 1900 von ihm selbst mitbegründeten, fortschrittlichen Hagenbund wieder aus. Doch alle Mühen blieben fruchtlos – die Akademie lehnte Egger-Lienz als Professor ab. Aus Ärger über die Ablehnung richtete er demonstrativ in seinem Atelier 1903 eine „Malschule für Damen“ ein, denn Frauen war damals das Studium an der Akademie verwehrt.

1909 trat Egger-Lienz der Wiener Secession bei. 1911 kehrte er der Hauptstadt den Rücken und ging wieder nach Tirol zurück, wo sich die Familie in der Nähe von Innsbruck, in Hall, niederließ. Dort bewegte er sich auch im avantgardistischen Brennerkreis. 1912/13 unterrichtete er an der

Kunstakademie in Weimar, anschließend verbrachte er den Sommer, Strandbilder malend, in Katwijk aan Zee in den Niederlanden. Danach richtete er sein Domizil in St. Justina bei Bozen ein.

Bei Kriegseintritt Italiens im Jahr 1915 meldete sich Egger-Lienz bei den Tiroler Standschützen, um nicht außerhalb seiner Tiroler Heimat als Soldat eingesetzt zu werden. Wegen Herzbeschwerden kehrte er jedoch bald vom Fronteinsatz in Riva del Garda, das damals zu Tirol gehörte, zurück und wurde zum Kriegsfürsorgeamt in Bozen versetzt. Dort beschäftigte er sich mit dem Entwurf von Kriegspostkarten und Illustrationen für die „Tiroler Soldatenzeitung“. Anfangs malte er auch an der Front. Seine Bilder wurden auch von der k. u. k. Kriegspropaganda verwendet. Im Laufe des Krieges veränderte sich Egger-Lienz' Einstellung zum Krieg. Dies schlägt sich auch in seinen Werken nieder. Seine ursprünglich den Krieg verherrlichenden Bilder wandelten sich immer mehr zu Darstellungen, in welchen das Grauen des Krieges sichtbar wurde. Beispiele dafür sind „Die Namenlosen“ von 1916 oder „Finale“ von 1918.

In seinen letzten Lebensjahren malte Egger-Lienz Bilder und Fresken für die Ausstattung der Gedächtniskapelle für die Gefallenen in Lienz. 1924 erhielt Albin Egger-Lienz das Ehrendoktorat der Universität Innsbruck. Er starb am 4. November 1926 in St. Justina bei Bozen an einer Lungenentzündung. Egger-Lienz' Kunst wurde von den Nationalsozialisten propagandistisch instrumentalisiert, was die Nachkriegsrezeption seines Werks in Österreich nachhaltig dämpfte.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Johanna Felmayer, Egger-Lienz, Albin, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118529072.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Maria Rennhofer, Albin Egger-Lienz: Leben und Werk. 1868–1926. Wien 2000. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_E/Egger-Lienz_Albin_1868_1926.xml

Ehlergasse

Datum der Benennung

um 1905

Text der Zusatztafel

Wenzel Ehler um 1829–1894

Tierarzt. Als Villenbesitzer und Veterinärmediziner spielte Ehler eine tragende Rolle in der damals eigenständigen Gemeinde Waltendorf. 1891 verließ er den aktiven Dienst, den er zuletzt als k. u. k. Obertierarzt in der Militärabteilung des Grazer Hengstdepots versehen hatte. Er war zudem in der steirischen Landesgruppe des Vereins der Tierärzte engagiert.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Wenzel Ehler war ein Grazer Militär-Tierarzt. Geboren um 1829 an unbekanntem Ort, war er bis 1881 k. u. k. Obertierarzt in Drohowyze (Galizien, heute Drohowyż, Polen). Am 8. September 1875 retteten er und vier weitere Soldaten in Sanok (ebenfalls Galizien/Polen) drei Menschen aus einem in den Fluss gefallenem Pferdewagen. Im Jahr darauf wurde er für diese Tat sowie für weitere lebensrettende Einsätze in Galizien mit dem Goldenen Verdienstkreuz mit der Krone ausgezeichnet.

1881 wurde Ehler an das Staatshengsten-Depot nach Graz versetzt, wo er auch verbleiben sollte. In Waltendorf kaufte er sich am Fuß des Ruckerlbergs eine Villa. Ehler wurde in der Stadtrandgemeinde zu einer wichtigen Person. 1891 wurde er als „Ober-Thierarzt erster Klasse der Militär-Abteilung des Staatshengsten-Depots in Graz“ in den Ruhestand versetzt.

Laut der „Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung“ vom 21. April 1894 starb Wenzel Ehler 66-jährig am 28. März 1894 auf seiner Besetzung in Waltendorf, im „Grazer Tagblatt“ vom 12. Februar 1895 wird er als „in diesem Jahre verstorben“ bezeichnet. Noch zu Lebzeiten seiner Witwe – vermutlich 1905 – wurde die Gasse, in der sich die Familienvilla befand, nach ihm benannt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eichendorffstraße

Datum der Benennung

um 1902

Text der Zusatztafel

Joseph Karl Freiherr von Eichendorff 1788–1857

Schriftsteller. Der aus Oberschlesien stammende Jurist, Teilnehmer an den Befreiungskriegen gegen Napoleon 1813–1815 und preußische Staatsbeamte war für sein lyrisches Werk schon zu Lebzeiten gefeiert. Eichendorff zählt zu den bedeutendsten deutschen Dichtern, seine Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ von 1826 gilt als Höhepunkt und Ausklang der Romantik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph von Eichendorff war ein deutscher Dichter und Schriftsteller der Romantik. Joseph Karl Benedikt von Eichendorff wurde am 10. März 1788 als Spross einer adeligen Familie auf Schloss Lubowitz in der Nähe von Ratibor in Schlesien (heute Racibórz, Polen) geboren. Ab 1801 besuchte er das katholische Gymnasium in Breslau (Wrocław, heute Polen). Von 1805 bis 1806 studierte er in Halle Jus, 1807 setzte er das Studium in Heidelberg fort. Dort lernte er die Romantiker Clemens Brentano und Achim von Arnim kennen. 1810 studierte Joseph von Eichendorff in Wien weiter und beendete dort sein Studium mit dem Staatsexamen im Jahr 1812.

Von 1813 bis 1815 nahm Eichendorff an den Befreiungskriegen gegen Napoleon teil. Im 1. Bataillon des 2. Rheinischen Landwehr-Infanterie-Regiments erlebte er 1815 den Einzug der preußischen Armee in Paris. Er blieb bis Ende des Jahres bei den Besatzungstruppen und kehrte im folgenden Jahr nach Breslau zurück. Inzwischen hatte er Luise von Larisch geheiratet, die ihm einen Sohn gebar. Eichendorff nahm eine Stelle im preußischen Staatsdienst an.

Schon während des Studiums hatte Eichendorff mit dem Schreiben begonnen, nun führte er seine schriftstellerische Tätigkeit neben seinem bürgerlichen Beruf fort. In seinen frühen Gedichten kommt seine Sehnsucht nach Einklang mit der Natur und nach einem Ausbruch aus dem bürgerlichen Leben zum Tragen. Letzteres stand im Gegensatz zu seinem Beamtenberuf. 1821 wurde er Regierungsrat in Danzig (heute Gdańsk, Polen), drei Jahre später Oberpräsidialrat in Königsberg (heute Kaliningrad, Russische Föderation). 1826 erschien seine Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“, die Eichendorff bekannt machte. Der Band enthielt auch die Gedichtsammlung „Das Marmorbild“.

1831 nahm Eichendorff eine Stelle beim Kultusministerium in Berlin an. In dieser Zeit begegnete er Adalbert von Chamisso und Franz Kugler. 1836 übersetzte Eichendorff Werke des spanischen Schriftstellers Pedro Calderon de la Barca. 1841 wurde er Geheimer Regierungsrat. Nach seiner Pensionierung 1844 kam seine Abhandlung „Geschichte der Wiederherstellung des Schlosses Marienburg“ heraus. 1846/47 verbrachte er in Wien, danach lebte er mit seiner Familie wieder an verschiedenen Orten in Deutschland.

In seinem letzten Lebensjahrzehnt beendete Eichendorff seine literarische Arbeit und betätigte sich stattdessen publizistisch. In dieser Zeit entstand seine „Geschichte der poetischen Literatur“. Eichendorff starb am 26. November 1857 in Neisse (heute Nysa, Polen) an einer Lungenentzündung.

Viele Gedichte Eichendorffs wurden von namhaften Komponisten vertont. Diese Lieder und „Aus dem Leben eines Taugenichts“ machten ihn zu einem der bedeutendsten und bekanntesten Dichter der deutschen Spätromantik. Viele Gedichte integrierte Eichendorff zuerst in seine Erzählungen, erst später wurden sie separat veröffentlicht. Seine polemischen Schriften zur Literaturkritik und Literaturgeschichte, die er zuletzt im Geist der Katholischen Bewegung verfasste, erlangten keine Breitenwirkung. Seine vor 1848 verfassten und veröffentlichten Gedichte und Werke lassen auf eine konservative, antiliberalen und gegenüber den freiheitlichen Forderungen kritische Haltung schließen. Im Zuge des Revolutionsgeschehens 1848 dürfte er diese Einstellung teilweise relativiert haben. In Eichendorffs Bekanntenkreis war Antisemitismus keine Seltenheit. Eichendorff selbst allerdings äußerte weder in seinen Tagebüchern noch in seinen Briefen oder publizierten Werken antisemitisches Gedankengut. Vorurteile Eichendorffs gegenüber Juden, bezugnehmend auf die Schulden seiner Familie bei einem Juden, sind vereinzelt belegt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Joseph von Eichendorff, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014.

Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/joseph-von-eichendorff.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hermann Kunisch, Eichendorff, Joseph Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118529390.html#ndbcontent>

Günther Schiwy, Eichendorff. Der Dichter in seiner Zeit. Eine Biographie. München 2000.

Hartwig Schultz, Joseph von Eichendorff. Eine Biographie. Frankfurt am Main – Leipzig 2007.

Eichholzerweg

Datum der Benennung

8.11.1990

Text der Zusatztafel

Herbert Eichholzer 1903–1943

Architekt. Eichholzer war nach seinem Studium in seiner Geburtsstadt Graz ab 1929 im Pariser „Atelier Le Corbusier-Jeanneret“ tätig. Auch in Graz führte er kompromisslos moderne Gebäude im Internationalen Stil aus. Der NS-Gegner emigrierte 1938 und engagierte sich für die Auslandsgruppe der KPÖ. Nach seiner Rückkehr wurde er 1943 vom NS-Regime hingerichtet.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Herbert Eichholzer war Architekt und gilt als Vertreter des „Internationalen Stils“ in Graz. Er wurde am 31. Jänner 1903 in Graz geboren und studierte von 1922 bis 1928 an der Technischen Hochschule Graz Architektur. 1929 ging er nach Paris, wo er bei Le Corbusier als Volontär tätig wurde. Im Jahr 1932 wirkte er für einige Monate in Moskau, wo er verschiedene Standardwohntypen entwarf. In Graz hatte er zwischen 1931 und 1938 ein eigenes Atelier. Allein oder gemeinsam mit Kollegen schuf er in der Steiermark eine Reihe von Wohnbauten, mit denen er zum bedeutendsten Vertreter der Moderne in der Steiermark avancierte. Zu seinen Grazer Projekten zählen u. a. die Operngarage, das Haus Leskoschek, das Haus Lind, Häuser am Ulrichsweg, das Haus Liebiggasse 9 (Eichholzer-Gedenkhinweis; seit 2019 befindet sich hier das Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung) oder das Haus am Josef-Gauby-Weg 30. Seit 1932 Mitglied der Sezession Graz war er 1936/37 führend in den kollektiven Projekten dieser Künstlervereinigung tätig. Als einer der Hauptverantwortlichen der Avantgarde-Zeitschrift „Plan“, die im Jänner 1938 erst- und einmalig erschien, war er für den Architekturteil zuständig.

Politisch seit 1926 innerhalb der Sozialdemokratischen Partei organisiert, beteiligte er sich im Februar 1934 innerhalb des Republikanischen Schutzbundes an den Kämpfen, weshalb er auch verhaftet wurde. Nach der Ausschaltung der Demokratie in Österreich war er weiter illegal tätig, wobei er sich den Kommunisten anschloss. Im Kampf gegen den drohenden „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland wirkte er bis März 1938 innerhalb der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft“, ehe er nach Frankreich flüchtete. Dort wurde er innerhalb der „Vereinigung österreichischer Emigranten“ aktiv. Noch im Herbst 1938 ging er in die Türkei, wo er bei Clemens

Holzmeister arbeitete. Dort baute er die Auslandsgruppe der KPÖ in der Türkei auf, die zur Drehscheibe kommunistischer Funktionäre und Gegner des NS-Regimes wurde.

1940 kehrte er – wie wenig später auch die Architektin Margarete Schütte-Lihotzky – nach Österreich zurück, um die abgebrochenen Kontakte der Widerstandsgruppen der KPÖ mit der im Ausland befindlichen Leitung wieder herzustellen. Führend in der Reorganisation des steirischen Widerstands tätig, wurde er im Februar 1941 verhaftet. Der Volksgerichtshof klagte ihn in der Folge wegen Vorbereitung zum Hochverrat an. Er wurde zum Tode verurteilt und am 7. Jänner 1943 in Wien hingerichtet.

Heimo Halbrainer
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Dietrich Ecker, Herbert Eichholzer: Architekt. Unpubl. Dissertation. Wien – Graz 2004.

Heimo Halbrainer (Hg.), Herbert Eichholzer 1903–1943. Architektur und Widerstand. Katalog zur Ausstellung. Graz 1998.

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 211, 247, 286.

Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. 3. Aufl. Graz 1994.

Harald Knoll, Die Gruppe Neuhold – Drews – Weiß – Eichholzer, in: Stefan Karner: Graz in der NS-Zeit 1938–1945. Graz 1998.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Einpacherweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Ulrich Einpacher

Michael Einpacher

Bürgermeister von Graz. Ulrich Einpacher entstammte einer einflussreichen Familie und trat 1448–1449 sowie 1451 als Stadtrichter auf, zugleich war er 1452–1453 Bürgermeister. Hundert Jahre danach hatte der mehrmalige Stadtrichter Michael Einpacher das Bürgermeisteramt 1540–1542 und 1553–1560 inne.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ulrich Einpacher war in der Mitte des 15. Jahrhunderts zuerst Stadtrichter, dann Bürgermeister von Graz.

Michael und Ulrich Einpacher waren beide im 15. bzw. 16. Jahrhundert sowohl Stadtrichter als auch Bürgermeister von Graz. Über ihre genauen Lebensdaten ist nichts bekannt. Michael Einpacher war zwischen 1533 und 1560 ebenfalls mehrfach Stadtrichter und Bürgermeister von Graz. 1548 war er auch Abgeordneter der Stadt beziehungsweise der Landschaft im Ausschuss zum Generallandtag der niederösterreichischen Lande in Wien.

Beide gehörten dem seit dem 15. Jahrhundert in Graz nachweisbaren Handels- und Eisenadelsgeschlecht der Einpacher (andere Schreibweisen: Empacher, Ainbacher) an. Ulrich gelangte – vielleicht dank einer Intervention seines Verwandten Hanns Einpacher (Empacher), eines reichen Grazer Bürgers, der Gläubiger des stets in Geldnöten befindlichen Kaiser Friedrichs III. war, zu der einflussreichen Stelle des Landschreibers (= höchster Landesfinanzbeamter) der Steiermark. Gemeinsam mit den Eggenbergern zählten die Einpachers, die ursprünglich aus Judenburg stammten und durch den Eisen- und Italienhandel groß geworden waren, zu den mächtigsten und reichsten Familien der Stadt. Die Familie wanderte als Folge der vom Landesfürsten vehement vorangetriebenen Gegenreformation nach Deutschland aus.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Einspinnergasse

Datum der Benennung

16.1.1930

Text der Zusatztafel

August Einspinner 1870–1927

Goldschmied, Politiker. Der Mürzzuschlager gründete 1898 nach Lehre und Walz eine Goldschmiede in Graz. 1900 zog er für die Deutsche Volkspartei in den Grazer Gemeinderat, 1902 in den Landtag sowie 1906 in den Reichsrat ein. Einspinner erwarb sich Verdienste bei der Interessenvertretung für Gewerbetreibende, etwa als Vizepräsident der Handelskammer.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

August Einspinner wurde am 30. Juli 1870 als Sohn des Kunsttischlermeisters Heinrich Einspinner und dessen Gattin Maria, geb. Tafinger, in Mürzzuschlag geboren. Er besuchte in seiner Heimatstadt die Volksschule und begann nach dem frühen Tod des Vaters (1879) und der Mutter (1884) eine Goldschmied-Lehre in Wien. Zwischenzeitlich auf Wanderschaft, leistete er 1892 den Militärdienst beim 5. Festungsartillerie-Regiment in Süddalmatien als Feuerwerker ab. Nach seiner Zeit als Geselle in Wien arbeitete er seit 22. Mai 1898 als Goldschmiedemeister in Graz. 1900 wechselte er im Verlauf der Los-von-Rom-Bewegung zum evangelischen Glauben A.B., kehrte aber 1926 wieder in die katholische Kirche zurück.

Einspinner's deutsche nationale Grundeinstellung lässt sich außer in den (partei-)politischen Aktivitäten auch früh an Funktionen wie jener eines „Gauturnvertreters“ (1900–1903) des (alldutschen) Alpenturngaues ablesen, der bei seinem Gauturnfest 1900 die Anwesenheit von Schönerer feierte.² 1900 wurde er für die Periode 1901–1903 in den Grazer Gemeinderat gewählt, 1902–1918 gehörte er dem steiermärkischen Landtag an. 1906 wurde er für die Deutsche Volkspartei in den Reichsrat entsandt, wo er bis 1918 die Vertretung der Gewerbetreibenden, insbesondere der Handwerksmeister, wahrnahm. Die Klubs, denen er bis 1918 angehörte, wechselten häufig die Namen, blieben aber samt und sonders deutschnational ausgerichtet.³

¹ Nach vertiefter Recherche von der Liste der Straßennamen „mit Diskussionsbedarf“ gestrichen.

² Vgl. den detaillierten Bericht: Erstes Alpen-Gauturnfest, in: Grazer Tagblatt vom 5. Juni 1900, S. 7–9.

³ Vgl. die Parlamentarier-Kurzbiografie auf der Website des Österreichischen Parlaments.

<https://www.parlament.gv.at/WWER/PARL/J1848/Einspinner.shtml>

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er ab 1. November 1918 gemeinsam mit dem Sozialdemokraten Johann Resel Militärbevollmächtigter des „Wohlfahrtsausschusses“ für die Volks-, Bürger- und Ortswehren, die zur Verhinderung von Plünderungen gegründet worden waren.⁴ Im Winter 1918/19 wurde er Abgeordneter der Deutschnationalen Partei und Mitglied der provisorischen Nationalversammlung. Daneben hatte er eine große Anzahl an Funktionen inne: 1920–1927 fungierte er als Vizepräsident der Handels- und Gewerbekammer Graz und geschäftsführender Präsident des steiermärkischen Gewerbe-Förderungs-Instituts, 1921–1925 als Präsident des Hauptverbandes der Gewerbeverbände Österreichs. Ab 1920 wirkte er als Vizepräsident und Obmann der Gewerbesektion und von 1921–1924 als Präsident des Hauptverbandes der Gewerbeverbände Österreichs, war Mitglied der Zentralkommission für das gewerbliche Unterrichtswesen, Präsident des Reichshandwerkerrates, Kurator des Landesmuseums „Joanneum“ und des Steiermärkischen Gewerbe-Förderungs-Instituts, Vorstand der Grazer Goldschmiede-Genossenschaft und des „Steiermärkischen Kunstgewerbevereins“. Zudem war er auch noch ab 1921 Geschäftsführer der Grazer Messe.

August Einspinner starb am 18. April 1927 in Graz an Arteriosklerose, seine Frau Barbara (Betty) nicht ganz zwei Jahre später. Sie hinterließen drei Kinder: Heinrich, Barbara (Bärbl) und Freya.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Martin Moll, Politische Organisationen und öffentlicher Raum in der Steiermark, in: Helmut Rumpler (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Teilbd. 1: Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation. Wien 2006, S. 397–449.

Erstes Alpen-Gauturnfest, in: Grazer Tagblatt vom 5. Juni 1900, S. 7–9.

Parlamentarier 1848–1918. Online verfügbar unter:

<https://www.parlament.gv.at/WWER/PARL/J1848/Einspinner.shtml>

⁴ Vgl. Martin Moll, Politische Organisationen und öffentlicher Raum in der Steiermark, in: Helmut Rumpler (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Teilbd. 1: Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation. Wien 2006, S. 447.

Eißlgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Mathias Eißl 1776–1821

Gutsverwalter, Landwirt. Um Landwirtschaftsstudien zu betreiben, legte der gebürtige Radkersburger 1808 seine Stelle als Verwalter nieder. Seine Reisen führten ihn durch Mitteleuropa und an die Landwirtschaftsuniversität im ungarischen Keszthely. Eißl publizierte zahlreiche Aufsätze und hielt Vorträge. Zuletzt war er Güterinspektor in Niederösterreich und Böhmen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ma(t)thias Eißl (auch: Eisl) war ein steirischer Landwirtschaftsfachmann. Eißl wurde 1776 in Radkersburg (heute Bad Radkersburg) geboren. Er war bis 1808 Verwalter und Justizrichter bei der Herrschaft Gutenha(a)g in der Untersteiermark (heute Hrastovec v Slovenskih Goricah, Slowenien). Danach widmete er sich dem Studium der Landwirtschaft. Dafür unternahm er Reisen nach Ungarn, Kroatien, Böhmen, Deutschland, Oberitalien und in die Schweiz, wo er die Fellenberg'schen Ökonomie-Anstalten in Hofwyl besuchte und auf einem landwirtschaftlichen Fest einen Vortrag „über die Ausartung und Vervollkommnung landwirtschaftlicher Pflanzen und Thiere“ hielt.

Im Mai 1811 kehrte Eißl nach Österreich zurück und nahm eine Stelle als Ökonomierat des Grafen Thurn in Bleiburg/Kärnten an. Spätere Anstellungen waren beim Grafen Sinzendorf zu Ernstbrunn (Niederösterreich) und schließlich bei Graf Hartig zu Niemes in Böhmen (heute Mimoň, Tschechische Republik). Eißl hatte Verbindungen zu Landwirtschaftsgesellschaften, machte Aufzeichnungen und hielt Vorträge. Sein Wissen veröffentlichte er in zahlreichen Aufsätzen. Einige davon finden sich im „Mahlerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden“ von Franz Sartori und in den „Vaterländischen Blättern“. Mathias Eißl starb 45-jährig am 14. Jänner 1821 in Niemes. Seine Witwe Therese, eine malerisch begabte Bürgerstochter, schrieb über das Leben ihres verstorbenen Ehemannes in einem langen Brief an Johann Wolfgang von Goethe.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.

Aufl. Graz 2018.

G. F. Schreiner – Alb. von Muchar – C. G. Ritter v. Leitner – A. Schrötter (Hg.), Steiermärkische

Zeitschrift VI/2. Graz 1840.

Allgemeine Literatur Zeitung 163 vom 6. Juli 1812.

Ekkehard-Hauer-Straße

Datum der Benennung

17.9.1963

Text der Zusatztafel

Ekkehard Hauer 1898–1961

Bürgermeister von Wetzelsdorf. Nach Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg wechselte der gebürtige Wiener 1925 von einem Saatgutbetrieb an die Land- und Forstwirtschaftsschule Alt-Grottenhof. Im autoritären Ständestaat war er 1935–1938 Wetzelsdorfer Bürgermeister, 1938 trat er der NSDAP bei. 1955–1961 leitete der diplomierte Ingenieur die Schule Alt-Grottenhof.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ekkehard Hauer wurde am 30. Jänner 1898 in Wien als Sohn des Versicherungsprokuristen Josef Hauer geboren. Er besuchte das Schottengymnasium mit dem Ausbildungsschwerpunkt Altgriechisch und Latein. Nach der Matura 1916 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und studierte nach Kriegsende Bodenkultur in Wien. Nach dem Studienabschluss 1924 war er für ein Jahr bei der Obstbau- und Gemüseverwertungsgesellschaft „Planta“ (Sierndorf, NÖ) als Adjunkt beschäftigt¹ und unterrichtete dann ab 1925 an der Landwirtschaftsschule Alt-Grottenhof, der 1867 gegründeten ältesten landwirtschaftlichen Schule Österreichs.

Hauer veröffentlichte mehrere Fachbücher im Stocker-Verlag („Erfolgreiche Düngerwirtschaft“, 1927, 2. Aufl. 1938; „Mehr Futter – mehr Eiweiß aus der eigenen Wirtschaft“, 1935; „Taschenbuch des Getreidebaues“, 1957) sowie agrarpolitische Schriften (mit Leo Gestetner: „Die Ursachen der österreichischen Agrarkrise und deren Behebung“, 1931, und „Das Krisenproblem Österreichs“, 1932; „Land und Stadt. Gegen Hunger und Vermassung“, 1955). Er setzte sich für „nachhaltige“ Bewirtschaftung ein und ließ trotz seiner prinzipiell naturwissenschaftlichen Zugangsweise bezüglich Ertragsoptimierung einen gewissen Technik-Skeptizismus im Gefolge der Zyklentheorie Oswald Spenglers (1880–1936) erkennen.²

¹ Vgl. Heinrich Hornich, 40 Jahre Lehrer am Grottenhof 1924–1964, in: Landwirtschaftliche Fachschule Grottenhof-Hardt (Hg.), 100 Jahre Landesackerbauschule Grottenhof. Graz 1967, S. 33–42, hier S. 34.

² Die Charakteristik der „faustischen Kultur“ lässt sich bei Hauer (trotz oder gerade wegen des konservativen Zuschnitts) politisch ein Jahr nach der Machtergreifung Hitlers in Deutschland eher als Kritik lesen: „Künftighin entscheiden über die Regierung nicht mehr Politiker im alten Wortsinn, sondern sogenannte Führer mit ihren bewaffneten Anhängern, die nicht mehr auf eine Verfassung, sondern den Führer vereidigt werden. Jeder

Von 1935 bis zum „Anschluss“ war Hauer Bürgermeister der Gemeinde Wetzelsdorf, die dann von „Groß Graz“ eingemeindet wurde. Er trat 1938 der NSDAP bei, obwohl er ein „Feind des Nationalsozialismus“ gewesen sei, „sich aber dennoch überreden hat lassen, Nationalsozialist zu werden, weil man sehr geschickt [um nicht korrupte Vorbilder] geworben hat“³. Hauer äußerte sich im Rahmen eines Aufrufs zu verstärkter Düngung 1938 positiv zum „Anschluss“ als Hoffnung für die Landwirtschaft.⁴ 1940 wurde er eingezogen und diente als Staboffizier im Protektorat Mähren in Brünn. Auf dem Heimweg geriet er 1945 in Stalingrad in sowjetische Kriegsgefangenschaft, wurde nach Stalingrad deportiert und kehrte erst im Herbst 1949 zurück.

Hauer hatte 1923 die Lehrerin Hertha Meisel (1899–1968) geheiratet, zwei seiner drei Söhne fielen im Zweiten Weltkrieg: Winfried (geboren 1924, 1944 kurz vor der dortigen Kapitulation in Brest gefallen) und Herwig (geboren 1927, gestorben kurz vor oder nach Kriegsende 1945 durch jugoslawische Partisanen).⁵ Der 1932 geborene Sohn Rainer Hauer wurde Schauspieler und Regisseur, von 1976 bis 1990 war er Direktor des Grazer Schauspielhauses.

Ekkehard Hauer leitete von 1955 bis 1961 als Direktor den Grottenhof, in den er wiederum als Lehrer zurückgekehrt war. Ekkehard Hauer starb an einer (nicht alkoholbedingten) Leberzirrhose am 17. Juni 1961 in Graz. 1987 wurde der Landwirtschaftsschule im Rahmen eines Festakts zum 120-jährigen Bestehen der Name „Ekkehard-Hauer-Schule“ verliehen. Ab 2014 wurden bezüglich des „Grottenhofs“ auch über Medien Verkaufs- oder Auflösungsabsichten bekannt, die dann doch nicht realisiert wurden. 2018 wurden Alt-Grottenhof und die Schule Grottenhof-Hardt fusioniert.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

„Café Willnauer“. Online verfügbar unter: <https://cba.fro.at/371350>

Ekkehard Hauer, Deutung der Zeit?, in: Alpenländische Monatshefte 10/1934, S. 289–293.

Ekkehard Hauer, Nun mit voller Kraft aufwärts, in: Der fortschrittliche Landwirt vom 16. April 1938, S. 225f. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=lht&datum=19380416>

Führer von Ruf muss seine Privatgarde haben, untereinander werden Kämpfe um die Macht stattfinden, auf Kosten des abseits stehenden Volkes; der tüchtigste Führer wird die Macht an sich reißen, zuerst unter Wahrung scheindemokratischer Formen, schließlich aber auch darauf verzichten.“ Ekkehard Hauer, Deutung der Zeit?, in: Alpenländische Monatshefte 10/1934, S. 289–293, hier S. 290.

³ Diese Aussagen und die Informationen zur Familie stammen aus einem am 26. März 2018 von Radio Helsinki ausgestrahlten Interview mit dem Sohn Rainer Hauer in der von Jörg Martin Willnauer moderierten Gesprächssendung „Café Willnauer“. Online verfügbar unter: <https://cba.fro.at/371350>. Ergänzt wurden die Informationen durch ein Telefoninterview mit Rainer Hauer am 29. Jänner 2023.

⁴ „Fünf Jahre regster Aufbauarbeit hat die Bauernschaft im alten Reich vor unserer als Vorsprung voraus. Diesen Vorsprung gilt es aufzuholen! Darum mit voller Kraft vorwärts und aufwärts!“ Ekkehard Hauer, Nun mit voller Kraft aufwärts, in: Der fortschrittliche Landwirt vom 16. April 1938, S. 225f., hier S. 226. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=lht&datum=19380416>

⁵ Vgl. Hauer, Interview.

Heinrich Hornich, 40 Jahre Lehrer am Grottenhof 1924–1964, in: Landwirtschaftliche Fachschule Grottenhof-Hardt (Hg.), 100 Jahre Landesackerbauschule Grottenhof. Graz 1967, S. 33–42.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Elisabethstraße

Datum der Benennung

um 1856

Text der Zusatztafel

Elisabeth von Österreich (geb. von Wittelsbach) 1837–1898

Kaiserin von Österreich. Die bayerische Hochadelige heiratete 1854 Franz Joseph I. Ihr Besuch in Graz 1856 war Anlass, die Straße nach ihr zu benennen und einen Holztabernakel samt Büste am stadtparkseitigen Straßenbeginn zu errichten. Die als Sisi bekannte Kaiserin reiste nach dem Selbstmord ihres Sohns Rudolf 1889 exzessiv und erlag in Genf einem Mordanschlag.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Elisabeth von Österreich, geb. von Wittelsbach, war Kaiserin von Österreich. Sie wurde am 24. Dezember 1837 als Tochter von Herzog Maximilian von Bayern und der bayerischen Königstochter Maria Ludowika in München geboren. Als Fünfzehnjährige reiste sie mit ihrer Mutter in die kaiserliche Sommerresidenz nach Bad Ischl, wo sich Franz Joseph von Österreich in sie verliebte. 1854 folgte die Hochzeit der beiden. Ein Jahr nach der Hochzeit gebar Elisabeth die Tochter Sophie Friederike, die allerdings bereits 1857 verstarb. Es folgten Gisela, Kronprinz Rudolf Franz Karl Joseph und Marie Valerie Mathilde Amalie. Politisch setzte sich Elisabeth 1866/67 im ungarischen Ausgleich für Ungarn ein. Die Krönung von Kaiser Franz Joseph und Elisabeth als König und Königin von Ungarn erfolgte am 8. Juni 1867.

Als Ausdruck der Verehrung Elisabeths in Graz wurde die vormalige Pittonigasse in Elisabethstraße umbenannt. Zudem wurde anlässlich eines Besuchs der Kaiserin 1856 ein heute nicht mehr erhaltenes neogotisches Holztabernakel mit ihrer Büste am stadtparkseitigen Beginn dieser Straße errichtet.

Nach dem Selbstmord ihres Sohnes Franz Ferdinand von Österreich 1889 in Mayerling, der sie schwer traf und ihr jeglichen Antrieb nahm, weiterhin staatspolitisch aktiv zu sein, unternahm Elisabeth zahlreiche Reisen. Die Jahre nach dem Tod ihres Sohnes verbrachte sie in Schwarz gekleidet fern des Wiener Hofes. Auf Korfu ließ sie sich von 1889 bis 1891 ein Schloss erbauen, in dem sie zahlreiche Kuraufenthalte absolvierte. Ihr Hungerwahn und ihr Bewegungsdrang mündeten schließlich in Hungerödemen und Depressionen bis hin zu Selbstmordgedanken. Am 9. September 1898 verübte

der italienische Anarchist Luigi Lecheni während ihres Aufenthalts in Genf ein Attentat auf sie und traf mit einer spitzen Feile ihr Herz. Noch am selben Tag starb sie um 14:40 an den Folgen dieses Überfalls.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Brigitte Hamann, Elisabeth („Sisi“), in: Brigitte Hamann (Hg.), Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon. Wien 1988, S. 92–94.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Elise-Steininger-Steg

Datum der Benennung

18.5.2006

Text der Zusatztafel

Elise Steininger (geb. Elisabeth Rauch) 1854–1927

Radfahrpionierin. Die aus dem Banat stammende Steininger zog 1880 nach Graz, wo sie mit 37 Jahren das Radfahren erlernte und Mitglied des „Vereins Grazer Tourenfahrer“ wurde. Der von ihr 1893 gegründete Verein „Grazer Bicycle-Club“ war der erste Frauenfahrradclub der Monarchie. Steininger betrieb mit ihrem Mann ein Fahrradgeschäft und gab Frauen Fahrunterricht.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Elise Steininger war eine österreichisch-ungarische Radfahrpionierin. Sie wurde als Elisabeth Rauch am 10. Dezember 1854 in Sigmundfeld im Banat (damals Ungarn, heute Lukićevo, Serbien) geboren. Sie lernte Carl Anton Steininger vermutlich in Wien kennen und heiratete ihn am 13. Juli 1879. 1890/91 zog das Paar nach Graz. Dort lernte sie als eine der ersten Frauen in Graz und wohl in ganz Österreich das Radfahren. Ihr Mann war ebenfalls ein begeisterter Radfahrer und Gründungsmitglied der „Grazer Tourenfahrer“. Mit dem Klub kam es Ende 1892 zum Zerwürfnis wegen einer Kunstradvorführung, die sie bei einer Feier des Vereins gemeinsam mit anderen Frauen veranstaltet hatte. Daraufhin gründete Elise Steininger gemeinsam mit einigen anderen Frauen am 16. Februar 1893 den „Grazer Damen-Bicycle-Club“ (GD/BC) und wurde dessen erste Präsidentin.

Elise Steininger soll es zur „wahren Meisterschaft im Kunst- und Tourenfahren“ gebracht haben. Für 1894 wies ihr Tourenbuch 1.315 km aus, 1895 wirkte sie bei der Organisation des XII. Bundesfestes des Deutschen Radfahrerbundes in Graz mit. 1895 übernahm sie gemeinsam mit ihrem Ehemann ein Fahrradgeschäft in der Pfeifengasse 18 (heute Kolpinggasse 12–14). Dieses besaß eine eigene Übungsbahn, wo Steininger Frauen und Mädchen Fahrradunterricht erteilte und wo der GD/BC sein Vereinslokal hatte.

Nach sechs Jahren löste sich der Grazer Damen-Bicycle-Club auf. Ein Grund dafür war, dass andere Vereine zunehmend nicht mehr auf Männer beschränkt waren und ebenfalls Frauen aufnahmen. Das Ehepaar Steininger blieb kinderlos. Als ihr Mann 1903 während eines Urlaubs in Monte Carlo verstarb, ging das Fahrradgeschäft in Konkurs. Elise Steininger wohnte bis 1925 in Graz zuerst weiter

in der Pfeifengasse, dann in der Schönaugasse, stets in der Nähe der Fahrrad-Schulbahn, die bis Ende der 1930er-Jahre Bestand hatte. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in Wien. Am 11. November 1927 starb sie im Pflegeheim Lainz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Wehap, Biographisches Rad-Lexikon Steiermark. Mit Register der Vereine und Verbände. Sonderedition Ausstellung „Radkult“ Leoben 2012.

Ilse Wieser, Der Damen-Bicycle-Club in Graz: Pionierinnen für den Frauensport. Graz 2003. Online verfügbar unter: https://woment.mur.at/netz/23orte/text_GrazerDamen_BicycleClub.html

Emichgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Friedrich Emich 1860–1940

Chemiker. Der 1884 in seiner Geburtsstadt Graz promovierte Emich war Lehrer am Mädchenlyzeum, nach seiner Habilitation 1889–1931 Chemieprofessor an der Technischen Hochschule Graz. Neben seinem Grazer Kollegen Fritz Pregl gilt er als Pionier der Mikrochemie. Emich entwickelte Mikrowaagen sowie Methoden zur Bestimmung der Reinheit und Identität chemischer Stoffe.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Emich war ein Grazer Chemiker. Er gilt als der Begründer der quantitativen anorganischen Mikroanalyse. Friedrich Peter Emich wurde am 5. September 1860 als Sohn eines Ingenieurs in Graz geboren. Von 1878 bis 1884 studierte er an der hiesigen Technischen Hochschule (der heutigen TU) Chemie, unter anderem als Schüler von Richard Maly. Danach unterrichtete er einige Jahre am Mädchenlyzeum in Graz. 1888 habilitierte sich Emich für Chemie an der Technischen Hochschule und wurde ein Jahr später Professor für reine und analytische Chemie. 1894 wurde er zum ordentlichen Professor für allgemeine Chemie ernannt. In der Folge war Emich mehrmals Rektor und Dekan an der Technischen Hochschule.

Emich gilt neben dem Chemienobelpreisträger von 1923, Fritz Pregl, als einer der Pioniere der Mikrochemie. Mit hohen experimentellen Fähigkeiten ausgestattet, entwickelte er zahlreiche mikrochemische Bestimmungsmethoden, wie Fadenreaktionen, Farb- und Fällungsreaktionen an Gespinnstfasern. Auch das Arbeiten mit dem Kapillarröhrchen, mit der Mikrobürette, dem Zentrifugier-Röhrchen und dem Filterstäbchen im analytischen Laboratorium geht auf ihn zurück. Emich konstruierte auch Instrumente wie Mikrowaagen und verbesserte die Mikrospektroskopie, die Mikropolarisation sowie die „Schlierenmethode“ zum Zweck der Identitäts- und Reinheitsprüfung von Stoffen.

Emich publizierte eifrig und so fanden seine mikrochemischen Methoden überall Eingang in die analytischen Laboratorien. 1911 veröffentlichte er das „Lehrbuch der Mikrochemie“. Emich wurde 1927 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und im Jahr darauf auch der

Akademie der Wissenschaften in Wien. Zudem wurden ihm zahlreiche Preise und Ehrungen zuteil: 1911 Lieben-Preis und ein Ehrendoktorat in Aachen. 1931 emeritierte Emich, forschte aber bis 1937 weiter. Er starb am 22. Jänner 1940 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

N. N., Emich Friedrich, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957.

Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_E/Emich_Friedrich_1860_1940.xml

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Grete Ronge, Emich, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959.

Emichplatzl

Datum der Benennung

19.1.1950

Text der Zusatztafel

Friedrich Emich 1860–1940

Chemiker. Der 1884 in seiner Geburtsstadt Graz promovierte Emich war Lehrer am Mädchenlyzeum, nach seiner Habilitation 1889–1931 Chemieprofessor an der Technischen Hochschule Graz. Neben seinem Grazer Kollegen Fritz Pregl gilt er als Pionier der Mikrochemie. Emich entwickelte Mikrowaagen sowie Methoden zur Bestimmung der Reinheit und Identität chemischer Stoffe.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Emich war ein Grazer Chemiker. Er gilt als der Begründer der quantitativen anorganischen Mikroanalyse. Friedrich Peter Emich wurde am 5. September 1860 als Sohn eines Ingenieurs in Graz geboren. Von 1878 bis 1884 studierte er an der hiesigen Technischen Hochschule (der heutigen TU) Chemie, unter anderem als Schüler von Richard Maly. Danach unterrichtete er einige Jahre am Mädchenlyzeum in Graz. 1888 habilitierte sich Emich für Chemie an der Technischen Hochschule und wurde ein Jahr später Professor für reine und analytische Chemie. 1894 wurde er zum ordentlichen Professor für allgemeine Chemie ernannt. In der Folge war Emich mehrmals Rektor und Dekan an der Technischen Hochschule.

Emich gilt neben dem Chemienobelpreisträger von 1923, Fritz Pregl, als einer der Pioniere der Mikrochemie. Mit hohen experimentellen Fähigkeiten ausgestattet, entwickelte er zahlreiche mikrochemische Bestimmungsmethoden, wie Fadenreaktionen, Farb- und Fällungsreaktionen an Gespinnstfasern. Auch das Arbeiten mit dem Kapillarröhrchen, mit der Mikrobürette, dem Zentrifugier-Röhrchen und dem Filterstäbchen im analytischen Laboratorium geht auf ihn zurück. Emich konstruierte auch Instrumente wie Mikrowaagen und verbesserte die Mikrospektroskopie, die Mikropolarisation sowie die „Schlierenmethode“ zum Zweck der Identitäts- und Reinheitsprüfung von Stoffen.

Emich publizierte eifrig und so fanden seine mikrochemischen Methoden überall Eingang in die analytischen Laboratorien. 1911 veröffentlichte er das „Lehrbuch der Mikrochemie“. Emich wurde 1927 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und im Jahr darauf auch der

Akademie der Wissenschaften in Wien. Zudem wurden ihm zahlreiche Preise und Ehrungen zuteil: 1911 Lieben-Preis und ein Ehrendoktorat in Aachen. 1931 emeritierte Emich, forschte aber bis 1937 weiter. Er starb am 22. Jänner 1940 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

N. N., Emich Friedrich, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957.

Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_E/Emich_Friedrich_1860_1940.xml

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Grete Ronge, Emich, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959.

Emil-Ertl-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Emil Ertl 1860–1935

Bibliothekar, Schriftsteller. In Wien geboren, promovierte Ertl 1886 in Philosophie, trat in Graz in den Bibliotheksdienst ein und leitete 1898–1922 die Bibliothek der Technischen Hochschule. Der Roman- und Novellenautor gilt als Vertreter des Heimat- und Geschichtsromans. Ertl war Mitglied der deutschnationalen, literarischen „Südmarkrunde“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Emil Ertl wurde am 11. März 1860 in Wien-Schottenfeld als zweiter Sohn des Seidenweberfabrikanten Franz Ertl (1830–1862) und dessen Frau Barbara, geb. Reichert (1836–1906) geboren. Ein erster Unterricht erfolgte durch einen Privatlehrer. 1868/69 besuchte er die vierte Klasse der privaten Unterrealschule Bernhard Speneder (1820–1896) in der Neubauer Kirchengasse, ab Herbst 1869 das Mariahilfer „Communalrealgymnasium“ (heute Amerlinggymnasium). Aufgrund einer Erkrankung des Bruders Moritz (1859–1934) übersiedelte die Familie¹ 1874 für ein Jahr nach Meran und die Brüder Moritz und Emil absolvierten 1874/75 dort die fünfte Klasse im Gymnasium der Benediktiner, wo Ertl eine „Beichtstuhlqual“, „eine entsetzliche Folter“² mit inquisitorischen Fragen zum sechsten Gebot erleben musste und nach seiner Rückkehr nach Wien den Gymnasialbesuch erst nach einer einjährigen Pause fortsetzen konnte, sodass die Matura dann 1879 abgelegt wurde.

1879/80 war Ertl Einjährigfreiwilliger im 11. Feldartillerieregiment (zu Weihnachten 1880 Leutnant), bereits 1879 hatte er mit einem Studium der Jurisprudenz und Philosophie an der Universität Wien begonnen; 1881 legte er die rechtshistorische, 1883 die judizielle Staatsprüfung ab. Anschließend

¹ Die Mutter hatte nach dem frühen Tod ihres Gatten den Architekten Friedrich Josef Stach (1830–1906) im Jahr 1867 geheiratet. Zu den beiden früh verstorbenen Brüdern und zum späteren Ackerbauminister Moritz Ertl kamen daher die Halbgeschwister Pauline, Marianne und Friedrich Josef von Stach, die sich – ohne (Stief-)Vater – nach Meran aufmachten.

² Emil Ertl, Junge Leiden, in: ders., Lebensfrühling. Erinnerungen aus dem alten Wien meiner Jugend. Leipzig 1932, S. 159–181, hier S. 167. Online verfügbar unter:
https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_242292&order=1

widmete er sich ausschließlich dem Studium der Philosophie, der Geschichte und der Naturwissenschaften in Wien und seit dem Frühling 1885 auch in Graz, weil er die Vorlesungen des 1882 als außerordentlicher Professor nach Graz berufenen Philosophen Alexius Meinong (1853–1920) besuchte.³ 1886 promovierte er an der Universität Wien mit der Dissertation „Utilitarismus und Positivismus – eine Untersuchung im Anschluss an Bentham, Mill, Darwin, Spencer und Comte“ und trat im gleichen Jahr als Volontär in die Bibliothek der Technischen Hochschule des Joanneums ein, wo er dann in der Karriereleiter nach oben strebte: 1889 Amanuensis, 1893 Skriptor, seit 1894 Kustos. Bereits 1898 wurde er (ohne Ausschreibung) zum Leiter bestellt und blieb es bis zu seiner Pensionierung 1922.

Ertl fungierte in der Grazer Presse als Kunst- und Theaterkritiker: 1891–1892 hatte er das Theaterreferat und 1897–1901 das Kunstreferat beim „Grazer Tagblatt“ inne, 1904–1906 das Theaterreferat bei der „Tagespost“. Sein Interesse für Kunst- und Architekturgeschichte lässt sich u. a. an der Übernahme der Lehrkanzel für Architekturgeschichte an der TU von 1907 bis 1909 ablesen.

Nach dem Tod seiner Gattin Maria, geb. Hornbostel (1862–1927), die er 1886 im Schloss Weyer bei Frohnleiten geheiratet hatte, übersiedelte er nach Wien. Im Februar 1935 kam er wieder nach Graz und starb dort am 8. Mai desselben Jahres. Er wurde auf dem evangelischen Matzleinsdorfer Friedhof in Wien begraben. Maria und Emil Ertl hatten drei Kinder: Herbert (1888–1958, Dramatiker), Hedwig, verh. Yssel de Schepper (1889–1989) und Hildegard, verh. Fisch (geb. 1893).

Emil Ertl trat zuerst als Märchenautor hervor. 1885 lernte er Peter Rosegger kennen und war einer der Stammgäste in der Künstlerrunde „Im Krug zum grünen Kranz“⁴. Nach der Jahrhundertwende thematisierte er vor allem die gesellschaftliche Realität Österreichs im 19. Jahrhundert anhand der Folie seiner Familiengeschichte, einer Wiener Seidenweberdynastie, in insgesamt vier Bänden: „Ein Volk an der Arbeit“ (1906–1926). Die Zeitspanne reicht von der Wiener Franzosenzeit („Die Leute vom blauen Guguckshaus“, 1906) über die sozialen und ökonomischen Konflikte um das Jahr 1848 („Freiheit, die ich meine“, 1909), den Börsenkrach und die nationalen Auseinandersetzungen ab 1866 („Auf der Wegwacht“, 1911)⁵ bis zur Nachkriegszeit („Im Haus zum Seidenbaum“, 1926). In seiner

³ Vgl. Alfred Walheim, Emil Ertl. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1912, S. 34.

⁴ Unter Roseggers „Vorsitz“ tagte jeden Freitagabend eine Tafelrunde in Kleinoschegs Altdeutscher Weinstube „Im Krug zum grünen Kranze“ in der Grazer Herrengasse. Schriftstellernde Mitglieder dieser Runde waren neben Ertl Ernst Decsey (1870–1941), Ernst Gnad (1836–1918), Franz Goldhann (1859–1954), Friedrich von Hausegger (1837–1899), Wilhelm Kienzl (1857–1941), Hans von der Sann (1847–1907) und Anton Schlossar (1849–1942). Vgl. auch Emil Ertls nüchtern-beschreibende Hommage an den Freund Rosegger mit Briefauszügen: Peter Rosegger. Wie ich ihn kannte und liebte. Ein Buch der Erinnerung. Leipzig 1923. Online verfügbar unter: https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_321926&order=1

⁵ Der Schauplatz wird u. a. nach Kärnten verlegt: „Ich benötigte eine Gegend, wo welsches und slavisches Element gemeinsam das Deutschtum bedrängen.“ Zitiert nach: Walheim, Ertl, S. 162.

fiktionalen Darstellung unternimmt es Ertl in seiner Tetralogie, „die großen Welt- und Staatsereignisse aus dem Schicksal der Kleinen, der Namenlosen vor uns erstehen zu lassen.“⁶ Dabei ist dem Bewusstsein der Figuren häufig ein Bewusstsein vom verteidigungsbereiten Deutschtum – in Verbindung mit den bürgerlichen Arbeitstugenden in unterschiedlicher Intensität eingeschrieben. Desgleichen sind antisemitische Stereotype zu verzeichnen, so etwa in der Zeichnung des Juden Schabsel in „Das blaue Guguckshaus“: die Geschäftstüchtigkeit, „kleine“, „unstete“ Augen, aus denen „ein stechender Strahl hervorbrach“, der „tiefe Haß, der sich in seinen Zügen malte“ und ihn in eine „fremde, unheimliche Erscheinung zu verwandeln schien“.⁷

In den 1920er-Jahren fungierte Ertl dann als Zentralfigur der „Südmarkrunde“, welche die deutschnational-völkische Ausprägung der steirischen Literatur der Zwischenkriegszeit maßgeblich beeinflusste und der unter anderem Viktor von Geramb, Hans Kloepfer, Max Mell, Franz Nabl und Josef Papesch angehörten. Ertls Austritt aus dem P.E.N.-Club 1933 aufgrund der Protestresolution des Internationalen P.E.N. gegen den Nationalsozialismus lässt sich ebenso als Gesinnungsbeweis interpretieren, auch wenn sich Ertl nicht als radikaler NS-Sympathisant gerierte.

Zu erwähnen ist auch noch der intensive Bezug Ertls zu Altaussee: vom ersten Aufenthalt 1869 über die Ferien am Grundlsee 1884/85 und die vielen Aufenthalte nach der Jahrhundertwende bis zur Anmietung der Villa „Emma“ in Obertressen, die von der Familie vom Frühjahr bis in den Herbst als Sommerdomizil genutzt wurde.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Emil Ertl, Die Leute vom blauen Guguckshaus. Leipzig 1906.

Emil Ertl, Peter Rosegger. Wie ich ihn kannte und liebte. Ein Buch der Erinnerung. Leipzig 1923.

Online verfügbar unter: https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_321926&order=1

Emil Ertl, Junge Leiden, in: ders., Lebensfrühling. Erinnerungen aus dem alten Wien meiner Jugend.

Leipzig 1932, S. 159–181. Online verfügbar unter:

https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_242292&order=1

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 85, 204ff., 569.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alfred Walheim, Emil Ertl. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1912.

⁶ Walheim, Ertl, S. 120.

⁷ Vgl. Emil Ertl, Die Leute vom blauen Guguckshaus. Leipzig 1906, S. 22, 24f., auch S. 184.

Engelbert-Rückl-Gasse

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Engelbert Rückl 1888–1946

Bürgermeister von Graz. Der bei Voitsberg geborene Lehrer und Kriegsversehrte war ab 1919 eine der zentralen Personen der Grazer Sozialdemokratie. Rückl war Grazer Stadtschulrat und Stellvertreter von Bürgermeister Vinzenz Muchitsch. Im autoritären Ständestaat und zur NS-Zeit war er zeitweise inhaftiert. Ab 8. Mai 1945 amtierte er kurzfristig als Bürgermeister.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Engelbert Rückl war ein führender sozialdemokratischer Grazer Stadtpolitiker in der Zwischenkriegszeit und kurzzeitig erster Grazer Bürgermeister nach dem Zweiten Weltkrieg. Er wurde am 3. September 1888 in Kowald bei Voitsberg als Sohn eines Glaserers geboren. Nach dem Besuch der Lehrerbildungsanstalt in Graz war er nacheinander Volksschullehrer in St. Pankrazen, Hitzendorf und Hönigstal. Um 1908 erhielt er eine Stelle an der deutschen Staatsbürgerschule in Triest.

In den Ersten Weltkrieg rückte er als Soldat des Grazer Hausregiments, des Infanterieregiments Nr. 27, ein. Er wurde in der Folge in Oberitalien schwer verwundet. Rückl verlor dabei ein Auge und trug seitdem eine silberne Schädellecke.

Nach dem Ende des Krieges schloss sich Rückl der Sozialdemokratischen Partei an. Er gründete die sozialistische Lehrgewerkschaft und schuf die Organisation des Landesverbands der Kriegsbeschädigten. Nebenbei unterrichtete er als Fachlehrer für Schulpraxis an der Grazer Lehrerbildungsanstalt.

1919 begann Rückls politische Laufbahn im Grazer Gemeinderat. 1920 wurde er Leiter des Grazer Stadtschulrates, 1921 Leiter der von ihm gegründeten Landesstelle für sozialistische Gemeindepolitik. Ab 1924 war er Finanzreferent und Bürgermeisterstellvertreter. Neben Bürgermeister Vinzenz Muchitsch war er eine der prägenden Gestalten der Grazer Kommunalpolitik in der Zwischenkriegszeit. Als langjähriger Kommandant des Grazer Republikanischen Schutzbundes

wurde er im Zuge des Bürgerkriegs von 1934 verhaftet und im Lager Wöllersdorf interniert. Im selben Jahr zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und war fortan als Bürgerschullehrer tätig.

Die Nationalsozialisten nahmen ihn später in „Schutzhaft“. Die sowjetische Besatzungsmacht setzte Rückl am 8. Mai 1945 nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes als ersten Nachkriegs-Bürgermeister der Stadt Graz ein. Rückl musste jedoch aus gesundheitlichen Gründen nach kurzer Zeit das Amt wieder zurücklegen. Sein Nachfolger wurde der spätere Langzeitbürgermeister Eduard Speck. Trotz seiner angeschlagenen Gesundheit übernahm Rückl als Landesrat die Agenden des Gemeindereferates. Vom 19. Dezember 1945 bis 4. Jänner 1946 gehörte er als SPÖ-Abgeordneter dem Nationalrat an. Engelbert Rückl starb bald darauf während eines Kuraufenthaltes am 25. März 1946 in Bad Gleichenberg.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. 3. Aufl. Graz 1994, S. 423–476.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_R/Rueckl_Engelbert_1888_1946.xml

Homepage des Österreichischen Parlaments:

https://www.parlament.gv.at/WWER/PAD_01717/index.shtml

Engerthgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Wilhelm (Freiherr von) Engerth 1814–1884

Konstrukteur. Der aus Oberschlesien stammende Engerth war nach Ausbildung am Wiener Polytechnikum ebendort technischer Assistent, ehe er 1843–1850 als Professor für Maschinenlehre am Grazer Joanneum lehrte. Für die Semmeringbahn konstruierte er die weltweit erste gebirgstaugliche Lokomotive, später war er federführend an der Wiener Donauregulierung beteiligt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm von Engerth war ein österreichischer Bautechniker und Ingenieur. Er kam am 26. Mai 1814 im oberschlesischen Pleß (heute Pszczyna, Polen) als Sohn des Hofmalers, Kustos und Güterdirektors der Fürsten von Anhalt-Köthen zur Welt. Nach einer Maurerlehre studierte Engerth ab 1834 an der Akademie der Bildenden Künste und am polytechnischen Institut in Wien verschiedene Bauächer und Architektur. 1840 wurde er dort Assistent für Mechanik und Maschinenbau. Drei Jahre später wurde er als Professor für Maschinenlehre an das Joanneum nach Graz berufen.

1850 machte das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten Engerth zum Technischen Leiter der Abteilung für Eisenbahnbetriebsmechanik. In dieser Funktion entwickelte Engerth gemeinsam mit Franz von Fischer-Röslerstamm 1853 den ersten Prototyp einer leistungsfähigen Gebirgslokomotive. Das „System Engerth“ mit dem in die Lokomotive integrierten Tender sollte sich nicht nur auf dem Semmering, sondern auch bei französischen, belgischen und Schweizer Bahnen als erfolgreich erweisen. Bei der Pariser Weltausstellung von 1855 erhielt Engerth für seine maschinenbautechnischen Leistungen die Große Goldene Ehrenmedaille. Im selben Jahr trat er als Zentralkonstrukteur des Maschinenwesens in den Dienst der neuen Staatseisenbahn-Gesellschaft. Später wurde er dort auch Generaldirektorstellvertreter.

Engerth war einer der vehementen Befürworter einer Basistunnellösung bei der Planung der Arlbergbahn. 1859 wurde er Mitglied der Zollenquetekommission, 1860 trat er aus dem Staatsdienst aus. 1867 wurde Engerth in die Donauregulierungskommission berufen. In dieser Funktion erdachte er das Schwimmtor bei Nußdorf, das das Eindringen von Eisschollen in den Donaukanal verhinderte.

Bei der Wiener Weltausstellung 1873 war er als Cheffingenieur für den Hallenbau verantwortlich. 1874 wurde er auf Lebenszeit ins Herrenhaus des Reichsrats berufen. Auch nach seiner Pensionierung blieb Engerth Beirat des Verwaltungsrats der Staatseisenbahn-Gesellschaft. 1875 wurde Engerth, der auch das Amt des Präsidenten des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines bekleidete, in den Freiherrenstand erhoben. Wilhelm von Engerth starb am 4. September 1884 in Leersdorf (Niederösterreich).

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_E/Engerth_Wilhelm_1814_1884.xml

Erich-Edegger-Steg

Datum der Benennung

16.10.2003

Text der Zusatztafel

Erich Franz Edegger 1940–1992

Politiker, Bäcker. Nach der Handelsakademie übernahm er 1960 das Grazer Familienunternehmen „Hofbäckerei Edegger-Tax“. 1973 für die ÖVP in den Gemeinderat gewählt, war er zudem im Stadtsenat für Planung und Verkehr zuständig sowie ab 1983 Bürgermeisterstellvertreter. Sein politisches Augenmerk lag auf dem Ausbau von Fahrradwegen und der Verkehrsberuhigung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Erich Edegger war ein Grazer ÖVP-Politiker. Er wurde am 30. Jänner 1940 als Spross der Bäcker-Dynastie Edegger-Tax in Graz geboren und maturierte 1958 an der Grazer Handelsakademie. Ein Jus-Studium brach er nach dem Tod seines Vaters ab, um den Familienbetrieb zu übernehmen. Von 1960 bis 1974 war Erich Edegger dann geschäftsführender Gesellschafter der Traditionsfirma „Hofbäckerei Edegger-Tax“ in der Hofgasse.

1973 gelangte Edegger auf einem ÖVP-Ticket in den Grazer Gemeinderat, ein Jahr später berief man ihn in den Stadtsenat. Dort bekam er die Agenden Planung und Verkehr. Diese Aufgabengebiete erhielt sich Edegger auch in seinen weiteren Positionen. 1983 wurde er Zweiter Bürgermeister-Stellvertreter von Graz, zwei Jahre später Erster Bürgermeisterstellvertreter. Im selben Jahr übernahm er auch den Posten des geschäftsführenden Obmannes des ÖVP-Gemeinderatsklubs.

1980 begann sich Edegger vehement für den Ausbau des Grazer Fahrradwegnetzes einzusetzen. Weitere politische Taten Edeggers waren die Einführung des Tempo 30/50-Systems im Stadtgebiet von Graz sowie die Verkehrsberuhigung in der Innenstadt und Erweiterung der Fußgängerzonen. Edegger machte Graz diesbezüglich damals zu einem internationalen Vorreiter. Auch die nach langen Jahren des Rückbaus erstmalige Wiedererweiterung des Grazer Straßenbahnnetzes geht auf Erich Edegger zurück.

Edegger selbst beschrieb seinen politischen Zugang als „ökosozial“ und versuchte nach eigenen Angaben eine Politik zu betreiben, die auf Nachhaltigkeit und auf die Vermeidung von

Umweltschäden abzielt. Erich Edegger wurde am 19. Dezember 1988 zum Ehrensenator der Karl-Franzens-Universität Graz ernannt. Er starb am 28. Oktober 1992 an den Folgen einer Gehirnblutung.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Erich Edegger, Der Grazer Weg zu einer menschengerechten Stadt, in: Walter Zislinzar (Hg.), Zur ökonomischen und ökologischen Problematik der Städte Ostmitteleuropas nach der politischen Wende. Internationales Städtesymposium Ostmitteleuropa. Graz 20.–23. Juni 1991. Graz 1992.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Wehap, Biographisches Rad-Lexikon Steiermark. Mit Register der Vereine und Verbände. Sonderedition Ausstellung „Radkult“ Leoben 2012. Leoben 2012.

Erich-Edegger-Weg

Datum der Benennung

10.2.1994

Text der Zusatztafel

Erich Franz Edegger 1940–1992

Politiker, Bäcker. Nach der Handelsakademie übernahm er 1960 das Grazer Familienunternehmen „Hofbäckerei Edegger-Tax“. 1973 für die ÖVP in den Gemeinderat gewählt, war er zudem im Stadtsenat für Planung und Verkehr zuständig sowie ab 1983 Bürgermeisterstellvertreter. Sein politisches Augenmerk lag auf dem Ausbau von Fahrradwegen und der Verkehrsberuhigung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Erich Edegger war ein Grazer ÖVP-Politiker. Er wurde am 30. Jänner 1940 als Spross der Bäcker-Dynastie Edegger-Tax in Graz geboren und maturierte 1958 an der Grazer Handelsakademie. Ein Jus-Studium brach er nach dem Tod seines Vaters ab, um den Familienbetrieb zu übernehmen. Von 1960 bis 1974 war Erich Edegger dann geschäftsführender Gesellschafter der Traditionsfirma „Hofbäckerei Edegger-Tax“ in der Hofgasse.

1973 gelangte Edegger auf einem ÖVP-Ticket in den Grazer Gemeinderat, ein Jahr später berief man ihn in den Stadtsenat. Dort bekam er die Agenden Planung und Verkehr. Diese Aufgabengebiete erhielt sich Edegger auch in seinen weiteren Positionen. 1983 wurde er Zweiter Bürgermeister-Stellvertreter von Graz, zwei Jahre später Erster Bürgermeisterstellvertreter. Im selben Jahr übernahm er auch den Posten des geschäftsführenden Obmannes des ÖVP-Gemeinderatsklubs.

1980 begann sich Edegger vehement für den Ausbau des Grazer Fahrradwegnetzes einzusetzen. Weitere politische Taten Edeggers waren die Einführung des Tempo 30/50-Systems im Stadtgebiet von Graz sowie die Verkehrsberuhigung in der Innenstadt und Erweiterung der Fußgängerzonen. Edegger machte Graz diesbezüglich damals zu einem internationalen Vorreiter. Auch die nach langen Jahren des Rückbaus erstmalige Wiedererweiterung des Grazer Straßenbahnnetzes geht auf Erich Edegger zurück.

Edegger selbst beschrieb seinen politischen Zugang als „ökosozial“ und versuchte nach eigenen Angaben eine Politik zu betreiben, die auf Nachhaltigkeit und auf die Vermeidung von

Umweltschäden abzielt. Erich Edegger wurde am 19. Dezember 1988 zum Ehrensenator der Karl-Franzens-Universität Graz ernannt. Er starb am 28. Oktober 1992 an den Folgen einer Gehirnblutung.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Erich Edegger, Der Grazer Weg zu einer menschengerechten Stadt, in: Walter Zislinzar (Hg.), Zur ökonomischen und ökologischen Problematik der Städte Ostmitteleuropas nach der politischen Wende. Internationales Städtesymposium Ostmitteleuropa. Graz 20.–23. Juni 1991. Graz 1992.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Wehap, Biographisches Rad-Lexikon Steiermark. Mit Register der Vereine und Verbände. Sonderedition Ausstellung „Radkult“ Leoben 2012. Leoben 2012.

Erna-Diez-Straße

Datum der Benennung

13.12.2007

Text der Zusatztafel

Erna Diez 1913–2001

Archäologin. Diez promovierte 1937 in Wien und war ab 1943 als Hilfskraft am Archäologischen Institut Graz tätig. Nach Kriegsende 1945 übernahm sie das verwaiste Institut auf eigene Faust und hielt den Lehrbetrieb aufrecht. 1970 erhielt die 1948 Habilitierte den Grazer Lehrstuhl für Archäologie. Sie forschte vor allem zur Kunst in der römischen Provinz Noricum.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Erna Diez ist eine österreichische Archäologin. Sie wurde am 8. April 1913 in Kaschau (Košice, Slowakei) als Tochter eines k. u. k. Generalintendanten geboren. Nach Abschluss des Gymnasiums in Wien studierte sie ebendort von 1932 bis 1937 klassische Philologie, Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte. Sie erhielt 1943 eine Anstellung als wissenschaftliche Hilfskraft am archäologischen Institut der Universität Graz. Ihre Forschungsbereiche umfassten hier die römischen Steindenkmäler in der Steiermark und um Pettau (Ptuj, Slowenien). Obwohl der NSDAP nicht unmittelbar verbunden (eine Mitgliedschaft konnte nicht festgestellt werden), war sie dem deutschnationalen Lager zuzurechnen und passte damit ideologisch gut ins Institut der frühen 1940er-Jahre.

Nach Kriegsende 1945 übernahm Diez die Betreuung des Archäologieinstituts auf eigene Faust. Ab diesem Wintersemester lehrte sie auch an der Universität und hielt Übungen für Lehramtskandidatinnen und -kandidaten ab. 1948 habilitierte sie sich in Graz im Fach klassische Archäologie, 1950 wurde sie schließlich zur „Assistentin“ ernannt. Ab 1948 supplierte sie die nach 1945 nicht nachbesetzte Lehrkanzel für klassische Archäologie. Nach langem Hin und Her und verschiedenen Zugeständnissen an die in einer Männerdomäne sich behauptende Wissenschaftlerin wurde Diez schließlich 1970 zur ordentlichen Professorin für Archäologie in Graz berufen. Sie emeritierte 1983.

Diez arbeitete in ihrem Fachgebiet in nationalen und internationalen Projekten und war Mitglied in mehreren internationalen archäologischen Vereinigungen, so auch in der Historischen

Landeskommission für Steiermark, die auch einen Erna-Diez-Forschungspreis ausschrieb. Erna Diez starb am 1. Dezember 2001 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Alois Kernbauer, Diez Erna, Archäologin, in: BiographiA. Biographische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. Online verfügbar unter:

<http://www.univie.ac.at/biografiA/daten/text/bio/diez.htm>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ursula Mindler, Arnold Schober und die Archäologie an der Universität Graz in der NS-Zeit, in: Elmar Schübl – Harald Heppner (Hg.), Universitäten in Zeiten des Umbruchs (= Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland 5). Wien 2011, S. 197–210.

Ernst-Haeckel-Straße

Datum der Benennung

14.3.1929

Text der Zusatztafel

Ernst Haeckel 1834–1919

Mediziner, Zoologe. Der gebürtige Potsdamer wirkte 1861–1919 an der Universität Jena und stützte mit anatomischen Studien die Evolutionstheorie. Er gilt als Wegbereiter des Sozialdarwinismus sowie der Eugenik und Rassenhygiene, der zufolge nur gesunde sowie rassistischen Vorstellungen entsprechende Personen sich fortpflanzen dürfen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ernst Haeckel war ein deutscher Mediziner und Zoologe. Er wurde am 16. Februar 1834 in Potsdam geboren und studierte ab 1852 in Berlin, Würzburg und Wien Medizin. Nach seiner Promotion (1857) und Ablegung des Staatsexamens (1858) in Berlin war er jedoch nicht in diesem Beruf tätig, sondern wandte sich der vergleichenden Anatomie und Zoologie zu. Er habilitierte sich an der Universität Jena und trat dort auch seine erste Stelle an.

Haeckel gilt als Vorkämpfer des Darwinismus im deutschsprachigen Raum, da er hier als Erster die Lehren Darwins aufgriff und weiterverbreitete. Die Inhalte dieser Lehren boten Haeckel die Möglichkeit, die Institution der Kirche bzw. kirchliche Lehren anzugreifen und auf dieser Basis eine eigene, biologistische Schöpfungstheorie zu entwerfen: Sein Monismus entwickelte sich zu einer Weltanschauung, die bei ihm fast religiöse Dimensionen annahm. Niedergelegt hat er seine Lehren in der 1899 erschienenen Publikation „Welträtsel“.

1906 gründete Haeckel den „Deutschen Monistenbund“, der dabei helfen sollte, seine Ideen und freidenkerische Lehre zu verbreiten, was vor allem um die Jahrhundertwende auch fruchtete. Die monistische Lehre fand zwar auch in den völkischen Gruppierungen positiven Widerhall, war aber nicht auf diese begrenzt, sondern wurde in verschiedenen freidenkerisch orientierten Vereinigungen und Organisationen bereitwillig aufgenommen. Als Anhänger Bismarcks und dessen Politik war er 1917 auch Mitbegründer der nationalistischen „Deutschen Vaterlandspartei“.

Hinsichtlich seiner Einstellung gegenüber dem Judentum ist festzuhalten, dass er zwar nie Hetze gegen dieses betrieb, aber eine vollständige Assimilierung der Jüdinnen und Juden in die deutsche Gesellschaft propagierte. Haeckel ging in seiner Differenzierung demnach offenbar nicht von einer rassistischen, sondern von einer nationalen bzw. kulturellen Zugehörigkeit als Distinktionsmerkmal aus.

Kritisch zu hinterfragen ist jedoch Haeckels Position bezüglich Eugenik und Euthanasie. Er vertrat die Meinung, dass aufgrund der Fortschritte der modernen Medizin die natürliche Selektion ausgehebelt werde, und billigte daher z. B. die Tötung schwer behinderter Neugeborener, unheilbar oder Geisteskranker, die ohne Nutzen für die Gesellschaft seien. Haeckel rechtfertigte seine Forderung nach Euthanasie sowie einer „positiven Eugenik“ damit, dass er diese Handlungen als Akte des Mitgeföhls beschrieb, das man auch kranken oder alten Tieren zuteilwerden lasse. Außerdem würden dadurch sowohl die Gesellschaft als Ganzes als auch die Familienangehörigen im Besonderen zeitlich, aber auch finanziell entlastet werden.

Seine Ansichten zu Eugenik und Euthanasie, aber auch die von ihm vor allem gegen Ende des Ersten Weltkrieges vertretene Rassenhierarchie, in der die „weiße Rasse“ und hier wiederum die „deutsche Rasse“ allen anderen überlegen sei, wurden von der NS-Ideologie bereitwillig aufgegriffen, allerdings fehlen bei ihm die mythische Überhöhung der nordischen Rasse und das Element des Rassenkampfes. Ernst Haeckel starb am 9. August 1919 in Jena.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Bergmann, Haeckel, Ernst Heinrich Philipp August, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Band 2/1: Personen A–K. Berlin 2009, S. 323–326.

Hanns Haas, Politische, kulturelle und wirtschaftliche Gruppierungen in Westösterreich (Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg), in: Helmut Rumpler (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. 8: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Teilbd. 1: Vereine, Parteien und Interessenverbände als Träger der politischen Partizipation. Wien 2006, S. 227–395.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Jürgen Sandmann, Der Bruch mit der humanitären Tradition: Die Biologisierung der Ethik bei Ernst Haeckel und anderen Darwinisten seiner Zeit (= Forschungen zur neueren Medizin- und Biologiegeschichte 2). Stuttgart – New York 1990.

Georg Uschmann, Haeckel, Ernst, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966, S. 423–425.
Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118544381.html#ndbcontent>

Ernst-Moser-Weg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Ernst Christian Moser 1815–1867

Maler. Als Schüler von Johann Ender, Josef Mössmer und anderen erhielt der Sohn eines Grazer Uhrmachers ab 1828 an der Wiener Kunstakademie eine umfassende Ausbildung. Moser unterrichtete selbst seit 1840 als Professor an der Landschaftlichen Zeichenakademie in Graz. Er schuf zahlreiche Porträts und Genrebilder, die als bedeutende Werke des Biedermeier gelten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ernst Christian Moser war ein österreichischer Maler im 19. Jahrhundert. Er wurde am 11. Jänner 1815 als Sohn eines Uhrmachers in Graz geboren. Bereits im Alter von 13 Jahren wurde er an der Wiener Kunstakademie aufgenommen und studierte dort unter anderem beim Porträtmaler und Kupferstecher Johann Ender sowie bei dem Landschaftsmaler Josef Mössmer. Bereits während seiner Studienzeit erhielt Moser verschiedene Stipendien und Preise, darunter je zwei Mal den Gundel-Preis sowie den Lampi-Preis der Akademie der bildenden Künste. 1840 erhielt er unter Joseph Tunner eine Stelle an der Landschaftlichen Zeichenakademie in Graz.

Moser war in erster Linie Porträtmaler und schuf viele Genrebilder, die als wichtige Werke des Biedermeier gelten. Die meisten seiner Porträts befinden sich heute in Privatbesitz, etliche Landschaftsbilder wurden von der Neuen Galerie (heute: Neue Galerie Graz – Universalmuseum Joanneum) angekauft. 1968 fand dort eine Ausstellung mit dem Werk Mosers statt. Ernst Christian Moser starb am 30. April 1867 in seiner Heimatstadt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Margarete Payer, Ernst Christian Moser, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/moser_ernst_christian.html

Constantin von Wurzbach, Moser, Ernst, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 19. Teil. Wien 1868.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_M/Moser_Ernst-Christian_1815_1867.xml

Ernst-Vogel-Weg

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Ernst Vogel 1871–1948

Unternehmer. Der aus der preußischen Provinz Sachsen stammende Vogel gründete 1909 in Stockerau auf Basis seiner Patente eine Pumpenfabrik. Das Unternehmen avancierte dank innovativer Kreiselpumpen zu einem führenden Unternehmen dieser Sparte. Vogel entwickelte zudem automatische Pumpen für Haushalte sowie Großanlagen für die städtische Wasserversorgung Wiens.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ernst Vogel war ein niederösterreichischer Pumpenfabrikant. Er wurde am 6. Mai 1871 in Grönigen (Sachsen-Anhalt) geboren. Seine Industriellenlaufbahn begann Vogel als Mitbegründer der Pumpenfabrik Ortenbach & Vogel, danach war er für kurze Zeit Werksdirektor der Maschinenfabrik Heid. 1909 gründete er eine eigene Pumpenfabrik in Stockerau (Niederösterreich). Schon drei Jahre davor hatte Vogel drei neuartige Dampfspritzen und eine ebenso innovative vierrädrige Benzinmotorspritze mit elektrischer Zündung bei der Ausstellung der 8. Österreichischen Feuerwehrtage präsentiert.

1910 bekam Vogel das Patent auf den Leitapparat für ein- oder mehrstufige Schleuderpumpen zugesprochen. 1911 arbeiteten die ersten Vogel-Kreiselpumpen in den kommunalen Wasserversorgungsanlagen der Stadt Wien und in Aquileia (damals Österreich-Ungarn, heute Italien). Vogel stellte auch Reservoir-, Bergwerks-, Motor-, Riemenbetriebs-, Speise- und Hauswasserpumpen her und entwickelte sich so zu einem führenden Unternehmen in der Pumpensparte.

Die Spezialisierung auf Patent-Turbopumpen machte umfangreiche Vergrößerungen der Betriebseinrichtungen notwendig. 1912 waren ca. 50 Arbeiter tätig, außerdem errichtete Vogel die erste Niederlassung in Budapest. Exportiert wurde damals hauptsächlich nach Russland, auf den Balkan und nach Spanien; 1914 stieg die Zahl der Arbeiter auf 200 an, 1918 waren es 400. Bedingt durch das Ende Österreich-Ungarns wurden die geplanten technischen Büros in Budapest, Belgrad,

Prag und Triest nicht realisiert. Vogel baute nun zunächst ein Netz von inländischen Niederlassungen auf und eröffnete in den 1920er-Jahren Fabriken im Ausland – in Chemnitz, Triest und Budapest.

Dank seiner führenden Stellung auf dem Gebiet von Spezialpumpen, insbesondere für die Wasserversorgung, blieb das Unternehmen Vogels von der Wirtschaftskrise der 1930er-Jahre weitgehend verschont. Die Anzahl der Mitarbeiter ging in dieser Zeit aber auf 200 zurück, stieg nach dem Krieg jedoch wieder auf 600 an. 1942 wurde das Unternehmen in eine Offene Handelsgesellschaft umgewandelt. Ernst Vogel starb in der Wiederaufbauzeit am 23. Oktober 1948 in Stockerau. Sein Sohn Wolfgang übernahm damals die Firmenleitung. Ernst Vogels Enkel gleichen Namens, der nebenbei als Musiker und Motorsportler aktiv war, übernahm die Firma nach dem Tod des Vaters Wolfgang im Jahr 1965. Das Unternehmen blieb bis 1994 in Familienbesitz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

O. A., Stockerau gestern und heute. Krems an der Donau 1963.

Vogel, Ernst, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 15. Wien 2017. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_V/Vogel_Ernst_1871_1948.xml

Erzherzog-Johann-Allee

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Erzherzog Johann von Österreich 1782–1859

Erzherzog. Der Sohn Leopolds II. und Feldherr gegen Napoleon forcierte ab 1809 die Modernisierung des Kronlands Steiermark als Privatier. Er initiierte Bildungsstätten wie das Joanneum, die Technische Hochschule oder die Montanuniversität und förderte die steirische Industrialisierung und Landwirtschaft. Ab der Revolution 1848 hatte er auch politische Ämter inne.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Erzherzog Johann (Baptist Josef Fabian Sebastian von Österreich) wurde am 20. Jänner 1782 als das 13. Kind des Großherzogs der Toskana, Leopold (1747–1792), und dessen Gattin Maria Ludovica (1745–1792), der Tochter des spanischen Königs Karl III. (1716–1788), in Florenz geboren. Er sprach zunächst nur italienisch und französisch, Deutsch lernte er erst durch eine Kinderfrau. 1790 starb Josef II. (1741–1790) und Johanns Vater musste als neuer Regent nach Wien. Beide Eltern starben 1792, neuer Vormund wurde der Bruder Franz II. (1768–1835), der einen eher militaristisch-disziplinierten Erziehungsstil bevorzugte. Positive Beziehungen baute der junge Erzherzog am Wiener Hof zu zwei Schweizern auf: zu dem von Rousseau beeinflussten Ingenieur-Hauptmann Armand Graf Motter (1760–1821) und zum ebenfalls der Aufklärung verpflichteten Historiker Johannes von Müller (1752–1809), der mit dem für Johann wirkungsmächtigen „Schweizer Mythos“ vom einfachen, freiheitsliebenden Alpenvolk eine Folie für Johanns spätere Suche nach der unverbildeten Volksnatur in der Steiermark bildete. Dazu kam Müllers antinapoleonische Einstellung, die sich ganz konkret in den militärischen Auseinandersetzungen Johanns zu bewähren hatte.

Im Zweiten Koalitionskrieg wurde der erst achtzehnjährige Erzherzog von Kaiser Franz mit dem Oberbefehl des kaiserlichen Heers in Süddeutschland betraut, allerdings mit der per Handschreiben formulierten Anweisung, den „Anhandgebungen“ des erfahrenen Generalstabschefs Franz von Lauer (1736–1803) „zu folgen“ und keine Befehle zu erteilen, „die nicht vorher von dem General von Lauer vidiert worden“ sind.¹ Gegen das französische Heer unter Marschall Jean Moreau kam es dann

¹ Anton Schlossar, Erzherzog Johann von Österreich. Sein edles Leben und segensreiches Wirken. Graz – Wien 1908, S. 18f. Seither ist interessanterweise keine umfangreiche historiografisch-wissenschaftliche

Anfang Dezember 1800 bei der Schlacht bei Hohenlinden zu einer vernichtenden Niederlage. Letztlich ebenfalls nicht erfolgreich verlief seine Übernahme des Oberbefehls über die Südmarmee in Italien: Nach einem Sieg gegen die Truppen des französischen Vizekönigs Eugène de Beauharnais (1781–1824) in der Schlacht von Sacile (April 1809) musste er der Hauptarmee zu Hilfe eilen, wurde aber durch die verfolgenden Truppen von Beauharnais in der Schlacht bei Raab geschlagen und kam nicht mehr rechtzeitig zur entscheidenden Schlacht bei Wagram im Juli 1809, die sein Bruder Erzherzog Karl (1771–1847) gegen Napoleon verlor. In der Folge mussten u. a. im Waffenstillstandsabkommen von Znaim jegliche Ansprüche auf Tirol aufgegeben werden.

Johann hatte Tirol seit seinem Erstaufenthalt 1800 besonders ins Herz geschlossen und unterstützte die – gegen die Besetzung durch das mit Frankreich verbündete Bayern (1805) gerichtete – von seinem Vertrauten Joseph von Hormayr (1781–1848) organisierte Widerstandsbewegung. Nach dem Scheitern des Tiroler Volksaufstands durch den österreichischen „Verrat“ im Frieden von Schönbrunn 1809 und der Hinrichtung Andreas Hofers 1810 wurde von Hormayr und Johann an den Aufstandsplänen festgehalten und diese in Form des „Alpenbunds“ mit der erwünschten Installierung eines „Königreichs Rätien“ organisiert. Die geheime Verschwörung wurde 1813 an Metternich verraten, Hormayr verhaftet und Johann mit einem Aufenthaltsverbot für Tirol (bis 1833) belegt. 1807 hatte er einen Landsitz in Thernberg (Niederösterreich) erworben, wo er landwirtschaftliche Versuchsgärten anlegte und mit dem Aufbau von naturwissenschaftlichen Sammlungen begann. Von hier aus unternahm er Alpinwanderungen in die Steiermark und wandte sich als Kompensation für den Entzug von Tirol diesem Bundesland zu, wo er als volksverbundener agiler Modernisierer und paternalistischer Mäzen mit privater Verankerung auftrat.

Schon 1811/12 hatte Johann das nach ihm benannte „Joanneum“ als Bibliothek, Museum und Forschungszentrum gegründet und seine Bibliothek sowie die naturkundlichen und technischen Sammlungen den steirischen Ständen gestiftet, wie überhaupt der Schwerpunkt seines Interesses auf naturwissenschaftlich-technischen Innovationen lag. In den folgenden Jahrzehnten unterstützte er Bestrebungen zum Ausbau des Bildungswesens und förderte durch entsprechende Gesellschafts- und Vereinsgründungen und private Investitionen² eine Verbesserung von Land- und Forstwirtschaft sowie des Berg- und Hüttenwesens (Kauf von Radwerken am Erzberg, aber auch Gründung von Bruderladen für die Arbeiter). In der Nähe von Mariazell erwarb er 1818 den Brandhof, den er zu

Gesamtdarstellung von Johanns Leben erschienen. Die „große“ Biografie von Viktor Theiss (1894–1967) blieb ein Fragment (Lieferungen 1960/1969), der von Grete Klingenstein anlässlich der steirischen Landesausstellung 1982 überarbeitete „kleine Theiss“ aus dem Jahr 1950 wurde zwar im Fußnotenapparat verändert, aber nicht aktualisiert: Viktor Theiss, Erzherzog Johann. Der steirische Prinz. Zweite, erw. Aufl. Graz – Wien – Köln 1981. Daneben hat noch der Journalist Hans Magenschab eine populärwissenschaftliche Darstellung (ohne Fußnoten und detailliertes Quellenverzeichnis) vorgelegt, die in diversen Neubearbeitungen (zuletzt unter dem Titel: Erzherzog Johann. Bauer – Bürger – Visionär. Graz 2008) erschienen ist.

² 1822 hatte er von Albert von Sachsen-Teschen 200.000 Gulden geerbt und „Johann war über Nacht ein vermögender Mann“. Magenschab, Erzherzog Johann, S. 169.

einem Mustergut ausbauen ließ und in dessen Hauskapelle 1829 eine bittersüße Liebesgeschichte, die seither unzählige Male in unterschiedlichen medialen Aufbereitungen nacherzählt wurde, ihren formalen Abschluss – die offizielle Verlautbarung der morganatischen Ehe erfolgte erst 1833 – fand: Er heiratete „nach manch harte[r] Prüfung“³ die Postmeisterstochter Anna Plochl (1804–1882), die er 1819 als Fünfzehnjährige kennengelernt hatte, die dem häufig abwesenden Johann ab 1823 in Vordernberg und ab 1824 am Brandhof meist allein den Haushalt führte und an der er gegen den Widerstand des Kaiserhauses und insbesondere des Bruders festgehalten hatte, wobei andererseits Plochls Isolation ihre willfährige Selbstbescheidung auf eine harte Probe stellte: Sie „fügte ... sich widerspruchslos und war sogar ängstlich bemüht, Erzherzog Johann nichts von ihrer unglücklichen Stimmung bemerken zu lassen.“⁴ Das einzige Kind des Paares, Franz (1839–1881), sollte eine einigermaßen unüberschaubare Dynastie von Grafen und Gräfinnen von Meran begründen.

Politische Bedeutsamkeit erlangte der beliebte Habsburger 1848, als er im Juli als Stellvertreter des nach Innsbruck geflohenen Kaisers Ferdinand I. (1793–1875) den österreichischen Reichstag eröffnete und dann ins Paulskirchenparlament wechselte, wo er zum gesamtdeutschen Reichsverweser gewählt wurde und in dieser Funktion in der sich – aufgrund der Partikularinteressen der Einzelstaaten – auflösenden Reichsregierung bis zum Dezember 1849 ausharrte. Erzherzog Johann starb am 11. Mai 1859 als Bürgermeister von Stainz im Grazer Palais Meran, in dem heute die Kunstuniversität untergebracht ist.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Elke Hammer, Anna Plochl und Erzherzog Johann – Kehrseiten einer „lieblichen Romanze“, in: Mitteilungen des steiermärkischen Landesarchivs 48/1988, S. 299–332. Online verfügbar unter: https://www.verwaltung.steiermark.at/landesarchiv/publikat/mstla/1998_48/mstla48_14.pdf
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Hans Magenschab, Erzherzog Johann. Bauer – Bürger – Visionär. Graz 2008.
- Anton Schlossar, Erzherzog Johann von Österreich. Sein edles Leben und segensreiches Wirken. Graz – Wien 1908.
- Viktor Theiss, Erzherzog Johann. Der steirische Prinz. Zweite, erw. Aufl. hg. von Grete Klingenstein. Graz – Wien – Köln 1981.

³ Theiss, Erzherzog Johann, S. 80.

⁴ Elke Hammer, Anna Plochl und Erzherzog Johann – Kehrseiten einer „lieblichen Romanze“, in: Mitteilungen des steiermärkischen Landesarchivs 48/1988, S. 299–332, hier S. 229f. Online verfügbar unter: https://www.verwaltung.steiermark.at/landesarchiv/publikat/mstla/1998_48/mstla48_14.pdf

Erzherzog-Johann-Brücke

Datum der Benennung

25.6.2009

Text der Zusatztafel

Erzherzog Johann von Österreich 1782–1859

Erzherzog. Der Sohn Leopolds II. und Feldherr gegen Napoleon forcierte ab 1809 die Modernisierung des Kronlands Steiermark als Privatier. Er initiierte Bildungsstätten wie das Joanneum, die Technische Hochschule oder die Montanuniversität und förderte die steirische Industrialisierung und Landwirtschaft. Ab der Revolution 1848 hatte er auch politische Ämter inne.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Erzherzog Johann (Baptist Josef Fabian Sebastian von Österreich) wurde am 20. Jänner 1782 als das 13. Kind des Großherzogs der Toskana, Leopold (1747–1792), und dessen Gattin Maria Ludovica (1745–1792), der Tochter des spanischen Königs Karl III. (1716–1788), in Florenz geboren. Er sprach zunächst nur italienisch und französisch, Deutsch lernte er erst durch eine Kinderfrau. 1790 starb Josef II. (1741–1790) und Johanns Vater musste als neuer Regent nach Wien. Beide Eltern starben 1792, neuer Vormund wurde der Bruder Franz II. (1768–1835), der einen eher militaristisch-disziplinierten Erziehungsstil bevorzugte. Positive Beziehungen baute der junge Erzherzog am Wiener Hof zu zwei Schweizern auf: zu dem von Rousseau beeinflussten Ingenieur-Hauptmann Armand Graf Motter (1760–1821) und zum ebenfalls der Aufklärung verpflichteten Historiker Johannes von Müller (1752–1809), der mit dem für Johann wirkungsmächtigen „Schweizer Mythos“ vom einfachen, freiheitsliebenden Alpenvolk eine Folie für Johanns spätere Suche nach der unverbildeten Volksnatur in der Steiermark bildete. Dazu kam Müllers antinapoleonische Einstellung, die sich ganz konkret in den militärischen Auseinandersetzungen Johanns zu bewähren hatte.

Im Zweiten Koalitionskrieg wurde der erst achtzehnjährige Erzherzog von Kaiser Franz mit dem Oberbefehl des kaiserlichen Heers in Süddeutschland betraut, allerdings mit der per Handschreiben formulierten Anweisung, den „Anhandgebungen“ des erfahrenen Generalstabschefs Franz von Lauer (1736–1803) „zu folgen“ und keine Befehle zu erteilen, „die nicht vorher von dem General von Lauer vidiert worden“ sind.¹ Gegen das französische Heer unter Marschall Jean Moreau kam es dann

¹ Anton Schlossar, Erzherzog Johann von Österreich. Sein edles Leben und segensreiches Wirken. Graz – Wien 1908, S. 18f. Seither ist interessanterweise keine umfangreiche historiografisch-wissenschaftliche

Anfang Dezember 1800 bei der Schlacht bei Hohenlinden zu einer vernichtenden Niederlage. Letztlich ebenfalls nicht erfolgreich verlief seine Übernahme des Oberbefehls über die Südmarmee in Italien: Nach einem Sieg gegen die Truppen des französischen Vizekönigs Eugène de Beauharnais (1781–1824) in der Schlacht von Sacile (April 1809) musste er der Hauptarmee zu Hilfe eilen, wurde aber durch die verfolgenden Truppen von Beauharnais in der Schlacht bei Raab geschlagen und kam nicht mehr rechtzeitig zur entscheidenden Schlacht bei Wagram im Juli 1809, die sein Bruder Erzherzog Karl (1771–1847) gegen Napoleon verlor. In der Folge mussten u. a. im Waffenstillstandsabkommen von Znaim jegliche Ansprüche auf Tirol aufgegeben werden.

Johann hatte Tirol seit seinem Erstaufenthalt 1800 besonders ins Herz geschlossen und unterstützte die – gegen die Besetzung durch das mit Frankreich verbündete Bayern (1805) gerichtete – von seinem Vertrauten Joseph von Hormayr (1781–1848) organisierte Widerstandsbewegung. Nach dem Scheitern des Tiroler Volksaufstands durch den österreichischen „Verrat“ im Frieden von Schönbrunn 1809 und der Hinrichtung Andreas Hofers 1810 wurde von Hormayr und Johann an den Aufstandsplänen festgehalten und diese in Form des „Alpenbunds“ mit der erwünschten Installierung eines „Königreichs Rätien“ organisiert. Die geheime Verschwörung wurde 1813 an Metternich verraten, Hormayr verhaftet und Johann mit einem Aufenthaltsverbot für Tirol (bis 1833) belegt. 1807 hatte er einen Landsitz in Thernberg (Niederösterreich) erworben, wo er landwirtschaftliche Versuchsgärten anlegte und mit dem Aufbau von naturwissenschaftlichen Sammlungen begann. Von hier aus unternahm er Alpinwanderungen in die Steiermark und wandte sich als Kompensation für den Entzug von Tirol diesem Bundesland zu, wo er als volksverbundener agiler Modernisierer und paternalistischer Mäzen mit privater Verankerung auftrat.

Schon 1811/12 hatte Johann das nach ihm benannte „Joanneum“ als Bibliothek, Museum und Forschungszentrum gegründet und seine Bibliothek sowie die naturkundlichen und technischen Sammlungen den steirischen Ständen gestiftet, wie überhaupt der Schwerpunkt seines Interesses auf naturwissenschaftlich-technischen Innovationen lag. In den folgenden Jahrzehnten unterstützte er Bestrebungen zum Ausbau des Bildungswesens und förderte durch entsprechende Gesellschafts- und Vereinsgründungen und private Investitionen² eine Verbesserung von Land- und Forstwirtschaft sowie des Berg- und Hüttenwesens (Kauf von Radwerken am Erzberg, aber auch Gründung von Bruderladen für die Arbeiter). In der Nähe von Mariazell erwarb er 1818 den Brandhof, den er zu

Gesamtdarstellung von Johanns Leben erschienen. Die „große“ Biografie von Viktor Theiss (1894–1967) blieb ein Fragment (Lieferungen 1960/1969), der von Grete Klingenstein anlässlich der steirischen Landesausstellung 1982 überarbeitete „kleine Theiss“ aus dem Jahr 1950 wurde zwar im Fußnotenapparat verändert, aber nicht aktualisiert: Viktor Theiss, Erzherzog Johann. Der steirische Prinz. Zweite, erw. Aufl. Graz – Wien – Köln 1981. Daneben hat noch der Journalist Hans Magenschab eine populärwissenschaftliche Darstellung (ohne Fußnoten und detailliertes Quellenverzeichnis) vorgelegt, die in diversen Neubearbeitungen (zuletzt unter dem Titel: Erzherzog Johann. Bauer – Bürger – Visionär. Graz 2008) erschienen ist.

² 1822 hatte er von Albert von Sachsen-Teschen 200.000 Gulden geerbt und „Johann war über Nacht ein vermögender Mann“. Magenschab, Erzherzog Johann, S. 169.

einem Mustergut ausbauen ließ und in dessen Hauskapelle 1829 eine bittersüße Liebesgeschichte, die seither unzählige Male in unterschiedlichen medialen Aufbereitungen nacherzählt wurde, ihren formalen Abschluss – die offizielle Verlautbarung der morganatischen Ehe erfolgte erst 1833 – fand: Er heiratete „nach manch harte[r] Prüfung“³ die Postmeisterstochter Anna Plochl (1804–1882), die er 1819 als Fünfzehnjährige kennengelernt hatte, die dem häufig abwesenden Johann ab 1823 in Vordernberg und ab 1824 am Brandhof meist allein den Haushalt führte und an der er gegen den Widerstand des Kaiserhauses und insbesondere des Bruders festgehalten hatte, wobei andererseits Plochls Isolation ihre willfährige Selbstbescheidung auf eine harte Probe stellte: Sie „fügte ... sich widerspruchslos und war sogar ängstlich bemüht, Erzherzog Johann nichts von ihrer unglücklichen Stimmung bemerken zu lassen.“⁴ Das einzige Kind des Paares, Franz (1839–1881), sollte eine einigermaßen unüberschaubare Dynastie von Grafen und Gräfinnen von Meran begründen.

Politische Bedeutsamkeit erlangte der beliebte Habsburger 1848, als er im Juli als Stellvertreter des nach Innsbruck geflohenen Kaisers Ferdinand I. (1793–1875) den österreichischen Reichstag eröffnete und dann ins Paulskirchenparlament wechselte, wo er zum gesamtdeutschen Reichsverweser gewählt wurde und in dieser Funktion in der sich – aufgrund der Partikularinteressen der Einzelstaaten – auflösenden Reichsregierung bis zum Dezember 1849 ausharrte. Erzherzog Johann starb am 11. Mai 1859 als Bürgermeister von Stainz im Grazer Palais Meran, in dem heute die Kunstuniversität untergebracht ist.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Elke Hammer, Anna Plochl und Erzherzog Johann – Kehrseiten einer „lieblichen Romanze“, in: Mitteilungen des steiermärkischen Landesarchivs 48/1988, S. 299–332. Online verfügbar unter: https://www.verwaltung.steiermark.at/landesarchiv/publikat/mstla/1998_48/mstla48_14.pdf
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Hans Magenschab, Erzherzog Johann. Bauer – Bürger – Visionär. Graz 2008.
- Anton Schlossar, Erzherzog Johann von Österreich. Sein edles Leben und segensreiches Wirken. Graz – Wien 1908.
- Viktor Theiss, Erzherzog Johann. Der steirische Prinz. Zweite, erw. Aufl. hg. von Grete Klingenstein. Graz – Wien – Köln 1981.

³ Theiss, Erzherzog Johann, S. 80.

⁴ Elke Hammer, Anna Plochl und Erzherzog Johann – Kehrseiten einer „lieblichen Romanze“, in: Mitteilungen des steiermärkischen Landesarchivs 48/1988, S. 299–332, hier S. 229f. Online verfügbar unter: https://www.verwaltung.steiermark.at/landesarchiv/publikat/mstla/1998_48/mstla48_14.pdf

Erzherzog-Johann-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Erzherzog Johann von Österreich 1782–1859

Erzherzog. Der Sohn Leopolds II. und Feldherr gegen Napoleon forcierte ab 1809 die Modernisierung des Kronlands Steiermark als Privatier. Er initiierte Bildungsstätten wie das Joanneum, die Technische Hochschule oder die Montanuniversität und förderte die steirische Industrialisierung und Landwirtschaft. Ab der Revolution 1848 hatte er auch politische Ämter inne.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Erzherzog Johann (Baptist Josef Fabian Sebastian von Österreich) wurde am 20. Jänner 1782 als das 13. Kind des Großherzogs der Toskana, Leopold (1747–1792), und dessen Gattin Maria Ludovica (1745–1792), der Tochter des spanischen Königs Karl III. (1716–1788), in Florenz geboren. Er sprach zunächst nur italienisch und französisch, Deutsch lernte er erst durch eine Kinderfrau. 1790 starb Josef II. (1741–1790) und Johanns Vater musste als neuer Regent nach Wien. Beide Eltern starben 1792, neuer Vormund wurde der Bruder Franz II. (1768–1835), der einen eher militaristisch-disziplinierten Erziehungsstil bevorzugte. Positive Beziehungen baute der junge Erzherzog am Wiener Hof zu zwei Schweizern auf: zu dem von Rousseau beeinflussten Ingenieur-Hauptmann Armand Graf Motter (1760–1821) und zum ebenfalls der Aufklärung verpflichteten Historiker Johannes von Müller (1752–1809), der mit dem für Johann wirkungsmächtigen „Schweizer Mythos“ vom einfachen, freiheitsliebenden Alpenvolk eine Folie für Johanns spätere Suche nach der unverbildeten Volksnatur in der Steiermark bildete. Dazu kam Müllers antinapoleonische Einstellung, die sich ganz konkret in den militärischen Auseinandersetzungen Johanns zu bewähren hatte.

Im Zweiten Koalitionskrieg wurde der erst achtzehnjährige Erzherzog von Kaiser Franz mit dem Oberbefehl des kaiserlichen Heers in Süddeutschland betraut, allerdings mit der per Handschreiben formulierten Anweisung, den „Anhandgebungen“ des erfahrenen Generalstabschefs Franz von Lauer (1736–1803) „zu folgen“ und keine Befehle zu erteilen, „die nicht vorher von dem General von Lauer vidiert worden“ sind.¹ Gegen das französische Heer unter Marschall Jean Moreau kam es dann

¹ Anton Schlossar, Erzherzog Johann von Österreich. Sein edles Leben und segensreiches Wirken. Graz – Wien 1908, S. 18f. Seither ist interessanterweise keine umfangreiche historiografisch-wissenschaftliche

Anfang Dezember 1800 bei der Schlacht bei Hohenlinden zu einer vernichtenden Niederlage. Letztlich ebenfalls nicht erfolgreich verlief seine Übernahme des Oberbefehls über die Südmarmee in Italien: Nach einem Sieg gegen die Truppen des französischen Vizekönigs Eugène de Beauharnais (1781–1824) in der Schlacht von Sacile (April 1809) musste er der Hauptarmee zu Hilfe eilen, wurde aber durch die verfolgenden Truppen von Beauharnais in der Schlacht bei Raab geschlagen und kam nicht mehr rechtzeitig zur entscheidenden Schlacht bei Wagram im Juli 1809, die sein Bruder Erzherzog Karl (1771–1847) gegen Napoleon verlor. In der Folge mussten u. a. im Waffenstillstandsabkommen von Znaim jegliche Ansprüche auf Tirol aufgegeben werden.

Johann hatte Tirol seit seinem Erstaufenthalt 1800 besonders ins Herz geschlossen und unterstützte die – gegen die Besetzung durch das mit Frankreich verbündete Bayern (1805) gerichtete – von seinem Vertrauten Joseph von Hormayr (1781–1848) organisierte Widerstandsbewegung. Nach dem Scheitern des Tiroler Volksaufstands durch den österreichischen „Verrat“ im Frieden von Schönbrunn 1809 und der Hinrichtung Andreas Hofers 1810 wurde von Hormayr und Johann an den Aufstandsplänen festgehalten und diese in Form des „Alpenbunds“ mit der erwünschten Installierung eines „Königreichs Rätien“ organisiert. Die geheime Verschwörung wurde 1813 an Metternich verraten, Hormayr verhaftet und Johann mit einem Aufenthaltsverbot für Tirol (bis 1833) belegt. 1807 hatte er einen Landsitz in Thernberg (Niederösterreich) erworben, wo er landwirtschaftliche Versuchsgärten anlegte und mit dem Aufbau von naturwissenschaftlichen Sammlungen begann. Von hier aus unternahm er Alpinwanderungen in die Steiermark und wandte sich als Kompensation für den Entzug von Tirol diesem Bundesland zu, wo er als volksverbundener agiler Modernisierer und paternalistischer Mäzen mit privater Verankerung auftrat.

Schon 1811/12 hatte Johann das nach ihm benannte „Joanneum“ als Bibliothek, Museum und Forschungszentrum gegründet und seine Bibliothek sowie die naturkundlichen und technischen Sammlungen den steirischen Ständen gestiftet, wie überhaupt der Schwerpunkt seines Interesses auf naturwissenschaftlich-technischen Innovationen lag. In den folgenden Jahrzehnten unterstützte er Bestrebungen zum Ausbau des Bildungswesens und förderte durch entsprechende Gesellschafts- und Vereinsgründungen und private Investitionen² eine Verbesserung von Land- und Forstwirtschaft sowie des Berg- und Hüttenwesens (Kauf von Radwerken am Erzberg, aber auch Gründung von Bruderladen für die Arbeiter). In der Nähe von Mariazell erwarb er 1818 den Brandhof, den er zu

Gesamtdarstellung von Johanns Leben erschienen. Die „große“ Biografie von Viktor Theiss (1894–1967) blieb ein Fragment (Lieferungen 1960/1969), der von Grete Klingenstein anlässlich der steirischen Landesausstellung 1982 überarbeitete „kleine Theiss“ aus dem Jahr 1950 wurde zwar im Fußnotenapparat verändert, aber nicht aktualisiert: Viktor Theiss, Erzherzog Johann. Der steirische Prinz. Zweite, erw. Aufl. Graz – Wien – Köln 1981. Daneben hat noch der Journalist Hans Magenschab eine populärwissenschaftliche Darstellung (ohne Fußnoten und detailliertes Quellenverzeichnis) vorgelegt, die in diversen Neubearbeitungen (zuletzt unter dem Titel: Erzherzog Johann. Bauer – Bürger – Visionär. Graz 2008) erschienen ist.

² 1822 hatte er von Albert von Sachsen-Teschen 200.000 Gulden geerbt und „Johann war über Nacht ein vermögender Mann“. Magenschab, Erzherzog Johann, S. 169.

einem Mustergut ausbauen ließ und in dessen Hauskapelle 1829 eine bittersüße Liebesgeschichte, die seither unzählige Male in unterschiedlichen medialen Aufbereitungen nacherzählt wurde, ihren formalen Abschluss – die offizielle Verlautbarung der morganatischen Ehe erfolgte erst 1833 – fand: Er heiratete „nach manch harte[r] Prüfung“³ die Postmeisterstochter Anna Plochl (1804–1882), die er 1819 als Fünfzehnjährige kennengelernt hatte, die dem häufig abwesenden Johann ab 1823 in Vordernberg und ab 1824 am Brandhof meist allein den Haushalt führte und an der er gegen den Widerstand des Kaiserhauses und insbesondere des Bruders festgehalten hatte, wobei andererseits Plochls Isolation ihre willfährige Selbstbescheidung auf eine harte Probe stellte: Sie „fügte ... sich widerspruchslos und war sogar ängstlich bemüht, Erzherzog Johann nichts von ihrer unglücklichen Stimmung bemerken zu lassen.“⁴ Das einzige Kind des Paares, Franz (1839–1881), sollte eine einigermaßen unüberschaubare Dynastie von Grafen und Gräfinnen von Meran begründen.

Politische Bedeutsamkeit erlangte der beliebte Habsburger 1848, als er im Juli als Stellvertreter des nach Innsbruck geflohenen Kaisers Ferdinand I. (1793–1875) den österreichischen Reichstag eröffnete und dann ins Paulskirchenparlament wechselte, wo er zum gesamtdeutschen Reichsverweser gewählt wurde und in dieser Funktion in der sich – aufgrund der Partikularinteressen der Einzelstaaten – auflösenden Reichsregierung bis zum Dezember 1849 ausharrte. Erzherzog Johann starb am 11. Mai 1859 als Bürgermeister von Stainz im Grazer Palais Meran, in dem heute die Kunstuniversität untergebracht ist.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Elke Hammer, Anna Plochl und Erzherzog Johann – Kehrseiten einer „lieblichen Romanze“, in: Mitteilungen des steiermärkischen Landesarchivs 48/1988, S. 299–332. Online verfügbar unter: https://www.verwaltung.steiermark.at/landesarchiv/publikat/mstla/1998_48/mstla48_14.pdf
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Hans Magenschab, Erzherzog Johann. Bauer – Bürger – Visionär. Graz 2008.
- Anton Schlossar, Erzherzog Johann von Österreich. Sein edles Leben und segensreiches Wirken. Graz – Wien 1908.
- Viktor Theiss, Erzherzog Johann. Der steirische Prinz. Zweite, erw. Aufl. hg. von Grete Klingenstein. Graz – Wien – Köln 1981.

³ Theiss, Erzherzog Johann, S. 80.

⁴ Elke Hammer, Anna Plochl und Erzherzog Johann – Kehrseiten einer „lieblichen Romanze“, in: Mitteilungen des steiermärkischen Landesarchivs 48/1988, S. 299–332, hier S. 229f. Online verfügbar unter: https://www.verwaltung.steiermark.at/landesarchiv/publikat/mstla/1998_48/mstla48_14.pdf

Eschenbachgasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Wolfram von Eschenbach um 1170 – um 1220

Dichter. Eschenbach, vermutlich aus dem gleichnamigen fränkischen Ort bei Ansbach stammend, trat als fahrender Sänger in den Dienst zahlreicher Höfe und pflegte zudem Beziehungen zu Adelsgeschlechtern in der Steiermark. Der herausragende mittelhochdeutsche Literat verfasste lyrische Dichtung und mehrere epische Werke, wie den berühmten Versroman „Parzival“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wolfram von Eschenbach war ein deutscher Dichter und Minnesänger. Seine Biografie lässt sich größtenteils nur indirekt aus seinen Werken ableiten. Er wurde vermutlich zwischen 1170 und 1175 im fränkischen Obereschenbach (heute Wolframs-Eschenbach) in der Nähe von Ansbach geboren. Seine mögliche adelige Herkunft ist nicht belegbar. Vielleicht entstammte er einem armen Ministerialgeschlecht. Jedenfalls verdiente er seinen Unterhalt als fahrender Sänger.

Eschenbach stand im Laufe seines Lebens an mehreren Höfen im Dienst. Nachweisbar sind seine Verbindungen mit dem Grafen von Wertheim, zu Adelsgeschlechtern in der Steiermark, zu den Freiherrn von Dürne auf der Wildenburg im Odenwald sowie mit dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen. Ob er dort auch Walther von der Vogelweide kennenlernte, ist Spekulation. Unklar ist auch, in wessen Auftrag Eschenbach sein Hauptwerk, den Versroman „Parzival“, geschrieben hat. „Parzival“ gilt als das wichtigste Epos seiner Zeit. Es ist das erste dokumentierte, auf Deutsch geschriebene Werk, dessen Motiv der Heilige Gral ist. 1217 vermerkte Wolfram den Tod von Landgraf Hermann in der unvollendet gebliebenen Verserzählung „Willehalm“, die er im Auftrag des Landgrafen begonnen hatte. Kurz danach bricht die Erzählung ab. Es wird unter anderem vermutet, Wolfram könnte so um 1220, vielleicht in Eschenbach, gestorben sein. Umstritten ist, über welche Bildung Wolfram von Eschenbach verfügte. Das gelehrte Buchwissen verachtete er ausdrücklich und demonstrativ. Ob sein unorthodoxer Umgang mit der Sprache, mit seinen Vorlagen und Quellen auf mangelnder Schulbildung beruht, ist in der Forschung umstritten.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl Bertau, Wolfram von Eschenbach. München 1983.

Horst Brunner, Wolfram von Eschenbach (= Auf den Spuren der Dichter und Denker durch Franken 2). Gunzenhausen 2004.

Ulrich Harsch, Bibliotheca Augustana. Augsburg, o. J. Online verfügbar unter: https://www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/13Jh/Wolfram/wol_intr.html

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Esserweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Andreas Esser 1849–1914

Bürgermeister von Engelsdorf. Der Realitätenbesitzer führte als Gastwirt das Engelsdorfer Wirtshaus „Jägerwirt“. Esser war als Gründungsmitglied Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr Liebenau und richtete mit der Schützengesellschaft Engelsdorf Veranstaltungen für bedürftige Kinder aus. Zudem war er Bürgermeister dieser damals eigenständigen Grazer Umlandgemeinde.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Andreas Esser war Bürgermeister von Engelsdorf und Gastwirt. Er wurde 1849 in Tamsweg geboren und scheint als Besitzer des „Jägerwirtes“ in Engelsdorf auf. Engelsdorf gehört heute zum Grazer Bezirk Liebenau, war damals aber noch eigenständige Umlandgemeinde von Graz. Dieser stand Esser auch als Bürgermeister vor. Weiters war er Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr Liebenau und Leiter des Löschzugs Engelsdorf. Als Vorsitzender einer Schützengesellschaft organisierte er auch immer wieder Veranstaltungen zugunsten bedürftiger Kinder. Andreas Esser starb 1914 in Engelsdorf.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.

Aufl. Graz 2018.

Grazer Vorortzeitung vom 5. Juli 1914, S. 1f.

Etrichgasse

Datum der Benennung

30.4.1975

Text der Zusatztafel

Ignaz Etrich 1879–1967

Flugpionier. Der in Böhmen geborene Industrielle führte Gleitflüge durch und konstruierte 1907 das erste Motorflugzeug Österreich-Ungarns sowie 1910 die vielfach gebaute „Etrich-Taube“. In der Tschechoslowakei widmete er sich ab 1918 dem familiären Spinnereibetrieb. Nach dem „Anschluss“ des Sudetenlands an NS-Deutschland 1938 trat Etrich der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ignaz Etrich war ein Industrieller und Pionier des Flugzeugbaus. Er wurde am 25. Dezember 1879 in Oberaltstadt (Horní Staré Město, Ortsteil von Trautenau/Trutnov in Tschechien) geboren. 1898 maturierte er in seiner Heimatstadt und besuchte anschließend die Handelshochschule in Leipzig, bevor er in das Unternehmen seines Vaters eintrat. Aus dem Nachlass Otto von Lilienthals erwarben Etrich Vater und Sohn den „Sturmflügelapparat“ und den „Flügel Schlagapparat“. Der erste der beiden 1900/1901 konstruierten Gleitflieger war jedoch noch nicht flugtauglich.

Gemeinsam mit dem Ingenieur Franz Xaver Wels gelang es Etrich, eine Flugmaschine zu bauen, auf die die beiden 1905 auch ein Patent anmeldeten. 1910 entwickelte Etrich die berühmt gewordene „Etrich Taube“, ein Eindecker, und 1911 konstruierte er das erste österreichische Militärflugzeug. 1912 wurden die Etrich-Flieger-Werke in Liebau (Lubawka, Schlesien) zur Produktion der „Tauben“, aber auch für Neuentwicklungen gebaut, 1914 war Etrich Mitbegründer der Brandenburgischen Flugzeugwerke GmbH in Briest, verkaufte seine Anteile jedoch bereits 1915 wieder. Nach dem Ersten Weltkrieg galt Etrichs Aufmerksamkeit wieder der Textilindustrie, wengleich er 1929 noch die „Sport-Taube“ entwickelte, die jedoch nie in Serie ging.

Etrich war von 1935 bis 1936 Mitglied der Sudetendeutschen Partei, 1938 trat er der NSDAP bei und wurde nach Kriegsende 1945 auch verhaftet und enteignet. Er musste seine Heimat verlassen und ließ sich in Schwarzach (Niederbayern) nieder. Neuentwicklungen für die Kammgarnindustrie brachten ihm neue Aufträge und Einkünfte aus den Patenten. Mit seiner zweiten Frau zog er 1950 nach Freilassing, 1960 ließ er sich letztendlich in Salzburg nieder, wo er am 4. Februar 1967 starb.

Ignaz Etrich wurden auch zahlreiche Ehrungen zuteil, so erhielt er 1911 das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens, 1944 das Ehrendoktorat der Technischen Hochschule Wien, 1955 das Bundesverdienstkreuz und 1959 den Dr.-Karl-Renner-Preis.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

R. Keimel, Etrich, Igo (Ignaz) (1879–1967), Flugpionier und Fabrikant, in: Österreichisches Biographisches Lexikon Online Edition 2011. Online verfügbar unter:

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_E/Etrich_Igo_1879_1967.xml?frames=yes

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Nemeč, Technik, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 228–243.

Ettingshausengasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Albert (von) Ettingshausen 1850–1932

Physiker. Der in Wien geborene, in Graz aufgewachsene Ettingshausen promovierte 1872 an der Universität Graz in Physik, war Assistent von Ludwig Boltzmann sowie ab 1876 Extraordinarius. Er beschrieb den „Ettingshausen-Effekt“ bei Strom und Magnetismus ausgesetzten Festkörpern und etablierte ab 1888 an der Technischen Hochschule Graz das Lehrfach Elektrotechnik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Albert von Ettingshausen war ein österreichischer Physiker und Elektrotechniker. Er wurde am 28. März 1850 in Wien als erstes von zwei Kindern geboren. Kurz nach seiner Geburt zog die Familie nach Graz. Hier besuchte Albert auch das Gymnasium. 1867 begann er bei Ludwig Boltzmann und August Toepler an der Universität Graz Physik zu studieren. 1872 schloss Ettingshausen das Studium mit der Promotion zum Dr. phil. ab.

Nach dem Ausscheiden Toeplers übernahm Boltzmann 1876 die Lehrkanzel für Physik. Ettingshausen wurde zum Extraordinarius befördert und musste in dieser Position sowohl unterrichten als auch administrative Aufgaben wahrnehmen. Als Assistent Ludwig Boltzmans erzielte Ettingshausen seine größten Forschungserfolge. Boltzmann blieb bis 1880 an der Lehrkanzel. 1888 bekam Ettingshausen als Nachfolger für den erkrankten Jakob Pöschl die Lehrkanzel für allgemeine und technische Physik überantwortet. Darüber hinaus hielt Ettingshausen auch Vorlesungen und Übungen in Elektrotechnik. Letztere wurde zu Ettingshausens besonderem Steckenpferd. Er gilt als Begründer dieses Lehrfaches an der Technischen Hochschule Graz (heute TU). 1893 wurde er deren Rektor. Dieses Amt hatte er 1893/94 sowie 1912/13 inne.

1878 musste Ettingshausen seine Lehr- und Forschungstätigkeit unterbrechen, da er als Leutnant der Reserve für den Bosnien-Feldzug einrücken musste. Für diesen Einsatz erhielt er das Militärverdienstkreuz. Danach kehrte er an die Hochschule zurück. In den folgenden Jahren widmete er sich auch weiterhin intensiv der Weiterentwicklung der Elektrotechnik, insbesondere experimentierte er mit radiotechnischer Übertragung.

1894 wurde Ettingshausen beim Landesgericht zum Sachverständigen für Elektrotechnik bestellt. Von 1904 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1920 war er Vorstandsmitglied der Arbeiter-Unfallversicherung. Ettingshausen wurde 1913 Ehrenmitglied der rechts-konservativen, deutschnationalen akademischen Sängerschaft Gothia. Schon seit 1867 war er Mitglied des Akademischen Turnerbundes. Albert von Ettingshausen starb am 9. Juni 1932 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Klaus Höllbacher, Albert von Ettingshausen (1850–1932). Diss. Graz 1994.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Reinhold Reimann (Hg.), Gaudeamus igitur! 150 Jahre Akademische Sängerschaft Gothia zu Graz. Graz 2013.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Eugenie-Schmiedl-Hain

Datum der Benennung

11.4.1991

Text der Zusatztafel

Eugenie Schmiedl (geb. Stollek) 1908–1990

Magistratsbeamtin. Schmiedl wuchs in Floridsdorf auf und arbeitete bei der Gemeinde Wien. 1938 lernte sie ihren Mann, den Raketenpionier Friedrich Schmiedl, kennen. Das Paar bewohnte nach der Hochzeit 1940 ein auf der Platte gelegenes Anwesen. Zur Wahrung der Erinnerung an seine Gattin vermachte Schmiedl nach deren Ableben diese Liegenschaft der Stadt Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eugenie Schmiedl war Magistratsbeamtin und Gattin des Raketenforschers Friedrich Schmiedl. Sie wurde als Eugenie Stollek 1908 in Wien geboren und wuchs in Floridsdorf auf. Als Magistratsbeamtin tätig, lernte sie 1938 Friedrich Schmiedl kennen. Bereits 1939 begann das Paar, in Kroisbach bei Graz ein Haus zu bauen, das Ansuchen um Baugenehmigung wurde jedoch mehrmals abgelehnt. Friedrich Schmiedl arbeitete damals beim Heeresbauamt, wo er als Bauleiter von Großbaustellen im Raum Graz eingesetzt wurde. Am 19. Februar 1940 heiratete das Paar in Wien.

Eugenie unterstützte ihren Mann bei Raketenversuchen am Thalersee bei Graz. Sie soll so begeistert von den Experimenten ihres Mannes gewesen sein, dass sie selbstständige Raketenversuche auf ihrem Hausteich durchgeführt haben soll. Während Friedrich Schmiedl Kriegsdienst im Festungsbau leistete, war Eugenie Schmiedl alleine in Graz. Im Mai 1945 plünderte die Rote Armee das Haus und Eugenie musste bei den russischen Besatzungstruppen arbeiten.

Nach Kriegsende versuchte das Paar einen Neuanfang. Friedrich Schmiedl arbeitete für eine Salzburger Baufirma und widmete sich wieder seinen Erfindungen. Eugenie Schmiedl starb am 3. Februar 1990. Der nach Eugenie Schmiedl benannte Hain wurde von Friedrich Schmiedl im Andenken an seine Frau 1990 der Stadt Graz vermacht.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Trobas, Raketen – Raketenpost – Postraketen. Der österreichische Raketenpionier Friedrich Schmiedl. Graz 1992.

Evangelimanngasse

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Wilhelm Kienzl 1857–1941

Komponist. In Graz aufgewachsen, bereiste er vor und nach seiner Promotion 1878 in Philosophie als Musiker und Dirigent Mittel- und Südosteuropa. Die 1895 uraufgeführte Oper „Der Evangelimann“ verschaffte ihm internationalen Ruhm als Komponist. Er war 1884–1917, unterbrochen von Gastspielen in München und Hamburg, Direktor des Musikvereins für Steiermark.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

„Der Evangelimann“ ist der Titel einer Oper des österreichischen Komponisten Wilhelm Kienzl. Ein Evangelimann war ursprünglich jemand, der in Wiener Hinterhöfen (Pawlatschen) gegen ein Almosen aus der Bibel zitierte. Wilhelm Kienzl benannte sein Werk nach dieser Figur.

Wilhelm Kienzl kam am 17. Jänner 1857 als Sohn eines Rechtsanwalts in Waizenkirchen (Oberösterreich) zur Welt. Ab Beginn der 1860er-Jahre wuchs Kienzl in Graz auf, wo er auch Musikunterricht erhielt: Zu seinen Klavierlehrern gehörte der Chopin-Schüler Henri Louis Stanislas Mortier de Fontaine. Die ersten Geigenstunden erhielt Kienzl von Ignaz Uhl. Schon als Kind begann Kienzl mit dem Komponieren. In dieser frühen Phase schuf er Stücke für Klavier, Gesang, Chor und Kammermusik. Kienzl begann an der Universität Graz Philosophie zu studieren und belegte auch musikhistorische Vorlesungen. Seine Studien führten ihn zudem nach Prag, wo er Kompositionsunterricht beim Direktor des dortigen Konservatoriums, Josef Krejčí, bekam. Weitere Stationen waren Leipzig und Wien, bevor er bei Eduard Hanslick promovierte. 1881 unternahm er Konzertreisen durch Südosteuropa und Deutschland. 1883 wurde er erster Kapellmeister der deutschen Oper in Amsterdam.

Von 1884 bis 1889 war Kienzl Musikvereinsdirektor in Graz, danach je eine Saison lang Kapellmeister in Hamburg und München. Anschließend kehrte er zum Musikverein in die steirische Hauptstadt zurück und wurde Musikreferent beim „Grazer Tagblatt“. 1886 heiratete Kienzl die Linzer Sängerin Pauline („Lilli“) Hoke, die er in Bayreuth kennengelernt hatte. Die Sommer verbrachte Kienzl in Bad Aussee.

Mit dem „Evangelimann“ gelang ihm 1895 in Berlin der internationale Durchbruch. Auch die Oper „Der Kuhreigen“ (1911) wurde ein weltweiter Erfolg. Nach dem Ersten Weltkrieg beauftragte Staatskanzler Karl Renner Kienzl mit der Komposition einer Hymne für die Erste Republik Österreich. Den Text hatte der Kanzler selbst verfasst. Die Renner-Kienzl-Hymne war bis 1929 – wegen der Verwendung des untersagten Begriffs „Deutschösterreich“ lediglich inoffiziell – Hymne Österreichs und wurde dann durch die sogenannte „Kernstock-Hymne“ ersetzt.

Nach dem Tod seiner ersten Frau schloss Kienzl 1921 eine zweite Ehe mit der Schriftstellerin Helene Lechner, die für ihn Libretti schrieb und sich um die Administration seines Werkes kümmerte. Kienzls Bedeutung als Komponist liegt vor allem im Bereich der Oper. Seine Erstlingsoper „Urvasi“ (1884) orientiert sich unmittelbar an Wagner. Mit den von ihm als „musikalische Schauspiele“ titulierten Opern „Der Evangelimann“ und „Der Kuhreigen“ prägte er einen volkstümlich-österreichischen Operntypus. „Das Testament“ von 1916 ist eine Oper im steirischen Dialekt. Ein weiterer Schwerpunkt seines Schaffens liegt auf dem Klavierlied.

Kienzl war ab 1874 Mitglied der rechts-konservativen, deutsch-nationalen akademischen Sängerschaft Gothia. Obwohl Kienzl selbst nicht politisch aktiv war, zeugen seine Schriften, geprägt von seiner Wagner-Verehrung, inhaltlich von seiner deutsch-nationalen Gesinnung. Die Dienststelle Rosenberg stufte Kienzl 1934 als „Halbjuden“ ein, seine Stücke wurden aber trotzdem weiterhin aufgeführt und nicht mit einem Aufführungsverbot belegt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Reinhold Reimann (Hg.), Gaudeamus igitur! 150 Jahre Akademische Sängerschaft Gothia zu Graz. Graz 2013.

Birgit Scholz, Wilhelm Kienzl, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/kienzl_wilhelm.html

Elisabeth Stadler, Wilhelm Kienzls Berufung zum artistischen Direktor des Musikvereins für Steiermark – ein Sieg der Wagnerianer?, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 27/28. Graz 1998, S. 621–640.

Eyslergasse

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Edmund E(i)ysler 1874–1949

Komponist. Der gebürtige Hernalser studierte als Schüler von Robert Fuchs am Wiener Konservatorium. Eysler prägte als Operettenkomponist mit über 60 Stücken das Genre der Wiener Operette. Den Durchbruch schaffte er mit der 1903 uraufgeführten Operette „Bruder Straubinger“ mit Alexander Girardi in der Hauptrolle. Viele seiner Melodien waren als Schlager populär.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Edmund Eysler war ein österreichischer Komponist. Er wurde als Edmund (Salomon) Eisler am 12. März 1874 als Sohn eines Kaufmanns in Wien geboren. Eigentlich sollte er Ingenieur werden, doch gelang es seinem Freund Leo Fall, die Eltern zu überzeugen, ihn aufs Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien zu schicken. Dort wurde er unter anderem Schüler von Robert Fuchs und Anton Door, studierte Komposition und ließ sich zum Klavierlehrer und Kapellmeister ausbilden. Nach Abschluss des Studiums mit Auszeichnung arbeitete Eisler als Klavierlehrer. 1898 heiratete er Poldi Allnoch, mit der er zwei Töchter hatte.

Eisler komponierte zunächst Kammermusik und Klavierstücke sowie die Oper „Fest auf Solhaug“ und das Ballett „Schlaraffenland“. Durch einen Verwandten lernte Eisler den Texter des „Zigeunerbarons“, den Librettisten Ignaz Schnitzer, kennen. Dessen Text „Der Hexenspiegel“ vertonte Eisler zu einer Oper. Die Wiener Hofoper lehnte deren Aufführung wegen zu einfacher Musik ab. Eisler arbeitete die Oper in eine Operette namens „Bruder Straubinger“ um, die 1903 mit Alexander Girardi in der Hauptrolle zu einem Erfolg wurde.

Für das Wiener Bürgertheater komponierte Edmund Eisler die Operette „Der unsterbliche Lump“ nach einem Libretto von Felix Dörmann, die ebenfalls Erfolg hatte. 1909 änderte Eisler seinen Namen offiziell in Eysler. Es gelang ihm in den nächsten Jahren, an seine ersten Erfolge anzuknüpfen. Das Bürgertheater brachte auch während des Ersten Weltkrieges laufend Eysler-Operetten zur Aufführung, darunter „Frühling am Rhein“, „Die – oder keine!“ und „Der dunkle Schatz“. Gemeinsam war allen diesen Stücken die Verwendung einfacher Melodien und Harmonien, die beim Publikum

gut ankamen. Den kulturellen Umbruch der wirtschaftlich schwierigen Nachkriegsjahre konnte und wollte er nicht mehr mitmachen. Jazz-Rhythmen und Modetänze der 1920er-Jahre ließ er außen vor. 1927 landete Eysler mit „Die gold’ne Meisterin“ einen weiteren Operetten-Hit.

Der Umstand, dass dieses Stück zu Adolf Hitlers Lieblingsoperetten zählte, änderte nichts daran, dass Eyslers Werke im Nationalsozialismus wegen seiner jüdischen Abstammung verboten wurden. Nach dem „Anschluss“ Österreichs war Eysler gezwungen, wie schon zu Beginn seiner Karriere, seinen Lebensunterhalt mit Klavierstunden zu verdienen. Der Sohn seines verstorbenen Librettisten Leo Stein unterstützte ihn monatlich mit einer größeren Geldsumme. Eyslers nichtjüdische Frau, seine Töchter und deren ebenfalls „arische“ Männer kämpften um den Verbleib in der Wohnung und konnten schließlich auch die Deportation Eyslers verhindern.

Nach dem Krieg hatte er mit der Operette „Wiener Musik“ (Uraufführung am 22. Dezember 1947 im Burgtheater) noch einmal einen großen Erfolg. Zum 75. Geburtstag erhielt Eysler zwei Jahre später den Ehrenring der Stadt Wien. Die in der Zeit des Nationalsozialismus entfernte Tafel an seinem Geburtshaus wurde wieder angebracht. Edmund Eysler starb am 4. Oktober 1949 in Wien an den Folgen eines Sturzes von der Bühne. Er ist in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt. Eysler hinterließ nicht weniger als 60 Operetten, von denen die meisten in Vergessenheit geraten sind.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

St. Frey, Eysler, Edmund; ursprünglich Eisler Salomon (1874–1949), Komponist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon Online Edition 2014. Online verfügbar unter:

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_E/Eysler_Edmund_1874_1949.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Robert Maria Prosl, Edmund Eysler. Aus Wiens zweiter klassischer Operettenzeit. Wien 1947.

Eythgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Max(imilian) (von) Eyth 1836–1906

Ingenieur. Der Absolvent des Stuttgarter Polytechnikums war in drei Erdteilen als Konstrukteur und Techniker tätig. 1863–1866 setzte er in Ägypten Impulse für eine moderne Landwirtschaft, später mit der Gründung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft 1885 auch in seiner Heimat. Eyths literarisches und zeichnerisches Werk gibt Einblicke in sein bewegtes Leben.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Max (von) Eyth war ein deutscher Ingenieur und Schriftsteller. Er wurde am 6. Mai 1836 als Lehrersohn in Kirchheim unter Teck (Baden-Württemberg) geboren. Das pietistische Elternhaus war geprägt von Christentum und Humanismus. Vater Eduard Eyth, der ab 1841 am Evangelisch-Theologischen Seminar in Schöntal als Professor für Griechisch und Geschichte arbeitete, erteilte Max Privatunterricht. Dabei zeigte sich neben einem Talent für das Klavierspielen eine ausgeprägte Begabung für Zeichnen und Mathematik. Beim Besuch einer Hammerschmiede in Ernsbach am Kocher hatte der damals achtjährige Max Eyth ein Schlüsselerlebnis, das ihn dazu bewog, die technische Laufbahn einzuschlagen. In weiterer Folge besuchte er das Polytechnikum in Stuttgart, das er 1856 als Maschineningenieur abschloss.

Seine erste Stelle war eine als Schlosserlehrling bei der Maschinenfabrik Hahn & Göbel in Heilbronn. Nach nur sechs Wochen wechselte Eyth nach Stuttgart-Berg, wo er im Januar 1857 bei der Dampfmaschinenfabrik Gotthilf Kuhn als Lehrling unterkam und schon nach einem Jahr auch als Zeichner eingesetzt wurde. 1860 schickte ihn sein Chef nach Paris, um dort den von Étienne Lenoir erfundenen Gasmotor auszuspionieren. Eyth fand Gefallen am Reisen und 1861 ging er auf Wanderschaft. Seine Route führte ihn über das Ruhrgebiet und Belgien nach England, wo Eyth 1861 in der Dampfpflugfabrik von John Fowler in Leeds eine Anstellung fand. In Fowlers Auftrag reiste Eyth für drei Jahre nach Ägypten, wo er als Chefingenieur in den Dienst des Prinzen Halim Pascha trat. Eine seiner Aufgaben war, die Baumwollkulturen auf den Ländereien des Prinzen zu bewässern und technisch zu bestellen. Eyth baute die Maschinen dafür zum Teil selbst.

Nach dem Ende des durch den Amerikanischen Bürgerkrieg bedingten Baumwollbooms kehrte Eyth nach England zurück. Fowlers Unternehmen war in der Zwischenzeit gewachsen und Eyth verbrachte die nächsten 15 Jahre als Fowlers weltweit reisender Promotor für Einführung der Dampfkrafttechnik in der Landwirtschaft. 1882 kehrte Eyth in sein Heimatland zurück und begann sein auf allen Erdteilen erworbenes Wissen auf Deutschland zu übertragen. 1885 gründete er die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, die er elf Jahre lang geschäftsführend leitete.

Neben seinem technischen Hauptberuf betätigte sich Eyth auch auf vielfältige Weise schriftstellerisch und zeichnerisch. Sein letztes Lebensjahrzehnt verbrachte er in Ulm, hier entstanden auch die meisten seiner literarischen Werke. Einige davon, „Hinter Pflug und Schraubstock“, „Der Kampf um die Cheopspyramide“ und „Der Schneider von Ulm“ waren zu ihrer Zeit sehr erfolgreich. Eyth schrieb auch Gedichte und hinterließ über 1000 bildnerische Werke, vor allem Zeichnungen und Aquarelle mit Eindrücken von praktisch allen Stationen seines Lebens.

Max von Eyth – inzwischen in den Personaladelsstand erhoben – starb am 25. August 1906 in Ulm. Er hinterließ weder Frau noch Nachkommen. Seine Zeichnungen vermachte Eyth dem Ulmer Museum, aus seinem Nachlass stiftete er 80.000 Mark für die Angehörigen von Arbeitsunfallopfern.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Georg Biedenkapp, Max Eyth, ein deutscher Ingenieur und Dichter. Eine biographische Skizze. Stuttgart 1910.

Max Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Tagebuch eines Ingenieurs. 2 Bde. Stuttgart 1899. Online verfügbar beim Projekt Gutenberg: <https://www.projekt-gutenberg.org/eyth/pflug/pflug.html>

Paul Gehring, Eyth, Max von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118531603.html#ndbcontent>

Ute Harbusch, Max Eyth: Schriftsteller und Ingenieur, mit Dampf und Phantasie (1836–1906). Kirchheim unter Teck 2006.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Felix-Dahn-Platz

Datum der Benennung

10.2.1904

Text der Zusatztafel

Felix Dahn 1834–1912

Historiker, Schriftsteller. In Hamburg geboren, wuchs er in München auf. Nach dem Studium habilitierte er sich 1857 über die Gerichtsbarkeit der Germanen und lehrte an mehreren deutschen Universitäten. Erfolg hatte sein literarisches Werk, wie 1876 „Kampf um Rom“, in dem er Historie und Deutschnationalismus verband. Er engagierte sich im Alldeutschen Verband.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Felix Dahn war ein deutscher Schriftsteller und Rechtshistoriker. Er wurde am 9. Februar 1834 in Hamburg geboren und studierte Rechtswissenschaften (Habilitation zu germanischen Gottesurteilen) und Philosophie in München und Berlin. Seine beruflichen Stationen waren München, Würzburg, Königsberg und Breslau. 1869 wurde er korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München.

In seinen rechtshistorischen Forschungen beschäftigte sich Dahn mit der Geschichte der Germanen, daneben erlangte er als Schriftsteller einige Bekanntheit, wobei die Dichtungen seine politische Ausrichtung widerspiegeln. Für ihn ist „das Volk“ das höchste Gut, es ist durch eine gemeinsame Sprache, Religion, Moral, aber auch durch gemeinsame Ideale von Familie oder Wissenschaft bestimmt. Im Unterschied zu seinen wissenschaftlichen Werken vertritt er in seiner Dichtung die Idee einer hierarchischen Ordnung der Völker, wobei die Deutschen an vorderster Stelle stehen. In Bezug auf das Judentum nahm Dahn eine ambivalente Haltung ein und unterschied zwischen „guten“ Juden, die gewissenhaft der Allgemeinheit dienliche Berufe wie z. B. jenen des Arztes ausübten, und „schlechten“ Juden, die durch Stereotype wie Geiz und Hinterlist in seinen Werken charakterisiert sind.

Politisch engagierte sich Dahn im Alldeutschen Verband, wo er auch Vorstandsmitglied war. Diese Vereinigung konzentrierte sich vor dem Ersten Weltkrieg vor allem auf die Stärkung des Deutschtums im Ausland und widmete sich der Unterstützung von deutschen Minderheiten. Gleichzeitig ging mit den Aktivitäten des Verbandes eine Abwertung alles „Nicht-Deutschen“ einher,

das „Deutsche“ wurde über alles gestellt, Krieg wurde als die Lösung aller Probleme stilisiert. Für die Nationalliberale Partei warb Dahn als Vortragender in Wahlkämpfen, übernahm selbst aber nie ein Mandat. Dahn war zudem Befürworter der Großdeutschen Lösung und engagierte sich im „Verein für das Deutschtum im Ausland“.

Den größten Erfolg errang Dahn mit dem siebenbändigen Epos „Ein Kampf um Rom“ (1876), das noch zu seinen Lebzeiten 60 Mal aufgelegt wurde. Der Roman handelt von der Geschichte des Untergangs der Ostgoten in Italien und Konstantinopel zwischen 526 und 552 nach Christus, wobei Dahn jedoch immer wieder Bezug auf die politische Situation seiner Zeit bzw. zu jener in der Zeit des Italienischen Krieges 1859/60 nimmt. So wurde das Werk als Legitimation der deutschen Einigungsbestrebungen gelesen und gilt auch als Paradebeispiel für die Darstellung und Verbreitung des Germanenmythos in der deutschen Literatur. In den 1920er- und 1930er-Jahren instrumentalisierte die politisch national rechts gesinnte Bewegung Deutschlands den Roman als Bestätigung ihrer Ansprüche und Ansichten, nach 1945 geriet das Werk jedoch zunehmend in Vergessenheit. Zu erwähnen ist noch eine Verfilmung aus dem Jahr 1968 mit Orson Welles in der Hauptrolle. Felix Dahn starb am 3. Jänner 1912 in Breslau.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Autengruber, Schriftsteller, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 172–209.

Kurt Frech, Felix Dahn. Die Verbreitung völkischen Gedankenguts durch den historischen Roman, in: Uwe Puschner – Walter Schmitz – Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. München et al. 1996, S. 685–698.

Detlef Haberland – Hans Rudolf Wahl, Dahn (Julius Sophus) Felix, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 2: Boa–Den. Berlin – New York 2008, S. 541f.

Rainer Hering, Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890 bis 1939 (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Darstellungen 40). Hamburg 2003.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Rudolf Wahl, Die Religion des deutschen Nationalismus. Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur Literatur des Kaiserreichs: Felix Dahn, Ernst von Wildenbruch, Walter Flex. Heidelberg 2002.

Michael Wladika, Hitlers Vätergeneration. Die Ursprünge des Nationalsozialismus in der k. u. k. Monarchie. Wien – Köln – Weimar 2005.

Fellingergasse

Datum der Benennung

1872

Text der Zusatztafel

Johann Nepomuk Georg Fellingner 1781–1816

Schriftsteller, Offizier. Der gebürtige Peggauer war nach Jusstudium in Graz Erzieher in Cilli/Celje. 1808 zog er als Landwehroffizier in den Krieg gegen Napoleon, geriet 1809 verwundet in Gefangenschaft und diente später als Invalidenoffizier. Seine patriotische Poesie und Trauerspiele sind auch von Schwermut getragen, an der er bis zu seinem frühen Tod litt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Georg Fellingner wurde am 3. Jänner 1781 als Sohn des gleichnamigen Vaters (1749–1819) und dessen Ehefrau Maria Anna, geb. Koch, in Peggau geboren. Die Familie übersiedelte 1785 nach Frohnleiten, wo Fellingner sen. zum Bürgermeister bestellt wurde. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Graz war Fellingner Beamter und Erzieher bei Johann Edler von Gadolla (1757–1832) in Reifenstein b. Cilli/Celje (Slowenien). 1808 rückte er zusammen mit seinem Vater und zwei Brüdern¹ in das erste Bataillon der steiermärkischen Landwehr ein und avancierte zum Leutnant. Im Heer von Innerösterreich unter Erzherzog Johann nahm er 1809 an den (siegreichen) Feldzügen in Italien teil, erlitt aber dann im Gefecht bei Piave Kriegsverletzungen und erblindete durch einen Kolbenschlag am rechten Auge. In französischer Gefangenschaft wurde er in Pordenone gepflegt und über Marseille nach Maçon sur Saône überstellt.

Nach dem Wiener Frieden und dem Austausch kehrte Fellingner über Straßburg und Wien in die Steiermark zurück und diente 1810 als Leutnant beim Heeres-Infanterie-Regiment Hohenlohe-Bartenstein Nr. 26 in Klagenfurt. 1813 wurde ihm von den Vorgesetzten aufgrund seiner Behinderung die aktive Teilnahme am Befreiungskrieg gegen Napoleon verweigert und er wurde sieben Monate als Brigade-Adjutant und supplierender Auditor verwendet. 1814 erkrankte er am Fleckfieber, erholte sich aber und wurde Oberleutnant und im Herbst dieses Jahres als Conskriptionsrevisor (für die Soldaten-Rekrutierung) nach Judenburg versetzt.

¹ Vgl. Karl Sommeregger, Fellingner, Johann Georg, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 48. Berlin 1904, S. 515–516. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd136659837.html#adbcontent>

Auch 1815 war ihm die wiederum sehnsüchtig erwünschte Kriegsteilnahme gegen Napoleon neuerlich nicht möglich, er wechselte nunmehr – wiederum als Conskriptionsrevisor – nach Adelsberg (Postojna) in dem wiederum an die österreichische Monarchie gefallenem Herzogtum Krain. Dort „ergriff ihn eine furchtbare Melancholie, die an den innersten Kräften seines Lebens nagte, und ihn mit dem sichern Vorgefühle seines nahen Todes erfüllte“². Die Depressionen, die vermutlich zu einem Gutteil durch das Übergreifen der Erblindung auf das andere Auge und das Scheitern einer zivilen Anstellung bedingt waren, hatten im Zusammenspiel mit einem erneuten Typhus-Schub den frühen Tod Fellingingers am 27. November 1816 in Adelsberg (Postojna) zur Folge.

Fellinger versuchte sich früh an dramatischen Umsetzungen geschichtlicher Ereignisse und Situationen: Bereits 1808 veröffentlichte er (weitgehend ohne Resonanz) „Abgerissene Scenen aus der Geschichte der Menschheit. Ein Versuch“, vier Monate vor seinem Tod wurde in Klagenfurt ein Drama einmalig aufgeführt, in dem er einen Stoff aus Kärntens Frühzeit (9. Jh.) aufgreift und das sich gegen Heiden- und Slawentum positioniert. Fellingingers Lyrik, die u. a. durch Klopstock und Schiller beeinflusst wurde, gelangte zu dessen Lebzeiten nur in Zeitungen und Zeitschriften (v. a. „Der Aufmerksame“ und „Carinthia“) zur Drucklegung, erst 1819/1821 brachte sein Freund Gottfried Kumpf in Klagenfurt zwei selbstständige Auswahlbände heraus. Insbesondere der zweite Band zeigt den Autor als „Dichter deutsch-national gefärbter patriotischer Kriegslieder“³, der sich beispielsweise 1815 im Gedicht „Kampflust“ nach einer Kriegsteilnahme gegen Napoleon auf Theodor Körners Spuren sehnt: „Ein Körner fiel für's Vaterland / Mit Schwert und Leyer in der Hand, / Mir winkt sein hehrer Schatten; / Er winkt hinauf ins Heiligthum, / Dort glänzt der unverwelkte Ruhm, / Dort leben seiner Thaten.“⁴

Die häufig übernommene Apostrophierung als „steirischer Körner“⁵ dürfte durch den Titel eines grundlegenden, 1910 erschienenen Aufsatzes von Franz Ilwof als später häufig übernommener Beiname popularisiert worden sein, in dem dieser zeitliche Priorität einräumt: „Fellingingers

² Johann Gottfried Kumpf, Skizze von Johann Georg Fellinginger's Biographie, in: Johann Gottfried Kumpf (Hg.), Gedichte. Poetische Schriften. Bd. 1. Klagenfurt 1819, S. V–XIV, hier S. VIII. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/1094A62B>

³ Tomas Kubelik, Steiermarks Literatur zwischen Wertaufbau und Werteverlust. Eine literarhistorische Dokumentation ihrer Entwicklung von der Aufklärung bis zum Ende des Biedermeier. Freiburg i. Br. – Berlin – Wien 2010, S. 262.

⁴ Johann Georg Fellinginger, Kampflust, in: Johann Gottfried Kumpf (Hg.), Johann Georg Fellinginger's poetische Schriften. Gedichte. Zweyter Theil. Klagenfurt 1821, S. 3–7, hier S. 4.

⁵ Vgl. Gustav Gugitz, Fellinginger, Johann Georg, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961, S. 73f., hier S. 74. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd136659837.html#ndbcontent>; Birgit Scholz, Johann Georg Fellinginger, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/fellinger_johann_georg.html

Kampflieder wurden zum Teile früher gedichtet, schon 1808, dann 1813, als Körners ‚Leier und Schwert‘ (1814) erschienen war.“⁶

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Johann Georg Fellingner, Kampflust, in: Johann Gottfried Kumpf (Hg.), Johann Georg Fellingner's poetische Schriften. Gedichte. Zweyter Theil. Klagenfurt 1821, S. 3–7. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ207673603>

Gustav Gugitz, Fellingner, Johann Georg, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961, S. 73f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd136659837.html#ndbcontent>

Franz Ilwof, Johann Georg Fellingner „der steirische Theodor Körner“, in: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 19/1910, S. 164–182.

Tomas Kubelik, Steiermarks Literatur zwischen Wertaufbau und Werteverlust. Eine literarhistorische Dokumentation ihrer Entwicklung von der Aufklärung bis zum Ende des Biedermeier. Freiburg i. Br. – Berlin – Wien 2010.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Johann Gottfried Kumpf, Skizze von Johann Georg Fellingner's Biographie, in: Johann Gottfried Kumpf (Hg.), Johann Georg Fellingner's poetische Schriften. Gedichte. Erster Theil. Klagenfurt 1819, S. V–XIV. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/1094A62B>

o. A., Fellingner, Johann Georg (1781–1816), Schriftsteller und Offizier, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Lfg. 4. Wien 1956, S. 296f. Online verfügbar unter: http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_F/Fellingner_Johann-Georg_1781_1816.xml

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Birgit Scholz, Johann Georg Fellingner, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/fellingner_johann_georg.html

Karl Sommeregger, Fellingner, Johann Georg, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 48. Berlin 1904, S. 515–516. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd136659837.html#adbcontent>

Konstantin von Wurzbach, Fellingner, Johann Georg, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 4. Wien 1858, S. 170f. Online verfügbar unter: https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96:Fellingner,_Johann_Georg

⁶ Franz Ilwof, Johann Georg Fellingner „der steirische Theodor Körner“, in: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 19/1910, S. 164–182, hier S. 177f.

Ferdinand-Porsche-Platz

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Ferdinand Porsche 1875–1951

Autokonstrukteur. Porsche war Techniker in österreichischen Betrieben, ab 1923 im Stuttgarter Daimler-Vorstand und 1930 Gründer der Porsche-Werke. Sein im Auftrag des NS-Regimes konstruiertes Auto war als „Volkswagen“ berühmt. Er trat 1937 der NSDAP bei, seine Betriebe arbeiteten für die NS-Rüstung. Sein Sohn Ferry baute 1946 in Gmünd/Kärnten den ersten Porsche.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Porsche wurde als drittes Kind des Spenglers Anton Porsche am 3. September 1875 in Maffersdorf (Böhmen) geboren. Sein technisches Talent zeigte sich früh. Nach der Volksschule begann er eine Lehre im Betrieb des Vaters und besuchte die Abendkurse der Reichenberger Staatsgewerbeschule. 1893 trat er in die Vereinigte Elektrizitäts-AG Béla Egger in Wien ein und stieg innerhalb von vier Jahren vom Mechaniker zum Leiter der Prüfabteilung auf. In dieser Zeit konstruierte er den Radnabenelektromotor, auf den er 1896 ein Patent anmeldete. 1899 wechselte er zu den Lohner-Werken, 1906 ging er als Entwicklungs- und Produktionsleiter zur Daimler-Motoren-Gesellschaft (Austro-Daimler) nach Wiener Neustadt, wo er sich mit der Entwicklung von Personenfahrzeugen, Flugmotoren und Sportwagen befasste.

Im Ersten Weltkrieg konstruierte er als Direktor eines Rüstungsbetriebes den Landwehr-Train, eine benzin-elektrisch angetriebene Zugmaschine. 1917 wurde er zum Generaldirektor von Austro-Daimler bestellt. Er erhielt den Ehrendoktor an der TH Wien und das Offizierskreuz des Franz-Joseph-Ordens für seine Verdienste um Österreich. Nach dem Ersten Weltkrieg baute Porsche Sportwagen und votierte für die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft, um ungehindert im Ausland an Automessen und Rennen teilnehmen zu können. 1923 wechselte er nach Stuttgart zur Daimler-Motoren-Gesellschaft, wo er als Leiter des Konstruktionsbüros und als Vorstandsmitglied tätig war. 1929 trat er eine Stelle als technischer Vorstand der Steyr-Werke an, diese legte er jedoch bald darauf zurück und machte sich selbstständig. 1930 gründete er in Stuttgart die „Dr. Ing. h.c. F. Porsche GmbH“ unter Mitbeteiligung des Rennfahrers Adolf Rosenberger und seines Schwiegersohns, des Wiener Rechtsanwalts Anton Piech.

Während der NS-Zeit machte Porsche mit der Entwicklung des Volkswagens und diversen Rüstungsprojekten großen Gewinn. 1937 wurde er Mitglied der NSDAP. Hitler erklärte ihn zu seinem „Lieblingsingenieur“ und überhäufte ihn mit Ehrungen, zahlreichen Aufträgen und Funktionen. 1939 ernannte man ihn zum „Wehrwirtschaftsführer“, 1940 zum Honorarprofessor an der TH Stuttgart und 1942 erhielt er als „Pionier der Arbeit“ die höchste wirtschaftliche Auszeichnung des „Dritten Reichs“. 1942 beförderte man Porsche zum Oberführer der Allgemeinen SS, einer Organisation, die im Zuge der Nürnberger Prozesse als verbrecherisch eingestuft wurde. 1944 erhielt er den Totenkopfring, eine der höchsten Auszeichnungen von Hitlers schwarzer Garde. Der Porsche-Biograf Wolfgang Fürweger merkt dazu an, dass es für Porsche kaum möglich gewesen wäre, sich den Ehrungen des NS-Regimes zu entziehen. Er habe sich selbst mehr als Techniker und Konstrukteur, denn als politische Person gesehen. Bei offiziellen Anlässen trat er stets in Zivil auf und verzichtete auf das Tragen von NS-Abzeichen.

Porsche nutzte den wirtschaftlichen Vorteil, den ihm das NS-Regime bot. Die Volkswagenwerk GmbH spielte in der deutschen Rüstungsmaschinerie eine bedeutende Rolle. Nach der Umwandlung der zivilen Autofabrik in eine Rüstungsschmiede erzeugte Porsche neben dem Kübelwagen gemeinsam mit Fieseler auch die „Vergeltungswaffe 1“ (V1). Etwa 20.000 Zwangsarbeiter mussten im Volkswagenwerk arbeiten. 1942 wurde dafür eigens in Werksnähe das „KZ Arbeitsdorf“ angelegt. 1943 übernahm Porsche auch die unternehmerische Verantwortung bei Peugeot in Frankreich, wo ebenfalls Zwangsarbeiter eingesetzt wurden. 1943 verlegte Porsche sein Konstruktionsbüro und einen Teil des Maschinenparks von Stuttgart nach Gmünd in Kärnten. Er selbst blieb bis zur Eroberung durch die US-Armee am 10. April 1945 aber offiziell im Volkswagenwerk tätig. Im Juli 1945 wurde er mit seinem Sohn für drei Monate in einem britischen Internierungslager in Hessen inhaftiert, danach stellte man ihn unter Hausarrest.

Im Dezember 1945 wurde Porsche von der französischen Geheimpolizei im Gefängnis von Baden-Baden inhaftiert. Der offizielle Vorwurf lautete, dass er während der Besetzung Frankreichs die Deportation französischer Arbeiter nach Fallersleben veranlasst habe. Während der Haft erlitt der nunmehr 70-Jährige einen ersten Schlaganfall. Im Mai 1946 brachte man ihn nach Paris, wo er französischen Ingenieuren bei der Konstruktion des Renault 4 CV helfen musste. Erst im August 1947 kam Porsche nach Bezahlung einer Kaution frei. Wegen der Verbrechen an Zwangsarbeitern oder wegen seines Engagements in der Rüstungsindustrie erfolgte keine Verurteilung Porschets durch die Alliierten.

Die Verstrickungen Porschets mit dem NS-Regime werden unterschiedlich beurteilt. Der Biograf Wolfgang Fürweger meint, Porsche habe im „Dritten Reich“ eine zentrale Rolle gespielt, aber nicht zu

den politisch Verblendeten gehört.¹ Der Historiker Hans Mommsen, der im Auftrag der Volkswagen AG ein Forschungsprojekt zur VW-Geschichte leitete, bezeichnet Porsche als „Technokrat, der sicherlich kein Kriegsverbrecher gewesen ist“. Der Journalist Ulrich Viehöver portraitiert Porsche als „gewissenlosen Profiteur des Nazi-Regimes“ und der Biograf Fabian Müller meint, „Porsche habe im Krieg tausende Menschen mit Gewalt zur Arbeit in den VW-Fabriken herangeschafft, die Bomben bauen mussten und in deren Unterkünften Ratten hausten. Damit habe er die Nazis für seine Zwecke vereinnahmt, nicht umgekehrt.“²

1947 schloss Porsche noch einen Vertrag mit dem Volkswagen-Werk zur Weiterentwicklung des VW-Käfers. Am 30. Jänner 1951 verstarb Ferdinand Porsche 76-jährig in Stuttgart, er wurde in Zell am See begraben.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wolfgang Fürweger, Ferdinand Porsche und seine Nachkommen. Wien 2007.

Nils Klawitter, Schatten auf den Mythos, in: Der Spiegel vom 26. September 2009, S. 80–82. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-67036844.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Mommsen, Der Führer und sein Tüftler, in: Der Spiegel vom 4. November 1996, S. 138–151. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-9114600.html>

¹ Vgl. Wolfgang Fürweger, Ferdinand Porsche und seine Nachkommen. Wien 2007, S. 78.

² Nils Klawitter, Schatten auf den Mythos, in: Der Spiegel vom 26. September 2009, S. 80–82. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-67036844.html>

Ferdinand-Prirsch-Straße

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Ferdinand Prirsch 1906–1965

Landwirt, Politiker. Der gebürtige Fürstenfelder stieg im autoritären Ständestaat zu einem der führenden steirischen Politiker der Vaterländischen Front auf. In der NS-Zeit war er zeitweise inhaftiert, 1945–1949 schließlich ÖVP-Nationalratsabgeordneter. 1948–1965 prägte Prirsch in der Steiermark als Landesrat die Ressorts Agrar-, Wohn- und Feuerwesen nachhaltig.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Prirsch war ein steirischer Politiker und Nationalratsabgeordneter. Er stammte aus einer bäuerlichen Familie und wurde am 10. Oktober 1906 in Fürstenfeld geboren. Die Volksschule besuchte Ferdinand Prirsch in Fürstenfeld, die Landwirtschaftliche Fachschule absolvierte er in Graz. Dort trat er dem katholischen Jungsteirerbund bei, dessen Obmann er von 1922 bis 1934 war. So kam Prirsch in die Politik. Im Zivilberuf war er Landwirt. Im Bürgerkriegsjahr 1934 wurde er Mitglied im Bundeswirtschaftsrat und christlichsozialer Gemeinderat in seiner Heimatstadt Fürstenfeld.

Als Bezirksleiter der vaterländischen Front war er einer der führenden Funktionäre des Ständestaat-Regimes in der Steiermark und federführend bei der Auflösung der demokratischen Gemeindevertretungen im Bezirk Fürstenfeld. Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht im März 1938 und ein zweites Mal 1944 wurde er für jeweils kurze Zeit inhaftiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg zog er 1945 als ÖVP-Abgeordneter in den Nationalrat ein und blieb bis 1949 in dieser Funktion. Als Nationalrat war er unter anderem an einer Initiative zur Beseitigung des kriegsbedingten Facharbeitermangels in der Landwirtschaft beteiligt und organisierte Lebensmittel- und Hilfstransporte nach Fürstenfeld. Gleichzeitig hatte er den Posten eines Obmannes der Landwirtschaftskammer Fürstenfeld sowie jenen des Bezirksobmannes der ÖVP Fürstenfeld inne.

Ferdinand Prirsch setzte sich nach Kriegsende für die Integration ehemaliger Nationalsozialisten und Deutschnationaler – insbesondere in der Oststeiermark – in die Steirische Volkspartei ein. Von 1948 bis 1965 war er Landesrat für Landwirtschaft, Wohnbau, Verkehr und Ernährungsangelegenheiten. Außerdem war er Landesfeuerwehr- und Wohnbaureferent in der Regierung von Josef Krainer sen.

Prirsch leitete die Ausarbeitung des Steiermärkischen Landarbeiterkammergesetzes, das am 1. Jänner 1950 vom Landtag beschlossen wurde. 1962 setzte er sich für den Ausbau der nach seinem Tod nach ihm benannten „Fachschule für Land- und Ernährungswissenschaft Haidegg“ ein. Neben seiner politischen Tätigkeit war er zusätzlich von 1958 bis 1965 Obmann der „Raiffeisen Zentralkasse“ Steiermark. Er starb am 16. Februar 1965 in Graz. Ferdinand Prirsch war verheiratet und hatte drei Kinder.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gertrude Enderle-Burcel, Mandatare im Ständestaat 1934–1938. Christlich – Ständisch – Autoritär. Biographisches Handbuch der Mitglieder des Staatsrates, Bundeskulturrates, Bundeswirtschaftsrates und Länderrates sowie des Bundestages. Unter Mitarbeit von Kraus Johannes. Wien 1991.

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft – Kultur. Graz – Wien – Köln 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Franz Timischl, Fürstenfeld und Umgebung von 1930 bis 1950. Ein zeitgeschichtliches Forschungsprojekt der Volkshochschule Fürstenfeld. Fürstenfeld 1994.

Ferdinand-von-Saar-Weg

Datum der Benennung

30.4.1975

Text der Zusatztafel

Ferdinand von Saar 1833–1906

Schriftsteller. Der gebürtige Wiener schlug 1849 die Militärlaufbahn ein, welche er 1860 für eine von finanziellen Nöten geprägte literarische Karriere aufgab. Sein von humanistischem Ethos und Sozialkritik durchzogenes Werk, wie 1877 „Novellen aus Österreich“ oder 1893 „Wiener Elegien“, machen ihn zu einem der bedeutendsten realistischen Erzähler seiner Zeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Ferdinand von (Adelstitel der Familie seit 1792) Saar wurde am 30. September 1833 in Wien als Sohn des Beamten und Geschäftsführers Ludwig Adam Saar (1799–1834) und von Karoline von Saar, geb. von Nespern (1799–1872), geboren. Die Mutter zog nach dem Tod ihres Ehemanns mit ihrem wenige Monate alten Kind 1834 zurück ins Elternhaus und Ferdinand wurde zusammen mit seinem Vetter, August von Pettenkofer (1822–1889), erzogen. Er besuchte die Volksschule in Wien, dann von 1843 bis 1848 das Schottengymnasium. 1848 erlebte er hautnah „die bewegte Zeit der akademischen Legion, der Aufrufe, Petitionen und Barrikadenkämpfe“².

1849 ging er auf Anordnung des Vormunds, des Kriegssekretärs von Nespern, zum Militär, wo er unter schlechten finanziellen und sozialen Bedingungen lebte. 1854 wurde er Leutnant und immerhin konnte er die österreichischen Kronländer kennenlernen und aufgrund des geringen Eintrittsgelds für Offiziere die Vorstellungen des Hofburgtheaters besuchen. Erste Gedichte, großteils unter dem Einfluss Lenaus, entstanden. 1859 nahm er am Italienfeldzug teil, quittierte dann aber 1860 den Militärdienst, verschuldete sich und riskierte die entbehrensreiche Existenz als freier Schriftsteller. Saar wurde als Dramatiker von den Bühnen abgewiesen und konnte seine Zeitgedichte bei keinem Verlag unterbringen. 1864 musste er wegen einer Wechselschuld in den Arrest, was sich in der Folge mehrmals wiederholte. Im Dezember 1865 erschien dann doch „Innocens, ein Lebensbild“, seine Erstlingsnovelle über die Liebe eines Priesters zu einem jungen Mädchen, was einen Erfolg in den

¹ Die Biografie orientiert sich an der übersichtlichen und materialreichen Monografie von Herbert Klausner, Ein Poet aus Österreich. Ferdinand von Saar. Leben und Werk. Wien 1990.

² Klausner, Saar, S. 14.

literarischen Salons der (adeligen) Damen der Gesellschaft nach sich zog. 1865 bis 1872 hatte Saar eine Schreibblockade durchzustehen. Ende der 1860er-Jahre war zudem die finanzielle Situation aufgrund der angehäuften Schulden einigermaßen hoffnungslos. Der Freund Stephan von Millenkovich (Milow, 1836–1915) überließ Saar ein „Stöckel“ auf seinem kleinen Gut im südsteirischen Ehrenhausen.

1870 lernte Saar Josephine von Wertheimstein (1820–1894) kennen, die sich neben der Fürstin Elisabeth Salm (1832–1894) und der Fürstin Marie Hohenlohe (1837–1920) als zentrale Mäzenatin Saars herauskristallisierte. Zu den finanziellen Zuwendungen kamen Einladungen, so das Dauerwohnrecht auf dem mährischen Schloss Blansko durch die Familie Salm-Reifferscheidt. Marie von Hohenlohe unterstützte Saar ebenfalls nicht nur materiell und durch Interventionen beim Kaiser, sondern auch durch die Auseinandersetzung mit seinen Texten. Seiner zentralen Förderin Josephine von Wertheimstein widmete Saar die Novelle „Die Steinklopfer“, die 1874 erschien. Deren Tochter Franziska (1844–1907) dürfte als Objekt einer „nie zu ihrem Ziel gelangenden Liebe“ Ausdruck einer „unerfüllten Sehnsucht des Dichters, sich jenen Kreisen, denen er seine schriftstellerische Existenzmöglichkeit verdankte, durch eine legitimierte Verbindung zu integrieren“, gewesen sein.³ Parallel zur beginnenden Unterstützung durch adelige Gönnerinnen ergab sich allerdings „ein schwerer Schock, den er lange nicht verwinden konnte“⁴: der Tod seiner Mutter am 1. Juli 1872, die für ihn zeitlebens emotionale und materielle Stütze gewesen war.

In die Folgezeit fällt der Kontakt zu Marie von Ebner-Eschenbach, die sich von Saars Texten sehr beeindruckt zeigte. Schon zu Beginn der 1870er-Jahre hatte er Melanie Lederer (geb. 1840) auf Schloss Blansko der Fürstin Salm kennengelernt, die er nach mannigfachen Konflikten und Widrigkeiten im Jänner 1881 heiratete – wohl nicht zuletzt auch aufgrund pragmatischer Überlegungen und Einflussnahmen seitens seiner Gönnerin Salm. Aufgrund eines offensichtlich unheilbaren Unterleibsleidens beging Melanie von Saar am 27. Juli 1884 Selbstmord.

In den Werken der Spätphase – etwa in den „Wiener Elegien“ (1893) – verstärkten sich die melancholisch-pessimistischen Züge, der Schriftsteller litt unter massiven Depressionen und körperlichen Schmerzen aufgrund von Darmkrebs. Am 23. Juli 1906 erschoss sich Ferdinand von Saar mit einem alten Armeerevolver.

Saar wurde von den Autoren des „Jung-Wien“, insbesondere von Hugo von Hofmannsthal, durchaus positiv aufgenommen, auch wenn der Generationsbruch beidseitig wahrgenommen wurde. In seinen

³ Ernst Kobau, Rastlos zieht die Flucht der Jahre ... Josephine und Franziska von Wertheimstein – Ferdinand von Saar. Wien – Köln – Weimar 1997, S. 443. Vgl. hier auch die Übersicht über die Geldleistungen durch das Mäzenatentum, S. 381–387. Saars spartanische Lebensführung führte übrigens zu einer sehr beträchtlichen Hinterlassenschaft ...

⁴ Klausner, Saar, S. 46.

Werken „vereinigen sich ein poetischer Realismus, eine konservative und zurückblickende Melancholie mit Elementen der Moderne, psychologischen Einsichten und akuten zeitgenössischen Diskursen, die in filigranen Meisterwerken der Erzählkunst verwoben werden.“⁵

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Herbert Klausner, Ein Poet aus Österreich. Ferdinand von Saar. Leben und Werk. Wien 1990.

Herbert Klausner, Ferdinand von Saar, der Gestalter einer Welt im Wandel: Der Dichter der Vergänglichkeit und der Resignation, in: Michael Boehringer (Hg.), Ferdinand von Saar. Richtungen der Forschung. Directions in Research. Gedenkschrift zum 100. Todestag. Wien 2006, S. 7–20.

Ernst Kobau, Rastlos zieht die Flucht der Jahre ... Josephine und Franziska von Wertheimstein – Ferdinand von Saar. Wien – Köln – Weimar 1997.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁵ Herbert Klausner, Ferdinand von Saar, der Gestalter einer Welt im Wandel: Der Dichter der Vergänglichkeit und der Resignation, in: Michael Boehringer (Hg.), Ferdinand von Saar. Richtungen der Forschung. Directions in Research. Gedenkschrift zum 100. Todestag. Wien 2006, S. 7–20, hier: S. 9.

Fichtestraße

Datum der Benennung

20.11.1930

Text der Zusatztafel

Johann Gottlieb Fichte 1762–1814

Philosoph. Der gebürtige Oberlausitzer war nach Theologiestudium in Jena und Leipzig erst Hauslehrer, ab 1794 Professor in Jena, nachdem seine an Kant angelehnten Philosophieschriften Aufsehen erregt hatten. Der Vorwurf des Atheismus zwang ihn 1799 nach Berlin. Er gilt als wichtiger Vertreter des Deutschen Idealismus, der klassischen deutschen Philosophie-Epoche.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Gottlieb Fichte war ein deutscher Philosoph und gilt als einer der Hauptvertreter des Deutschen Idealismus. Er wurde am 19. Mai 1762 in Ramenau (Oberlausitz) in ärmlichen Verhältnissen geboren, kam aber dank eines Gönners in den Genuss einer fundierten Ausbildung zuerst beim Pfarrer von Niederau, dann an der Stadtschule in Meißen. Ab 1774 besuchte Fichte die Schulpforta in Naumburg, wo er 1780 auch maturierte. Seine Studien zu Theologie, Philologie und Rechtswissenschaften, die er in Jena begann und ab 1781 in Leipzig fortführte, musste er wegen Geldmangels aufgeben. Er hielt sich mit Nachhilfeunterricht und als Hauslehrer und Erzieher über Wasser.

Den größten Einfluss auf Fichtes weiteres Schaffen hatte der Königsberger Philosoph Immanuel Kant, dessen Bekanntschaft Fichte 1791 machte. Ab 1794 war er Professor in Jena, das er allerdings im Zuge des Atheismusstreits wieder verlassen musste. Seine weiteren Stationen führten ihn nach Erlangen und Königsberg, wo er sich für die Erhebung gegen Napoleon stark machte und eine geistige Erneuerung durch Nationalerziehung propagierte (vgl. seine „Reden an die deutsche Nation“), und schließlich nach Berlin, wo er 1811/12 erster Rektor der neu gegründeten Berliner Universität wurde.

Fichte gilt neben Schelling und Hegel als Hauptvertreter des Deutschen Idealismus. Im Zentrum seiner Lehren steht die Bedeutung des schöpferischen Ichs, das durch die Pflichterfüllung fähig ist, sich zu vervollkommen. Fichtes Philosophie wird auch als Wissenschaftslehre bezeichnet, als grundlegende Methode des philosophischen Denkens sieht er den dialektischen Dreischritt von These – Antithese – Synthese. Um die Freiheit des Einzelnen und der Gesellschaft zu ermöglichen,

sieht er in seiner Sitten- und Rechtslehre die Festlegung des Rechts als unumgänglich. In seinen geschichtswissenschaftlichen Betrachtungen kommt er zu dem Ergebnis, dass sich die Geschichte in fünf „Grundepochen“ gliedern lässt, die die Verselbstständigung der Vernunft abbilden: zuerst die Abnabelung vom sie beherrschenden Naturinstinkt und in weiterer Folge die Befreiung von den unterschiedlichen Formen der Autorität. Johann Gottlieb Fichte starb am 29. Jänner 1814 in Berlin.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günther Kaindlstorfer, Die Widersprüche des Johann Gottlieb Fichte, in: science.orf.at 2014. Online verfügbar unter: <http://science.orf.at/stories/1732490>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

k. A., Fichte, Johann Gottlieb, in: Meyers großes Taschenlexikon in 24 Bänden. Band 7: Farn – Gap. Mannheim 1995, S. 67.

Thomas Meyer, Ich, das Absolute. J. G. Fichte, in: Die Zeit Nr. 20/2012. Online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/2012/20/L-S-Fichte/komplettansicht>

Jan-Philipp Pomplun, Fichte, Johann Gottlieb, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Band 2/1 Personen A–K. Berlin 2009, S. 229–231.

Hermann Zeltner, Fichte, Johann Gottlieb, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961, S. 122–125. Online verfügbar unter: <https://www.deutschebiographie.de/gnd118532847.html#ndbcontent>

Fischer-von-Erlach-Gasse

Datum der Benennung

16.5.1929

Text der Zusatztafel

Johann Bernhard Fischer (von Erlach) 1656–1723

Architekt. Der in dieser Gasse geborene Bildhauersohn genoss ab 1670 seine Ausbildung in Rom bei Baumeister Bernini. 1686 zurück in Graz, führte er die Stuckierung und den Innenausbau des Mausoleums Kaiser Ferdinands II. durch. Neben anderen herausragenden Werken wurden das Schloss Schönbrunn und die Karlskirche nach den Plänen des Barockarchitekten erbaut.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Bernhard Fischer von Erlach war ein österreichischer Baumeister und Architekt. Getauft wurde er als Johann Bernhard Fischer am 20. Juli 1656 in St. Martin bei Graz. Er war der Sohn des Bildhauers Johann Baptist Fischer. Seine erste künstlerische und handwerkliche Ausbildung erhielt der junge Johann Bernhard von seinem Vater in Graz. Danach machte er sich nach Italien auf, um sich dort die nächsten 15 Jahre fortzubilden. Er studierte dabei sowohl die antike Bauweise als auch die damals zeitgenössische Barockarchitektur. Beides sollte sein späteres Werk prägen. Ab Anfang der 1670er-Jahre hielt er sich zunächst in Rom auf, wo er in der Werkstatt des päpstlichen Hofmalers Philipp Schor arbeitete und in Kreisen der kunstbeflissenen ehemaligen Königin von Schweden, Christine, verkehrte. In Schors Werkstatt lernte Fischer den Bildhauer und Architekten Gian Lorenzo Bernini kennen. In der Folge konzentrierte sich Fischer von Erlach in seinem Wirken auf die Architektur, nachdem er sich ursprünglich auch für die Bildhauerei interessiert hatte. Die letzten Jahre seines Italienaufenthaltes verbrachte Fischer in Neapel, wo er für den spanischen König arbeitete.

1686 kehrte er nach Graz zurück. Kaiser Leopold I. beauftragte ihn hier mit der Innengestaltung des Mausoleums. Die Stuckaturen, der Altar sowie vermutlich auch die Altarfigur der Heiligen Katharina gehen auf Fischer von Erlach zurück. Auch der Hochaltar der Basilika von Mariazell ist seine Arbeit. Der Ahnensaal auf Schloss Frain (Vranov nad Dyjí, heute Tschechische Republik) ist eines seiner frühen Meisterwerke. Für das habsburgische Kaiserhaus entwarf er 1688 einen ausgeklügelten, visionären Plan für Schönbrunn, dem 1696 ein komplett neues Konzept folgte. Heute sind durch die vielen Umbauten im Laufe der Jahrhunderte auch von diesem nur noch Bruchstücke erhalten. 1696

wurde Johann Bernhard Fischer in den Adelsstand erhoben und mit dem Prädikat „von Erlach“ (nach dem Namen seiner Mutter vor ihrer zweiten Ehe) versehen. Die französischen Stilelemente, die Fischer von Erlach schon in seinen Schönbrunn-Entwürfen eingearbeitet hatte, ließ er noch stärker in seine Salzburger Kirchenbauten einfließen: in die Dreifaltigkeitskirche (1694–1702), die Kollegienkirche (1696–1707) sowie jene der Ursulinen (1699–1705).

Zwischen 1691 und 1701 entwarf Fischer von Erlach zahlreiche Lustschlösser und Wiener Stadtpalais. Dazu zählen das Schloss Kleßheim in Salzburg, in Wien das Palais Batthyány-Schönborn 1692/93, das Winterpalais für Prinz Eugen, das Trautsonpalais, die Böhmisches Hofkanzlei und die Hofstallungen. Vielfach als sein Hauptwerk angesehen wird die Karlskirche in Wien, deren Baubeginn 1716 war.

Von Fischer von Erlach stammt auch der „Entwurf einer Histor. Architektur“, in der er die Rekonstruktionen berühmter Bauten zusammenfasste. Dieses Werk gilt heute als die erste universale Architekturgeschichte. Fischer von Erlach war zu Lebzeiten eine Berühmtheit und hatte zahlreiche Anstellungen beziehungsweise Titel. So war er seit 1691 „Architekt des Königs von Ungarn“, 1694 wurde er „Königlicher Hofarchitekt und Hofingenieur“, 1705 „Kaiserlicher Hofingenieur“ und damit oberster Leiter des Bauwesens des Kaisertums. Johann Bernhard Fischer von Erlach starb am 5. April 1723 in Wien. Nach seinem Tod übernahm Sohn Joseph Emanuel die zu Lebzeiten des Vaters unvollendet gebliebenen Projekte, im Besonderen die Karlskirche und die Hofbibliothek.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Hager, Fischer von Erlach, Johann Bernhard, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hans Sedlmayr, Johann Bernhard Fischer von Erlach. Hrsg. v. Giovanna Curcio, eingel. v. Hermann Bauer. Stuttgart 1997.

Fiziastraße

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Adolf Fizia 1873–1932

Bürgermeister von Graz. Der gebürtige Tiroler studierte Pharmazie in Graz, wo er ab 1898 die Hirschen-Apotheke führte. Als erstmals seit 1914 ein gewählter Gemeinderat 1917 zusammentrat, wählte dieser Fizia zum Bürgermeister. Als Vertreter der Deutsch-Bürgerlichen Vereinigung stand er der Stadt während des Übergangs von der Monarchie zur Republik bis 1919 vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Adolf Fizia war in der Zeit des Übergangs von der Monarchie zur Republik Bürgermeister der Stadt Graz. Er wurde am 30. März 1873 in Breitenwang (Tirol) als Sohn des Augenarztes und Sanitätsdirektors Dr. Bernhard Fizia und dessen Frau Adolfine, geb. Müller, geboren. Nach dem Gymnasium in Teschen (Cieszyn, Schlesien/Polen) nahm er ein Chemie- und dann Pharmaziestudium in Graz auf und graduierte 1893 zum Magister. Seit 1898 war er bis 1929 gemeinsam mit seiner Ehefrau Ada, geb. Purgleitner (1874–1950), Leiter der Apotheke „Zum goldenen Hirschen“ in der Grazer Sporgasse. Er hatte diverse Funktionen in Standesvertretungen (Grazer Apotheker-Klub – ab 1905 Obmann, Allgemeiner Österreichischer Apothekerverein – 1915 Landesdirektor für Steiermark, Gehaltskasse bzw. Pensionsinstitut österreichischer Pharmazeuten) inne und trat als Unternehmer mit einer eigenen pharmazeutischen Produktion hervor („Jecol“, ein Lebertranpräparat).

Politisch war er völkisch orientiert, so war er in drei Wahlperioden in der Hauptleitung des deutschnational-antisemitischen Schutzvereins „Südmark“ verankert. Für die „Deutschbürgerliche Vereinigung“ wurde Fizia als langjähriges Gemeinderatsmitglied vom 12. Dezember 1917 bis zum 13. Juni 1919 zum Bürgermeister der Stadt Graz gewählt,¹ war dann 1918 Mitbegründer der Deutschdemokratischen Partei, aus der dann Ende 1919 die „Großdeutsche Volkspartei für

¹ Zur Amtszeit Fizias (mit Themen wie Versorgungsprobleme der Bevölkerung, Anschlusswunsch, „Marburger Blutsonntag“) vgl. Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindegeldverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2010, S. 126–130.

Steiermark“ hervorging. In Letzterer war er Obmannstellvertreter und kandidierte – von 1919 bis 1929 Bürgermeisterstellvertreter – 1924 (erfolglos) nochmals für das Bürgermeisteramt.

Bereits 1904 hatte Fizia unter dem Pseudonym Adolf Johannes den Erzählband „Aus dunklen Gärten“ veröffentlicht, in dem (u. a. erotische) Obsessionen in Form des inneren Monologs aufbereitet werden.² Adolf Fizia starb am 18. Mai 1932 im Erholungsheim Judendorf-Straßengel an einer chronischen Nierenentzündung.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Adolf Johannes [d. i. Adolf Fizia], Aus dunklen Gärten. Skizzen. Stuttgart 1904.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindeselbstverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2010.

² Adolf Johannes [d.i. Adolf Fizia], Aus dunklen Gärten. Skizzen. Stuttgart 1904.

Flurerweg

Datum der Benennung

26.2.1981

Text der Zusatztafel

Franz Ignaz Josef Flurer 1688–1742

Maler. Der gebürtige Augsburger war ab 1720 in Graz für die Grafen von Attems und die steirischen Landstände tätig. Seine Freskomalerei im Stil des italienischen Hochbarock zierte mehrere steirische Schlösser, für Kirchen, etwa für den Grazer Dom, steuerte er Altarbilder bei. Flurer war zudem Meister der Landschaftskomposition, Porträtkunst und des Stilllebens.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Ignaz Josef Flurer war in erster Linie ein Fresken- und Kirchenmaler. Er ist der Schöpfer des Hochaltarbilds im Grazer Dom und des großen Christophorusfreskos auf dem Haus Hauptplatz Nr. 6. Flurer stammte aus Deutschland, wo er im Jahr 1688 in Augsburg als Sohn eines Leutnants zur Welt kam. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er zwischen 1701 und 1706 bei dem Maler Johann Rieger. Es verschlug ihn in weiterer Folge nach Graz, wo er sich spätestens 1720 aufhielt.

In Graz arbeitete er unter anderem für die Grafen von Attems und die steirischen Landstände. Für Ignaz Maria von Attems malte er Fresken und Leinwände für dessen Besitzungen in Gösting (Gartenpavillon des dortigen Schlosses), Windisch-Feistritz (heute Slovenska Bistrica, Slowenien) und Rann (heute Brežice, ebenfalls Slowenien). Weitere Werke von ihm sind das Deckenfresko im Mittelsaal des Schlosses Brunnsee und die vier Supraporten mit Allegorien in der Landstube. Auch das Deckenfresko im ehemaligen Festsaal der Landstände im Schloss Tobelbad bei Graz stammt von ihm. Flurer malte zahlreiche Altarblätter für steirische Kirchen, allen voran das Hochaltarbild des Grazer Domes mit dem heiligen Ägidius.

Mit seinen zahlreichen Aufträgen verdiente Flurer so gut, dass er sich 1733 ein Anwesen im Bereich der heutigen Volksgartenstraße kaufen konnte und sich permanent in Graz niederließ. Flurers offensichtliche Einflüsse waren vor allem italienische Größen wie Annibale Caracci, Pietro de Cortona und die Venezianer Marco Ricci und Luca Carlevaris. Er beherrschte nicht nur überhöhte Landschaftsmalerei, sondern auch das Stillleben und die Porträtkunst. Der überwiegende Teil seines

Werkes ist jedoch religiösen Themen gewidmet. In der Alten Galerie in Graz befinden sich einige seiner Werke, darunter ein Selbstporträt. Franz Ignaz Josef Flurer starb am 25. Juni des Jahres 1742.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Franz Ignaz Flurer (1688–1742). Ein Barockmaler in der Steiermark. Ausstellungskatalog, Kulturreferat der Landeshauptstadt Graz. 1983.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Födranspergweg

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Franz Ritter von Födransperg 1807–1878

K. k. Offizier und Gemeindepolitiker. Stammte aus einer Unterkrainer Adelsfamilie. Die Militärlaufbahn beendete er als Oberst. Nach seiner Pensionierung wirkte er zwischen 1864 und 1872 als Gemeinderat in Graz. Besondere Verdienste erwarb er sich bei der Ausgestaltung des Hilmteichs und seiner Umgebung zu einem beliebten Freizeit- und Naherholungsgebiet.

EKSIN / Andreas Stangl

Biografie

Franz Ritter von Födransperg war ein österreichischer Offizier und Grazer Gemeindepolitiker. Er wurde am 23. Jänner 1807 als Sohn des Vizepräsidenten des innerösterreichischen Appellationsgerichts, Anton Ritter Födran von Födransperg, und dessen Frau Maria Margarethe in Klagenfurt geboren. Die Familie des Vaters stammte aus Pösendorf (Malo Hudo) in der Unterkrain (Dolenjska, heute Slowenien).¹ Franz Ritter von Födransperg schlug die Militärlaufbahn ein und beendete seine Karriere im Rang eines Obersten. Von 1864 bis 1872 war Franz von Födransperg Gemeinderat in Graz. 1866 trat er dem Grazer Bürgercorps bei.²

Er erwarb sich Verdienste bei der Verbesserung der seit Anfang des 19. Jahrhunderts vom privaten Vorbesitzer des Hilmteichs, Johann Heipel, und dessen Sohn Franz errichteten Anlagen sowie der Erhaltung des Gebiets als beliebtes Naherholungs- und Freizeitziel für die Grazer.³ Aus dem Hilmteich-Komitee der Stadt Graz schied Födransperg später aus Protest gegen die Verpachtung der Eisfläche des Hilmteichs an einen privaten Verein und die daraus resultierenden, seiner Ansicht nach zu hohen Eintrittspreise aus.⁴

¹ Stmk. Landesarchiv, Bestand zur Familie Födransperg; Taufbuch Klagenfurt-St. Egid, Matricula Online.

² Tagespost Graz vom 4. Juli 1866.

³ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

⁴ Grazer Tagespost vom 6. Jänner 1874.

Franz von Födransperg war zweimal verheiratet und hatte insgesamt sechs Kinder.⁵ Er starb am 2. Juni 1878 in seinem Haus in der Salzamtsgasse in Graz.⁶

Andreas Stangl

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

⁵ <https://www.geni.com/people/Ritter-Franz-Sales-F%C3%B6dran-von-F%C3%B6dransperg/6000000078590665160>.

⁶ Sterbebuch Graz-Dom, Matricula Online.

Fontanestraße

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Henri Théodore) Theodor Fontane 1819–1898

Schriftsteller, Journalist. Ab 1849 wandte sich der Apothekersohn mit hugenottischen Wurzeln unter dem Eindruck der gescheiterten Revolution von 1848 dem Schreiben zu. Fontane prägte mit seinen Romanen, Balladen und Reisebeschreibungen seiner Heimat Brandenburg die Epoche des poetischen Realismus, als deren Höhepunkt sein Alterswerk „Effie Briest“ von 1894 gilt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Theodor Fontane war ein deutscher Schriftsteller und Journalist. Henri Theodor Fontane wurde am 30. Dezember 1819 als Sohn eines Apothekers in Neuruppin geboren. Seine Vorfahren waren französische Hugenotten, die aus Glaubensgründen Ende des 17. Jahrhunderts auswanderten und sich in Brandenburg niederließen. Die Schule besuchte er am Neuruppiner Gymnasium und an der Klödenschenschen Gewerbeschule in Berlin. Von 1836 bis 1840 absolvierte er eine Apothekerlehre.

Schon früh verfasste Fontane vereinzelt Gedichte und Aufsätze. Die Apotheken waren damals eine Anlaufstelle für den Lesezirkel, in dem neue Bücher und Zeitschriften auslagen. Fontane lernte so Karl Gutzkows Zeitschrift „Der Telegraph von Deutschland“ kennen – eines der wichtigsten Medien des sogenannten „Jungen Deutschland“. 1840 wurde seine erste Erzählung, „Geschwisterliebe“, im „Berliner Figaro“ abgedruckt. Nach einer überstandenen Typhuserkrankung 1841/42 arbeitete er in Apotheken in Leipzig, Dresden und schließlich in der Apotheke des Vaters in Leschin. Bereits damals begann sich Fontane für demokratische Ideen zu interessieren.

Ab 1843 verkehrte er im Berliner Dichterverein „Der Tunnel über der Spree“ und lernte dort Persönlichkeiten wie den späteren Nobelpreisträger Paul Heyse, Felix Dahn oder Theodor Storm kennen. 1844/45 leistete Fontane einen einjährig-freiwilligen Militärdienst. Noch während dieser Zeit unternahm er seine erste Englandreise. Im März 1847 erhielt Fontane seine Approbation als Apotheker. Im darauffolgenden Revolutionsjahr begeisterte er sich für die Revolution, veröffentlichte einige radikale politische Texte – auch im Sinne der deutschen Einheit – und nahm kurz auch an den Barrikadenkämpfen teil.

Ab 1849 widmete er sich ausschließlich der Schriftstellerei. 1850 heiratete Theodor Fontane seine Jugendliebe Emilie Rouanet-Kummer. Um seine Familie zu versorgen, nahm er eine Stelle im Bereich der Propaganda im preußischen Innenministerium an. Fontane warf damit seine demokratischen Prinzipien über Bord. 1864 reiste Fontane nach Kopenhagen und schrieb dort über den Deutsch-Dänischen Krieg. Ab 1870 arbeitete Fontane als Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung“.

Als der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, erbat er sich Urlaub, um sich als Tourist am Kriegsschauplatz Inspiration zu holen. Fontane wurde jedoch als mutmaßlicher preußischer Spion verhaftet. Eine persönliche Intervention Bismarcks brachte ihn wieder auf freien Fuß. Das Erlebte verarbeitete Fontane in dem Buch „Kriegsgefangen. Erlebtes 1870“.

Zwischen 1874 und 1876 unternahm Fontane mit seiner Frau Reisen nach Österreich, Italien und in die Schweiz. Danach sagte er dem Journalismus ade, um sich ausschließlich der Schriftstellerei zu widmen. 1892 an Gehirnschämie erkrankt, schrieb Fontane seine Kindheitserinnerungen auf, um sich von der Krankheit abzulenken – mit Erfolg. Wieder genesen, verfasste er „Effi Briest“. Er konnte noch zwei weitere Romane sowie die autobiografische Schrift „Von Zwanzig bis Dreißig“ vollenden. Am 20. September 1898 starb Theodor Fontane in Berlin. Neben zahlreichen literarischen Werken – allen voran seinen Romanen – hinterließ Fontane eine große Anzahl an Briefen. Obwohl sich in Letzteren zeittypische antisemitische Stereotype finden, fehlen antisemitisch konzipierte Figuren in seinem literarischen Werk. Auch in seinen journalistischen Beiträgen und Kritiken fehlen deutliche Äußerungen der Judenfeindschaft, zumal Fontane auch jüdische Freunde hatte.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wolfgang Benz, Fontane, Theodor, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1: Personen A–K. Berlin 2009.

Werner Daum, Theodor Fontane, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/theodor-fontane.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kurt Schreinert, Fontane, Theodor, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961.

Forstergasse

Datum der Benennung

17.3.1955

Text der Zusatztafel

Josef Forster 1838–1917

Komponist. Der gebürtige Trofaiacher und Admonter Sängerknabe verfolgte vielseitige Interessen, wie Mathematik, Architektur oder Erfindungen im Bereich der Optik. Sein Hauptfokus lag aber auf der Musik. Forster schuf zahlreiche Opern, Operetten, Ballette und Instrumentalmusik, jedoch blieb „Die Rose von Pontevedra“ von 1893 sein einziger Publikumserfolg.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef (Joseph) Forster war ein österreichischer Komponist. Er wurde am 20. Jänner 1838 als Sohn des Organisten und Lehrers Jakob Forster in Trofaiach geboren. Dessen Familie stammte aus Südböhmen. Mutter Klara war die Tochter des Domchoristen von Göss. Von den Eltern bekam Josef den ersten Musikunterricht. Er besuchte das Stiftsgymnasium Admont, wo er auch Sängerknabe war und Unterricht vom dortigen Organisten Franz Traunbauer erhielt, der ihm zu einer fundierten musikalischen Ausbildung verhalf. 1854 absolvierte er die Lehrerausbildung und einen Kursus für Kirchenmusik in Graz. Nach der Matura studierte er fünf Jahre lang technische und mathematische Fächer am Joanneum. In Graz schrieb Forster auch erste musikalische Werke, die jedoch heute verschollen sind. Danach kehrte er nach Trofaiach zurück, um dort als Lehrer und Chorleiter zu arbeiten.

1865 ging Forster nach Wien. Dort machte er unter anderem die Bekanntschaft des Komponisten, Dirigenten und Musikschriftstellers Richard Heuberger, des Operettenkomponisten Carl Michael Ziehrer und des Dichters Ludwig Anzengruber. Ein begonnenes Architekturstudium brach er ab. Forster verdiente seinen Lebensunterhalt fortan als Privatlehrer und Erfinder. Als Erfinder meldete Forster einige Patente für optische Geräte, Geschütze und Motoren an. Mithilfe seiner Förderer, dem Musikkritiker Eduard Hanslik und dem Komponisten und Dirigenten Felix Otto Dessoff, brachte Forster erste Eigenkompositionen an die Öffentlichkeit. Sowohl zwei Streichquartette als auch eine von den Wiener Philharmonikern unter Otto Dessoff aufgeführte C-Moll-Symphonie fielen bei der Kritik weitgehend durch. Seiner komischen Oper „Die Wallfahrt der Königin“, die 1878 am Ringtheater uraufgeführt wurde, sowie den Hofoper-Balletten „Der Spielmann“ und „Die Assassinen“

– Letztere nach einer Dichtung von Erzherzog Johann Salvator (Johann Orth) – war mehr Erfolg beschieden. Forster bewarb sich für die Stelle als Kapellmeister am Burgtheater, wurde aber abgelehnt.

Für den Einakter „Die Rose von Pontevedra“, der 1893 in Gotha (Deutschland) uraufgeführt wurde, bekam er den geteilten ersten Preis eines vom Herzogtum Sachsen-Coburg-Gotha ausgeschriebenen Opern-Wettbewerbs. Das Werk gilt heute als eines der gelungensten Beispiele einer veristischen Oper (Verismo) in deutscher Sprache und wurde bis 1914 an zahlreichen Bühnen des deutschen Sprachraums gespielt – allein zwölf Aufführungen hatte „Die Rose von Pontevedra“ an der Wiener Hofoper.

Seine auf einem Fastnachtsspiel von Hans Sachs beruhende Oper „Der dot Mon“ wurde 1902 an der Wiener Hofoper unter Gustav Mahler uraufgeführt und erhielt gute Kritiken, fiel aber beim Publikum durch. In seinen letzten Lebensjahren schlug sich Forster mit Instrumentierungen, unter anderem für Franz Lehár, durch und beschäftigte sich, von der Fachwelt belächelt, mit mathematischen Problemen. Josef Forster starb, weitgehend vergessen und verarmt, 1917 in Wien. Seine Werke wurden seit seinem Tod nicht mehr aufgeführt. Es existiert nur eine einzige Musikaufnahme von seinen Werken – die Arie „Ich hab’ dich so lieb“ aus „Der dot Mon“, aufgenommen im Mai 1902, gesungen von Uraufführungssängerin Margarete Michalek.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Nemeth, Josef Forster: Leben und Werk. Diss. Universität Wien 1949.

Birgit Scholz, Joseph Forster, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/forster_joseph.html

Wolfgang Suppan, Josef Forster, in: Steirisches Musiklexikon. Graz, 1966.

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_F/Forster_Joseph_1845_1917.xml

https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_F/Forster_Josef.xml

Fosselgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Viktor Fossel 1846–1913

Mediziner. Der in Ried im Innkreis geborene Fossel promovierte 1870 in Graz, war darauf Liezener Bezirksarzt, steirischer Sanitätsreferent sowie ab 1892 Direktor des später in Landeskrankenhaus umbenannten Grazer allgemeinen Krankenhauses. Verdienste erwarb sich Fossel bei dessen Neubau in St. Leonhard sowie durch vielbeachtete Forschungen zur Medizingeschichte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Viktor Fossel war ein österreichischer Medizinhistoriker und Krankenhausdirektor in Graz. Er wurde am 13. Jänner 1846 in Ried im Innkreis als Sohn eines k. k. Kreiswundarztes geboren. Er besuchte das Stiftsgymnasium in Kremsmünster (ebenfalls Oberösterreich). 1864 ging er nach Graz, um dort Medizin zu studieren, und schloss das Studium nach sechs Jahren mit der Promotion zum Dr. med. ab. Danach folgte die Spitalsausbildung, nach deren Ende er eine Stelle als Bezirksarzt in Liezen antrat. Gleichzeitig hatte er auch das Amt eines Landes-Sanitätsreferenten in Graz inne. In Graz wurde er 1892 zum Direktor des Grazer allgemeinen Krankenhauses bestellt und blieb auf diesem Posten bis 1906.

Fossel trat als Präsident des Ärztevereins maßgeblich für die Gründung einer Ärztekammer in den Jahren 1892/93 ein. Intensiv beschäftigte er sich auch mit Volksmedizin und Medizingeschichte. Er publizierte zu diesem Thema eine Reihe von Schriften: „Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark“, 1886; „Geschichte des Allgemeinen Krankenhauses in Graz“, 1889; „Geschichte der Medizin und ihr Studium“, 1898; „Geschichte der epidemischen Krankheiten“, 1903; „Studien zur Geschichte der Medizin“, 1909. Weiters verfasste er 1910 eine Übersetzung des erstmals 1546 veröffentlichten Werkes von Hieronymus Fracastoro „Drei Bücher von den Kontagien, den kontagiösen Krankheiten und deren Behandlung“ und veröffentlichte eine „Geschichte der medizinischen Fakultät in Graz. Von 1863 bis 1913“, 1913. Schon 1898 wurde er dank dieses Spezialgebietes zum außerordentlichen Professor der Geschichte der Medizin an der Universität Graz ernannt.

Als Direktor des Allgemeinen Krankenhauses war er unter anderem an den Planungen für den Bau des neuen Landeskrankenhauses am heutigen Standort in St. Leonhard beteiligt. Fossel war als Student Mitglied der Burschenschaft Stiria sowie im Akademischen Gesangsverein aktiv. Viktor Fossel starb am 18. August 1913 auf einer Reise in München. Sein Leichnam wurde nach Linz überführt und dort begraben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Elfriede Maria Huber, Ärzte und medizinische Versorgung in Graz um die Jahrhundertwende, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 27/28. Graz 1998.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_F/Fossel_Viktor_1846_1913.xml

Franckstraße

Datum der Benennung

25.5.1897

Text der Zusatztafel

Moritz Ritter von Franck 1814–1895

Bürgermeister von Graz. Der gebürtige Wiener erwarb 1840 die Herrschaft Finkenegg bei Wildon in der Steiermark. 1843–1848 und 1861–1871 saß er im Landtag, 1848 auch in der Frankfurter Nationalversammlung. Als Bürgermeister 1861–1864 sowie 1867–1870 forcierte Franck die Erweiterung von Graz, die Errichtung des Stadtparks und den Ausbau der Armenfürsorge.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Moritz von Franck war der erste frei gewählte Grazer Bürgermeister. Er wurde am 26. September 1814 als Sohn eines adeligen Gutsbesitzers in Wien geboren und studierte später zunächst Philosophie. Als 1830 wegen der dortigen Unruhen militärisches Eingreifen in Italien beschlossen wurde, trat Franck in die Armee ein. 1836, indes Oberleutnant, legte er die Uniform wieder ab und zog 1839 in die Steiermark. Er kaufte sich die Herrschaft Finkenegg bei Wildon. 1843 bewarb er sich um die Aufnahme in die Stände des Herzogtums Steiermark und gleichzeitig in den steiermärkischen Landtag – als Vertreter des Ritterstandes, dem er angehörte, und wurde aufgenommen. Im ständischen Landtag waren der hohe Adel, der Ritterstand und die Prälaten vertreten. Daneben gab es lediglich eine schwache Vertretung des Bürgertums.

1846 wurde er noch in den Ausschussrat des steiermärkischen Ritterstandes gewählt. Dadurch wurde er Mitglied des „permanenten kleinen Landtags“, der, wenn der Große Landtag nicht versammelt war, in dessen Namen Entscheidungen fällen konnte. Franck setzte sich für liberale Reformen ein. 1848 wurde Franck vom Kreis Wildon als Stellvertreter Erzherzog Johanns in die Frankfurter Nationalversammlung vorgeschlagen. Der Erzherzog lehnte ab. Franck ging als Abgeordneter nach Frankfurt, wo er bis September blieb.

Die Jahre nach der gescheiterten Revolution verbrachte er zurückgezogen auf seiner Herrschaft bei Wildon. 1861 begann seine zweite politische Karriere: Mit dem Februarpatent von 1861 wurde das erste Parlament Österreichs geschaffen und die von den Ländern zu wählenden Landtage, die zwischen 1849 und 1861 nicht existiert hatten, wurden wieder eingerichtet. Franck wurde erneut

Mitglied im steiermärkischen Landtag. Am 16. März 1861 wurde er vom Gemeinderat mit 27 von 29 abgegebenen Stimmen zum ersten frei gewählten Bürgermeister von Graz gewählt. Seinen Amtseid legte Franck am 17. April ab, und zwar auf eigenen Wunsch nicht, wie bisher, auf den Kaiser, sondern auf die Verfassung und die Staatsgrundgesetze.

Als Bürgermeister war Franck sehr beliebt. Er galt als liebenswürdig und tatkräftig und setzte sich für die Milderung sozialer Missstände ein. Am 19. November 1867 wurde er für eine zweite Amtszeit gewählt. Zu seinen Verdiensten zählen die Sicherung der Glacisgründe um die Stadt für die Errichtung des Stadtparks ab 1869 sowie die Einführung des Hausnummern-Orientierungssystems nach Wiener Muster in Graz. Franck rief auch den Stadtverschönerungsverein ins Leben. Der Hilmteich als Erholungsraum, die Volksküche, die Schaffung der Gemeindesparkasse, die Erweiterung des Bürgerspitals sind weitere Einrichtungen, die in Francks Zeit als Bürgermeister gegründet wurden. Er setzte sich für die Hebung des Lebensstandards der Gemeindearbeiter ein und förderte die Gründung des Arbeiterbildungsvereins „Vorwärts“. Letzteres brachte ihm den anerkennend gemeinten Zusatznamen „Vater der Arbeiter“ ein. Die Armenoberdirektion (Armenfürsorge) geht ebenfalls auf seine Initiative zurück.

1870 endete seine zweite Amtsperiode und ein Jahr später schied er auch aus dem Landtag aus. Franck war bereits 1863 zum Ehrenbürger der Stadt ernannt worden. 1872 wurde ihm zu Ehren eine Eiche im Grazer Stadtpark gepflanzt und ebendort eine vom Wiener Bildhauer Edmund Hellmer gestaltete Marmorstatue errichtet. Moritz von Franck starb am 7. September 1895 in Graz. Er ist auf dem Leonhardfriedhof beigesetzt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Ilwof, Franck, Moritz von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 48. Leipzig 1904.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Moritz von Franck, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Lexikon der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/franck_moritz_von.html

Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Diplomarbeit Graz 2010.

Frankensteingasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Carl von Frankenstein 1810–1848

Unternehmer, Journalist. Der gebürtige Prager führte nach dem Studium am Grazer Joanneum im Moserhofschlüssel eine Fabrik für Galvanik und gab ab 1839 das „Innerösterreichische Industrie- und Gewerbeblatt“ heraus, eine Zeitschrift für technische Innovationen. Kurz vor seinem Tod gründete er 1848 mit dem „Politischen Abendblatt“ zudem eine Grazer Tageszeitung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl von Frankenstein war ein österreichischer Publizist, Erfinder und Unternehmer. Er stammte aus Prag, wo er 1810 auf die Welt kam. 1836 und 1837 studierte er am Grazer Joanneum. Danach arbeitete er zunächst als k. u. k. ökonomischer Catastralbeamter. Von 1839 bis 1848 war Carl von Frankenstein Herausgeber des in Graz bei Kienreich erscheinenden „Innerösterreichischen Industrie- und Gewerbe-Blattes zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse für alle Stände“. Darin berichtete er über technische Neuerungen und Erfindungen.

1841 veröffentlichte er einen „Fabriks-Bilder-Atlas der österreichischen Monarchie“. Kurz vor seinem Tod 1848 trat Frankenstein mit dem „Politischen Abendblatt“ ein weiteres Mal als Publizist in Erscheinung. Frankenstein war vom ursprünglichen Beruf her Galvaniseur und betätigte sich auf diesem Gebiet auch als Erfinder. Mit einem von ihm 1843 entwickelten hydroelektrischen Vergoldungs- und Versilberungsverfahren ging er unter die Unternehmer. Sein Betrieb befand sich zuerst im Moserhofschlüssel und später in St. Leonhard, in der Nähe des Glacis.

Frankenstein war in der Gesellschaft hoch angesehen. Er war korrespondierendes Mitglied von zahlreichen landwirtschaftlich-industriellen Vereinen wie beispielsweise der Patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen, der Landwirtschaftsgesellschaft von Steiermark, Mähren und Schlesien, Oberösterreich, Salzburg und Krain. Frankenstein war auch Mitglied der Akademie der Bildenden Künste in Wien sowie der Gartenbau-Gesellschaft zu Frauendorf in Bayern. Er war mit Franziska Leitmayer verheiratet und hatte mit ihr sechs Kinder, von denen zwei früh starben. Carl von

Frankenstein wurde selbst nicht alt. Am 5. Juli 1848 erlag er, nur 38-jährig, in Graz einem Schlaganfall oder einer Hirnblutung.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky, Unser Frankenstein. Zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse für alle Stände, in: BIG 9/2014.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Franz-Graf-Allee

Datum der Benennung

1912

Text der Zusatztafel

Franz Graf 1837–1921

Bürgermeister von Graz. Der gebürtige Südoststeirer und in Graz promovierte Jurist war Teilhaber der Brauerei Puntigam. Das langjährige Gemeinderatsmitglied amtierte 1897–1912 als Bürgermeister, durch die temporäre Abberufung 1898 nach Unruhen wegen der Badeni-Sprachenverordnung wurde er zur deutschnationalen Identifikationsfigur. Graf initiierte den Bau der Oper.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Graf war ein Grazer Bürgermeister. Er wurde als Bauernsohn am 23. September 1837 in Nägelsdorf bei Straden geboren, besuchte das damals deutschsprachige Gymnasium in Marburg (heute Maribor, Slowenien). Nach der Matura studierte er Jus in Graz und Wien. Nach der Promotion bekam er 1862 eine Stelle am Oberlandesgericht für Steiermark, Kärnten und Krain in Graz.

Von 1867 bis 1870 war er als Beamter erstmals Abgeordneter zum Steiermärkischen Landtag. 1873 wurde er Staatsanwaltssubstitut. Bald darauf trat Graf jedoch aus dem Staatsdienst aus, um in die Geschäftsführung der Brauerei in Puntigam einzutreten. Diese gehörte damals der Familie seiner Ehefrau Theresia, geborene Hold. Theresia Graf starb 1880. Im selben Jahr wurde Franz Graf in den Stadtrat entsandt. Graf blieb dort zunächst bis 1884. 1890 kehrte er in den Stadtrat zurück. 1897 wurde er Grazer Bürgermeister.

Bereits im Jahr seines Amtsantritts führte die sogenannte Badenische Sprachenverordnung zu schweren Unruhen in Graz, bei denen es auch Todesopfer gab. Diese Unruhen setzten sich auch 1898 fort und führten Ende Mai zur Auflösung des Grazer Gemeinderats. Heinrich von Hammer-Purgstall übernahm für einige Monate kommissarisch die Amtsgeschäfte. Bei den Neuwahlen im Herbst gab es einen Erdrutschsieg der Deutschnationalen. Graf wurde wiedergewählt und zum Nationalhelden hochstilisiert. Antihabsburgische und antislowenische Umtriebe im Stadtparlament nahmen dadurch in den kommenden Jahren weiter zu. Die permanenten politischen Spannungen zwischen den Volksgruppen wirkten sich auch negativ auf die wirtschaftliche und demografische Entwicklung der

Landeshauptstadt aus, so war Graz um die Jahrhundertwende mehr oder weniger pleite. Noch davor aber wurden unter Graf als Bürgermeister mehrere Großprojekte wie der Bau des Opernhauses, die Errichtung des Neuen Rathauses, der umstrittene Bau der Josefskirche und die Übernahme der Wasserversorgungs-Aktiengesellschaft durch die Stadt vorgenommen.

Graf wurde 1907 zum Ehrenbürger ernannt und blieb noch bis 1912 Bürgermeister. Danach zog er sich aus der Politik zurück. Franz Graf starb am Silvestertag des Jahres 1921 in Graz. Ideologisch wurde Franz Graf zwischen kaisertreu und deutschnational eingestuft, mit Betonung auf Letzterem. Ein Sohn Grafs war der Grazer Kunsthistoriker und Kunstkritiker Robert Graf. Dieser war aktiver Nationalsozialist. Nach ihm ist ebenfalls eine Straße in Graz benannt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Marauschek, Die Grazer Bürgermeister 1885–1919. Ein Überblick über die deutsch-nationale Periode der Stadtgemeinde Graz, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 27/28. Graz 1998.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Graf_Franz_1837_1921.xml

Franz-Herzog-Weg

Datum der Benennung

5.7.1973

Text der Zusatztafel

Franz Herzog 1868–1952

Bürgermeister von Mariatrost. Geboren in Fölling, wurde Herzog 1919 zum Oberhaupt seiner Heimatgemeinde gewählt, die 1930 zur Marktgemeinde erhoben und in Mariatrost umbenannt wurde. In seine bis 1937 dauernde Amtszeit fielen infrastrukturelle Maßnahmen wie etwa die Kanalisierung. Herzog verfügte über Grundbesitz in Mariatrost und betrieb in Graz eine Konditorei.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Herzog war ein Mariatroster Gemeindepolitiker. Er wurde am 16. Jänner 1868 in Fölling geboren. Dort war er von 1919 bis 1937 Bürgermeister. In seiner Amtszeit wurde die Ortsgemeinde Fölling 1930 zur Marktgemeinde erhoben und hieß ab da Mariatrost.

Zu seinen Verdiensten zählt die Entschuldung seiner Gemeinde unter wirtschaftlich schwierigen Rahmenbedingungen. Er ließ wichtige infrastrukturelle Maßnahmen durchführen, darunter den Bau einer Wasserleitung und die Kanalisierung der Gegend. Die Mariatroster Straße (damals Reichsstraße) wurde auf seine Initiative staubfrei gemacht. Auch sorgte Herzog für die Beleuchtung der Mariatroster Kirche. Herzog hatte in der Gemeinde beträchtlichen Grundbesitz. In der Stadt betrieb er eine Konditorei in der Sporgasse. Franz Herzog starb am 28. Juni 1952 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Franz-Nabl-Weg

Datum der Benennung

24.3.1982

Text der Zusatztafel

Franz Nabl 1883–1974

Schriftsteller. Im Kronland Böhmen geboren, lebte Nabl in Baden und Wien, 1924–1927 und ab 1934 in Graz. Sein Werk folgte der Tradition des psychologisch-realistischen Erzählens. Nabl orientierte sich an deutschnationalen Kreisen in Graz, verweigerte zwar nach 1938 die NSDAP-Mitgliedschaft, ließ sich aber bereitwillig durch das NS-Regime fördern.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Nabl wurde am 16. Juli 1883 im böhmischen Lautschin (Loučeň) als Sohn von Franz Nabl (1839–1913), einem Forst- und Domänenrat der Herrschaft Thurn und Taxis, und dessen Gattin Antonia Nabl, geb. Unterstein (1852–1940), einer Tochter des Gemeinde- und Herrschaftsarztes Dr. Anton Unterstein in Dobrowitz, in gutbürgerlichen Verhältnissen geboren. Der Vater hatte durch die Gründung einer Zuckerfabrik ein beträchtliches Vermögen erworben. 1886 ging er in Pension und die Familie übersiedelte nach Wien. 1889 wurde der „Gstettenhof“ im Türrnitztal (Niederösterreich) erworben, der von da ab vom Frühling bis in den Herbst dem Familienaufenthalt diente. 1891 übersiedelten die Familienmitglieder nach Baden bei Wien, Franz erhielt dort bis zum Sommer 1893 Privatunterricht und besuchte anschließend das dortige Gymnasium. Die Villa wurde allerdings wieder verkauft und nach der Rückkehr der Familie nach Wien besuchte Franz das Elisabeth-Gymnasium.

1900 kam es zur Trennung der Eltern und Franz Nabl zog mit der Mutter zurück nach Baden. Dort trat er 1901 in die 7. Klasse ein und absolvierte 1902 die Reifeprüfung. Wieder in Wien pendelte Nabl zwischen der Wohnung des Vaters und dem eigenständigen Haushalt der Mutter. 1902–1904 studierte er vier Semester lang Rechtswissenschaften und interessierte sich für das Theaterleben. Erste dramatische Texte entstanden. 1904 bis 1907 studierte er dann – ebenso ohne Abschluss – Germanistik in Wien. Erste gedruckte Texte erschienen 1905, 1906 wurde der Prosatext „Hans Jäckels erstes Liebesjahr“ durch Arthur Schnitzler an den Verlag Egon Fleischel vermittelt. 1907 heiratete Nabl Hermenegild Lampa (1886–1937), brach das Studium ab und zog mit seiner Frau bis 1913 nach Enzesfeld an der Triesting.

1913 fiel Nabl nach dem Tod des Vaters ein beträchtliches Erbe zu und er übersiedelte mit seiner Frau nach Baden bei Wien. Im Ersten Weltkrieg war Nabl wegen eines Leistenbruchs untauglich. Nach Kriegsende erwarb er ein Haus in Baden. 1924 kam es nach unvorsichtigen Geldanlagen des Bruders Arnold zum Verlust des Familienvermögens. Nabl übersiedelte nach Graz und trat aufgrund der finanziellen Lage eine Stelle als Feuilleton-Redakteur beim deutschnationalen „Grazer Tagblatt“ an. In den folgenden drei Jahren wurde er Mitglied der „Südmarkrunde“ (Emil Ertl, Viktor Geramb, Hans Kloepfer, Friedrich Pock, Joseph Papesch u. a.). 1927 wurde das Drama „Trieschübel“ auf der Wiener Volksbühne und (mit schlechten Kritiken) am Wiener Burgtheater aufgeführt, das Ehepaar Nabl zog wieder nach Baden, um dann 1934 endgültig nach Graz zu übersiedeln.¹

Am 7.7.1933 trat Nabl nach der Tagung in Ragusa/Dubrovnik demonstrativ aus dem Wiener P. E. N.-Club aus und dokumentierte damit seine Zugehörigkeit zum nationalen Lager. 1936 schloss er sich dem NS-orientierten Bund deutscher Schriftsteller Österreichs an. 1937 geriet er mit dem Tod von Hermenegild Nabl in eine persönliche Krise. Nach dem Anschluss nahm er diverse Auszeichnungen entgegen, so die Teilnahme an der 5. Berliner Buchwoche (25. bis 30. April 1938) oder den Mozartpreis 1938. Im gleichen Jahr lehnte er allerdings die (von Friedrich Pock angebotene) Funktion eines RSK-Landesleiters aufgrund des dafür nötigen Eintritts in die Partei ab, ließ sich aber gleichzeitig durchaus von der NS-Kulturpolitik hofieren, etwa durch Empfehlungslisten und Lesereisen (9. Berliner Dichterwoche 1938, 4. Großdeutsches Dichtertreffen in Weimar Oktober 1940). 1940 heiratete er erneut – Ilse Meltzer (1905–1978) – und arbeitete als Theaterkritiker bei der Grazer „Tagespost“. 1943 erhielt er das Ehrendoktorat der Universität Graz und nahm diverse Glückwünsche zum 60. Geburtstag von prominenten Nationalsozialisten entgegen.

Mit dem Roseggerpreis 1953 war Nabl wieder völlig in das literarische Leben der Steiermark integriert und entwickelte sich zu einem Aushängeschild der traditionellen steirischen Literatur. Am Anfang der 1970er-Jahre ergaben sich Kontakte mit Autoren der „Grazer Gruppe“ (Bauer, Handke, Roth, Kolleritsch), die von der literarischen Qualität der großen Romane („Ödhof“, 1911, und „Das Grab des Lebendigen“, 1917) überzeugt waren und den Nestor der steirischen Literatur noch kurz vor seinem Tod in seiner Wohnung und dann im Krankenhaus besuchten. Franz Nabl starb am 19. Jänner 1974 im Grazer LKH und wurde am Neuen Evangelischen Friedhof in Graz-Wetzelsdorf beigesetzt.

Nach seinem Tod wurde durch die Gründung des nach ihm benannten „Franz-Nabl-Instituts“ (1990) und durch die Auslobung des „Franz-Nabl-Preises“ der Stadt Graz (seit 1955) wiederkehrend über die NS-Vergangenheit Nabls diskutiert.² „Trotz seiner eigenen Selbsteinschätzung als ‚unpolitisch‘ muss

¹ Die Daten zum Lebenslauf finden sich detailliert und übersichtlich zusammengestellt bei Franz und Ilse Nabl, *Leben und Werdegang*, in: *Studium Generale* 24/1971, o. O. 1971, S. 1373–1376.

² Eine detaillierte, kritisch-abwägende und noch immer grundlegende Darstellung von Nabls Verhältnis zur Politik und zum Nationalsozialismus findet sich bei Klaus Amann, *Franz Nabl – Politischer Dichter wider Willen?*

der Autor aber doch als einigermaßen opportunistischer Nutznießer des NS-Systems eingeschätzt werden, der auch nach 1945 keine klaren Worte zur (eigenen) NS-Verstrickung fand.“³
Demgegenüber gab es kaum Kritik an der literarischen Qualität von Nabls realistischen, teilweise psychologisch feinziselierten Texten, so waren Elias Canetti und (mit Abstrichen) Peter Handke durchaus davon überzeugt.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Klaus Amann, Franz Nabl – Politischer Dichter wider Willen? Ein Kapitel Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, in: Kurt Bartsch et al. (Hg.), Über Franz Nabl. Aufsätze. Essays. Reden. Graz – Wien – Köln 1980, S. 115–142.

Gerhard Fuchs, Franz Nabl. Online verfügbar unter: <https://franz-nabl-institut.uni-graz.at/de/institut/franz-nabl/>

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, v. a. S. 83f., 201–208, 370f., 474.

Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. 3. Aufl. Graz 1994, S. 192–196.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Franz und Ilse Nabl, Leben und Werdegang, in: Studium Generale 24/1971, o.O. 1971, S. 1373–1376.

Ein Kapitel Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, in: Kurt Bartsch [u. a.] (Hg.), Über Franz Nabl. Aufsätze. Essays. Reden. Graz – Wien – Köln 1980, S. 115–142.

³ Gerhard Fuchs, Franz Nabl. Online verfügbar unter: <https://franz-nabl-institut.uni-graz.at/de/institut/franz-nabl/>

Franz-Pratter-Straße

Datum der Benennung

19.4.1979

Text der Zusatztafel

Franz Josef Pratter 1893–1960

Politiker. Der ausgebildete Feinmechaniker und Elektrotechniker engagierte sich ab 1920 als christlichsozialer Lokalpolitiker und war bis 1938 Gemeinderat in seinem Geburtsort Eggenberg. 1945–1958 saß er für die ÖVP im Grazer Gemeinderat, wo er in der Nachkriegszeit als Stadtrat das Referat für Ernährungs- und Wirtschaftswesen, ab 1947 das Fernmeldeamt leitete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Pratter war ein Grazer Gemeindepolitiker. Geboren am 10. März 1893 in Graz-Eggenberg, lernte Franz Pratter zuerst Feinmechaniker und Elektrotechniker. 1920 trat er in den Dienst der Post. Politisch betätigte er sich in der Zwischenkriegszeit als Gemeinderat und Vizebürgermeister der Gemeinde Eggenberg. Ab 1945 war er Mitglied der ÖVP und von da an für diese Partei bis 1958 Abgeordneter im Gemeinderat der Stadt Graz. In der unmittelbaren Nachkriegszeit war er als Stadtrat zuständig für Ernährungs- und Wirtschaftswesen. 1947 wurde er Leiter des Grazer Fernmeldeamtes. Weitere seiner Funktionen waren Landesobmann des ÖAAB und Landesobmann des Altreichsbundes der katholischen Jugend Österreichs. Er war auch in zahlreichen karitativen Organisationen aktiv. 1958, zwei Jahre vor seinem Tod, wurde er zum Bürger der Stadt Graz ernannt. Franz Pratter starb am 25. Februar 1960 in Graz. Bereits 1967 wurde eine Straße in Graz nach Pratter benannt. 1979 wurde die ursprünglich nach ihm benannte Straße umbenannt. Stattdessen erhielt die heutige Franz-Pratter-Straße seinen Namen.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Franz-Riepl-Gasse

Datum der Benennung

5.1.1938

Text der Zusatztafel

Franz Xaver Laurenz Riepl 1790–1857

Geologe, Eisenbahnpionier. In Graz geboren, an der Berg- und Forst-Akademie in Schemnitz/Banská Štiavnica und am Grazer Joanneum ausgebildet, war Riepl 1819–1838 Professor am Wiener polytechnischen Institut. Er regte am steirischen Erzberg den Tagebau an und wirkte ab 1837 federführend bei der Trassierung und beim Bau der Nordbahn von Wien nach Krakau.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Riepl war ein österreichischer Bergbau- und Eisenbahnspezialist. Er gilt als einer der Väter des österreichischen Eisenbahnnetzes. Franz Xaver Riepl wurde am 29. November 1790 in Graz geboren. Von 1810 bis 1814 studierte er an der Berg- und Forstakademie in Schemnitz (Banská Štiavnica, heute Slowakei). Danach setzte er seine Studien am Joanneum in Graz fort. Im Jahr 1816 wurde Riepl Leiter der Fürstenberg'schen Berg- und Hüttenwerke in Joachimsthal (Jáchymov, heute Tschechien). Er beschäftigte sich im Weiteren mit Geologie. Von 1819 bis 1838 hatte er eine Professur für Naturgeschichte und Warenkunde am Wiener polytechnischen Institut inne.

Riepl engagierte sich früh und in enger Zusammenarbeit mit Erzherzog Johann für die Modernisierung des Bergbau- und Hüttenbetriebs in Österreich. Bereits 1824 empfahl Riepl den Etagenabbau für den steirischen Erzberg. Dieser wurde erst 1890, lange nach seinem Tod, großflächig begonnen. Gemeinsam mit dem Montanisten Josef Stadler leistete Riepl die Vorarbeit zum später auch umgesetzten gemeinsamen Erzabbau der Vordernberger Radmeistergemeinschaft und der Erzförderbahn vom Erzberg bis Vordernberg. Als technischer Berater der auf seine Anregung hin gegründeten Eisenwerke in Witkowitz (Vítkovice, heute Tschechische Republik) führte Riepl die ersten Kokshochöfen der Monarchie ein.

1839 begann er mit der Planung zur Errichtung einer Eisenbahn zwischen Wien und den Salzbergwerken im galizischen Bochnia. Auch die ab 1837 in Etappen fertiggestellte Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, eine der wichtigsten Verkehrsadern der späteren österreichischen Reichshälfte, wurde von Riepl geplant. Beim Bau der Verbindung Wien–Krakau hatte er die Projektleitung inne. Der

Nordbahn stand er danach längere Zeit auch als Direktor vor. Daneben entwarf er den Plan für ein umfassendes österreichisches Eisenbahnnetz, das teilweise in dieser Form tatsächlich umgesetzt wurde. Nicht umgesetzt wurde sein Vorschlag zur Streckenführung der Südbahn (Wien–Triest) über Ungarn – stattdessen wurde sie über den Semmering geführt. Riepl kann dessen ungeachtet als einer der Eisenbahnpioniere der Monarchie bezeichnet werden. Riepl war Ehrenbürger von Wien, Brünn und Olmütz (Brno, Olomouc, beides heute Tschechien). Er starb am 25. April 1857 in Wien.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Jana Geršlová, Riepl, Franz, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_R/Riepl_Franz-X-Laurenz_1790_1857.xml

Franz-Schmidt-Weg

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Franz Schmidt 1874–1939

Komponist. Der in Preßburg/Bratislava geborene Schmidt lebte ab 1888 in Wien, wo er eine steile Musikerlaufbahn als Wiener Philharmoniker 1896–1911, Solist, Kammermusiker, Dirigent sowie ab 1914 als Professor der Wiener Musikakademie einschlug. Schmidts Kompositionen mit einer charakteristischen Klangsprache und subtilen Harmonisierungen zählen zur Spätromantik.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Schmidt war ein österreichischer Komponist der Spätromantik. Er wurde am 22. Dezember 1874 als Sohn des gleichnamigen Kaufmanns und seiner aus Ungarn stammenden Frau Maria, geborene Ravasz, in Preßburg (heute Bratislava, Slowakei) geboren, wo er auch aufwuchs. Seine Mutter, selbst eine begabte Pianistin, erkannte früh sein musikalisches Talent, erteilte ihm Klavierunterricht und machte ihn mit dem Werk des Barockkomponisten Johann Sebastian Bach bekannt. Pater Felician Josef Moczik, der Organist der Preßburger Franziskanerkirche, unterrichtete Schmidt in Musiktheorie und Orgelspiel. 1888 musste Schmidt infolge des finanziellen Ruins seiner Familie nach Wien übersiedeln und wurde Hauslehrer im nahe gelegenen Perchtoldsdorf. Hier fand er in dem Jesuiten Wenzel Hanf einen Mentor, der sich um seine Ausbildung kümmerte. Ab 1890 studierte Schmidt am Wiener Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde Violoncello. 1896 legte er die Abschlussprüfung mit Auszeichnung ab und wurde Cellist des Hofoperntheaters und Mitglied der Wiener Philharmoniker. Ab 1901 unterrichtete er am Konservatorium Violoncello. 1911 verließ Schmidt die Wiener Philharmoniker, 1914 auch das Hofopernorchester, doch erhielt er im selben Jahr eine Professur für Klavier an der Wiener Musikakademie. In den 1920er-Jahren erreichte Schmidt den Höhepunkt seiner Laufbahn. Er erhielt 1920 eine Lehrerstelle an der Staatsakademie für Musik und darstellende Kunst, deren Direktor er 1925 wurde. 1927 wurde Schmidt Rektor der Fachhochschule für Musik und darstellende Kunst und übernahm 1931 eine Meisterklasse für Komposition an der Staatsakademie. Ab etwa 1933 hatte Schmidt gesundheitliche Probleme und verfiel auch geistig; seine Lehrtätigkeit musste er 1937 aufgeben.

Als Komponist war Schmidt einer der wichtigsten Vertreter der österreichischen Spätromantik. Sein Werk zeichnet sich durch eine charakteristische Klangsprache mit subtilen Harmonisierungen aus. Als

Krönung seines Schaffens gilt das Oratorium „Das Buch mit sieben Siegeln“. Das an der Offenbarung des Johannes orientierte Werk wurde 1938 uraufgeführt. Daneben komponierte Schmidt zwei heute vergessene Opern („Notre Dame“ nach Victor Hugo, „Fredigundis“ nach Felix Dahn), eine Kantate, vier Sinfonien, Klavierkonzerte, Kammermusik und vor allem Stücke für die Orgel, deren Aufwertung ihm ein großes Anliegen war.

Widersprüchlich bewertet wird Schmidts Positionierung gegenüber dem Ständestaat und dem Nationalsozialismus. Die unvollendete Kantate „Deutsche Auferstehung“, ein Auftragswerk, gilt mitunter als Indiz von Schmidts Hinwendung zum NS-Regime; dagegen spricht der auf ihn bei dieser Komposition ausgeübte Druck. Schmidt hatte nämlich mit einer Jüdin ein uneheliches Kind gezeugt und zeitweilig einer Freimaurerloge angehört, was ihn gegenüber dem NS-Regime ebenso angreifbar machte wie seine früheren Kontakte zu nun als „entartet“ geltenden Musikern. Nach Schmidts Tod nannte ihn Meyers Lexikon 1942 den bedeutendsten Sinfoniker der „Ostmark“ seit Anton Bruckner und behauptete, er habe sich schon vor 1938 zum Nationalsozialismus bekannt. Belegt sind Schmidts zustimmende Äußerungen zum „Anschluss“ an NS-Deutschland, während er sich ansonsten für das NS-Regime, bei dem er hoch im Kurs stand, nicht exponierte, sich ihm aber auch nicht widersetzte, was angesichts seines körperlichen und geistigen Zustands in seinem letzten Lebensjahr nicht verwundert. Schmidt starb am 11. Februar 1939 in Perchtoldsdorf, Niederösterreich, und fand in einem Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof seine letzte Ruhestätte.

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Theophil Antonicek, Schmidt, Franz (1874–1939), Komponist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 10. Wien 1992, S. 258–260.

Gerhard Botz, „Deutsche Auferstehung“. Die Verführung des greisen Tonsetzers Franz Schmidt, in: Carmen Ottner (Hg.), Musik in Wien 1938–1945. Wien 2006, S. 35–64.

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Oliver Rathkolb, Musik, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 62–93.

Franz-Steiner-Gasse

Datum der Benennung

11.7.1968

Text der Zusatztafel

Franz Steiner 1869–1960

Bürgermeister von Eggenberg. Aus Lichtenwörth stammend, baute er seine 1893 gegründete Eggenberger Bäckerei zu einem Großbetrieb aus. Zudem war er 1910–1912 und 1914–1919 Bürgermeister der damaligen Gemeinde Eggenberg, 1932–1935 im Landtag sowie 1933–1937 Leiter des steirischen Handels- und Gewerbebundes. Seinem Mitgliedsantrag von 1938 gab die NSDAP 1942 statt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Steiner war Bürgermeister der ehemals eigenständigen Gemeinde Eggenberg und Leiter des steirischen Handels- und Gewerbebundes. Er wurde am 14. Februar 1869 in Lichtenwörth bei Wiener Neustadt geboren. Er leitete die 1893 gegründete Bäckerei in Eggenberg und baute sie zu einem Großbetrieb aus, den er 1910 modernisierte und automatisierte. Bis 1935 wurde in seiner Bäckerei ausschließlich Brot hergestellt, mit einem neuerlichen Umbau 1935 erweiterte er die Produktion um Teig-, Süß- und diverse Backwaren. Franz Steiner baute seinen Betrieb immer weiter aus, so waren z. B. nach dem Zweiten Weltkrieg ca. 80 Personen in seinem Unternehmen beschäftigt.

Steiner war auch in der Kommunalpolitik aktiv, er gehörte 1898 bis 1932 dem Gemeinderat in Eggenberg an und war zweimal auch Bürgermeister ebendort: 1910 bis 1912 und 1914 bis 1919. Weiters war er Mitglied des Ortsschulrates und wurde 1932 auch zum Ehrenbürger ernannt. Von 1932 bis 1935 war er im Steiermärkischen Landtag, dessen Vizepräsident er auch war. Zudem stand er in den Jahren 1933 bis 1937 dem steiermärkischen Handels- und Gewerbebund vor und war von 1920 bis 1945 Sachverständiger für das Bäckerhandwerk. 1938 stellte er bei der NSDAP einen Mitgliedsantrag, der 1942 positiv beschieden wurde. Franz Steiner starb am 30. Jänner 1960 in Graz, 1980 wurde sein Unternehmen von Albin Sorger übernommen.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Franz-Werfel-Gasse

Datum der Benennung

24.3.1982

Text der Zusatztafel

Franz Werfel 1890–1945

Schriftsteller. Den Lyriker und Pazifisten mit deutsch-böhmisch-jüdischen Wurzeln führte der Erste Weltkrieg an die Front in Galizien. In der Zwischenkriegszeit stieg er mit Werken wie „Die 40 Tage des Musa Dagh“ zum gefeierten Romancier auf. 1938 floh Werfel mit seiner Frau Alma Mahler-Werfel vor den Nationalsozialisten nach Frankreich, 1940 in die USA.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Werfel war ein österreichischer Schriftsteller. Er wurde am 10. September 1890 in eine wohlhabende jüdische Kaufmanns- und Fabrikantenfamilie in Prag geboren. Seine Kindheit wurde durch den katholischen Einfluss seines tschechischen Kindermädchens mitgeprägt, da sie ihn auch öfter in die Messe im Prager Dom mitnahm. Auch besuchte er eine katholische Piaristenschule. Werfel maturierte 1909 am Deutschen Gymnasium Stefansgasse in Prag. Schon während der Schulzeit schrieb und veröffentlichte Werfel erste Gedichte. Nach dem Schulabschluss absolvierte er ein Volontariat bei einer Speditionsfirma in Hamburg.

1911/12 leistete Werfel in Prag seinen Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger ab. Danach folgten drei Jahre als Lektor im Kurt Wolff Verlag, in dem vorwiegend expressionistische Literatur publiziert wurde, darunter die Schriftenreihe „Der jüngste Tag“. Werfel publizierte in verschiedenen Medien, unter anderem in der deutschsprachigen Budapester Zeitung „Pester Lloyd“. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, musste Werfel einrücken und wurde an die Front nach Galizien geschickt. Gemeinsam mit Martin Buber, Gustav Landauer und Max Scheler war Werfel in antimilitaristischen Zirkeln aktiv. Im April 1915 wurde er als Bürokräft zu einem in Bozen stationierten Regiment versetzt. Ab 1917 war Werfel gemeinsam mit anderen Schriftstellern im Kriegspressequartier eingesetzt. Obwohl er dort für die Kriegspropaganda Österreich-Ungarns arbeitete, vermied es der überzeugte Pazifist Werfel – anders als viele seiner Kollegen – kriegsverherrlichende Texte zu verfassen.

Nach Kriegsende blieb Werfel in Österreich. Er lernte die Witwe Gustav Mahlers, Alma, kennen, die zu dieser Zeit noch mit Walter Gropius verheiratet war. Ein gemeinsames Kind starb nach einem Jahr.

Alma ließ sich von Gropius 1920 scheiden. Werfel zog sich während der Jahre mit Alma Mahler weitgehend aus dem öffentlichen Leben zurück und unternahm mit ihr etliche Reisen, darunter mehrere nach Italien und in den Nahen Osten. Alma heiratete Werfel im Jahr 1929. Der Roman „Barbara oder die Frömmigkeit“ über sein katholisches Kindermädchen Barbara Šimůková erschien im selben Jahr und wurde ein Erfolg. Auf der zweiten Nahostreise erfuhr Werfel vom Völkermord an den Armeniern im Osmanischen Reich. Er schrieb darüber eines seiner bekanntesten und wichtigsten Werke, „Die vierzig Tage des Musa Dagh“.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland wurde Werfels jüdische Herkunft zusehends zum Hindernis und zur Bedrohung. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Österreich emigrierte das Ehepaar Werfel wie zahlreiche andere Kulturschaffende 1938 aus dem deutschen Sprachraum in den südfranzösischen Badeort Sanary-sur-Mer. Zu dieser Zeit entstand die Erzählung „Eine blaßblaue Frauenhandschrift“, die sich mit dem unterschweligen Antisemitismus in der Ersten Republik auseinandersetzte und die 1984 von Axel Corti verfilmt wurde. 1940 flohen Franz und Alma Werfel über Spanien und Portugal in die USA. Bereits in den USA veröffentlichte Werfel „Das Lied von Bernadette“, das er als Art Dank für seine geglückte Flucht aus Europa schrieb. Der Roman wurde in den USA zum Bestseller und 1943 mit Jennifer Jones in der Hauptrolle verfilmt. Franz Werfel starb am 26. August 1945 in Beverly Hills in den USA an einem Herzinfarkt. Zeit seines Lebens verfasste Werfel 15 Dramen, neun Romane, zwei Romanfragmente, drei Libretti sowie zahlreiche Novellen, Essays und Gedichte.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Franz Werfel, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/franz-werfel.html>

Hannes Gruber, „Die Wortemacher des Krieges“. Zur Rolle österreichischer Schriftsteller im Kriegspressequartier des Armeeoberkommandos 1914–1918. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2012.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_W/Werfel_Franz_1890_1945.xml

Fraungruberstraße

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Hans Fraungruber 1863–1933

Schriftsteller, Lehrer. Fraungruber verließ 1869 das Salzkammergut, blieb aber zeitlebens mit seiner Geburtsregion verbunden. 1881–1917 war er in Wien und Umgebung als Volksschullehrer tätig, ehe er Redakteur der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ und Beamter im Unterrichtsministerium wurde. Fraungruber verfasste heitere Kurzgeschichten in steirischer Mundart.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Fraungruber war ein österreichischer Schriftsteller. Er wurde in Obersdorf bei Mitterndorf als Sohn eines Postbeamten geboren und wuchs dort bei seiner Großmutter auf, bis er mit sechs Jahren nach St. Pölten kam. Nach seinem Schulabschluss besuchte er die LBA in Salzburg und unterrichtete nach deren Absolvierung in Neulengbach und anschließend in Wien. Weiters wirkte er auch als Obmann des Lehrerbundes, zudem war er Mitglied der Schulreform-Kommission. Zuletzt wirkte er als Direktor an einer Wiener Schule.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit engagierte sich Fraungruber auch als Redakteur der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ und als Herausgeber einer „Bibliothek für die Jugend“ und war weiters Mitglied des Wiener Männergesangsvereines. Sein eigenes schriftstellerisches Œuvre umfasst Mundartgedichte und Theaterstücke, so z. B. das volkstümliche Stück „Anna von Aussee“ über Erzherzog Johann und Anna Plochl. Seine „Ausseer G’schichten“ erschienen im Reclam Verlag und fanden so weite Verbreitung. Bad Aussee ernannte ihn zum Ehrenbürger, Bad Mitterndorf widmete ihm die „Fraungruber-Lichtspiele“. Hans Fraungruber starb am 7. August 1933 in Wien.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl Adametz, Hundert Jahre Wiener Männergesangsverein. Wien 1943.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hilde Senft – Willi Senft, Steirisches Urgestein. Steirer, die man nicht vergisst. Graz 2008.

Friedrichgasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Friedrich (III.) von Habsburg 1415–1493

Römisch-Deutscher Kaiser. Er trat 1435 sein Erbe in den Herzogtümern Steiermark, Kärnten und Krain an und residierte mitunter in der von ihm ausgebauten Grazer Burg. Seine Regierungszeit hier war ebenso konfliktreich wie jene im Heiligen Römischen Reich. Friedrich, 1452 zum Kaiser gekrönt, vereinigte die zuvor geteilten habsburgischen Erblände.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Der Habsburger Friedrich III. war der am längsten regierende Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und Schöpfer des Kürzels AEIOU. Friedrich wurde am 21. September 1415 als Sohn des Habsburgers Ernst „der Eiserne“ in Innsbruck geboren. Der Vater starb, als Friedrich neun Jahre alt war, und Friedrichs Onkel, Herzog Friedrich IV., wurde sein Vormund. Mit 20 Jahren wurde Friedrich Regent der Herzogtümer Steiermark, Kärnten und Krain. Schon damals ersann Friedrich hochfliegende Pläne für das „Haus Österreich“: Er kreierte das Motto AEIOU und ließ es als sein Zeichen an Gebäuden, Denkmälern, auf Münzen, Schriftstücken und verschiedenen anderen Gegenständen anbringen. Die genaue Bedeutung der Buchstabensymbolik ist bis heute nicht klar. Gängige, später entstandene Interpretationen sind „Austriae est imperare orbi universo“ oder „Alles Erdreich ist Österreich untertan“.

Als auch der Onkel starb, wurde Friedrich Familienältester und übernahm die Vormundschaft für seinen Cousin Siegmund, später auch für seinen Neffen Ladislaus. Dies war dem jeweiligen lokalen Adel ein Dorn im Auge und Friedrich wurde daher auf verschiedene Weise bekämpft. Er geriet zusehends in die Defensive und musste schließlich fliehen. Dieser Schwierigkeiten ungeachtet wurde er 1440 zum römisch-deutschen König gewählt. Friedrich hatte in Papst Nikolaus V. einen mächtigen Verbündeten. Das Wiener Konkordat von 1448 führte zur Gründung eines eigenen Wiener Bistums und letztlich zur pompös inszenierten Krönung Friedrichs zum Kaiser in Rom. Im Anschluss an die Krönung ließ sich der neue Kaiser in den italienischen Städten huldigen. Zurück in Österreich holte Friedrich sein ungelöster Streit mit den Adeligen ein. Er wurde in der Burg zu Wiener Neustadt belagert und musste vom steirischen Söldnerführer Andreas Baumkircher befreit werden. Seinen

Neffen Ladislaus musste er den Aufständischen ausliefern. Als dieser wenige Jahre später starb, gingen die Königreiche Böhmen und Ungarn für Habsburg erst einmal verloren. Georg von Podiebrad wurde König von Böhmen, Matthias Corvinus (Mátyás Hunyadi) König von Ungarn.

Friedrich galt wegen seiner geringen Durchsetzungsfähigkeit in derartigen Situationen als schwacher Herrscher, was ihm seinerzeit den Spottnamen „Erzschlafmütze“ einbrachte. Heute wird Friedrich III. in positiverem Licht gesehen, da er durch seine Ausdauer historische Weichenstellungen ermöglichte, die ganz im Sinne seiner jugendlichen Vorsätze waren. Sein Sohn Maximilian wurde nicht zuletzt dank der vom Vater arrangierten Ehe mit Maria von Burgund und der nach dem Tod ihres Vaters, Karl („der Kühne“) von Burgund, im Jahr 1477 in einer Schlacht gegen die Schweizer Eidgenossenschaft eintretenden Erbfolge der burgundischen Länder zu einer zentralen Figur in der Geschichte des Aufstiegs Österreichs zur europäischen Großmacht. Im Zuge der eineinhalb Jahrzehnte dauernden Kämpfe zur Sicherung des burgundischen Erbes geriet Maximilian 1488 in Brügge in Gefangenschaft. Es fiel seinem Vater Friedrich III., damals schon über 70 Jahre alt, zu, mit dem Reichsheer anzurücken und Maximilian zu befreien.

Seine letzten Jahre verbrachte Friedrich in Wien und Linz. Als Folge einer schweren Arteriosklerose wurde ihm im Frühjahr 1493 ein Teil des linken Beines amputiert. Friedrich überstand die Operation, die als eine der bestdokumentierten des gesamten Mittelalters gilt, zunächst gut, starb aber rund zwei Monate später am 19. August. Ob sein Tod eine unmittelbare Folge des Eingriffs war, ist bis heute umstritten.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Stephan Gruber, Ein schwacher, aber zäher Kaiser: Friedrich III. Online verfügbar unter:

<http://www.habsburger.net/de/kapitel/ein-schwacher-aber-zaeher-kaiser-friedrich-iii?language=de>
Paul-Joachim Heinig, Kaiser Friedrich III. (1440–1493). Hof, Regierung, Politik. 3 Bde. (= Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters 17). Köln 1997.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Friedrich-Gauermann-Weg

Datum der Benennung

13.12.1973

Text der Zusatztafel

Friedrich Gauermann 1807–1862

Maler. Der bei Wiener Neustadt geborene Malersohn lernte nach häuslichem Kunstunterricht 1822–1827 an der Wiener Akademie der bildenden Künste und perfektionierte als Autodidakt auf Reisen seine Meisterschaft. Gauermann avancierte zum populären Landschaftsmaler des Biedermeier, schuf meisterhafte Tierdarstellungen und begründete den Wiener Landschaftsnaturalismus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Gauermann war ein österreichischer Maler des Biedermeier. Er erblickte am 20. September 1807 in Miesenbach (heute Scheuchenstein, Niederösterreich) das Licht der Welt. Sein Vater war der Maler, Zeichner und Kupferstecher Jakob Gauermann. Von diesem erhielten er und sein ebenfalls künstlerisch begabter Bruder Carl auch den ersten Zeichenunterricht. Die beiden setzten ihre Ausbildung an der Akademie der bildenden Künste von 1822 bis 1827 fort. Bruder Carl starb zwei Jahre nach Ende der Ausbildung mit 24 Jahren. Friedrich verfeinerte seine zeichnerischen Fähigkeiten autodidaktisch auf ausgedehnten Wanderungen in den Alpen. Studienreisen führten ihn beispielsweise nach Dresden, München und Venedig, wo er sich unter anderem mit den Werken der großen niederländischen Landschaftsmaler auseinandersetzte. Veduten, Alpendarstellungen und Tier- sowie Jagdszenen brachten ihm einen ansehnlichen Kundenkreis ein.

1836 nahm ihn die Wiener Akademie als Kunstmitglied auf. Er heiratete zwei Jahre später. In der Zeit des Vormärz war er hoch angesehen und verkehrte mit anderen bekannten Künstlern seiner Zeit, unter anderem mit Johann Nestroy und Ferdinand Raimund. Einer seiner Förderer war Erzherzog Johann. Nach der Revolution von 1848 und der Änderung des allgemeinen Kunstgeschmacks verlor Gauermann einige seiner zahlungskräftigsten Förderer und Kunden aus der Hocharistokratie. In der Folge ließ auch seine künstlerische Inspiration nach und Gauermann verlegte sich auf verklärende Alpenmalerei im Stil der Münchner Schule.

Gauermann zog sich immer mehr zurück. 1861 erfuhr er noch einmal eine hohe Ehrung, als ihm das Wiener Künstlerhaus die Mitgliedschaft verlieh. Friedrich Gauermann starb in der Wiener Vorstadt

(Laimgrube, heute Wienzeile) am 7. Juli 1862. Die Versteigerung seines Nachlasses ging zugunsten seiner Witwe Elisabeth. Das Geld reichte für sie offenbar nicht aus – sie starb im Armenhaus.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Rupert Feuchtmüller, Gauermann, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Gauermann, Friedrich (1807–1862), Maler und Graphiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Lfg. 5. Wien 1957.

Friedrich-Hebbel-Gasse

Datum der Benennung

14.8.1907

Text der Zusatztafel

(Christian) Friedrich Hebbel 1813–1863

Schriftsteller. Der aus dem damals dänischen Holstein stammende Hebbel verfasste als Schreiber in der Regionalverwaltung Lyrik, wofür er 1836 ein Stipendium für Heidelberg erhielt. Mit Dramen zu sozialen Fragen und fatalen Ereignisketten bekannt, aber mittellos, reiste der Vertreter des Vormärz häufig, promovierte in Erlangen und lebte ab 1845 in Wien.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Hebbel war ein deutscher Schriftsteller und Denker. Er wurde am 18. März 1813 in Wesselburen in Dithmarschen (Holstein, damals Dänemark) geboren. Der Sohn eines Maurers wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Nach der Volksschule begann er ebenfalls eine Maurerlehre. Nach dem Tod des Vaters nahm er, um Geld zu verdienen, eine Stelle als Laufbursche bei einem Kirchenspielvogt an. Hebbel war ein eifriger Leser und eignete sich so autodidaktisch Sprachfertigkeiten an, die ihm bald auch eine Beförderung zum Schreiber seines Dienstherrn einbrachte. Damals entstanden erste Gedichte, von denen einige auch in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht wurden. Schließlich wurde die Herausgeberin der „Neuen Pariser Modeblätter“, die Schriftstellerin Amalie Schoppe, auf den jungen Dichter aufmerksam. Sie ermöglichte ihm 1835 nach Hamburg zu ziehen, um dort zu studieren.

In Hamburg lernte er die um neun Jahre ältere Elise Lensing kennen, mit der er später zwei Kinder hatte. Hebbel begann, Tagebücher zu schreiben. Darin finden sich neben Tagesabläufen auch Ausführungen über Kunst, Philosophie sowie über seine eigenen Werke. Hebbel versuchte sich als Jusstudent in Heidelberg, brach das Studium aber ab und wechselte nach München, weil er sich dort bessere Chancen für die Schreiberei erhoffte. Seine Hoffnungen wurden allerdings enttäuscht und so kehrte Hebbel 1839 nach Hamburg zurück. Er fand Arbeit beim „Telegraphen für Deutschland“, für den er unter anderem Rezensionen schrieb. Ein Jahr später stellte er die Tragödie „Judith“ fertig. Mit diesem Stück gelang ihm der Durchbruch als Dramatiker.

1842 erschien sein erster Gedichtband; dieser wurde 16 Jahre später zur Gesamtausgabe erweitert und mit einer Widmung an Ludwig Uhland versehen. Im Jahr darauf veröffentlichte Hebbel die Streitschrift „Mein Wort über das Drama“, in der er seine Standpunkte zum Stückeschreiben darlegte. Mithilfe eines Reiset stipendiums des dänischen Königs Christian VIII. reiste Hebbel nach Paris, wo er unter anderem Heinrich Heine und Arnold Ruge traf, anschließend weiter nach Rom und Neapel. 1845 zog Hebbel nach Wien, wo er Christine Enghaus kennenlernte, die er ein Jahr später heiratete. Die beiden hatten einen früh verstorbenen Sohn und eine Tochter. Im Revolutionsjahr 1848 war Hebbel bereits ein in der Stadt bekannter Literat. In seinen journalistischen Beiträgen trat er für die konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage ein. In den kommenden Jahren schrieb Hebbel Stücke wie „Herodes und Marianne“ oder „Agnes Bernauer“, in denen er das Spannungsfeld zwischen individueller Freiheit und Staat thematisierte und letztlich für eine stabile sittliche Ordnung Partei ergriff. Seine Dramen konstruierte Hebbel dabei jeweils nach traditionellen Mustern.

Die monumentale Nibelungen-Trilogie, die sein letztes großes Werk bleiben sollte, brachte ihm 1863 den Schiller-Preis ein. Dieser Zyklus war mit ein Grund, warum Hebbel von den Nationalsozialisten im „Dritten Reich“ propagandistisch instrumentalisiert wurde, was seiner späteren Rezeption nicht zuträglich war. Kritik an Hebbel gab es schon zu Lebzeiten, unter anderem von seinem Berufskollegen Gottfried Keller. Dieser und andere warfen ihm unter anderem historische Willkür vor. Umgekehrt zog Hebbel mit Kollegen wie Adalbert Stifter („leere Idylle“) hart ins Gericht. In seinen letzten Lebensjahren litt Hebbel zunehmend an Rheuma. Friedrich Hebbel starb am 13. Dezember 1863 in seiner Wiener Wohnung.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Friedrich Hebbel, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/friedrich-hebbel.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Barbara Wellhausen, Friedrich Hebbel. Sein Leben in Texten und Bildern; eine Bildbiografie. Heide 1988.

Klaus Ziegler, Mensch und Welt in der Tragödie Friedrich Hebbels. Darmstadt 1966.

Friedrich-Kaulbach-Straße

Datum der Benennung

14.3.1929

Text der Zusatztafel

Friedrich Wilhelm (Ritter von) Kaulbach 1822–1903

Maler. Im hessischen Arolsen geboren, studierte Kaulbach 1838–1843 in München, avancierte dort zum Hofmaler Ludwigs I. und leitete ab 1849 die Münchener Akademie. Er wirkte ferner in Venedig und Paris, ab 1856 schließlich erneut als Hofmaler und Lehrer der Kunstgewerbeschule in Hannover. Kaulbach zählt zu den bekanntesten Bildnis- und Historienmalern seiner Zeit.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Wilhelm (Ritter von) Kaulbach war ein bekannter deutscher Bildnis- und Historienmaler. Er wurde am 8. Juli 1822 in Bad Arolsen als Sohn eines Kunsttischlers geboren. Sein Talent zeigte sich schon in jungen Jahren in den von ihm gemalten Porträts. 1838 bis 1843 studierte er in München Malerei und avancierte zum Hofmaler König Ludwigs I. von Bayern. Ab 1849 leitete er die dortige Akademie, an der er zum Professor ernannt wurde. Daneben wirkte Kaulbach 1844/45 auch als Maler in Venedig und 1850 in Paris. Am 2. Juni 1850 wurde sein Sohn Friedrich August geboren, der ebenfalls ein berühmter Porträtmaler wurde und zu den sogenannten „Münchener Malerfürsten“ zählte.

Georg V. von Hannover ernannte Kaulbach 1856 zu seinem Hofmaler und so übersiedelte er dorthin. Hier war er zudem von 1879 bis 1883 Lehrer an der Kunstgewerbeschule, anschließend Dozent an der Technischen Hochschule. Friedrich Wilhelm Kaulbach starb am 19. September 1903 in Hannover.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Dirk Böttcher, Hannoversches biografisches Lexikon. Hannover 2002.

Birgit Joos, Satirisches, Groteskes und Komisches im graphischen Werk von Friedrich August von Kaulbach und Max Beckmann, in: Brigitte Salmen (Hg.), „Ich kann wirklich ganz gut malen“: Friedrich August von Kaulbach – Max Beckmann. Murnau 2002, S. 100–117.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Klaus Zimmermanns, Kaulbach, Friedrich August Ritter von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11.

Berlin 1977, S. 354–356. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd118560743.html#ndbcontent>

Friedrich-Schnideritsch-Straße

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Friedrich Schnideritsch 1876–1948

Bürgermeister von Straßgang. Der im untersteirischen Latschenberg/Lačna Gora geborene Schnideritsch war 1906–1926 Lehrer an der Straßganger, danach bis 1933 an der Eggenberger Volksschule. 1919–1934 stand er als sozialdemokratischer Bürgermeister der selbstständigen Gemeinde Straßgang vor. In seiner Amtszeit wurde dort das damals größte steirische Freibad erbaut.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Schnideritsch war ein Grazer Kommunalpolitiker. Geboren am 3. Juli 1876 im untersteirischen Latschenberg (heute Lačna Gora, Slowenien), ging Schnideritsch in der Folge nach Graz, wo er Volksschullehrer wurde und von 1906 bis 1926 an der Volksschule Straßgang und von 1926 bis 1933 an der Volksschule in Eggenberg unterrichtete. Er stieg in der Folge zum Oberlehrer und schließlich zum Hauptschuldirektor auf. Am 19.8.1909 heiratete er die Gleisdorferin Gabriele Scheucher in Graz Pfarre Straßgang.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie wurde Schnideritsch im April 1919 sozialistisches Mitglied des Gemeindeausschusses der Gemeinde Straßgang. Im Sommer desselben Jahres wurde er zum Bürgermeister von Straßgang gewählt. Die erste Sitzung unter ihm als Bürgermeister fand am 27.8.1919 statt. In seiner Amtszeit wurde in Straßgang das Straßganger Bad errichtet, das damals das größte Freibad in der Steiermark war. Schnideritsch ließ Grundstücke in Puntigam für Schulhausbauten, Kindergärten und Wohnhäuser durch die Gemeinde ankaufen. Seine Amtszeit endete unfreiwillig im Bürgerkriegsjahr 1934, als er als Sozialist von öffentlichen Ämtern, somit auch seinen Schulämtern, entfernt wurde. Im selben Jahr starb seine Frau Gabriele.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes wurde Schnideritsch zum Bezirksvorsteher des mittlerweile nach Graz eingemeindeten Bezirks Straßgang bestellt. Diese Funktion übte er bis kurz vor seinem Tod aus.

Friedrich Schnideritsch starb am 19. Oktober 1948 in Graz. Der damalige Grazer Bürgermeister Eduard Speck hielt in der Gemeinderatssitzung vom 21.10.1948 einen Nachruf auf Schnideritsch.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Friedrich-von-Gagern-Allee

Datum der Benennung

13.1.1977

Text der Zusatztafel

Friedrich Heinrich (Freiherr von) Gagern 1882–1947

Schriftsteller. Aus dem Kronland Krain stammend, begann Gagern 1900 in Wien kulturwissenschaftliche Studien, wechselte 1906 in die Schriftleitung der Wiener „Hugo’schen Jagdzeitung“ und war ab 1914 freier Autor. Seine von Naturempfindungen und Zivilisationskritik geprägten Erzählungen und in Nordamerika verorteten Abenteuerromane machten ihn ab 1919 populär.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich von Gagern war ein österreichischer Schriftsteller. Er wurde am 26. Juni 1882 auf Burg Mokritz (Mokrice, heute Slowenien) in eine altösterreichische Adelsfamilie geboren. Seine Mutter war eine Auersperg. Friedrich war so ein Großneffe des Dichters Anastasius Grün (eigentlich Anton Alexander Graf von Auersperg). Gagern studierte in Wien Philosophie, Geschichte und Literaturgeschichte. 1906 bekam er eine Stelle als Redakteur bei der „Hugo’schen Jagdzeitung“. 1914 begann er als freier Schriftsteller seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Es folgten Reisen nach Amerika und Afrika. Erlebnisse davon verarbeitete er in seinen Schriften.

Seine Hauptthemen waren die Jagd und ein breites Naturempfinden. Letzteres veranlasste Gagern auch zu einer gewissen Gesellschafts- und Zivilisationskritik. Außerdem schrieb er eine Reihe von Romanen, die in der Zwischenkriegszeit große Auflagen erzielten. Darunter waren etliche im nordamerikanischen Westen angesiedelte Abenteuerromane im Stil von James Fennimore Cooper („Lederstrumpf“) sowie Heimat- und historisierende Gesellschaftsromane. Gagerns 1921 veröffentlichtes Stück „Ozean“ spielt – ähnlich wie Franz Kafkas unvollendeter Roman „Der Verschollene“ („Amerika“) – auf einem Auswandererschiff. Es wurde erst 2009 an der Berliner Volksbühne uraufgeführt. Zwischen 1919 und 1929 schrieb er drei erfolgreiche Amerikabücher: „Der Marterpfahl“, „Der tote Mann“ und „Das Grenzerbuch“, die die Landnahme des amerikanischen Westens durch weiße Siedler zum Inhalt haben.

1927 zog Gagern nach Niederösterreich, wo er sich in einer Villa in Geigenberg in der Gemeinde St. Leonhard am Forst niederließ. Dort starb er 65-jährig am 14. November 1947. Seine politische Gesinnung wird als „abwechselnd durch Abneigung gegen die Slawen und die Deutschen“ sowie als ursprünglich monarchietreu beschrieben. 1938 verfasste er eine Lobschrift auf den „Anschluss“. Die Motivation dafür soll die Freude darüber gewesen sein, dass damals auch die deutschen Jagdgesetze in Österreich eingeführt wurden, die von Gagern als passioniertem Jäger bevorzugt wurden. Von ihm ist eine einzige antisemitische Äußerung bekannt, und zwar in einem Bericht über ein von ihm verlorenes Gerichtsverfahren. Nach dem Krieg schrieb er als Vizepräsident der Landesliga für Menschenrechte Niederösterreich über die Errettung der Häftlinge aus dem KZ Mauthausen. Von Gagern war drei Mal verheiratet und hatte aus zwei Ehen insgesamt drei Kinder. Zu seinen Freunden zählten unter anderem seine Schriftstellerkollegen Anton Wildgans und Rudolf Hans Bartsch.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Autengruber, Schriftsteller, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

Uwe Baur, Friedrich von Gagern und das Trauma des Zusammenbruchs der Monarchie, in: Stefan Karner – Gerald Schöpfer (Hg.), Als Mitteleuropa zerbrach. Graz 1990, S. 185–198, 231f.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Gagern, Friedrich Frh. von, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Lfg. 5. Wien 1957. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Gagern_Friedrich_1882_1947.xml

Frischaufweg

Datum der Benennung

13.12.1973

Text der Zusatztafel

Johannes Frischauf 1837–1924

Geodät, Astronom. Der gebürtige Wiener blieb nach Studien der Mathematik, Physik und Astronomie und Promotion 1861 an der Universität Wien. 1866 kam der 1863 habilitierte Mathematiker nach Graz, wo er eine neuartige Kartenwurfslehre entwickelte. Frischauf schrieb als früher Alpinist Wanderführer und erschloss den slowenischen und kroatischen Raum für die Touristik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johannes Frischauf war ein österreichischer Geodät, Astronom und Alpinist. Er kam am 17. September 1837 in Wien zur Welt. Nach der Matura am Akademischen Gymnasium studierte er ab 1857 an der Universität Wien die Fächer Mathematik, Physik und Astronomie sowie an der Technischen Hochschule Geodäsie, Chemie und Mechanik. 1861 schloss er seine Studien mit der Promotion zum Dr. phil. ab. In den kommenden Jahren wurde er Privatdozent für Mathematik an der Universität Wien und Assistent an der Universitätssternwarte. 1863 habilitierte er sich in Mathematik. 1866 wurde er als a.o. Professor für Mathematik an die Universität Graz berufen, wo er unter anderem mit Ludwig Boltzmann zusammenarbeitete. Ein Jahr später wurde Frischauf ordentlicher Professor und behielt den Lehrstuhl für Mathematik bis 1906.

Seine akademische Karriere gipfelte im Dekanat der philosophischen Fakultät, das er im Studienjahr 1882/83 innehatte. Neben den Wissenschaften begeisterte sich Frischauf für den Alpinismus. So war er ein Pionier der touristischen Erschließung der Sanntaler und Steiner Alpen (Kamniško-Savinjske Alpe, heute Slowenien) durch Wege, Straßen und Hütten. Gemeinsam mit zwei anderen Bergsteigern gelang ihm die Erstbesteigung des Admonter Reichensteins. Frischauf schrieb etliche Wander- und Gebirgsführer. 1871 publizierte er den „Grundriss der theoretischen Astronomie“ sowie weitere Lehrbücher über Arithmetik und Geometrie.

Als versierter Geodät entwickelte Frischauf eine auf Carl Friedrich Gauß' Verfahren der Berechnung trigonometrischer Messungen aufbauende, neue Kartenwurfslehre sowie das allgemeine Abbildungsgesetz. 1885 wurde er Mitglied in der renommierten Deutschen Akademie der

Naturforscher „Leopoldina“. Frischauf war auch Vorstand des astronomischen Observatoriums der Universität Graz. Er vertrat eine liberale Gesinnung, was ihn in der Zeit des erstarkenden Deutschnationalismus in Konflikt mit dem 1862 gegründeten Österreichischen (ab 1873 Deutschen und Österreichischen) Alpenverein brachte. Aus Protest trat Frischauf dem slowenischen Alpenverein bei und war an der Gründung der kroatischen Bergsteiger-Gesellschaft (Hrvatski Planinarski Savez) beteiligt. Dies führte unter anderem dazu, dass er in den deutschnationalen Medien als „Panslawist“ diffamiert wurde. Umgekehrt ist in Slowenien bis heute eine Schutzhütte nach ihm benannt (Frischaufov Dom na Okrešlju). Johannes Frischauf starb am 24. Jänner 1924 in Graz. Seine Urne wurde auf der Scheichenspitze im Dachsteinmassiv beigesetzt. Sein Nachlass befindet sich in der Grazer Universitätsbibliothek.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Alexander Aigner, Das Fach Mathematik an der Universität Graz (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 15). Graz 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Robert Tichy – Johannes Wallner, Johannes Frischauf – eine schillernde Persönlichkeit in Mathematik und Alpinismus, in: Internationale Mathematische Nachrichten 210/2009.

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_F/Frischauf_Johannes_1837_1924.xml

Fritz-Pregl-Weg

Datum der Benennung

1938 (SVA)

Text der Zusatztafel

Fritz Pregl 1869–1930

Chemiker, Physiologe, Nobelpreisträger. Der in Laibach/Ljubljana geborene, 1894 an der Universität Graz promovierte Mediziner vertiefte nach erfolgreicher Habilitation 1899 sein Interesse an der Chemie. Ab 1910 zunächst in Innsbruck, ab 1913 in Graz Professor, forschte Pregl zur Mikroanalyse organischer Substanzen, wofür er 1923 den Chemienobelpreis erhielt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Fritz Pregl war ein österreichischer Chemiker und Nobelpreisträger. Geboren wurde er am 3. September 1869 in Laibach (Ljubljana, heute Slowenien). Pregl entstammte einer altösterreichischen Beamtenfamilie. Er besuchte das Laibacher Gymnasium und ging anschließend nach Graz, um dort Medizin und Chemie zu studieren. In der Folge studierte er auch an mehreren deutschen Universitäten. 1894 schloss er mit dem Doktorat seine Studien ab. Pregls Interesse galt insbesondere der Chemie und so habilitierte er sich 1899 in Physiologie und begann als Lektor an der Universität Graz zu arbeiten. Es folgten ausgedehnte Studienreisen nach Deutschland. 1905 kehrte er in die steirische Landeshauptstadt zurück und übernahm eine Assistenz am medizinisch-chemischen Institut. 1910 übernahm er das Innsbrucker Institut für medizinische Chemie. Die Mikroanalyse chemischer Stoffe wurde sein Spezialgebiet. Im Jahr 1913 wurde Pregl ordentlicher Professor an der Universität Graz. 1914 bekam er den renommierten Lieben-Preis der Österreichischen Akademie der Wissenschaften verliehen. 1916/17 war Pregl Dekan der Medizinischen Fakultät und 1920/21 Rektor der Universität Graz.

1923 gipfelte seine wissenschaftliche Karriere im Nobelpreis für Chemie für die Erforschung der quantitativen Mikroanalyse organischer Verbindungen. Mit seiner Arbeit schuf Fritz Pregl die Voraussetzungen für die weitere, teils bahnbrechende Forschung zum menschlichen Stoffwechsel, für die Ferment-, Vitamin- und Hormonchemie sowie für die Verbesserung der medizinischen Praxis bei der Blut- und Harnuntersuchung sowie bei der Prüfung der Nierenfunktion. Graz war auch nach Pregls Ableben mehrere Jahrzehnte lang ein weltweites Zentrum der Mikroanalyse. Fritz Pregl war neben seiner Forschungstätigkeit als Gerichtsmediziner tätig. Mit seiner Hilfe konnten etliche

Kriminalfälle aufgeklärt werden. So konnten mithilfe seiner mikroanalytischen Methoden beispielsweise Manipulationen an Lebensmitteln oder Medikamenten nachgewiesen werden.

1919 machte ihn die Stadt Graz zu ihrem Ehrenbürger. Am 13. Dezember 1930 starb Fritz Pregl in seiner Wahlheimatstadt. Neben der Straßenbezeichnung erinnert an ihn in Graz auch eine Gedenktafel am Landessportzentrum in der Jahngasse. Dort ist zu lesen, dass Pregl an dieser Stelle einer der Spieler im ersten dokumentierten Fußballspiel in Österreich am 18. März 1894 war.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Alois Kernbauer, Fritz Pregl, in: Helmuth Grössing – Gerhard Heindl (Hg.), Heimat großer Söhne ... Exemplarische Leistungen österreichischer Naturforscher, Techniker und Mediziner. Frankfurt am Main 1997.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_P/Pregl_Fritz_1869_1930.xml

Fröbelgasse

Datum der Benennung

1889

Text der Zusatztafel

Friedrich Wilhelm August Fröbel 1782–1852

Pädagoge. Der in Thüringen geborene, ausgebildete Landvermesser war 1806–1810 nach unvollendeten naturwissenschaftlichen Studien als Lehrer in Frankfurt am Main tätig. Dort lernte er Pestalozzi und dessen Reformpädagogik kennen. Fröbel begründete mit eigenen pädagogischen Konzepten Schulen in der Schweiz und stiftete 1840 in Thüringen den ersten Kindergarten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Fröbel war ein deutscher Pädagoge und der Begründer der Institution des Kindergartens in seiner modernen Form. Er wurde am 21. April 1782 in Oberweißbach im Thüringer Wald als sechstes Kind eines Pfarrers geboren. Die Mutter starb bereits im Jahr seiner Geburt. Der frühe Verlust der Mutter überschattete seine Kindheit. Das Verhältnis zur Stiefmutter war getrübt und so kam er mit zehn Jahren zu seinem Onkel mütterlicherseits nach Stadtilm bei Erfurt und besuchte dort die Schule. Von 1797 bis 1799 absolvierte er eine Landwirtschafts- und Försterlehre bei Hirschberg an der Saale. Danach studierte er eine Zeit lang Mathematik und Naturwissenschaften in Jena und später in Göttingen.

Von 1802 bis 1803 arbeitete er als Landvermesser in Baunach und Bamberg und anschließend als Privatsekretär auf dem Gut Groß Miltzow. Danach zog er nach Frankfurt und wurde dort Erzieher und Hauslehrer. Am Institut Yverdon, wo Fröbel arbeitete, befasste er sich mit den pädagogischen Lehren des Schweizer Johann Heinrich Pestalozzi und begann, dessen Ideen weiterzuentwickeln. 1811 setzte er seine Studien in Berlin fort, ohne sie jemals mit einem Diplom oder Titel abzuschließen. Fröbel bekam eine Stelle als Lehrer an der Plamanschen Schule. Als der Krieg gegen Napoleon 1813 erneut ausbrach, brach er das Studium ab und nahm als Angehöriger des Lützowschen Freikorps an der Schlacht von Großgörschen teil. Nach Ende des Krieges war Fröbel eine Zeit lang Assistent am Institut für Mineralogie in Berlin.

1816 gründete Fröbel in Griesheim bei Arnstadt (Thüringen) die „Allgemeine Deutsche Erziehungsanstalt“. Ein Jahr später übersiedelte das Heim nach Keilhau bei Rudolstadt, wo Fröbel es

gemeinsam mit seinen Mitbegründern ausbaute. 1818 heiratete Friedrich Fröbel seine um zwei Jahre ältere Kollegin Wilhelmine Hoffmeister. Für seine Ideen warb Fröbel in verschiedenen Zeitschriften und Werbeschriften – so mit den sogenannten Keilhauer Werbeschriften (1821–23). 1826 erschien Fröbels literarisches Hauptwerk „Die Menschenerziehung, die Erziehungs-, Unterrichts- und Lehrkunst, angestrebt in der deutschen Erziehungsanstalt in Keilhau“. Im selben Jahr gründete er die Wochenschrift „Die erziehenden Familien“. Sein Plan, in Helba (heute ein Ortsteil von Meiningen) eine „Volkserziehungsanstalt“ zu gründen, konnte nicht verwirklicht werden.

1831 übersiedelte Fröbel in die Schweiz und gründete dort Erziehungsanstalten in derselben Art wie in Keilhau. 1836 kehrte er nach Deutschland zurück und begann, seine Lehre ausführlicher zu formulieren. Die Schulleitung in Keilhau überließ er anderen. Im Zentrum von Fröbels Thesen stand die frühkindliche Entwicklung. Fröbel entwickelte die nach ihm benannten „Spielgaben“ – pädagogisch durchdachtes Spielzeug wie stufenweise differenzierte Baukästen, zerteilende und zusammenfügende Spiele mit Flächen, Linien und Punkten. Fröbel sammelte auch volkstümliche Kinderreime. Diese veröffentlichte er kommentiert und interpretiert 1844 in den „Mutter- und Koseliedern“.

In den 1840er-Jahren entstanden auch die ersten seiner neuartigen Kindergärten. Weiters versuchte er Väter in Erziehungsvereinen zu versammeln. Der Thüringer Lehrerverein nahm 1848 Fröbels Forderungen in sein Programm auf. Viele von Fröbels Ansätzen gingen nach der gescheiterten Revolution von 1848 zwischenzeitlich wieder verloren. Ein Jahr vor seinem Tode musste er das preußische Kindergartenverbot (1851–1860) erleben, das die Verbreitung seines Werkes in Deutschland behinderte; im Ausland wurde es bereitwilliger aufgenommen und es beeinflusste besonders in den angelsächsischen Ländern die Umgestaltung des Schulanfangs. Am 3. Juni 1852 nahm Fröbel noch an der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Gotha teil. Er starb bald darauf, am 21. Juni 1852, in Marienthal (Thüringen).

Fröbels Beitrag zum modernen Erziehungswesen ist heute unbestritten. Das NS-Regime instrumentalisierte Fröbel und charakterisierte ihn als Antisemiten. Aufgrund der Tatsache, dass er mit vielen Juden Kontakt hatte, wird heute davon ausgegangen, dass Fröbel dem Judentum zumindest offen gegenüberstand.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Michael Gebel, Friedrich Fröbel und die Juden (= Beiträge zur Fröbelforschung 6). Hildesheim – Zürich – New York 1999.

Sigurd Hebenstreit, Friedrich Fröbel – Menschenbild, Kindergartenpädagogik, Spielförderung. Jena 2003.

Erika Hoffmann, Fröbel, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11853629X.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fröhlichgasse

Datum der Benennung

24.6.1920

Text der Zusatztafel

Moritz Fröhlich (Edler von Feldau) 1825–1896

Eisenbahnunternehmer. In der jüdischen Gemeinde im mährischen Hohenstadt/Zábřeh geboren, studierte Fröhlich am Wiener polytechnischen Institut. Als Unternehmer finanzierte er Bahnlinien, etwa in Ungarn und Istrien. Der 1877 geadelte Fröhlich wohnte einige Jahre in Graz, wo er Präsident der Steirischen Escomptebank und Wohltäter der Armen war.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Moritz Fröhlich (Edler von Feldau) war ein Eisenbahnunternehmer. Er wurde 1825 in Hohenstadt an der March (Zábřeh, Mähren) geboren und wuchs in der jüdischen Gemeinde dieser Stadt auf. Fröhlich war mit Nina Kadelburg verheiratet, fünf Kinder überlebten ihn.

Moritz Fröhlich studierte an der Technik in Wien. 1848 stand er in Wien der revolutionären Seite nahe. Dies und sein jüdischer Glaube behinderten anfangs seine Karriere. Dann erfolgte ein schneller wirtschaftlicher und sozialer Aufstieg. 1877 wurde er trotz seines jüdischen Glaubens als „Edler von Feldau“ in den Adelsstand erhoben. Grundlage war seine erfolgreiche Tätigkeit als Unternehmer im Bereich des Eisenbahnbaues. Seine bekanntesten Projekte waren Bahnlinien in Istrien und Ungarn. Letztere waren besonders wichtig als strategische Linien in Richtung zur russischen Grenze. Es wird berichtet, dass er seine Bahnprojekte teilweise vorfinanzieren konnte, was im Wettbewerb der Anbieter und gleichzeitig für den Ärar ein großer Vorteil war.

Fröhlich lebte einige Jahre in Graz (Hamerlinggasse, Strassoldogasse) und hatte als Unternehmer auch eine Führungsposition (Präsident) in der Steirischen Escomptebank (jetzt Gebäude der Bank Austria in der Herrengasse). Moritz Fröhlich starb 1896 herzkrank im französischen Riviera-Kurort Menton (zuvor Mentone). Bestattet wurde er in einer monumentalen Gruft auf dem Wiener Zentralfriedhof.

Karl A. Kubinzky

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fyrtagweg

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Johann Christian Andrä von Fyrtag Lebensdaten unbekannt
Universitätsprofessor. Fyrtag war Ordinarius für Morgen- und Abendländische Sprachen an der Universität Graz, beschäftigte sich zudem mit der steirischen und Grazer Geschichte. Seine historische Abhandlung zur Haupt- und Residenzstadt Graz und sein Werk „Die treue Steyermarkt“ von 1753 zeugen von der aufbrechenden Wissenschaftlichkeit im 18. Jahrhundert.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Christian Fyrtag war im 18. Jahrhundert ein Chronist der Steiermark. Von ihm sind keine genauen Lebensdaten bekannt. Er unterrichtete als Professor für Morgen- und Abendländische Sprachen an der Universität Graz. Vor allem aber beschäftigte er sich ausführlich mit der Geschichte des Herzogtums Steiermark und dessen Hauptstadt Graz. Fyrtag war in seiner historischen Expertise so angesehen, dass Kaiserin Maria Theresia ein Kaiserliches Patent erließ, das die Behörden anwies, Fyrtag bei seiner Arbeit – etwa bei der Suche nach Dokumenten für seine geplante Chronik der Steiermark – zu unterstützen. Zwei Jahre später verfasste er die Handschrift „Kurtze Beschreibung der landesfürstlichen Haupt- und Residenzstadt Grätz“, die heute im Landesarchiv aufbewahrt wird. Sein ebenfalls 1753 erschienenes Werk „Die treue Steyermarkt“ gilt als weiteres wichtiges Dokument der beginnenden Wissenschaftlichkeit im 18. Jahrhundert.

Fyrtags Schriften basieren auf dem umfangreichen, von ihm gesammelten Quellenmaterial. Ein besonderes Faible hatte er für Rechtsgeschichte und die Darstellung alter Rechtsbräuche. So etwa schrieb Fyrtag, dass die Barmherzigenkirche auf einer alten Richtstätte errichtet sei. Diese Information wird heute allerdings angezweifelt, was möglicherweise damit zusammenhängt, dass Fyrtag zu ausschweifenden Exkursen neigte. Von Fyrtag stammt auch eine Ansicht der Stadt von Westen her aus dem Jahr 1753, die einzige derartige Arbeit ihrer Zeit, die selbstständig verfasst wurde. Fyrtag zufolge hatte Graz damals, Mitte des 18. Jahrhunderts, 80.000 Einwohner.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Elisabeth Katschnig-Fasch, „Die treue Steyermark“ von Johann Christian Andreas Fyrtag. Ein Dokument der aufbrechenden Wissenschaftlichkeit des 18. Jahrhunderts, in: Volkskundliches aus dem steirischen Ennsbereich. Festschrift für Karl Haiding. Trautenfels 1981.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
<http://stadtteilarbeit-denggenhof.at/der-bezirk-gries-und-seine-richtstaetten/>

Gabelsbergerstraße

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Franz Xaver Gabelsberger 1789–1849

Kanzleibeamter, Stenograf. Der gebürtige Münchner begann nach dem Gymnasium 1809 eine Laufbahn im bayerischen Staatsdienst. Als königlicher Sekretär und Geheimer Kanzlist entwarf Gabelsberger ab 1817 ein Kurzschriftsystem für die deutsche Sprache, das er 1834 veröffentlichte und fortan verfeinerte. Es bildet die Grundlage für heutige stenografische Schriften.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Xaver Gabelsberger gilt als Erfinder der modernen deutschen Kurzschrift. Er wurde am 9. Februar 1789 als Sohn des Hofblasinstrumentenmachers Ernst Alois Gabelsberger in München geboren. Als der Vater früh verstarb, nahm ihn sein Großvater in Haag (Oberbayern) in seine Obhut. Dort erhielt Gabelsberger auch ersten Unterricht. Die weitere Schulausbildung absolvierte er im Benediktinerstift Attel, in der Schule des Reichsstifts Ottobeuren sowie am Kurfürstlichen Gymnasium in München. Dort sang er auch im Gregorianischen Knabenchor. 1809 trat Gabelsberger in den bayerischen Staatsdienst ein. Zunächst als Schreiber tätig, wurde er später zum königlichen Sekretär und Geheimen Kanzlisten befördert.

Im Zuge seiner Arbeit begann Gabelsberger 1817 ein Kurzschriftsystem, wie es in England und Frankreich zu dieser Zeit bereits in Verwendung war, speziell für die Deutsche Sprache zu entwickeln. Ein Jahr danach wurden die beiden bayerischen Ständekammern ins Leben gerufen und damit der Bedarf, mithilfe einer Schnellschrift die Verhandlungen zu protokollieren. Gabelsberger wurde als Kammerstenograf eingestellt, später wurde er Leiter des Stenografenbüros. 1834 vollendete er die „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie“ – ein grundlegendes Werk mit 560 Seiten. Der zweite Teil des Buches enthält seine Kurzschrift, in der er Zeichen zu Monogrammen verschmolz, um sie dem Schreibfluss anzupassen, alle entbehrlichen Wörter wurden einfach ausgelassen. Sein System setzte sich rasch in der Verwaltung und in verschiedenen Parlamenten, aber auch in anderen Bereichen durch. Gabelsbergers System kam auch bei der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 zur Anwendung. Auch nach der Veröffentlichung seiner „Anleitung“ entwickelte Gabelsberger seine Kurzschrift immer weiter und verfeinerte sie, unter anderem in den

„Neuen Vervollkommnungen“ von 1843. Gabelsberger unterrichtete sein System unter anderem auch an der Universität und im Polytechnikum.

Franz Xaver Gabelsberger starb am 4. Jänner 1849 in München an den Folgen eines Schlaganfalls. Er hinterließ eine Ehefrau und eine Tochter. Seine Kurzschrift überdauerte ihn und ist Basis für die meisten modernen kursiven Stenografiesysteme nicht nur im deutschsprachigen Raum. Gabelsbergers System ist der direkte Vorläufer der heute gebräuchlichen Deutschen Einheitskurzschrift. Neben seiner Pionierarbeit im Bereich der Stenografie erfand Gabelsberger einige andere Dinge, darunter eine mechanische Uhr und eine mechanische Rechentafel.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Julius Anders, Franz Xaver Gabelsberger und seine Verdienste um die Stenographie. Lindow 1851.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Rudolf Weinmeister, Gabelsberger, Franz Xaver, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118716026.html>

Gabriel-Seidl-Gasse

Datum der Benennung

1895

Text der Zusatztafel

Johann Gabriel Seidl 1804–1875

Archäologe, Schriftsteller. Der gebürtige Wiener war erst Gymnasiallehrer in Cilli/Celje, ab 1840 Kustos am Wiener Münz- und Antikenkabinett und 1856–1871 Verwalter der Schatzkammer. Bekannt wurde Seidl mit Erzählungen und Gedichten, von denen Carl Loewe und Franz Schubert einige vertonten. Sein Text „Gott erhalte“ von 1854 avancierte zur offiziellen Kaiserhymne.

EKS-N / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Gabriel Seidl wurde am 21. Juni 1804 in Wien als einziges Kind des Hof- und Gerichtsadvokaten Johann Gabriel Seidl (1769–1823) und seiner Frau Anna, geb. Lettner, geboren. Er besuchte 1813–1819 das Akademische Gymnasium, begann 1819 ein Studium und wählte nach den philosophischen Jahren auf Wunsch des Vaters Rechtswissenschaft. Nach dem frühen Tod des Vaters 1823 arbeitete er auch als Hauslehrer und war dann seit 1829 Gymnasiallehrer in Cilli (Celje). Seit 1834 war er einer der Hauptmitarbeiter der „Steiermärkischen Zeitschrift“, kehrte 1840 als Kustos an das k. k. Münz- und Antikenkabinett nach Wien zurück. Gleichzeitig mit dem Antritt seiner Stellung am Münz- und Antikenkabinett „wurde Seidl von der obersten Polizei- und Zensurhofstelle das Amt eines Zensors ‚aufgedrängt‘, wie er selbst schreibt, das er bis 1848 versah“¹. Er war dann kurzzeitig Lehrer am Josefstädter Gymnasium. 1851 wurde er wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 1856–1871 war er k. k. Hof-Schatzmeister, 1871 wurde er pensioniert.

Neben seinen Publikationen als Erzähler und einigen Stücken trat er vornehmlich als Lyriker – erste Gedichte (unter dem Pseudonym Emil Lediés) wurden schon mit 16 Jahren veröffentlicht – hervor: „Gedichte“ (3 Bde., 1826–1828), „Bifolien“ (1836), aber auch mehrere Bände mit „Flinserln“ (Vierzeiler in niederösterreichischer Mundart, 1828–1837). Einige seiner Gedichte wurden von Franz Schubert (1797–1828) und Carl Loewe (1796–1869) vertont. Von Seidl stammte der neue Text zur österreichischen Hymne „Gott erhalte Gott beschütze“ (1854) mit der Melodie von Joseph Haydn (1732–1809).

¹ Projekt „Briefe an Anastasius Grün“. Register der Kommentare zu Personen und Werken. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/reg_seidl_johann.html

Seidl war Mitbegründer der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“ und Herausgeber der Taschenbuchreihe „Aurora“ (1828–1858). 1877 bis 1881 erschienen „Gesammelte Schriften“ (6 Bde.), 1828–48 das Taschenbuch „Der Freund des schönen Geschlechts“. Über seine literarischen Veröffentlichungen und Herausgeberschaften hinaus war Seidl „zugleich trefflicher lateinischer Philologe und Archäologe, zahlreiche Facharbeiten auf diesen Gebieten geben davon Zeugniß“². 1829 hatte Seidl Therese Schlesinger geheiratet, die 1854 verstarb. Er hatte zwei Kinder: Karl und Wilhelmine, verh. Funke.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Projekt „Briefe an Anastasius Grün“. Register der Kommentare zu Personen und Werken. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/reg_seidl_johann.html

Anton Schlossar, Steiermark im deutschen Liede. Eine poetische Anthologie. Graz 1880.

² Anton Schlossar, Steiermark im deutschen Liede. Eine poetische Anthologie. Graz 1880, S. 346.

Gadollaplatz

Datum der Benennung

18.9.2014 bzw. 1997

Text der Zusatztafel

Josef Ritter von Gadolla 1897–1945

Offizier. Der gebürtige Grazer trat 1913 als Kadettenschüler die Offizierslaufbahn an. 1919 blieb er beim Bundesheer, nach dem „Anschluss“ 1938 als Verwaltungsoffizier. Im April 1945 übergab Gadolla das thüringische Gotha kampflos den US-Truppen und bewahrte die Stadt somit vor Zerstörung. Deshalb wurde er von der NS-Justiz zum Tode verurteilt und erschossen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef (Ritter von) Gadolla war in den letzten Jahren der Ersten Republik österreichischer Luftwaffen-Kommandant in Thalerhof. Er verfügte die kampflose Übergabe der deutschen Stadt Gotha am Ende des Zweiten Weltkrieges und wurde dafür standgerichtlich erschossen. Josef Gadolla wurde am 14. Jänner 1897 als Sohn eines Offiziers in eine katholisch-konservative Familie in Graz geboren. Nach der Volksschule besuchte er, der Familientradition folgend, ab 1909 zuerst die Militärunterrealschule in Strass und dann die Infanterie-Kadettenschulen in Graz-Liebenau und Prag. Nach Abschluss der Militärakademie in Hainburg wurde er im August 1917 als Fähnrich zum bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiment Nr. 2 an die italienische Front versetzt. Im darauffolgenden Jahr wurde er, mittlerweile zum Leutnant befördert, schwer verwundet. Während des folgenden, sich über das Kriegsende hinziehenden Krankenhausaufenthalts beschäftigte sich Gadolla mit Staatstheorie und Politik, insbesondere der Sozialdemokratie.

Gadolla blieb beim Militär und lernte beim steirischen Volkswehr-Kommando des Grazer Hauptbahnhofs den damaligen sozialdemokratischen Staatssekretär Julius Deutsch kennen. Sein sozialdemokratisches Engagement distanzierte Gadolla vielfach von ehemaligen Kameraden und dürfte auch zu Problemen mit seiner Familie geführt haben. 1921 wurde Gadolla im steirischen Alpenjägerregiment Nr. 9 in das Bundesheer der Ersten Republik übernommen. 1924 heiratete er die Tochter des Kasernenwirtes, Alma Sampl. Das konservative Grazer Offizierskorps blieb der Feier demonstrativ fern. 1926 kam Tochter Ingeborg auf die Welt. 1936 wechselte Gadolla, mittlerweile zum Major befördert, zu den Fliegern und wurde Kommandant der Fliegerwerft-Kompanie Nr. 2 in Graz-Thalerhof. Nach dem „Anschluss“ versuchte Gadolla vergeblich, sich wegen seiner

Kriegsinvalidität pensionieren zu lassen. Er wurde auf Adolf Hitler vereidigt und in die Deutsche Luftwaffe übernommen, im Dezember desselben Jahres erfolgte seine Versetzung als Sachbearbeiter nach Marktredwitz (Bayern). Dort wurde er 1941 zum Oberstleutnant befördert.

1943 wurde er nach Gotha (Thüringen) versetzt und dort Kommandant des Wehrmeldeamts. Ihm wird bescheinigt, dass er in dieser Funktion im Wehrmeldeamt einem „Halbjuden“ behilflich gewesen sei. Gadolla soll außerdem den Hitlergruß vermieden haben. 1945 wurde Gadolla als ranghöchster Offizier „Kampfkommandant“ von Gotha. Er bereitete die kampflose Übergabe der Stadt Gotha vor, indem er weiße Fahnen auf den Gebäuden hissen und die Wehrmachtsoldaten abziehen ließ. Bei dem Versuch, mit den Alliierten in Kontakt zu kommen, wurde er jedoch abgefangen. Am 5. April wurde Josef Gadolla aufgrund eines Standgerichtsurteils der Wehrmacht in Weimar erschossen. Die kampflose Übergabe von Gotha war am Tag davor über die Bühne gegangen. Erst 1997 hob das Oberlandesgericht Thüringen das Kriegsverdict gegen Gadolla auf und sein Andenken erfuhr eine Welle der Ehrungen. Gadollas Leben wurde 2015 auch verfilmt. Die Benennung des Platzes geht wesentlich auf die Initiative des Obmannes des Katholischen Preßvereins und Styria-Vorsitzenden Univ.-Prof. Dr. Hans Trummer zurück.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- D. Angetter, Gadolla, Josef Ritter von (1897–1945), in: Österreichisches Biographisches Lexikon. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Gadolla_Josef_1897_1945.xml
- Egon Ehrlich, Josef Ritter von Gadolla. 2. Aufl. Wien 2000.
- Egon Ehrlich – Helga Raschke, Josef Ritter von Gadolla – Ein Grazer Offizier im militärischen Widerstand, in: Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands 2003. Wien 2003.
- Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 252.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Matthias Priestoph, Josef Ritter von Gadolla. Gotha 1998.
- Helga Raschke, Josef Ritter von Gadolla und die letzten Kriegstage in Gotha. Gotha 2007.
- Gespräche von Stefan Karner mit Prof. Hans Trummer.

Gadollaweg

Datum der Benennung

4.12.1997

Text der Zusatztafel

Josef Ritter von Gadolla 1897–1945

Offizier. Der gebürtige Grazer trat 1913 als Kadettenschüler die Offizierslaufbahn an. 1919 blieb er beim Bundesheer, nach dem „Anschluss“ 1938 als Verwaltungsoffizier. Im April 1945 übergab Gadolla das thüringische Gotha kampfflos den US-Truppen und bewahrte die Stadt somit vor Zerstörung. Deshalb wurde er von der NS-Justiz zum Tode verurteilt und erschossen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef (Ritter von) Gadolla war in den letzten Jahren der Ersten Republik österreichischer Luftwaffen-Kommandant in Thalerhof. Er verfügte die kampflose Übergabe der deutschen Stadt Gotha am Ende des Zweiten Weltkrieges und wurde dafür standgerichtlich erschossen. Josef Gadolla wurde am 14. Jänner 1897 als Sohn eines Offiziers in eine katholisch-konservative Familie in Graz geboren. Nach der Volksschule besuchte er, der Familientradition folgend, ab 1909 zuerst die Militärunterrealschule in Strass und dann die Infanterie-Kadettenschulen in Graz-Liebenau und Prag. Nach Abschluss der Militärakademie in Hainburg wurde er im August 1917 als Fähnrich zum bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiment Nr. 2 an die italienische Front versetzt. Im darauffolgenden Jahr wurde er, mittlerweile zum Leutnant befördert, schwer verwundet. Während des folgenden, sich über das Kriegsende hinziehenden Krankenhausaufenthalts beschäftigte sich Gadolla mit Staatstheorie und Politik, insbesondere der Sozialdemokratie.

Gadolla blieb beim Militär und lernte beim steirischen Volkswehr-Kommando des Grazer Hauptbahnhofs den damaligen sozialdemokratischen Staatssekretär Julius Deutsch kennen. Sein sozialdemokratisches Engagement distanzierte Gadolla vielfach von ehemaligen Kameraden und dürfte auch zu Problemen mit seiner Familie geführt haben. 1921 wurde Gadolla im steirischen Alpenjägerregiment Nr. 9 in das Bundesheer der Ersten Republik übernommen. 1924 heiratete er die Tochter des Kasernenwirtes, Alma Sampl. Das konservative Grazer Offizierskorps blieb der Feier demonstrativ fern. 1926 kam Tochter Ingeborg auf die Welt. 1936 wechselte Gadolla, mittlerweile zum Major befördert, zu den Fliegern und wurde Kommandant der Fliegerwerft-Kompanie Nr. 2 in Graz-Thalerhof. Nach dem „Anschluss“ versuchte Gadolla vergeblich, sich wegen seiner

Kriegsinvalidität pensionieren zu lassen. Er wurde auf Adolf Hitler vereidigt und in die Deutsche Luftwaffe übernommen, im Dezember desselben Jahres erfolgte seine Versetzung als Sachbearbeiter nach Marktredwitz (Bayern). Dort wurde er 1941 zum Oberstleutnant befördert.

1943 wurde er nach Gotha (Thüringen) versetzt und dort Kommandant des Wehrmeldeamts. Ihm wird bescheinigt, dass er in dieser Funktion im Wehrmeldeamt einem „Halbjuden“ behilflich gewesen sei. Gadolla soll außerdem den Hitlergruß vermieden haben. 1945 wurde Gadolla als ranghöchster Offizier „Kampfkommandant“ von Gotha. Er bereitete die kampflöse Übergabe der Stadt Gotha vor, indem er weiße Fahnen auf den Gebäuden hissen und die Wehrmachtsoldaten abziehen ließ. Bei dem Versuch, mit den Alliierten in Kontakt zu kommen, wurde er jedoch abgefangen. Am 5. April wurde Josef Gadolla aufgrund eines Standgerichtsurteils der Wehrmacht in Weimar erschossen. Die kampflöse Übergabe von Gotha war am Tag davor über die Bühne gegangen. Erst 1997 hob das Oberlandesgericht Thüringen das Kriegsgesichtsurteil gegen Gadolla auf und sein Andenken erfuhr eine Welle der Ehrungen. Gadollas Leben wurde 2015 auch verfilmt. Die Benennung des Platzes geht wesentlich auf die Initiative des Obmannes des Katholischen Preßvereins und Styria-Vorsitzenden Univ.-Prof. Dr. Hans Trummer zurück.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- D. Angetter, Gadolla, Josef Ritter von (1897–1945), in: Österreichisches Biographisches Lexikon. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Gadolla_Josef_1897_1945.xml
- Egon Ehrlich, Josef Ritter von Gadolla. 2. Aufl. Wien 2000.
- Egon Ehrlich – Helga Raschke, Josef Ritter von Gadolla – Ein Grazer Offizier im militärischen Widerstand, in: Jahrbuch des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands 2003. Wien 2003.
- Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 252.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Matthias Priestoph, Josef Ritter von Gadolla. Gotha 1998.
- Helga Raschke, Josef Ritter von Gadolla und die letzten Kriegstage in Gotha. Gotha 2007.
- Gespräche von Stefan Karner mit Prof. Hans Trummer.

Gaisbacherweg

Datum der Benennung

4.12.1997

Text der Zusatztafel

Josef Karl Gaisbacher 1917–1996

Jurist, Landesbeamter. Der gebürtige Murecker promovierte 1939 in Graz und war nach Kriegsdienst im Zweiten Weltkrieg im Büro des Landeshauptmannstellvertreters Udier tätig. Ab 1961 leitete Gaisbacher die Abteilungen Tourismus und Sport, wobei er den steirischen Tourismus mit der Trademark „Grünes Herz Österreichs“ und weiteren Projekten auf- und ausbaute.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Gaisbacher war ein steirischer Multifunktionär. Er engagierte sich unter anderem für die steirische Luftfahrt und das Stadion in Liebenau. Gaisbacher wurde am 15. Februar 1917 im südsteirischen Mureck geboren. Er studierte in Graz Jus. Nach dem Studium war er von 1946 bis 1949 Gerichtspraktikant. Anschließend arbeitete er im Sekretariat von Landeshauptmannstellvertreter Tobias Udier (ÖVP). 1950 wurde Gaisbacher Landesregierungsrat und bekam 1953 das Landesfremdenverkehrsamt der Steiermärkischen Landesregierung überantwortet. Von 1951 bis 1995 war er Präsident des steirischen Landesverbandes des Österreichischen Aero-Clubs und auch dessen Bundesvorstandsmitglied. Als Ehrenpräsident der Weltflugsportbehörde FAI engagierte sich Gaisbacher für die Luftfahrt in der Steiermark. Ihm wird zugeschrieben, durch verschiedene Initiativen zur steigenden Bedeutung des Flughafens Graz-Thalerhof beigetragen zu haben. So gab es schon ein Jahr nach der Gründung des Steirischen Aero-Clubs im Jahr 1951 die erste Modellflugweltmeisterschaft in Graz. Gaisbacher hatte etliche weitere Funktionen; so war er Präsident des Vereines Grazer Kunsteisbahn, Präsident der Grazer Sportvereinigung (GSV), Vizepräsident und Bundesvorstandsmitglied des Allgemeinen Sportverbandes Österreichs. Gaisbacher war auch einer der Initiatoren des Liebenauer Stadions. Von 1968 bis 1973 war er Gemeinderat der Stadt Graz. Er starb am 12. Oktober 1996 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Gallmeyergasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Josefine Gallmeyer 1838–1884

Schauspielerin. Das Debüt der gebürtigen Leipzigerin 1853 am Stadttheater Brunn/Brno stand am Beginn einer skandalumwitterten Karriere. 1862 schaffte Gallmeyer am Theater an der Wien den Durchbruch, später leitete sie ab 1875 mit Julius Rosen das Strampfer-Theater. Die populäre Volksschauspielerin tourte 1882–1883 durch die USA und trat 1884 mehrfach in Graz auf.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josephine (Josefine) Gallmeyer,¹ die am 27. Februar 1838 in Leipzig geboren wurde, war die uneheliche Tochter der Sängerin Katharina Tomaselli (1811–1857) und des Opersängers Michael Greiner (1798–1852). Die aus Wien gebürtigen Eltern, die sich in der Spielzeit 1835/36 in Brunn kennengelernt hatten, waren aufgrund ihrer Berufe in verschiedensten Städten des deutschen Sprachraums unterwegs. Die Tochter wurde über die wahre Identität ihres Vaters erst zu Weihnachten 1852 aufgeklärt. In den ersten beiden Jahren nach der Geburt wurde Josefine von der Hebamme Wilhelmine Brox betreut, erst 1840 folgte sie dann ihrer Mutter nach Brunn nach. 1842 lernte die Mutter bei einem Engagement in Linz den Schauspieler Christian Gallmeyer (1814–1867) kennen und aufgrund der Heirat nahm die Tochter den Namen des Stiefvaters an. Die Eltern waren in der Folge in Lemberg (1843/44), Wien (1845), Temeswar (Timișoara, 1846), Ofen/Buda (1847–50), Graz (1851–52) engagiert. 1853 kehrten sie nach Brunn zurück.

Am 13. September 1853 feierte Josefine Gallmeyer ihr höchst erfolgreiches Debüt am Stadttheater in Brunn mit „Der Kurmärker und die Picarde“. 1854 war sie dort fix engagiert, wechselte dann 1855 an das Pester „Vereinigte Deutsche Theater“, wo sie aufgrund eines Konflikts mit dem Regisseur als ein

¹ Obwohl essayistisch-narrativ aufbereitet für biografische Informationen nach wie vor grundlegend und hier verwendet: Blanka Glossy – Gisela Berger, Josefine Gallmeyer. Wiens größte Volksschauspielerin. Wien 1946. Aufgrund fehlender Quellenangaben und der Fiktionalisierung trotz der weitgehenden Orientierung an den biografischen Fakten nur bedingt verwendbar: Eduard P. Dansky, Die Gallmeyer. Der Roman ihres Lebens. Wien – Stuttgart 1953. Als grobe Übersicht und als umfängliche Anekdotensammlung: Adolph Kohut, Die größten und berühmtesten Soubretten des neunzehnten Jahrhunderts. Düsseldorf 1890. Online verfügbar unter: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11574762?q=%28kohut+soubretten%29>

„verlottertes Talent“² entlassen wurde. Sie kehrte wieder nach Brünn zurück, übernahm aber Jänner/Februar 1856 drei Gastrollen im Theater an der Josefstadt in Wien. Der Ablauf des Brüner Vertrags zu Ostern 1857 wurde von ihr begrüßt, von Oktober bis Dezember war sie dann in Nestroys Carltheater, wo sie als „nicht entsprechend“³ entlassen wurde. Nach weiteren Gastspielen in Ofen, 1857/60 in Hermannstadt und Bistritz blieb sie 1860 bis 1862 in Temeswar (Timișoara), unternahm aber wiederum diverse Gastspiele.

1862 bis 1865 feierte sie im Theater an der Wien unter der Direktion von Friedrich Strampfer (1823–1890) ihren Durchbruch mit Possen von Ottokar Franz Ebersberg (1833–1886) und Carl Costa (1832–1907). Sie unternahm wiederum Tournées nach Deutschland und 1864 nach Graz mit Auftritten am Landschaftlichen Theater und am Thalia-Theater. Vom 23. August 1865 bis zum 2. März 1872 war sie nochmals am Carltheater und vom September 1872 bis August 1874 am Strampfertheater. Ab 1875 übernahm sie gemeinsam mit Julius Rosen (1833–1892) die Direktion des Strampfertheaters, bis es 1884 zur Insolvenz kam, die Josefine Gallmeyer in der Folge erhebliche finanzielle Probleme bescherte. Nach vielen Kurzzeitbeziehungen heiratete sie am 14. September 1877 den Schauspieler Franz Siegmann (1843–1883); im März 1879 kam es wieder zur Scheidung.

1882/83 unternahm sie in der Hoffnung auf die Sanierung der prekären finanziellen Verhältnisse eine Amerika-Tournee, bei der sie einerseits Triumphe feierte, andererseits auch einige Misserfolge akzeptieren musste. Ende 1883 verlegte sie ihren Lebensmittelpunkt anlässlich einer Aufführungsserie nach Graz,⁴ wo sie sich trotz zunehmender Bauchschmerzen wohl fühlte und vom Publikum akzeptiert und bewundert war, während in Wien Auftrittsmöglichkeiten kaum noch gegeben waren. Sie starb bei einem nur als Kurzbesuch geplanten Aufenthalt, bei dem es zu einem letzten öffentlichen Auftreten mit der von Peter Rosegger für sie geschriebenen Duoszene „Komödianten“ am 23. Jänner gekommen war, am 3. Februar 1884 an einer „septischen Bauchfellentzündung“⁵ in Wien. 22 Jahre nach der Beisetzung auf dem Matzleinsdorfer Friedhof wurde sie 1906 exhumiert und in einem Ehrengrab der Stadt Wien auf dem Zentralfriedhof neu bestattet.

Gallmeyer war als Soubrette wie als Volksschauspielerin und „weiblicher Nestroy“ ein prominenter Publikumsliebhaber, hatte allerdings aufgrund ihrer Temperamentsausbrüche und ihrer spontanen Stegreifeinlagen und privaten Zerwürfnisse wiederholt massive Probleme mit den Theaterverwaltungen und den Kolleginnen und Kollegen. Als Schauspielerin war sie – trotz einer Beschränkung auf Dialekt-Rollen – von elementarer Durchschlagskraft und von einer unbändigen

² Glossy – Berger, Gallmeyer, S. 40.

³ Glossy – Berger, Gallmeyer, S. 46.

⁴ Vgl. Glossy – Berger, Gallmeyer, S. 207.

⁵ Totenbeschauprotokoll. Online verfügbar unter: <https://www.familysearch.org/ark:/61903/3:1:3Q9M-C39S-M39P-7?i=41&cat=96269>

Spielfreude. Peter Rosegger, der Gallmeyer kurz vor ihrem Tod kennengelernt hatte, unternahm eine bemerkenswerte Ehrenrettung Gallmeyers gegenüber der üblichen Reduktion auf den Typus der verhaltensauffälligen Spaßmacherin: „[...] eine flache Kritik behauptete länger als zwanzig Jahre mit den ewig gleichen Phrasen, der Hauptreiz, das Genie dieser Schauspielerin liege in ihrer Ungebundenheit, in ihren lustigen Extempores, in ihrem sprudelnden Übermuthe u.s.w., ihre höchste Vollendung fände sie in der Burleske. Und so war sie in den engen, undankbaren Kreis der Lokalkomikerin gebannt, und ihr Temperament, ihre Routine und ihre Keckheit zusammen gab das, was man unter der ‚fischen Pepi‘ verstand. [...] Wir Grazer haben die Gallmeyer angesehen für das, was sie war, für eine gottbegnadete Künstlerin, und dafür war sie uns dankbar wie ein gutes Kind.“⁶

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Eduard P. Dansky, Die Gallmeyer. Der Roman ihres Lebens. Wien – Stuttgart 1953.

Blanka Glossy – Gisela Berger, Josefine Gallmeyer. Wiens größte Volksschauspielerin. Wien 1946.

Adolph Kohut, Die größten und berühmtesten Soubretten des neunzehnten Jahrhunderts. Düsseldorf 1890. Online verfügbar unter: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11574762?q=%28kohut+soubretten%29>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Peter Rosegger, Josefine Gallmeyer, in: Peter Rosegger, Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen. Wien – Pest – Leipzig 1893, S. 211–223. Online verfügbar unter: https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_326389&order=1&view=SINGLE
Totenbeschauprotokoll. Online verfügbar unter:
<https://www.familysearch.org/ark:/61903/3:1:3Q9M-C39S-M39P-7?i=41&cat=96269>

⁶ Peter Rosegger, Josefine Gallmeyer, in: Peter Rosegger, Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen. Wien – Pest – Leipzig 1893, S. 211–223, hier S. 212 und 214f. Online verfügbar unter: https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_326389&order=1&view=SINGLE

Ganghoferstraße

Datum der Benennung

in den 1930er-Jahren

Text der Zusatztafel

Ludwig Albert Ganghofer 1855–1920

Schriftsteller. Der in Kaufbeuren geborene und 1879 an der Universität Leipzig promovierte Literaturhistoriker lebte ab 1881 als Dramaturg und Feuilletonredakteur in Wien. Sein literarisches Werk aus populären, vorrangig im Alpenland verorteten Heimatromanen schuf Ganghofer ab 1893 in München, wo er 1897 die Münchener Literarische Gesellschaft mitbegründete.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig Ganghofer war ein deutscher Schriftsteller und ist vor allem durch seine Heimatromane bekannt. Er kam am 7. Juli 1855 im bayrischen Kaufbeuren als Sohn eines Oberförsters zur Welt. Die Dienstorte des Vaters wechselten häufig und so wuchs Ganghofer an verschiedenen Orten in Bayern auf. Die Schulzeit verbrachte er in Neustadt an der Donau, in Augsburg und schließlich in Regensburg, wo er 1873 das Abitur ablegte. Danach arbeitete er ein Jahr als Schlosser und Monteur in einer Augsburger Maschinenfabrik. Nach der Militärzeit studierte Ganghofer zwei Jahre lang Maschinenbau am Münchner Polytechnikum, sattelte dann wegen seiner literarischen Ambitionen aber auf Philosophie und Deutsche Philologie um. Nach der Studienzeit in München und Berlin promovierte Ganghofer 1879 an der Universität Leipzig. Bei seinen Theaterstücken arbeitete er zu Beginn mit dem Schauspieler und Schriftsteller Hans Neuert zusammen.

Ganghofers erstes Stück „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“ erschien 1880. Im Oktober 1881 wechselte Ludwig Ganghofer ans Ringtheater nach Wien, legte das Amt allerdings bereits zwei Monate später nieder und musste sich nun als freier Schriftsteller sowie als Journalist durchschlagen. 1882 heiratete er die Wiener Sängerin und Schauspielerin Catharina (Kathinka) Engel, mit der er in der Folge vier Kinder hatte. Die aus einer jüdischen Familie kommende Kathinka Engel konvertierte anlässlich ihrer Eheschließung zum Katholizismus.

Von 1886 bis 1892 war Ganghofer Feuilletonredakteur des „Neuen Wiener Tagblatts“. Danach begann er die Sommer in den bayerischen Bergen, vor allem im Berchtesgadener Land, zu verbringen, wo er sich zum Teil auch die Inspiration für seine Heimatromane holte. Sie brachten

Ganghofer schon zu Lebzeiten den Ruf eines kitschbehafteten „Heile-Welt“-Autors und reichlich satirischen Spott ein. 1893 zog er nach München. 1897 war er Mitbegründer der „Münchner Literarischen Gesellschaft“ und übernahm gelegentlich einen Auftrag als Regisseur. Beispielsweise inszenierte Ganghofer 1898 in München die Uraufführung des Versdramas „Der Tor und der Tod“ von Hugo von Hofmannsthal. Im Ersten Weltkrieg meldete er sich freiwillig und war von 1915 bis 1917 als Kriegsberichterstatter tätig. Während dieser Zeit schrieb er etliche patriotische und kriegsverherrlichende Texte sowie Lobeshymnen auf den Kaiser, der als Freund Ganghofers galt. Ebenfalls befreundet war Ganghofer mit dem steirischen Dichter Peter Rosegger.

Ganghofer hatte eine ausgesprochen deutschnationale und antidemokratische politische Gesinnung, trat aber nie als Antisemit in Erscheinung. Seit 1913 war er als Alter Herr Mitglied der Burschenschaft Rheno-Marchia Münster. Ludwig Ganghofer starb am 24. Juli 1920 in der Villa Maria in Tegernsee, in die er mit seiner Frau erst im Jahr davor eingezogen war. Seine heute noch verlegten Bücher wurden vielfach verfilmt, Ganghofer zählt sogar zu den bis heute am häufigsten verfilmten Autoren im deutschen Sprachraum, wobei die meisten dieser Ganghofer-Filme noch in der Stummfilmzeit und später in den 1950er-Jahren gedreht wurden.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Helge Dvorak, Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft. Band II: Künstler. Heidelberg 2018.

Jürgen Kraus – Astrid Pellengahr (Hg.), Kehrseite eines Klischees. Der Schriftsteller Ludwig Ganghofer. (= Kaufbeurer Schriftenreihe 6). Thalhofen 2005.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Leonhard Lenk, Ganghofer, Ludwig, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964.

Reinhard Müller, Ludwig Ganghofer, in: Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich. 2008.

Online verfügbar unter: http://agso.uni-graz.at/marienthal/biografien/ganghofer_ludwig.htm

Gaußgasse

Datum der Benennung

1899

Text der Zusatztafel

(Johann) Carl Friedrich Gauß 1777–1855

Mathematiker, Physiker, Astronom, Geodät. Der gebürtige Braunschweiger machte nach seiner Promotion in Göttingen 1799 eine steile Karriere. Gauß begründete 1801 die moderne Zahlentheorie, war ab 1807 Göttinger Professor und legte als „Fürst der Mathematiker“ zahlreiche physikalisch-mathematische Modelle, wie die nach ihm benannte Normalverteilung, vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl Friedrich Gauß war ein deutscher Mathematiker, Physiker, Astronom und Geodät. Er wurde am 30. April 1777 in Braunschweig geboren. Sein Vater hatte viele Berufe, darunter Schlachter, Gärtner und Handelsassistent. Carl Friderichs außergewöhnliches mathematisches Talent ist durch mehrere Anekdoten aus seiner Kindheit belegt. Bereits während der Schulzeit galt er als „Wunderknabe“. Seine Begabung wurde unter anderem durch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig gefördert, der 1806 Gauß' Ausbildung und danach dessen Forschungsarbeit finanzierte. Gauß studierte zunächst am Collegium Carolinum in Braunschweig und ab 1795 an der Universität Göttingen neben Mathematik auch Philologie, Physik und Astronomie.

1799 promovierte Gauß zum Doktor der Mathematik. 1805 heiratete er die Weißgerberstochter Johanna Osthoff. Als diese nach der Geburt ihres dritten gemeinsamen Kindes im Oktober 1809 starb und einige Monate später auch das Kind, Louis, verfiel Gauß in eine tiefe Depression. Ein Jahr später heiratete er die ehemalige beste Freundin seiner verstorbenen Frau, Minna Waldeck, und hatte mit ihr drei weitere Kinder. Gauß blieb bis zum Tod seines Gönners, des Herzogs, im Jahr 1806 in Braunschweig und wurde anschließend Professor in Göttingen und der Leiter der dortigen Sternwarte.

Gauß war auch ein akribischer Statistiker. Sein Geschick für Zahlen dürfte ihm auch bei seinen erfolgreichen Aktienspekulationen zugutegekommen sein. Im Laufe seines Lebens trug Gauß auf diese Weise ein zum großen Teil in Wertpapieren angelegtes Vermögen von 170.000 Talern (bei einem Professoren-Jahresgehalt von 1000 Talern) zusammen. Mit zunehmendem Alter wandte sich

Gauß, der ein begeisterter Sänger war und Musik liebte, auch der Literatur zu. Zu seinen Lieblingsautoren zählten Jean Paul und Walter Scott. Gauß beherrschte etliche moderne und antike Sprachen. Er war unter anderem Mitglied in der Académie des sciences, der Royal Society, der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und in der American Academy of Arts and Sciences.

Berufungen ins Ausland lehnte Gauß mehrmals ab, so etwa 1842 jene nach Wien. 1849 feierte er sein Goldenes Doktorjubiläum. Im selben Jahr machten ihn Braunschweig und Göttingen zu ihrem Ehrenbürger. Gauß war bis zu seinem Lebensende wissenschaftlich aktiv. Seine letzte diesbezügliche Arbeit war die Wiederholung des foucaultschen Pendelversuchs zum Nachweis der Erdrotation im Jahr 1852. Politisch war Gauß konservativ eingestellt und befürwortete die Monarchie. Der Revolution von 1848 stand er ablehnend gegenüber.

In seinen letzten Jahren hatte Gauß zunehmend Herzprobleme und litt an Schlaflosigkeit. Carl Friedrich Gauß starb am 23. Februar 1855 in Göttingen zu Hause in seinem Lehnstuhl. Ein Teil seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse ist lediglich in Briefen überliefert, weil Gauß in Bezug auf unter Umständen voreilige Veröffentlichungen äußerst vorsichtig war. Zu seinen bahnbrechenden Leistungen auf dem Gebiet der Mathematik zählen unter anderem seine Erkenntnisse zur nicht-euklidischen Geometrie, der Primzahlverteilung, den komplexen Zahlen, zur Methode der kleinsten Quadrate sowie sein Beweis des Fundamentalsatzes der Algebra.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Walter Kaufmann Bühler, Gauß – eine biographische Studie. Berlin – Heidelberg 1987.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hubert Mania, Gauß. Eine Biografie. Reinbek bei Hamburg 2008.

Nikolai Stuloff, Gauß, Carl Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd104234644.html#ndbcontent>

Hans Wußing, Carl Friedrich Gauß, in: Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner. Bd. 15. Leipzig 1973.

Gebhardgasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Gebhard um 1010–1088

Erzbischof von Salzburg. Gebhard entstammte einem unbekanntem schwäbischen Geschlecht. Gesichert ist seine Priesterweihe 1055, das Wirken als kurzzeitiger Kanzler des Kaisers Heinrich IV. und die Ernennung zum Salzburger Erzbischof 1060. Das Stift Admont (1074) gründete er am Zenit seines Einflusses, welcher im Investiturstreit ab 1075 zusehends schwand.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Der Salzburger Erzbischof Gebhard gründete das Stift Admont. Gebhard entstammte einer nicht mehr identifizierbaren schwäbischen Adelsfamilie. Geboren wurde er um 1010. Aus den Nekrologien von Admont und Salzburg bekannt sind die Vornamen von Gebhards Eltern: Der Vater hieß Chadold (Chadoldus), die Mutter Azala. Die kirchliche Karriere war ihm früh bestimmt. Wo er seine Ausbildung erhielt, ist nicht überliefert. Paris kommt infrage, ist aber historisch nicht gesichert. Die Priesterweihe empfing Gebhard am 9. März 1055 durch Erzbischof Baldwin von Salzburg. Bis er fünf Jahre später dessen Nachfolge antreten sollte, war Gebhard unter anderem Hofkaplan des römisch-deutschen Kaisers Heinrich III. Gebhard wurde als Gesandter nach Konstantinopel geschickt und war von 1057 bis 1059 Reichskanzler. Am 30. Juli 1060 wurde er zum Erzbischof der Diözese Salzburg geweiht.

Gebhard hob in Kärnten das bis dahin im Rahmen einer Art Autonomie gewährte, geringer bemessene Slawenzehent auf und reorganisierte das Pfarrsystem Kärntens. So löste er das von Hemma von Gurk gestiftete Kloster Gurk auf und gründete 1072 an dessen Stelle das Suffraganbistum Gurk und 1074 in der heutigen Steiermark das Stift Admont. Die Festungen Hohensalzburg, Hohenwerfen und Friesach ließ Gebhard ausbauen. Im sogenannten Investiturstreit schlug er sich auf die Seite Papst Gregors VII. 1076 nahm Gebhard an der Fastensynode in Rom teil. 1077 unterstützte er die Wahl des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben. Als Folge wurde er von König Heinrich IV. aus Salzburg vertrieben und musste nach Schwaben und Sachsen ausweichen. Gebhard agitierte weiter für Papst Gregor VII. und versuchte, Bischöfe auf dessen Seite zu ziehen.

Gebhard konnte 1086 mit Unterstützung von Herzog Welf I. von Bayern nach Salzburg zurückkehren. Kurz darauf starb er am 15. Juni 1088 auf der Festung Hohenwerfen. Sein Leichnam wurde im Hochaltar der Stiftskirche von Admont zur Ruhe gelegt. 1629 initiierte Fürsterzbischof Paris Lodron einen Heiligsprechungsprozess für Gebhard. Dieser fiel den Wirren des Dreißigjährigen Krieges zum Opfer und wurde nicht weiterbearbeitet. Gebhards Lebenswerk wird von der heutigen Geschichtsschreibung kritisch gesehen: Einerseits wurden seine Gelehrsamkeit und seine starke Persönlichkeit seinerzeit hervorgehoben und gelobt, demgegenüber legte Gebhard aber eine nicht geringe Eitelkeit und ein Machtstreben an den Tag. Angekreidet wurde ihm auch, dass er sich im sicheren Exil aufhielt, während sein Bistum geplündert und verwüstet wurde. Durch sein zähes Festhalten am Eigenkirchenrecht blockierte Gebhard überdies langfristig die Reform der Salzburger Kirche.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heinz Dopsch, Gebhard (1060–1088) Weder Gregorianer noch Reformier, in: P. F. Kramml – A. St. Weiss (Hrsg.), Lebensbilder Salzburger Erzbischöfe aus zwölf Jahrhunderten. 1200 Jahre Erzbistum Salzburg (= Schriftenreihe „Salzburg Archiv“ 24). Salzburg 1998.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Reindel, Gebhard, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964.

o. A. Gebhard (Salzburg), in: austria-forum. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Gebhard_%28Salzburg%29

Geibelgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Emanuel Geibel 1815–1884

Schriftsteller. Der in Jena 1838 promovierte und seit dem Band „Gedichte“ von 1840 bekannte Lyriker prägte ab 1851 den Münchener Dichterkreis. Seine im realistischen Stil gehaltene Poesie folgte der klassischen Formensprache. Aufgrund politischer Nähe zu Preußen brach er 1868 mit dem Wittelsbacher Ludwig II., worauf er in seine Geburtsstadt Lübeck zurückkehrte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Emanuel Geibel war ein deutscher Dichter, Dramatiker und Übersetzer. Er wurde am 17. Oktober 1815 als Sohn eines protestantischen Predigers in Lübeck geboren. Noch während der Schulzeit schrieb Geibel zahlreiche Gedichte. Adalbert von Chamisso veröffentlichte eines davon, „Vergessen“, im „Deutschen Musenalmanach 1834“. Nach dem Abitur mit Auszeichnung ging Geibel 1835 zunächst nach Bonn, um dort auf Wunsch des Vaters Theologie und Philosophie zu studieren. Er trat in die Burschenschaft Ruländer Bonn ein und nahm an einem „Dichterkränzchen“ teil, dem unter anderem auch Karl Marx angehörte. Bereits im Jahr darauf zog es Geibel nach Berlin, wo er mit mehreren Schriftstellern in Kontakt kam und alsbald in die „Literarische Gesellschaft“ eingeführt wurde. 1838 nahm Geibel eine Hauslehrerstelle beim russischen Gesandten Gawriil Katakasi in Athen an. Noch bevor er nach Griechenland ging, promovierte er an der Universität Jena zum Dr. phil. auf Antrag und Empfehlung, ohne Dissertation und Examen. Nach zwei Jahren kehrte Geibel nach Deutschland zurück, mit dem Entschluss, fortan als Literat leben zu wollen.

Geibels 1840 veröffentlichter Band „Gedichte“ entwickelte sich mit der Zeit zu einem großen Erfolg und Geibel wurde ein weithin geschätzter Autor. Er sah sich selbst als Eklektizist, als Bewahrer der in die Antike zurückreichenden lyrischen Formensprache. Zu seinen zeitnahen Vorbildern zählten Johann Wolfgang von Goethe, Heinrich Heine, Lord Byron und Franz Kugler. 1852 heiratete er die 18-jährige Amanda Trummer. Noch im selben Jahr lud ihn der König von Bayern, Maximilian II., ein, nach München zu übersiedeln. Geibel bekam eine Ehrenprofessur zugesagt und zog mit seiner Frau nach München. Dort wurde zwei Jahre später eine gemeinsame Tochter geboren, weitere zwei Jahre später starb Geibels Frau Amanda. Als auch König Maximilian, mit dem Geibel mittlerweile

freundschaftlich verbunden war, 1865 starb, fand sich Geibel als „Preußenfreund“ zunehmend mit Anfeindungen konfrontiert. 1868 entzog ihm der neue König, Ludwig II., das von seinem Vorgänger zugesagte, lebenslange Gehalt und Geibel kehrte nach Lübeck zurück. Er verließ auch den konservativen Münchner Dichterkreis „Die Krokodile“, dessen prägendes Mitglied er seit der Gründung 1856 gewesen war. In Lübeck war Geibel willkommen, wurde dort Ehrenbürger und Preußenkönig Wilhelm I. gewährte ihm einen Ehrensold. Seine letzten Lebensjahre waren von Krankheit geprägt und Emanuel Geibel starb am 6. April 1884 in seiner Geburtsstadt. Das Begräbnis wurde aufgrund seiner Beliebtheit zu einem Ereignis.

Geibel ist bis heute einer der meistvertonten Dichter im deutschen Sprachraum. Unter anderem Johannes Brahms, Felix Mendelssohn Bartholdy, für den er ein Libretto schrieb, Robert Schumann und Hugo Wolf gehörten zu jenen, die seine Gedichte mit Musik versahen. Insgesamt gibt es rund 3.600 Vertonungen von knapp 300 verschiedenen Texten Geibels. Emanuel Geibel war neben seinem dichterischen Hauptwerk auch ein anerkannter Dramatiker und Übersetzer französischer, spanischer, altgriechischer und lateinischer Lyrik. Geibels Bedeutung in der deutschen Literaturgeschichte ist heute umstritten.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSN)

Literatur

Helge Dvorak, Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft. Band II: Künstler. Heidelberg 2018.

Adalbert Elschenbroich, Geibel, Emanuel von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964.

Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11853811X.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christian Volkmann, Emanuel Geibels Aufstieg zum literarischen Repräsentanten seiner Zeit. Berlin 2018.

Renate Werner, Geibel (Franz) Emanuel (August), in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. Bd. 4 Fri–Hap. 2. erw. Auflage. Berlin – New York 2009.

Geißlergasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

(Johann) Heinrich Wilhelm Geißler 1814–1879

Glasbläser, Erfinder. Aus dem Herzogtum Sachsen-Meiningen stammend, lernte Geißler als Kind die Glasblaskunst, verfeinerte sie als wandernder Handwerker unter anderem in den Niederlanden und ließ sich 1854 in Bonn nieder. Der Unternehmer stellte dort Messinstrumente her, wobei seine Quecksilberpumpen und Geißlerschen Röhren die moderne Vakuumtechnik begünstigten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich Geißler war ein deutscher Glasbläser und Instrumentenmacher. Er wurde am 26. Mai 1814 in Igelshieb (Thüringen) geboren. Die Familie lebte von unselbstständiger Heimarbeit, zu der das Glasblasen, unter anderem die Herstellung von Lampen, gehörte. Heinrich Geißler erlernte das Handwerk bereits als Kind. Das kreative Talent dürfte Geißler vom Vater geerbt haben, denn schon Georg Geißler versuchte sich als Instrumentenbauer und vertrieb auch seine Thermometer und Barometer selbst. Die Nachfrage nach derartigen Messgeräten war damals dank der aufkommenden Forschungstätigkeit und dem Interesse für Naturwissenschaften im Steigen begriffen. Heinrich Geißler eignete sich seine handwerklichen und kaufmännischen Fähigkeiten auf Wanderschaft, unter anderem in München und in den Niederlanden, an.

1854 ließ er sich als Instrumentenmacher in Bonn nieder und gründete eine eigene Firma. Schon bald erwarb sich Geißler dank der Qualität der von ihm hergestellten Instrumente – unter anderem Thermometer, die bis 500 Grad exakt waren – einen weltweiten Ruf. 1855 bekam er auf der Pariser Weltausstellung für seine Entwicklungen eine Goldmedaille. Dennoch blieb Geißlers Betrieb in Bonn auch in der Folge stets ein kleiner Handwerksbetrieb. Das lag möglicherweise an Geißlers fehlendem kaufmännischen Ehrgeiz. Er begnügte sich offensichtlich mit einem kleinbürgerlichen Leben, heiratete 1865 in Gießen die 19-jährige Elise Pietsch, mit der er keine Kinder hatte.

Geißlers bedeutendste und bekannteste Erfindung ist die nach ihm benannte Geißlersche Röhre, die die moderne Vakuumtechnik begründete. Geißler fertigte diese für den Physiker Julius Plücker an, der sich mit der Erforschung der Spektren von Gasen beschäftigte. Bei der Wiener Weltausstellung

1873 erhielt er für seine „Quecksilber-Vakuumlufpumpen mit Glashähnen“ ein Ehrendiplom und das Goldene Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft. Schon 1868 hatte Geißler an der Universität Bonn eine Ehrendoktorwürde erhalten. Dort hielt er Vorträge über seine Konstruktionen und Erkenntnisse auf dem Gebiet der Glasapparaturherstellung und Glasapparatechnik. Heinrich Geißler starb am 24. Jänner 1879 in Bonn an den Folgen eines Schlaganfalls.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl Eichhorn, Heinrich Geißler (1814–1879) – Leben und Werk des thüringischen Glasinstrumentenbauers und Pioniers der Vakuum-Technik. Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins. Bd. 10. Meiningen – Münnnerstadt 1995.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Adolf Wissner, Geißler, Heinrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116541954.html#ndbcontent>

Geistingerweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Marie Charlotte Cäcilie Geistinger 1836–1903

Schauspielerin, Opernsängerin. Geistinger debütierte 1844 in ihrer Geburtsstadt Graz mit Kinderrollen, der Durchbruch folgte 1852 in Wien. Sie sang an mehreren europäischen Bühnen in Hauptrollen, wofür Geistinger als „Königin der Operette“ galt. 1869–1875 leitete sie mit Maximilian Steiner das Theater an der Wien und war zudem als Volksschauspielerin erfolgreich.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Marie Geistinger war eine österreichische Operettensängerin und Schauspielerin. Geboren am 26. Juli 1836 in Graz, war Marie Geistinger die Tochter des in St. Petersburg (Russland) engagierten Opernsängers Nikolaus und der Schauspielerin Charlotte Geistinger. Sie erhielt ihre musikalische Ausbildung in Wien und trat bereits als Achtjährige in Kinderrollen in Graz und Marburg a. d. Drau (heute Maribor, Slowenien) auf. Ihr professionelles Debut hatte sie am 10. August 1850 am Max-Schwaiger-Theater in München. 1852 kam sie nach Wien, wo sie als Soubrette in der Hernalser Arena engagiert war und am Theater in der Josefstadt Erfolge feierte.

Die folgenden Jahre führten sie nach Berlin, Hamburg und Riga, wo sie als Sängerin, aber auch als Charakterdarstellerin arbeitete. Danach holte sie 1865 Friedrich Strampfer an das Theater an der Wien. Dort debütierte sie am 17. März als „Schöne Helena“ in Jacques Offenbachs gleichnamiger Operette. Große Erfolge feierte sie in weiteren Offenbach-Hauptrollen sowie in beliebten Operetten anderer Komponisten wie Franz von Suppé und Johann Strauß. 1869 wurde sie gemeinsam mit Maximilian Steiner selbst Direktorin des Theaters an der Wien und übte diese Tätigkeit sechs Jahre lang aus. Trotz des künstlerischen Erfolges schrieb das Theater Verluste und so gab Geistinger die Leitung des Theaters 1875 ab. 1877 heiratete sie ihren Schauspielerkollegen August Kormann, von dem sie sich nach vier Jahren wieder trennte. Geistinger blieb ein Publikumsliebbling und sie unternahm ausgedehnte Gastspielreisen, darunter auch sieben Tournées durch die Vereinigten Staaten von Amerika.

Erfolgreich war sie als Sängerin unter anderem wegen ihres hellen Soprans und wegen ihrer starken Bühnenpräsenz auch als Volksschauspielerin, beispielsweise in Stücken von Ludwig Anzengruber, aber auch in tragischen Rollen. Im Wiener Stadttheater und in Leipzig spielte sie unter anderem die Titelrolle in Friedrich Schillers „Maria Stuart“, die „Kameliendame“ von Alexandre Dumas und die „Beatrice“ in William Shakespeares „Viel Lärm um nichts“. Ihre internationalen Erfolge ermöglichten es Marie Geistinger, ein beträchtliches Vermögen aufzubauen. Damit erwarb sie das Gut Rastefeld bei Bruck an der Mur und zog sich sukzessive dorthin zurück. Sie trat sporadisch weiter auf. Am 17. April 1888 nahm sie als „Therese Krones“ in Karl Haffners gleichnamigem Stück in Ödenburg (Šopron, Ungarn) Abschied von der Bühne. 1894 zog sie nach Klagenfurt. Dort verbrachte sie, umgeben von angesammelten Kunstschatzen, ihren Lebensabend. Die einstige „Königin der Operette“, wie man sie in Wien genannt hatte, starb am 29. September 1903 nach langer Krankheit in ihrem Klagenfurter Zuhause.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gertrud Doublier, Geistinger, Marie, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Marie Geistinger, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/geistinger_marie.html

o. A., Geistinger, Marie, in: Österreichisches Biographisches Lexikon. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Geistinger_Marie_1836_1903.xml

Gellertgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Christian Fürchtegott Gellert 1715–1769

Schriftsteller, Philosoph. Der sächsische Pastorensohn studierte Theologie und Philosophie an der Universität Leipzig, wo er seit 1744 Vorlesungen zu Poesie und Moral hielt und 1751 Professor wurde. Gellert war zudem als Autor äußerst beliebt. Sein literarisches Werk aus Fabeln, Erzählungen, Lustspielen und Liedern stand im Licht der Aufklärung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Christian Fürchtegott Gellert war ein deutscher Schriftsteller und Philosoph. Er wurde am 4. Juli 1715 im sächsischen Hainichen in eine Pastorenfamilie geboren. Die kinderreiche Familie lebte unter ärmlichen Verhältnissen, ermöglichte es aber Christian Fürchtegott, mit 14 die Fürstenschule St. Afra in Meißen zu besuchen. 1734 schrieb er sich an der Leipziger Universität ein; 1739 gingen ihm die finanziellen Mittel aus. Gellert musste das Studium unterbrechen und ging nach Dresden, um dort als Hofmeister Geld zu verdienen. Dadurch konnte er ein Jahr später das Studium fortsetzen und 1744 mit einer Dissertation über Theorie und Geschichte der Fabel abschließen. Zu dieser Zeit erschienen auch seine ersten literarischen Texte – zwei Bände Fabeln und Erzählungen, von denen etliche auch in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ publiziert wurden, sowie zwei Schäferstücke. 1751 wurde Gellert an der Universität Leipzig außerordentlicher Professor für Philosophie. Schon in den Jahren davor hatte er dort Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Moral gehalten, die damals großes Aufsehen erregten und unter Zeitgenossen als eine der Attraktionen der Leipziger Universität galten. Einer seiner Zuhörer war der damals junge Student Johann Wolfgang Goethe, der Gellerts Morallehre in „Dichtung und Wahrheit“ als „Fundament der deutschen sittlichen Kultur“ bezeichnete. Auch stand Gellert seit 1754 in einem Briefwechsel mit Leopold Mozart.

Am 3. Oktober 1766 kam es in Zürich auf dem Rückweg von einer ausgedehnten Konzertreise zu einem Treffen mit der Familie Mozart, und damit auch zwischen dem damals zehnjährigen Wolfgang Amadeus und Gellert. 1757 erschien Gellerts Sammlung seiner Beiträge zu einer zeitgemäßen geistlichen Poesie „Geistliche Oden und Lieder“. Diese Lieder hatten ein breites Echo und fanden Eingang in Kirchengesangsbücher. Auch zahlreiche Komponisten, darunter Schwergewichte wie Carl

Philipp Emanuel Bach, Joseph Haydn und Ludwig van Beethoven (Sechs Gellert-Lieder op. 48) vertonten Gellerts Texte. Ab 1759 erhielt er von einem seiner Lieblingsschüler, Hans Moritz von Brühl, eine jährliche Pension in der Höhe von 150 Talern. Gellerts Gesundheit war zu diesem Zeitpunkt schon seit längerem angeschlagen. Außerdem war Gellert hypochondrisch veranlagt. Kuraufenthalte in Berlin, Karlsbad und Dresden brachten nicht den gewünschten Erfolg. Wegen seines Gesundheitszustands lehnte Gellert 1761 einen ordentlichen Professortitel und den dazugehörigen Lehrstuhl für Philosophie ab. Gellert erholte sich nicht mehr und starb am 13. Dezember 1769 im Alter von 54 Jahren in Leipzig.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Jung, Gellert, Christian Fürchtegott, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. Bd. 4 Fri–Hap. 2. erw. Auflage. Berlin – New York 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Sikander Singh, Christian Fürchtegott Gellert. Hannover 2010.

Bernd Witte, Christian Fürchtegott Gellert. Schriftsteller und Universitätslehrer in Sachsens goldenem Zeitalter, in: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 4/2010.

Georg-Gaß-Weg

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Georg Gaß 1878–1944

Bürgermeister von Liebenau, volkstümlicher Literat. Im Marchfeld geboren, an der Wiener Tierärztlichen Hochschule ausgebildet, lebte Gaß ab 1908 in Graz. Nach dem Ersten Weltkrieg war er bis 1927 christlich-sozialer Landesrat, dann Landesveterinärdirektor. Im autoritären Ständestaat stand Gaß 1936 bis zum „Anschluss“ 1938 dem damals selbstständigen Liebenau vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Georg Gaß wurde am 24. März 1878 in Drösing im Marchfeld (NÖ) als elftes Kind des Bauern, Bäckermeisters und dortigen Bürgermeisters Georg Gaß und dessen Frau Anna Maria Gaß geboren. Nach der Volksschule in Drösing besuchte er das Gymnasium in Wien und schloss 1902 sein Studium an der Tierärztlichen Hochschule ab. 1902/1903 diente er als Einjährig-Freiwilliger im 8. Ulanenregiment („Achter-Ulanen“), worüber er 1934 eine autobiografische Anekdotensammlung veröffentlichte.¹ Er arbeitete 1904 bis 1906 als Stadttierarzt in Saaz (Böhmen) und dann bis 1908 in Wien. 1908 kam er dann in die Steiermark – nach einem kurzen Zwischenspiel in Gonobitz (Konjice) war er bis 1912 Amtstierarzt in Cilli (Celje). Ende 1912 wurde er bis zum folgenden Jahr nach Zara (Dalmatien) einberufen.² Ab Juli 1914 leistete er als Landsturmtierarzt Kriegsdienst, wurde im Frühling 1915 verwundet und kehrte nach seiner Verwundung im Frühling 1915 und der Ausheilung in Hofgastein 1916 nach Graz zurück.

1917 bis 1919 war Gaß als Amtstierarzt in Graz, Windischgraz (Slovenji Gradec) und bei der Bezirkshauptmannschaft Liezen tätig, dann als Inspizierendes Organ bei der Steiermärkischen Landesregierung.³

¹ Georg Gaß, Achter Ulanen. Lustige Reitergeschichten aus Altösterreich. Leipzig – Wien – Berlin 1934. 1948 landete der Erinnerungsband trotz eines fehlenden Weltkrieg-Bezugs auf der 2. Nachtragsliste „der auszusondernden Literatur“ der Deutschen Verwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone.

² Über die Erfahrungen in Dalmatien veröffentlichte Georg Gaß den Band: Der bajuwarische Wandersmann. Graz – Wien – Leipzig 1922.

³ Vgl. Ernst Gaß (Hg.), Festschrift zum 80. Geburtstag des Heimatdichters Georg Gass. Graz 1968, S. 15–19.

Ab 27. Mai 1919 war Gaß Abgeordneter im Steiermärkischen Landtag und Mitglied verschiedener Ausschüsse, von 1920 bis 1927 christlichsozialer Landesrat, bis 1930 und von 1931 bis 1934 Abgeordneter des Steirischen Landtags. Als Landesveterinärdirektor entfaltete er von 1927 bis 1938 eine rege publizistische Tätigkeit und hielt viele Fachvorträge über tiermedizinische Themen sowie Probleme der Volkswirtschaft und des Fremdenverkehrs. Ab 1936 war er Bürgermeister von Liebenau. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde er am 12. März 1938 abgesetzt und unter Verminderung der Bezüge zwangspensioniert und mit einem Schreibverbot belegt. Aus privaten Gründen übersiedelte er in den 1940er-Jahren nach Wien-Penzing und starb dort am 20. September 1944.

Freundschaften verbanden Georg Gaß u. a. mit Josef Steinberger und Viktor Geramb. Der beliebte Politiker, Autor und Tierarzt war in Graz auch für seinen barocken Lebensstil mit einer Vorliebe für Essen und Trinken bekannt.⁴

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Ernst Gaß (Hg.), Festschrift zum 80. Geburtstage des Heimatdichters Georg Gass. Graz 1968.
Georg Gaß, Achter Ulanen. Lustige Reitergeschichten aus Altösterreich. Leipzig – Wien – Berlin 1934.
Georg Gaß, Der bajuwarische Wandersmann. Graz – Wien – Leipzig 1922.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Phil. Diss. Graz 1999.

⁴ Vgl. Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Phil. Diss., Graz 1999, S. 107.

Gerhart-Hauptmann-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Gerhart Johann Robert Hauptmann 1862–1946

Schriftsteller, Nobelpreisträger. In Schlesien geboren, zunächst eine Laufbahn als Bildhauer verfolgend, wandte sich Hauptmann dann der Literatur zu. Ab 1887 publizierte er aufsehenerregende, sozialkritische Dramen, etwa 1892 „Die Weber“. Der 1912 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnete Hauptmann gilt als einer der bedeutendsten Dramatiker des Naturalismus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gerhart Hauptmann war ein deutscher Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger. Er wurde am 15. November 1862 als viertes Kind des Hoteliers Robert und seiner Frau Marie Hauptmann im schlesischen Ober Salzbrunn (heute Szczawno-Zdrój, Polen) geboren. Schon als Kind erhielt er Latein- und Violinunterricht. Nach dem Besuch der Dorfschule folgte für ihn die Realschule in Breslau (heute Wrocław, Polen). Der preußische Schulalltag schlug sich bei dem jungen Gerhart in schlechten schulischen Leistungen und gesundheitlichen Problemen nieder. 1878 verließ er als 16-Jähriger die Schule und ging aufs Land zu seinem Onkel als Landwirtschaftsgehilfe. Die entsprechende Ausbildung musste er nach eineinhalb Jahren abbrechen, nachdem er sich ein hartnäckiges Lungenleiden zugezogen hatte. In dieser Zeit schrieb Hauptmann seine ersten Gedichte. Zwei Jahre später wollte er Bildhauer werden und schrieb sich an der Breslauer Königlichen Kunst- und Gewerbeschule ein.

Hauptmann unternahm mehrere Bildungsreisen, unter anderem in die Schweiz, nach Italien und Spanien. Dazwischen begann er auch noch ein Geschichtsstudium. 1883 reiste er nach Rom, um sich dort als Bildhauer zu versuchen. Ein Jahr später besuchte er die Zeichenklasse der Königlichen Akademie in Dresden und nahm in Berlin Schauspielunterricht. 1885 heiratete er die aus einer reichen Dresdener Familie stammende Marie Thienemann, mit der er sich bereits vier Jahre früher heimlich verlobt hatte. Durch die Heirat finanziell abgesichert, wandte sich Hauptmann nun endgültig der Schriftstellerei zu. Und das mit durchschlagendem Erfolg. Seine oft sozialkritischen, naturalistischen Stücke wie insbesondere „Die Weber“ und „Vor Sonnenaufgang“ erregten viel Aufsehen.

Um die Jahrhundertwende war Gerhart Hauptmann einer der meistgespielten Autoren im deutschen Sprachraum. 1904 ließ sich Hauptmann von seiner Frau scheiden. Er heiratete noch im selben Jahr Margarete Marschalk, mit der er einen gemeinsamen Sohn hatte und mit der er bis zu seinem Tod zusammenblieb. In den folgenden Jahren erhielt er für seine Werke zahlreiche Auszeichnungen, darunter drei Mal den österreichischen Grillparzerpreis und Ehrendoktorwürden in Leipzig und Oxford. 1912 erhielt der schon damals auch weit über die Grenzen des deutschen Sprachraums hinaus berühmte Autor schließlich den Nobelpreis für Literatur.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs ließ sich Hauptmann von der weit verbreiteten Kriegseuphorie zunächst mitreißen und schrieb einige kriegsverherrlichende Gebrauchsliteratur. Kurz vor Kriegsende unterschrieb er gemeinsam mit zahlreichen anderen Intellektuellen eine Solidaritätserklärung für die Republik, die am 16. November 1918 im „Berliner Tageblatt“ erschien. Hauptmann wurde in der Folge das Amt des Reichskanzlers angeboten, das er aber ablehnte. In der Zwischenkriegszeit ließ die Nachfrage nach seinen Stücken nach, sodass sich Hauptmann mit Zweitverwertungen wie Verfilmungen und Fortsetzungsgeschichten den Lebensunterhalt verdienen konnte. Er blieb jedoch auch im Ausland eine bekannte und geachtete literarische Persönlichkeit. 1932 erhielt er im Zuge einer Reise durch die USA die Ehrendoktorwürde der Columbia University.

Den Nationalsozialisten stand Hauptmann zuerst zustimmend gegenüber – schon 1933 suchte er um Parteimitgliedschaft an, wurde aber abgelehnt. Die Nationalsozialisten standen seinem Werk ambivalent gegenüber. Einerseits nützten sie seine Popularität aus, andererseits unterbanden sie die Aufführung seiner kritischsten, der NS-Ideologie zuwiderlaufenden Sozialstücke. Hauptmann wird heute zumeist als „Mitläufer“ charakterisiert, der jegliche öffentliche Kritik am NS-Regime, inklusive der Judenverfolgung, vermied. 1944 setzte ihn Adolf Hitler auf die sogenannte Gottbegnadeten-Liste und klassifizierte ihn als einen von sechs Schriftstellern auf die Sonderlisten der unersetzlichen Künstler, was Hauptmann von jeglichen Kriegsverpflichtungen befreite. Hauptmann erlebte gemeinsam mit seiner Frau den Luftangriff auf Dresden am 13. Februar 1945. Als der Krieg beendet wurde, war Hauptmann im schlesischen Agnetendorf, wo er eine Villa bewohnte. Schlesien kam sogleich unter polnische Verwaltung und später zu Polen. Hauptmann blieb bis zu seinem Tod in seinem Haus. Er starb am 6. Juni 1946 an einer Bronchitis, noch bevor er aus dem Ort vertrieben werden konnte. Seine Familie musste das Haus unmittelbar nach seinem Tod verlassen.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Gerhart Hauptmann, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/gerhart-hauptmann.html>

Thomas Eicher, Spielplanstrukturen 1929–1944, in: Henning Rischbieter (Hg.), Theater im „Dritten Reich“. Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik. Seelze-Velber 2000.

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerstnergasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Franz Josef (Ritter von) Gerstner 1756–1832

Mathematiker, Eisenbahn pionier. Geboren in Böhmen, war er nach Studien in Prag und Wien 1788 Professor für Mathematik und Mechanik an der Universität Prag. Er initiierte und leitete ab 1806 das Prager Polytechnikum. Für den Salztransport zwischen Linz und Budweis/České Budějovice schlug Gerstner den Bau einer Pferdeisenbahn vor, den sein Sohn ab 1824 umsetzte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Josef Gerstner war ein österreichischer Mathematiker, Astronom, Techniker und Pionier des Eisenbahnbaus. Geboren wurde er am 22. Februar 1756 im böhmischen Komotau (heute Chomutov, Tschechien) als Sohn eines Riemermeisters. In Komotau besuchte Gerstner auch das Jesuitengymnasium, bevor er nach Prag ging, um an der Karls-Universität Prag Medizin, elementare Physik, Mathematik und Astronomie zu studieren. Daneben besuchte er auch technische Vorlesungen. 1776 legte er die Prüfung in Astronomie ab und 1777 eine Prüfung über Isaac Newtons „De principiis philosophiae naturalis“. Danach studierte er Medizin in Wien weiter, bevor er 1781 eine Stelle als Observator an der dortigen Universitätssternwarte bekam. 1784 wurde Gerstner Assistent an der Sternwarte in Prag.

1785 erschien seine erste wissenschaftlich-astronomische Arbeit, in der er die geografische Länge einer Reihe europäischer Städte korrigierte. Im selben Jahr wurde er Oberingenieur bei der Grundsteuer-Regulierungsbehörde. 1788 wurde er Ordinarius für Mathematik und Mechanik an der Prager Universität. 1795 wurde er als Beisitzer für Naturwissenschaften in die Hofkommission in Wien berufen. In dieser Funktion arbeitete er an der Reorganisation der österreichischen Lehrpläne für technische Schulen mit. Im selben Jahr regte er die Gründung einer Technischen Hochschule an.

Gerstner war Mitbegründer des Prager Polytechnikums, dessen erster Direktor und Professor für Mechanik und Hydraulik er war. Das Polytechnische Institut in Prag gilt als erste technische Ausbildungsanstalt dieser Art in Mitteleuropa. Daneben unterrichtete Gerstner weiterhin höhere Mathematik an der Karls-Universität und arbeitete als technischer Sachverständiger sowohl für

Behörden als auch für Private. 1808 übernahm Gerstner die Erstellung eines Gutachtens für eine private Gesellschaft, die den Bau eines Kanals zwischen Moldau und Donau plante. Gerstner kam im Zuge dieser Arbeit zu dem Schluss, dass eine Schienenbahn mit Pferdebetrieb auf dieser Strecke effektiver und zweckmäßiger wäre. Gerstners Auffassung setzte sich durch. Kriegsbedingt kam es vor Beginn der Trassierung zu einer Verzögerung des Projekts, bis es schließlich die Kommerz-Hofkommission (Wirtschaftsministerium) in Wien wieder aufgriff und 1820 Gerstners Sohn Franz Anton den Auftrag zur Durchführung erteilte. 1824 begann der Bau der insgesamt 129 km langen Pferdeisenbahn Budweis–Linz und damit einer der ersten Eisenbahnen in Kontinentaleuropa.

Franz Josef Gerstner wurde 1810 vom Kaiser in den Adelsstand („Ritter von Gerstner“) erhoben und ein Jahr später zum Wasserbaudirektor für Böhmen ernannt. Hochbetagt legte er schrittweise seine Ämter nieder. 1832 ging er in den Ruhestand. Er starb am 25. Juni 1832 auf Schloss Mladějow (heute Mladějov, Tschechien) in Böhmen. Ein im selben Jahr ihm zu Ehren errichtetes Denkmal in seiner Heimatgemeinde Komotau wurde 1945 während der Vertreibung der deutschen Bevölkerung zerstört. In den kommenden Jahrzehnten erinnerte die Tschechoslowakei aber wieder an Gerstner, ehrte ihn nachträglich mit einer Sonderbriefmarke (1957) und mit einer Sondermünze (2004).

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Josef Kempf, Franz Josef Ritter von Gerstner, in: Erzgebirgsverein e. V. (Hg.), Jahrbuch für das Erzgebirge 2009. Schneeberg 2008.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Paul Mechtler, Gerstner, Franz Josef Ritter von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964.

Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd129094692.html#ndbcontent>

o. A., Gerstner Franz Joseph von, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_G/Gerstner_Franz-Joseph_1756_1832.xml

Gertrude-Wagner-Allee

Datum der Benennung

3.7.2014

Text der Zusatztafel

Gertrud(e) Irmgard Magdalena Wagner (geb. Stein) 1925–2009

Schachspielerin. Die gebürtige Grazerin lernte 1947 das Schachspiel und war als österreichische Staatsmeisterin 1951 im steirischen Landesverband tätig. 1971–2002 fungierte Wagner als Bundesspielleiterin, zudem seit 1972 als Schiedsrichterin für den internationalen Schachverband, wobei sie bei Großturnieren wie Weltmeisterschaften oder Olympiaden eingesetzt war.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gertrud(e) Wagner war eine österreichische Schachspielerin, Funktionärin und internationale Schachschiedsrichterin. Sie wurde am 26. Juni 1925 als Gertrud Stein in Graz geboren, hier ging sie auch zur Schule und lernte anschließend Verkäuferin bei der Firma Palmers. Während des Zweiten Weltkriegs wurde sie ins Arbeitsamt Graz dienstverpflichtet. 1949 heiratete sie Karl Wagner, der bereits davor ihre Begeisterung für das Schachspielen geweckt hatte. Mit ihm hatte sie einen Sohn und eine Tochter. Gertrude Wagner stieg rasch zur Klasespielerin auf. Im Jahr 1951 holte sie den Staatsmeistertitel. In den folgenden Jahrzehnten machte sie sich in vielen Funktionen, dabei jeweils auch als Leiterin, beim Landesverband Steiermark und im Österreichischen Schachbund für den Schachsport verdient. 1971 wurde Gertrude Wagner Bundesspielleiterin, ein Jahr später beim internationalen Schachverband FIDE Internationale Schiedsrichterin.

Wagner leitete jahrzehntelang Turniere im In- und Ausland. Ihr Mann war ebenfalls internationaler Schiedsrichter und so waren sie bis zu Karl Wagners Tod das weltweit einzige internationale Schachschiedsrichter-Ehepaar. Mit ihm gemeinsam gründete sie 1976 den Mitropa-Cup. In den 1970er-Jahren leitete sie etliche internationale Turniere, sie war einer der Schiedsrichter beim Interzonenturnier 1979 in Rio de Janeiro. In den 1980er- und 1990er-Jahren war sie bei insgesamt sechs Schacholympiaden als Schiedsrichterin tätig.

Individuelle Höhepunkte ihrer Schiedsrichterkarriere waren das Viertelfinale des Kandidatenturniers zur Weltmeisterschaft 1981 zwischen Viktor Kortschnoi und Tigran Petrosjan in Velden, das Viertelfinalspiel des Kandidatenturniers der Damen zur Schachweltmeisterschaft der Frauen 1984

zwischen Liu Shilan und Nana Ioseliani und schließlich der Weltmeisterschaftskampf 1981 zwischen Anatoli Karpow und Viktor Kortschnoi in Meran. Sie war damals die erste Frau, die als Hauptschiedsrichterin bei einem Weltmeisterschaftskampf fungierte. Karpow verteidigte damals seinen Titel. Gertrude Wagner war viele Jahre lang Mitglied der Regel- und Qualifikationskommission der FIDE. Die Steirische Seniorenmeisterschaft geht auf Gertrude Wagners Initiative zurück. 1999 wurde sie ins Goldene Buch der FIDE eingetragen. Gertrude Wagner starb am 25. Oktober 2009 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Schach in Österreich – gestern heute morgen. 3., erw. Auflage. Österreichischer Schachbund, Schach-Aktiv. Graz 2010.

I. Schinnerl (red.), Gertrude Wagner, in: Austria Forum. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Wagner,_Gertrude

Ghegagasse

Datum der Benennung

1894

Text der Zusatztafel

Carl (Ritter) von Ghega 1802–1860

Ingenieur. Der in Venedig Geborene promovierte 1818 mit 17 in Padua als Mathematiker und war in Venetien im Straßenbau tätig. 1836–1840 leitete er den Bau einer Teilstrecke der Nordbahn, ab 1842 fiel Ghega die Gesamtplanung der Südbahn zwischen Wien und Triest zu. Die Bahnquerung des Semmering als Kernstück war eine technische Pionierleistung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl (Ritter von) Ghega war ein österreichischer Ingenieur und Architekt. Er gilt als der Erbauer der Semmeringbahn. Er wurde als Carlo Ghega am 10. Jänner 1802 in Venedig, das damals unter habsburgischer Herrschaft stand, geboren. Seine Vorfahren stammten möglicherweise aus Albanien, was aber umstritten ist. Der Vater wurde auf Korfu geboren, die Mutter trug einen slowenischen Mädchennamen und stammte aus Istrien. Carlo sollte die Laufbahn seines Vaters einschlagen und Marineoffizier werden. Er besuchte zunächst das k. k. Militärkollegium in seiner Heimatstadt, ging dann im Alter von 15 Jahren an die Universität Padua, wo er unter anderem Ingenieurwesen und Architektur studierte und nach nur zwei Jahren zum Doktor der Mathematik promovierte. Anschließend erhielt er eine Stelle als Ingenieur bei der Landesbaudirektion in Venedig und führte in dieser Funktion etliche Straßen und Wasserbauten in Venetien und später auch in Tirol durch. Unter anderem war er am Bau der „Strada d’Alemagna“, von Treviso nach Cortina d’Ampezzo, maßgeblich beteiligt.

1833 veröffentlichte Ghega sein erstes Fachbuch auf Italienisch. 1836 wurde er zum Bauleiter einer Teilstrecke der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn bestellt. In den folgenden Jahren unternahm er zahlreiche Reisen, um das Eisenbahnwesen in anderen Ländern zu studieren. Diese Reisen führten ihn unter anderem nach Belgien und England. 1840 wechselte Ghega als „Baudirektionsadjunkt“ nach Tirol. Dort war er unter anderem für Straßen- und Brückenbauten im Saganatal und über den Finstermünzpass verantwortlich. 1842 stieg er zum Gesamtplanungsleiter der südlichen Staatseisenbahn auf. In kaiserlichem Auftrag folgte eine Studienreise nach Nordamerika. Über die dortigen Erkenntnisse schrieb Ghega zwei Bücher, „Die Baltimore-Ohio-Eisenbahn über das

Alleghanengebirge“ (1844) und „Über Nordamerikan. Brückenbau und Berechnung des Tragungsvermögens der Howeschen Brücken“ (1845).

Sein in Amerika erworbenes Wissen kam Ghega aber vor allem bei seinem nächsten und größten Auftrag zugute: Planung und Errichtung einer Bahnlinie von Gloggnitz über Mürzzuschlag und Graz bis nach Triest. Die Trassenführung über den Semmering war zu Beginn umstritten gewesen und wurde von Zeitgenossen als zu aufwendig oder gar als unmöglich erachtet. 1844 präsentierte Ghega seinen Plan zur Überwindung des Semmerings, der bloßen Adhäsionsantrieb vorsah, ohne die bei anderen Bergbahnen notwendigen Zahnstangen oder den Seilebenen-Betrieb. Noch bevor Ghegas Plan zur Umsetzung freigegeben wurde, hatte er sich für die Konstruktion von Lokomotiven eingesetzt, die größere Steigungen überwinden konnten. 1848 wurde schließlich mit dem Bau der Semmeringbahn begonnen. Österreich wurde damit zum Pionierland beim Bau von Gebirgsbahnen mit durchgehenden, langen Steilrampen. Während der vierjährigen Bauarbeiten wurde Ghega 1850 Vorstand der Generalbaudirektion für die Staatseisenbahnen und 1851 in den Ritterstand erhoben. 1854 wurde die Semmeringbahn feierlich eröffnet. Von 1855 bis 1857 baute Ghega das letzte Teilstück der Südbahn von Laibach nach Triest. Letztere Stadt machte ihn im Jahr der Fertigstellung zum Ehrenbürger. Den Bau weiterer Bahnstrecken in Siebenbürgen konnte er nicht mehr selbst verwirklichen. Carl Ritter von Ghega starb am 14. März 1860 in Wien an Tuberkulose.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Paul Mechtler, Ghega, Karl Ritter von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118694553.html#ndbcontent>

J. Sallacher – I. Schinnerl (red.), Karl Ritter von Ghega, in: Austria Forum. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Ghega,_Karl_Ritter_von
<http://www.biographien.ac.at/oebf?frames=yes>

Ginzkeygasse

Datum der Benennung

13.12.1973

Text der Zusatztafel

Franz Karl Ginzkey 1871–1963

Offizier, Schriftsteller. Nach seinem Militärdienst verfasste der in Pola/Pula und Graz aufgewachsene Autor ab 1921 in Salzburg Romane, Gedichte und Kinderbücher. Sein „Hatschi Bratschis Luftballon“ von 1922 ist heute wegen stereotyper Darstellung von Türken und Farbigen umstritten. 1934–1938 war er im Staatsrat des autoritären Ständestaats, ab 1942 in der NSDAP.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Karl Ginzkey wurde am 8. September 1871 in Pula (Pola, Kroatien) als Sohn von Franz Ginzkey (1826–1905), eines Chemikers in der Kriegsmarine, geboren. Als die Mutter, Mathilde Ginzkey, geb. Würkner (1841–1871), bereits ein Jahr nach der Geburt starb, wurde das kränkliche Kind zu einer Pflegefamilie gegeben, dann aber vom Vater aus gesundheitlichen Gründen (zwecks Abhärtung) zu zwei Schwestern nach Graz gebracht und verblieb hier bis zu seinem fünften Lebensjahr. Er musste dann zurück nach Pula und verbrachte seine Kindheit in Isolation beim Vater, wo er sich eine Gegenwelt aus Büchern baute. Nach der Absolvierung der Volks- und der Unterrealschule besuchte er ab 1886 die Marine-Akademie in Rijeka (Fiume), aus der er im Februar 1889 aus disziplinären Gründen entlassen wurde. Er wechselte 1889 zur Infanterie-Kadettenschule in Triest und widmete sich nach dem erfolgreichen Abschluss 1891 der Ausbildung von Ersatzreservisten der Festung Hohensalzburg. Am 1. Mai 1893 wurde Ginzkey zum Leutnant befördert und zu seinem Leidwesen wieder nach Pula versetzt, wo er seine spätere Frau Stefanie Stoiser (1873–1965) kennenlernte. 1897 erreichte er die erwünschte Versetzung an das k. u. k. Militärgeographische Institut in Wien, wo er dann als Terrainzeichner für Generalstabskarten wirkte.

Erste Gedichte und Erzählungen wurden bereits 1892 in Zeitschriften veröffentlicht, teilweise auch unter den Pseudonymen David Allerheim oder Heinrich Hege. 1901 erfolgte die erste eigenständige Publikation mit dem – mäßig erfolgreichen – Gedichtband „Ergebnisse“. 1904 erschien erstmals „Hatschi Bratschis Luftballon“, Ginzkeys erfolgreichstes, mehrfach in veränderten Fassungen aufgelegtes und gleichzeitig wegen seiner offensichtlichen Rassismen später umstrittenstes Buch. Nach einer Unterstützung durch den ihm freundschaftlich verbundenen Peter Rosegger gelang 1905

die Aufnahme in den Staackmann-Verlag, dessen Autor Rudolf Hans Bartsch zu Ginzkeys besten Freunden zählte. 1910 unternahm er eine Reise nach Südtirol für Vorstudien für seinen Roman „Der von der Vogelweide“, den er in Pernegg (Sommersitz des Freundes Max Mell) und in Gardone am Gardasee in der Staackmann-Villa schrieb.

1912 bis 1914 wurde er vom Dienst freigestellt, meldete sich dann aber nach Aufhalten in Bologna, Venedig und Florenz freiwillig und wurde in die „Literarische Gruppe“ überstellt, in der er mit Bartsch die Aufnahmeansuchen von Autoren, die dem Kriegsdienst entkommen wollten, bearbeitete. 1915/16 betätigte er sich u. a. als Frontberichterstatter an der Südtiroler Front. Nach Kriegsende war er noch in der militärischen Staatsaktenabteilung, wurde aber dann im Sommer 1920 als „Technischer Oberrat“ pensioniert. Wegen des geringeren Einkommens übersiedelte er auf Anraten von Stefan Zweig nach Salzburg und wurde dort bald integraler Bestandteil der Salzburger Literaturszene. Daneben entwickelten sich Freundschaften u. a. mit Max Mell und Robert Hohlbaum. 1919 bis 1931 gehörte er den Freimaurern (Loge „Zukunft“) an.

Spätestens 1933 schloss Ginzkey sich den nationalen Schriftstellern an und trat nach dem Kongress von Ragusa/Dubrovnik demonstrativ aus dem P.E.N.-Club aus. 1936 wurde er Mitglied des „Bundes deutscher Schriftsteller Österreichs“, der wohl als getarnte Vorfeldorganisation für NS-Autoren diente. Parallel dazu arrangierte er sich aber auch mit dem Ständestaat, so war er 1934 bis 1938 in den Staatsrat berufen. 1938 beteiligte er sich an mehreren NS-Anthologien und hatte „wohl bereits 1939 einen Aufnahmeantrag in die Partei und in die Reichsschrifttumskammer gestellt, der jedoch blockiert worden war, weil ihm eine unklare politische Haltung (in der ‚Systemzeit‘), Judenfreundschaften und vor allem aber seine seinerzeitige Freimaurer-Mitgliedschaft angekreidet worden war“.¹ Dem Tauziehen zwischen Wien und Berlin machte ein Gnadengesuch an und ein Gnadenerlass von Hitler ein Ende, sodass die Aufnahme per 1. Jänner 1942 erfolgte. 1944 übersiedelte Ginzkey von Wien nach Seewalchen am Attersee (Villa Gerhardus).

Nach Kriegsende relativierte Ginzkey seine NS-Verstrickung mit der häufigen Rechtfertigung eines „unpolitischen“ Autors „und folgte dem typischen Rechtfertigungsmuster vieler ehemaliger Nationalsozialisten, keine Vorteile aus seiner Mitgliedschaft gezogen zu haben“². Er wurde allmählich wieder zunehmend in den Kulturbetrieb integriert, sodass es in den 1950er-Jahren zu einer regelrechten Ginzkey-Renaissance mit dem Autor und seinen neoromantischen Gedichten und Erzählungen als Vorzeigebispiel „altösterreichischer Dichtung“ kam und entsprechende öffentliche Ehrungen erfolgten.

¹ Zu den Einzelheiten vgl. die kritische Ginzkey-Dokumentation mit umfangreichem Quellenmaterial: Siegfried Göllner, Dr. Franz Karl Ginzkey, in: Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus. Biografische Recherchen zu NS-belasteten Straßennamen der Stadt Salzburg. Online verfügbar unter: <https://www.stadt-salzburg.at/ns-projekt/ns-strassennamen/dr-franz-karl-ginzkey>

² Göllner, Ginzkey.

Ginzkeys autobiografische Schriften – „Zeit und Menschen meiner Jugend“ (1942), „Der Heimatsucher“ (1948) – waren vor allem Reminiszenzen an seine Kindheit und Jugend, die politische Ausrichtung des Autors lässt sich u. a. an seinen Beiträgen im rechtsextremen „Eckartboten“ ablesen oder an seiner Verzeichnung am neonazistischen „Dichterstein Offenhausen“. Franz Karl Ginzkey verstarb am 11. April 1963 in Wien und wurde zuerst in einem Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof bestattet, das dann aufgrund öffentlicher Diskussionen 2015 in ein „Historisches Grab auf Friedhofsdauer mit Obhut“ umgewidmet und damit der Ehrbekundung entkleidet wurde.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Siegfried Göllner, Dr. Franz Karl Ginzkey, in: Die Stadt Salzburg im Nationalsozialismus. Biografische Recherchen zu NS-belasteten Straßennamen der Stadt Salzburg. Online verfügbar unter: <https://www.stadt-salzburg.at/ns-projekt/ns-strassennamen/dr-franz-karl-ginzkey>

Stefan Karner, Franz Karl Ginzkey. Zusammenfassung der Ergebnisse der Kommission zur Untersuchung der niederösterreichischen Landeshymne und ihres Verfassers, in: Stefan Karner (Hg.), Franz Karl Ginzkey und die niederösterreichische Landeshymne. St. Pölten 2023. Online verfügbar unter: https://www.noel.gv.at/noel/Kontakt-Landesverwaltung/Bericht_Historikerkommission_akt.pdf

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Essays von Helmut Eberhart, Gerhard Fuchs, Siegfried Göllner, Danielle Spera und Stefan Emminger, in: Stefan Karner (Hg.), Franz Karl Ginzkey und die niederösterreichische Landeshymne. St. Pölten 2023. Online verfügbar unter: https://www.noel.gv.at/noel/Kontakt-Landesverwaltung/Bericht_Historikerkommission_akt.pdf

Girardigasse

Datum der Benennung

10.5.1909

Text der Zusatztafel

Alexander Girardi 1850–1918

Schauspieler. In der Grazer Leonhardgasse geboren, begann Girardis Laufbahn 1868 zunächst auf kleinen Grazer und österreichischen Bühnen, ehe er 1874 am Theater an der Wien in der Rolle von komischen Figuren den Durchbruch schaffte. Als gefeierter Gesangskomiker und Volksschauspieler prägte er die Wiener Operette und gab Gastspiele an großen deutschen Theatern.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Alexander Girardi war ein österreichischer Schauspieler, Komiker und Operettensänger. Er kam am 5. Dezember 1850 als Sohn eines aus Cortina d'Ampezzo eingewanderten Schlossers mit adeligen Vorfahren aus Sizilien und einer Steirerin in Graz zur Welt. Auch sein Stiefvater Ignaz Susič war Schlossermeister, und so erlernte auch Alexander zunächst das Schlosserhandwerk. Nachdem auch der Stiefvater gestorben war, schlug Alexander Girardi die Schauspielkarriere ein. Er begann als Laiendarsteller auf kleinen Bühnen wie dem Biedermeiertheater des Gesellenvereins am Kaiser-Franz-Josef-Kai in Graz und trat bald auch andernorts auf, etwa in Rohitsch-Sauerbrunn (heute Rogaška Slatina, Slowenien), Krems, Karlsbad (heute Karlovy Vary, Tschechien) und Bad Ischl.

1870 spielte er in Salzburg und im folgenden Jahr wurde er ans neugegründete Wiener Strampfer-Theater engagiert. 1874 wechselte er ans Theater an der Wien. Hier konnte Girardi seine stimmliche Begabung bei den damals beliebten Couplets voll zur Geltung bringen. Über zwei Jahrzehnte war Alexander Girardi der Star des Theaters – als Gesangskomiker etwa in Karl Millöckers „Bettelstudent“, im „Zigeunerbaron“ von Johann Strauß oder im „Vogelhändler“ von Carl Zeller. Alexander Girardi war auch am Wiener Volkstheater eine prägende Figur. Vor allem Girardis Interpretationen von Raimund-Figuren – etwa jene des Valentin im „Verschwender“ oder des Fortunatus Wurzel in „Der Bauer als Millionär“ – waren bald Legende. Weitere Wirkungsorte Girardis waren das Carltheater, das Deutsche Volkstheater, das Wiener Raimundtheater, das Johann-Strauß-Stadttheater und das Theater in der Josefstadt. Außer in Wien spielte Girardi auch in Berlin, Hamburg und Dresden.

Gegen Ende seiner Karriere geriet Girardi auch noch in die Anfänge des Films. So spielte er in der 1913 produzierten Operettenverfilmung des „Millionenonkels“ von Adolf Müller jun. die Hauptrolle. Girardi machte auch jenseits der Bühne von sich reden. So wurde er etwa auf Betreiben seiner ersten Ehefrau, die ihn entmündigen lassen wollte, für geisteskrank erklärt. Als Girardi in eine Heilanstalt eingewiesen werden sollte, konnte er entkommen und floh zu seiner Schauspielkollegin Katharina Schrott. Über den genauen Hergang der Ereignisse gibt es unterschiedliche Überlieferungen. In der Folge erließ der Kaiser jedenfalls eine Gesetzesreform, welche unter anderem die gewaltsame Einweisung und Anhaltung von für geisteskrank Erklärten erschwerte. Nachwirkung hatte Girardi auch in Form des „Girardi-Rostbratens“ und des „Girardi-Huts“ – ein flacher Strohhut mit gerader Krempe, den der Schauspieler mit Vorliebe trug.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, zog sich Girardi nach Graz zurück. Im Februar 1918 spielte er noch einmal den Fortunatus Wurzel am Burgtheater. Am 20. April 1918 starb Alexander Girardi in Wien und erhielt ein Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof. Er hinterließ seine zweite Ehefrau und einen Sohn. 1954 wurde Girardis Leben unter dem Titel „Der Komödiant von Wien“ von Karl Paryla verfilmt. Girardis Geburtshaus war rund 100 Jahre nach seinem Tod Mittelpunkt einer medialen Aufmerksamkeit erregenden Immobilienkontroverse.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günther Hansen, Girardi, Alexander, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Beatrix Schiferer, Alexander Girardi. Wien – München 1975.

Birgit Scholz, Alexander Girardi, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/girardi_alexander.html

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Girardi_Alexander_1850_1918.xml

Gleispachgasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Johann Nepomuk Graf Gleispach 1840–1906

Jurist, Politiker. Der in Görz/Gorizia geborene Gleispach begann nach dem Studium eine Beamtenlaufbahn in Graz, wo er ab 1875 Staatsanwalt sowie 1892–1895 und 1898–1906 Oberlandesgerichtspräsident war. Ab 1895 war Gleispach Mitglied des Herrenhauses im Reichsrat, bis 1898 zudem Justizminister. Der Bau des Grazer Justizgebäudes am Kai geht auf sein Wirken zurück.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografien

Johann Nepomuk Graf Gleispach war Präsident des Oberlandesgerichtes Graz und Justizminister. Er wurde am 29. September 1840 in Görz (heute Gorizia in Italien) geboren. Der Vater von Wenzeslaus Graf Gleispach und Cousin des Landeshauptmanns (1861–1870) Karl Josef Graf Gleispach studierte Rechtswissenschaften und trat 1861 in den Staatsdienst ein. Zunächst in Venedig, ab 1866 in Graz tätig, wurde Gleispach 1875 Staatsanwalt, 1880 Oberstaatsanwalt, 1885 Landesgerichtspräsident und 1892 Präsident des Oberlandesgerichts Graz, zuständig für Kärnten und die Steiermark. Gleispach, der deutsch-liberalen Parteien nahestand, war seit 1895 auf Lebenszeit Mitglied des Herrenhauses des Reichsrats. 1895 wurde der Hofrat (1894) und Geheimer Rat (1895) als Justizminister in das Kabinett Badeni berufen (bis 1898). Gleispach gelang die Realisierung der Klein'schen Zivilprozessreform, er konnte sich jedoch beim juristischen Nachweis, dass im Fall der umkämpften Badenschen Sprachenverordnungen kein Grund für eine Ministeranklage vorliege, gegenüber der zunehmend obstruktiven Opposition nicht durchsetzen.

1898 wurde Gleispach erneut Präsident des Oberlandesgerichts Graz. Zu seinen besonderen Verdiensten zählen seine Bemühungen um Einrichtung und Verwaltung der Strafhäuser, die Neuanlegung der Grundbücher und der Bau des Grazer Justizgebäudes am Marburgerkai. In der Großgrundbesitzerkurie in den Steiermärkischen Landtag gewählt, war Gleispach insbesondere an der Landeskultur interessiert; in politischen Fragen stimmte er stets mit der deutsch-liberalen Partei.

1883 legte er sein Landtagsmandat wegen Unvereinbarkeit nieder. Johann Nepomuk Graf Gleispach starb am 21. Februar 1906 in Graz.¹

Wenzeslaus Graf Gleispach war ein berühmter Professor für Strafrecht. Der am 22. August 1876 in Graz geborene Sohn von Johann Nepomuk Graf Gleispach studierte an den Universitäten Graz und Wien Rechtswissenschaften, wurde 1898 zum Dr. iur. promoviert und war zunächst als Gerichtspraktikant und Nachhilfelehrer tätig. 1900 war er in der Strafrechtsabteilung des k. k. Justizministeriums an den Vorarbeiten zu einem neuen Strafgesetz beteiligt. 1902 oder 1903 wurde Gleispach als ordentlicher Professor für Strafrecht und Strafprozessrecht an die Universität Freiburg in der Schweiz berufen, 1906 oder 1907 an die Deutsche Universität Prag; von 1915 bis 1933 lehrte er als ordentlicher Professor an der Universität Wien. 1923 oder 1925 gründete Gleispach das „Universitätsinstitut für die gesamte Strafrechtswissenschaft und Kriminalistik“ (ab 1934 Universitätsinstitut für Kriminologie). 1925 zum Dekan der Juridischen Fakultät gewählt, amtierte er 1929/1930 als Rektor der Universität Wien. 1933 wurde Gleispach wegen seiner Kritik an Änderungen des Dienstrechts der Bundesbediensteten vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Im gleichen Jahr Honorarprofessor in Berlin, lehrte er von 1935 bis 1942 an der dortigen Universität als ordentlicher Professor. 1943 kehrte er nach Wien zurück. Er publizierte zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten (u. a. „Der Österreichische Strafgesetzentwurf“ 1910, „Der Österreichische Strafprozeß“ 1913, „Das deutsche Strafverfahrensrecht. Ein Grundriß“ 1943) und war Herausgeber der „Kriminologischen Abhandlungen“ und Mitherausgeber der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft“.²

Gleispachs Versetzung in den Ruhestand 1933 erfolgte aufgrund seiner NS-Anhängerschaft.³ Als bekennender Nationalsozialist vor dem Verbot der NSDAP im Juni 1933 hatte Gleispach gute Verbindungen zur Heimwehr und veranlasste als Rektor die Erlassung einer rassistischen Studentenordnung. Diese bezweckte, jüdische Studierende von der Universität Wien auszuschließen, sie wurde jedoch bereits im Folgejahr vom Verfassungsgerichtshof aufgehoben.⁴ Gleispach war einer der wichtigsten Verfechter des nationalsozialistischen Straf- und Kriegsrechts und trug erheblich zur Legitimierung des NS-Regimes bei.⁵ Darüber hinaus erstellte Gleispach rassistische Gutachten über Professorenkollegen und andere Personen, was im Fall des Juristen Stephan Brassloff dessen „Pensionierung unter Aberkennung des Ruhegenusses zur Folge“ hatte.⁶ Gleispach war Mitglied der

¹ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 155.

² Reismann – Mittermüller, Stadtlexikon, S. 155f.

³ <http://geschichte.univie.ac.at/de/artikel/entlassungen-politischer-gegnerinnen-der-universitat-89-wien-im-austrofaschismus>

⁴ <http://geschichte.univie.ac.at/de/artikel/die-gleispachsche-studentenordnung>

⁵ Eduard Rabovsky – Gerhard Oberkofler, Verborgene Wurzeln der NS-Justiz. Strafrechtliche Rüstung für zwei Weltkriege. Wien – München – Zürich 1985.

⁶ Oliver Rathkolb, Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Wien zwischen Antisemitismus, Deutschnationalismus und Nationalsozialismus. 1938, davor und danach, in: Gernot Heiss –

Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, des NS-Lehrerbundes und des NS-Rechtswahrerbundes.⁷ Die Reichsjugendführung lobte ihn als einen besonders intensiv im Nationalsozialismus verankerten Professor. Er starb am 12. März 1944 in Wien.⁸

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Michael Grüttner, Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik (= Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 6). Heidelberg 2004.

Ernst Klee, Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2003.

Eduard Rabovsky – Gerhard Oberkofler, Verborgene Wurzeln der NS-Justiz. Strafrechtliche Rüstung für zwei Weltkriege. Wien – München – Zürich 1985.

Oliver Rathkolb, Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Wien zwischen Antisemitismus, Deutschnationalismus und Nationalsozialismus. 1938, davor und danach, in: Gernot Heiss – Siegfried Mattl – Sebastian Meissl – Edith Saurer – Karl Stuhlpfarrer (Hg.), Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 6). Wien 1989, S. 197–232.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Siegfried Mattl – Sebastian Meissl – Edith Saurer – Karl Stuhlpfarrer (Hg.), Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938–1945 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 6). Wien 1989, S. 197–232, hier S. 203.

⁷ Michael Grüttner, Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik (= Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 6). Heidelberg 2004.

⁸ Ernst Klee, Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2003, S. 186.

Glesingerstraße

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Rudolf Glesinger 1879–1957

Beamter. Glesinger war im Ersten Weltkrieg Jugendreferent der Polizei und leitete ab 1917 das neu eingerichtete Grazer Jugendschutzamt. Der Promovierte und Pionier der Jugendfürsorge baute das Amt zur Bekämpfung des grassierenden Jugendlends aus und prägte bis zum erzwungenen Ruhestand nach dem „Anschluss“ 1938 und erneut ab 1945 die Kinder- und Jugendwohlfahrt.

EKSN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Glesinger war als Grazer Beamter ein Pionier der Jugendfürsorge. Er wurde 1879 in Wien geboren und war nach seinem Studium der Rechtswissenschaften als Jugendreferent im Polizeidienst. Mit 15. Mai 1917 wurde in Graz das Jugendschutzamt gegründet, dessen erster Leiter er war. In dieser Funktion erlangte er weit über Graz hinaus Bekanntheit. Auch in einer Vereinigung der österreichischen Jugendschutzämter, der „Arbeitsgemeinschaft für öffentliche Fürsorge und Jugendwohlfahrtspflege“, wirkte er aktiv mit. Auf Glesingers Initiative hin wurden zahlreiche Kinder- und Säuglingsheime gegründet, auch die ab 1920 eingeführte schulärztliche Tätigkeit geht auf ihn zurück. 1938 vom NS-Regime in den vorzeitigen Ruhestand versetzt, erhielt Glesinger bei der Wiederherstellung des Jugendamts als selbstständige Magistratsabteilung ab 22. Mai 1945 wieder dessen Leitung. In dieser Funktion richtete er nach 1945 die österreichweit erste Behandlungsstelle für sprachgestörte Kinder sowie eine freiwillige Jugendaufsicht ein. Zu dieser Zeit setzte er sich auch mit der Arbeitsgemeinschaft vor allem für ein neues Jugendfürsorgegesetz ein. Glesinger referierte auch auf den Tagungen der „Österreichischen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik“, hier sollen aber nie Antisemitismus und Rassismus behandelt worden sein.¹ Aufgrund seiner Verdienste war er Ehrenbürger von Graz, Senatsrat, Hofrat und Vorstand der Arbeitsgemeinschaft für Heilpädagogik. Rudolf Glesinger starb am 23. Februar 1957 in Graz.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSN)

¹ Vgl. Gudrun Exner, Sozial- und Bevölkerungspolitik im „Roten Wien“ und im Ständestaat. Die „Österreichische Gesellschaft für Bevölkerungspolitik (und Fürsorgewesen)“ (1917–1938), in: Rainer Mackensen (Hg.), Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik vor 1933. Opladen 2002, S. 193–213.

Literatur

Gudrun Exner, Sozial- und Bevölkerungspolitik im „Roten Wien“ und im Ständestaat. Die „Österreichische Gesellschaft für Bevölkerungspolitik (und Fürsorgewesen)“ (1917–1938), in: Rainer Mackensen (Hg.), Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik vor 1933. Opladen 2002, S. 193–213.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Veronika Zobel, Ein kurzer Überblick über die Geschichte des Amtes für Jugend und Familie der Stadt Graz. Graz 2012.

Neue Zeit vom 2. März 1951, S. 4.

Gluckgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Christoph Willibald (Ritter von) Gluck 1714–1787

Komponist. In der Oberpfalz geboren, kam Gluck 1737 nach Mailand, wo er das Wesen der Oper kennenlernte und 1741 seine erste Oper uraufführte. Nach Reisen durch Europa war er ab 1754 in Wien wohnhaft. Der produktive Vertreter der Vorklassik schuf insgesamt etwa 50 Opern und löste in seinem Spätwerk die Oper aus den erstarrten Formen der traditionellen Barockoper.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Christoph Willibald (Ritter von) Gluck war ein deutscher Komponist und Reformator des Musiktheaters in der Vorklassik. Geboren am 2. Juli 1714 im oberpfälzischen Erasbach bei Berching, dürfte der schon früh musikalisch interessierte Junge von seinen Schullehrern in Gesang, Violine, Violoncello und Orgel unterrichtet worden sein. Als ihn der Vater drängte, familientraditionsgemäß Förster zu werden, verließ Gluck im Alter von 16 Jahren sein Elternhaus, um sich als Wandermusikant bis nach Wien durchzuschlagen. Dort war er ab ca. 1734 u. a. als Kammermusiker im Hausorchester der Familie Lobkowitz tätig, bis er 1737 nach Mailand übersiedelte. Konnte er in Wien noch keinen nachhaltigen Eindruck als Komponist hinterlassen, so profitierte Gluck in Italien von seinen engen Kontakten zum Kreis um den bekannten italienischen Komponisten und Kapellmeister Giovanni Battista Sammartini, der sich nachhaltig auf seinen Kompositionsstil auswirken sollte.

1741 errang Gluck mit seiner ersten Oper „Artaserse“ einen großen Erfolg, dem weitere folgten und den Komponisten als Theaterpraktiker reifen ließen. Ein Englandsaufenthalt um 1745/46 brachte, u. a. durch die Bekanntschaft mit dem berühmten Komponisten Georg Friedrich Händel, ebenfalls weitreichende Impulse für die künstlerische Entwicklung Glucks. In den folgenden Wanderjahren reiste er als Kapellmeister mit den Operntruppen der Brüder Pietro und Angelo Mingotti sowie Giovanni Battista Locatelli durch den mitteleuropäischen Raum (Hamburg, Kopenhagen, Dresden, Prag und Wien) bis nach Neapel und übernahm nebenher Opernaufträge wie jenen vom Wiener Kaiserhof Maria Theresias für „La Semiramide riconosciuta“ (1748). Im Herbst 1750 heiratete Gluck Maria Anna Bergin aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, deren enge Kontakte zum Wiener

Kaiserhof seine weitere Karriere positiv gestalten sollten. Zwei Jahre später ließ er sich endgültig in Wien nieder.¹

Eine neue Richtung konnte Gluck (schließlich) ab 1761 einschlagen, als er mit Ranieri di Calzabigi einem Dichter begegnete, der wie er über neue musikalisch-dramatische Möglichkeiten nachgedacht hatte, um das Musiktheater (Oper und Ballett) zu erneuern: Statt der starren Formelhaftigkeit, Virtuosität und übertriebenen Affektdarstellung der barocken Opera seria („ernste Oper“), den verbrauchten Scherzen der Opera buffa (heiterer Operntypus) oder repräsentativen Balletten forderten Gluck, Calzabigi und ihre Mitstreiter eine neue schlichte Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit der Empfindung und der Handlung auf der Bühne. In Reformwerken wie der Ballettpantomime „Don Juan“ (1761) oder dem berühmten „Orfeo ed Euridice“ (1762) realisierten sie diese Ideen, die anfangs noch etwas unverstanden waren, sich nach weiteren Stücken dieses neuen Stils allerdings immer mehr durchsetzten. Besonders bedeutsam für Gluck wurde in diesem Zusammenhang Paris, wo er zwischen 1773 und 1779 in insgesamt fünf Paris-Reisen seine Reform-Ideen vorstellte und mit seiner „Iphigénie en Aulide“ ebenso großen Erfolg feierte wie mit der Pariser Neufassung des „Orfeo“ als „Orphée et Eurydice“ (beide 1774).

Nach Wien zurückgekehrt, wurde er zum „wirklichen k. k. Hofcompositeur“ durch Maria Theresia ernannt. Seinen größten Triumph brachte dann die Aufführung der Tragédie „Iphigénie en Tauride“ (1779) während der letzten Reise nach Paris. Glucks weiteren Tatendrang beendeten schließlich zwei Schlaganfälle, worauf er die letzten Lebensjahre in Wien verbrachte und dort am 15. November 1787 nach einem erneuten Schlaganfall verstarb.²

Gluck, der Wegbereiter eines neuen Musiktheaters in der Vorklassik, hinterlässt etwa 35 vollständig erhaltene Opern, Ballette, Orchestermusik (etwa 15 Sinfonien, Ouvertüren), Kammermusik (Triosonaten) und Vokalwerke (u. a. Oden auf Texte von Klopstock, 1780).

Iris Mangeng
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerhard Croll, Art. Gluck, Christoph, Biographie, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., veröffentlicht Oktober 2021. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/421810>

¹ Vgl. Gerhard Croll, Art. Gluck, Christoph, Biographie, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., veröffentlicht Oktober 2021. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/421810>

² Vgl. Elisabeth Richter – Irene Brandenburg, Art. Gluck, Christoph Willibald, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 25.4.2003). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0002095e

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Elisabeth Richter – Irene Brandenburg, Art. Gluck, Christoph Willibald, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 25.4.2003). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0002095e

Goethestraße

Datum der Benennung

1860

Text der Zusatztafel

Johann Wolfgang (von) Goethe 1749–1832

Schriftsteller. Das in Frankfurt am Main geborene Universalgenie wurde mit Sturm-und-Drang-Werken wie „Die Leiden des jungen Werthers“ gefeiert. 1776 trat der ausgebildete Jurist in Weimar in den Staatsdienst ein und prägte mit Zeitgenossen wie Schiller die Epoche der Weimarer Klassik. Als Autor von Werken wie „Faust“ gilt er als bedeutendster deutscher Dichter.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Wolfgang von Goethe war ein deutscher Dichter und Universalgelehrter. Er wurde am 28. August 1749 in Frankfurt am Main geboren. Die Familie war wohlhabend, sein Vater war Kaiserlicher Rat und ermöglichte seinem Sohn zu Hause ein umfangreiches Bildungsangebot. Unter anderem erhielt Johann Wolfgang Unterricht in Naturwissenschaften, Mathematik, Literatur sowie in antiken und modernen Sprachen. 1765 begann Goethe an der Universität Leipzig zunächst Rechtswissenschaften zu studieren. Es dauerte nicht lange und Goethe beschäftigte sich mehr mit verschiedenen literarischen und künstlerischen Disziplinen. Er konnte sich lange nicht entscheiden, ob er sich der bildenden Kunst oder der Literatur widmen sollte. 1768 musste Goethe krankheitsbedingt nach Hause zurückkehren. Während seiner Rekonvaleszenz beschäftigte er sich über den pietistischen Kreis Katharina von Klettenburgs mit pansophischer Literatur. Zwei Jahre später ging Goethe nach Straßburg, um dort sein Studium wiederaufzunehmen. Goethe lernte Johann Gottfried Herder kennen, der ihn mit der Lektüre von Homer, Pindar, Shakespeare und anderen Größen der Literaturgeschichte, aber auch mit Volksdichtung vertraut machte. 1771 schloss Goethe sein Studium mit dem Lizentiat der Rechte ab.

Zurück in Frankfurt erhielt er die Zulassung als Advokat am Schöffengericht. Über den Sommer 1772 absolvierte er ein Praktikum am Reichskammergericht in Wetzlar. Daneben entstanden einige seiner ersten bleibenden Werke. 1774 erschien sein Briefroman „Die Leiden des jungen Werthers“, der ihn mit einem Schlag weltweit bekannt machte. Nach einer aufgelösten Verlobung reiste Goethe 1776 zunächst in die Schweiz. Noch im selben Jahr holte ihn Herzog Karl August von Sachsen-Weimar nach

Weimar. Dort wurde Goethe drei Jahre später Geheimer Rat und damit ein Mitglied der Regierung. 1782 verlieh ihm Kaiser Joseph II. den Adelstitel.

Johann Wolfgang von Goethe entwickelte sich durch das neue Ideal des tätigen Menschen zum Dichter der deutschen Klassik. Er schrieb Gedichte, das Schauspiel „Iphigenie auf Tauris“ und den Bildungsroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Anfang der 1780er-Jahre hatte Goethe verstärkt begonnen, sich mit naturwissenschaftlicher Forschung zu beschäftigen, und erzielte in der Folge einige wissenschaftliche Erfolge. 1786 trat er seine erste Italienreise an, auf der er auch schriftstellerisch produktiv war. Vier Jahre später kehrte Goethe nach Weimar zurück und lernte Christiane Vulpius kennen, die er viele Jahre später heiratete. 1794 machte er die Bekanntschaft Friedrich von Schillers. Daraus entstand eine vielfältige Zusammenarbeit und eine tiefe Freundschaft.

Goethe befasste sich mit der Französischen Revolution und begann an seinem Opus Magnum, dem „Faust“ zu arbeiten. Den ersten Teil vollendete er 1806 – ein Jahr nach Schillers Tod. 1808 kam es zu einem Treffen mit Napoleon Bonaparte. Goethe arbeitete mehrfach Beziehungen und Begegnungen mit Frauen in seine Werke ein, etwa in dem 1809 erschienenen Roman „Die Wahlverwandtschaften“, in dem er ein spätes Liebeserlebnis mit Minna Herzlieb verarbeitete, oder seine späte Teenage-Flamme Ulrike von Levetzow, die ihn zur „Marienbader Elegie“ inspirierte. Der „West-östliche Divan“ von 1819 zählt wie der zweite Teil von „Faust“ ebenso zu den Eckpfeilern seines Alterswerks wie biografische Rückschauern wie „Die Italienische Reise“ oder „Dichtung und Wahrheit“. Johann Wolfgang von Goethe starb am 22. März 1832 in Weimar. Im Nationalsozialismus wurde Goethe zur Rechtfertigung der Rassenpolitik herangezogen, weil er sich negativ über das 1823 erlassene Judenedikt geäußert hatte. Insgesamt wird Goethe aber eine weitgehend neutrale Haltung in Bezug auf das Judentum attestiert.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Klaus L. Berghan, Goethe, Johann Wolfgang von, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1 Personen A–K. Berlin 2009.
Werner Daum, Johann Wolfgang von Goethe, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/johann-wolfgang-von-goethe.html>
Wilhelm Flitner, Goethe, Johann Wolfgang v., in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gollweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Ernst Goll 1887–1912

Lyriker. Kindheit und Jugend verbrachte Goll in seinem Geburtsort Windischgratz/Slovenj Gradec und in Marburg an der Drau/Maribor. 1905 zog er nach Graz und publizierte als Germanistikstudent erste Gedichte im Feuilleton. Die steirische neuzeitliche Lyrik prägte er erst posthum mit dem nach seinem Suizid veröffentlichten Gedichtband „Im bitteren Menschenland“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ernst Goll war der Sohn des Oberpostmeisters, Gastwirts und Bürgermeisters Ernest Goll (1855–1913) und dessen erster Ehefrau Anna, geb. Orosel (1863–1892) und wurde am 14. März 1887 geboren. Er lebte zuerst mit seinen Eltern, dann mit seiner Stiefmutter Antonie, geb. Steinschegg, und mit seinen drei Halbgeschwistern Alfons, Hans und Karl in Windischgratz (Slovenj Gradec). Ab 1897 besuchte er das k. k. Staatsgymnasium VI in Marburg a. d. Drau/Maribor. Es entwickelte sich früh eine Begeisterung für Theater und Literatur. 1903 begann ein Briefwechsel mit Elsa Hofmann (1876–1957), einer Mitarbeiterin im Postamt von Windischgratz, die sich zu seiner mütterlichen Freundin entwickelte. Dieser Briefwechsel ist für die Rekonstruktion von Golls Leben von Relevanz. 1904 erhielt er für erste Gedichte den Preis der Schillerstiftung im Gymnasium. Am 21. September 1905 legte er die Matura ab und übersiedelte nach Graz.

Goll schrieb inzwischen kontinuierlich Gedichte; auf Drängen des Vaters nahm er ein Studium der Rechtswissenschaften auf, das er dann nach drei Semestern abbrach und das Wunschstudium der Germanistik und Romanistik begann, wo er Vorlesungen von Anton Emanuel Schönbach (1848–1911) und Bernhard Seuffert (1853–1938) hörte. 1908 lernte er Berta Kanzinger, adopt. Auer, verh. Tentschert (1890–1977) kennen und verlobte sich mit ihr. Durch die Aufnahme in den Akademischen Richard-Wagner-Verein kam er in Kontakt mit Joseph Marx (1882–1964) und schloss Freundschaft mit Bruno Ertler (1889–1927) und Julius Franz Schütz (1889–1961). Weiters zählten zu seinem Freundeskreis Wolfgang Burghauser (1883–1938), Fritz Oberndorfer (1878–1969) und Max Pirker (1886–1931). Nach dem WS 1909/10 besuchte er keine Lehrveranstaltungen mehr, sondern hätte eine Dissertation über Hermann Sudermann verfassen sollen.

1910 lernte Goll den damals in Graz die Korpsoffiziersschule besuchenden Robert Michel (1876–1957) kennen, der ihn mit drei weiteren Autoren an „Brenner“ weiterempfahl – allerdings ohne Ergebnis. Die erste Publikation ist eine Besprechung von Ernst von Dombrowskis (1862–1917) „Narrenliebe“ in der „Marburger Zeitung“ vom 29. Jänner 1910, weitere Rezensionen wurden nicht veröffentlicht. Im Dezember wurde als erster literarischer Text das Gedicht „Andacht“ veröffentlicht (in „Der Herold“ 12/1910). In der „Tagespost“ sollten, wie der Autor und Literaturhistoriker Teissl dokumentieren konnte, weitere Gedichte folgen.¹ Am 15. Februar 1912 wurden anlässlich eines Liederabends im Akademischen Richard-Wagner-Verein 21 Gedichte Golls durch den Grazer Schauspieler Ernst Sattler vorgetragen, was von Goll und seiner Braut „Bertl“ Auer mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Am 13. Juli 1912 verfasste Goll einen Abschiedsbrief an Julius Franz Schütz und andere – und sprang aus dem zweiten Stock der Grazer Universität. Den Folgen des Sturzes (Bruch der Schädelbasis, Oberschenkelbruch) erlag er nach kurzer Zeit. Über die Gründe des Selbstmords herrschen unterschiedliche Spekulationen (Furcht vor einem Rigoroseum, Depressionen etc.).² Seine nachgelassenen Gedichte wurden von Julius Franz Schütz kurz nach seinem Tod 1912 herausgegeben und entwickelten sich zumindest in der Steiermark zu einem „Longseller“. „Im bitteren Menschenland“ erzielte schon bis 1919 drei Auflagen, weitere Ausgaben und Auflagen mit unterschiedlichen Herausgebern folgten.³ Golls bisweilen volksliedhaft-naive, der verlorenen Kindheit nachtrauernde Lyrik mit neoromantischen Stimmungsbildern mündet zumindest in seinen letzten Gedichten in eine resignative Todessehnsucht: „Die Menschen haben mich zu sehr gequält, / Und allzu schwer empfand ich meine Bürde, / Da trat ich frierend aus dem Tor der Welt / Und wünschte nichts, als daß mir Ruhe würde. // Die ihr an meinem frühen Grabe steht, / Verlöschet sanft die blassen Totenkerzen, / Gebt mir nicht Tränen, gebt mir kein Gebet: / Es führt kein Weg zu meinem kühlen Herzen.“⁴

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Vgl. Christian Teissl (Hg.), Ernst Goll, Erstdrucke aus den Jahren 1910–1912. Unpubl. Manuskript Graz 2016.

² In den letzten Jahren hat sich Christian Teissl höchst ambitioniert und detailfreudig mit Goll und seinem Werk auseinandergesetzt und es auch sorgfältig kritisch ediert. Die Basis für jede Goll-Biografie bildet seither dessen Zusammenstellung: Ernst Goll – Eine Lebenschronik, in: Christian Teissl (Hg.), Ernst Goll. Im bitteren Menschenland. Das gesammelte Werk. Hamburg 2012, S. 10–27. Weitere Informationen und Faksimiles von Originaldokumenten finden sich in: Christian Teissl (Hg.), Ernst Goll. Eine Nachlese. Graz 2015, passim. Weitere Ergänzungen finden sich auch noch auf der Homepage von Christian Teissl. Online verfügbar unter: <http://www.christianteissl.at/index.php?cat=%C3%9Cber%20Ernst%20Goll>

³ Vgl. die detaillierte „Galerie der Goll-Ausgaben“ bei Christian Teissl. Online verfügbar unter: <http://www.christianteissl.at/index.php?cat=%C3%9Cber%20Ernst%20Goll&page=Galerie%20der%20Goll-Ausgaben>

⁴ Ernst Goll, Grabschrift, in: Julius Franz Schütz (Hg.), Im bitteren Menschenland. Nachgelassene Gedichte. Berlin 1912, S. 135.

Literatur

Ernst Goll, Grabschrift, in: Julius Franz Schütz (Hg.), Im bitteren Menschenland. Nachgelassene Gedichte. Berlin 1912, S. 135.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christian Teissl, Ernst Goll – Eine Lebenschronik, in: Christian Teissl (Hg.), Ernst Goll. Im bitteren Menschenland. Das gesammelte Werk. Hamburg 2012, S. 10–27.

Christian Teissl (Hg.), Ernst Goll. Eine Nachlese. Graz 2015.

Christian Teissl (Hg.), Ernst Goll, Erstdrucke aus den Jahren 1910–1912. Unpubl. Manuskript Graz 2016.

Christian Teissl, Ernst Goll. Online verfügbar unter:

<http://www.christianteissl.at/index.php?cat=%C3%9Cber%20Ernst%20Goll>

Gorbachplatz

Datum der Benennung

24.3.1982

Text der Zusatztafel

Alfons Gorbach 1898–1972

Politiker, Bundeskanzler. Die Karriere des Christlichsozialen begann 1929 im Grazer Gemeinderat. Im autoritären Ständestaat war Gorbach Landesführer der Vaterländischen Front, dann als NS-Gegner 1938–1945 mehrfach in Konzentrationslagern. Ab 1946 Obmann der steirischen und ab 1960 der Bundes-ÖVP, führte Gorbach 1961–1964 als Bundeskanzler eine Große Koalition.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alfons Gorbach war ein österreichischer Politiker (ÖVP) und von 1961 bis 1964 Bundeskanzler. Er wurde am 2. September 1898 in Karrösten (Bezirk Imst, Tirol) geboren. Das älteste von sechs Kindern eines Eisenbahners absolvierte das Fürstbischöfliche Gymnasium in Graz. Er nahm ab 1916 als Achtzehnjähriger am Ersten Weltkrieg teil und erhielt hohe Auszeichnungen. In der 12. Isonzoschlacht (Oktober 1917) schwer verwundet, holte er während seiner Genesung die Matura nach und begann bei Kriegsende in Graz Rechtswissenschaften zu studieren. Während dieser Zeit trat er dem Cartellverband (Carolina) bei. 1922 wurde Gorbach zum Dr. iur. promoviert. Ab diesem Jahr in der Invalidenentschädigungskommission in Graz tätig, war er von 1929 bis 1932 Mitglied des Grazer Gemeinderats und 1932 bis 1937 des Stadtschulrats. 1933 ernannte ihn Bundeskanzler Engelbert Dollfuß zum Landesführer der Vaterländischen Front (VF) der Steiermark (bis 1938). Ab 1935 Mitglied des Steiermärkischen Landtags, ab 1937 auch der Landesregierung, kämpfte Gorbach vor allem als Landesführer der VF entschlossen gegen den immer stärker werdenden Nationalsozialismus. Am 21. Februar 1938 organisierte er als Reaktion auf einen NSDAP-Aufmarsch eine Großkundgebung der VF. Die Nationalsozialisten beantworteten seine scharfe Rede mit einer Großveranstaltung und der Forderung nach dem Rücktritt Gorbachs. Den Höhepunkt der Auseinandersetzungen bildete eine Veranstaltung am 27. Februar 1938, in der Gorbach neuerlich scharf gegen die NSDAP und für ein unabhängiges Österreich auftrat. Noch am selben Tag wurde Gorbach jedoch von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg als Landesführer der VF abgelöst. Nach dem „Anschluss“ im März 1938 wurde Gorbach sofort verhaftet. Er verbrachte mehr als fünf Jahre in den Konzentrationslagern Dachau und Flossenbürg.

Bereits bei den Novemberwahlen 1945 Listenführer der neu gegründeten ÖVP im Wahlkreis Graz, war Gorbach von 1946 bis 1965 – nicht ohne innerparteiliche Spannungen mit ÖVP-Landeshauptmann Josef Krainer sen. – Landesparteiobmann der Steirischen Volkspartei, von 1945 bis 1970 Abgeordneter zum Nationalrat und von 1945 bis 1953 sowie von 1956 bis 1961 dessen 3. Präsident. 1960 wurde er auf Veranlassung von Bundeskanzler Julius Raab zum ÖVP-Bundesparteiobmann gewählt. In der Folge entwickelten sich mit seinem Generalsekretär Hermann Withalm, einem Gegner der großen Koalition zwischen ÖVP und SPÖ, bald tiefe Differenzen. Schließlich löste Gorbach 1961 Julius Raab als Bundeskanzler ab und blieb dies bis 1964. Nach schwierigen Koalitionsverhandlungen mit der SPÖ 1962/1963 unterlag Gorbach 1963 auf dem Bundesparteitag in Klagenfurt dem reformerischen Flügel der Partei unter Dr. Josef Klaus, der schließlich Gorbach als Bundesparteiobmann und 1964 als Bundeskanzler ablöste. Zuvor war es zum bemerkenswerten symbolischen Handschlag zwischen Gorbach und dem SPÖ-Vorsitzenden, Vizekanzler Bruno Pittermann gekommen, als man gemeinsam der Toten des Bürgerkriegs im Februar 1934 gedachte. 1965 unterlag Gorbach bei der Bundespräsidentenwahl, auch wegen des eher lauen Engagements der steirischen Volkspartei, Franz Jonas (SPÖ).

Eigenständige politische Akzente setzte Gorbach, indem er ÖVP-Bundesländerpolitiker wie Josef Klaus und Karl Schleinzer in Bundesfunktionen holte (Finanz- bzw. Verteidigungsminister). Gorbach, der gegenüber dem mächtigen Koalitionsausschuss von ÖVP und SPÖ eine Aufwertung des Parlaments erreichte, ist die Einführung der Fragestunde im Nationalrat zu verdanken.

Gorbach, eine der markantesten Persönlichkeiten unter den Konsenspolitikern der Gründergeneration der Zweiten Republik, blieb bis zum Ende der ÖVP-Alleinregierung 1970 Abgeordneter zum Nationalrat. Seine Politik galt der Zusammenarbeit der beiden Großparteien zur Überwindung der Gräben der Vergangenheit und einer Eingliederung der ehemaligen minderbelasteten Nationalsozialisten. Gorbachs „Gedanken zur Politik“ erschienen 1961. Dem Ehrenbürger der Stadt Graz (1972) errichtete die von Gorbach 1920 gegründete katholische Studentenverbindung Babenberg-Graz 1980 auf dem Karmeliterplatz ein Denkmal (Bronzebüste auf drei Stützen, Entwurf von Erwin Huber). Gorbach starb am 31. Juli 1972 in Graz.¹

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Angelehnt an Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 162f.

Literatur

Hanna Bleier-Bissinger, Bundeskanzler Dr. Alfons Gorbach und seine Zeit. Graz 1988.

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005.

Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. 3. Aufl. Graz 1994, S. 45–121, 454ff.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Gottlieb-Remschmidt-Gasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Gottlieb Remschmidt unbekannt – 1929

Bürgermeister von Andritz. Der Realien- und Grundbesitzer betrieb das Gasthaus „Zum Adler“ in der Andritzer Reichsstraße und war vor 1900 bereits Gemeindevorsteher des eigenständigen Andritz. In seine Amtszeit fiel der Bau der 1880 eröffneten Volksschule. 1919 übernahm er für den aus gesundheitlichen Gründen ausscheidenden Bürgermeister erneut das Amt.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Gottlieb Remschmidt war ein Andritzer Gastwirt und Kommunalpolitiker. Sein Geburts- und genaues Sterbedatum sind nicht bekannt. Er betrieb Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts die Gastwirtschaft „Zum Adler“ in der Andritzer Reichsstraße, unweit der heutigen Straßenbahn-Endstation. Das Gasthaus verfügte über einen großen Saal sowie über einen Gastgarten und war ein gesellschaftlicher Mittelpunkt des damaligen Grazer Vororts. Remschmidt war in der Kommunalpolitik tätig und bereits vor der Jahrhundertwende Gemeindevorsteher in Andritz.¹ Er war auch mehrmals im Ausschuss der Gastwirtegenossenschaft vertreten.²

Nach dem Ersten Weltkrieg war Remschmidt kurzzeitig geschäftsführender Bürgermeister von Andritz.³ Die steirische Kino-Gesellschaft richtete im „Remschmidt-Saale“ in Andritz als ihren ersten Betrieb das Andritzer Lichtspieltheater ein.⁴ Gottlieb Remschmidt hatte eine im März 1904 im Alter von nur 14 Jahren verstorbene Tochter⁵ und einen Sohn, der ebenfalls Gottlieb hieß. Letzterer schrieb unrühmliche Lokalgeschichte. Er hatte als Beamter im Landesabgabename Graz über mehrere Jahre hinweg hohe Geldsummen unterschlagen.⁶ Gottlieb Remschmidt Junior gestand die Tat und

¹ Vgl. Arbeiterwille vom 3. März 1898.

² Vgl. Grazer Volksblatt vom 23. Juni 1899; Grazer Tagblatt vom 15. Juli 1915.

³ Vgl. Arbeiterwille vom 6. Juli 1919.

⁴ Vgl. Grazer Tagblatt vom 15. Oktober 1922.

⁵ Vgl. Grazer Volksblatt vom 6. März 1904.

⁶ Vgl. Grazer Tagblatt vom 12. August 1926; Arbeiterwille vom 19. August 1926.

wurde von einem Schöffensenat nach mehrmonatigem Prozess am 22. November 1926 zu fünf Jahren schweren Kerkers und zur Schadenersatzzahlung an das Land Steiermark verurteilt.⁷

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁷ Vgl. Arbeiterwille vom 23. November 1926.

Gottschedgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Johann Christoph Gottsched 1700–1766

Schriftsteller. Der gebürtige Ostpreuße studierte an der Königsberger Universität Philosophie und wurde von der Frühaufklärung beeinflusst. Gottsched zog 1724 nach Leipzig, wo er ab 1730 als Universitätsprofessor für Poesie und Logik lehrte. Mit seiner kontroversen Dichtungstheorie versuchte er, literarische Grundregeln im Sinne der Aufklärung durchzusetzen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Christoph Gottsched war ein deutscher Schriftsteller, Sprachforscher und Literaturkritiker im Sinne der Aufklärung. Er wurde am 2. Februar 1700 im ostpreußischen Juditten (heute als Mendelejewo Stadtteil von Kaliningrad, Russische Föderation) als Sohn eines Pastors geboren. Bis zu seinem 14. Lebensjahr erhielt Johann Christoph Unterricht von seinem Vater, danach begann er an der Universität Königsberg Theologie zu studieren. Gottsched wechselte aus Begeisterung für die aufklärerischen Werke von Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Wolff zur Philosophie und schloss das Studium als Magister ab. Im Jänner 1724 flüchtete Gottsched aus Furcht, für das preußische Militär rekrutiert zu werden, nach Leipzig. An der dortigen Universität lernte er Johann Burckhardt Mencke kennen, der Gottsched als Hofmeister für seinen ältesten Sohn engagierte und ihn in die Leipziger Gesellschaft einführte.

Nach seiner Habilitierung rief Gottsched 1727 die Deutsche Gesellschaft in Leipzig ins Leben, die für ihn zum Forum für seine Reformbemühungen in punkto Sprache und Literatur wurde. Bald wurden auch in anderen Städten Deutschlands Gesellschaften nach diesem Muster gegründet. Zu dieser Zeit hatte Gottsched bereits damit begonnen, moralische Wochenschriften herauszugeben, in denen er ebenfalls seine Sprachkritik, die sich unter anderem gegen barocke Manierismen richtete, sowie aufklärerisches Gedankengut verbreitete und darin auch Platz für den Diskurs darüber zur Verfügung stellte. Insgesamt produzierte er im Laufe seines Lebens etwa 20.000 gedruckte Zeitschriftenseiten.

1730 wurde Gottsched außerordentlicher Professor für Poetik, vier Jahre später ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik an der Universität Leipzig. 1731 wurde Gottscheds Tragödie

„Sterbender Cato“ in Leipzig uraufgeführt, das erste Stück, das Gottsched ganz nach den Regeln seiner aufklärerischen Poetik verfasst hatte. Es wurde von Zeitgenossen teils heftig wegen behaupteter Schablonenhaftigkeit kritisiert. 1735 heiratete Gottsched Luise Adelgunde Victorie Kulmus, die ebenfalls literarische Fähigkeiten besaß und ihren Mann fortan schreibend und durch Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen unterstützte. In der Literaturgeschichte wird ihre schriftstellerische Begabung höher bewertet als jene Gottscheds. Die Ehe war nicht glücklich, was an Gottscheds notorischer Untreue und an seiner mit fortschreitendem Alter zunehmend unflexiblen Geisteshaltung in Bezug auf literarische Neuerungen lag. Luise Adelgunde starb 1762 im Alter von 49 Jahren. Drei Jahre später heiratete er die 19-jährige Ernestine Susanne Katharina Neunes. Diese zweite Ehe endete nach nur einem Jahr mit dem Tod Johann Christoph Gottscheds am 12. Dezember 1766 in Leipzig.

Die vermutlich nachhaltigste Bedeutung Gottscheds ist bis heute seine Rolle im sogenannten spätbarocken Sprachenstreit, in dem es um die Standardisierung der deutschen Sprache ging. Hier setzte sich Gottscheds Position – die Einführung des ostmitteldeutschen (sächsischen) Dialekts als Schriftsprache gegen den Widerstand aus der Schweiz, Bayern und Österreich, wo damals noch das oberdeutsch geprägte „Jesuitendeutsch“ geschrieben wurde – letztlich durch. Seine Sprachtheorien und Rhetoriklehren finden sich unter anderem in „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ (1729), „Ausführliche Redekunst“ (1736) und „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“ (1748).

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Renate Feyl, Idylle mit Professor. Köln 2002.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Werner Rieck, Johann Christoph Gottsched. Eine kritische Würdigung seines Werkes. Potsdam 1968 (Dissertation); Buchhandelsausgabe: Berlin 1972.

Kurt Wölfel, Gottsched, Johann Christoph, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 6. Berlin 1964. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118541013.html#ndbcontent>

Grabbegasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Christian Dietrich Grabbe 1801–1836

Schriftsteller. Schon während des Rechtsstudiums in Leipzig und Berlin trat Grabbe als Dramatiker hervor. Vor allem seine Historienstücke lösten sich von der klassischen Dramenform. Neben Georg Büchner gilt er als Erneuerer des deutschen Bühnenstücks. Grabbe verstarb jung in seiner Geburtsstadt Detmold, ohne im bürgerlichen Leben je wirklich Fuß gefasst zu haben.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Christian Dietrich Grabbe war ein deutscher Dramatiker. Er wurde am 11. Dezember 1801 als Sohn eines Zuchthausaufsehers in Detmold in Nordrhein-Westfalen geboren. Mit 16, während seiner Gymnasiumszeit, schrieb Grabbe erste dramatische Texte. Mithilfe eines Stipendiums studierte Grabbe ab 1820 Rechtswissenschaften, zuerst in Leipzig, dann in Berlin, wo er das Studium 1823 abschloss. Ein Jahr zuvor hatte er mit dem Schicksalsdrama „Herzog Theodor von Gothland“ sein erstes Stück vollendet, das allerdings erst 70 Jahre später, 1892, in Wien uraufgeführt werden sollte. Nach Ende des Studiums versuchte er als Schauspieler oder Regisseur Fuß zu fassen, fand jedoch nirgends eine Anstellung. Grabbe kehrte enttäuscht in seine Heimatstadt zurück und legte das Staatsexamen ab, um sich mit der Juristerei seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Es dauerte aber noch einmal zwei Jahre, bis er 1826, zunächst unbezahlt, eine Stelle als Militärjustizbeamter bekam.

Wichtigen Einfluss auf Grabbes Schreibertätigkeit übten die Stücke William Shakespeares aus. Grabbes Dramen weisen oft filmhafte Massenszenen und rasche Szenenwechsel auf, was die Theatermacher seiner Zeit mit ihrer einfachen Bühnentechnik überforderte und abschreckte. 1829 wurde sein Stück „Don Juan und Faust“ in Detmold uraufgeführt. Es sollte die einzige Inszenierung eines seiner Stücke zu Lebzeiten bleiben. Grabbe litt unter Depressionen und neigte zum Alkoholismus, weshalb sich sein Gesundheitszustand in den folgenden Jahren kontinuierlich verschlechterte. Diese persönlichen Probleme führten unter anderem zum Scheitern einer Verlobung. 1833 heiratete er schließlich die um zehn Jahre ältere Louise Christiane Clostermeier, aber auch diese Ehe war eine unglückliche. Ein Jahr später gab er seine Beamtenstelle auf und fuhr zunächst nach Frankfurt am Main, wo er sich mit seinem Verleger zerstritt, und weiter nach

Düsseldorf, wo er ein Haus besaß. In Düsseldorf arbeitete er am dortigen Stadttheater mit Karl Immermann, der das Theater erneuert hatte. Auch diese Tätigkeit währte wegen Alkoholexzessen nicht lange und so kehrte er 1836 nach Detmold zurück. Dort konfrontierte ihn seine Frau mit der Scheidung.

Christian Dietrich Grabbe starb, nicht einmal 35-jährig, am 12. September 1836 in seiner Geburtsstadt. Als Todesursache wird „Rückenmarkschwindsucht“, ein Spätstadium der Syphilis, angegeben. Nach seinem Tod geriet Grabbes Werk zunächst in Vergessenheit, wurde aber gegen Ende des 19. Jahrhunderts wegen der Nähe seiner Dramen zum Naturalismus und Expressionismus wiederentdeckt. Die nationalsozialistische Propaganda bemächtigte sich nach 1933 seiner Werke, deren monumentale Konzeption und historische Inhalte sich hervorragend für eine national-ideologische Auslegung eigneten. Als naturgemäß besonders propagandatauglich erwies sich „Die Hermanns Schlacht“. Auch finden sich vereinzelte antisemitische Anklänge sowohl in Dokumenten über sein Leben als auch in seinen Stücken, etwa im „Aschenbrödel“, was der NS-Propagandamaschinerie ebenfalls in die Hände spielte. Die NS-Vereinnahmung brachte Grabbes Werk nach 1945 zunächst ins Abseits. Das änderte sich ab den 1970er-Jahren und heute genießt Grabbe den Ruf, einer der Erneuerer des deutschsprachigen Dramas und Wegbereiter der modernen Dramatik zu sein. Grabbe löste die strenge Form des klassischen Dramas durch die lockere Aneinanderreihung von Szenen auf. Dadurch und wegen seiner oft desillusionierenden Darstellungsweise gilt Grabbe als wichtiger Wegbereiter des Realismus.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Roy C. Cowen – Detlev Kopp, Grabbe, Christian Dietrich, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 4 Fri–Hap. Berlin – New York 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Maria Porrmann, Grabbe-Dramatik auf den Bühnen im Faschistischen Deutschland: Die Inszenierung einer völkischen Legende?, in: Werner Broer – Detlev Kopp (Hg.), Grabbe im Dritten Reich. Zum nationalsozialistischen Grabbe-Kult. Bielefeld 1986.

Karl Ziegler, Grabbes Leben und Charakter. Faksimiledruck der Erstausgabe von 1855. Hg. und mit einem Nachwort von Detlev Kopp u. Michael Vogt. Bielefeld 2009.

Grasbergerstraße

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Hans Nepomuk Grasberger 1836–1898

Journalist, Schriftsteller. Nach Absolvierung des Stiftsgymnasiums in St. Lambrecht studierte der gebürtige Obdacher in Wien. Seit 1859, als er von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem Reiseberichte verfasste, schrieb der promovierte Jurist für Zeitungen und stieg zum angesehenen Wiener Kunstkritiker auf. Zudem verfasste er Erzählungen und teilweise in Mundart gehaltene Gedichte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Grasberger wurde am 2. Mai 1836 als vorletztes von neun Kindern in Obdach geboren. Sein Vater Joseph war Weißgerber und hatte 1816 Anna, geb. Reinerin, geheiratet. Durch ökonomische Schwierigkeiten sowie durch Feuer- und Wasserschäden verloren die Eltern ihr Haus, „so dass sie früh verarmten, ihre Selbständigkeit verloren und ‚Einwohnerleute‘ wurden“¹. Zusammen mit dem ebenfalls in Obdach geborenen späteren Priester, Erdbebenforscher und Meteorologen Rudolf Falb wurde Grasberger nach der Volksschule in Obdach nichtsdestotrotz 1849 als Sängerknabe und Lateinschüler im Benediktinerstift St. Lambrecht aufgenommen. Nach den Klosterjahren absolvierte er 1854/55 die letzten Klassen einer Gymnasialausbildung in Klagenfurt und bestand 1855 mit Auszeichnung die Matura. Im selben Jahr übersiedelte er nach Wien und konnte dort mit Unterstützung von diversen Gönnern ein Studium der Rechtswissenschaften beginnen.

1859 nahm Grasberger an einer Pilgerfahrt des klerikalen „Severinusvereins“ nach Jerusalem teil und veröffentlichte darüber Reiseberichte im „Österreichischen Volksfreund“. Nach diesen ersten journalistischen Gehversuchen gab er 1860 nach einer kurzen Tätigkeit als Konzipient beim Wiener Advokaten Wolfgang Temmel die Juristerei auf und trat 1861 in die Redaktion des genannten katholischen „Österreichischen Volksfreundes“ ein, der „absolutistisch-zentralistische Positionen“² vertrat. Dort übernahm er bald die Leitung, die er bis 1865 innehatte. Anschließend wurde er ab 1865/66 Mitarbeiter der „Presse“ und fungierte von 1867 bis 1870 und wiederum 1873 bei fünf

¹ Vgl. Hans Grasberger, Mein Lebensgang, in: Heimgarten 15/1891, S. 589–592, hier S. 590.

² Hildegard Kernmayer, Judentum im Wiener Feuilleton (1848–1903). Exemplarische Untersuchungen zum literarästhetischen und politischen Diskurs der Moderne (= Conditio Judaica 24). Tübingen 1998, S. 276.

längeren Rom-Aufenthalten zusätzlich als Korrespondent für mehrere Blätter (u. a. die „Wiener Zeitung“).

Ab 1873 machte sich Grasberger dann bis 1883 in Wien als Feuilletonredakteur und Kunstkritiker der „Presse“ einen Namen, bevor er die Zeitung 1883 aus Protest gegen den zu wenig prononcierten deutschnationalen Kurs verließ: „Da mir aber die nationale Bedrängnis nicht gleichgiltig bleiben konnte, verließ ich das genannte Blatt 1883, als Kunstreferent bei der ‚Deutschen Zeitung‘ eintretend.“³ 1891 heiratete Grasberger in Waidring (Tirol) Emilie von Domaszewski, 1893 kam seine Tochter Margarethe zur Welt. Am 11. Dezember 1898 starb Hans Grasberger „an den Folgen einer Grippe“⁴ in Wien. Seine Frau Emilie übersiedelte 1903 mit der Tochter Margarethe (später verh. Bergeat) zu ihrem Bruder, dem renommierten Althistoriker Alfred von Domaszewski (1856–1927) nach Heidelberg.

Die spätere Rezeption Grasbergers als „Mundartautor“ ist eine Verkürzung. 1876 kam es für den mittlerweile in Wien beheimateten Kunstkritiker anlässlich eines Sommeraufenthalts in Friesach in Kärnten bei einem Ausflug nach Fladnitz zu einer „Wiederentdeckung“ des heimischen Dialekts, insbesondere in Form des „Schnaderhüpfels“, eines häufig improvisierten einstrophigen dialogischen Spottgesangs. Es folgten drei Publikationen im steirisch-kärntnerischen Dialekt. „Zan mitnehm“ (1880), „Nix für unguet!“ (1884) und „Plodersam“ (1885). 1896 erschien noch eine literarhistorische Studie zur „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels“ (1896); im gleichen Jahr zieht der Autor ein abschließendes Resümee: „Der Vorrat ist erschöpft, der Quell versiegt; die Fülle, die allseitige Anschauung ländlicher Zustände fehlt mir. Ich bin, einmal der Heimat entnommen, zu sehr Stadtmensch gewesen und geblieben. Und so ist meine Dialektdichtung vielleicht doch nur eine Episode in meiner litterarischen Thätigkeit.“⁵

Grasberger hatte seine nach der Heirat quantitativ stark angestiegenen Publikationsschwerpunkte auf der Lyrik („Sonette aus dem Orient“, 1865 unter dem Pseudonym Carl Birkenbühl, 1873 und 1894; „Singen und Sagen“, 1869; „Aus dem Karneval der Liebe“, 1873; „Licht und Liebe“, 1896; „Ein Triptychon der humanistischen Jugend gewidmet“, 1896), in späterer Zeit auf Erzählungen und Novellen („Aus der ewigen Stadt“, 1887; „Auf heimatlichem Boden, 1890; „Maria Buch“, 1895; „Maler und Modell“, 1895; „Ein neues Novellenbuch“, 1895; „Adam und Eva“, 1896; „Steirische Geschichten“, 1897; „Sieben Kaiserlegenden“, 1897). Grasbergers politische bürgerlich-deutschnationale Verankerung, die sich in den 1890er-Jahren radikalisiert haben dürfte, lässt sich an der Herausgeberschaft von fünf Ausgaben des „Kalenders des deutschen Schulvereins“ (1895 bis 1899) sowie an seiner Mitarbeit an den Periodika der „Südmark“ erkennen. Der mit ihm seit 1872

³ Grasberger, Mein Lebensgang, S. 592.

⁴ Ingeborg Wächter, Hans Grasberger. Sein Beitrag zur Mundart- und Heimatdichtung der Steiermark. Diss. Univ. Wien. Wien 1951, S. 53.

⁵ Hans Grasberger, Wie ich meine Mundart entdeckte, in: Die Gartenlaube 1896, S. 570–572, hier S. 572.

befreundete Peter Rosegger verwies nach Grasbergers Tod als Mitherausgeber von drei Bänden „Ausgewählte Werke“ (1905, 1906, 1909) in der Einleitung zum ersten Band auf die für Grasberger lebenslang prägenden Eindrücke Italiens, „in dessen sonnigem Leben und Weben seine dem Klassischen zugeneigte Seele schön und ebenmäßig ausreifte“.⁶

Weltanschaulich war Grasberger zeittypisch ein Amalgam von (erworbener) klassischer Bildung, überzeugtem Deutschnationalismus bei gleichzeitiger Kaisertreue und dem Wertekatalog katholischer, konservativ-bürgerlicher Tugendhaftigkeit, auf der Ebene des Persönlichen mit lebenspraktisch-realistischer Nüchternheit ausgestattet und publizistisch ohne aggressiv-polemischen Ideologismus. Die von Freunden attestierte Bescheidenheit entspricht auch Grasbergers Selbstbild, sei er doch, wie er in einem Brief an Peter Rosegger schreibt, nie ein „Gerngroß und Freißack dem Leben gegenüber“⁷ gewesen.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Hermann Fisslberger, Das lyrische Werk Hans Grasbergers. Diss. Univ. Wien 1952.
- Hans Grasberger, Wie ich meine Mundart entdeckte, in: Die Gartenlaube 1896, S. 570–572.
- Hildegard Kernmayer, Judentum im Wiener Feuilleton (1848–1903). Exemplarische Untersuchungen zum literarästhetischen und politischen Diskurs der Moderne (= Conditio Judaica 24). Tübingen 1998.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- o. A., Grasberger, Hans (1836–1898), Schriftsteller und Kunstkritiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Lfg. 6. Wien 1957, S. 48. Online verfügbar unter: http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_G/Grasberger_Hans_1836_1898.xml
- Peter Rosegger, Einleitung, in: Hans Grasberger: Novellen aus Italien und der Heimat. Ausgewählte Werke. Bd. 1. München – Leipzig 1905, S. VI–XIX.
- Birgit Scholz, Hans Nepomuk Grasberger, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/grasberger_hans_nepomuk.html
- Ingeborg Wächter, Hans Grasberger. Sein Beitrag zur Mundart- und Heimatdichtung der Steiermark. Diss. Univ. Wien. Wien 1951.

⁶ Peter Rosegger, Einleitung, in: Hans Grasberger: Novellen aus Italien und der Heimat. Ausgewählte Werke. Bd. 1. München – Leipzig 1905, S. VI–XIX, hier S. VIII.

⁷ Hans Grasberger, Brief an Peter Rosegger vom 1.10.1890. Zitiert nach: Hermann Fisslberger, Das lyrische Werk Hans Grasbergers. Diss. Univ. Wien 1952, S. 35.

Grevenberggasse

Datum der Benennung

15.12.1955

Text der Zusatztafel

Julius Grevenberg 1853–1927

Theaterdirektor. Grevenberg, in Stettin/Szczecin geboren, war nach dem Mathematikstudium ab 1881 als Schauspieler an zahlreichen deutschen Bühnen. 1897–1899 war er in Graz engagiert, wo er 1911–1923 die städtischen Bühnen leitete. Trotz finanzieller Probleme und der Kriegsjahre hielt Grevenberg das künstlerische Niveau und holte bedeutende Künstler nach Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Grevenberg war Theaterdirektor in Graz. Er wurde am 1. Februar 1853 in Stettin (heute Szczecin, Polen) in eine aus Köln stammende Künstlerfamilie geboren. Nach der Schule studierte er zuerst technische Mathematik in Karlsruhe, München und Berlin. 1881 entschied er sich für die Theaterlaufbahn und ging als Schauspieler nach Stralsund. Dieser ersten Station folgten Engagements in Königsberg (1882), Breslau (1893), Göttingen (1894), Hamburg (1895), Barmen (1896), Graz (1897–1899), Leipzig (1901–1902) und Berlin (1903–1908). Grevenbergs Spezialität waren Helden- und Liebhaberrollen.

1911 wurde Grevenberg zum Leiter der städtischen Grazer Bühnen bestellt. Im Lauf seiner Wirkungszeit konnte er zahlreiche bedeutende Künstler nach Graz holen. Gemeinsam mit dem Schauspielregisseur Ferdinand Steil brachte er die Grundsätze des modernen Regietheaters zur Anwendung. Seine Inszenierungen, darunter Shakespeares Königsdramen und ein Kleist-Zyklus, waren meist durchschlagende Erfolge. Gleichzeitig modernisierte er die technische Ausstattung der Bühnen. Auch einen handfesten Theaterskandal gab es unter Grevenbergs Ägide: Bei einem Gastspiel der „Tirolerbühne Exl“ am 1. April 1912 reagierten klerikale Kreise auf eine Vorstellung des Schwanks „Das Gnadenbild“ mit massiven Störaktionen, weil sie sich in ihrem religiösen Empfinden verletzt fühlten. Die Vorstellung endete mit Abbruch und einem Polizeieinsatz.¹

¹ Grazer Tagblatt vom 2. April 1912; Grazer Volksblatt vom 2. April 1912, Abendausgabe.

Von 1913 bis 1921 war Grevenberg aufgrund der finanziellen Probleme der Grazer Bühnen auf die Rolle eines künstlerischen Leiters beschränkt. Es gelang ihm, das Schauspielhaus dennoch ohne künstlerische Kompromisse durch die Kriegsjahre zu führen. Auch nach dem Krieg präsentierte Grevenberg trotz anhaltender finanzieller Probleme eine Reihe aufsehenerregender Premieren. 1923 trat er in den Ruhestand. Julius Grevenberg, in Theaterkreisen auch gern „Jule“ genannt, starb am 10. November 1927 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Baravalle, Grazer Opernhaus. Die ersten 25 Jahre im neuen Hause 1899–1924. Graz 1924.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Grillparzerstraße

Datum der Benennung

1889

Text der Zusatztafel

Franz Seraphicus Grillparzer 1791–1872

Schriftsteller. Grillparzer studierte Jus in seiner Geburtsstadt Wien. 1813 begann er eine Beamtenlaufbahn und stieg 1832 zum Direktor des Hofkammerarchivs auf. Die literarische Karriere begründete 1817 sein Erstlingswerk „Die Ahnfrau“. Seine gattungsreichen Bühnenstücke machen Grillparzer zum bedeutendsten Dramatiker Österreichs im 19. Jahrhundert.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Grillparzer war einer der bedeutendsten österreichischen Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 15. Jänner 1791 als Sohn eines Rechtsanwalts in Wien geboren. Nach Schule und Gymnasium studierte Franz Grillparzer Jus und Philosophie an der Universität Wien. Da seine Familie verschuldet war, musste Grillparzer nebenbei arbeiten, zunächst als Privatlehrer. Nach dem Studium trat er in den Staatsdienst ein und wurde Beamter in der Hofkammer, dem Vorläufer des Finanzministeriums, deren Archivdirektor er 1832 wurde. Diesen Posten hatte er bis zu seiner Pensionierung inne.

Grillparzer hatte früh begonnen, literarisch tätig zu sein. Das erste Bühnendrama schrieb er mit 18 Jahren. Seine Karriere startete in den Jahren nach dem Ende der Napoleonischen Kriege mit den beiden Stücken „Die Ahnfrau“ und „Sappho“, die jeweils große Erfolge wurden. 1818 wurde Grillparzer zum offiziellen Burgtheaterdichter ernannt. Für das Burgtheater schrieb Grillparzer einige seiner bekanntesten Dramen, darunter „König Ottokars Glück und Ende“, „Ein treuer Diener seines Herrn“ und „Der Traum ein Leben“. Für Ludwig van Beethoven, den er im Laufe seines Lebens mehrmals traf, verfasste er 1823 ein Opernlibretto („Melusine“), das Beethoven jedoch nie vertonte. Grillparzers Erinnerungen gehören zu den bedeutendsten Quellen über das Leben des Komponisten, er schrieb auch die Trauerrede für Beethovens Begräbnis.

Grillparzer komponierte auch selbst und befasste sich intensiv mit Musikästhetik, unter anderem in der 1848 erschienenen Novelle „Der arme Spielmann“. Er unternahm mehrere ausgedehnte Reisen in Europa. So besuchte er unter anderem Italien, Deutschland, Frankreich und Griechenland. Auf

diesen Reisen beschäftigte er sich auch intensiv mit den jeweiligen politischen Verhältnissen. Das führte dazu, dass Grillparzer einerseits zum Gegner der metternichschen Unterdrückungspolitik wurde, andererseits auch Umstürze fürchtete und sich nach der Märzrevolution von 1848 auf die kaiserliche Seite schlug, Armeesprecher wurde und sogar auf Feldmarschall Radetzky ein Lobgedicht schrieb.

Grillparzer blieb unverheiratet, führte aber eine jahrzehntelange Beziehung mit Katharina Fröhlich. Nach dem Misserfolg seines Stücks „Weh dem, der lügt“ 1848 am Wiener Burgtheater zog sich der schon davor als eigenbrötlerisch bekannte Dichter aus dem Theaterleben und auch weitgehend aus der Öffentlichkeit zurück. In seinen letzten Jahrzehnten wurden Grillparzer zahlreiche Ehrungen zuteil. Schon seit 1847 war er Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1859 erhielt er von der Universität Leipzig die Ehrendoktorwürde. 1861 wurde er als 70-Jähriger als lebenslanges Mitglied in das Herrenhaus berufen. 1864 machte ihn seine Heimatstadt zu ihrem Ehrenbürger. Franz Grillparzer starb am 21. Jänner 1872 in seiner Wohnung in der Wiener Innenstadt.

Neben den Dramen verfasste Grillparzer auch Gedichte, Prosastücke und Autobiografisches, unter anderem in Tagebüchern. Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien im Verlag Anton Schroll & Co zwischen 1909 und 1942 in 42 Bänden. Grillparzer gilt heute als einer der wichtigsten Schriftsteller im Sinne einer spezifisch österreichischen Identität.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Raoul Auernheimer, Franz Grillparzer. Der Dichter Österreichs. Wien 1972.

Humbert Fink, Franz Grillparzer. Innsbruck 1990.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Grillparzer, Franz, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Lfg. 6. Wien 1957. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Grillparzer_Franz_1791_1872.xml

Edgar W. Yates, Grillparzer, Franz (Seraphicus), in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 4 Fri–Hap. Berlin – New York 2009.

Grimmgasse

Datum der Benennung

1899

Text der Zusatztafel

Friedrich Melchior (Freiherr von) Grimm 1723–1807

Schriftsteller, Diplomat. Der aus Regensburg stammende Pastorensohn war diplomatischer Vertreter mehrerer Fürstenhöfe in Paris und prägte das dortige Geistes- und Kulturleben. 1753–1790 gab Grimm mit der „Correspondance littéraire“ eine der wichtigsten Zeitschriften des 18. Jahrhunderts heraus und verbreitete die Gedanken der Aufklärung in ganz Europa.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Melchior Grimm war ein auf Französisch schreibender deutscher Schriftsteller, Journalist, Literatur- und Musikkritiker sowie Diplomat. Er wurde am 25. September 1723 in Regensburg in eine Pastorenfamilie geboren. Grimm entdeckte früh sein schriftstellerisches Talent. Seine Lektüre der „Critischen Dichtkunst“ von Johann Christoph Gottsched führte zu einem langen Briefwechsel des jungen Grimm mit dem Ehepaar Gottsched. Mit 19 adaptierte Grimm den Roman „Die asiatische Banise“ von Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen für die Bühne. Gottsched ließ das Stück aufführen, es fiel allerdings bei Kritik und Publikum durch. In der Folge konzentrierte sich Grimm auf die Rezeption, Kritik und Übersetzung französischer Literatur, insbesondere jener Voltaires. 1749 zog Grimm nach Frankreich. Er trat als Sekretär in die Dienste seines Landsmannes August Heinrich von Friesen. Durch diesen lernte Grimm Jean-Jacques Rousseau und in weiterer Folge Denis Diderot und andere führende Intellektuelle des damaligen Frankreichs kennen.

Im Sommer 1750 begann Grimm für den „Mercure de France“ über Luther und im Sinne von Gottscheds Lehre über die zeitgenössische deutsche Literatur zu schreiben und förderte auf diese Weise den Kulturaustausch zwischen Deutschland und Frankreich. Im sogenannten Pariser Buffonistenstreit, in dem es um die Vorherrschaft der italienischen oder der französischen Oper ging, ergriff Grimm zunächst die Partei seines Gastlandes, brach später aber eine Lanze für die Opera buffa. Letzteres wird in der Literatur auf Grimms romantische Gefühle für eine italienische Opernsängerin zurückgeführt. Durch seine prominente Rolle im Opernkonflikt war Grimm in der künstlerischen Gesellschaft ein häufiger Gast. Grimm trat dabei stets mit weiß gepudertem Gesicht auf und war auch für seine herrische Art bekannt.

Ab 1753 gab Grimm die Briefzeitschrift „Correspondance littéraire, philosophique et critique“ heraus. Sie gilt als eine der bedeutendsten Zeitschriften des 18. Jahrhunderts, auch wenn ihr Leserkreis sich auf den deutschen Hochadel beschränkte. Auch Preußenkönig Friedrich II. gehörte zu Grimms Leserschaft. Erst viel später (1769) kam es zu einem Treffen der beiden, das einen Briefwechsel nach sich zog, der bis kurz vor Friedrichs Tod andauerte. Als Kabinettssekretär des Fürsten von Orléans, Louis Philippe I., nahm Grimm 1756–57 an einem französischen Feldzug nach Westfalen teil. 1769 machte ihn die Stadt Frankfurt zu ihrem Gesandten am Königshof in Paris. Wegen einer kritischen Bemerkung über eine Entscheidung des Königs war er dieses Amt aber bald wieder los. Grimms gesellschaftliche Position blieb davon unberührt. In weiterer Folge unternahm Grimm zahlreiche Reisen durch ganz Europa und kam unter anderem mit der Familie Mozart, Johann Wolfgang von Goethe und der russischen Zarin Katharina der Großen zusammen. Mit Letzterer unterhielt er einen viele Jahre andauernden Briefwechsel.

Ab 1775 fungierte Grimm als sächsischer Gesandter in Paris. 1792 begab sich Grimm auf mehrere Kuraufenthalte und zog schließlich nach Gotha, wo er als Gast des dortigen Prinzen wohnte. 1796 ernannte Katharina die Große Grimm zum russischen Gesandten in Hamburg. Trotz seines schlechten Gesundheitszustandes nahm er den Posten zunächst an. 1797 erblindete Grimm auf einer Dienstreise und legte sein Amt nieder. Im selben Jahr zog er mit seinem Ziehkind Emilie, die Enkelin einer früheren Geliebten, nach Braunschweig. Drei Jahre später holte ihn Ernst II. von Sachsen-Gotha wieder nach Thüringen. Friedrich Melchior Grimm starb am 23. September 1807 in Gotha und wurde dort auch beigesetzt. Bis heute sind nur wenige seiner Schriften aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wilmont Haacke, Grimm, Friedrich Melchior Frhr. von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966.

Siegfried Jüttner, Grundtendenzen der Theaterkritik von Friedrich-Melchior Grimm (1753–1773). Wiesbaden 1969.

Winfried Wolf, Friedrich Melchior Grimm, ein Aufklärer aus Regensburg: Strohsessel und Kutsche – ein Leben zwischen Paris und Sankt Petersburg. Berlin 2015.

Gruber-Mohr-Weg

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Franz Xaver Gruber 1787–1863

Joseph Franz Mohr 1792–1848

Schöpfer des Lieds „Stille Nacht“. In Oberndorf bei Salzburg wurde 1818 das Weihnachtslied bei der Christmette durch den Pfarrer Mohr und den Lehrer Gruber uraufgeführt. Es erlangte in der Folge weltweite Berühmtheit. Den Text hatte Mohr 1816 verfasst, die Melodie zur Gitarrenbegleitung komponierte Gruber.

EKSN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Xaver Gruber und Joseph Mohr sind die Autoren des Weihnachtslieds „Stille Nacht, heilige Nacht“.

Franz Xaver Gruber war Volksschullehrer, Organist, Chorleiter und komponierte kirchliche Gebrauchsmusik. Er wurde am 25. November 1787 in Hochburg-Ach im Innviertel (Oberösterreich) geboren und sollte zunächst den Beruf seines Vaters erlernen und Leinenweber werden. Aber sein früh zutage tretendes musikalisches Talent führte dazu, dass er eine Lehrerausbildung und eine zusätzliche musikalische Ausbildung beim Burghausener Organisten Georg Hartdobler bekam. Nach der Lehrerprüfung in Salzburg und dem obligatorischen Jahr als Schulgehilfe wurde Gruber Volksschullehrer im salzburgischen Arnsdorf. Er heiratete die zweifache Witwe Elisabeth Fischinger, mit der er zwei Kinder hatte, und bezog die Mesnerwohnung des Ortes. 1816 nahm er die Stelle eines Organisten und Kantors in der Schifferkirche in Oberndorf an.

1818 schrieb er zum Text des Hilfspriesters Joseph Mohr für die Christmette in Oberndorf die Musik zu „Stille Nacht, heilige Nacht“, das heute zu den weltweit bekanntesten und meistgesungenen Weihnachtsliedern zählt. Weil die Orgel der Kirche kaputt war, schrieb Gruber das Lied für Gitarre, zwei Stimmen und Chor. Die Orgelfassung verfasste er erst später. Bei der Uraufführung am 24. Dezember 1818 mit dem Kirchenchor begleitete Mohr auf der Gitarre und sang die Tenorstimme, Gruber sang Bass. Im Stille-Nacht-Archiv des Keltenmuseums in Hallein existiert noch das Autograf des Komponisten Gruber, Mohrs Urschrift ist hingegen nicht erhalten.

Mohr und Gruber schrieben noch weitere Kirchenlieder gemeinsam, die heute – ebenso wie alle anderen musikalischen Werke Grubers – in Vergessenheit geraten sind. 1825 starb Grubers erste Frau. Im Jahr darauf heiratete er seine ehemalige Schülerin Maria Breitfuß. Die beiden hatten zehn Kinder, von denen aber nur wenige das Erwachsenenalter erreichten. 1829 bekam Gruber eine Lehrerstelle in Berndorf. 1833 wurde er Chorregent der Stadtpfarre in Hallein. In dritter Ehe heiratete Gruber im Jahr 1842 die Witwe Katharina Rieser. Franz Xaver Gruber starb am 7. Juni 1863 in Hallein.

Joseph Mohr war ein Salzburger Priester und Dichter. Er wurde am 11. Dezember 1792 in Salzburg als unehelicher Sohn eines Soldaten aus Mariapfarr geboren. Seine Kindheit verbrachte Mohr in ärmlichen Verhältnissen. Musikunterricht erhielt er vom Salzburger Domvikar Johann Nepomuk Hiernle, der auf Mohrs Talent aufmerksam geworden war. Während der Gymnasialzeit verdiente sich Mohr als Geiger und Sopransänger seinen Lebensunterhalt. 1811 wurde er in das Salzburger Priesterseminar aufgenommen. Vier Jahre später schloss er seine theologischen Studien ab und wurde im August 1815 zum Priester geweiht. 1817 kam er als Aushilfspriester und Koadjutor in die Pfarre St. Nikola in Oberndorf bei Salzburg. Hier lernte er den Organisten und Lehrer im nahen Arnsdorf, Franz Xaver Gruber, kennen.

Für die Weihnachtsfeier des Jahres 1818 schrieben Mohr und Gruber das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“. Im selben Jahr sah sich Mohr mit Anfeindungen und Vorwürfen „unpriesterlichen Verhaltens“ seitens seines Vorgesetzten, des Leiters der Pfarre, Georg Heinrich Joseph Nöstler, konfrontiert. Obwohl die Vorwürfe entkräftet wurden, dürfte Mohrs priesterliche Karriere dadurch behindert gewesen sein. Im September 1819 verließ Mohr Oberndorf und wirkte in den kommenden Jahren als Hilfspriester in mehreren Salzburger Gemeinden. 1837 wurde er Vikar in Wagrain. Mohr hatte seit seiner Kindheit mit Lungenproblemen zu kämpfen, die auf den langen Aufenthalt in feuchten und kalten Räumen zurückzuführen sein dürften. Joseph Mohr starb am 4. Dezember 1848 an Lungenversagen. Er wurde in Wagrain beigesetzt.

Das Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ – im Original in D-Dur – gehört zu den seit der Aufklärung immer häufiger auftauchenden „geistlichen Volksliedern“, in denen eine einfache, aber umso tiefer ausgedrückte Religiosität im Text mit volkstümlichen, oft eingängigen Melodien verbunden wurde. „Stille Nacht“ verbreitete sich rasch nach seiner Entstehung, unter anderem durch wandernde Tiroler Volksliedsänger, zunächst in Österreich und Deutschland und fand auch bald außerhalb des kirchlichen Gemeindegesangs sowohl bei Katholiken als auch Protestanten Anklang. Heute existiert das Lied in über 300 Sprach- und Dialektfassungen und wird weltweit gesungen. Die gängige Fassung umfasst nur die erste, zweite und letzte der ursprünglich sechs Strophen Joseph Mohrs. 2011 wurde „Stille Nacht“ auf Antrag Österreichs in das UNESCO-Kulturerbe aufgenommen.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Harry Beyer, Joseph Mohr, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 6. Herzberg 1993.

Berthold Egelseder OSB, Mohr, Joseph, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1994. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118734504.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ernst Waeltner, Gruber, Franz, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11854277X.html#ndbcontent>

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_M/Mohr_Josef_1792_1848.xml

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Gruber_Franz-Xaver_1787_1863.xml

Gstirnergasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Adolf Gstirner 1855–1940

Lehrer, Alpinist. Gstirner unterrichtete in Laibach/Ljubljana, Krumau und Villach, wo er als Bergsteiger und für die alpinistische Erschließung der Julischen Alpen bekannt war. 1898–1909 lehrte er Deutsch, Geschichte und Latein an der Staatsrealschule in seiner Geburtsstadt Graz und publizierte im Ruhestand historische Abhandlungen zur steirischen Landwirtschaft.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Adolf Gstirner war ein Grazer Mittelschullehrer, Bergsteiger und Landwirtschaftsgeschichtsforscher. Gstirner wurde am 16. Juni 1855 in eine angesehene Grazer Familie geboren. Er ergriff den Beruf eines Mittelschullehrers, seine Fächer waren Deutsch, Geschichte und Latein. Seine Stationen waren Laibach (Ljubljana, heute Slowenien), Krumau (heute Český Krumlov, Tschechische Republik) und Villach, bevor er 1898 an die k. k. erste Staatsrealschule in Graz berufen wurde, an der er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1909 tätig war. 1907 leitete er diese Schule. Privat war Gstirner seit seiner beruflichen Zeit in Krain und Kärnten ein begeisterter Bergsteiger und zählte zum Kreis der führenden Alpinisten seiner Zeit. Er war maßgeblich an der bergsteigerischen Erschließung des Adamellomassivs und der Brentagruppe beteiligt sowie vor allem an jener der Julischen Alpen. So machte er auch die Bekanntschaft des Görzer Alpinisten und Bergschriftstellers Julius Kugy.

Gstirners Begeisterung für die Berge brachte ihn noch während seiner Lehrerlaufbahn dazu, sich nebenbei auch als Autor zu betätigen. So erschien beispielsweise eine Monografie Gstirners über die Julischen Alpen in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in den Jahren von 1900–1907. Später schrieb er ein Kapitel über die Herkunft der Bergbezeichnung in Kugys Monumentalwerk „Fünf Jahrhunderte Triglav“.

Im Ruhestand entdeckte Gstirner dann ein besonderes Interesse für die Geschichte der steirischen Landwirtschaft, insbesondere jene der Viehzucht. Gstirner wurde als Pensionist zu einem führenden Experten auf diesem Gebiet und veröffentlichte eine Reihe von wegweisenden Abhandlungen über die steirischen Rinderrassen, deren Verbreitung und Herkunft, die auch über die

Besiedelungsgeschichte der Steiermark Aufschluss gaben. Gstirner erlangte einerseits durch seine fachwissenschaftlichen Arbeiten über die Geschichte der steirischen Landwirtschaft und Viehzucht Bekanntheit, andererseits durch seine Beteiligung an der bergsteigerischen Erschließung der Alpen. Adolf Gstirner starb am 29. Oktober 1940 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
http://www.biographien.ac.at/oebI/oebI_G/Gstirner_Adolf_1855_1940.xml

Guldinweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

(Habakuk) Paul Guldin 1577–1643

Astronom, Mathematiker. Der protestantisch getaufte Schweizer trat 1597 zum Katholizismus über und studierte als Jesuit und geweihter Priester am Collegium Romanum in Rom Mathematik. Guldin lehrte als Professor 1616–1623 sowie ab 1637 in Graz, wo er die nach ihm benannte „Guldinische Regel“ zur Volums- und Oberflächenberechnung von Rotationskörpern verfasste.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Paul Guldin war ein aus der Schweiz stammender Astronom und Mathematiker, der unter anderem in Graz unterrichtete. Er wurde als Habakuk Guldin am 12. Juli (nach anderen Angaben Juni) 1577 in Mels bei St. Gallen in der Schweiz geboren. Seine Eltern waren jüdischer Herkunft, aber Protestanten. Nach einer Goldschmiedelehre konvertierte Guldin 1597 zum Katholizismus. Gleichzeitig änderte er seinen Vornamen in Paul. Im selben Jahr wurde er Novize bei den Jesuiten. Zum Studium ging Guldin 1609 an das Collegium Romanum in Rom. Dort wurde er auch zum Priester geweiht. Nach Abschluss seines Mathematikstudiums blieb Guldin zunächst in Rom. Bereits in dieser Zeit machte Guldin als Astronom von sich reden. Er war ein Anhänger Galileo Galileis und ergriff nach dessen Verurteilung im Jahr 1616 gemeinsam mit dem aus Hall in Tirol stammenden Jesuiten und Astronomen Christoph Grienberger für Galilei Partei. Guldin engagierte sich im sogenannten Kalenderstreit für die Gregorianische Kalenderreform, die von den Protestanten damals abgelehnt wurde.

1616 oder 1617 (die Angaben variieren) kam er nach Graz, um an der hiesigen Jesuitenuniversität Mathematik zu unterrichten. Ab 1623 unterrichtete er in Wien und ab 1629 in Sagan (heute Żagań, Polen) am dortigen Jesuitengymnasium. Nach einem weiteren Lehr-Aufenthalt in Wien kehrte Guldin 1637 nach Graz zurück. Von 1635 bis 1641 arbeitete Guldin an seinem vierbändigen Hauptwerk „Centrobaryca – De centro gravitatis“, in dem er die nach ihm benannte „Guldinische Regel“ formulierte, mit deren Hilfe Oberfläche und Volumen von Rotationskörpern berechnet werden können. Es handelte sich dabei allerdings um eine Wiederentdeckung, weil die Methode bereits 300 v. Chr. von dem griechischen Mathematiker Pappus von Alexandria formuliert worden war. Daher

spricht man auch neutral von den baryzentrischen Regeln oder im englischen Sprachraum vom Pappus-Guldinus-Theorem. Guldin unterhielt einen langen Briefwechsel mit seinem Kollegen Johannes Kepler und unterstützte diesen am Hof Kaiser Ferdinands II. Paul Guldin starb am 3. November 1643 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Hammer, Guldin, Paul, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

G. Schuppener, Kepler's relation to the Jesuits – A study of his correspondence with Paul Guldin, in: NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin N.S. 5/1997.

Andrea Weibel, Guldin, Paul, in: Historisches Lexikon der Schweiz. Bern – Basel 2007. Online verfügbar unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/025213/2007-03-13/>

Gustav-Hofer-Weg

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Gustav Hofer 1887–1959

Mediziner. Hofer promovierte 1912 in seiner Geburtsstadt Wien und war, unterbrochen vom Kriegsdienst als Arzt im Ersten Weltkrieg, an diversen Wiener Krankenhäusern tätig. 1931 folgte der Ruf an die Universität Graz, wo er bis zu seinem Ruhestand 1958 auch der HNO-Klinik vorstand, obschon er 1938 in die NSDAP und in die SS eingetreten war.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gustav Hofer war ein österreichischer Mediziner und Vorstand der Universitätsklinik für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten am LKH in Graz. Er wurde am 14. August 1887 in Wien geboren, wo er auch Medizin studierte und 1912 promovierte. 1920 erfolgte seine Habilitation für den Bereich der Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten. Von 1910 bis 1914 sowie von 1918 bis 1931 war er Assistent an verschiedenen Krankenhäusern in Wien. 1931 folgte sein Wechsel nach Graz an die medizinische Fakultät, wo er mit 1. November 1940 auch zum ordentlichen Professor ernannt wurde und von 1931 bis 1958 der HNO-Klinik vorstand.

Hofer war ab Mai 1938 NSDAP-Mitglied (Ortsgruppe Radkersburg). Am 1. Mai 1938 trat er der SS (SS-Sturmmann) bei und war dem SS-Ausbildungsstab der Sanitätsabteilung XXXV (Staffel 38) zugeordnet. Trotz dieser frühen Mitgliedschaft durfte er nach dem Krieg seine beruflichen Tätigkeiten uneingeschränkt fortsetzen, da er aufgrund eigener Angaben und jenen von Außenstehenden als minderbelastet eingestuft wurde.

Elisabeth Stadler

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Petra Scheiblechner, „... politisch ist er einwandfrei ...“ Kurzbiographien der an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz in der Zeit von 1938 bis 1945 tätigen WissenschaftlerInnen (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 39). Graz 2002.
StA Graz, NS-Registrierung H 430/48.

Gustav-Klimt-Weg

Datum der Benennung

13.12.1973

Text der Zusatztafel

Gustav Klimt 1862–1918

Maler. In Baumgarten bei Wien geboren, besuchte Klimt ab 1876 die Kunstgewerbeschule und führte ab 1883 Wand- und Deckenmalereien aus. 1897 gründete er mit Künstlerkollegen die Wiener Secession. Klimt, der in der „Goldenen Periode“ Blattgold in die von floralen Motiven geprägten Gemälde einbezog, gilt als bekanntester Künstler des Jugendstils in Wien.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Gustav Klimt war ein österreichischer Maler und einer der bedeutendsten Vertreter des Jugendstils. Geboren wurde er am 14. Juli 1862 in Baumgarten bei Wien als Sohn des Ziseleurs Ernst Klimt und seiner Frau Anna. Ab 1876 studierte Gustav Klimt und ein Jahr später auch sein Bruder Ernst jr. mithilfe eines Stipendiums an der Kunstgewerbeschule in Wien. Gemeinsam und mit ihrem Studienkollegen Franz Matsch übernahmen die Brüder Klimt von 1880 bis 1883 erste Auftragsarbeiten. Dabei entstanden Decken- und Theaterdekorationen in Wien, Karlsbad und Reichenberg. 1883 eröffneten sie zu dritt ein Atelier („Compagnie“) in Wien. Einige renommierte Aufträge wie jener für das Nationaltheater in Bukarest oder die Deckengestaltung der kaiserlichen Hermesvilla brachten dem Trio 1886 einen zweijährigen Auftrag am Wiener Burgtheater ein. Dafür erhielt die Compagnie von Kaiser Franz Joseph I. das Goldene Verdienstkreuz für Kunst verliehen. 1889 reiste Gustav Klimt nach Krakau, München, Venedig und Triest. In den folgenden Jahren entfernte sich Klimt allmählich vom akademischen Stil, der seine Arbeiten bis dahin geprägt hatte. 1891 wurde Klimt Mitglied der „Genossenschaft bildender Künstler Wiens“ (Künstlerhaus).

Im Jahr 1892 starben sowohl Klimts Vater als auch sein Bruder Ernst. Das bedeutete auch das Ende des Ateliers mit Franz Matsch. 1897 trat Klimt aus dem Künstlerhaus aus und gründete gemeinsam mit anderen Wiener Künstlern die unabhängige „Secession“. Klimt wurde ihr erster Präsident. Die Zeitschrift „Ver Sacrum“ wurde Medium und Plattform der Künstlergruppe. In den letzten Jahren vor der Jahrhundertwende entwickelte Klimt seinen eigenen expressionistischen Stil mit den typischen Flächen und Ornamenten. 1900 erhielt er für einen seiner Entwürfe für die Deckenbilder im Wiener Universitätsgebäude auf der Pariser Weltausstellung eine Goldmedaille, was im konservativen Wien

einen Skandal auslöste und dazu führte, dass Klimt von dem Auftrag zurücktrat. Seine als pornografisch verfilmten Entwürfe wurden, anders als jene seines ehemaligen Compagnons Matsch, nie realisiert.

1902 malte Klimt den „Beethovenfries“ im Secessionsgebäude. Auch diese Arbeit führte zu wilder Polemik in der Presse. Der französische Bildhauer Auguste Rodin war hingegen vom „Beethovenfries“ beeindruckt und traf Klimt noch im selben Jahr. 1903 unternahm Klimt eine Italienreise. Der künstlerische Konflikt zwischen Naturalisten und Stilisten führte 1905 zur Spaltung der Secession. Klimt trat aus und wurde Mitglied im zwei Jahre davor gegründeten Deutschen Künstlerbund. Im Jahr darauf begann Klimts sogenannte goldene Periode, deren wohl bekanntestes Bild „Der Kuss“ 1908 nun auch Gnade der Behörden fand und vom Unterrichtsministerium sogleich angekauft wurde. Klimts Vorliebe für die ikonische Darstellung erotischer Frauengestalten brachte ihn in Kontakt mit seinem Malerkollegen Egon Schiele. In den folgenden Jahren erntete Klimt internationale Erfolge auf Kunstausstellungen in ganz Europa, so bekam er 1911 in Rom für sein Bild „Tod und Leben“ auf der dortigen Internationalen Kunstausstellung den ersten Preis.

Klimt bewegte sich in gutsituierten Wiener Kreisen, für die er zahlreiche Werke schuf. Weil viele dieser Auftraggeber wegen ihrer jüdischen Abstammung später Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik wurden, waren viele Bilder Klimts später Gegenstand von Restitutionsverfahren. Klimt unterhielt intime Beziehungen mit vielen seiner weiblichen Modelle, mit denen er mindestens sieben uneheliche Nachkommen zeugte. 1917 wurde Klimt Ehrenmitglied der Akademie der Bildenden Künste in Wien, nachdem zuvor das Ministerium zum vierten Mal seinen Antrag auf eine Professur abgelehnt hatte. Gustav Klimt starb am 6. Februar 1918 in Wien an den Folgen eines Schlaganfalls.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Gustav Klimt, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/gustav-klimt.html>

Mona Horncastle – Alfred Weidinger, Gustav Klimt. Die Biografie. Wien 2018.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Klimt_Gustav_1862_1918.xml

Gustav-Scherbaum-Promenade

Datum der Benennung

30.5.1996

Text der Zusatztafel

Gustav Scherbaum 1906–1991

Bürgermeister von Graz. Der gebürtige Wiener zog 1930 arbeitsbedingt nach Graz, wo er nebenbei Chemie studierte. 1946 mit der Planung des Grazer Wasserwerks betraut und politisch in der SPÖ engagiert, war Scherbaum ab 1953 Stadtrat und 1960–1973 Bürgermeister. Er forcierte die Kultur in Graz, den sozialen Wohnbau und die Reform der städtischen Verwaltung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gustav Scherbaum war ein Grazer Bürgermeister. Gustav Friedrich Anton Scherbaum wurde am 26. Juli 1906 als Sohn eines Polizeibeamten in Wien geboren. Nach der Matura lernte er Textilchemiker in der Bundeslehr- und Versuchsanstalt für chemische Industrie in Wien. Nach ersten Arbeitsverhältnissen in Wien und Niederösterreich kam Scherbaum im Jahr 1930 zur Hutfabrik Josef Pichler in Graz, wo er eine Stelle als Färbereitechniker annahm und rasch Abteilungsleiter wurde. 1935 inskribierte er Chemie an der Technischen Hochschule in Graz und schloss das Studium 1940 als Diplomingenieur ab. Scherbaum war Mitglied im Studentenbund der NSDAP.

Im Zweiten Weltkrieg arbeitete Scherbaum in einem Sprengmittelwerk in Deutschland. Von 1946 bis 1953 saß Scherbaum für die SPÖ im Grazer Gemeinderat, von 1953 bis 1960 war er Stadtrat, ab 1956 auch Vizebürgermeister. Von 1960 bis 1973 war Scherbaum schließlich Bürgermeister von Graz. Scherbaum werden große Verdienste beim Wiederaufbau der Stadt Graz nach dem Zweiten Weltkrieg zugerechnet. So war er noch als Stadtrat mit den Vorarbeiten für das neue Grazer Wasserwerk betraut. Als Bürgermeister förderte er unter anderem die Arbeit der damaligen Kulturstadträtin Anni Puschnik. Auf Scherbaums Konto gehen z. B. auch die Reform der Stadtverwaltung, die Errichtung von Schulen und die Forcierung des sozialen Wohnbaus in Graz. Die Stadtwerke wurden unter seiner Ägide in eine Gesellschaft umgewandelt. Damit setzte Scherbaum einen der ersten Schritte in Richtung der späteren Privatisierung der damaligen Grazer Verkehrsbetriebe.

In Scherbaums Amtszeit fällt auch der erste und umstrittene Grazer Generalverkehrsplan, der indirekt auch das Ende der Ära Scherbaum herbeiführte. 1973 setzte es bei der Gemeinderatswahl für die SPÖ eine empfindliche Wahlniederlage. Auslöser dafür war ein Konflikt um die Trasse der Pyhrnautobahn, die ursprünglich durch den Arbeiterbezirk Eggenberg geführt werden sollte. Die rund 37.000 Unterzeichnenden für ein Volksbegehren gegen die „Stadtautobahn“ wurden Ende Jänner 1973 zwecks Überprüfung der Unterschriften vom Bürgermeister persönlich vorgeladen. Dieser Schritt besiegelte das Ende der Ära Scherbaum. Gustav Scherbaum trat am 14. April 1973 von der politischen Bühne ab, ihm folgte als Bürgermeister der FPÖ-Politiker Alexander Götz. Die sogenannte „Eggenberger Trasse“ wurde von Bautenminister Josef Moser am 6. März 1973 annulliert, womit die Weichen für den späteren Bau des Plabutschtunnels gestellt waren.

1974 erhielt Scherbaum die Grazer Ehrenbürgerwürde. Gustav Scherbaum war ein begeisterter Schachspieler und über Jahre hinweg auch steirischer Schachmeister. Er starb am 10. Mai 1991 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003. SVA Graz, Akte Scherbaum-Promenade, Bundesarchiv Berlin VBS 1/1160004756).

Gutenbergstraße

Datum der Benennung

1932 (SVA)

Text der Zusatztafel

Johannes Gutenberg (geb. Gensfleisch zur Laden) um 1400–1468
Goldschmied, Schreiber, Erfinder. Der Kaufmannssohn aus Mainz lebte 1434–1444 in
Straßburg/Strasbourg, ab 1448 erneut in Mainz, wo er eine Druckerwerkstatt betrieb. In dieser
entwickelte Gutenberg den modernen Buchdruck mit beweglichen Lettern und löste damit eine
Medienrevolution aus. Die „Gutenberg-Bibel“ als sein wichtigstes Druckwerk entstand um 1453.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johannes Gutenberg gilt als der Erfinder des modernen Buchdrucks und somit als Wegbereiter der
Massenproduktion von gedruckten Medien. Er wurde um das Jahr 1400 als Johannes Gensfleisch zur
Laden als Spross einer Mainzer Patrizierfamilie im Hof Gutenberg geboren. Über Jugend und
Ausbildung ist kaum etwas bekannt. Nachdem der Vater 1419 gestorben war, verließ der Rest der
Familie 1428 aus Protest gegen Steuerforderungen die Stadt. Nach dem Tod der Mutter im Jahr 1433
lebte Gutenberg zehn Jahre lang in Straßburg (Strasbourg, heute Frankreich).

1436/37 musste sich Gutenberg wegen einer nicht eingehaltenen Verlobung vor dem geistlichen
Gericht in Straßburg verantworten. Die Protokolle eines weiteren Verfahrens vor dem Straßburger
Rat aus dem Jahr 1439 geben Auskunft über Gutenbergs damalige Tätigkeiten. So beteiligte er sich
unter anderem an einer Lehr- und Werkgemeinschaft in Straßburg, um Wallfahrtsspiegel (eine Art
Devotionalie) für die Wallfahrt nach Aachen herzustellen. Gutenberg war auch als Goldschmied tätig.
Außerdem gehen aus den Unterlagen eine weitere Geschäftsgesellschaft und eine „geheime Kunst“
Gutenbergs hervor. In diesem Zusammenhang werden eine Presse und Druckmaterial erwähnt, was
nahelegt, dass sich Gutenberg bereits während seiner Straßburger Zeit mit Druckversuchen
beschäftigte.

Um 1442 nahm er vom St.-Thomas-Stift ein Darlehen auf, das er in der Folge nicht zurückzahlen
konnte, was ihm weitere Gerichtsverfahren einbrachte, eines davon am kaiserlichen Hofgericht in
Rottweil. 1448 kehrte Gutenberg in seine Heimatstadt Mainz zurück. Dort nahm er ein Darlehen in
der Höhe von 150 Gulden auf. Es wird vermutet, dass er das Geld in seine Erfindungen investierte.

Vermutlich noch vor dem Jahr 1450 erschien ein Druck Gutenbergs von einem Gedicht in deutscher Sprache. Eine genauere Datierung ist nicht möglich, da die Schrift nur als kleines Fragment erhalten ist. Um 1450 war Gutenbergs Technik so weit ausgereift, dass er mit dem Satz und Druck von Einblattdrucken und Büchern begann.

Gutenbergs Bedarf an Finanzmitteln war groß, denn 1450 und 1452 benötigte er zum Aufbau einer Druckerwerkstatt weitere Darlehen in der Höhe von je 800 Gulden, die er sich bei dem Mainzer Geschäftsmann Johannes Fust holte, der dafür Teilhaber im Unternehmen Gutenbergs wurde. Zwischen 1452 und 1454 druckte Gutenberg jene 42-zeilige Bibel in lateinischer Sprache, die heute als „Gutenberg-Bibel“ bekannt ist. Die Auflage soll rund 180 Stück umfasst haben, darunter befanden sich circa 30 Drucke auf Pergament. 1454 sollen die ersten Exemplare auf dem Frankfurter Reichstag angeboten worden sein – möglicherweise von Gutenberg selbst. 1457 wurde in Gutenbergs Druckerei der erste Dreifarbendruck hergestellt. Zahlungsschwierigkeiten führten dazu, dass Gutenberg nach einem weiteren Prozess die Druckerei ganz an Fust abgeben musste. Der Erzbischof Adolf von Nassau machte Gutenberg 1465 zum Hofedelmann. Dadurch genoss er nicht nur lebenslange Getreide-, Kleider- und Weingeschenke, sondern außerdem Dienst- und Steuerfreiheit.

Johannes Gutenberg starb vermutlich im Februar 1468 im Hof zu Algesheimer in Mainz. Das Sterbedatum 3.2. geht auf eine einzige ungesicherte Quelle zurück und ist umstritten. Gutenbergs revolutionäre Methode mit verschiebbaren Einzellettern aus Metall ermöglichte das Aufkommen von Massenmedien und revolutionierte so die Geschichte der menschlichen Entwicklung. 1997 erkor das US-Magazin „Time-Life“ Gutenbergs Erfindung zur bedeutendsten Erfindung des zweiten Jahrtausends. Gutenberg selbst wurde von verschiedenen Medien auch zum „Mann des Jahrtausends“ erklärt. In Graz gab es bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine „Gutenberggasse“. Diese befand sich jedoch an einer anderen Stelle als die heutige Gutenbergstraße und existiert heute nicht mehr.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Johannes Gutenberg, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/johannes-gutenberg.html>

Stephan Füssel, Johannes Gutenberg. Reinbek bei Hamburg 2003.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Klaus-Rüdiger Mai, Gutenberg. Der Mann, der die Welt veränderte. Berlin 2016.

Haberlandtweg

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Gottlieb Johann Friedrich Haberlandt 1854–1945

Botaniker. Im Nordwesten Ungarns geboren, in Wien und Tübingen ausgebildet, lehrte der 1878 habilitierte Naturwissenschaftler ab 1880 in Graz an der Technischen Hochschule und 1884–1910 als Professor für Botanik an der Universität, ehe er dem Ruf nach Berlin folgte. Haberlandt begründete die physiologische Pflanzenanatomie und forschte zu pflanzlichen Hormonen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gottlieb Haberlandt war ein österreichischer Botaniker. Er wurde am 28. November 1854 in Ungarisch-Altenburg (Mosonmagyaróvár, Ungarn) als Sohn des Agrarwissenschaftlers Friedrich Haberlandt geboren. Sein Bruder Michael wurde später Volkskundler und Indologe. Gottlieb Haberlandt studierte Naturwissenschaften in Wien und Tübingen. 1876 promovierte er, zwei Jahre später folgte die Habilitation in Wien. 1880 erhielt er eine Stelle als supplierender Professor für Botanik an der Technischen Hochschule in Graz. In der Folge unterrichtete er auch an der Universität Graz, wo er 1884 außerordentlicher und 1888 ordentlicher Professor wurde. Haberlandt gründete das pflanzenphysiologische Institut beziehungsweise das Institut für physiologische Pflanzenanatomie der Universität Graz.

1891/92 reiste Haberlandt nach Java, um dort unter anderem den Wasserhaushalt der Pflanzen des Regenwaldes zu studieren. Ab der Jahrhundertwende konzentrierte er sich auf die Erforschung der pflanzlichen Reizphysiologie und schließlich der Entwicklungsphysiologie. Haberlandt gilt als Entdecker des Reizleitungssystems der Pflanzen.

1910 ging er nach Berlin, wo ein neues pflanzenphysiologisches Institut nach seinen Vorstellungen eingerichtet wurde. Haberlandt führte, auf die Arbeit des Schweizer Botanikers Simon Schwendener aufbauend, die physiologische Pflanzenanatomie mit ihrer Betrachtung der Anatomie im Hinblick auf die physiologischen Leistungen der Gewebe als neuen Forschungsweig der Botanik ein. Damit revolutionierte er die bis dahin vorherrschende, rein deskriptive Betrachtungsweise. Haberlandt war unter anderem Mitglied der Österreichischen und der Preußischen Akademie der Wissenschaften;

seit 1916 gab er die wissenschaftliche Zeitschrift „Beiträge zur allgemeinen Botanik“ heraus. 1923 trat er in den Ruhestand. 1933 erschienen seine Lebenserinnerungen unter dem Titel „Erinnerungen, Bekenntnisse und Betrachtungen“. Haberlandt starb am 30. Jänner 1945 in Berlin. Sein Sohn Ludwig wurde Physiologe und gilt heute als einer der Wegbereiter der Antibabypille.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Edda Haberlandt, Ludwig Haberlandt – A pioneer in hormonal contraception, in: Wiener klinische Wochenschrift 121/2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Gottlieb Haberlandt, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Wien 1959.
Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_H/Haberlandt_Gottlieb_1854_1945.xml

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hackergasse

Datum der Benennung

1887

Text der Zusatztafel

Franz Xaver Ritter Edler (Freiherr) Hackher zu Hart 1764–1837

Offizier. Die Laufbahn des geborenen Wieners begann 1785 als Kadett der Genie-Akademie. 1787–1792 nahm er am Krieg gegen die Osmanen teil und zeichnete sich später in den Napoleonischen Kriegen aus. Als Major kommandierte Hackher 1809 die erfolgreiche Verteidigung des Grazer Schloßbergs, wo heute auch ein Denkmal an ihn erinnert, gegen die französische Belagerung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Xaver Hackher leitete die militärische Verteidigung der Schloßbergfestung im Krieg gegen Napoleon. Franz Xaver Hackher zu Hart wurde am 13. November 1764 als Spross einer niederösterreichischen Adelsfamilie in Wien geboren. Für die Offizierslaufbahn vorgesehen, absolvierte er von 1785–1787 die k. k. Technische Militärakademie. Als Unterleutnant ausgemustert, nahm Hackher am Zweiten Russisch-Österreichischen Türkenkrieg (1787–1792) teil. In den folgenden Jahren stieg Hackher in der militärischen Rangordnung sukzessive bis zum Major auf.

Der Grund für seine besondere Verehrung in der steiermärkischen Landeshauptstadt ist seine Rolle bei der Belagerung des Grazer Schloßbergs durch die napoleonischen Truppen im Jahr 1809. Hackher musste mit einer kleinen Truppe von lediglich 900 Soldaten die Festung verteidigen, als die französischen Truppen unter Marschall Jacques MacDonald Anfang Juni 1809 über die Untersteiermark Graz erreichten. Hackher lehnte die an ihn als Festungskommandanten gerichtete Forderung nach Kapitulation ab, übergab jedoch die Stadt an die Franzosen. Die französische Armee belagerte daraufhin den Schloßberg. In der Nacht vom 13. auf den 14. Juni begann die Beschießung der Festung. Unterdessen gelangten österreichische Truppen unter General Ignác Gyulay bis Wildon, weswegen die französischen Truppen vorübergehend nach Süden umgruppiert wurden. Als die Österreicher dann am 26. Juni Graz erreichten, war Graz neuerlich von den Franzosen besetzt worden.

Hackher war es inzwischen gelungen, die Festung auf dem Schloßberg mit Nachschub zu versorgen, was die Fortsetzung der Verteidigung möglich machte. In der Folge wehrten Hackher und seine Soldaten insgesamt sieben Versuche, den Schloßberg mit Infanterie zu erstürmen, ab. Am 2. Juli zogen die Belagerer ab.

Mit der Niederlage der Österreicher bei Wagram vier Tage später wurde der 5. Koalitionskrieg aber zugunsten Napoleons entschieden. Der folgende Waffenstillstand verpflichtete die Österreicher, den Grazer Schloßberg zu übergeben, was am 23. Juli 1809 auch geschah. Im Frieden von Schönbrunn (14. Oktober 1809) wurde der Abriss der Festung auf dem Schloßberg verfügt. Es gelang aber den Grazern, den Glockenturm der romanischen Festungskirche („Liesl“) und den Uhrturm auszulösen und so zu erhalten.

Hackher erhielt für seine militärischen Verdienste bei der Verteidigung der Festung das Ritterkreuz des Maria-Theresia-Ordens und wurde 1812 in den Freiherrenstand erhoben. Zwischen 1813 und 1815 diente Hackher in der Armee des Kronprinzen von Schweden. Nach der Niederlage Napoleons wurde Hackher Direktor des mährischen Fortifikationsdistrikts. 1826 wurde er als Oberst pensioniert. Er starb am 2. September 1837 in Wien. Das erste Denkmal auf dem Grazer Schloßberg wurde ihm 1909 mit dem von Otto Jarl geschaffenen „Hackherlöwen“ gesetzt. Dieser erste „Hackherlöwe“ wurde 1943 eingeschmolzen, nachdem er 1941 als „Metallspende“ für die NS-Kriegsmaschinerie entfernt worden war. Der an der Stelle errichtete, heutige „Hackherlöwe“ ist eine freie Neuinterpretation des ursprünglichen Denkmals durch den steirischen Bildhauer Wilhelm Gösler.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

O. A., Hackher zu Hart Franz Xaver Frh., in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Wien 1959.

Birgit Scholz, Franz Xaver Hackher zu Hart, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/hackher_zu_hart_franz_xaver.html

Constantin von Wurzbach, Hackher zu Hart, Franz Xaver Freiherr, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 7. Theil. Wien 1861.

Hackhofergasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Johann Cyriak Hackhofer 1675–1731

Maler. Der gebürtige Tiroler arbeitete zunächst in Wien, ab 1708 war der Hofmaler für das Stift Voralpe tätig. Seine Fresken, so in der Voralper Stiftskirche und in der Festenburg, vereinigen römisches Hochbarock mit alpenländischen Formen und machen ihn zum bedeutenden Barockmaler.

Hackhofers Ölgemälde der hl. Magdalena befindet sich in der Grazer Andräkirche.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Cyriak Hackhofer war ein vorwiegend für das Stift Voralpe tätiger Fresken- und Kirchenmaler der Barockzeit. Er wurde am 14. Februar 1675 in Wilten bei Innsbruck als Sohn des dortigen Stiftsorganisten geboren. Seine künstlerische Ausbildung erhielt Hackhofer vor allem in Rom. Ab 1704 war er in Wien tätig. Dort arbeitete er unter anderem an den Kupferstichvorlagen für die Erbhuldigung Josefs I. mit. 1708 engagierte ihn das Stift Voralpe als Hofmaler für das Stift und seine Pfarren. Hier entfaltete Hackhofer fortan seine Haupttätigkeit. Erhalten sind zahlreiche Altarbilder in den dem Stift Voralpe untergeordneten Kirchen und Kapellen in der Mittel- und Oststeiermark. Außerdem gestaltete Hackhofer monumentale Fresken – unter anderem im Stift Voralpe selbst sowie in der Katharinenkirche der Festenburg. In Graz stammt das 1723 gemalte Altarblatt in der Andräkirche mit einer Darstellung der heiligen Magdalena von ihm. Hackhofer war zweimal verheiratet. Eine Tochter aus erster Ehe, Anna Barbara, heiratete am 7. Mai 1731 den Bildhauer Josef Schokotnigg. Johann Cyriak Hackhofer starb nur zwei Tage nach dieser Hochzeit in Voralpe.

Hackhofer wurde in seiner Frühzeit in Tirol vermutlich von Egid Schor, Kaspar Waldmann sowie Josef Waldmann und später in Wien wohl von Johann Michael Rottmayr beeinflusst. Seine eigentlichen Lehrer sind nicht überliefert. Er verband in seinen Werken Elemente des italienischen Hochbarock mit alpenländischen Motiven und Formen, die eine volkstümliche Erzählweise der kirchlichen Inhalte widerspiegeln.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

J. C. Hackhofer: Ausstellungskatalog. Stift Vorau 1981.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Kurt Woisetschläger, Hackhofer, Johann Cyriak, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966.

Hagengasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Kaspar Hagen 1820–1885

Mediziner, Schriftsteller. Hagen war nach der Volksschule in seiner Geburtsstadt Bregenz Amtsschreiber. Er holte die Matura nach und studierte 1848–1855 in München, Wien und Prag Medizin. Anschließend kehrte er nach Vorarlberg zurück, wo er als Arzt in Hard, dann als Bregenzer Stadtarzt tätig war. Bekanntheit erlangte Hagen mit Gedichten in Vorarlberger Mundart.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Kaspar Hagen war ein Vorarlberger Arzt. Bekannt wurde er als Mundartdichter. Er wurde am 12. Dezember 1820 als Sohn eines Schiffmeisters in Bregenz geboren. Nach der Volksschule arbeitete er als Schreiber im Bregenzer Rentamt (Finanzbehörde).¹ Nach dreijährigem Privatunterricht schaffte er die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium in Feldkirch. Danach ging Hagen nach Padua (Padova), um dort seine philosophische Grundausbildung fortzusetzen. 1848 wechselte er nach Görz (Gorizia), wo er diese mit der Matura abschloss.² Im Anschluss studierte er Medizin in München, Wien und Prag und promovierte am 28. April 1856. Danach kehrte er nach Vorarlberg zurück. Dort arbeitete er zuerst als praktischer Arzt in Hard.

1861 wurde Hagen Stadt- und Spitalsarzt in Bregenz, eine Stelle, die er bis zu seinem Tod innehatte. Neben seiner Tätigkeit als Arzt verfasste er Gedichte in Bregenzer Mundart. Seine Gedichte wurden bereits zu Lebzeiten veröffentlicht, so in der Sammlung „Dichtungen in alemannischer Mundart aus Vorarlberg“, die in mehreren Auflagen und Ausgaben von 1872 bis 1878 erschien. Von Hagens Gedichten am bekanntesten ist wohl „Oh Hoamatle“. Dieses wurde 1941 zu NS-Propagandazwecken durch eine Vorarlberger BDM-Untergaueführerin vertont.³

Die letzten Jahre seines Lebens kränkelnd, starb Kaspar Hagen 64-jährig am 20. März 1885 in Bregenz. Der schriftliche Nachlass von Kaspar Hagen – der Überlieferung nach rund 550 Gedichte –

¹ Emil Allgäuer, Kaspar Hagen. Zu seinem 100. Geburtstag, in: Heimat 2/1921.

² Vorarlberger Volksblatt vom 24. März 1885.

³ <http://zeitreise Fuehrer-vorarlberg.blogspot.co.at/2014/03/bregenz-kaspar-hagen-dichtungen-in.html>

wurde bei einem Luftangriff auf Bregenz am 1. Mai 1945 zerstört. Seine Gedichte wurden sowohl in der Zwischenkriegszeit als auch nach dem Krieg neu verlegt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Emil Allgäuer, Kaspar Hagen. Zu seinem 100. Geburtstag, in: Heimat 2/1921.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Hagen Kaspar, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Wien 1959.

Halbärthgasse

Datum der Benennung

1844

Text der Zusatztafel

Josef Halbärth 1762–1846

Kaufmann. Der in Graz geborene Halbärth war ein bedeutender Grazer Kaufmann. Halbärth handelte mit Gewürzen, ersteigerte 1807 die Karlauer Weißgeschirrfabrik und hatte seit 1811 das Großhandelsprivileg inne. Ab 1818 übte er das Amt des Grazer Stadtkämmerers aus. 1883 wurde sein 1799 gekauftes Haus in der Sackstraße 7 Teil des neuen Warenhauses Kastner & Öhler.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Halbärth war ein Grazer Großkaufmann und Stadtkämmerer. Von seinen Lebensdaten sind nur Geburts- und Todesjahr bekannt. 1762 wurde er in Graz geboren. 1799 kaufte Halbärth das Haus Sackstraße Nr. 7. Es blieb bis Ende des 19. Jahrhunderts im Besitz der Familie Halbärth und ist heute ein Teil des Warenhauses Kastner & Öhler. 1807 kaufte Josef Halbärth bei einer Zwangsversteigerung die Karlauer Weißgeschirrfabrik. Zu seinem Geschäftsimperium gehörte weiters ein „bedeutender Spezereienwarenhandel“.

1811 erhielt er gegen einen Rekurs des Grazer Handelsstandes das Großhandelsprivileg und wurde in der Folge Teilhaber einer Großhandelsgesellschaft in Triest. 1818 wurde er Grazer Stadtkämmerer (i. e. Leiter der städtischen Finanzverwaltung). 1830 erhielt er auf eigenes Ansuchen die mittlere goldene Ehrenmedaille für (nicht näher bekannte) Verdienste in den „Franzosenjahren“ (1801 bis 1813). Noch zu seinen Lebzeiten wurde jener Straßenzug in der Umgebung der Leechkirche nach ihm benannt, der heute noch Halbärthgasse heißt. Josef Halbärth starb 1846 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Gertrud Smola, Zur Geschichte der Steinguterzeugung in Graz, in: Michael Martischnig (Hg.),
Weisshafner und Steingut-Fabrikanten. Majolika-Werkstätten in Niederösterreich als Vorläufer der
ersten österreichischen Geschirromanufaktur in Graz-Karlau. Wien 1991.

Halmweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Eligius Franz Josef Frh. v. Münch-Bellinghausen 1806–1871

Schriftsteller, Bibliothekar. In Krakau/Kraków geboren, studierte der Melker Stiftsgymnasiast bereits im Alter von 13 Jus und Philosophie in Wien. Er war 1826 erst in Linz im Staatsdienst, ab 1845 als Kustos der Wiener Hofbibliothek tätig. Unter dem Pseudonym Friedrich Halm schrieb er Novellen und Erzählungen, mit seinen Dramen wurde er ein gefeierter Bühnenautor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eligius Franz Josef Münch von Bellinghausen war unter dem Dichternamen Friedrich Halm ein österreichischer Schriftsteller. Er wurde am 2. April 1806 als Spross einer aus dem Kurfürstentum Trier stammenden Beamtenfamilie in Krakau (Kraków, heute Polen) geboren. Seine Schulbildung erhielt Münch-Bellinghausen am Stiftsgymnasium in Melk und am Wiener Schottengymnasium. Danach studierte er Philosophie und Jus an der Universität Wien. 1826 bekam er eine Stelle als Finanzbeamter in Linz. Halms Beamtenkarriere führte ihn innerhalb von 14 Jahren vom Praktikanten bis zum Regierungsrat.

Neben seinem Brotberuf beschäftigte sich Münch-Bellinghausen mit dem Verfassen literarischer Texte, hielt dies aber zunächst geheim. 1835 trat er unter dem Pseudonym Friedrich Halm mit dem dramatischen Gedicht „Griseldis“ an die Öffentlichkeit. Die Uraufführung am Wiener Burgtheater war ein großer Erfolg. 1845 übernahm er die Stelle eines ersten Kustoden an der Wiener Hofbibliothek und machte dort mit verschiedenen Reformen auf sich aufmerksam, 1867 wurde er dort Präfekt. 1847 nahm ihn die Wiener Akademie der Wissenschaften als Mitglied auf. 1861 wurde Münch-Bellinghausen Mitglied des Herrenhauses. 1868 wurde er Vorsitzender des Verwaltungsrats der Deutschen Schillerstiftung, 1869 bis 1871 war er Generalintendant der beiden Wiener Hoftheater. Münch-Bellinghausen war mit der Burgschauspielerin Julie Rettich befreundet.

Als Schriftsteller unter seinem beibehaltenen Pseudonym Friedrich Halm zählte er als einer der Nachfolger Franz Grillparzers zu den erfolgreichsten und beliebtesten Bühnenautoren seiner Zeit. Mit

seinem 1854 am Wiener Burgtheater uraufgeführten, deutsch-national orientierten Stück „Der Fechter von Ravenna“ sah sich Halm Plagiatsvorwürfen ausgesetzt. Ein Autor namens Franz Bacherl behauptete, ein Stück gleichen Inhalts dem damaligen Burgtheaterdirektor Heinrich Laube schon früher geschickt zu haben. Die Vorwürfe wurden weitgehend entkräftet und Halm feierte weitere Erfolge am Burgtheater, darunter mit seinem letzten großen Stück „Wildfeuer“ im Jahr 1866.

Kurt Vancsas Urteil über Halms schriftstellerische Begabung in der „Neuen Deutschen Biographie“ fällt wenig schmeichelhaft aus. Vancsa gesteht Halm „außerordentliches, aber zu routiniertes Formtalent“ zu, sieht in ihm aber vorwiegend einen Epigonen von Dichtern wie Heinrich von Kleist, Heinrich Heine und Friedrich Rückert. Als Lyriker attestiert Vancsa Halm immerhin eine „eigenpersönliche Note“. Halm sei eine „interessante Dichterpersönlichkeit“ gewesen, die nicht allein über die Literaturgeschichte, sondern auch soziologisch und psychologisch verstanden und erklärt werden müsse. Eligius Franz Josef Münch von Bellinghausen alias Friedrich Halm starb am 22. Mai 1871 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Norbert Eke, Halm, Friedrich, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 4 Fri–Hap. Berlin – New York 2009.

M. Enzinger, Münch von Bellinghausen, Eligius Franz Josef Frh.; Ps. Friedrich Halm, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 30. Wien 1975. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_M/Muench-Bellinghausen_Eligius-Franz-Josef_1806_1871.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kurt Vancsa, Halm, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118720074.html#ndbcontent>

Hamerlinggasse

Datum der Benennung

1889

Text der Zusatztafel

Robert (Rupert) Johann Hamerling 1830–1889

Schriftsteller. Der bei Gmünd geborene Revolutionsteilnehmer von 1848 wirkte 1855–1856 als Lehrer am Grazer Akademischen Gymnasium, dann in Triest. Krankheitshalber pensioniert, zog er 1866 nach Graz, um sein literarisches Werk fortzuführen. Hamerling zählte mit Gedichten, Dramen und historischen Epen zu den meistgelesenen deutschsprachigen Autoren seiner Zeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rupert Johann Hammerling (später Robert Hamerling) wurde als Einzelkind des Webers und Kleinhäuslers Franz Hammerling (1799–1879) und dessen Frau Franziska, geb. Markhart (1806–1892), in Kirchberg am Walde (Niederösterreich) geboren. Schon bald ging die Mutter mit dem Kind zu einem verheirateten Bruder nach Großschönau (Niederösterreich), dort besuchte Robert die Volksschule, dann von 1840 bis 1844 die Unterklassen des Gymnasiums des Zisterzienserstifts Zwettl als Sängerknabe. Im August 1844 machte er sich nach Wien zu seiner Mutter auf, die allerdings nicht mit dem Vater, der sich als herrschaftlicher Diener verdiente, zusammenlebte.¹ Er besuchte das Schottengymnasium und 1847 begann er ein Studium der klassischen Philologie, Philosophie, Geschichte und Medizin an der Universität Wien.

1848 schloss sich Hamerling der „akademischen Legion“ an, ohne in Kämpfe verwickelt zu werden: Zuerst war ihm im Lauf des Sommers 1848 seine „Legionärsflinte auf der Universitätswache gestohlen worden“, dann dürfte seine Mutter den „Legionärssäbel heimlich übers Knie abgebrochen“ haben.² 1852 wurde er Supplent für Klassische Philologie am Theresianum in Wien, später unterrichtete er am Akademischen Gymnasium in Graz, wobei er zwischenzeitlich in Wien die Lehramtsprüfung ablegte.³ Im Anschluss war er Gymnasiallehrer für Griechisch, Latein und Deutsch in Triest tätig und schrieb Theaterkritiken für die „Triester Zeitung“. In dieser Zeit erfolgte

¹ Vgl. Robert Hamerling, Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Hamburg 1889, S. 74. Online verfügbar unter: https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_255589&

² Hamerling, Stationen, S. 122f.

³ Vgl. Hamerling, Stationen, S. 224.

möglicherweise eine Ansteckung mit „Cholera asiatica“, die seine Gesundheitsprobleme in den folgenden Jahren verursacht haben dürfte. An einem chronischen Magenleiden erkrankt, verbrachte er 1856/1857 einen Genesungsurlaub in Venedig. 1861 ergab sich durch den Archäologen und Numismatiker Fritz Pichler (1834–1911) ein erster Kontakt mit der Witwe Clotilde Gstirner (1821–1906), die in der Folge als Muse „Minona“ in Hamerlings Leben eine wichtige Rolle spielen sollte: von 1861 bis 1865 als Geliebte⁴, später als Freundin, Sekretärin und Krankenbetreuerin.

1862 war Hamerling zu einer Kur in Tobelbad bei Graz, 1866 schließlich übersiedelte er aufgrund seines Gesundheitszustands von Triest dauerhaft nach Graz und wohnte dort in der Realschulgasse 6 (heute Hamerlinggasse) mit der Mutter, dem Vater und später mit der als „Mündel“ apostrophierten Tochter Bertha Seeger (1877–1959), die in Wahrheit aus seiner Liaison mit Emma Seeger, geb. Oettel (1833–1894) stammte.⁵ Im Jahr 1866 konnte er auch seine Pensionierung durchsetzen; aufgrund der Unterstützung durch Genovefa von Milborn (1807–1870), die ihm 6.000 Gulden zur Verfügung stellte, und wegen der von ihm durch prominente Unterstützung erreichten erhöhten Pension von 600 Gulden wurde er zu einem durchaus vermögenden Mann. 1887 wurde seine Pension noch auf 1.000 Gulden erhöht.⁶ 1869 erwarb Hamerling ein Häuschen in Graz an der Ecke Leechgasse/Strassoldogasse, das er gleich wieder veräußerte. 1870 kaufte er dann das „Augustinerschlösschen“ im Grazer Stiftingtal, das er als Sommersitz gemeinsam mit seiner Mutter und Bertha nutzte. Robert Hamerling starb am 13. Juli 1889, vermutlich an den Folgen eines Magenkrebses oder einer Darmtuberkulose.

Einen ersten literarischen Durchbruch feierte Hamerling 1865 mit dem Versepos „Ahasver in Rom“ (1865), auch der ebenfalls antikisierende Roman „Aspasia“ (1876) wurde großteils positiv aufgenommen. Aufgrund der zunehmenden Bekanntheit des Autors wurde auch seinen ideologischen und politischen Äußerungen durchaus Aufmerksamkeit geschenkt. Die großdeutsche Ausrichtung Hamerlings und die Verehrung gegenüber „Führerfiguren“ lässt sich an der Geburtstags-Eloge „An das deutsche Volk“ anlässlich des 70. Geburtstags von Bismarck ablesen, wo sich bei der deutschen Einigung „Germanische Kraft mit zermalmender Wucht / zu germanischem Werke verbündet“⁷ habe. Entsprechend war er als Deutschnationaler punziert, der das Deutschtum selbst allerdings eben weder im alldeutschen, österreichfeindlichen Sinn noch in einer rassistischen Überheblichkeit aufgefasst haben wollte, sondern – ähnlich wie Peter Rosegger – als Kritik an

⁴ Vgl. Günther Noé, Des Poeten Liebesleid. Zur Biographie des Wahlgrazers Robert Hamerling, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 14. Graz 1984, S. 67–80, hier S. 71.

⁵ Vgl. Noé, Des Poeten Liebesleid, S. 71–80.

⁶ Vgl. zur Schenkung Ilse Krumpöck, Zündstofflieferant Robert Hamerling. Ein Mythos gerät ins Wanken. Munderfing 2019, S. 36. Vgl. auch zu den Vermögensverhältnissen Hamerlings Bruno Brandstetter, Der Nachlaß Robert Hamerlings. Zur hundertfünfzigsten Wiederkehr des Geburtstages des Dichters, in: Blätter für Heimatkunde 54/1980, S. 88–94, hier S. 88.

⁷ Robert Hamerling, An das deutsche Volk. Zur 70. Jahresfeier der Geburt des Fürsten Bismarck. (1. April 1885). Zitiert nach dem Komplettabdruck bei Krumpöck, Hamerling, S. 227–231, hier S. 227.

kapitalistischen Verhaltensweisen. Mit seinem Epos „Homunculus“ (1888) hatte Hamerling allerdings im 8. Kapitel („Im neuen Israel“) die üblichen antisemitischen Stereotype von den Schacher-, Wucher- und Börsejuden, vom „Judengeruch“ und von den Ritualmorden in deutlicher Massierung aufgezählt, allerdings in satirischer Absicht, wobei nicht ganz klar wird, ob es sich um eine Kritik oder um Affirmation handelt.⁸ In der Rezeption sahen sich jedenfalls die Antisemiten bestätigt und die jüdischen Publizisten vor den Kopf gestoßen.⁹ Der radikale Antisemit und Hamerling-Fan Georg von Schönerer (1842–1921) errichtete nach dessen Tod an der Stelle des Geburtshauses ein Hamerling-Stiftungshaus in Kirchberg – mit einer Bismarck-Büste im Garten ...

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Autengruber, Robert Hamerling, in: Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. 1. Ergänzungsband. Wien 2021. Online verfügbar unter:
https://homepage.univie.ac.at/walter.sauer/Publikationen-Dateien/rathkolb_unstrittene_stra%C3%9Fennamen_erga%CC%88nzungsb.pdf
Bruno Brandstetter, Der Nachlaß Robert Hamerlings. Zur hundertfünfzigsten Wiederkehr des Geburtstages des Dichters, in: Blätter für Heimatkunde 54/1980, S. 88–94.
Robert Hamerling, Stationen meiner Lebenspilgerschaft. Hamburg 1889. Online verfügbar unter:
https://digital.onb.ac.at/RepViewer/viewer.faces?doc=DTL_255589&
Ilse Krumpöck, Zündstofflieferant Robert Hamerling. Ein Mythos gerät ins Wanken. Munderfing 2019.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Günther Noé, Des Poeten Liebesleid. Zur Biographie des Wahlgrazers Robert Hamerling, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 14. Graz 1984, S. 67–80.

⁸ Vgl. Peter Autengruber, Robert Hamerling, in: Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. 1. Ergänzungsband. Wien 2021, S. 39–47, hier S. 42f. Online verfügbar unter:
https://homepage.univie.ac.at/walter.sauer/Publikationen-Dateien/rathkolb_unstrittene_stra%C3%9Fennamen_erga%CC%88nzungsb.pdf

⁹ Zu diesem Komplex vgl. recht überzeugend und mit vielen Zitaten Krumpöck, Hamerling, passim. Die Parallelen zu Hitler und zum Nationalsozialismus wirken allerdings manchmal etwas aufgesetzt.

Hammer-Purgstall-Gasse

Datum der Benennung

28.5.1936

Text der Zusatztafel

Joseph von Hammer (Frh. v. Hammer-Purgstall) 1774–1856

Orientalist. Der gebürtige Grazer kam 1787 an die Wiener Orientalische Akademie und war 1799–1807 im diplomatischen Dienst am Bosphorus, dann an der Wiener Hofkanzlei tätig. Er übersetzte orientalische Literatur und begründete die Orientalistik mit Abhandlungen zur osmanischen Geschichte. Zudem initiierte und leitete er 1847–1849 die Akademie der Wissenschaften.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph von Hammer¹ war das erste von insgesamt zehn Kindern des Hofkommissärs und Gubernialrats Joseph von Hammer (1738–1818) und der Klosterverwalterstochter Anna („Ninette“) Schnabel (1753–1787) und wurde am 9. Juni 1774 in Graz geboren. Hier besuchte er das Untergymnasium und wurde vom Vater 1787 nach Wien geschickt. Dort fand er gleich Zugang zu prominenten Persönlichkeiten, die sein Fortkommen unterstützten: dem Leiter der Hofbibliothek, Gottfried van Swieten (1733–1803), Graf Philipp Cobenzl (1741–1810) und Bernhard von Jenisch (1734–1807), dem Referenten für Orientalia an der Staatskanzlei. Nach dem Vorbereitungsjahr am Barbarastift legte er im August 1788 die Aufnahmeprüfung für die Orientalische Akademie am Barbarastift ab und absolvierte dann die Ausbildung zum Dolmetscher („Sprachknaben“) für orientalische Sprachen und künftigen Diplomaten, die er 1794 mit bestem Erfolg abschloss. Wegen des fehlenden weiteren Ausbildungsplatzes in Konstantinopel verblieb er bis 1797 an der Akademie und knüpfte berufliche und private Kontakte – so lernte er den Schweizer Historiker Johannes von Müller kennen, woraus sich eine lebenslange Freundschaft entwickelte.

U. a. leistete Karl August Böttiger (1760–1835) Vermittlungsdienste für erste Texte Hammers an die Herausgeber des „Neuen Teutschen Merkur“, Christoph Martin Wieland (1733–1813). Der

¹ Die biografischen Angaben orientieren sich an der äußerst verdienstvollen, umfangreichen Nachlassdokumentation „Joseph von Hammer-Purgstall. Briefe, Erinnerungen, Materialien“ des Zentrums für Wissenschaftsgeschichte an der Universität Graz, insbesondere: Walter Höflechner, Joseph von Hammer(-Purgstall). 1774–1856. Ein Überblick. Graz 2021. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/o:hpe.2021.band1.zf>

außergewöhnlich sprachbegabte Hammer beschäftigte sich mit der „Muqaddima“ des arabischen Historikers und Politikers Ibn Chaldūn (1332–1406) und unternahm erste Versuche zu einer Übersetzung von Haji Khalfas (1609–1657) Enzyklopädie des Orients. 1799 gelangte er dann doch mithilfe des Außenministers Franz Thugut (1736–1818) unter Umgehung der Vorgesetzten als „Sprachknabe“ nach Konstantinopel, um dort den Internuntius (diplomatische Vertretung des Kaisers beim osmanischen Sultan) Peter Philipp Herbert-Rathkeal (1735–1802) zu unterstützen. Nach anfänglichen Problemen unternahm er auf dessen Geheiß auf dem Schiff des britischen Offiziers William Sidney Smith (1764–1840) eine Visitierungsreise in die Levante und nahm in der Folge am Feldzug gegen Ägypten teil.

1801 begleitete Hammer Smith nach England und wurde dann 1802 nach dem Tod Herbert Rathkeals nach Wien abberufen. Von vornherein kam es zu Spannungen mit dem neuen Internuntius Ignaz von Stürmer (1752–1829). In Konstantinopel wurde er dann nach der Verschärfung der Konflikte im Frühjahr 1806 als kaiserlicher Konsularagent nach Jassy (Iași, im damaligen Fürstentum Moldau) entsandt, wo sich Hammer allerdings in der Anfangsphase des russisch-türkischen Krieges gegenüber Verleumdungen, ein „Franzosenfreund“ zu sein, rechtfertigen musste und im Juni 1807 wieder nach Wien in die Hofkanzlei zurückberufen wurde. In der Zeit als Konsularagent bis 1811 unternahm er während der französischen Besetzung Wiens im Streit um die Beschlagnahme von orientalischen Handschriften aus der Hofbibliothek 1809 eine Reise nach Paris, wo er die Rückgabe von Duplikaten bei Napoleon erreichte und an dessen Hochzeit mit Marie-Louise von Österreich (1781–1847) teilnahm.

1811 wurde Hammer zum Hofdolmetscher für orientalische Sprachen und Staats-Kanzleirat in der Staatskanzlei ernannt, 1817 zum Hofrat, 1818 zum wirklichen Hofrat mit der entsprechenden Einkommensverbesserung. Metternich, der seit 1809 sein Vorgesetzter war, schloss in der Folge Hammer explizit vom diplomatischen Dienst aus, sodass seine Tätigkeit nach eigener Aussage einer „Sinekure“, einem bezahlten Amt ohne Amtspflichten, glich. 1839 wurde er nach Auseinandersetzungen mit Metternich als Hofdolmetscher entlassen, aber als Hofrat mit besonderer Verwendung im Amt belassen. 1847 bis 1849 fungierte er als erster Präsident der nach vielen Rückschlägen endlich neu gegründeten Akademie der Wissenschaften. In seinen letzten Jahren schrieb er vor allem an seiner äußerst umfangreichen Autobiografie. Joseph von Hammer-Purgstall starb am 23. November 1856 in Wien.

Mit Caroline von Henikstein (1797–1844), der Tochter eines wohlhabenden jüdischen Bankiers, gründete er 1815 eine Familie mit fünf Kindern. 1835 wurde er unerwartet von Johanna Anna Purgstall, geb. Cranstoun (1760–1835) zum Universalerben eingesetzt, mit der Verpflichtung, den Namen Purgstall fortzuführen. Damit war die Übernahme des Besitzes Schloss Hainfeld verbunden, in dem Hammer bis 1853 im Spätsommer und Herbst regelmäßig lebte, dann sein Sohn Carl (1817–1879). Der Besitz verblieb in der Familie bis zu Cleo Hammer-Purgstall (1905–2003), gelangte dann

über deren Adoptivsohn Alois Dietz (1934–2002) an dessen Tochter Annabella, die „2014 aus einer Notsituation an den Investor Oliver Jungnickel verkaufen“ musste, der zusammen mit der Verwalterin Anca Grünberger „erneut umfangreiche Restaurierungsarbeiten vornehmen ließ“.²

Hammer-Purgstall dürfte im sozialen Umgang teilweise problematisch gewesen sein, so „finden sich immer wieder Hinweise auf einen schwierigen, teils sogar etwas verschrobenen Charakter, der wenig Kritik vertrug, sie aber selbst bereitwillig austeilte“³. Seine publizistische Lebensleistung bleibt aber jedenfalls beeindruckend: vom Zeitschriftenunternehmen „Fundgruben des Orients“ (6 Bde., 1809–1818) über die für Goethe so relevante Hafis-Übersetzung des „Diwans“ (1812/13), die „Geschichte des osmanischen Reiches (10 Bde., 1827–1835), die „Geschichte der osmanischen Dichtkunst“ (4 Bde., 1836–1838), den historischen Roman mit Urkunden „Die Gallerinn auf der Rieggersburg“ (3 Bde., 1845) bis zur „Literaturgeschichte der Araber“ (1850–1856). 2019 hat der Kabarettist, Fernsehmoderator und Schriftsteller Dirk Stermann den biografischen Roman „Der Hammer“ (2019) veröffentlicht, eine doch einigermaßen überraschende Wiederentdeckung einer vielschichtigen Persönlichkeit.⁴

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hannes D. Galter, Der südoststeirische Diwan. Gedanken über Schloss Hainfeld, die „regionale08“ und kulturelle Zwischenräume, in: Hannes D. Galter – Wolfgang J. Pietsch (Hg.), Schloss Hainfeld und Joseph von Hammer-Purgstall. Graz 1922, S. 149–179.

Walter Höflechner, Joseph von Hammer(-Purgstall). 1774–1856. Ein Überblick. Graz 2021. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/o:hpe.2021.band1.zf>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang J. Pietsch, Schloss Hainfeld und Hammer-Purgstall im Spiegel der jüngsten Literatur, in: Hannes D. Galter – Wolfgang J. Pietsch (Hg.), Schloss Hainfeld und Joseph von Hammer-Purgstall. Graz 2022, S. 181–192.

² Hannes D. Galter, Der südoststeirische Diwan. Gedanken über Schloss Hainfeld, die „regionale08“ und kulturelle Zwischenräume, in: Hannes D. Galter – Wolfgang J. Pietsch (Hg.), Schloss Hainfeld und Joseph von Hammer-Purgstall. Graz 2022, S. 149–179, hier S. 155.

³ Sibylle Wentker, Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, Ein Leben zwischen Orient und Okzident, in: Hannes D. Galter – Siegfried Haas (Hg.), Joseph von Hammer-Purgstall. Grenzgänger zwischen Orient und Okzident. Graz 2008, S. 1–12, hier S. 1.

⁴ Vgl. die detaillierte Besprechung bei: Wolfgang J. Pietsch, Schloss Hainfeld und Hammer-Purgstall im Spiegel der jüngsten Literatur, in: Galter – Pietsch (Hg.), Hainfeld und Hammer-Purgstall, S. 181–192, hier: S. 181–185. Vgl. hier auch die Darstellung von Walter Höflechners Monumental-Œuvre zu Hammer-Purgstall, S. 188f.

Sibylle Wentker, Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, Ein Leben zwischen Orient und Okzident, in:
Hannes D. Galter – Siegfried Haas (Hg.), Joseph von Hammer-Purgstall. Grenzgänger zwischen Orient
und Okzident. Graz 2008, S. 1–12.

Händelstraße

Datum der Benennung

24.1.1929

Text der Zusatztafel

Georg Fried(e)rich Händel 1685–1759

Komponist. Der gebürtige Hallenser war Organist in seiner Heimatstadt, ab 1703 Violinist in Hamburg. 1706–1710 erregte er in Italien mit italienischen Opern Begeisterung, was zur Bestellung als Hofkapellmeister in London führte. Händel feierte in England große Erfolge und gilt mit seinen Kompositionen, darunter etwa 40 Opern, als Meister des Spätbarocks.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Georg Friedrich Händel war ein deutscher Komponist, ab 1727 als George Frideric Handel britischer Staatsbürger. Er wurde am 23. Februar 1685 in Halle an der Saale geboren. Mutter Dorothea förderte das musikalische Talent Georg Friedrichs und so erhielt er ab seinem 8. Lebensjahr Orgelunterricht. 1702 inskribierte er an der neugegründeten Universität in Halle Jus. Dann schlug das Pendel aber in Richtung Händels musikalischer Laufbahn aus. Noch im selben Jahr wurde er probeweise Domorganist in Halle. Ein Jahr später übersiedelte Händel nach Hamburg, wo er Konzertmeister des dortigen bürgerlichen Opernhauses wurde.

In Hamburg entstand Händels erste Oper, „Almira“, die im Jänner 1705 mit Erfolg uraufgeführt wurde. Händel schrieb noch zwei weitere Opern in der Hansestadt, bevor er 1706 zu einer vierjährigen Italienreise aufbrach, um sich mit der italienischen Musik- und Operntradition vertrauter zu machen. Während dieser Zeit, die er hauptsächlich in Florenz und Rom verbrachte, schrieb Händel einige Opern, geistliche Kantaten und Oratorien. Seine fünfte Oper „Agrippina“ wurde in Venedig uraufgeführt und avancierte zum Publikumserfolg. Besonderen Anklang fand Händels Werk beim italienischen Adel.

1710 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ sich Händel in Hannover nieder, wo er die Stelle eines kurfürstlichen Kapellmeisters gegen die Zusicherung, für längere Zeit auch abwesend sein zu dürfen, annahm. Noch im selben Jahr reiste Händel nach London. In augenscheinlichem Einvernehmen mit dem Kurfürsten in Hannover ließ sich Händel permanent in London nieder. Auch in England war

Händels Schaffen bei Adel und Königshaus anerkannt und geschätzt, weswegen man Händel eine jährliche Pension bewilligte. In seiner ersten Zeit in England entstanden einige seiner nachhaltigsten Werke, darunter die „Wassermusik“ sowie sein Oratorium „Esther“. In der Zeit zwischen 1717 und 1720 komponierte er die elf Chandos-Anthems für Soli, Chor und Orchester, die er dem Herzog von Chandos widmete.

Der König beauftragte Händel mit der Gründung eines königlichen Opernhauses, der „Royal Academy of Music“. 1719 gegründet, wurden dort nach der Reihe die Händel-Opern „Radamisto“, „Giulio Cesare“, „Tamerlo“ und „Rodelina“ uraufgeführt. Neben Händel beschäftigte die Akademie auch die italienischen Komponisten Giovanni Bononcini und Attilio Ariosti. Händel war längerfristig der Erfolgreichste der drei und nahm 1727 die britische Staatsbürgerschaft an. Aufgrund äußerst großzügiger wirtschaftlicher Gebarung in den Ruin geschlittert, musste die Academy 1728 schließen. Händel war gezwungen, gemeinsam mit Johann Jacob Heidegger als Impresario im King's Theatre eine vorübergehende künstlerische Bleibe zu finden.

Nachdem Händel sich eine Zeitlang hauptsächlich mit Oratorien über Wasser hielt, zog er in das neuerbaute Covent Garden Theatre ein und führte es in eigener Regie und mit eigenen finanziellen Mitteln. Die in dieser Zeit entstandenen Opern „Ariodante“, „Alcina“ und „Orlando“ gehören zu Händels bedeutendsten Werken. 1737 schlitterte Händel mit diesem Opernunternehmen in den Bankrott und erlitt einen Schlaganfall. Nach einem Kuraufenthalt in Deutschland erholte sich Händel rasch und komponierte weitere Erfolgswerke. Sein im Jahr 1742 entstandenes Oratorium „Der Messias“ zählt bis heute zu den bedeutendsten Werken dieser Gattung. Im Jahr 1751 begann Händel zu erblinden und unterzog sich in der Folge mehreren weitgehend erfolglosen Augenoperationen. Noch eine Woche vor seinem Tod saß Händel bei einer Aufführung seines „Messias“ selbst an der Orgel. Georg Friedrich Händel starb am 14. April 1759 in London. Sein Leichnam wurde eine Woche später unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in der Londoner Westminster Abbey beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Georg Friedrich Händel, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014.
Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/georg-friedrich-haendel.html>
Michael Heinemann, Georg Friedrich Händel. Reinbek 2004.
Paul Henry Lang, George Frideric Handel. Mineola 1996.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hanns-Koren-Ring

Datum der Benennung

3.7.1997

Text der Zusatztafel

Hanns Koren 1906–1985

Politiker. Der gebürtige Köflacher promovierte 1932 und prägte die Grazer Volkskunde, so am Joanneum, 1949–1953 als Direktor des Volkskundemuseums und ab 1951 als Universitätsprofessor. Koren war für die ÖVP im Nationalrat und 1963–1970 Kulturreferent der steirischen Landesregierung, wobei er zahlreiche Kulturprojekte wie den „steirischen Herbst“ initiierte.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Johann Anton (Hanns) Koren wurde am 20. November 1906 als erster Sohn des Fotografenmeisters Hans Koren (1881–1956) und dessen Frau Mathilde, geb. Fink (1885–1961), in Köflach geboren. Dem Erstgeborenen folgten Agathon (1909–1987), Alfred (1913–1914), Max (1914–1999) und Otto (1919–1992). Die Kindheit verlebte Hanns in seiner Heimatstadt und besuchte dort die Volksschule. Nach der 6. Volksschulklasse kam er im Herbst 1918 nach Graz und besuchte dort das Fürstbischöfliche Knabenseminar (heute Bischöfliches Gymnasium). Bereits während des Gymnasiums interessierte er sich für Literatur und verfasste Gedichte. 1923 schloss er sich dem (1921 gegründeten) jungkatholischen Bund „Neuland“ an, in dem das einfache Leben in der Gemeinschaft propagiert wurde, wobei für Koren insbesondere die Naturbegeisterung und das Abstinenzgebot maßgeblich waren.

Am 13. Juni 1927 legte er die Matura ab und begann in Graz ein Studium der Theologie, wechselte aber nach einem Semester zu Volkskunde und Germanistik, wobei er auch kunsthistorische, archäologische und soziologische Studien betrieb. Er pendelte während des Studiums als Fahrschüler zwischen Köflach und Graz und konnte 1932 bei Karl Polheim mit einer Dissertation über „Die steirischen Joseph-Spiele“ als erster österreichischer Student mit einem Rigorosum aus Volkskunde

¹ Die biografischen Angaben stammen (ohne Detailnachweis) aus folgenden Quellen: Kurt Wimmer, Der Brückenbauer. Hanns Koren und seine Zeit (1906–1985). Ein Porträt. Graz 2006; Fritz Posch, Nachruf auf Hanns Koren. Leben und Werk, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 77/1986, S. 5–20; Ute Dullnig, Hanns Koren. Volkskundler, Kulturpolitiker. Bausteine einer Biographie. Unpubl. Diss. Graz 1992. Am informativsten und aufgrund der historischen Einbettung besonders verdienstreich ist die Monografie von Kurt Wimmer.

promovieren. Da er in Graz keine Stelle fand, bewarb sich Koren nach Salzburg und wurde dort 1932 wissenschaftlicher Assistent am Institut für religiöse Volkskunde, dem er 1933–1935 als Leiter vorstand – übrigens eingemietet in die Salzburger „Villa Trapp“. Erste Buchpublikationen („Volksbrauch im Kirchenjahr“, 1934, und „Volkskunde als gläubige Wissenschaft“, 1936) erfolgten im Rahmen der „Volkskunde“-Konzeption seines Lehrers Viktor Geramb (1884–1958), die mit ihren romantischen Wurzeln die apostrophierte Echtheit und Ursprünglichkeit in der Sammlung, Archivierung und Propagierung der Volksüberlieferung zu finden glaubte. 1936 kehrte er auf Wunsch des steirischen Landeshauptmanns Karl Maria Stepan (1894–1972) als Kustos am Steirisches Volkskundemuseum nach Graz zurück, wo er mit Viktor Theiss (1894–1967) und Franz Taucher (1909–1990) eine intensive Zusammenarbeit pflegte. Als Mitarbeiter von Stepan war er insbesondere an der Vorbereitung der beiden „Steirischen Volkstage“ 1936 („Erzherzog Johann“) und 1937 („Steirische Industrie“) beteiligt.

Nach dem „Anschluss“ geriet er aufgrund seiner Nähe zum Ständestaat und zum NS-Gegner Stepan unter Verdacht und wurde am 1. Juni 1939 des Diensts enthoben und in den Zwangsruhestand versetzt. Koren wehrte sich in einem Protestbrief u. a. mit dem Hinweis auf seine ein Jahr zuvor erfolgte Heirat mit Ilse Maria Zimmer (1915–1982) und auf das erste Kind Johannes; tatsächlich wurde – aus welchem Grund immer – 1940 eine Aufhebung der Zwangspensionierung und die Wiederindienststellung verfügt. Kurz darauf musste Koren allerdings zur deutschen Wehrmacht, zuerst als Soldat einer Landschützenkompanie im Rhein- und Ruhrland, ab Mitte September 1942 in Rossosch (Росошь, Russland) (Festungspionierstab 30/1) bei der nichtkämpfenden Truppe. Anfang 1943 erkrankte er an einer chronischen Nierenbeckenentzündung, kam in der Folge ins Lazarett und in eine Genesungskompanie in Bregenz. 1943/44 war er als Bekleidungskämmerer in Admont dienstzugeteilt und wurde im März 1944 wegen Krankheit aus dem Militärdienst entlassen. In den letzten Monaten vor Kriegsende und den ersten danach arbeitete er intensiv mit Franz M. Kapfhammer (1904–1989) zusammen.

Im Dezember 1945 habilitierte sich Koren für deutsche Volkskunde („Die Spende. Eine volkskundliche Studie über die Beziehung ‚Arme Seelen – arme Leute‘, im Druck erst 1955). 1949 wurde er als Nachfolger von Viktor Geramb Leiter des Volkskundemuseums, an der Universität 1951 tit. ao. Prof. und 1955 Ordinarius und Vorstand des Instituts für Volkskunde. Zudem ging er in die Politik: 1953 bis 1957 als Abgeordneter zum Nationalrat (ÖVP), dann aber bis 1970 als Landeskulturreferent in der Steiermärkischen Landesregierung. Koren war in dieser Funktion maßgeblich an der Planung des „Steirischen Gedenkjahrs“ 1959 zum Gedenken an Erzherzog Johann beteiligt, unterstützte ab 1963 die Etablierung des Dreiländer-Festivals TRIGON und insbesondere die Gründung des „steirischen herbsts“ 1968.

Koren stand für eine zwar prinzipiell wertkonservativ ausgerichtete Kulturauffassung, half aber mit einer offenen und liberalen Haltung gegenüber jungen, neuen, progressiven bis avantgardistischen

Kunstströmungen mit, diese finanziell abzusichern und die Institutionen und einzelne Künstler gegen die Angriffe von konservativer bis reaktionärer Seite zu verteidigen. Die Bandbreite und gleichzeitig die Veränderung in Korens Kulturauffassung lässt sich etwa ablesen an seinem Vorschlag für den Rosegger-Preis von 1963 an den hochrangigen ehemaligen Gaukulturhauptstellenleiter Joseph Papesch einerseits, und an seiner Verteidigung des Roseggerpreisträgers von 1970, Wolfgang Bauer (1941–2005), als dieser 1975 nach der Aufführung des Stücks „Gespenster“ massiv kritisiert wurde. Im Gefolge der „Gespenster“-Auseinandersetzungen, die auch Koren getroffen hatten, trat er 1976 als Präsident des „steirischen Herbstes“ zurück. Landtagspräsident blieb er noch bis 1983.

Privat hatte Hanns Koren 1961 die „Hammerkeusche“ in St. Bartholomä erworben, die ihm in der Folge als Wochenend-Domizil und als Treffpunkt für viele Gespräche mit Freunden diente. Mit seiner Frau Ilse hatte er sechs Kinder: Johannes (geb. 1938), Oswald (geb. 1941), Agnes (geb. 1942), Ishwara Erhard (geb. 1944), Wolfgang (1944–1984) und Martin (1949–2016). Der steirische Ausnahme-Kulturpolitiker starb in Graz am 27. Dezember 1985 an Darmkrebs und wurde auf eigenen Wunsch auf dem Friedhof von St. Bartholomä beerdigt.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ute Dullnig, Hanns Koren. Volkskundler, Kulturpolitiker. Bausteine einer Biographie. Unpubl. Diss. Graz 1992.

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 3. Aufl. Graz – Wien 1994.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fritz Posch, Nachruf auf Hanns Koren. Leben und Werk, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 77/1986, S. 5–20.

Kurt Wimmer, Der Brückenbauer. Hanns Koren und seine Zeit (1906–1985). Ein Porträt. Graz 2006.

Hans-Brandstetter-Gasse

Datum der Benennung

9.9.1965

Text der Zusatztafel

Hans Brandstetter 1854–1925

Bildhauer. Der bei Hitzendorf geborene Künstler lernte beim Grazer Bildhauer Jakob Gschiel, ehe er ab 1871 die Ausbildung in Wien fortsetzte. Er stattete die Grazer Herz-Jesu-Kirche innen aus und schuf die Skulptur „Waldlilie“ sowie die heute ebenso im Stadtpark platzierten Allegorien „Austria“ und „Styria“. 1891–1914 lehrte er an der Staatsgewerbeschule in Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans (Johann) Brandstätter (Namensänderung zu „Brandstetter“ 1903) war das älteste von 14 Kindern des Nagelschmieds und Keuschlers Peter Brandstätter (1830–1883) und dessen Frau Juliana, geb. Thurner vulgo Schulzen (1835–1897). Er wuchs in sehr einfachen Verhältnissen auf. Die ersten Jahre verbrachte er bei seinem Großvater Josef Thurner. Während des Besuchs der Volksschule in Hitzendorf starb der Großvater 1861 und Hans musste mit der Großmutter in ein kleines Häuschen im Nachbardorf Reiteregge ziehen. Nachdem ihn die Eltern zu sich genommen hatten, beendete er 1865 die Dorfschule und wurde 1866 bis 1868 Nagelschmied-Lehrling in Friesach (Kärnten) bei seinem Onkel Anton Jantscher, bei dem er zwei Jahre verblieb. 1868 musste er aufgrund einer Verletzung des rechten Arms mit anschließender Bildung eines Geschwürs die Lehrstelle beim Onkel aufgeben. Eine falsche Anschuldigung wegen Diebstahls brachte ihm eine vierzehntägige Untersuchungshaft in Graz ein.¹ Anschließend begab er sich auf die Stör und verfertigte auf den Bauernhöfen diverse Schnitzarbeiten.

Seit 1870 war Brandstetter Lehrling beim Kirchenbildhauer Jakob Gschiel (1821–1908) in Graz, ab 1873 erhielt er dafür ein Stipendium des Kunstindustrievereins. 1875 lernte er Peter Rosegger kennen, der zur Erinnerung an seine verstorbene Frau Anna eine kleine Holzstele in Auftrag gab.² Im Oktober 1879 übersiedelte er nach Wien und besuchte die von Edmund Hellmer (1850–1935) geleitete Allgemeine Bildhauerschule, dann mit einem durch Franz Graf Folliot von Crenneville

¹ Vgl. Aline Aliberti (Hg.), Hans Brandstetter, Wander- und Meisterjahre eines steirischen Bildners. Des Künstlers Lebenserinnerungen. Graz 1927, S. 17–20.

² Vgl. Aliberti, Hans Brandstetter, S. 33f.

(1815–1888) vermittelten³ kaiserlichen Stipendium von 1882 bis 1888 die Spezialschule von Karl von Kundmann (1838–1919). 1884 wurde er in Wien in die Künstler- und Rittergenossenschaft der „Grünen Insel“ aufgenommen und bekam Kontakt zu vielen prominenten Schriftstellern und Musikern (Ebner-Eschenbach, Ertl, Hamerling, Heuberger, Kienzl, Marx, Saar, Seidl u. a.).⁴ Nach einem weiteren Zusammentreffen mit Rosegger, der in der Folge zu einem Freund wurde, modellierte er 1884 das als junge Frau bei der Rehfütterung dargestellte Kind „Waldlilie“ aus „Die Schriften des Waldschulmeisters“, die seit 1885 im Grazer Stadtpark steht. 1888/89 verbrachte er mit einem Staatsstipendium mehrere Monate in Italien. Nach seiner Rückkehr richtete er 1890 ein Atelier in der Nagelgasse ein und wurde von 1891 bis 1914 Professor für Modellieren an der Grazer Staatsgewerbeschule (heute Ortweinschule). 1900 besuchte er bei einem Studienaufenthalt in Paris Auguste Rodin.

Brandstetters umfangreiches Œuvre umfasst Porträts, Grab- und Denkmäler, aber auch Nischen, Figuren und Giebelreliefs für öffentliche Bauten wie Rathaus, Karl-Franzens-Universität, Alte Technik oder Opernhaus. Im Stadtpark finden sich neben der „Waldlilie“ weitere Bronzefiguren wie „Austria“ und „Styria“, im Volksgarten das Denkmal für Karl Morré. Wohl als sein Hauptwerk zu bezeichnen ist die Ausstattung der Herz-Jesu-Kirche, an der er vor der Jahrhundertwende zehn Jahre arbeitete. Neben seiner Tätigkeit als Bildhauer trat er auch als Kunsthistoriker und Kunstkritiker („Heimgarten“, „Tagespost“, „Grazer Tagblatt“, „Volksblatt“) hervor, wobei sich die schriftstellerische Tätigkeit aufgrund der seit 1918 aufgetretenen Arteriosklerose verstärkte. Vergleichsweise unbekannt ist seine Tätigkeit als Lexikograf: Von 1914 bis 1921 erstellte er unter Mithilfe weiterer Verfasser ein umfangliches handschriftliches Lexikon steirischer Künstler in drei Bänden, das in der Steiermärkischen Landesbibliothek aufliegt.

Aus einer unehelichen Beziehung mit der Näherin Anna Gösser (1856–1944) stammten eine gleichnamige Tochter (geb. 1878) und der Bildhauer Wilhelm Gösser (1881–1966), seiner 1893 geschlossenen Ehe mit der Advokatentochter Emanuela Weis von Ostborn (1870–1930) entsprang der Sohn Bruno Brandstetter (1893–1994). Hans Brandstetter, der im Lauf seines Lebens mit vielen Aufträgen, Preisen und Ehrungen versehen wurde, starb am 4. Jänner 1925 in Graz und wurde auf dem St.-Peter-Friedhof begraben.⁵

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Vgl. Aliberti, Hans Brandstetter, S. 38.

⁴ Vgl. Isolde Wilding, Der Bildhauer Hans Brandstetter (1854–1925). Leben und Werk. Unpubl. Diss. Graz 1988, S. 9. Hier auch Daten zu Brandstetters Kindheit und Jugend.

⁵ Vgl. Margarete Payer, Hans Brandstetter, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/brandstetter_hans.html

Literatur

Aline Aliberti (Hg.), Hans Brandstetter, Wander- und Meisterjahre eines steirischen Bildners. Des Künstlers Lebenserinnerungen. Graz 1927.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Margarete Payer, Hans Brandstetter, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/brandstetter_hans.html

Isolde Wilding, Der Bildhauer Hans Brandstetter (1854–1925). Leben und Werk. Unpubl. Diss. Graz 1988.

Hans-Dolf-Weg

Datum der Benennung

14.11.1979

Text der Zusatztafel

Adolf Dolschak 1897–1967

Schauspieler, Rundfunksprecher. Der Kriegsheimkehrer begann 1918 neben seinem Versicherungsberuf eine Schauspielkarriere und war ab den 1930er-Jahren auch Radiosprecher. 1938 trat er der NSDAP bei, 1939 zog ihn die Wehrmacht ein. Als „Hans Dolf“ erlangte er nach 1945 im Grazer Schauspielhaus und im Radio-Ratekrimi „Wer ist der Täter?“ überregionale Popularität.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Dolf wurde am 27. April 1897 mit dem Taufnamen Adolph Johann Dolšak (später Dolschak) als Sohn des Schuhmachermeisters Johann Dolšak und dessen Frau Franziska, geb. Hoyer, in Graz geboren. Dolf wuchs nach dem frühen Tod der Mutter bei seiner Tante Mela auf und besuchte dann die Volksschule Don Pedro in München, als die Tante dorthin heiratete.¹ Nach der Volksschule kehrte er nach Graz zurück und besuchte die Mittelschule und die Handelsakademie, musste aber 1916 als Einjährigfreiwilliger in Cilli Kriegsdienst leisten.² 1918 schrieb er für die „Deutsche Wacht“ in Cilli (Celje) Theaterkritiken. Neben einer Anstellung in der „Donau“-Versicherung betätigte er sich schon 1919 als Schauspieler (in Max Dreyers „Die Siebzehnjährigen“ in Knittelfeld), ab 1925 am Grazer Schauspielhaus. Ab 1929 war er zunehmend im Rundfunk beschäftigt „und im Laufe der Jahre öffnete sich mir ein reiches, vielgestaltiges Arbeitsfeld als Darsteller in Hörspielen, als Sprecher von Gedichten und Erzählungen, als Autor und Regisseur“³.

1935 bis 1938 war Dolf Rundfunksprecher in München und Wien. Im August 1939 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und war bis 1945 Soldat. Nach dem Kriegsende trat er als Rezipitator und ab 1946 als Schauspieler am Steirischen Landestheater auf. Bekannt wurde Dolf durch die Sketches gemeinsam mit seiner Partnerin Etelka Prosche (1902–1992), den größten Erfolg feierte er aber ab 1948 mit insgesamt 98 Folgen der von Erwin Gaudernak (1908–1992) geschriebenen

¹ Vgl. Hans Dolf, Besuch bei Kommissar Leitner. Graz 1967, S. 11 und 15.

² Vgl. Dolf, Besuch bei Kommissar Leitner, S. 32.

³ Dolf, Besuch bei Kommissar Leitner, S. 36.

Kriminalrätselsendung „Wer ist der Täter?“⁴, in der er den Kommissar Leitner spielte. Die letzte Folge „Der arabische Dolch“ wurde am 25. Juni 1967 gesendet – einen Tag, bevor Hans Dolf in Graz starb. Die literarischen Interessen von Hans Dolf, wie sie auch in einigen Gedichten zum Ausdruck kommen, werden durch sein Buch „Rudolf Hans Bartsch – Bruder des großen Pan“ (1964) illustriert, in dem einige literarhistorische Betrachtungen mit Originalzitaten aus Bartsch-Publikationen kombiniert werden, wobei die Aufnahme von in der Einleitung wiedergegebenen Ausschnitten von Sekundärliteratur aus heutiger Sicht einigermaßen befremdet, handelt es sich doch fast ausschließlich um Autorinnen und Autoren mit NS-Ausrichtung wie Carl Julius Haidvogel, Helene Haluschka, Robert Hohlbaum, Paul Anton Keller oder Josef Friedrich Perkonig.⁵

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hans Dolf, Rudolf Hans Bartsch – Bruder des großen Pan. Eine Studie über den Dichter. Mit einer Auswahl aus seinen Werken. Graz 1964.

Hans Dolf, Besuch bei Kommissar Leitner. Graz 1967.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

„Wer ist der Täter?“ Online verfügbar unter: <https://www.mediathek.at/atom/15104D3D-057-00055-00000E94-150F8937>

⁴ Ein kurzer Ausschnitt einer Folge von „Wer ist der Täter?“ aus dem Jahr 1962 lässt sich noch über die österreichische Mediathek abhören. Online verfügbar unter: <https://www.mediathek.at/atom/15104D3D-057-00055-00000E94-150F8937>

⁵ Vgl. Hans Dolf, Rudolf Hans Bartsch – Bruder des großen Pan. Eine Studie über den Dichter. Mit einer Auswahl aus seinen Werken. Graz 1964.

Hans-Friz-Weg

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Hans Friz gest. 1672 oder um 1687

Gastwirt. Friz kam 1643 als Schneidermeister nach Graz und betrieb in der Schmiedgasse, dessen Viertelmeister er war, ein Wirtshaus. Als Wortführer prangerte er 1660 bei Kaiser Leopold I. Mängel der Grazer Verwaltung an und avancierte so zum Vorkämpfer bürgerlicher Freiheiten. Die Mariagrüner Kirche geht auf die von Friz 1660 gestiftete Holzkapelle zurück.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Friz war ein Grazer Bürgervertreter und Stifter der Mariagrüner Kirche. Er lebte im 17. Jahrhundert. Seine exakten Lebensdaten sind unbekannt. In seiner Jugend beim Militär als Büchsenmeister einer kroatischen Einheit dienend, machte ihn General Georg Ludwig Graf von Schwarzenberg im Jahr 1637 zu seinem Silberverwalter. Bald darauf verabschiedete sich Friz aber wieder von diesem Posten und ließ sich 1643 nach anfänglichen Schwierigkeiten mit der Anerkennung durch die hiesige Zunft als Schneider in Graz nieder. Wie viele andere Grazer betrieb Friz nebenbei auch eine Gastwirtschaft – diese war zunächst in der Franziskanergasse gelegen. 1652 kaufte Friz ein Haus in der Schmiedgasse und eröffnete darin das Wirtshaus „Zum güldenen Hasen“.

Friz hatte offenbar eine zentrale Stellung im öffentlichen Leben der Stadt – die Brüdergemeinde machte ihn zum Wortführer ihrer Anliegen, die Friz dem 1660 nach Graz gereisten Kaiser Leopold I. in Form einer Bittschrift überbrachte. Darin beschwerten sich die Grazer über schlechte Verwaltung und hohe Abgaben an den Magistrat und verlangten selbst Einfluss auf die Stadtgeschäfte nehmen zu dürfen, weiters die neuerliche Einsetzung eines äußeren Rates, der im Rahmen der Protestanterverfolgungen abgeschafft worden war. Die Bürgerschaft erreichte mit dieser Aktion die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung der behaupteten Zustände. Hans Friz wurde von der Bürgerschaft als einer ihrer Vertrauensleute in die Kommission gewählt.

Der absehbare Konflikt mit dem Magistrat führte 1664 zur Verhaftung Frizs wegen gegen den Magistrat erhobenen Drohungen. Er wurde zur Zahlung einer Strafe von 100 Talern verurteilt. 30

Grazer Bürger verpflichteten sich daraufhin schriftlich, für die Zahlung der Strafsumme zu haften. Friz selbst legte Beschwerde bei der Regierung in Wien ein. Obwohl die Forderung der Grazer Bürger zur Wiedereinführung eines äußeren Rates vom Kaiser nicht erfüllt wurde, blieb der bürgerliche Ausschuss jedoch weiter bestehen und übte so als eine Art Stadtbehörde eine gewisse Kontrollfunktion aus, indem er in die Finanzverwaltung des Magistrats Einblick hatte. Dieser Teilerfolg wurde Friz von den Grazer Bürgern hoch angerechnet – zum Dank überreichte ihm die Bürgerschaft einen silbernen Becher. Friz ließ – offenbar zum Dank für das Erreichte – in Mariagrün eine Kirche errichten und bekleidete in der Folge das Amt eines Stadtkämmerers. Hans Friz starb unterschiedlichen Überlieferungen zufolge entweder 1672 an der Pest oder erst um 1687 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hans-Groß-Gasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Hans Gustav Adolf Groß 1847–1915

Jurist, Kriminologe. Groß promovierte 1870 in seiner Geburtsstadt Graz und war als Untersuchungsrichter tätig. Dank innovativer Abhandlungen zur wissenschaftlichen Verbrechensaufklärung lehrte er ab 1898 an den Universitäten Czernowitz, Prag und Graz, wo er das 1913 gegründete kriminalistische Institut leitete. Groß gilt als Begründer der modernen Kriminalistik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Groß (Gross) war ein österreichischer Strafrechtsprofessor und Pionier auf dem Gebiet der Kriminologie. Er kam als Sohn eines k. k. Oberkriegskommissärs am 26. Dezember 1847 in Graz zur Welt. Nach der Schule studierte Groß Jus und promovierte 1870 an der Universität Graz. Danach arbeitete er in Feldbach, Leoben und Graz in unterschiedlichen Positionen wie Untersuchungsrichter und Staatsanwalt im Justizdienst. Vor seinem Wechsel in das akademische Fach war Groß Senatsvorsitzender am Appellationsgericht (Landesgericht) in Graz.

1898 folgte er dem Ruf der Universität Czernowitz (heute Chernivtsi, Ukraine), wo er ohne Habilitation, lediglich aufgrund seiner kriminalistischen Veröffentlichungen, Professor für Straf- und Strafprozessrecht wurde. Drei Jahre später wechselte Groß an die Deutsche Universität Prag. 1905 kehrte er nach Graz zurück, nachdem die Errichtung eines Lehrstuhls für Kriminologie in Berlin wegen fehlender Geldmittel gescheitert war. Groß gründete an der Universität Graz das kriminalistische (kriminologische) Institut. Dieses war damals das erste seiner Art und wurde später zum Vorbild für ähnliche Institute auf der ganzen Welt. Die von Groß während seiner früheren Tätigkeit bei der Justiz zusammengetragene landesgerichtliche Kriminaliensammlung wurde als Institutsmuseum integriert.

Hans Groß gilt als der Begründer der modernen Kriminologie als selbstständige Disziplin. Er veröffentlichte im Lauf seines Berufslebens zahlreiche wissenschaftlichen Arbeiten. Die Kriminologie verdankt Groß zentrale methodische Ansätze wie die wissenschaftliche Analyse des Tathergangs, die Bildung von Sachindizienketten und die Erforschung des Tatmotivs aufgrund psychologischer Analyse

der Tatumstände. Groß und seine Kollegen am Grazer Institut entwickelten die sogenannte „Grazer Schule der Kriminologie“, die diesen Wissenschaftszweig in der Tradition ihres Gründers bis heute als sehr umfassend interpretiert. Seine Pionierleistungen in der Methodik der Verbrechensaufklärung verhalfen Groß zu weltweiter Bekanntheit. Vor allem in den USA werden seine grundlegenden Leistungen bis heute hochgehalten.

Sein kriminalistisches Hauptwerk, das „Handbuch für Untersuchungsrichter“ von 1893, wurde in viele Sprachen übersetzt. Das „Archiv für Kriminologie“ – 1898 von Groß als „Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalstatistik“ ins Leben gerufen – wurde zur führenden kriminologischen Fachzeitschrift. Der Umstand, dass Hans Groß die Sterilisation abnormer Rechtsbrecher befürwortete und zentrale eugenische Gedanken unterstützte, führte zu einer Diskussion, inwieweit Groß als „Rassenhygieniker“ eingestuft werden kann. Klaus Hödl argumentiert, dass Groß vielmehr in der sozialdarwinistischen Tradition amerikanischer Ärzte der Jahrhundertwende stand. Hans Groß starb am 9. Dezember 1915 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Erich Döring, Groß, Hans, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116868902.html#ndbcontent>

Klaus Hödl, Die Konturen der „Grazer Rassenhygiene“, in: Wolfgang Freidl – Werner Sauer (Hg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark. Wien 2004.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Hanns Groß, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/gross_hanns.html

Hans-Hegenbarth-Allee

Datum der Benennung

1.6.1989

Text der Zusatztafel

Johann (Hans) Anton Hegenbarth 1921–1987

Bibliothekar. Der in Pirka bei Straßgang geborene Hegenbarth promovierte nach Kriegsdienst und Studien der Philosophie und Geschichte 1949 in Graz. Erst als Hauslehrer tätig, trat er 1955 in die Steiermärkische Landesbibliothek ein, die er 1968–1986 als Direktor prägte. Er publizierte Fachartikel und legte eine Bibliographie der Literatur zu Erzherzog Johann vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Johann (Hans) Anton Hegenbarth wurde als jüngstes von sieben Kindern am 28. Februar 1921 in Graz als Sohn des Bauern Wenzel Hegenbarth (geb. 1878) und dessen Gattin Anna, geb. Palme (geb. 1884), in Pirka bei Straßgang geboren. Die Eltern waren 1913 aus dem Sudetenland zugezogen. Die Matura absolvierte er 1939 am Akademischen Gymnasium und wurde dann zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Nach einem Trimester Studium wurde er im Mai 1940 von der deutschen Wehrmacht zur 6. Gebirgsdivision einberufen. Er wurde in Griechenland, an der Eismeerfront und in Karelien eingesetzt und kam dann in englische Kriegsgefangenschaft. Über Bremerhaven gelangte er nach Salzburg, wurde dann Ende Juli 1945 entlassen.

Noch im Wintersemester 1945/46 nahm er sein Studium der Philosophie und Geschichte wieder auf und promovierte im Juli 1949 mit einer Dissertation über „Vernunft und Existenz. Grundlegung einer Logik des vollmenschlichen Begreifens“ an der Universität Graz. 1951 bis 1954 war er als Hauslehrer beim NS-Opfer Herzog Ernst Hohenberg (1904–1954) in der Radmer bei Eisenerz tätig. Anschließend trat er in den Dienst der Steiermärkischen Landesbibliothek, absolvierte dort die bibliothekarische Ausbildung und legte nach einem Praktikum in der Österreichischen Nationalbibliothek 1957 die Bibliotheksprüfung ab. Sein Hauptaufgabengebiet war zu dieser Zeit die Styriaca-Sammlung der Landesbibliothek. Nachdem er zuerst zum provisorischen Direktor bestellt worden war, leitete er vom 1. April 1971 bis Ende 1986 die Landesbibliothek als definitiver Direktor.

¹ Die biografischen Angaben orientieren sich an dem kurz vor Hegenbarths Tod verfassten Artikel von Theodor Graff, Ein Aktiver nahm Abschied. Hans Hegenbarth gewidmet, in: biblos 1/1987, S. 1–3.

Hegenbarth initiierte in seiner Zeit als Bibliotheksleiter diverse Neuerungen (Einführung eines Referentensystems, Übersiedlung des Entlehnbereichs, Freihandbibliothek mit Neuerscheinungen, computergestützte steirische Bibliografie, Mikrofiche-Verfilmung steirischer Zeitungen) und trieb diverse Zu- und Ausbauten voran. Er war für die Landesausstellung „Literatur in der Steiermark“ 1976 verantwortlich, ebenso für die Rosegger-Ausstellung 1983, für die er auch eine Biografie des Autors verfasste. Neben diversen Aufsätzen publizierte er eine Bibliografie zu Erzherzog Johann und naturwissenschaftlich-philosophische Bücher, darunter „Darwin, die Bibel und die Tatsachen“ (1972), „Der natürliche Realismus in Wissenschaft, Philosophie und Lebenspraxis“ (1980), aber auch Militaria wie „Furchtlos und treu. 300 Jahre Infanterie-Regiment Nr. 27“ (1982). Von 1958 bis 1974 war Hegenbarth ÖVP-Bezirksobmann von Graz-Straßgang. Hans Hegenbarth starb am 6. Juni 1987 in Graz.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Theodor Graff, Ein Aktiver nahm Abschied. Hans Hegenbarth gewidmet, in: biblos 1/1987, S. 1–3.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans-List-Platz

Datum der Benennung

19.10.1997

Text der Zusatztafel

Hans List 1896–1996

Techniker, Unternehmer. Der 1924 an der Technischen Hochschule seiner Geburtsstadt Graz promovierte Verbrennungsmotorenexperte lehrte und forschte 1926–1932 in China, in Graz und ab 1941 in Dresden. Aus dem von ihm 1946 in Graz gegründeten Ingenieurbüro ging die im Bereich der Motorentwicklung tätige AVL hervor. List leitete das Unternehmen mit Weltruf bis 1979.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans List war ein österreichischer Maschinenbauer und Unternehmer. Er wurde am 30. April 1896 als Sohn des Eisenbahnbau-Unternehmers und Landesbeamten Hugo List in Graz geboren. Im Ersten Weltkrieg von 1915–1918 als Soldat an der Front, beendete er das Maschinenbaustudium an der Technischen Hochschule in Graz im Jahr 1920. Nach einer kurzen Zeit als Assistent an der Hochschule bekam er eine Stelle bei der Dieselmotorenabteilung der Grazer Waggon- und Maschinenfabriks-AG. 1924 promovierte List mit einer Dissertation über die Regulierung von Dieselmotoren in Graz zum Dr. techn.

1926 holte ihn die Tongji-Universität Woosung nach China, wo er sechs Jahre lang zum Thema Verbrennungsmotoren unterrichtete. 1932 kehrte List nach Graz zurück und übernahm den Lehrstuhl für Thermodynamik und Verbrennungskraftmaschinen als Nachfolger von Julius Magg an der Technischen Hochschule Graz. Von 1941 bis 1945 hatte List eine Professur für Kolbenmaschinen an der Technischen Hochschule in Dresden inne. List war seit 1940 Mitglied der NSDAP (Mitgliedsnummer: 7.923.406). Er hatte die Mitgliedschaft bereits 1938 beantragt. Diese war offenbar wegen Lists früherer Mitgliedschaft im Rotary-Verein zunächst jedoch nicht bewilligt worden. Gegen Kriegsende wurde ein Teil des Dresdener Instituts und mit ihm Hans List nach Vilsbiburg in Bayern verlegt. Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches beauftragten ihn die US-Besatzer mit der Niederschrift seiner Forschungen. Diese Arbeit nahm annähernd ein Jahr in Anspruch. List hatte im Auftrag des NS-Regimes unter anderem an der Erhöhung der Flugmotorenleistung geforscht.

1946 kehrte List nach Graz zurück und gründete ein Ingenieurbüro, das 1948 in die „Anstalt für Verbrennungsmotoren Prof. Hans List“ (AVL) umgewandelt wurde. Dieses Forschungsunternehmen beschäftigte sich mit der Entwicklung und Verbesserung von bestehenden Motorentypen, aber auch mit der Konzeption und Erprobung neuer Motoren mit Schwerpunkt Abgas- und Lärmreduktion bei Dieselmotoren. AVL expandierte rasch und schon zehn Jahre nach der Gründung entstand in den USA ein Tochterunternehmen. Weitere Firmen in Europa und Asien folgten.

Die Messtechnik, insbesondere die medizinische, entwickelte sich neben der Motorentechnik bald zu einem weiteren Standbein des Unternehmens. Die Stadt Graz verlieh List 1958 die Ehrenbürgerschaft; 1963 erhielt er ehrenhalber von der Technischen Hochschule Graz das Doktorat der technischen Wissenschaften. 1981 bekam List, korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, das Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst der Republik Österreich verliehen. Hans List führte das Unternehmen AVL bis ins hohe Alter gemeinsam mit seinem Sohn Helmut. Hans List starb 100-jährig am 10. September 1996 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans List, Meine Erinnerungen. Graz 1994.

Rudolf Pischinger – Manfred Klell, Der Grazer Beitrag zur Entwicklung des modernen Verbrennungsmotors, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Josef W. Wohinz, Von Graz aus in die ganze Welt, in: Josef W. Wohinz (Hg.), Die Technik in Graz. Vom Joanneum zur Erzherzog-Johann-Universität. Graz – Wien – Köln 2002.

Hans-Mauracher-Straße

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Hans Mauracher 1885–1957

Maler, Bildhauer. Der gebürtige Tiroler war nach seiner Ausbildung in Deutschland freischaffender Künstler in Mariatrost und Mitbegründer der Grazer Sezession. Er schuf vor allem Büsten von Künstlerkollegen und sakrale Werke. Mauracher war frühes NSDAP-Mitglied und ab 1939 in der Reichskulturkammer Steiermark aktiv. Er blieb nach 1945 ein anerkannter Künstler.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Mauracher war ein österreichischer Bildhauer. Er wurde am 1. Juli 1885 in Kaltenbach in Tirol als Sohn eines Wagnermeisters geboren und wuchs dort als jüngstes von fünf Kindern auf. Vater Johann Mauracher schnitzte für seine Kinder Spielzeugfiguren aus Holz. Dieses Talent hatte Hans offensichtlich geerbt und zeigte bereits in der Volksschule großes Geschick in diesem Handwerk, das er anschließend bei einem Drechsler in Schwaz (Tirol) erlernte. Dort lernte er auch Geige spielen.

Während der folgenden Wanderjahre in verschiedenen metallverarbeitenden Betrieben in Deutschland verdiente sich Mauracher als Musiker bei Tanzveranstaltungen ein Zubrot zu seinen mageren Löhnen. Den Militärdienst leistete er als Musiker im 1. Tiroler Kaiserjägerregiment. Von 1909 bis 1912 besuchte Mauracher die Kunstgewerbeschule in München. Anschließend ging er für zwei Jahre nach Düsseldorf, wo er an der Kunstakademie als Schüler von Karl Janssen studierte. Nach dem Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg kam Mauracher auf Initiative des Obersten Karl von Spur nach Graz und wurde von diesem gefördert, sodass sich Mauracher eine Existenz als freischaffender Bildhauer und Krippenschnitzer aufbauen konnte.

1923 war Mauracher an der Gründung der Grazer Sezession beteiligt und wurde auch deren Mitglied. Er unternahm zahlreiche Kunstreisen nach Italien und Deutschland und beteiligte sich an verschiedenen Ausstellungen. 1930 errichtete Mauracher in Waldhof bei Mariatrost eine Villa mit Atelier, in der er mit seiner Frau Ida bis zu seinem Tod lebte und arbeitete.¹ 1933 wurde er illegales,

¹ Trude Aldrian, Hans Mauracher. Graz 1960.

1940 auch offizielles Mitglied der NSDAP. Weiters war Mauracher Mitglied im Werkbund Freiland, dem Klub alpenländischer Künstler und Kunstfreunde, der „Brücke“, des Bundes Deutscher Maler Österreichs sowie der Kameradschaft steirischer Künstler und Kunstfreunde.² 1939 wurde Mauracher Leiter der steirischen Sektion der „Reichskammer der bildenden Künste“. Herbert Lipsky nennt sechs Werke Maurachers, die programmatisch im Sinne der NS-Ideologie einzuordnen sind, und beschreibt ihn als eindeutig gesinnungsmäßigen Nationalsozialisten.³ Mauracher blieb nach 1945 als Künstler hochgeschätzt und wurde mehrfach ausgezeichnet. Die neugegründete Sezession nahm ihn jedoch nicht mehr auf.⁴

Mauracher schuf viele sakrale Werke, unter anderem 1954 die neue Kanzel in der Grazer Franziskanerkirche und die Krippe der Leechkirche. Als Porträtist schuf er zahlreiche Büsten von Persönlichkeiten der Gesellschaft und Kunstwelt seiner Zeit, darunter Peter Rosegger, Max Mell, Anton Wildgans, Konrad Adenauer. Zweimal arbeitete er auch als Bühnenausstatter. Seine letzte fertiggestellte Arbeit war eine Büste des heute ebenfalls wegen seiner NS-Zugehörigkeit umstrittenen Dichters Hans Kloepfer, die von der Stadt Köflach in Auftrag gegeben wurde. Hans Mauracher starb am 22. August 1957 in Graz.⁵ In seiner ehemaligen Villa in Mariatrost befand sich für einige Zeit ein „Hans-Mauracher-Museum“. Heute dient die Villa unter der Bezeichnung „Mauracher Schloßl“ als Gästehaus eines Hotelleriebetreibers.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Trude Aldrian, Hans Mauracher. Graz 1960.

Angela Fink, Mauracher, Hans, in: Günther Holler Schuster – Otto Hochreiter (Hg.), Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011.

Heimo Halbrainer, Steirische Kunst zwischen 1933–1945 – Ein kulturgeschichtlicher Streifzug, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948. Graz 2001.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

² Angela Fink, Mauracher, Hans, in: Günther Holler Schuster – Otto Hochreiter (Hg.), Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011.

³ Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

⁴ Heimo Halbrainer, Steirische Kunst zwischen 1933–1945 – Ein kulturgeschichtlicher Streifzug in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948. Graz 2001.

⁵ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

Bernhard A Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hans-Pascher-Weg

Datum der Benennung

12.6.1986

Text der Zusatztafel

Hans Pascher 1858–1942

Architekt. Der bei Eisenstadt geborene Pascher studierte Architektur an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Am Neubau der Grazer Universität war er maßgeblich beteiligt. Neben der 1903–1908 im florentinischen Renaissancestil erbauten Josefskirche am Schönaugürtel entwarf er in der Diözese Seckau noch zahlreiche andere Sakralbauten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Pascher war Architekt und Grazer Stadtbaumeister. Pascher wurde am 19. Juni 1858 in St. Margarethen im Burgenland (damals Szentmargitbánya, Ungarn) in eine Steinmetzfamilie geboren. Er besuchte die Bau- und Maschinengewerbeschule in Wien und studierte anschließend Architektur an der Wiener Akademie der Bildenden Künste. Dort war der Dombaumeister Friedrich von Schmidt einer seiner Lehrer. Pascher war vermutlich durch Schmidts Beeinflussung vor allem auf kirchliche Architektur spezialisiert. Er wirkte als Architekt des christlichen Kunstvereins der Diözese Seckau und betrieb neben seinem Grazer Büro ein zweites in Marburg (heute Maribor, Slowenien).

In den Jahren von 1895 bis 1914 war er einer der meistbeschäftigten Architekten im heute slowenischen Teil der Steiermark (Štajerska). Pascher plante die Josefskirche am Grazer Schönaugürtel, die Pfarrkirche im oststeirischen Pischelsdorf sowie Dutzende andere steirische Kirchen, Kapellen und Altare. Paschers typische Kombination historistischer und sezessionistischer Stilelemente findet sich auch in zahlreichen säkularen Gebäuden wie Schulen, Wohn- und Betriebsgebäuden in Graz und auf dem Gebiet der damaligen Steiermark. Pascher unterrichtete auch an der Grazer Staatsgewerbeschule. Im Jahr 1913 kaufte Pascher das Grabenschlüssel in Graz-Eggenberg. Der Grazer Bautechnikerverein geht auf Paschers Initiative zurück. Er war Ehrenbürger von Sparberegg, Ehrenmitglied und Präses der Gesellschaft für Höhlenforschung in der Steiermark, Ehrenmitglied des Deutschen Verbandes der Bautechniker Österreichs sowie der Architektenvereinigung Wiener Bauhütte. Hans Pascher starb am 23. September 1942 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Katrin Brantner, Der Architekt Hans Pascher (1858–1942). Kirchenneubauten in der heutigen Steiermark. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 1993.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hans-Resel-Gasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Hans Resel 1861–1928

Politiker. Der gebürtige Niederösterreicher war ein Pionier der steirischen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Er kam 1889 nach Graz, war 1890 erster Redakteur der Parteizeitung „Arbeiterwille“ und ab 1895 im Gemeinderat. Langjährig im Steiermärkischen Landtag wie im Reichsrat Abgeordneter, hatte Resel auch in der Ersten Republik zentrale Ämter inne.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Resel war ein Pionier der Sozialdemokratie in der Steiermark und Mitbegründer der ersten sozialdemokratischen Tageszeitung in Graz. Er wurde am 7. September 1861 in Hafnerbach bei St. Pölten geboren. Resel hatte mit nur zwei Klassen Volksschule eine rudimentäre Schulbildung. Während seiner dreijährigen Militärzeit begann er sich politisch zu engagieren. 1885 schloss er sich im Rahmen des St. Pöltener Arbeitergesellenvereins den „radikalen“ Frühsozialisten an. Resel eignete sich auf autodidaktischem Weg ein umfangreiches Wissen in Sozialwissenschaften, Literatur und Geschichte an. Beim Hainburger Parteitag im Jahr 1889 wechselte Resel das Lager von den radikalen zu den gemäßigten Sozialdemokraten.

Resel verschlug es als Schneidergeselle nach Graz, wo er sich weiter politisch engagierte. Er galt als volksnaher Agitator und Organisator der steirischen Sozialdemokraten. So schloss er die Arbeitervereine der Stadt zum Arbeiterbildungsverein zusammen. Sein politisches Engagement brachte Resel politische Verfolgung ein. Mehrmals wurde er inhaftiert und zog sich dabei ein lebenslanges Magenleiden zu. 1890 war Resel einer der Mitbegründer und auch gleich erster Chefredakteur der ersten sozialdemokratischen Tageszeitung in Graz, dem „Arbeiterwillen“. Der „Arbeiterwille“ wurde 1934 eingestellt. Sein Nachfolgemedium war nach 1945 die „Neue Zeit“.

Zudem war Resel der erste Obmann der Sozialdemokratischen Partei der Steiermark, der er bis zum Jahr 1925 vorstand. 1895 wurde er schließlich als erster Sozialdemokrat in den Grazer Gemeinderat gewählt. Ab 1904 gehörte er dem steirischen Landtag an und wurde erster sozialdemokratischer Landesrat. Zwischen 1897 und der Jahrhundertwende war Resel Abgeordneter zum Reichsrat und in

dieser Funktion erster Sozialdemokrat im deutschen Sprachgebiet der Monarchie. Von 1905 bis 1918 war er erneut Abgeordneter im Reichsrat. 1918 war er Vorsitzender des für die Ernährung und die Sicherheit zuständigen Wohlfahrtsausschusses der Steiermark.

In den Jahren 1918 und 1919 war Resel Mitglied der Provisorischen Nationalversammlung. Ab dem Jahr 1920 saß er als sozialdemokratischer Vertreter im Bundesrat und wirkte 1924/25 an den Verfassungsberatungen mit. 1924 schuf Resel aus Vorläuferorganisationen den steirischen Republikanischen Schutzbund. Am 21. Mai 1927 schied er aus dem Bundesrat aus. Hans Resel starb am 7. November 1928 in Graz an einem Lungenemphysem. Der „Arbeiterwille“ widmete dem Verstorbenen einen ganzseitigen Nachruf auf der Titelseite. Neben seinen anderen Funktionen war Resel im Lauf seines Lebens auch Gründer der Ortsgruppe Graz der Naturfreunde, der Kinderfreunde und des Verbands der steirischen Metallarbeiter.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Arbeiterwille vom 8. November 1928.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hans-Riehl-Gasse

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Hans Riehl 1891–1965

Ökonom, Soziologe, Kunsthistoriker. Der mehrfach promovierte Wiener Neustädter war Schüler Othmar Spanns und 1928–1965 als Universitätsdozent in Graz tätig. Riehl agitierte 1927–1930 für die autoritären Heimwehren, 1938 trat er der NSDAP bei. Ab 1939 war er am Landesmuseum Joanneum beschäftigt, wo er 1941–1956 die Neue Galerie leitete und prägte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans (Anton) Riehl (Ps. Hans Richter, Wigand von Wolfsberg) war der Sohn des Rechtsanwalts und Schriftstellers Dr. Anton Riehl (1852–1923) und dessen Ehefrau Johanna Dorothea, geb. Herwisch (1846–1943). Er wurde am 7. Juni 1891 in Wiener Neustadt geboren, wo er von 1887 bis 1901 die Volksschule und ab 1901 das Gymnasium besuchte. Nach der Matura 1910 studierte er ab 1911 mit Unterbrechung Philosophie, Kunstgeschichte und Archäologie bzw. Rechtswissenschaft. Im Sommer 1913 lernte Riehl Othmar Spann (1878–1950) kennen, mit dem ihn eine intensive Freundschaft verband. 1914 erhielt er das Absolutorium und arbeitete in der Rechtsanwaltskanzlei seines Vaters. Nach der Staatsprüfung 1915 kam es aufgrund des Kriegsdiensts in Wien (frontuntauglich wegen eines Sehfehlers) bis 1918 zu einer Unterbrechung, ab 1919 bis 1923 zu einer Studienfortsetzung der Staatswissenschaften an der Universität Wien. Er promovierte 1923 bei Othmar Spann mit einer Dissertation über die „Hordentheorie“ zum Dr. rer. pol. In der Folge setzte er auch noch ab 1923/24 sein Vorkriegsstudium fort und promovierte 1928 mit „Fichtes Schriften zur Gesellschaftsphilosophie“ zum Dr. phil. Seinen Lehrauftrag für Volkswirtschaftslehre (1922–1926) an der I. Wiener Handelsakademie gab er aufgrund gesundheitlicher Probleme auf. Mit einer weiteren Arbeit über Fichte habilitierte er sich 1928 an der Universität Graz und lehrte dort bis 1938 als Privatdozent, blieb aber weiter in Wien wohnhaft. Neben den universitären Forschungen war er auch als Bibliothekar für diverse Privatbibliotheken tätig.

Politisch war er seit 1927 Mitglied des „Steirischen Heimatschutzes“ und 1929/30 Propagandaleiter der „Bundes-Führung der österreichischen Selbstschutz-Verbände“ in Wien. Nach der Übernahme der Heimwehr-Führung durch Ernst Rüdiger Starhemberg (1899–1956) trat er 1930 aus der

Heimwehr aus. 1929 wurde er Korrespondent des Bundesdenkmalamtes, als der er 1937 aus politischen Gründen ausscheiden musste. Er unternahm in den 1930er-Jahren zahlreiche kunsthistorische Studienreisen in Europa. 1933 erhielt er einen Lehrauftrag für Volkswirtschaftslehre an der Montanistischen Hochschule Leoben, verlor aber die Dozentur 1935 wieder, desgleichen wurde sein Ansuchen um eine Venia Legendi für Österreichische bildende Kunst an der Technischen Hochschule Graz abschlägig beschieden. Nach der Hochzeit mit der Generaldirektorstochter Hanna Apold (1910–2005) strebte Riehl Anfang 1935 erfolglos eine Professur für Kunstgeschichte an der Kunstakademie Düsseldorf an und verblieb dann endgültig in Graz, wo er an der Universität lehrte. Im April 1938 wurde er suspendiert und es kam zu einer Hausdurchsuchung. Nach seinem Eintritt in die NSDAP erhielt er im März 1939 wieder die Lehrbefugnis und wurde zum außerplanmäßigen Professor der Gesellschaftslehre ernannt. Hauptberuflich war er allerdings seit 1. Juni 1939 Leiter der Bildergalerie und Skulpturensammlung am Joanneum und ab dem Frühjahr 1941 der Neuen Galerie. Zudem hatte er Funktionen an der Technischen Hochschule inne und wurde 1941 Gaubeauftragter für Kunsterziehung sowie Museumspflege für den Reichsgau Steiermark. 1946 wurde er von der Universität Graz und der Technischen Hochschule suspendiert, 1948 als Minderbelasteter mit einer eingeschränkten Lehrbefugnis als Privatdozent zugelassen.¹

Riehl war in Graz eine zentrale Figur des „Spannkreises“, der auch nach dem Tod von Othmar Spann 1950 dessen Anhänger und Propagandisten versammelte, die sich zum Großteil seit 1956 in der „Gesellschaft für Ganzheitsforschung“ organisierten. Spann war in den 1920er-Jahren als entschiedener Gegner der empirischen Sozialforschung hervorgetreten und hatte demgegenüber eine Ganzheitslehre, den Universalismus, vertreten, die sich gegen die naturwissenschaftliche Erkenntnisweise wandte und eine „Soziologie des Geistes“ forderte. Die Proponenten des Spannkreises, meist dem katholischen oder nationalen Lager zugehörig, vermochten sich in Österreich, insbesondere an der Universität Wien, in zentralen Positionen festzusetzen und waren auch in der Wirtschaft zahlreich vertreten. Offensichtlich waren auch die Verbindungen zum autoritären Ständestaat, was für die Spann-Anhänger wie Riehl nach dem „Anschluss“ problematisch werden sollte. Entsprechend diente sich Riehl 1938 nach dem Entzug der Lehrbefugnis den neuen Machthabern mit einer Distanzierung von Spann und einer Selbststilisierung „als extremer Exponent des nationalen Lagers“ an, der seine Lehraufträge aus politischen Gründen verloren habe und sich nur durch „die Aussicht auf eine Professur beim Sieg des Nationalsozialismus“ durch die Zeiten habe retten können.² Nach 1945 blieb er bis 1946 Leiter der Neuen Galerie, publizierte wieder über

¹ Die meisten Details aus der Biografie von Hans Riehl stammen von Reinhard Müller, Biographie Hans Riehl. Online verfügbar unter: https://agso.uni-graz.at/archive/sozio/biografien/r/riehl_hans.htm

² Hans Riehl, Brief an das Unterrichtsministerium, BAB/BDC, Personalakte Riehl. Zitiert nach: Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010, S. 96f.

Othmar Spann und über „alte Parteigenossen“ wie Ernst von Dombrowski. „Der modernen Kunst dürfte er kritisch gegenübergestanden sein.“³ Hans Riehl starb am 5. Juni 1965 in Graz.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

Reinhard Müller, Biographie Hans Riehl. Online verfügbar unter: https://agso.uni-graz.at/archive/sozio/biografien/r/riehl_hans.htm

³ Lipsky, Kunst, S. 99.

Hans-Sachs-Gasse

Datum der Benennung

1894/RB 1895

Text der Zusatztafel

Hans Sachs 1494–1576

Meistersinger, Schuhmacher. Sein Name ist eng mit Nürnberg verbunden, das Sachs abgesehen von Wanderjahren als Geselle 1511–1516 kaum verließ. Der Autor und Meistersinger schuf über 6.000 Meisterlieder, Spruchgedichte, Schwänke und Schauspiele. Sachs, der sich früh der Reformation anschloss, prägte die reichsstädtische Bürgerkultur im 16. Jahrhundert.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Sachs war ein deutscher Schuhmacher, Schriftsteller und Meistersinger. Er wurde am 5. November 1494 als Sohn eines Schneiders in Nürnberg geboren. Dort ging er auch in eine Lateinschule, bevor er 1509 eine zweijährige Schuhmacherlehre absolvierte. Danach begab er sich von 1511–1516 auf Gesellenwanderung, unter anderem durch österreichische Lande, Oberbayern und ins Rheinland. Möglicherweise hielt er sich während dieser Zeit vorübergehend auch am Hof Kaiser Maximilians I. in Innsbruck auf. Danach kehrte Hans Sachs nach Nürnberg zurück, wo er von 1520 bis zirka 1545 als Schuhmachermeister arbeitete und durch verschiedene Umstände wie Erbe, Mitgift und dichterische Erfolge zu beträchtlichem Wohlstand gelangte.

Neben seinem Schuhmacherhandwerk interessierte sich Sachs bereits früh für die lyrische Kunst. Vermutlich schrieb er bereits auf seiner Wanderschaft Lieder, von denen nur zwei erhalten sind. Sein erstes Meisterlied schrieb Sachs 1514 in München. In seiner ersten Schaffensperiode bis 1520 fertigte er traditionelle Lieder theologischen Inhalts. Nach einer künstlerischen Schaffenspause 1521/22 setzte sich Sachs mit den Inhalten der Reformation auseinander. So etwa schrieb er mit der „Wittenbergisch Nachtigall“ 1523 ein viel beachtetes Loblied auf Martin Luther. Im folgenden Jahr verfasste Sachs vier Prosodialoge, in denen er unter anderem die Verpflichtung, die Armen zu unterstützen, thematisierte.

Sachs geriet in den darauffolgenden Jahren ins Blickfeld der Nürnberger Zensur. Mit einem Pamphlet gegen den Papst handelte er sich eine schwere Rüge und zeitweiliges Schreibverbot ein. Seine Begeisterung für die Ideen der Reformation brachten ihn dazu, der Nürnberger Meistersingerschule neues Leben einzuhauchen. Zwischen 1523 und 1567 schrieb Sachs an die 4.300 Meisterlieder, je zur

Hälfte mit geistlichen und weltlichen Texten. Bei den Melodien bediente sich Sachs teilweise bei Vorgängern wie Walther von der Vogelweide und auch Zeitgenossen, schrieb aber auch eigene „Töne“. In seinen Texten verband Sachs antike, mittelalterliche und Bibelstoffe mit aktuellen und Alltagsthemen.

1555 zog sich Hans Sachs als Interpret zurück und konzentrierte sich auf das Protokollieren der Liedvorträge der anderen Nürnberger Meistersinger. Diese hielt er in seinem „Gemerkbüchlein“ fest. Manche besonders pointierten und kritischen Lieder wie die berühmte „Himmelfahrt des Mgf. Albrecht Alcibiades“ waren der Zensur ausgesetzt, was ihre handschriftliche Verbreitung aber nicht verhinderte. Sachs war auch als Dramatiker äußerst produktiv: rund 80 Fastnachtspiele und etwa 130 Komödien und Tragödien stammen aus seiner Feder. Die Gesamtzahl seiner Werke beläuft sich auf rund 6.000. Er war schon zu Lebzeiten ein viel gespielter und beachteter Autor.

Sachs war auch Herausgeber von fünf Bänden der „Nürnberger Folio-Ausgabe“, in denen viele seiner Texte erschienen und weite Verbreitung fanden. Hans Sachs' Werke geben einen tiefen Einblick in die bürgerliche Kultur in deutschen Reichsstädten des 16. Jahrhunderts. In der Barockzeit verpöht, erfuhr Sachs' Dichtung durch Johann Wolfgang von Goethe und insbesondere die deutschen Romantiker eine Renaissance. Die Komponisten Albert Lortzing und Richard Wagner setzten ihm in Form der Opern „Hans Sachs“ beziehungsweise „Die Meistersinger von Nürnberg“ posthume Denkmäler. Hans Sachs starb am 19. Jänner 1576 in Nürnberg.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wilhelm Richard Berger, Hans Sachs: Schuhmacher und Poet. Frankfurt am Main 1994.

Eckard Bernstein, Hans Sachs mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1993.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Johannes Rettelbach, Sachs, Hans, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118604597.html#ndbcontent>

Hans-von-der-Sann-Gasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Johann Krainz 1847–1907

Schriftsteller, Lehrer. Krainz unterrichtete nach Ausbildung in Marburg an der Drau/Maribor an mehreren steirischen Schulen, zuletzt 1894–1905 in Andritz. Die 1890 publizierten „Sagen aus der grünen Mark“ gelten als Hauptwerk des Sammlers volkstümlicher Geschichten. Sein Pseudonym „Hans von der Sann“ leitet sich von seiner Geburtsstadt Cilli/Celje an der Sann her.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Krainz (Ps. Hans von der Sann) wurde am 6. August 1847 in Cilli/Celje als Sohn des gleichnamigen Lehrers (1817–1908) und dessen Frau Maria, geb. Köppel (1823–1903), geboren. Er besuchte die k. u. k. Unterreal- und Hauptschule in Cilli, dann das Gymnasium in Marburg (Maribor). Er musste das Gymnasium nach der 4. Klasse wegen eines Ohrenleidens abbrechen; nach der Genesung besuchte er die Lehrerbildungsanstalt in Marburg (Maribor). Ende 1864 legte er die Lehrbefähigungsprüfung ab und begann Mitte Juli 1865 als Aushilfslehrer an der Vorstadtschule Sankt Magdalena zu unterrichten. Ab Oktober 1865 war er an der k. k. Haupt- und Unterrealschule in Cilli (Celje) und wechselte dann 1866 nach Marburg, Zirkowetz (Cirkovce) bei Pettau, 1868 in die Obersteiermark nach Stadl ob Murau, St. Gallen, wieder Marburg, Leoben, Donawitz, Kalwang, Oberwölz, Knittelfeld und ab 1878 nach Eisenerz. Dort verblieb er dann insgesamt zwölf Jahre, sorgte u. a. 1881 für die Einrichtung des Heimatmuseums und übernahm bis 1890 dessen Leitung. Er unterrichtete dann als Oberlehrer in Andritz bei Graz und ab 1894 auch an der innerstädtischen „Hirtenschule“. Am 31. Oktober 1905 trat er in den Ruhestand. Privat war er mit Adolfine, geb. Schell (1853–1910), verheiratet, das Paar hatte sechs Kinder. Seine Freizeit verbrachte er in Graz u. a. im „Krug zum grünen Kranze“ als Teil der Kienzl-Rosegger-Runde.¹

¹ Die Biografie von Johann Krainz speist sich vorwiegend aus zwei Quellen: Günter Jontes, Frühe steirische Sagen- und Märchensammler, in: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark 25/2000 (Sonderband), S. 117–144, hier S. 127f. Auf autobiografische Notizen von Krainz selbst aus dem Jahr 1905 zurückgreifen konnte im ersten der „Eisenerzer Hefte“ Willi Kadletz, Zum 50. Todestage von Hans von der Sann. Eisenerz [1957].

Hans von der Sann, wie er sich nach dem Fluss seiner Heimatstadt Cilli (Celje) meist in seinen literarischen Texten nannte, veröffentlichte u. a. ab 1870 erste Feuilletons in der „Marburger Zeitung“, denen dann ab 1872 zahlreiche Berichte und Beiträge in der Grazer „Tagespost“, später im „Heimgarten“ und verschiedenen überregionalen Tageszeitungen folgten, er war maßgeblich an der Entstehung der volkstümlichen Zeitschrift „s Nuller!“ 1904 beteiligt und „gilt als Begründer der kritischen Edition von Sagen in der Steiermark“²: Bei den „Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande“ (1880) handelt es sich um das Ergebnis einer Sammeltätigkeit vor Ort, das nach editorischen Prinzipien mit Stoff- und Motivcharakterisierung, Ortsregister und Quellenverzeichnis aufbereitet wird, bei den „Sagen aus der grünen Mark“ (1890) unternahm er eine motivische und räumliche Gliederung, wo aufgrund der vielen Schriftsteller-Quellen der Aufzeichnungscharakter mündlicher Tradierung nur noch in Ansätzen gegeben scheint.³ Darüber hinaus verfasste er neben militärwissenschaftlichen und biografischen Büchern etliche heimat- und volkskundliche Aufsätze und Beiträge. Im populären „Kronprinzenwerk“ schrieb er im Steiermark-Band über das „Volksleben, Sitten und Sagen der Deutschen“, wo er die steirischen Volksüberlieferungen zu „kostbare[n] Perlen im reichen Schatze des Gemüthlebens der biedereren Bewohner des schönen Steirerlandes – goldene Saatkörnlein immergrüner Heimatliebe“⁴ stilisiert. Darüber hinaus machte er sich um die Erwerbung von Archivalien für verschiedene steirische Archive verdient. Johann Krainz starb am 24. April 1907 in Graz. Sein literarischer Nachlass befindet sich im Steiermärkischen Landesarchiv.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Jontes, Frühe steirische Sagen- und Märchensammler, in: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark 25/2000 (Sonderband), S. 117–144.

Willi Kadletz, Zum 50. Todestage von Hans von der Sann. Eisenerz [1957].

Johann Krainz, Volksleben, Sitten und Sagen der Deutschen, in: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bd. 7. Steiermark. Wien 1890, S. 139–181.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

² Jontes, Sagen- und Märchensammler, S. 127.

³ Vgl. Jontes, Sagen- und Märchensammler, S. 136–144.

⁴ Johann Krainz, Volksleben, Sitten und Sagen der Deutschen, in: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Bd. 7. Steiermark. Wien 1890, S. 139–181, hier S. 181.

Hanuschgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Ferdinand Hanusch 1866–1923

Politiker. Geboren in Österreichisch-Schlesien, arbeitete Hanusch zunächst als Textilarbeiter und schloss sich 1891 in Mähren der Arbeiterbewegung an. Als sozialdemokratischer Gewerkschafter seit 1907 im Reichsrat, 1918 Mitglied der Provisorischen Nationalversammlung und bis 1920 Staatssekretär für Soziales gilt er als Begründer der österreichischen Sozialpolitik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Hanusch war ein österreichischer Gewerkschafter, Sozialpolitiker und Schriftsteller. Er gründete die Arbeiterkammer. Hanusch wurde am 9. November 1866 in Oberdorf bei Wigstadtl (heute Horní Ves/Vítkov, Tschechien) als vierter, nachgeborener Sohn eines schlesischen Hauswebers geboren. Nach der Volksschule bildete sich Hanusch in hartnäckigem Selbststudium weiter, während er als Minderjähriger arbeiten musste, um der Familie den Lebensunterhalt zu ermöglichen – zuerst als Tagelöhner am Bau und später in einer Bandfabrik. 1885 ging er auf zweijährige Wanderschaft, auf der es ihn nach Wien, Triest, Berlin, Ungarn und Rumänien und sogar in die Türkei verschlug. Nach seiner Heimkehr arbeitete Hanusch in einer Seidenfabrik.

Ab 1891 war Hanusch in der Arbeiterbewegung aktiv. 1897 wurde er Gewerkschaftssekretär und Sekretär in der Sozialdemokratischen Partei in Sternberg (Šternberk, heute Tschechien). Zur Jahrhundertwende avancierte er zum Sekretär der Union der Textilarbeiter in Wien, die eben erst gegründet worden war. In dieser Funktion reiste Hanusch durch die Länder Österreich-Ungarns. Dabei lernte er auch das soziale Gefüge der einzelnen Länder und Regionen kennen. Zu Hanuschs Erfolgen als Gewerkschafter zählen Verkürzungen der Arbeitszeit sowie Verbesserungen bei Arbeitsverträgen. 1903 wurde er Vorstandsmitglied der Österreichischen Gewerkschaftskommission und in dieser Funktion zu den internationalen Kongressen der Textilarbeiterschaft entsandt. 1907 zog er als Abgeordneter für die Sozialdemokraten in den Reichsrat ein. 1908 wurde Hanusch Mitglied der Freimaurerloge „Lessing zu den drei Ringen“.

Während des Ersten Weltkriegs setzte er unter anderem eine Arbeitslosenunterstützung für Textilarbeiter und eine sechsstündige Arbeitszeit am Samstag durch. Nach dem Krieg und dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie wurde Hanusch unter Bundeskanzler Karl Renner Staatssekretär für soziale Fürsorge (seit 1919: „soziale Verwaltung“). Außerdem war er für den von „Deutschösterreich“ ursprünglich beanspruchten Wahlkreis Böhmen 102 (Region Friedland) Mitglied in der Provisorischen Nationalversammlung Österreichs. Als Regierungsmitglied setzte Hanusch ab 1919 diese Arbeit auch in der Konstituierenden Nationalversammlung fort. Ferdinand Hanusch blieb zwei Jahre lang Mitglied der Regierung und war somit maßgeblich an der Schaffung der Basis für die neue Sozialstruktur der Republik mitverantwortlich.

Vor allem in den Bereichen Krankenversicherung und Kriegsopferfürsorge setzte Hanusch entscheidende Schritte. Kurz vor Ende seiner Amtszeit als Staatssekretär gründete Hanusch die Arbeiterkammer, um der Arbeiterschaft einen institutionellen Einfluss auf Gesetzgebung und Verwaltung zu sichern. 1921 wurde er deren Direktor. 1920 in den Nationalrat gewählt, leitete er dort den sozialpolitischen Ausschuss. Neben seiner politischen Laufbahn betätigte sich Hanusch auch als Schriftsteller. In seinen Romanen und Erzählungen tauchen oft sozialdemokratische Anliegen auf, ebenso wie Elemente aus seinem eigenen Leben. Hanusch schrieb auch Texte in schlesischer Mundart. Ferdinand Hanusch starb am 28. September 1923 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Marcus G. Patka, Freimaurerei und Sozialreform. Wien 2011.

Walter G. Wieser, Hanusch, Ferdinand, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118701460.html#ndbcontent>
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_H/Hanusch_Ferdinand_1866_1923.xml

Hanuschplatz

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Ferdinand Hanusch 1866–1923

Politiker. Geboren in Österreichisch-Schlesien, arbeitete Hanusch zunächst als Textilarbeiter und schloss sich 1891 in Mähren der Arbeiterbewegung an. Als sozialdemokratischer Gewerkschafter seit 1907 im Reichsrat, 1918 Mitglied der Provisorischen Nationalversammlung und bis 1920 Staatssekretär für Soziales gilt er als Begründer der österreichischen Sozialpolitik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Hanusch war ein österreichischer Gewerkschafter, Sozialpolitiker und Schriftsteller. Er gründete die Arbeiterkammer. Hanusch wurde am 9. November 1866 in Oberdorf bei Wigstadtl (heute Horní Ves/Vítkov, Tschechien) als vierter, nachgeborener Sohn eines schlesischen Hauswebers geboren. Nach der Volksschule bildete sich Hanusch in hartnäckigem Selbststudium weiter, während er als Minderjähriger arbeiten musste, um der Familie den Lebensunterhalt zu ermöglichen – zuerst als Tagelöhner am Bau und später in einer Bandfabrik. 1885 ging er auf zweijährige Wanderschaft, auf der es ihn nach Wien, Triest, Berlin, Ungarn und Rumänien und sogar in die Türkei verschlug. Nach seiner Heimkehr arbeitete Hanusch in einer Seidenfabrik.

Ab 1891 war Hanusch in der Arbeiterbewegung aktiv. 1897 wurde er Gewerkschaftssekretär und Sekretär in der Sozialdemokratischen Partei in Sternberg (Šternberk, heute Tschechien). Zur Jahrhundertwende avancierte er zum Sekretär der Union der Textilarbeiter in Wien, die eben erst gegründet worden war. In dieser Funktion reiste Hanusch durch die Länder Österreich-Ungarns. Dabei lernte er auch das soziale Gefüge der einzelnen Länder und Regionen kennen. Zu Hanuschs Erfolgen als Gewerkschafter zählen Verkürzungen der Arbeitszeit sowie Verbesserungen bei Arbeitsverträgen. 1903 wurde er Vorstandsmitglied der Österreichischen Gewerkschaftskommission und in dieser Funktion zu den internationalen Kongressen der Textilarbeiterschaft entsandt. 1907 zog er als Abgeordneter für die Sozialdemokraten in den Reichsrat ein. 1908 wurde Hanusch Mitglied der Freimaurerloge „Lessing zu den drei Ringen“.

Während des Ersten Weltkriegs setzte er unter anderem eine Arbeitslosenunterstützung für Textilarbeiter und eine sechsstündige Arbeitszeit am Samstag durch. Nach dem Krieg und dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie wurde Hanusch unter Bundeskanzler Karl Renner Staatssekretär für soziale Fürsorge (seit 1919: „soziale Verwaltung“). Außerdem war er für den von „Deutschösterreich“ ursprünglich beanspruchten Wahlkreis Böhmen 102 (Region Friedland) Mitglied in der Provisorischen Nationalversammlung Österreichs. Als Regierungsmitglied setzte Hanusch ab 1919 diese Arbeit auch in der Konstituierenden Nationalversammlung fort. Ferdinand Hanusch blieb zwei Jahre lang Mitglied der Regierung und war somit maßgeblich an der Schaffung der Basis für die neue Sozialstruktur der Republik mitverantwortlich.

Vor allem in den Bereichen Krankenversicherung und Kriegsofferfürsorge setzte Hanusch entscheidende Schritte. Kurz vor Ende seiner Amtszeit als Staatssekretär gründete Hanusch die Arbeiterkammer, um der Arbeiterschaft einen institutionellen Einfluss auf Gesetzgebung und Verwaltung zu sichern. 1921 wurde er deren Direktor. 1920 in den Nationalrat gewählt, leitete er dort den sozialpolitischen Ausschuss. Neben seiner politischen Laufbahn betätigte sich Hanusch auch als Schriftsteller. In seinen Romanen und Erzählungen tauchen oft sozialdemokratische Anliegen auf, ebenso wie Elemente aus seinem eigenen Leben. Hanusch schrieb auch Texte in schlesischer Mundart. Ferdinand Hanusch starb am 28. September 1923 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Marcus G. Patka, Freimaurerei und Sozialreform. Wien 2011.

Walter G. Wieser, Hanusch, Ferdinand, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118701460.html#ndbcontent>
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_H/Hanusch_Ferdinand_1866_1923.xml

Harrachgasse

Datum der Benennung

1800

Text der Zusatztafel

Alois Ernst Graf von Harrach 1728–1800

General und hoher Funktionär des Deutschen Ritterordens. Angehöriger des österreichischen Hochadels. Erwarb sich militärische Verdienste im Siebenjährigen Krieg. 1786 wurde er Landkomtur des Deutschen Ritterordens für die Ballei Österreich. Als Zuständiger für die Grazer Kommende Leech spielte er eine wichtige Rolle bei der Stadterweiterung östlich des Glacis.

EKSIN / Andreas Stangl

Biografie

Alois Ernst Graf von Harrach war ein österreichischer General und Komtur des Deutschen Ritterordens.¹ Er entstammte einem weitverzweigten böhmisch-österreichischen Adelsgeschlecht. Als eines von 13 Kindern des niederösterreichischen Regimentsrats Karl Anton von Harrach und Maria Katharina von Bucqoy am 21. Juni 1728 in Wien geboren, schlug er die Militärlaufbahn ein. Im Alter von 20 Jahren wurde er in den Deutschen Ritterorden aufgenommen. Als Offizier machte er bei der Infanterie schnell Karriere. Als 1756 der Siebenjährige Krieg ausbrach, bekleidete Harrach bereits den Rang eines Oberstleutnants.² Nach Verwundungen in den Schlachten von Kolin und Breslau, wo er auch in preußische Gefangenschaft geriet, beförderte ihn Kaiserin Maria Theresia zum Regimentskommandanten. 1760 spielte er bei der Eroberung der Festung Glatz eine wichtige Rolle. Nach dem Krieg stieg Harrach bis zum Feldmarschall-Leutnant auf.

Auch im Deutschen Ritterorden machte Alois von Harrach Karriere. Nachdem er bereits zum Kapitular aufgestiegen war, wurde er 1786 Landkomtur der Deutsch-Ordensprovinz (Ballei)

¹ In den Unterlagen des Grazer Vermessungsamts ist „der verdienstvolle Arzt Karl Graf von Harrach“ als Namensgeber der Harrachgasse vermerkt. Der vermutlich damit gemeinte Karl Borromäus von Harrach (1761–1829) kann jedoch nicht für die Harrachgasse Pate gestanden haben, da er zum Zeitpunkt der Benennung der Harrachgasse im Jahr 1800 noch nicht einmal sein Medizinstudium beendet hatte. Außerdem fehlt bei Karl von Harrach der eindeutige Ortsbezug, der bei Alois von Harrach gegeben ist; siehe: Anton Victor Felgel, Harrach, Karl Borromäus Graf von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1879.

² Constantin von Wurzbach, Harrach, Alois Ernst Graf, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 7. Theil. Wien 1861.

Österreich sowie der Komturen Wien, Wiener Neustadt, Graz und Linz.³ In seiner Funktion als Komtur der Grazer Kommende Leech erwarb er sich Verdienste um den Ausbau der Stadt.⁴ Die heute nach ihm benannte Gasse war nach der Öffnung der Stadt durch Kaiser Joseph II. gemeinsam mit der benachbarten Zinzendorfgasse eine der ersten neuen Straßen auf dem Gebiet der ehemaligen Kommende.

Alois von Harrach bemühte sich des Weiteren um die Förderung des Weinbaus in Gumpoldskirchen (Niederösterreich).⁵ Zu seinen Titeln gehörten auch Geheimer Rat des Hoch- und Deutschmeisters sowie Oberst-Erblandstallmeister in Österreich ob und unter der Enns. Alois von Harrach starb 72-jährig am 19. Juni 1800 in Baden bei Wien.⁶

Andreas Stangl

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

Constantin von Wurzbach, Harrach, Alois Ernst Graf, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 7. Theil. Wien 1861.

³ Theologisch-praktische Quartalschrift: Hauptteil 1867.

⁴ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

⁵ Wiener Zeitung vom 8. Dezember 1897.

⁶ Sterbebuch Baden/St. Stephan, Matricula Online.

Hartenaugasse

Datum der Benennung

1895

Text der Zusatztafel

Alexander Graf Hartenau (geb. Prinz v. Battenberg) 1857–1893

Fürst von Bulgarien. Aus dem Hause Hessen-Darmstadt stammend, wählte ihn die bulgarische Nationalversammlung zum Fürsten, 1879–1886 war er Monarch des 1878 neu errichteten Staates. Nach der Abdankung während politischer Wirren trat er in die k. u. k. Armee ein und lebte, zuletzt als Graf Hartenau, in Graz in der gleichnamigen Villa. Er ist in Sofia beigesetzt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alexander Graf Hartenau war als Alexander I. sieben Jahre lang Fürst von Bulgarien. Alexander Joseph von Battenberg wurde am 5. April 1857 als zweiter Sohn des Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt und der polnischen Gräfin Julia von Hauke in Verona geboren. Dabei erhielt er den Titel eines Prinzen von Battenberg. Er besuchte zunächst das Ludwig-Georgs-Gymnasium in Darmstadt. Dann schlug er die militärische Laufbahn ein. Als Leutnant des Großherzoglich-Hessischen Dragonerregiments Nr. 24 nahm Battenberg am Russisch-Osmanischen Krieg von 1877/78 in Bulgarien teil. Danach wurde er wieder nach Deutschland, Berlin, versetzt.

Als Folge des Berliner Kongresses von 1878 wurde Bulgarien ein autonomes Fürstentum im Verband des Osmanischen Reiches. Der russische Zar Alexander II. war Battenbergs angeheirateter Onkel und so kam es, dass Alexander Battenberg mit russischer Unterstützung am 29. April 1879 von der bulgarischen Nationalversammlung einstimmig zum Fürsten gewählt wurde. Der neue Fürst Alexander I. wählte Sofia als Residenzstadt und verfolgte nach anfänglichen Zweifeln eine expansive nationalbulgarische Politik. Die Vereinigung Bulgariens mit dem damals noch unter türkischer Herrschaft stehenden Ostrumelien führte zum Krieg mit Serbien, den Bulgarien zwar gewann, der Alexander aber die Feindschaft Russlands einhandelte. Dort war mittlerweile sein Cousin 2. Grades Alexander III. Zar. Russland zettelte eine Offiziersverschwörung an, die zur Gefangennahme Fürst Alexanders I. führte. Alexander musste 1886 abdanken und wurde zunächst nach Russland abgeschoben. Ein Gegenputsch ermöglichte Alexander die Rückkehr nach Bulgarien, das Angebot, wieder Oberhaupt des Landes zu werden, schlug er jedoch aus.

Battenberg war seit 1883 mit der preußischen Prinzessin Viktoria verlobt. Die Heirat wurde aber von Bismarck und Wilhelm II. mit Rücksicht auf Russland verhindert (sogenannte „Battenbergaffäre“) und 1888 wurde die Verlobung der beiden gelöst. Nach seiner Abdankung trat Alexander als Oberst des Infanterieregiments Nr. 27 „König der Belgier“ in den Dienst des österreichischen Heeres. 1889 heiratete er die Sängerin und Pianistin Johanna Loisinger. Das Ehepaar nahm den Titel eines Grafen und einer Gräfin von Hartenau an, zog nach Graz in eine Villa in der Leechgasse („Villa Hartenau“). Die beiden hatten einen Sohn und eine Tochter. Nach nicht einmal fünf Jahren Ehe starb Alexander Graf Hartenau am 17. November 1893 in Graz. Sein Leichnam wurde nach Bulgarien überführt, wo ihm in Sofia ein Staatsbegräbnis zuteilwurde. 1897 wurden die sterblichen Überreste Alexanders in ein eigens für ihn errichtetes Mausoleum umgebettet. Der Gemahl der britischen Königin Elisabeth II., Prinz Philip, ist ein Enkel des Bruders Alexander Graf Hartenaus, Ludwig Alexander von Battenberg, der in den Dienst der britischen Krone trat, in die Admiralität aufstieg und 1917 den Namen Louis Mountbatten annahm, eine anglisierte Variante seines Geburtsnamens.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Egon Cäsar Conte Corti, Alexander von Battenberg, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 1. Berlin 1953.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Alexander Prinz von Battenberg, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_A/Alexander__1857_1893.xml

Haralampi G. Oroschakoff, Die Battenberg-Affäre: Leben und Abenteuer des Gawril Oroschakoff oder Eine russisch-europäische Geschichte. Berlin 2007.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hartiggasse

Datum der Benennung

1838 (SVA)

Text der Zusatztafel

Franz de Paula Graf von Hartig 1789–1865

Politiker. Der österreichische Diplomatensohn machte ab 1809 im Staatsdienst eine steile Karriere. 1825–1830 war er Gouverneur der Steiermark, 1830–1840 der Lombardei, die sich zur bestverwalteten Provinz des Habsburgerreichs entwickelte. Ab 1840 war Hartig Staats- und Konferenzminister in Wien und schrieb Reflexionen zur Revolution von 1848.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz von Hartig war ein österreichischer Staatsmann und fünf Jahre lang kaiserlicher Statthalter in der Steiermark. Er wurde am 5. Juni 1789 als Sohn eines österreichischen Diplomaten in Dresden geboren. Der Vater starb, als Franz acht Jahre alt war. Unter dem Einfluss des Vaters, der ein Freund Kaiser Josephs II. gewesen war, wuchs Franz Hartig unter dem Reformeinfluss des Josephinismus auf. Seine politische Karriere begann 1809 in der Staatskanzlei. Bald wandte er sich jedoch dem Verwaltungsdienst zu. 1811 begann er bei der niederösterreichischen Statthalterei zu arbeiten. Ein Jahr davor hatte er in Wien Juliana Gräfin von Grundemann-Falkenberg geheiratet, mit der er drei Kinder haben sollte. Während des Feldzuges von 1814/15 war er im von den Koalitionstruppen besetzten Frankreich Zivilkommissär.

1825 wurde er mit nur 36 Jahren zum Gouverneur in der Steiermark ernannt, fünf Jahre später wurde er Gouverneur in der damals habsburgisch regierten Lombardei. Dort machte sich Hartig unter anderem durch Förderung von Kunst und Wissenschaft und durch Eingehen auf diverse Forderungen der Bevölkerung wie etwa eine Lockerung des Polizeiregimes derart beliebt, dass es ihm gelang, die aufkeimenden revolutionären Tendenzen in Italien von der Lombardei vorerst fernzuhalten. In den zehn Jahren seiner Gouverneurstätigkeit zählte die Lombardei zu den bestverwalteten Provinzen der Monarchie.

Hartig war auch für die Organisation der Krönungsreise Ferdinands I. im Jahr 1838 mitverantwortlich. 1840 wurde er in den Staatsrat berufen, wo er zusammen mit Erzherzog Ludwig, Metternich, Kolowrat und Kübeck zum innersten Führungskreis des Kaiserreiches gehörte. Als Staats- und

Konferenzminister oblagen ihm die innere Verwaltung sowie die Finanzen. In diesem Amt entwickelte er etliche Reformvorhaben. Als 1848 die Revolution ausbrach, stellte sich Hartig loyal hinter das Herrscherhaus. Dennoch bot er sich der neuen Regierung für eine Friedensmission in die damals von einem Aufstand ergriffene Provinz Venezien an.

Im Juni 1848 zog sich Hartig ins Privatleben zurück und wandte sich publizistischen Tätigkeiten zu. So verfasste er eine Broschüre über die österreichische Herrschaft in Lombardo-Venezien und die „Genesis der Revolution“ (1849), in der er sich mit der Revolution von 1848 auseinandersetzte und sowohl die Fehler des kaiserlichen Regimes als auch die seiner Meinung nach falsche Zielsetzung der Revolution kritisierte. 1858 feierte Hartig sein politisches Comeback, als ihn Kaiser Franz Joseph an die Spitze der „Immediatkommission“ zur Regelung der direkten Steuern holte. 1860 wurde Hartig in den Verstärkten Reichstag berufen. Dort vertrat er einen gegen die föderalistischen Tendenzen des Oktoberdiploms (1860) gerichteten gemäßigten, auf die Wahrung der Integrität des Kaiserreichs gerichteten Zentralismus, wie er letztlich auch im Februarpatent von 1861 verankert wurde. Als Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit vertrat Hartig dort einen ausgleichenden Standpunkt zwischen konservativen und liberalen Strömungen. Franz von Hartig starb am 11. Jänner 1865 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Richard Blaas, Hartig, Franz Graf von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116490691.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_H/Hartig_Franz_1789_1865.xml

Hasnerplatz

Datum der Benennung

1901

Text der Zusatztafel

Leopold Hasner (Ritter von Artha) 1818–1891

Politiker. Der Sohn des gleichnamigen, 1836 in den erblichen Adelsstand berufenen Prager Juristen habilitierte sich 1849 in Jus und lehrte in Prag und Wien. Seine politische Karriere führte ihn über den Landtag Böhmens 1863 in den Wiener Reichsrat. Als Kultusminister 1867–1870 reformierte er die nunmehr achtjährige, dem kirchlichen Einfluss entzogene Volksschule.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Leopold Hasner war ein böhmisch-österreichischer Beamter, Journalist und Politiker. Er wurde am 15. März 1818 als Sohn eines Verwaltungsbeamten in Prag geboren. Weil der Vater in den erblichen Ritterstand erhoben worden war, trug auch Leopold den Namenszusatz von Artha. Er studierte in Prag Philosophie und Rechtswissenschaften. 1842 wurde er in Wien zum Doktor der Rechte promoviert. Nach zunächst vergeblichen Versuchen, einen Lehrstuhl für Natur- und österreichisches Strafrecht in Olmütz (heute Olomouc, Tschechien) oder Graz zu bekommen, legte Hasner die Anwaltsprüfung ab und arbeitete anschließend sechs Jahre lang bei der Hofkammerprokuratur.

Im Zuge der Revolution und der damit verbundenen Lehrfreiheit bekam Hasner im April 1848 die Erlaubnis, an der Universität Wien Vorlesungen über die Geschichte der Nationalökonomie zu halten. Wegen der fortgesetzten Unruhen in der Hauptstadt kehrte Hasner nach Prag zurück, wo er kurz darauf die Redaktion der offiziellen „Prager Zeitung“ übernahm. 1849 bekam er vom neuen Minister für Kultus und Unterricht in Wien, Leo Graf Thun-Hohenstein, eine eigens für ihn geschaffene, außerordentliche Professur für Rechtsphilosophie an der Universität Prag. 1851 wurde er ordentlicher Professor der politischen Wissenschaften.

Mit seiner liberalen Gesinnung gehörte Hasner zu den prominentesten Verfechtern der Hegelschen Schule in Österreich. In diesem Sinn verfasste Hasner auch zahlreiche wissenschaftliche Schriften und Artikel. 1861 wurde er in den böhmischen Landtag gewählt. Der Landtag entsandte ihn in den Reichsrat in Wien, wo er Vizepräsident und 1863 Präsident des Abgeordnetenhauses wurde. Außerdem übernahm er den Vorsitz des Unterrichtsrates, der allerdings nicht lange Bestand hatte.

Im Jahr 1865 nahm Hasner an der Universität Wien als Professor für Politikwissenschaften seine Lehrtätigkeit wieder auf. Im April 1867 wurde er zum lebenslangen Mitglied des Herrenhauses ernannt, mit Ende desselben Jahres wurde er Unterrichtsminister im Kabinett des Fürsten Karl Wilhelm Philipp von Auersperg, dem sogenannten „Bürgerministerium“. 1867/68 war Hasner außerdem Rektor der Universität Wien.

Als Unterrichtsminister setzte er 1869 das Volksschulgesetz durch, das unter anderem die 8-jährige Schulpflicht, Interkonfessionalität der Schule bei konfessionellem Religionsunterricht und eine staatliche Aufsicht des Volksschulwesens gegen den Widerstand der Katholischen Kirche verankerte. Er erwirkte auch die Gründung einer medizinischen Fakultät an der Universität Innsbruck sowie die Umformung der Realschulen zu siebenklassigen Mittelschulen. Von Februar bis März 1870 war Hasner kurzzeitig sogar Ministerpräsident. Er scheiterte jedoch an föderalistischen Forderungen einzelner Länder, die er als überzeugter Zentralist ablehnte. In weiterer Folge beschränkte sich Hasner auf seine Tätigkeit als Referent für kirchenpolitische Fragen im Herrenhaus. Leopold Hasner von Artha starb am 5. Juni 1891 in Bad Ischl.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hanns Leo Mikoletzky, Hasner von Artha, Leopold, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 8. Berlin 1969.
Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119059495.html#ndbcontent>
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_H/Hasner-Artha_Leopold_1818_1891.xml

Hauberrisergasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Georg (von) Hauberrisser 1841–1922

Architekt. Als gebürtiger Grazer studierte Hauberrisser erst Technik am Joanneum, ab 1862 an den Akademien in München, Berlin und Wien. 1866 ließ er sich in München nieder und entwarf dort das neugotische Neue Rathaus sowie die Paulskirche. Mit der in Neugotik gehaltenen Herz-Jesu-Kirche schuf er 1891 den bedeutendsten Grazer Monumentalbau des Historismus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Georg Hauberrisser war ein österreichisch-deutscher Architekt. Er wurde am 19. März 1841 als Sohn des aus Deutschland stammenden Baumeisters Georg Hauberrisser der Ältere in Graz geboren. Er studierte zunächst Technik am Grazer Joanneum und war ab 1861 Mitglied der Burschenschaft Corps Joanea. Antisemitisches und deutschnationales Gedankengut dürfte sich erst nach Hauberrissers aktiver Zeit dort verbreitet haben. Danach verließ Hauberrisser Graz und studierte der Reihe nach in München, Berlin und Wien. Um sich weiterzubilden, unternahm er mehrere Studienreisen durch Europa. 1866 ließ er sich als Architekt in München nieder und übernahm eine königliche Professur.

In München baute er ab 1874 das Neue Rathaus, das als sein bedeutendstes Werk gilt. Weitere neue Rathäuser plante und baute er in Kaufbeuren, Wiesbaden und St. Johann bei Saarbrücken. Neben der Paulskirche in München ist die Herz-Jesu-Kirche in Graz, beide im neugotischen Stil errichtet, sein bedeutendster Sakralbau. Daneben gestaltete Hauberrisser auch private Profanbauten wie die Villa Holdereggen in Lindau für den Unternehmer Hermann Näher. Seine Entwürfe für das neue Grazer Rathaus und für den Bau der Technischen Hochschule in seiner Heimatstadt wurden verworfen.

Hauberrisser hatte sich einem ausgesprochen historisierenden Baustil verschrieben. Er selbst sah sich als Wiederentdecker typisch deutscher Baustile. In Graz verglich man Hauberrisser damals mit dem Barockarchitekten Fischer von Erlach. 1893 wurde Hauberrisser in die Abteilung Kunst des Bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst aufgenommen. 1901 erhielt er von Prinzregent Luitpold von Bayern das Ritterkreuz und wurde in den persönlichen Adelsstand erhoben. München machte ihn zu seinem Ehrenbürger. Hauberrisser hatte mit seiner Frau Maria, geborene

Wessely, die er 1868 geheiratet hatte, drei Söhne und drei Töchter. Georg Hauberrisser der Jüngere starb am 17. Mai 1922 in München.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Hein, Studentischer Antisemitismus in Österreich (= Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte 10). Wien 1984.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_H/Hauberrisser_Georg-Joseph_1841_1922.xml

Hauckweg

Datum der Benennung

26.2.1981

Text der Zusatztafel

Johann Veit Hauck 1663–1746

Maler. Der gebürtige Grazer besuchte die Jesuitenschule in Maria Rast/Ruše und unterhielt später eine Werkstatt in Graz. Er schuf zumeist religiöse Werke im Barockstil, so zahlreiche Hochaltarbilder für steirische Kirchen wie jenes der Grazer Dreifaltigkeitskirche. Der 1723 zum landschaftlichen Maler ernannte Hauck war zudem innerösterreichischer Hofkammermaler.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Veit Hauck(h) war ein steirischer Kirchen-, Landschafts- und Porträtmaler. Geboren im Jahr 1663 als Sohn eines fränkischen Offiziers in Graz, besuchte er die Jesuitenschule im untersteirischen Maria Rast (heute Ruše, Slowenien). Durch wen und ob er eine förmliche bildnerische Ausbildung erhielt, ist nicht bekannt. 1696 trat Hauck die Nachfolge von Hans Adam Weißenkircher als fürstlich Eggenbergischer Hofmaler an. Weißenkircher wird mitunter als Haucks Lehrer vermutet. 1697 heiratete Hauck die Witwe Eva Maria Präff, mit der er mehrere Kinder hatte. Für die Eggenberger arbeitete Hauck bis 1703. Seine finanziellen Forderungen wurden Hauck vom Fürstenhaus, das damals in Geldnöte geraten war, erst 1707 mit einem Abschlag von zehn Prozent abgegolten. In Graz ist Hauck erstmals 1705 als Bürger verzeichnet, 1708 als kaiserlich privilegierter Maler. Hauck unterhielt eine Werkstatt in Graz. 1717 beschäftigte er dort einen Miniaturmaler und Illuministen. 1721 kaufte sich Hauck ein Anwesen auf dem Rosenberg. Den Kaufvertrag unterschrieb Hauck als „kaiserlich innerösterreichischer Hofkammermaler“.

Neben seinen sakralen Werken stammen von Hauck Landschaftsbilder und Porträts. Einige seiner Werke befinden sich in Graz im Dom, in der Dreifaltigkeitskirche, in der Basilika Mariatrost und in der Stadtpfarrkirche. Kirchliche Werke Haucks – vor allem Altarbilder – finden sich unter anderem in Kapfenberg, Modriach, Mureck, Neuberg an der Mürz, Passail, Seckau, Söding, Wildon sowie in der Stiftskirche in Rein. Johann Veit Hauck starb am 4. März 1746 in Graz. Sein Nachfolger als Hofkammermaler wurde Johann von Baunacher.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herrmann Meier-Reiter, Zu den Anfängen des Johann Veit Hauck (= Blätter für Heimatkunde 4). Graz 1926.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Constantin von Wurzbach, Hauck, Johann Veit, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 8. Theil. Wien 1862.

Hauffgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Wilhelm Hauff 1802–1827

Schriftsteller. Der gebürtige Stuttgarter wuchs in Tübingen auf, wo er 1820–1824 Theologie studierte. Trotz seines kurzen literarischen Schaffens bis zu seinem frühen Tod 1827 hinterließ Hauff ein breites Werk aus Novellen, Erzählungen und Satiren. Die Märchen des Vertreters der Romantik wie „Der kleine Muck“ und „Zwerg Nase“ gehören zur Weltliteratur.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Hauff war ein deutscher Schriftsteller und Verfasser von Märchen. Er wurde am 29. November 1802 als Sohn eines württembergischen Regierungsbeamten in Stuttgart geboren. Zuerst in der Tübinger Lateinschule, wechselte er nach deren Abschluss als 15-Jähriger in die Klosterschule in Blaubeuren. Von 1820 bis 1824 studierte er als Stipendiat des Evangelischen Stifts an der Universität Tübingen Theologie. Dort trat er 1820 der Burschenschaft Germania bei, für die er auch einige Studentenlieder schrieb. Nach seiner Promotion arbeitete er als Hauslehrer. 1826 bereiste er Deutschland und Frankreich. Zu dieser Zeit hatte er bereits begonnen, sich nebenbei als Schriftsteller zu betätigen. Im Jahr davor war seine Satire „Der Mann im Mond“ veröffentlicht worden.

1827 wurde er Redakteur des „Cottaschen Morgenblattes für gebildete Stände“. Im Februar desselben Jahres heiratete er seine um drei Jahre jüngere Cousine Luise Hauff, mit der er bereits seit 1824 verlobt war. Im August reiste er nach Tirol, um dort für ein geplantes Werk über Andreas Hofer zu recherchieren. Während der Reise erkrankte Hauff an Typhus und musste das Unterfangen abbrechen. Nach Stuttgart zurückgekehrt, verschlechterte sich sein Zustand. Er erlebte gerade noch die Geburt seiner Tochter Wilhelmine am 10. November 1827. Wilhelm Hauff starb acht Tage später an seiner Typhusinfektion.

Hauff ist der Nachwelt vor allem durch seine zum Teil unheimlichen Märchen und Erzählungen in Erinnerung geblieben. Die bekanntesten davon sind „Zwerg Nase“, „Das Gespensterschiff“, „Der kleine Muck“, „Kalif Storch“ und die Rahmenerzählung „Das Wirtshaus im Spessart“. Hauffs

Geschichten blieben vor allem bis 1945 Teil des deutschsprachigen Literaturkanons. Hauff beschäftigte sich unter anderem mit orientalischen Themen, darunter mit der Person des Josef Süß Oppenheimer, der in Hauffs Darstellung zur Vorlage des antisemitischen NS-Propagandafilms „Jud Süß“ wurde. Isabel Enzenbach charakterisiert Hauffs ideologische Einstellung als sehr ambivalent und schwer evaluierbar. Enzenbach gibt im „Handbuch des Antisemitismus“ von 2009 zu bedenken, dass Hauff die anderen jüdischen Charaktere in „Jud Süß“ allerdings nicht negativ zeichnete. Hauff tradiere antisemitische Klischees und grenze sich zugleich von ihnen ab.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Isabel Enzenbach, Hauff, Wilhelm, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1. Personen A–K. Berlin 2009.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Bernhard Zeller, Hauff, Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 8. Berlin 1969.

Hauseggerstraße

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Friedrich Johann von Hausegger 1837–1899

Musikwissenschaftler. Im Lavanttal geboren, wuchs Hausegger in Lemberg/Lwiw auf und promovierte 1861 in Graz als Jurist, wo er ab 1869 eine Anwaltskanzlei betrieb sowie ab 1872 als Privatdozent für Geschichte und Theorie der Musik fungierte. Der glühende Wagnerianer prägte das Grazer Musikleben und publizierte musiktheoretische Schriften zur neudeutschen Schule.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Johann Thomas von Hausegger war ein österreichischer Musikwissenschaftler und Musikschriftsteller. Er kam am 26. April 1837 als Sohn des später zum Hofrat ernannten Försters Sigmund Hausegger und dessen Gattin Wilhelmine in St. Andrä im Kärntner Lavanttal zur Welt. Seine Schulzeit (1842–1849) verbrachte er zunächst in Lemberg (heute Lwiw in der Ukraine), anschließend bis zur Matura 1855 in Wien. 1855–1859 studierte er Rechtswissenschaften in Ofen (Budapest) und Wien und promovierte 1861 an der Universität Graz zum Dr. iur. Ab Mai 1865 hatte er seinen Wohnsitz in Graz, wo er als Rechtsanwalt arbeitete und ab 1869 als Hof- und Gerichtsadvokat seine eigene Kanzlei führte. In dieser Funktion setzte er sich für sozial Bedürftige und ungerecht Verfolgte ein, was ihm den Beinamen „Armendoktor“ eintrug.

Neben seiner Berufstätigkeit studierte er bei dem Dirigenten Felix Otto Dessoff (1835–1892) sowie bei Karl Gottfried Salzmann (1797–1871) Komposition und Musiktheorie. Bereits 1868 bemühte er sich mit seiner Schrift „Die Instrumentalmusik und das Programm“ um die Habilitation an der Philosophischen Fakultät der Universität Graz. Die Lehrbefugnis für Geschichte und Theorie der Musik erhielt er allerdings erst 1872 mit seiner zweiten Habilitationsschrift „Musik und Sprache“. Hausegger gilt somit als Begründer der musikhistorischen Disziplin in Graz. In der Folge lehrte er dieses Fach als Privatdozent. Zu seinen bedeutendsten Schülern zählte der Komponist Wilhelm Kienzl (1857–1941). 1871 heiratete Hausegger Hedwig Goedel (1842–1919); das Paar bekam zwei Söhne. Während der jüngere früh starb, wurde der erstgeborene, Siegmund (1872–1948), als Komponist, Dirigent, Musikpädagoge und Musikschriftsteller bekannt.

Hausegger war Gründungsmitglied mehrerer Vereine: der Wiener Künstlerverbindung „Wartburg“ (1864; 1865 Präsident), des Grazer Singvereins (1866; Mitglied bis 1869) und des Grazer Wagnervereins (1873). 1886 bis 1894 gehörte Hausegger dem Direktorium des Steyermärkischen Musikvereins (heute: Musikverein für Steiermark) an. Er leitete die Vereinsschule und führte Reformen im Sinne seiner auf die Persönlichkeitsentwicklung ausgerichteten und durch das Vorbild Richard Wagners beeinflussten Ästhetik durch. Das Grazer Musikleben prägte Hausegger außerdem durch seine Tätigkeit als Musikkritiker für die „Grazer Tagespost“ und das „Grazer Tagblatt“. Viele Jahre hindurch gehörte er zu den einflussreichsten Persönlichkeiten des Grazer Musiklebens.

Hauseggers Schrift „Die Musik als Ausdruck“ (Wien 1885, 1887) gilt als Begründung der spezifisch neuromantischen Musikästhetik und stellt den Gegenpol zu Eduard Hanslicks (1825–1904) „Vom Musikalisch-Schönen“ dar. Außerdem schrieb Hausegger „Richard Wagner und Schopenhauer“ (Leipzig 1878, 1892), „Das Jenseits des Künstlers“ (Wien 1893), „Die Anfänge der Harmonie“ (Charlottenburg 1895), „Die künstlerische Persönlichkeit“ (Wien 1897), „Gedanken eines Schauenden“ (gesammelte Aufsätze, herausgegeben von seinem Sohn Siegmund, München 1903) und „Unsere deutschen Meister Bach, Mozart, Beethoven, Wagner“ (herausgegeben von Rudolf Louis, München 1901). Der Frage „Was ist deutsche Kunst?“ widmete Hausegger einen Aufsatz, in dem er die Wurzeln deutscher Tonkunst bis zu den Liedern der im Island des 13. Jahrhunderts entstandenen Skaldendichtung „Edda“ zurückverfolgte und die deutsche Musik inhaltlich von jener anderer Völker zu unterscheiden suchte. Hausegger kann als Wagnerianer und Verfechter des Deutschnationalismus eingestuft werden. Er war Gründungsmitglied und Obmann der in Graz ins Leben gerufenen Deutschen Partei (später: Verein der Deutschnationalen) und Mitbegründer der deutschnationalen Grazer Tageszeitung „Deutsche Presse“. Hausegger starb am 23. Februar 1899 in Graz.¹

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ernst-Joachim Danz, Die objektlose Kunst: Untersuchungen zur Musikästhetik Friedrich von Hauseggers. Regensburg 1981.

Willibald Gurlitt (Hg.), Riemann Musiklexikon. 12., völlig neubearbeitete Auflage. Personenteil: A–K. Mainz 1959, S. 747.

Birgit Scholz, Friedrich von Hausegger, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/hausegger_friedrich_von.html

¹ Diese Biografie orientiert sich stark an: Birgit Scholz, Friedrich von Hausegger, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/hausegger_friedrich_von.html

Hauslabgasse

Datum der Benennung

1881

Text der Zusatztafel

Franz Ritter von Hauslab 1798–1883

General, Kartograf und Militärdiplomat. Er führte die Höhen-Farbskala auf Land- und Seekarten ein und befasste sich mit der geologischen Erfassung des Erzbergs. Dem späteren Kaiser Franz Joseph (I.) gab er militärischen Unterricht. Hauslab befehligte die Artillerie bei der Einnahme Wiens 1848 sowie während des Ungarnaufstands 1849. Er galt als Orient-Experte.

EKSIN / Andreas Stangl

Biografie

Franz Ritter von Hauslab war ein österreichischer General, Kartograf und Militärdiplomat. Er wurde am 1. Februar 1798 als Sohn des aus Graz stammenden Offiziers, Malers und Zeichenlehrers Franz Edler von Hauslab und seiner Frau Maria Anna in Wien geboren. Nach dem Studium an der Wiener Akademie der bildenden Künste und an der Ingenieur-Akademie schlug er die Offizierslaufbahn ein und nahm als 17-jähriger Fähnrich am Frankreich-Feldzug des Jahres 1815 teil. Nach Kriegsende wurde er dem Generalquartiermeisterstab zugeteilt und wirkte an der Kartografierung von Teilen Tirols und Vorarlbergs mit.

Nach Wien zurückgekehrt, erhielt er im Alter von 21 Jahren eine Professur für Situationszeichnen und Terrainlehre an der dortigen Ingenieurakademie. In dieser Funktion führte er die Methode der Terraindarstellung durch Schichtenlinien in Österreich ein. Ebenfalls ihm zu verdanken ist die Einführung der Farbskala bei Land- und Seekarten, die Höhen und Tiefen in unterschiedlichen Helligkeiten darstellt.¹ 1827 arbeitete Hauslab an der geologischen Erfassung des Erzberges mit.²

Von 1828 bis 1830 war Hauslab der Österreichischen Gesandtschaft in Konstantinopel (Istanbul) zugeteilt, wo er sich intensiv mit dem Orient befasste. Nach seiner Rückkehr setzte er seine Tätigkeit als Professor an der Ingenieur-Akademie und seine Studien fort. In dieser Zeit vollendete er die

¹ Constantin von Wurzbach, Hauslab, Franz Ritter von, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 8. Theil. Wien 1862.

² Nikolaus von Preradovich, Hauslab, Franz Ritter von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 8. Berlin 1969.

begonnenen kartografischen Arbeiten über die Steiermark, auf deren Basis eine Generalkarte erstellt wurde. Inzwischen zum Hauptmann befördert, wurde Hauslab mit der Erziehung der Söhne Erzherzog Karls betraut. Wegen seiner in Istanbul erworbenen Erfahrungen und Sprachkenntnisse wurde Hauslab 1835 und 1837 auf diplomatische Missionen in den Orient und nach Russland entsandt.³ In der Folge war er für die Ausbildung von nach Wien entsandten türkischen Offizieren zuständig. 1843 zum Oberst befördert, übernahm Hauslab die militärische Unterweisung der Söhne Erzherzog Franz Karls, darunter jene des fünf Jahre später zum Kaiser gekrönten Franz Joseph (I.). Im Revolutionsjahr 1848 befehligte Hauslab die Artillerie bei der Belagerung Wiens. Er war an der Planung des neuen Arsenal in Wien beteiligt, wurde aber kurz nach Baubeginn 1849 nach Ungarn beordert, wo ein Aufstand ausgebrochen war. Für seine militärischen Erfolge als Artillerie-Kommandant in den Schlachten bei Szöreg und Temesvár erhielt Hauslab das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. In einer neuerlichen diplomatischen Mission gelang es ihm, rund 3000 auf das Gebiet des Osmanischen Reichs geflohene Aufständische zur Rückkehr nach Ungarn zu bewegen. In der Folge widmete sich Hauslab als General-Artillerie-Direktor, Festungskommandant von Prag und Leiter des wissenschaftlichen Komitees im Kriegsministerium in Wien verschiedenen militärischen und wissenschaftlichen Aufgaben. 1865 wurde er Präsident der militärwissenschaftlichen Zentralkommission und der k. k. Geographischen Gesellschaft. Im Lauf seines Lebens war er außerdem Mitglied mehrerer ausländischer wissenschaftlicher Gesellschaften.

1867 wurde Hauslab zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit ernannt. 1868 trat er im Rang eines Feldzeugmeisters in den Ruhestand. Franz von Hauslab starb am 11. Februar 1883 in Wien. Er hinterließ eine umfassende Privatbibliothek sowie eine Kunst- und Kartensammlung, deren Großteil der damals regierende Fürst Johann (II.) von Liechtenstein aufkaufte. Mitglieder der Familie Hauslab lebten im 18. und 19. Jahrhundert als angesehene Bürger in Graz.⁴

Andreas Stangl

Literatur

Oscar Criste, Hauslab, Franz Ritter von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 50. Leipzig 1905.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

k. A., Hauslab Franz von, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Wien 1959.
Nikolaus von Preradovich, Hauslab, Franz Ritter von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 8. Berlin 1969.

Constantin von Wurzbach, Hauslab, Franz Ritter von, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 8. Theil. Wien 1862.

³ Oscar Criste, Hauslab, Franz Ritter von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 50. Leipzig 1905.

⁴ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

Haydngasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

(Franz) Joseph Haydn 1732–1809

Komponist. Der bei Bruck an der Leitha geborene Haydn war Sängerknabe an St. Stephan in Wien. 1761 trat er in die Dienste der Fürsten Esterházy in Eisenstadt, deren Orchester er leitete. Seine Musikschöpfungen, vor allem Sinfonien und Oratorien, prägten die Wiener Klassik. Haydns Komposition des Kaiserlieds für Franz II. von 1797 ist heute deutsche Nationalhymne.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph Haydn war ein österreichischer Komponist. Er wurde am 31. März 1732 als Sohn eines Wagnermeisters im niederösterreichischen Rohrau geboren. Als Haydn sechs Jahre alt war, schickten ihn seine Eltern zu Verwandten nach Hainburg. 1740 entdeckte ihn der musikalische Direktor des Stefansdoms, Georg von Reutter, und engagierte ihn als Chorknaben nach Wien. Reutter gab Joseph Musikunterricht. Nach dem Stimmbruch entlassen, schlug sich Haydn mit Gelegenheitskompositionen sowie als Diener des Gesangslehrers Nicola Porpora durch. Daneben vertiefte er seine Kompositionskenntnisse.

Zwischen 1750 und 1760 schrieb Haydn Instrumentalmusik, darunter erste Streichquartette, sowie eine Oper. In dieser Zeit stieg sein Ansehen als Komponist kontinuierlich. 1757 erhielt Haydn eine Stelle als Musikdirektor des Grafen Morzin auf Schloss Dolní Lukavice bei Pilsen (heute Plzeň, Tschechien). 1760 heiratete er Maria Anna Theresia Keller, die Tochter eines aus Hamburg stammenden Perückenmachers. Ein Jahr später machte ihn Fürst Paul II. Anton Esterházy in Eisenstadt zu seinem Zweiten Kapellmeister. Dieses Engagement erwies sich für Haydn als schicksalsbestimmend. 1766 stieg er zum Ersten Kapellmeister der Esterházy auf. Haydn stockte die fürstliche Kapelle auf bis zu 25 Musiker auf. In der relativen Abgeschiedenheit der fürstlichen Landsitze entwickelte Haydn seinen Stil und war an der Entstehung der Wiener Klassik maßgeblich beteiligt.

Als Fürst Nikolaus I. Joseph 1790 starb, wurde die Privatkapelle der Esterházy aufgelöst. Sein neuer Dienstherr Anton Esterházy, der für Musik nichts übrig hatte, gewährte Haydn aber weiterhin volle

Bezüge. Joseph Haydn kehrte nach Wien zurück. Dort überredete ihn der deutsche Konzertunternehmer Johann Peter Salomon zu einer Englandreise, die Haydn 1791/92 antrat. Die Reise wurde ein voller Erfolg. Haydn bekam in Oxford die Ehrendoktorwürde für Musik verliehen. Zurück in Wien unterrichtete Haydn unter anderem den jungen Ludwig van Beethoven. 1794/95 reiste Haydn ein zweites Mal auf die britische Insel.

Nach dem Tod von Fürst Anton Esterházy ließ sein Nachfolger Fürst Nikolaus II. die fürstliche Kapelle wiedererrichten und engagierte Haydn ab 1795 wieder als deren Kapellmeister. Als solchem wurde ihm aufgetragen, die Komposition einer Messe zum Namenstag der Fürstin zu schreiben. Diesem Auftrag ist die Entstehung der großen Messen Haydns zu verdanken. Daneben hatte Haydn aber genug Freiheit, um seine eigenen Intentionen als Künstler nachzugehen. Als Folge seiner Auseinandersetzung mit den Oratorien Georg Friedrich Händels in England und im Kreis um Gottfried Freiherr van Swieten schrieb er „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“. In dieser Zeit entstanden auch die berühmtesten seiner Streichquartette, unter ihnen das „Reiter-“ und das „Kaiserquartett“, sein „Volkslied“ „Gott erhalte Franz den Kaiser“ von 1797 wurde später als Hymne Österreich-Ungarns adaptiert. Die Melodie wird seit dem Ende der Donaunarchie von Deutschland als Hymne verwendet. Joseph Haydn starb, altersschwach und pflegebedürftig, am 31. Mai 1809 in Wien, als die Truppen Napoleons zum zweiten Mal seit 1805 Wien besetzten. Zu Haydns umfassendem musikalischen Werk, das im sogenannten Hoboken-Verzeichnis erfasst ist, zählen 107 Symphonien, 24 Opern, 14 Messen, drei geistliche Oratorien sowie zahlreiche Konzerte, Kammermusikwerke und Klavierstücke.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Guido P. Sander, Haydn, Joseph, in: Austria Forum. Online verfügbar unter: http://austriaforum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Haydn,_Joseph

Gerhard J. Winkler – Gerhard Walterskirchen, Haydn, Brüder, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Bd. 2. Wien 2003. Online verfügbar unter: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_h/Haydn_Brueder.xml

Hedwig-Katschinka-Straße

Datum der Benennung

24.5.2007

Text der Zusatztafel

Hedwig Katschinka (verh. Christalon) 1901–1988

Chemikerin. Katschinka, in St. Pölten geboren, besuchte in Wien das Mädchen-Obergymnasium und studierte 1920–1925 dort an der Technischen Hochschule. Mit der Promotion 1926 in Graz wurde sie Österreichs erste Doktorin der Technik. Die Pionierin zog sich wegen der Weltwirtschaftskrise und der Hürden für Frauen in technischen Berufen ins Private zurück.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hedwig Katschinka (verheiratete Christalon) war eine österreichische Chemikerin. Sie wurde am 16. September 1901 in St. Pölten geboren. Ihr Vater war Ing. Franz Katschinka, von Beruf Inspektor. Sie besuchte das private Mädchen-Obergymnasium des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien VI, Rahlgasse. Von 1920 bis 1925 studierte sie an der Technischen Hochschule Wien. Im Dezember 1922 legte sie die I., im Mai 1925 die II. Staatsprüfung ab. Im Oktober 1926 promovierte Katschinka mit ihrer Doktorarbeit „Zur Kenntnis der Dampfdruckkurven binärer Flüssigkeitsgemische“ als erste Frau an der Technischen Hochschule in Graz. Im Anschluss daran war sie einige Monate als Chemikerin bei einem Unternehmen tätig, danach hatte sie keine berufliche Anstellung mehr inne. Aus ihrer 1938 geschlossenen Ehe gingen zwei Söhne hervor. Katschinka starb am 18. April 1988 in St. Pölten.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Helga Eberwein, Katschinka Hedwig, verh. Christalon; Chemikerin, in: Ilse Korotin (Hg.), *biografiA. Lexikon österreichischer Frauen*, Band 2. Wien – Köln – Weimar 2016, S. 1595f.

Heilingergasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Franz Kaspar Edler von Heiling 1753–1820

Bürgermeister von Graz. Der Sohn eines innerösterreichischen Regierungsrats studierte in seiner Geburtsstadt Graz wie auch in Wien Jus. Ehe Heiling 1791–1795 das Grazer Bürgermeisteramt ausübte, war er Bannrichter im Kreis Cilli/Celje. In seiner Amtszeit wurde in Graz erstmals seit der Gegenreformation öffentlich ein evangelischer Gottesdienst gefeiert.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Kaspar (Edler von) Heiling war vom 29. April 1791 bis zum 27. März 1795 Bürgermeister von Graz. Ansonsten ist über ihn nichts bekannt. In seiner Amtszeit wurde in Graz der erste öffentliche protestantische Gottesdienst nach dem Ende der Gegenreformation abgehalten. Während seiner Zeit als Grazer Bürgermeister begann der erste von vier Koalitionskriegen gegen das revolutionäre und napoleonische Frankreich.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Heinrich-Heine-Straße

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

(Christian Johann, geb. Harry) Heinrich Heine 1797–1856

Schriftsteller. Der gebürtige Düsseldorfer und promovierte Jurist lebte ob seiner jüdischen Herkunft und politischen Haltung ab 1831 in Paris. Als Zeitungskorrespondent und Dichter erhob er das Feuilleton und den Reisebericht zur Kunstform und schuf weltweit beachtete Lyrik. Heine überwand die literarischen Formen der Romantik, indem er sie ironisch verfremdete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich Heine war ein deutscher Schriftsteller und Publizist. Er wurde vermutlich am 13. Dezember 1797 als Harry Heine in die Familie eines jüdischen Tuchhändlers in Düsseldorf geboren. Heines Geburtsdatum ist nicht eindeutig nachgewiesen. 1811 erlebte er als 13-Jähriger den Einzug Napoleons in Düsseldorf, das als Teil des Großherzogtums Berg unter französische Regierung kam. 1804 wurde der französische Code Civil eingeführt, der Juden gleiche Bürgerrechte zusprach. 1815/16 arbeitete Heine als Volontär in Bankhäusern in Frankfurt am Main und Hamburg. Mithilfe seines Onkels gründete er 1818 in Hamburg eine Handelsgesellschaft für englische Tücher. Sein Desinteresse führte jedoch dazu, dass das Unternehmen nach nur einem Jahr in Konkurs ging.

Ab 1819 studierte Heine Rechtswissenschaften in Bonn, Göttingen und Berlin. Bereits in dieser Studentenzeit veröffentlichte Heine literarische Arbeiten. Während seiner Studienzeit machte er auch die Bekanntschaft des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel, mit dem er in der Folge befreundet war. 1824 besuchte Heine Johann Wolfgang von Goethe in Weimar. 1825 promovierte er in Göttingen zum Doktor der Rechte und konvertierte – zunächst im Geheimen – zum lutherischen Glauben, indem er sich in Heiligenstadt auf den Namen Christian Johann Heinrich taufen ließ. Der Grund war, dass er als Jude in Deutschland ansonsten keinen juristischen Beruf hätte ausüben dürfen. Doch auch als getaufter Jude kam er in keiner Anwaltskanzlei unter. Die sogenannte Platen-Affäre, ein von beiden Seiten bissig geführter literarischer Schlagabtausch Heines mit dem Dichter August von Platen, begrub Heines letzte Ambitionen, in seinem akademischen Beruf tätig zu werden.

Seit 1826 beim Hamburger Verlag Julius Campe, verkauften sich Heines Bücher zusehends gut. Bereits im ersten Jahr der Zusammenarbeit mit Campe erschien der erste Teil der „Reisebilder“, weiters „Heimkehr“, „Die Harzreise“ und „Die Nordsee“. Von 1827 bis 1831 reiste Heine durch Deutschland, England und Italien. In seinen Büchern und Artikeln ging er mit dem überholten Feudalsystem in Deutschland hart ins Gericht, was ihm immer wieder den Unmut und Schwierigkeiten mit der Obrigkeit einbrachte. Seine Schriften handelten oft auch von einer hedonistischen Idealgesellschaft.

1831 nahm Heine eine Stelle als Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in Paris an und blieb – von ein paar kurzen Heimreisen abgesehen – den Rest seines Lebens im französischen Exil. 1834 machte er in Paris die Bekanntschaft von Crescence Eugénie Mirat, die er sieben Jahre später heiratete. 1835 verhängte Preußen über die gesamten Schriften aller Juden in Deutschland ein Publikationsverbot. Betroffen davon waren auch Heines Werke. 1836 erhielt Heine von der französischen Regierung Emigrationsschutz und zeitweilig auch eine Staatspension. Heine erkrankte an Hepatitis und zog sich ein Augenleiden zu. Im Jahr seiner Heirat mit Mirat, 1841, lernte Heine Richard Wagner kennen. 1844 erregte er durch seine Veröffentlichung der „Neuen Gedichte“ und der politisch-satirischen Dichtung „Deutschland, ein Wintermärchen“ großes Aufsehen. 1848 arbeitete er als deutscher Berichterstatter über die Pariser Februarrevolution.

Nach einem körperlichen Zusammenbruch diagnostizierte man bei Heine Rückenmarkschwindsucht (Tabes dorsalis). Er blieb jedoch bis ins hohe Alter tätig und schrieb unter anderem seine Memoiren vom Krankenbett aus. Heinrich Heine starb am 17. Februar 1856 in Paris und wurde drei Tage später auf dem Montmartre-Friedhof beigesetzt. Er hatte Zeit seines Lebens mit Diskriminierung wegen seiner jüdischen Herkunft zu kämpfen. Seine Kritik an den Zuständen in Deutschland handelte ihm auch politisch die erbitterte Feindschaft deutsch-nationalistischer Kreise ein. Heines Rezeption in Deutschland war bis 1945 davon geprägt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Heinrich Heine, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/heinrich-heine.html>

Kerstin Decker, Heinrich Heine. Narr des Glücks. Berlin 2005.

Walter Grab, Heinrich Heine als politischer Dichter. Frankfurt am Main 1992.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Yasemin Shooman, Heine, Heinrich, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1. Personen A–K. Berlin 2009.

Heinrichstraße

Datum der Benennung

1867

Text der Zusatztafel

Heinrich von Österreich 1828–1891

Erzherzog. Der in Mailand/Milano geborene Habsburger durchlief die traditionelle erzherzogliche Offizierskarriere. Seit seinem Grazer Aufenthalt als Feldmarschallleutnant 1863–1866 trägt die vormalige Geidorfstraße seinen Namen. Heinrich fiel 1868 wegen seiner unstandesgemäßen Heirat vorübergehend in Ungnade und lebte als Graf Waideck in Luzern, zuletzt in Bozen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich von Österreich war ein habsburgischer Erzherzog und Enkel Kaiser Leopolds II. Heinrich Anton Maria Rainer Karl Gregor von Österreich wurde am 9. Mai 1828 in Mailand als Sohn von Erzherzog Rainer und der Tochter des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen, des Vizekönigs der Lombardei-Carignan, Maria Elisabeth, geboren. Heinrich absolvierte die traditionelle erzherzogliche Karriere als Offizier und stieg bis zum Feldmarschallleutnant auf. Er fungierte als Divisionskommandeur unter anderem in Graz und Brünn. Heinrich nahm auch an der Schlacht bei Custozza im Jahr 1866 teil.

1868 heiratete er gegen den Willen Kaiser Franz Josephs die Sängerin Leopoldine Hofmann in Bozen. Daher schied er aus dem Kaiserhaus aus und lebte in der Folge mit seiner Frau als Graf Waideck in Luzern. Nach der Geburt der Tochter Maria Rainiera im Jahr 1872 wurde Heinrich vom Kaiser wieder in seine erzherzoglichen Rechte eingesetzt. Die Ehe wurde nachträglich vom Kaiserhaus anerkannt und Leopoldine erhielt zunächst den Titel einer „Frau von Waideck“, 1878 jenen einer „Baronin von Waideck“. Heinrich durfte mit seiner Familie nach Österreich zurückkehren und bezog sein ererbtes Palais in Bozen, wo die Familie die meiste Zeit verblieb. Anlässlich der Hochzeit von Erzherzogin Maria Louise mit dem sächsischen Kronprinzen Friedrich August 1891 reisten Heinrich und Leopoldine nach Wien und zogen sich eine Lungenentzündung zu. Beide starben in derselben Nacht am 30. November 1891 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Brigitte Hamann, Heinrich, in: Brigitte Hamann (Hg.), Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon. Wien 1988.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Constantin von Wurzbach, Habsburg, Heinrich Anton Maria Rainer Karl Gregor, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 6. Theil. Wien 1860.

Heipelweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Johann Nepomuk Heip(e)l gest. 1803

Bergmann, Unternehmer. Der in Graz geborene Sohn eines Arztes und Bleibergwerkbesitzers im heutigen Deutschfeistritz studierte an der Bergakademie in Schemnitz/Banská Štiavnica. Heipel baute die nach dem Tod seines Vaters von dessen Witwe 1751–1773 geführten familiären Gruben zu einem innovativen Musterbetrieb aus und forcierte das steirische Montanwesen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Nepomuk Heipel war ein Bergmann und Unternehmer. Er wurde zu einem unbekanntem Zeitpunkt in Graz geboren. Nach einer Ausbildung in Geometrie, Baukunst, Mechanik und Mathematik zog der Sohn eines Arztes und Bleibergwerkbesitzers im Alter von 18 Jahren nach Schemnitz/Banská Štiavnica (Ungarn), um bei den dortigen königlichen Bergwerken zu arbeiten. Schnell stieg er zum Hutmann bzw. Oberhutmann dieser Bergwerke auf. Anschließend wurde ihm die Direktion des königlichen Kupferbergwerks Orawitza/Oravica (Ungarn, Banat Temeschwar) übertragen. Nach dem Tod seines Vaters kündigte er den Dienst und übernahm dessen Bergwerk in Feistritz, dem heutigen Deutschfeistritz nördlich von Graz. Durch die Einführung mechanischer Gerätschaften wie etwa Wasserpumpen konnte er den Ertrag dieses Bergwerks steigern. Seine Maschinen hatten Vorbildwirkung, sodass verschiedenste Montanisten aus Russland, Schweden, Dänemark und anderen Ländern zu ihm kamen, um sie zu studieren. Heipel unterstützte Erzbischof Hieronymus von Salzburg bei der Instandhaltung seiner Bergwerke, ebenso stand er mit dem k. u. k. Oberbergamt im steirischen Vordernberg in einem regen Austausch. Heipel starb 1803 in Feistritz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Johann Baptist Edler von Winklern, Biographien denkwürdiger Steiermärker, in: Steiermärkische Zeitschrift Neue Folge 6/1/1840, S. 82–139, hier S. 100f.

Helene-Serfecz-Platz

Datum der Benennung

14.4.2011

Text der Zusatztafel

Helene Serfecz (geb. Wrießnegger) 1886–1943

NS-Widerstandskämpferin. Die gebürtige Klagenfurterin lebte seit 1906 als Hausfrau in Graz, wo sie 1919 den Sozialdemokraten beitrug. 1934 engagierte sich Serfecz bei der „Roten Hilfe“ für Angehörige von Verhafteten. In der NS-Zeit war sie mit ihrem Sohn Josef im Widerstand gegen das NS-Regime aktiv, wofür beide 1942 verhaftet und 1943 hingerichtet wurden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Helene Serfecz war eine sozialdemokratische Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Sie wurde als Helene Wrießnegger am 16. April 1886 in Klagenfurt geboren und heiratete mit 19 Jahren nach Graz, wo sie als Hausfrau lebte. Sie gehörte seit 1919 der Sozialdemokratischen Partei in Graz an, wo sie u. a. im Sozialdemokratischen Frauenkomitee aktiv war. Nach den Februarkämpfen 1934 und dem Verbot der Sozialdemokratischen Partei wurde sie für die „Rote Hilfe“ tätig, weshalb 1936 erstmals Ermittlungen gegen sie geführt wurden.

Als Lorenz Poketz und Johann Stelzer 1941 die „Rote Gewerkschaft“ aufbauten, kontaktierten sie auch die ihnen aus der Ersten Republik bekannte Marxistin und baten sie, mitzuwirken und Geldbeiträge für die Familien von Verfolgten zu sammeln. Sie sammelte in der Folge Geld für die Familienangehörigen, deren Väter oder Söhne wegen marxistischer Betätigung in Haft waren, und warb weitere Mitglieder, u. a. auch ihren Sohn Josef Serfecz. Gemeinsam mit ihrem Sohn wurde sie am 21. August 1942 verhaftet. Josef Serfecz wurde vom Volksgerichtshof in Graz am 22. Juni 1943 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und am 7. Oktober 1943 in Wien hingerichtet.

Helene Serfecz hatte ihren Prozess eine Woche später. Sie wurde, wie ihr Sohn, wegen Vorbereitung zum Hochverrat, zum Tode verurteilt. Im Urteil heißt es: „Bei der Angeklagten Helene Serfecz besteht [...] kein Zweifel, dass sie als gehässige und verbissene Marxistin in enger Zusammenarbeit mit der Leitung der ‚Roten Gewerkschaft‘ vorsätzlich das Ihre dazu beitragen wollte, dass der

Nationalsozialismus und seine Regierung gestürzt werde.“ Helene Serfecz wurde am 13. September 1943 in Graz hingerichtet.

Heimo Halbrainer
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Maria Cäsar – Heimo Halbrainer (Hg.), Die im Dunkeln sieht man doch. Frauen im Widerstand – Verfolgung von Frauen in der Steiermark (= Clio – Historische und gesellschaftspolitische Schriften 6). Graz 2007.

Erich Hackl, Ade Tantchen, innigst Dein Karl, in: Spectrum. Die Presse vom 12. Juni 2015.

Henri-Dunant-Weg

Datum der Benennung

16.6.1994

Text der Zusatztafel

(Jean-)Henri Dunant 1828–1910

Geschäftsmann. Der in Genf geborene Nobelpreisträger war 1859 Augenzeuge der Schlacht bei Solferino und legte angesichts der kargen Versorgung von Verwundeten 1863 den Grundstein für die internationale Hilfsorganisation „Rotes Kreuz“. Auf seinen Ideen basierte zudem die Genfer Konvention von 1864. Dunant erhielt 1901 den erstmals verliehenen Friedensnobelpreis.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Henri (eigentlich Henry) Dunant war ein Schweizer Geschäftsmann und Friedensnobelpreisträger. Er gilt als Gründer des Roten Kreuzes und als Initiator der Genfer Konvention. Henry Dunant wurde am 8. Mai 1828 in Genf in eine gläubige, calvinistische Familie geboren. Die Eltern gehörten zu den einflussreichsten Leuten der Stadt und engagierten sich wohlätig. Entsprechend wurden Henry und seine vier Geschwister erzogen. Als Kind begleitete er einmal seinen Vater auf einer Reise nach Toulon, wo er mit den katastrophalen Bedingungen für Galeerenhäftlinge konfrontiert wurde. In der Schule hatte Henry keine guten Noten und so brach er das Collège de Genève ab und bildete sich zum Bankangestellten aus. In seiner Freizeit engagierte sich Dunant für Arme und Häftlinge.

1852 gründete er in Genf den Christlichen Verein junger Männer. 1847 war er einer der Gründer der Schweizerischen Evangelischen Allianz. 1853 bereiste Dunant im Auftrag seines Arbeitgebers, einer im algerischen Sétif ansässigen Genfer Handelsgesellschaft, Nordafrika und Sizilien. Drei Jahre später gründete Dunant selbst eine Kolonialgesellschaft und erwarb in der Nähe der römischen Ruinen von Djémila in Algerien eine Landkonzession, um dort Getreidemühlen zu errichten. Weil man ihm administrative Hindernisse in den Weg legte, nahm Dunant 1858 neben seiner Schweizer auch die französische Staatsbürgerschaft an. Ein Jahr später reiste er, um bei Kaiser Napoleon III. persönlich für seine Projekte in Afrika zu werben, nach Oberitalien, wo der Kaiser gerade Krieg führte. Dunant kam nach dem Ende der Schlacht von Solferino am Schlachtfeld vorbei, wo in der Region um Castiglione an die 38.000 Verwundeten und Sterbenden unversorgt zurückgeblieben waren. Dunant organisierte Hilfe aus der örtlichen Zivilbevölkerung, hauptsächlich Frauen, ein Behelfsspital und half selbst bei der notdürftigen Versorgung von Verwundeten und Kranken mit. Über die Ereignisse

schrrieb Dunant das Buch „Un souvenir de Solferino“ (Eine Erinnerung an Solferino), das er 1862 im Eigenverlag herausbrachte und an Vertreter der Herrscherhäuser und ranghohe Militärs, beziehungsweise aus taktischen Gründen an deren Frauen, in ganz Europa verschickte und sich persönlich auf Reisen durch Europa begab, um für seine Idee – die Gründung von neutralen und freiwilligen Hilfskomitees in den einzelnen Staaten – zu werben. Dunants Bemühungen hatten Erfolg: Im Februar 1863 wurde auf einer internationalen Konferenz in seiner Heimatstadt das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) gegründet. Im August 1864 beschlossen zwölf Staaten die „Genfer Konvention betreffend die Linderung des Loses der im Felddienst verwundeten Militärpersonen“.

Wegen wirtschaftlicher Schwierigkeiten und großer Schulden geriet Dunant in der Folge bei der Genfer Bürgerschaft in Misskredit. 1867 distanzierte sich das schon eingerichtete „Rote Kreuz“ von seinem Urheber. Dunant reiste in der Folge auf eigene Faust durch Europa und hielt Vorträge und initiierte wohltätige Projekte, geriet aber zusehends in die Armutsfalle. 1887 zog er sich mit finanzieller Unterstützung von Verwandten in das Schweizer Dorf Heiden am Bodensee zurück. Dort besuchte ihn 1895 der Journalist Georg Baumberger. Dessen Berichterstattung über Dunants Leistungen führten zu seiner Rehabilitierung und mittelbar auch dazu, dass Dunant im Jahr 1901 bei der ersten Verleihung des Friedensnobelpreises diesen zuerkannt bekam. Das Preisgeld wurde – um es vor den Zugriffen der Gläubiger zu sichern – bis zu Dunants Tod in Norwegen verwaltet. Henry Dunant starb am 30. Oktober 1910 im Alter von 82 Jahren in Heiden. Er stand in seinen letzten Lebensjahrzehnten unter anderem mit Bertha von Suttner in Kontakt. Beeinflusst von ihr und Florence Nightingale war Dunant überzeugt davon, dass Frauen bei der künftigen Sicherung des Friedens eine größere Rolle spielen würden als Männer. Das führte dazu, dass sich Dunant auch für die Gleichberechtigung der Frauen engagierte.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Felix Christ, Henry Dunant. Leben und Glauben des Rotkreuzgründers. Hamburg 1983.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Yvonne Steiner, Henry Dunant. Biographie. Herisau 2010.

Österreichisches Rotes Kreuz, Henry Dunant und die Gründung. Online verfügbar unter:

<http://www.ropeskreuz.at/site/leitbild/die-geschichte-des-roten-kreuzes/henry-dunant-und-die-gruendung/>

Herbert-Böckl-Gasse

Datum der Benennung

13.12.1973

Text der Zusatztafel

Herbert Boeckl 1894–1966

Maler. Nach dem Ersten Weltkrieg fand der gebürtige Klagenfurter von der Architektur zur Malerei und wurde als Expressionist international bekannt. Er lehrte 1935–1939 an der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Trotz der früheren NSDAP-Mitgliedschaft wurde er 1945–1946 und 1962–1965 Akademierektor. Sein Spätwerk krönt das Fresko in der Seckauer Engelskapelle.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Herbert Boeckl war ein österreichischer Maler. Er gilt als einer der wichtigsten Vertreter der österreichischen Moderne und wurde am 3. Juni 1894 als Sohn des Maschineningenieurs und Staatsgewerbeschullehrers Leopold Böckel und dessen Frau Paula als zweitältester von vier Söhnen in Klagenfurt geboren. Er besuchte die k. u. k. Staatsrealschule in Klagenfurt und legte dort die Matura ab. Nachdem er schon als Kind Interesse an der Malerei gezeigt hatte, bewarb sich Boeckl zunächst an der Akademie der bildenden Künste, wurde aber abgelehnt. Stattdessen begann er ein Architekturstudium an der Wiener Technischen Hochschule. Boeckl belegte dort bei Eduard Veith mehrere Zeichenfächer und kam mit dem Kreis um Adolf Loos in Kontakt. Boeckl nahm bei diesem auch Privatstunden und malte nebenbei.

Im Dezember 1913 nahm Boeckl an einer Ausstellung des Österreichischen Künstlerbundes im Wiener Kunstsalon Pisko mit drei Bildern teil.¹ Im Ersten Weltkrieg war er als Soldat an der italienischen Front, vorwiegend im Kanaltal, wo auch einige Bilder entstanden, die er zum Teil auch ausstellte. Während eines Fronturlaubs 1916 lernte er seine künftige Ehefrau Maria Plahna kennen. Im Juli 1918 legte er während eines Studienurlaubs die Erste Staatsprüfung ab. Nach dem Krieg brach Boeckl sein ungeliebtes Architekturstudium ab und wandte sich nunmehr ausschließlich der Malerei zu.² Er richtete sich in Klagenfurt ein Atelier ein und schloss mit dem Verleger Gustav Nebehay einen

¹ Agnes Husslein-Arco – Kerstin Jesse, Matthias Boeckl: Werkverzeichnis der Ölbilder, Skulpturen, Fresken und Gobelins, in: Agnes Husslein (Hg.), Herbert Boeckl. Retrospektive. Weitra 2009.

² Gerbert Frodl, Herbert Boeckl. Mit einem Werkverzeichnis der Gemälde. Salzburg 1976.

Kommissionsvertrag, der ihm einen regelmäßigen Monatslohn einräumte. Nebehay finanzierte Boeckls Studienreisen.

1927 stellte Boeckl in der Wiener Secession in einem eigenen Saal aus. Ein Jahr später bezog Boeckl sein neues Atelier in der Wiener Argentinierstraße, wo er den Rest seiner Schaffenszeit arbeiten sollte. Nach einem Streit über den geplanten Verkauf seines Bildes „Anatomie“ kündigte Boeckl 1931 den Vertrag mit Nebehay. Die Folge waren einige finanziell karge Jahre für ihn und seine Familie. Erfolgreiche Ausstellungen, unter anderem bei der Biennale in Venedig 1932, festigten jedoch seinen Ruf. 1934 wurde ihm der Große Österreichische Staatspreis zuerkannt, 1935 war Boeckl als „Spezieller Regierungskommissär“ Österreichs bei der Weltausstellung in Brüssel mit sieben Bildern vertreten. Im selben Jahr wurde er Professor an der Akademie der bildenden Künste.

1939 legte Boeckl die Leitung seiner Meisterklasse an der Akademie zurück und zog sich aus dem öffentlichen Kunstbetrieb weitestgehend zurück. Stattdessen übernahm er 1939 den sogenannten „Abendakt“, eine Pflichtveranstaltung für Studierende aller Meisterklassen. Boeckl hatte eine mittlerweile neunköpfige Familie zu versorgen, war damit auf ein regelmäßiges Einkommen angewiesen und wurde auch Mitglied der NSDAP und der Reichskunstkammer. Künstlerisch sind Boeckl jedoch keine Zugeständnisse an den Nationalsozialismus nachzuweisen. In seiner politischen Akte wurde neben seiner katholischen Gesinnung unter anderem vermerkt, dass in seinen Bildern die „nationalsozialistische Weltanschauung [...] nicht so zum Ausdruck kommt, wie man es von einem Parteigenossen erwartet“.³

1945 wurde Boeckl Rektor der Akademie der Bildenden Künste, musste diese Funktion aber im Jahr darauf wegen seiner verschwiegenen NSDAP-Mitgliedschaft zurücklegen. In der Folge wandte sich Boeckl verstärkt religiösen Motiven zu. Seine Fresken in der Seckauer Engelskapelle, entstanden 1952–1960, gelten als sein Hauptwerk und als der umfangreichste Zyklus in der modernen Monumentalmalerei.⁴ 1962 wurde Boeckl zum zweiten Mal Rektor der Wiener Akademie. Im selben Jahr wurde bei ihm eine Diabetes-Erkrankung festgestellt. Zwei Jahre später, unmittelbar nach der Verleihung des Ehrenrings der Stadt Wien, erlitt er einen Schlaganfall, der ihn für den Rest seines Lebens ans Bett fesselte. Herbert Boeckl starb am 20. Jänner 1966 in Wien. Er wurde in einem Ehrengrab der Stadt Wien auf dem Zentralfriedhof beigesetzt. Sein ehemaliger Arbeitsplatz in der Argentinierstraße 42 wurde bis heute in jenem Zustand erhalten, wie ihn Boeckl 1964 verlassen hat.⁵

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Almuth Spiegler, Herbert Boeckl: Ein subversiv progressiver Staatskünstler, in: Die Presse vom 20. Oktober 2009.

⁴ Othmar Stary – Wim van der Kallen, Die Seckauer Apokalypse von Herbert Boeckl. Graz 1989.

⁵ https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Herbert_Boeckl

Literatur

Gerbert Frodl, Herbert Boeckl. Mit einem Werkverzeichnis der Gemälde. Salzburg 1976.

Agnes Husslein-Arco – Kerstin Jesse, Matthias Boeckl: Werkverzeichnis der Ölbilder, Skulpturen, Fresken und Gobelins, in: Agnes Husslein (Hg.), Herbert Boeckl. Retrospektive. Weitra 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Almuth Spiegler, Herbert Boeckl: Ein subversiv progressiver Staatskünstler, in: Die Presse vom 20. Oktober 2009. Online verfügbar unter:

http://diepresse.com/home/kultur/kunst/516403/Herbert-Boeckl_Ein-subversiv-progressiver-Staatskünstler

Herdergasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Johann Gottfried (von) Herder 1744–1803

Theologe, Schriftsteller, Philosoph. Der gebürtige Ostpreuße war nach Studium an der Königsberger Universität Lehrer und Reiseprediger. 1776 berief Goethe den begnadeten Universalgelehrten nach Weimar, wo er zum „Viergestirn der Klassik“ zählte. Herders Werk beeinflusste neben den Vertretern der Aufklärung auch geisteswissenschaftliche Disziplinen maßgeblich.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Gottfried Herder war ein deutscher Schriftsteller, Übersetzer und Theologe. Er wurde am 25. August 1744 als Sohn eines Kantors und Schullehrers im ostpreußischen Mohrungen (heute Morąg, Polen) geboren. In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, begann er 1762 auf Wunsch seiner Eltern Theologie in Königsberg (heute Kaliningrad, Russische Föderation) zu studieren. Der Tod seines jüngeren Bruders Carl Friedrich war Anlass für das erste Gedicht Herders, „An meinen ersten Todten! das Liebste was ich auf dieser Welt verloren“. An der Universität besuchte Herder die Vorlesungen des Philosophen Immanuel Kant. Auch lernte er den Philosophen und Schriftsteller Johann Georg Hamann kennen. Herder fand in dem Buchhändler Johann Jakob Kanter einen Gönner, für dessen „Königsbergische Zeitung“ er auch Gedichte und Rezensionen schrieb.

Nach dem Studium bekam Herder eine Stelle als Lehrer und Pfarradjunkt an der Domschule zu Riga. Dort blieb er fünf Jahre. 1766 wurde er in Riga in die Freimaurerloge „Zum Schwert“ aufgenommen. In Herders Rigaer Zeit erschienen einige seiner sprachphilosophischen Werke in Buchform. Im Jahr 1769 erbat Herder seine Entlassung und reiste per Schiff nach Frankreich. Unterwegs entstand „Journal meiner Reise im Jahr 1769“, das erst Jahrzehnte nach seinem Tod veröffentlicht wurde. Seine Reise führte ihn über Nantes nach Paris. Herder nahm eine Stelle als Reiseprediger beim Erbprinzen von Holstein-Gottorp, Peter Friedrich Wilhelm, an und begleitete diesen durch die Niederlande und verschiedene deutsche Städte. Bei einem Aufenthalt in Straßburg lernte Herder den jungen Johann Wolfgang von Goethe kennen, mit dem er in regem Austausch blieb und mit dem ihn eine Freundschaft mit Höhen und Tiefen verband. Ende April 1771 trat er eine Stelle als Hauptprediger in Bückeburg an, die ihm vom Grafen zu Schaumburg-Lippe angeboten worden war.

1773 heiratete Herder Maria Karoline Flachsland, mit der er in der Folge sieben Kinder hatte. In Herders Bückeburger Zeit entstanden zahlreiche Werke seiner „Sturm und Drang“-Periode. Es war Goethe, der Herder 1776 schließlich eine neue Stelle als Generalsuperintendent in Weimar verschaffte. 1783 reiste Herder nach Hamburg und lernte dort Friedrich Gottlieb Klopstock kennen. Zwischen 1784 und 1791 schrieb Herder sein Hauptwerk „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Neben zahlreichen anderen philosophischen und literarischen Werken arbeitete Herder auch an einer Abhandlung über die hebräische Dichtung. Weil Herder die alttestamentarischen Hebräer und deren Kultur bewunderte, andererseits aber dem zeitgenössischen Judentum verächtlich gegenüberstand, gilt seine diesbezügliche Einstellung heute als ambivalent.

Herder war einer der wenigen Vertreter der Aufklärung, die sich gegen die damals aufkommende Einteilung der Menschen in Rassen wandten. 1789 überwarf sich Herder mit Goethe, unter anderem wegen dessen ablehnender Haltung gegenüber den Ideen der Französischen Revolution. In seinen späten Jahren befasste er sich mit der Kritik an der klassizistischen Strömung in der deutschen Literatur und mit einer eingehenden kritischen Auseinandersetzung mit dem Werk seines ehemaligen Lehrers Immanuel Kant. Nach zwei vergeblichen Kuraufenthalten starb Johann Gottfried Herder am 18. Dezember 1803 in Weimar. Seine Witwe Maria Karoline schrieb seine Biografie und kümmerte sich um seine hinterlassenen Werke. Herder zählt heute gemeinsam mit Goethe, Schiller und Wieland zum sogenannten Weimarer „Viergestirn“ der Deutschen Klassik und war einer der einflussreichsten Vertreter der Aufklärung.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Klaus L. Berghahn, Herder, Johann Gottfried, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1. Personen A–K. Berlin 2009.

Werner Daum, Johann Gottfried Herder, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014.

Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/johann-gottfried-herder.html>

Hans Dietrich Irmscher, Johann Gottfried Herder. Stuttgart 2001.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Michael Maurer, Johann Gottfried Herder. Leben und Werk. Köln 2014.

Hermann-Aust-Gasse

Datum der Benennung

30.4.1975

Text der Zusatztafel

Hermann Aust 1885–1956

Politiker. Der aus Bischoffeld im Murtal stammende Lehrer war ab 1912 sozialdemokratischer Gemeinderat und 1928–1934 Bürgermeister in Knittelfeld. 1934 vom autoritären Ständestaat sowie 1944 vom NS-Regime inhaftiert, ordnete Aust nach Kriegsende 1945 als Finanzreferent die Grazer Stadtkassen und fungierte 1946–1956 als stellvertretender Bürgermeister.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hermann Aust war ein steirischer Politiker. Er war vor 1934 Bürgermeister von Knittelfeld und nach dem Zweiten Weltkrieg Kommunalpolitiker in Graz. Aust wurde am 5. September 1885 als Sohn eines Arztes in Gaal bei Knittelfeld geboren. Er besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Klagenfurt, wo er auch maturierte. Danach arbeitete er von 1904 bis 1916 als Lehrer an verschiedenen Schulen. Seine politische Laufbahn begann er 1912 als Gemeinderat in Knittelfeld. Während des Ersten Weltkrieges leitete er das Bezirkswirtschaftsamt in Knittelfeld. 1921 wurde er Geschäftsführer der Konsumgenossenschaft Knittelfeld und in der Folge auch Vorstandsmitglied der Großeinkaufsgesellschaft für österreichische Konsumvereine in Wien.

1928 wurde Aust zum Bürgermeister von Knittelfeld gewählt, nachdem er davor bereits den Posten des Bürgermeisterstellvertreters innegehabt hatte, 1924 bis 1934 auch Mitglied des steirischen Landtages. Nach den Kämpfen im Februar 1934 verlor Aust sämtliche politischen Funktionen. Außerdem wurde er in Untersuchungshaft genommen und zeitweilig in diversen steirischen Anhaltelagern festgehalten. 1944 wurde er nach dem Juliputsch gegen Hitler auch von der Gestapo verhaftet. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging Hermann Aust in Graz erneut in die Politik und gehörte von 1946 bis 1956 als SPÖ-Mandatar dem Grazer Stadtrat an und war in dieser Zeit auch Vizebürgermeister der Landeshauptstadt.

Aust hatte auch zahlreiche Funktionen in öffentlichen und wirtschaftlichen Körperschaften inne, wie zum Beispiel in den Stadtwerken, der Bestattungsanstalt, bei Alpenteer, beim Ankünder, der Grazer Schlepplbahngesellschaft, bei der Gemeinnützigen Grazer Wohnungsgenossenschaft, der

Steiermärkischen Sparkasse und bei der Grazer Messe. Hermann Aust war als Finanzreferent nach dem Zweiten Weltkrieg auch für die rasche Ordnung der Gemeindefinanzen der Stadt Graz verantwortlich. Hermann Aust starb am 20. Juni 1956 in St. Pölten.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Heinz Mang, Steiermarks Sozialdemokraten im Sturm der Zeit. Graz 1988.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hermann-Bahr-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Hermann Bahr 1863–1934

Schriftsteller. Der gebürtige Linzer studierte klassische Philologie und Jus in Wien sowie zeitweilig in Czernowitz und Graz. Wie in der Politik, von alldeutsch zu neukatholisch, durchlief der exzellente Stilist die literarischen Strömungen seiner Zeit. Bahrs Romane und Bühnenstücke sind im Naturalismus, in der Wiener Moderne und auch im Expressionismus verortet.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hermann Bahr war ein Schriftsteller, der das „Junge Wien“ mitprägte. Er wurde am 19. Juli 1863 in Linz geboren, wo er auch aufgewachsen ist und seine schulische Ausbildung erfuhr. 1881 schrieb er sich an der Universität in Wien ein und trat dort in die Burschenschaft „Albia“ ein. Hier lernte er auch Georg von Schönerer kennen, dessen Ideen er anfangs guthieß. So engagierte er sich in Schönerers alldeutschen Bewegung und trat auch für eine deutschnationale Lösung ein. Diese Nähe zu Schönerer brachte ihm den Verweis von der Universität Wien, in Graz wurde er zum Studium erst gar nicht zugelassen und auch die Universität in Czernowitz musste er bereits nach einem Semester verlassen.

Seine Einstellung änderte Bahr jedoch im Zuge eines einjährigen Paris-Aufenthaltes 1888/89 radikal. Von nun an trat er als vehementer Gegner des Antisemitismus auf, verfasste dazu auch das 1894 erschienene Buch „Der Antisemitismus“. 1895 heiratete er die jüdische Schauspielerin Rosa Jokl in erster Ehe. 1918/19 wurde Bahr erster Dramaturg am Wiener Burgtheater.

Literarisch wirkte Bahr hauptsächlich in Wien, wo er neben Schnitzler, Hofmannsthal u. a. die Szene des „Jungen Wien“ erheblich mitprägte. Er war sowohl hinsichtlich seiner politischen und intellektuellen Erscheinung als auch in seinem künstlerischen Schaffen widersprüchlich und kann somit als typischer Vertreter dieser Zeit gesehen werden. Im nationalsozialistischen Deutschland wurden Bahrs Bühnenstücke zwar teilweise aufgeführt, der Großteil seiner Dramen wurde aber „aus ‚rassischen‘ Gründen“ von den Bühnen verbannt. Vor allem die häufigen, positiven Darstellungen von jüdischen Charakteren wurden im Nationalsozialismus kritisiert. Hermann Bahr starb am 15. Jänner 1934 in München.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Stefanie Arend, Bahr, Hermann, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 1: A–Blu. Berlin – New York 2008, S. 309–311.

Hermann Bahr, Der Antisemitismus. Ein internationales Interview, hrsg. von Hermann Greive. Königstein 1979.

Werner Bergmann, Bahr, Hermann, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1. Personen A–K. Berlin 2009, S. 42–44.

Donald G. Daviau, Der Mann von Übermorgen. Hermann Bahr 1863–1934. Wien 1984.

Thomas Eicher, Spielplanstrukturen 1929–1944, in: Henning Rischbieter (Hg.), Theater im „Dritten Reich“. Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik. Seelze-Velber 2000, S. 279–486.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Johann Lachinger, Hermann Bahr (1863–1934), in: Georg Wacha (Hg.), Hermann Bahr – Der Herr aus Linz (= Kataloge des Stadtmuseums Linz 39). Linz 1984, o. S.

o. A., Bahr, Hermann, in: Österreichisches Personenlexikon der Ersten und Zweiten Republik. Wien 1992, S. 28f.

Hermann-Gmeiner-Weg

Datum der Benennung

19.10.1995

Text der Zusatztafel

Hermann Gmeiner 1919–1986

Pädagoge. Der Vorarlberger Bergbauernsohn schloss das Gymnasium erst nach dem Kriegsdienst 1948 ab. Angesichts des Elends der Nachkriegsjugend entwickelte der katholisch geprägte Gmeiner als Student in Innsbruck die Idee der SOS-Kinderdörfer. Die erste Einrichtung für Waisen und benachteiligte Kinder entstand 1951 in Imst, inzwischen gibt es weltweit Kinderdörfer.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hermann Gmeiner war ein österreichischer Philanthrop. Er gründete die Institution der SOS-Kinderdörfer. Gmeiner wurde am 23. Juni 1919 in Alberschwende (Vorarlberg) in eine kinderreiche Bergbauernfamilie geboren. Die Mutter starb, als Hermann fünf Jahre alt war. Die älteste Schwester übernahm deren Rolle in der Familie. Mithilfe eines Begabtenstipendiums konnte Hermann Gmeiner nach dem Besuch der Dorfschule das Gymnasium in Feldkirch besuchen. Noch vor der Matura wurde er jedoch im Jahr 1940 zur Deutschen Wehrmacht eingezogen. Im Krieg wurde er mehrmals an der Ostfront verwundet, einmal rettete ihm ein russischer Bub das Leben. Dieses Ereignis war für den jungen Soldaten offenbar ein Schlüsselerlebnis, denn Gmeiner meinte später selbst, damit habe jene Geschichte begonnen, die er „eigentlich erzählen“ wolle. Bei Kriegsende noch im Lazarett, half Gmeiner nach seiner Genesung zunächst seinem Vater auf dem Hof. Als der älteste Bruder aus dem Krieg zurückkehrte und den Hof übernahm, holte Gmeiner die Matura nach. Im Anschluss ging er nach Innsbruck, um Medizin zu studieren. Dort war er in seiner Freizeit auch als Ministrant und in der katholischen Jugend tätig. 1948 wurde Gmeiner auf Initiative eines Innsbrucker Pfarrers zum Jugendführer des Dekanats ernannt.

Die Not der Nachkriegsjugend, besonders das Elend der vielen Kriegswaisen, veranlasste Gmeiner im Jahr 1949 zur Gründung eines überparteilichen Vereins zur Förderung, Pflege und religiösen Erziehung elternloser Kinder in familienähnlichen Gemeinschaften. Im selben Jahr gab er das Medizinstudium auf, um sich ausschließlich seinen Ideen widmen zu können. Gmeiner gab dem Verein zunächst den Namen „Societas Socialis“, woraus in der Folge die SOS-Kinderdörfer wurden. Die Kinderdörfer beruhen auf dem Prinzip Mutter-Geschwister-Haus-Dorf, das am ehesten den

traditionellen Familienverhältnissen entspricht. Das erste derartige Kinderdorf wurde 1951 in Imst in Tirol eröffnet. Gmeiners Konzept verbreitete sich schnell und so wurde schon fünf Jahre später das erste Kinderdorf im Ausland, in Diesen am Ammersee (Deutschland), eröffnet. 1959 kam es in Straßburg zur Gründung des europäischen Verbands und 1960 des internationalen Dachverbands der SOS-Kinderdörfer. 1965 wurde das erste SOS-Kinderdorf außerhalb Europas in Daegu (Südkorea) eröffnet. 1969 gelang es Gmeiner noch während des Vietnamkrieges, ein Kinderdorf in einem Vorort von Saigon (heute Ho-Chi-Minh-Stadt) zu etablieren.

Gmeiner blieb unverheiratet und hatte keine eigenen Kinder. Als sein Zuhause und als seine Familie betrachtete er das Kinderdorf Imst, das zwischen seinen zahlreichen Reisen sein Wohnsitz war. Gmeiner wurden noch zu Lebzeiten zahlreiche Ehrungen zuteil und er wurde auch mehrfach für den Friedensnobelpreis nominiert. 1980 erhielt er das Goldene Ehrenzeichen der Stadt Graz. Hermann Gmeiner starb am 26. April 1986 in Innsbruck. Zum Zeitpunkt seines Todes gab es 233 Kinderdörfer in 85 Ländern, in denen weltweit 40.000 Kinder betreut wurden.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Claudio J. Honsal, Für die Kinder dieser Welt. Hermann Gmeiner: Der Vater der SOS-Kinderdörfer. Die Biografie. München 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hermann-Löns-Gasse

Datum der Benennung

um 1940

Text der Zusatztafel

Hermann Löns 1866–1914

Schriftsteller, Journalist. Löns arbeitete in Niedersachsen als Journalist. Wegen seiner von Natureindrücken geprägten Prosa und Lyrik erhielt er den Beinamen „Dichter der Lüneburger Heide“. Der Kriegsfreiwillige Löns fiel bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Posthum erhoben ihn die Naturschutzbewegung wie auch das NS-Regime zu einer Ikone.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Hermann Löns war ein deutscher Schriftsteller und Journalist. Er wurde am 29. August 1866 im damals westpreußischen Kulm (heute Chełmno, Polen) als Lehrersohn und erstes von 14 Kindern geboren. Seine Schulzeit verbrachte er in Deutsch-Krone, dem heutigen Wałcz. Er leistete als Einjährig-Freiwilliger seinen Militärdienst ab und legte danach in Münster, wohin sein Vater mittlerweile versetzt worden war, 1887 das Abitur ab.

In Greifswald begann er Medizin zu studieren, wechselte ein Jahr später nach Göttingen. An beiden Orten war er Mitglied von deutschnationalen Burschenschaften. 1888 trat er in Greifswald der schlagenden Turnerschaft Cimbria bei, aus der er aber wegen nicht bezahlter Schulden unehrenhaft ausgeschlossen wurde. In Göttingen trat er der Landsmannschaft Verdensia bei. Später, 1913, nahm ihn die Cimbria wieder auf.²

1889 wechselte Löns die Studienrichtung zu Mathematik und Naturwissenschaften. Doch auch dieses Studium brach er – infolge finanzieller und alkoholbedingter Schwierigkeiten – ab. Löns begann als Journalist zu arbeiten, zuerst bei der „Pfälzischen Presse“ in Kaiserslautern, 1892 wurde er zunächst Redakteur bei der sozialdemokratischen „Reußischen Tribüne“ in Gera. Danach ging er nach Hannover, wo er für den „Hannoverschen Anzeiger“ unter dem Pseudonym Fritz von der Leine

¹ Aufgrund der posthumen Verehrung und Instrumentalisierung von der Liste der Straßennamen „mit Diskussionsbedarf“ gestrichen.

² Thomas Dupke, Löns, Hermann, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. Bd. 7. 2. erw. Aufl. Berlin – New York 2010.

satirische Lokalplaudereien verfasste, die so erfolgreich waren, dass sie später auch in Buchform erschienen.³

1902 gründete Löns die kurzlebige „Hannoversche Allgemeine Zeitung“. Danach arbeitete er bis 1908 für das „Hannoversche Tageblatt“. Wegen seiner weißen Anzüge handelte er sich den Ruf eines Dandys ein. Neben seiner journalistischen Tätigkeit profilierte sich Löns als Dichter und Naturliebhaber. Sein besonderes Augenmerk galt der Lüneburger Heide, was ihm die Bezeichnung „Heidedichter“ einbrachte. Seine Gedichte waren zunächst naturalistisch und sozialrevolutionär, später volksliedhaft und die Natur idealisierend. Nach einem Intermezzo als Chefredakteur bei der „Schaumburg-Lippischen Landes-Zeitung“ in Bückeburg, kehrte er 1910 nach Hannover zurück und lebte fortan als freier Schriftsteller. Sein Roman „Der Wehrwolf“, in dem es um brutale Auseinandersetzungen zwischen Bauern und Soldaten im Dreißigjährigen Krieg geht, wurde ein großer Erfolg und nach seinem Tod auch Gegenstand politischer Propaganda.⁴

Auf eine manisch-schaffensreiche Phase folgten 1910 ein Nervenzusammenbruch und ein Sanatoriumsaufenthalt. Kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges meldete sich Löns – damals 48-jährig – als Freiwilliger an die Front. Einen ihm angebotenen Posten als Kriegsberichterstatler lehnte er ab. Nach nur einem Monat fiel Löns am 26. September bei einem Sturmangriff gegen französische Truppen bei der Zuckerfabrik von Loivre, rund 10 km nördlich von Reims. Sein Kriegstagebuch wurde 1986 in einem US-amerikanischen Archiv gefunden und 1988 unter dem Titel „Leben ist Sterben, Werden, Verderben“ veröffentlicht. 1933 wurden Löns' angebliche Gebeine nach nicht eindeutiger Identifizierung auf Anordnung Adolf Hitlers in Frankreich exhumiert und nach Deutschland gebracht. 1935 wurden sie nach einem kuriosen Hin und Her um den Begräbnisort bei Waldesrode nebst einem von Hitler unterzeichneten Dokument auf dem Privatgrundstück eines Löns-Verehrers beigesetzt.

Schon in den 1920er-Jahren galt Löns als Pionier der Naturschutzbewegung, als Sänger der Wandervögel und war ein Lieblingsdichter völkischer und konservativer Kreise.⁵ Er war zweimal verheiratet und lebte zuletzt mit einer 24 Jahre jüngeren Lebensgefährtin. In seiner Freizeit war er passionierter Jäger. 1911 initiierte er den ersten deutschen Naturpark in der Lüneburger Heide. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sein Werk ungeachtet der Instrumentalisierung im Nationalsozialismus weiter rezipiert, insbesondere seine „Heidegedichte“ erfreuen sich zum Teil ungebrochener Popularität. Einige seiner Werke wurden auch verfilmt.⁶

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Ausgewählte Werke von Fritz von der Leine. Hannover 1902.

⁴ Otto Rath, Literarische Spuren. Heimat (Er-)Schreibung in Grazer Straßennamen, in: Gerhard Melzer (Hg.), Stadtkultur – Kulturstadt. Eine Bestandsaufnahme aus Anlass des „Europäischen Kulturmonats“ Graz Mai 1993. Graz 1994.

⁵ Thomas Dupkt, Hermann Löns. Mythos und Wirklichkeit. Eine Biographie. 2. Aufl. Hildesheim 1994.

⁶ Z. B. die Heimatfilme: „Grün ist die Heide“ (1951) und „Rot ist die Liebe“ (1956).

Literatur

Thomas Dupke, Löns, Hermann, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. Bd. 7. 2. erw. Aufl. Berlin – New York 2010.

Thomas Dupke, Hermann Löns. Mythos und Wirklichkeit. Eine Biographie. 2. Aufl. Hildesheim 1994.

Otto Rath, Literarische Spuren. Heimat (Er-)Schreibung in Grazer Straßennamen, in: Gerhard Melzer (Hg.), Stadtkultur – Kulturstadt. Eine Bestandsaufnahme aus Anlass des „Europäischen Kulturmonats“ Graz Mai 1993. Graz 1994.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herrandgasse

Datum der Benennung

1860

Text der Zusatztafel

Herrand (II.) von Wildon um 1230 – um 1282

Dichter. Der Adelige aus Wildon unterstützte im Ringen um das Erbe der 1246 ausgestorbenen Babenberger abwechselnd alle Kontrahenten. Mit dem „Reiner Schwur“ 1276 auf Rudolf von Habsburg war er im siegreichen Lager. Herrands höfische Dichtung aus Minneliedern und epischen Verserzählungen wurde im Mittelalter breit rezipiert und ist teilweise überliefert.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Herrand II. von Wildonie ist von 1248 bis 1278 urkundlich bezeugt. Der mittelhochdeutsche Lyriker und Epiker war der Sohn des steirischen Ministerialen Ulrichs I. von Wildon († um 1262) und engagierte sich mit seiner Familie in den politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit, wobei er „eine sehr bedeutende, wenn auch nicht immer durchsichtige Rolle spielt“¹. 1258 war er auf der Seite des Bischofs Ulrich von Seckau bei dessen Kampf gegen Philipp von Sponheim, der allerdings 1258 bei Radstadt Ulrich in die Flucht schlug. Die Wildonier wandten sich in der Folge vom bisher unterstützten Ungarnkönig Béla IV. ab und dem Böhmenkönig Ottokar II. zu, der 1260 in der Schlacht bei Kroissenbrunn auf dem Marchfeld die Ungarn besiegte.

Vor 1260 hatte Herrand die Tochter des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein, Perchta, geheiratet. 1262 wurden dann er und sein Schwiegervater vom böhmischen Statthalter und steirischen Landeshauptmann Wok von Rosenberg Ottokar als „Missvergnügte angezeigt ..., die sich mehrfach zu Äußerungen gegen den Böhmenkönig hätten hinreißen lassen“². 1265 fasste er ein Burgenbauverbot aus. 1268, nach dem zweiten Preußenzug, wurde er – wohl mit dem Schwiegervater und seinem Bruder Hartnid III. – ein halbes Jahr auf der Feste Eichhorn in Mähren aufgrund einer Beschuldigung Friedrichs von Pettau als Gefangener Ottokars eingekerkert. 1269 mussten dann drei Burgen abgetreten werden: Eppenstein bei Weißkirchen sowie Alt-Gleichenberg und die Primaresburg, die höchstwahrscheinlich am Franziskanerkogel bei Lankowitz gelegen war. Die Wildonier ergriffen

¹ Alfred Kracher, Herrand von Wildonie. Politiker, Novellist und Minnesänger, in: Blätter für Heimatkunde 33/1959, S. 40–53, hier S. 41.

² Kracher, Herrand, S. 42.

danach für den neugewählten römischen König Rudolf I. von Habsburg Partei, gaben eine Treueerklärung im Vertrag vom 19. September 1276 (Kloster Rein) ab und in der Wildoner Urkunde vom Februar 1278 wurde Herrand „truahsaetz von Steier“. Mit seinem Bruder Hartnid geriet er dann in Streit um den Besitz der Burg Waldstein und der Primaresburg, der durch eine Aufteilung (Waldstein mit Übelbach an Hartnid, Primaresburg und Hundsdorf an Herrand) beigelegt wurde. Herrand und sein Bruder dürften auch noch an der Schlacht von Dürnkrut auf dem Marchfeld (12. August 1278) teilgenommen haben,³ die mit dem Sieg Rudolfs endete.

Der Beginn der literarischen Tätigkeit dürfte in den 1250er-Jahren anzusetzen sein, es ist durch die nahe Verbindung Ende dieses Jahrzehnts ein Einfluss Ulrich von Liechtensteins, daneben aber auch des Strickers anzunehmen. Erhalten sind von Herrand vier Erzählungen (überliefert im „Ambraser Heldenbuch“) und drei Lieder (überliefert im „Codex Manesse“). Die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts übliche Geringschätzung und Abwertung der „Kleineren steirischen Minnesänger“⁴ ist mittlerweile überwunden, vor allem auch, weil er unter den „Kleinen“ der Einzige ist, „den die Welt auch als Epiker kennt“⁵. „Diu getriu kone“ („Die treue Gattin“), „Der verkêrte wirt“ („Der betrogene Gatte“), „Der blôze keiser“ („Der nackte Kaiser“) und „Diu katze“ („Die Katze“) verarbeiten zwar weithin bekannte Motive (die loyale Ehefrau, die Frau als Betrügende, der gerechte Herrscher, der Wert der ehelichen und auch sonstigen Treue), sind aber sprachlich und erzählerisch innovativ. Im Rahmen der „Steirischen Literaturpfade des Mittelalters“ 2012 wurde „Die Katze“ unter der Patronanz von Wernfried Hofmeister zu einem Themenpfad.

In der Lyrik (das Winterlied „Lieber sumer“, das Maienlied „Des meien zît“ und der Frauenpreis „Wir suln hōhen muot empfähen“) lässt sich ebenso wie in der Narrativik der Aufruf zu Treue, Tugendhaftigkeit bzw. zu Mann- und Ehrenhaftigkeit darüber hinaus als politische Stellungnahme deuten, auch wenn die Auseinandersetzungen und Machtwechsel zur Lebenszeit Herrands die Botschaft bisweilen konterkarieren. Der Autor war offenbar bestrebt, insbesondere die Treue zu einem „unhinterfragbaren poetischen Mythos hochzustilisieren“, während „mehr oder minder gravierend Loyalitätsbrüche nicht zuletzt deshalb alltäglich waren, da nur sie in prekären Konfliktsituationen das eigene Fortkommen oder gar Überleben sicherstellen konnten“⁶.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Vgl. Walter Zitzenbacher, Herrand von Wildon. Graz – Wien 1974, S. 14.

⁴ Vgl. dazu mit Beispielen Christian Teissl, Hoher Mut, starker Mut, helle Freude, in: Hengist Magazin 2/2017, S. 6–11, hier S. 6f.

⁵ Teissl, Hoher Mut, S. 8.

⁶ Wernfried Hofmeister, Mythos trifft Wirklichkeit. Rekonstruktive Analysen zum ex- und impliziten Motiv der Treue im literarischen Werk des Herrand von Wildon, in: Wernfried Hofmeister (Hg.), Mythos, Macht, Geschichte. Historische Konstruktionen des Erinnerungsraumes Steiermark und Innerösterreich. Graz 2019, S. 221–240, hier S. 239. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugruniver/download/pdf/5840367?originalFilename=true>

Literatur

Wernfried Hofmeister, Mythos trifft Wirklichkeit. Rekonstruktive Analysen zum ex- und impliziten Motiv der Treue im literarischen Werk des Herrand von Wildon, in: Wernfried Hofmeister (Hg.), Mythos, Macht, Geschichte. Historische Konstruktionen des Erinnerungsraumes Steiermark und Innerösterreich. Graz 2019, S. 221–240. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugruniver/download/pdf/5840367?originalFilename=true>

Alfred Kracher, Herrand von Wildonie. Politiker, Novellist und Minnesänger, in: Blätter für Heimatkunde, 33/1959, S. 40–53.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christian Teissl, Hoher Mut, starker Mut, helle Freude, in: Hengist Magazin 2/2017, S. 6–11.

Walter Zitzenbacher, Herrand von Wildon. Graz – Wien 1974.

Herta-Frauneder-Straße

Datum der Benennung

14.4.2011

Text der Zusatztafel

Herta Frauneder(-Rottleuthner) 1912–1999

Architektin. Frauneder erwarb 1935 als erste Frau der Steiermark an der Grazer Technischen Hochschule ein Diplom in Architektur. Sie führte mit ihrem Mann und nach ihrer Scheidung 1968 selbstständig ein Büro in ihrer Geburtsstadt Bruck an der Mur, mit dem sie steirischen Schwimmbädern, so dem 1974 eröffneten „Eggenberger Schwimmbad“, ihre innovative Gestalt gab.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Herta Frauneder war eine steirische Architektin. Sie wurde am 11. Dezember 1912 in Bruck an der Mur als Enkelin eines Baumeisters geboren und ist dort auch aufgewachsen. Nach dem Abschluss des Realgymnasiums begann sie 1929 in Graz (als zweite Frau) das Studium der Architektur. 1935 erlangte sie als erste Frau in der Steiermark das Diplom in diesem Fach. Schon vor Beendigung des Studiums erwarb sie Praxiserfahrung, als sie 1933 neun Monate in Bielefeld und 1934 fünf Monate in Graz arbeitete.

Nach Erlangung des Diploms trat sie in Regensburg eine Stelle an, die aber sehr schlecht bezahlt wurde. Aufgrund dieser widrigen Lebensumstände erkrankte sie und fuhr daraufhin nach Rumänien, um sich dort zu erholen. Nach dem „Anschluss“ 1938 kehrte sie nach Österreich zurück und begann für das Regime in den verschiedenen Hermann-Göring-Werken als Planerin zu arbeiten. Als ihr Ehemann – ebenfalls Architekt – zur Wehrmacht eingezogen wurde, leitete sie auch das Architekturbüro. 1946 absolvierte sie die Ziviltechnikerprüfung.

Bis zu ihrer Scheidung 1968 führte sie gemeinsam mit ihrem Ehemann ein Büro in Bruck an der Mur, das sie nach der Scheidung bis 1988 allein leitete, wobei sie von ihrer Tochter Elisabeth als Mitarbeiterin unterstützt wurde. Herta Frauneder starb am 21. April 1999 in Bruck an der Mur.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Brigitte Dorfer, Herta Frauneder-Rottleuthner – Architektin, in: Bettina Behr – Ilse Wieser (Hg.),
WOMENT! Eine Würdigung der Grazer FrauenStadtGeschichte. Dokumentation und Lesebuch.
Innsbruck – Wien – Bozen 2004, S. 85–87.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

Hertzgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Heinrich Rudolf Hertz 1857–1894

Physiker. Der gebürtige Hamburger studierte Mathematik und Physik, habilitierte sich 1883 in Kiel und lehrte 1885–1889 in Karlsruhe und später in Bonn. Die 1886 von ihm erstmals erzeugten und nachgewiesenen elektromagnetischen Wellen waren die Grundlage für die Entwicklung der drahtlosen Telegrafie und des Radios. Nach Hertz ist die Einheit der Frequenz benannt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich Hertz war ein deutscher Physiker und gilt als Entdecker der elektromagnetischen Wellen. Hertz wurde am 22. Februar 1857 in Hamburg geboren. Sein Vater war ein Rechtsanwalt jüdischer Herkunft, der zum Christentum konvertiert war. Schon während der Schulzeit legte Hertz sprachliches, mathematisches und technisches Talent an den Tag. Nach dem Abitur am Hamburger Johanneum ging er 1875 als Praktikant für ein Jahr nach Frankfurt, um sich auf das Studium des Bauingenieurwesens vorzubereiten, das er anschließend am Polytechnikum Dresden begann. Da er aber lediglich von den Mathematikvorlesungen angetan war, brach er nach nur einem Semester ab und leistete anschließend den Militärdienst bei einem Eisenbahnregiment in Berlin. Im Wintersemester nahm er das Studium am Polytechnikum in München in Mathematik und Physik wieder auf. 1878 wechselte er nach Berlin an die Friedrich-Wilhelms-Universität.

1880 promovierte Hertz mit einer Dissertation „Über die Induktion in rotierenden Kugeln“. Danach war Hertz in Berlin zwei Jahre Assistent bei dem damals berühmten Naturwissenschaftler Hermann von Helmholtz. In dieser Zeit begann Hertz, die physikalische Natur der Kathodenstrahlen zu erforschen. 1883 wurde er Privatdozent für Theoretische Physik an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel und habilitierte sich ebendort. 1885 engagierte ihn die Technische Hochschule Karlsruhe als Professor für Physik. Hier begann er mit jenen Forschungen, die zur Entdeckung der nach ihm benannten Hertzschen Wellen führten, die auch Grundlage für die elektromagnetische Funkübertragung mit Sender und Empfänger waren. Die praktische Bedeutung seiner Entdeckung, die die Kommunikation revolutionierende Funk- und Rundfunktechnik, war Hertz selbst noch nicht bewusst.

1886 heiratete Hertz Elisabeth Doll, mit der er in der Folge zwei Töchter hatte. 1889 wechselte Hertz an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität nach Bonn. Seine Forschungsergebnisse über die Kathodenstrahlen führten ihn und andere Physiker zunächst zu falschen Deutungsversuchen. Erst ein Experiment im Jahr 1891 ergab, dass dünne Metallschichten für Kathodenstrahlen durchlässig sind, und führte so zur endgültigen Erklärung des Phänomens. 1892 erlitt Hertz einen schweren Migräne-Anfall, woraufhin bei ihm eine rheumatische Systemerkrankung des Gefäßsystems (Wegener-Granulomatose) diagnostiziert wurde. Nach einer Serie erfolgloser Operationen starb Heinrich Hertz im Alter von nur 36 Jahren am 1. Jänner 1894 in Bonn.

Nachdem bereits die Familie seines Vaters zum evangelisch-lutherischen Christentum konvertiert war, definierte sich Hertz Zeit seines Lebens nicht als Jude. Sein auf jüdische Herkunft hinweisender Nachname führte nicht dazu, dass er als Physiker antisemitischen Attacken ausgesetzt war. Die Geschichtserzählung des NS-Regimes machte aus ihm posthum einen „Halbjuden“, was dazu führte, dass sein Porträt aus dem Hamburger Rathaus entfernt wurde und zahlreiche nach ihm benannte Institutionen und Straßen umbenannt wurden. Es gab sogar Überlegungen, die Einheit Hertz, die 1933 international eingeführt worden war, unter Beibehaltung der Abkürzung (Hz) in „Helmholtz“ umzubenennen. Seine Tochter, die Biologin Mathilde Hertz, und sein Neffe, der Physiknobelpreisträger Gustav Hertz, verloren ihre öffentlichen Stellen. Mathilde Hertz emigrierte 1935 nach England. Ein Jahr später folgten ihre Mutter Elisabeth und ihre ältere Schwester Johanna dorthin.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Albrecht Fölsing, Heinrich Hertz. Hamburg 1997.

Armin Hermann, Hertz, Heinrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 8. Berlin 1969. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11855008X.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Stefan Wolff, Juden wider Willen – Wie es den Nachkommen des Physikers Heinrich Hertz im NS-Wissenschaftsbetrieb erging, in: Jüdische Allgemeine vom 4. Jänner 2008. Online verfügbar unter: <https://www.juedische-allgemeine.de/allgemein/juden-wider-willen/>

Herzogenberggasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

(Leopold) Heinrich Freiherr von Herzogenberg 1843–1900

Komponist. In seiner Geburtsstadt Graz feierte der am Wiener Konservatorium ausgebildete Angehörige der exilierten französischen Adelsfamilie Picot de Peccaduc ab 1868 erste Erfolge. Von Brahms beeinflusst, schuf er 1872–1885 in Leipzig und Berlin vor allem weltliche Kompositionen, ehe er sich ab 1892 fast ausschließlich der Kirchenmusik widmete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich von Herzogenberg war ein österreichischer Komponist und wurde am 10. Juni 1843 als Sohn eines Staatsbeamten in Graz geboren. Die Familie stammte väterlicherseits aus dem während der Französischen Revolution emigrierten Adelsgeschlecht Picot de Peccaduc. Heinrichs Großvater August nahm 1811 den eingedeutschten Namen Herzogenberg an. Die Eltern schickten Heinrich zur Ausbildung zunächst an die Jesuitenschule in Feldkirch (Vorarlberg) und dann an die Gymnasien in München und Dresden, bevor er in Graz 1862 maturierte. Danach studierte Heinrich von Herzogenberg in Wien an der Universität Jus und am Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde Komposition. Sein Lehrer dort war Hofoperkapellmeister Felix Otto Dessooff. Über Dessooff lernte Herzogenberg Johannes Brahms kennen. Brahms ermöglichte Herzogenberg die Veröffentlichung seiner ersten eigenen Werke.

Während des Musikstudiums lernte Herzogenberg auch seine spätere Frau, die deutsche Diplomatentochter und als Pianistin Schülerin von Johannes Brahms, Elisabeth von Stockhausen, kennen. Nach Beendigung seines Musikstudiums 1864 unternahm Herzogenberg zuerst einige Studienreisen in Deutschland, heiratete Elisabeth von Stockhausen und kehrte mit ihr 1868 für einige Jahre nach Graz zurück. Hier feierte er seine ersten musikalischen Erfolge mit der dramatischen Kantate „Columbus“ und der symphonischen Dichtung „Odysseus“. Außerdem wirkte er unter anderem als Dirigent im Grazer Singverein und im Steyermärkischen Musikverein (heute: Musikverein für Steiermark). 1872 übersiedelte Herzogenberg mit seiner Frau nach Leipzig und gründete dort gemeinsam mit Franz von Holstein, Philipp Spitta und Alfred Volkland den Leipziger Bach-Verein. Herzogenberg übernahm 1875 dessen Leitung und dirigierte auch für den Verein.

Die intensive Beschäftigung Herzogenbergs mit der Musik Johann Sebastian Bachs schlug sich auch in seinem eigenen Kompositionsstil nieder, der ansonsten von Zeitgenossen – neben Johannes Brahms auch Robert Schumann und Richard Wagner – beeinflusst war. Die Freundschaft mit Brahms führte er in Form eines intensiven Briefwechsels fort, er wurde von diesem auch in Leipzig besucht. 1885 wurde Heinrich von Herzogenberg zum Professor ernannt und als Leiter der Abteilung für Komposition an die königliche Hochschule für Musik in Berlin berufen. Zudem wurde er Mitglied des Senates der königlichen Akademie der Künste. 1887 musste er wegen einer beginnenden Rheuma-Erkrankung seine Lehrtätigkeit in Berlin erstmals unterbrechen. 1892 starb Elisabeth von Herzogenberg im Alter von 44 Jahren an einem langjährigen Herzleiden. Herzogenberg nahm im selben Jahr seine Lehrtätigkeit und seine Ämter in Berlin zwischendurch wieder auf.

Nach dem Tod seines Leipziger Freundes, des Musikwissenschaftlers Philipp Spitta, wandte sich Herzogenberg, auch unter dem Einfluss von Spittas Bruder, dem Theologen Friedrich Spitta, dem Komponieren kirchlicher Vokalmusik zu. Obwohl selbst Katholik, widmete sich Herzogenberg von da an vorbehaltlos der evangelisch-lutherischen Kirchenmusik. Seine letzten Lebensjahre verbrachte Herzogenberg, wegen seines schweren Rheumaleidens an den Rollstuhl gefesselt, in Wiesbaden, wo er am 9. Oktober 1900 im Alter von 57 Jahren starb. Heinrich von Herzogenberg schuf unter anderem zwei Symphonien, die symphonische Dichtung „Odysseus“, ein Violinkonzert, zwei Opern sowie zahlreiche Klavierstücke, Lieder, Kammermusik und Chorwerke.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Heinrich von Herzogenberg, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/herzogenberg_heinrich_von.html

Wolfgang Suppan, Herzogenberg, Heinrich von, in: Steirisches Musiklexikon. Graz 1966.

Bernd Wiechert, Heinrich von Herzogenberg, 1843–1900: Studien zu Leben und Werk (= Abhandlungen zur Musikgeschichte). Göttingen 1997.

Heuberggasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Richard Franz Joseph Heuberger 1850–1914

Komponist. Der gebürtige Grazer gab 1876 die Ingenieurslaufbahn zugunsten der Musik auf und war in Wien Chorleiter etlicher Gesangsvereine sowie ab 1902 Professor am Konservatorium. Als Musikkritiker wurde der zum Brahms-Kreis gehörende Heuberger zur Institution, seine eigenen Opern und Operetten, so „Der Opernball“ von 1898, fanden ein wohlgesinntes Publikum.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Franz Joseph Heuberger war ein österreichischer Komponist, Musikpädagoge und Musikschriftsteller. Er wurde am 18. Juni 1850 in Graz geboren und absolvierte dort ein Studium an der Technischen Hochschule. Nach dessen Abschluss 1875 arbeitete Heuberger zunächst als Eisenbahntechniker im Staatsdienst, wandte sich jedoch schon 1876 der Musik zu. Bereits während seines Studiums hatte er bei Wilhelm Mayer-Rémy Musiktheorie und Komposition studiert und war Chorleiter des „Academischen Gesangsvereins“. Er übersiedelte später nach Wien, um dort bis 1909 vorrangig als Dirigent von Gesangsvereinen (1878 Wiener Singakademie und von 1902 bis 1907 Wiener Männergesangsverein), darüber hinaus als Musikschriftsteller und Musikkritiker tätig zu sein (1881 beim „Neuen Wiener Tagblatt“, 1889 bei der „Münchener Allgemeinen Zeitung“, von 1896 bis 1901 beim österreichischen Leitmedium „Neue Freie Presse“ und seit 1904 bei der von ihm herausgegebenen „Neuen Musikalischen Presse“).

Heuberger gehörte dem Kreis um die Gegner Richard Wagners, Johannes Brahms und Eduard Hanslick, an und war im Wien um 1900 als temperamentvoller Kritiker bekannt und gefürchtet. Berühmtheit erlangte Heuberger, der 1902 zum Professor am Wiener Musikkonservatorium ernannt wurde, mit seiner bis heute als einziges seiner Bühnenwerke regelmäßig aufgeführten Erstlingsoperette „Der Opernball“ (1898, Libretto von Victor Léon und Heinrich von Waldberg) mit dem zum Schlager gewordenen Duett „Komm mit mir ins Chambre séparée“. Darüber hinaus komponierte Heuberger die heute vergessenen Opern „Abenteuer einer Neujahrsnacht“ (1886), „Manuel Venegas“ (1889), „Mirjam oder Das Maifest“ (1894) und „Barfüßle“ (1904), die Ballette „Die Lautenschlägerin“ (1896) und „Struwelpeter“ (1897), die Operetten „Ihre Exzellenz“ (1899), „Der Sechs-Uhr-Zug“ (1900), „Das Baby“ (1902), „Durchlaucht Seitensprung oder Der Fürst von

Düsterstein“ (1909) und „Don Quixotte“ (1910), ferner Chor- und Sololieder, Kantaten, Orchesterwerke und Kammermusik. Mit Peter Rosegger gab er die „Volkslieder aus Steiermark“ mit Melodien heraus. Heuberger starb am 28. Oktober 1914 in Wien und ist in der Hinterbrühl begraben (seit 1956 in einem Ehrengrab).

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Grunsky, Richard Heuberger, der Opernprofessor. Wien 2002.
Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 202.

Hilgergasse

Datum der Benennung

1887 (SVA)

Text der Zusatztafel

Martin Hilger 1538–1601

Glocken- und Geschützgießer. Der aus Freiberg in Sachsen stammende Hilger folgte 1577 dem Ruf Erzherzog Karls II. von Innerösterreich nach Graz. Bis zu seiner Rückkehr 1588 goss er in der am inneren Paulustor gelegenen Gießhütte 187 Geschütze und sieben Glocken, wobei die 1587 für den Glockenturm am Schlossberg gegossene „Liesl“ als sein Meisterwerk gilt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Martin Hilger (Hylger, Hilliger) war ein deutscher Glockengießer. Von ihm stammt die „Liesl“ im Glockenturm auf dem Grazer Schlossberg. Er stammte aus der sächsischen Glocken- und Geschützgießerdynastie Hilliger und wurde im Jahr 1538 als ältester Sohn des Glockengießers Wolf Hilger (Wolfgang Hilliger) in Freiberg (Sachsen) geboren. Zunächst begann er in der kurfürstlichen Gießerei seines Vaters in Dresden zu arbeiten, wo er sich einen außerordentlich guten Ruf als Gießer erarbeitete. 1577 holte ihn Erzherzog Karl II. von Innerösterreich nach Graz, wohin er mit seiner Familie übersiedelte und die zwei damaligen Grazer Gießhütten übernahm.

Seine größeren Werke schuf Hilger vor dem Paulustor, wo sich auch seine Wohnung befand. Von 1578 bis 1588 goss er im Auftrag des Erzherzogs zahlreiche Geschütze und Glocken. Hilger arbeitete angeblich so fleißig, dass Erzherzog Karl zur Unterbringung der großen Zahl angefertigter Geschütze ein neues Zeughaus errichten lassen musste.¹ Hilgers bekanntestes und letztes großes Grazer Werk ist die Glocke für den Turm am Schlossberg, die über vier Tonnen schwere, sogenannte „Liesl“, für die eigens der Glockenturm errichtet wurde.²

Anschließend kehrte Hilger nach Deutschland zurück, wo er in Dresden die Glockengießerei seines Vaters übernahm. Martin Hilger starb am 5. September 1601 in Dresden.³ Er hinterließ vier Söhne.

¹ Josef Wastler, Das Landhaus in Graz. Graz 1890.

² Robert Engele, Damals in Graz: eine Stadt erzählt ihre Geschichten. Graz 2011.

³ Julius Schmidt, Die Glocken- und Stückgießer-Familie Hilliger, in: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins 4. Freiberg 1866.

Seine beiden in Graz geborenen Söhne Martin und Johannes folgten der Familientradition und wurden ebenfalls Glockengießer.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Engele, Damals in Graz: eine Stadt erzählt ihre Geschichten. Graz 2011.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Julius Schmidt, Die Glocken- und Stückgießer-Familie Hilliger, in: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins 4. Freiberg 1866.

Josef Wastler, Das Landhaus in Graz. Graz 1890.

Hochenburgerweg

Datum der Benennung

30.4.1975

Text der Zusatztafel

Franz (Ritter von) Hochenburger 1824–1897

Beamter, Ingenieur. Hochenburger stand dem technischen Departement der steiermärkischen Statthalterei vor. Als Wasserbaufachmann leitete und dokumentierte er die 1874–1891 ausgeführte Murregulierung in und südlich von Graz. 1884 in den Adelsstand erhoben, erwarb er sich ferner Verdienste um den Neubau der Grazer Technischen Hochschule, die heutige Alte Technik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Hochenburger war als Wasserbaufachmann für die Regulierung der Mur in Graz verantwortlich. Er wurde am 25. November 1824 in Graz geboren. Das Technikstudium schloss er als Diplomingenieur ab, anschließend wurde er Beamter bei der k. k. steiermärkischen Statthalterei. Als Wasserbaufachmann war er zuständig für die Regulierung der Mur im Grazer Flussabschnitt, die er auch in Buchform dokumentierte. 1884 wurde er als Anerkennung für die Murregulierung in den erblichen Ritterstand erhoben. In den späten 1880er-Jahren war Hochenburger als k. k. Oberbaurat unter anderem Mitglied in der Baukommission für den Bau des neuen Gebäudes für die Technische Hochschule in der Rechbauerstraße. Franz Ritter von Hochenburger starb am 28. Juni 1897 in Graz. Sein Sohn, der Anwalt und Abgeordnete zum Reichstag (Deutsche Volkspartei), Viktor von Hochenburger, war von 1909 bis 1916 Justizminister der österreichischen Reichshälfte Österreich-Ungarns.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
<https://www.parlament.gv.at/WWER/PARL/J1848/Hochenburger.shtml>

Hochstrassergasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Josef Hochstrasser 1860–1932

Bürgermeister von Andritz. Der Realitätenbesitzer stand ab 1899 bis zu seinem Rücktritt 1917 der damals eigenständigen Gemeinde Andritz vor. 1932 kam er mit einem Begleiter durch einen Sprengsatz an der Gartentür seiner Villa zu Tode. Der Anschlag auf die christlichsoziale Lokalgröße Hochstrasser, für den sein Sohn unter Verdacht geriet, wurde nie restlos geklärt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Hochstrasser war Bürgermeister von Andritz. Hochstrasser fiel einem aufsehenerregenden Attentat durch seinen eigenen Sohn zum Opfer. Den Zeitungsberichten über seinen Tod nach zu schließen, muss Hochstrasser 1860 geboren worden sein. Näheres ist nicht bekannt. Hochstrasser war Mitglied der Christlichsozialen Partei und lange Jahre Gemeindevorsteher beziehungsweise Bürgermeister von Andritz, das damals administrativ noch nicht zum Grazer Stadtgebiet gehörte. Er wird in den Zeitungsberichten als Besitzer einer kleinen Villa in Andritz ausgewiesen.

Hochstrassers Sohn Josef Hochstrasser Junior war in der Heimwehr politisch aktiv und lebte mit seinem Vater in jahrelangem Konflikt.¹ Josef Hochstrasser Senior und sein Freund und Parteikollege Karl Rubian fielen am Abend des 23. April 1932 einem Bombenattentat in Andritz zum Opfer, als sie von einem Gasthausbesuch zurückkehrten. Die Bombe war am Gartentor angebracht und explodierte offenbar beim Öffnen des Tores. Das Ereignis wurde in ganz Österreich kolportiert.² Da am 23. April in der Steiermark Landtagswahlen stattfanden und Rubian für die Bürgerliche Wirtschaftsvereinigung als Gemeinderat in Andritz kandidierte, wurde in den Medien von Anfang an über einen politischen Hintergrund des Attentats spekuliert. Im Juni des gleichen Jahres wurde der damals 19-jährige Medizinstudent Josef Hochstrasser jun. als Tatverdächtiger festgenommen. Hochstrasser und sein Mitangeklagter, der 35-jährige Franz Schumak, der Hochstrasser mit Waffen und Sprengmittel versorgt hatte, wurden am 14. Dezember 1932 von einem Schöffensenat freigesprochen, weil laut Urteilsbegründung nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden konnte, dass die beiden mit dem

¹ Vgl. Arbeiter-Zeitung Wien vom 17. Juni 1932.

² Vgl. z. B. Innsbrucker Nachrichten vom 25. April 1932.

Sprengsatz jemanden töten wollten. Der „junge, unerfahrene Hochschüler habe möglicherweise nur gehofft, bei Angriffen auf die Villa die Angreifer schon durch die Detonation der Sprengkörper verscheuchen zu können.“³

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

³ Vgl. (Linzer) Tages-Post vom 15. Dezember 1932.

Hödlweg

Datum der Benennung

15.12.1955

Text der Zusatztafel

Bonaventura Konstantin Hödl 1776–1848

Jurist, Unternehmer. Der im schweizerischen St. Gallen geborene Hödl war Rechtsanwalt und Ziegelfabrikant. Sein Betrieb fertigte unter anderem Terrakottareliefs für repräsentative Grazer Gebäude wie den Reinerhof. Hödl setzte zahlreiche Verschönerungen am Schloßberg um, so das im Historismus gestaltete Starcke-Haus, das ägyptische Portal oder neue Weingärten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Bonaventura Hödl war ein Grazer Ziegelfabrikant und Rechtsanwalt. Geboren im Jahr 1776 in St. Gallen in der Schweiz, zog er nach Graz, wo er sich neben seiner Tätigkeit als Hof- und Gerichtsadvokat mit der Herstellung von Ziegeln beschäftigte. Hödl war es, der erstmals Braunkohle aus dem nahen Kohlebergbau in der Weststeiermark zum Brennen der Ziegel verwendete und so den Brennvorgang effektiver gestalten konnte. Bis dahin hatte man dafür Holz verwendet. Hödl entwickelte außerdem spezielle Ziegel mit Eisenüberzug.

In Hödls Ziegelbrennerei, die er in einem ehemaligen Lusthaus der Fürsten Eggenberg in der Alten Poststraße eingerichtet hatte, entstanden zahlreiche künstlerisch ambitionierte Dekorationsstücke, wie beispielsweise Terrakottareliefs für den Reinerhof und andere Grazer Gebäude, oder auch Terrakottafiguren, z. B. jene in Form von Satyrdoggen, die oberhalb des Uhrturms aufgestellt wurden. Hödl ließ überdies die bunten glasierten Dachziegel für das Grazer Landhaus anfertigen. 1818 übernahmen die steirischen Stände den Schloßberg und begannen damit, den unansehnlichen Fels mit den Trümmern der alten Festung zu begrünen und Wege anzulegen.

1820 wurden Teile des Schloßbergs parzelliert und an private Interessenten mit der Auflage verkauft, den Schutt wegzuräumen und die Grundstücke zu kultivieren. Hödl und seine Frau Karoline kauften mehrere Parzellen an der Westseite unterhalb der erhalten gebliebenen Stallbastei. Hödl ließ auf diesen Flächen Wein- und Ziergärten errichten und an der Stelle des zerstörten Pulverturms der Festung jenes Winzerhaus mit historisierend-gotischem Türmchen errichten, das später als „Starckehäuschen“ bekannt wurde (weil hier der deutsche Schauspieler Gustav Starcke in den

1880er-Jahren auf Einladung der Stadt Graz seine Sommerferien verbrachte) und in dem heute eine Gastronomie eingerichtet ist. Das sogenannte „ägyptische“ Portal im unteren Bereich der Stallbastei sowie der davorliegende Laubengarten gehen ebenso auf Hödl zurück wie eine nicht mehr erhaltene Sonnenuhr, auf deren Ziffernblatt eine Darstellung des Gottes Saturn zu sehen war. Hödl initiierte auch die Wiederinstandsetzung des sogenannten Tiefen Brunnens („Türkenbrunnen“), der seit der Sprengung der Festung im Jahr 1809 mit Geröll und Schutt angefüllt war. Durch die Instandsetzung des Brunnens wurde die Trinkwasserversorgung auf dem Schloßberg wiederhergestellt und die weitere Anlage von Grünflächen auf dem Berg ermöglicht. Die Räumungsarbeiten für den 94 m tiefen Schacht, der bis unter den Grundwasserspiegel der Mur reicht, wurden zu knapp einem Sechstel durch Spenden aus der Grazer Bevölkerung finanziert.

Hödl, von Zeitzeugen als „kleines, lebhaftes Männchen voll Geist und Witz“ charakterisiert, brachten seine ambitionierten Aktivitäten in finanzielle Schwierigkeiten und schließlich in den Konkurs. 1839 mussten er und seine Frau sowohl die Ziegelfabrik als auch die Grundstücke auf dem Schloßberg verkaufen. Hödl zog sich in seinen erlernten Anwaltsberuf zurück und starb, verarmt und vergessen, am 10. September 1848 in Graz. Es bleibt ihm das Verdienst, als einer der Ersten nachhaltige Schritte zur Gestaltung der Parklandschaft auf dem Schloßberg gesetzt zu haben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Engele, Der Advokat auf dem Schloßberg, in: austria-forum. Online verfügbar unter:

<https://austria->

[forum.org/af/Wissenssammlungen/Damals_in_der_Steiermark/Advokat_auf_Schlo%C3%9Fberg](https://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Damals_in_der_Steiermark/Advokat_auf_Schlo%C3%9Fberg)

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Hödl, Bonaventura Constantin, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Lfg. 9. Wien 1959. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_H/Hoedl_Bonaventura-Constantin_1776_1848.xml

Andreas Zbiral, Lebensraum mit Geschichte – Der Grazer Schlossberg. Wissenschaftlicher Führer über den Grazer Schlossberg. Graz 1998. Online verfügbar unter:

http://www.zbiral.at/inhalte/publikationen/downloads/text_sb_fuehrer.pdf

Hofbauerplatz

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Leopold Hofbauer 1832–1908

Priester. Als Pfarrer von St. Andrä förderte der gebürtige Wiener den damals in seinem Pfarrgebiet gelegenen Vinzenzverein zur Linderung der sozialen Not. 1882 initiierte er das Kinderasyl Leopoldinum, wobei die heutige Schule in der Algersdorfer Straße auf die 1883 gegründete Mädchenschule zurückgeht. Zudem trieb Hofbauer den Bau der Vinzenzkirche voran.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Leopold Hofbauer war ein Grazer Pfarrer. Er gründete das Kinderasyl Leopoldinum. Hofbauer wurde am 12. September 1832 in Wien geboren. Er studierte in seiner Heimatstadt und später in Graz. 1852 trat er in das fürstbischöfliche Priesterseminar ein und wurde am 27. Juli 1856 zum Priester geweiht.¹ Über Stationen als Kaplan in St. Ruprecht an der Raab und Gleisdorf und als Hauskaplan im Kloster der Herz-Jesu-Damen (Sacre-Coeur) wurde er 1872 an die Grazer Stadtpfarre versetzt, wo er nach dem Tod des damaligen Propstes die Umgestaltung und Neueinrichtung der Stadtpfarrkirche leitete.

1881 wurde er Pfarrer der Kirche St. Andrä, damals noch in der Vorortgemeinde Algersdorf am rechten Murufer. Hier gründete er 1882 das Kinderasyl Leopoldinum, das von den Barmherzigen Schwestern betreut wurde. 1883 entstand in Verbindung damit auch eine Privatschule für Mädchen, die später zur Ortsschule wurde. Leopold Hofbauer engagierte sich auch für den Bau der Vinzenzkirche im heutigen Bezirk Eggenberg. 1907 trat Hofbauer in den Ruhestand. Am 3. Februar 1908 erlag er in Graz einem „langen, schweren Leiden“². Der schon vor dem Zweiten Weltkrieg nach Leopold Hofbauer benannte Platz trug während der NS-Zeit vorübergehend den Namen des nationalsozialistischen Politikers und hohen SS-Offiziers Armin Dadiou.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Grazer Tagblatt 11. September 1893.

² Vgl. Grazer Volksblatt vom 4. Februar 1908.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Hofmannsthalgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Hugo von Hofmannsthal 1874–1929

Schriftsteller. Der 1898 promovierte Philologe lebte als freier Schriftsteller im damals am Rand seiner Geburtsstadt Wien gelegenen Rodaun. Seine Lyrik und Dramen prägten das österreichische Fin de Siècle. Hofmannsthal ist als Mitbegründer der Salzburger Festspiele seit 1920 mit seinem 1911 uraufgeführten Mysterienspiel „Jedermann“ in deren festem Repertoire.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hugo von Hofmannsthal wurde als Sohn des Bankdirektors Hugo von Hofmannsthal (1841–1915) und dessen Frau Anna, geb. Fohleutner (1849–1904), am 1. Februar 1874 in Wien geboren. Als Einzelkind wurde er zuerst von Privatlehrern erzogen und vom Vater gefördert. „Der Umgang mit Büchern war die Hauptbeschäftigung des einsamen Kindes“¹, dazu kamen häufige Theater- und Opernbesuche. Er absolvierte ab 1884 das Akademische Gymnasium in Wien und ab 1890 wurden erste Gedichte unter dem Pseudonym „Loris“ publiziert. Er fand, als Wunderkind apostrophiert, sogleich Anschluss an die später sogenannte Gruppe „Jung-Wien“ – Arthur Schnitzler (1862–1931), Peter Altenberg (1859–1919), Felix Salten (1869–1945), Richard Beer-Hofmann (1866–1945), als Mentor fungierte Hermann Bahr (1863–1934) – und stieß 1891 im Kaffeehaus (Griensteidl) auf den heftig um ihn werbenden Stefan George (1868–1933), woraus sich eine prägende, allerdings krisenhafte Beziehung bis zum Bruch 1906 entwickelte.

Die Gedichte, Szenen und Erzählungen des Frühwerks wurden als dekadentes Ästhetentum unter dem Siegel der Schönheit und Morbidität rezipiert. Im Herbst 1892 begann Hofmannsthal auf Drängen des Vaters ein Jura-Studium, das er nur bis zur ersten Staatsprüfung 1894 beibehielt. Nach der – von Krisen und Krankheiten geprägten – Absolvierung des Militärdiensts als Einjährigfreiwilliger und einer Phase der Unsicherheit wechselte er im WS 1895/96 zum Studium der Romanistik, das er

¹ Die biografischen Daten zu Hofmannsthal orientieren sich angesichts einer völlig unüberschaubaren Menge an Sekundärliteratur zusammenfassend und ergänzend an der referierend-interpretatorischen Darstellung von Elisabeth Dangel-Pelloquin, Phasen eines Lebenslaufes, in: Mathias Mayer – Julian Werlitz (Hg.), Hofmannsthal Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2016, S. 32–42, hier S. 33.

1898 mit einer Dissertation „Über den Sprachgebrauch bei den Dichtern der Plejade“ abschloss. Anstellungsmöglichkeiten und die universitäre Karriere zerschlugen sich, sodass Hofmannsthal fortan „freier Schriftsteller“ war. Im Frühjahr 1900 erweiterte er seinen Horizont durch elf Wochen in Paris. Am 8. Juni 1901 heiratete er die Bankierstochter Gertrude Schlesinger (1880–1959). Dieser Verbindung, die – neben der ruhigen Umgebung des Häuschens in Rodaun bei Wien – Hofmannsthals Hypersensibilität einen praktikablen Alltagsrahmen verlieh, entsprangen innerhalb von fünf Jahren drei Kinder: Christiane (1902–1987), Franz (1903–1929) und Raimund (1906–1974).

Im Jahr der Geburt der späteren Emigrantin und österreichisch-amerikanischen Sozialwissenschaftlerin Christiane von Hofmannsthal, verh. Zimmer, erschien jener vielzitierte Text des Vaters, der neben Fritz Mauthners (1849–1923) „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ (1901/02) die Sprachkritik der Moderne in diesem Jahrhundert einläutete: „Ein Brief [des Lord Chandos ...]“. Der große Erfolg der Sophokles-Bearbeitung „Elektra“ in der Regie von Max Reinhardt (1873–1943) 1903 in Berlin war auch der erste Schritt in einem Umorientierungsprozess von der Kaffeehauskultur des „Jung-Wien“ in Richtung Deutschland, was sich im Freundeskreis und auch in den Verlagen widerspiegelte (S. Fischer, Insel). Hofmannsthals intensive Freundschaft (?) zu Ottonie von Degenfeld (1882–1970) war auch durch eine räumliche Entfernung definiert und basierte zum Gutteil auf dem Briefwechsel, der sich ab 1909 bis ans Lebensende entspann. In dieses erste Jahrzehnt des Jahrhunderts fällt auch die 1906 begonnene Zusammenarbeit mit Richard Strauss (1864–1949), die in sechs Opern mit dem Höhepunkt des „Rosenkavalier“ (UA 1911 Dresden) mündete.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs war Hofmannsthal von der vorgeblichen nationalen Sinnggebung begeistert und beschwor das Zusammengehörigkeitsgefühl des Deutschtums, allerdings sehr wohl mit einer Österreich-Schlagseite. Gegen die Einberufung als einfacher Soldat wehrte er sich mit allen Mitteln, es gelang ihm auch tatsächlich die Zuteilung ins (sichere) Pressereferat des Kriegsfürsorgeamts, wo er vielfältige publizistische Aktivitäten zur kulturpolitischen Identitätsstiftung des Vielvölkerstaats setzte, so etwa mit der Reihe „Österreichische Bibliothek“. Besonders nachdrücklich setzte er sich ab 1917 für Rudolf Pannwitz (1881–1969) ein, der mit seiner „Krisis der europäischen Kultur“ die Verschmelzung der europäischen Kultur mit der östlichen forderte und die Gegenwart als eine chaotische, dekadente und nihilistische ablehnte; 1920 fand dann die Pannwitz-Periode ihr Ende, weil ihr – stets finanziell unterstützungsbedürftiger – Schöpfer den Bogen überspannt hatte.

Nach dem Kriegsende engagierte sich Hofmannsthal in den 1920er-Jahren für die Salzburger Festspiele und versuchte, den Festspielgedanken als kulturelle Einigungsidee zu etablieren. Fast jährlich seit 1920 wurden sie mit der katholischen Zeigefinger-Moritat „Jedermann“ von 1911 versehen. In der Rede „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation“ sah er die deutsche Kultur in ihrer Einheitlichkeit und Aussagekraft gefährdet, er diagnostizierte Geltungsverluste tradierter Wertrahmen und einer verbindlichen Sprache der Nation, die für Frankreich nicht verlorengegangen

seien. Die Zerrissenheit und Zerfaserung, das Fragmentarische und regellos Individualisierte solle im Rahmen einer konservativen Revolution wieder integriert werden. Hofmannsthal's auch private Verunsicherung kulminierte in seinem Tod am 15. Juli 1929 durch einen Schlaganfall, den er am Tag des Begräbnisses seines Sohns Franz, der zwei Tage zuvor Selbstmord begangen hatte, erlitt.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Elsbeth Dangel-Pelloquin, Phasen eines Lebenslaufes, in: Mathias Mayer – Julian Werlitz (Hg.), Hofmannsthal Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2016, S. 32–42.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Holteigasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Karl Eduard von Holtei 1798–1880

Schriftsteller, Schauspieler, Theaterleiter. Holtei arbeitete als Dramaturg, Regisseur und Darsteller an bedeutenden Bühnen, wie in Berlin, Wien oder Riga, zugleich war er als Rezitator und Schauspieler in Deutschland auf Wanderschaft. Ein Gutteil seines Romanwerks entstand 1850–1864 in Graz, ehe er sich in seiner Geburtsstadt Breslau/Wrocław niederließ.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl (Eduard) von Holtei (eigentlich Holtey) wurde als Sohn des gleichnamigen Rittmeisters in der k. k. Armee (1768–1845) am 24. Jänner 1798 in Breslau geboren. Seine Mutter, Wilhelmine Gottliebe Holtey, geb. von Kessel (1773–1798), starb drei Tage vor der Taufe an Kindbettfieber. Das Baby wurde von der Tante, Dorothea von Arnold (1739–1821), aufgenommen. Holtei besuchte das evangelische Friedrichs-Gymnasium, dann bis 1814 das Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau. Schon ab 1811 war der junge Mann immer wieder im Breslauer Theater zu finden. 1815 schloss er sich den „Breslauer freiwilligen Jägern“ im Kampf gegen Napoleon an, nahm aber an keinen Kämpfen teil. Nach der Rückkehr war er 1817 Mitglied der Breslauer Burschenschaft (Raczeks), sammelte schauspielerische Erfahrungen 1816–1824 am Schlosstheater des Grafen Johann Hieronymus von Herberstein (1772–1847) in Grafenort und gab 1819 sein Debüt auf der Bühne des Breslauer Staatstheaters. 1821 heiratete er die Schauspielerin Louise von Rogée (1800–1825) und wurde am Königlichen Nationaltheater, an dem seine Frau engagiert war, Sekretär und Theaterdichter.

1823 unternahm Holtei nach Auseinandersetzungen mit der Breslauer Direktion eine „Kunstreise“ (Tournee) nach Prag, Wien, Brünn, Berlin, Hamburg und Breslau, von dort mit den Kindern Heinrich (1821–1836) und Marie (1822–1897) und seiner Frau nach Berlin ans „Königliche Theater“. Nach dem Tod von Louise an einer Herzbeutelentzündung 1825 war er am neuen Berliner „Königstädtischen Theater“ als Theaterdichter und Regisseur engagiert. 1826 reiste er mit dem Grafen Herberstein nach Paris und machte auf der Rückreise einen Abstecher zu Johann Wolfgang von Goethe und zu Johanna Schopenhauer, wobei sich 1828 die Freundschaft mit der Letzteren und mit August von Goethe intensivierte. 1829 heiratete er Julie Holzbecher (1809–1838) und übersiedelte mit den Kindern aus

erster Ehe nach Darmstadt ans Hoftheater. 1832 kehrte er nach Berlin zurück und trat im Folgejahr als Schauspieler auf. Nach einem längeren Aufenthalt in Brünn wechselte er wiederum ans Josefstädter Theater in Wien und 1836 nach Grafenort.

Nach dem Tod seines Sohns, der 1836 mit 15 Jahren an einer Lungenlähmung starb, ging er nach Dresden. 1837 begann er mit der Abfassung seiner Autobiografie „Vierzig Jahre“ und war für zwei Jahre Theaterdirektor in Riga. Die persönlichen Schicksalsschläge setzten sich fort: Seine Frau Julie starb am 29. Dezember 1838 in Riga an den Folgen einer missglückten Entbindung, die Tochter Marie blieb daraufhin beim Oberpastor Karl Ludwig Grave (1784–1840). Holtei reiste nach Grafenort zum Grafen Herberstein, der ihn 1840 nach dem Tod Graves als Gesellschafter auf sein Schloss Eggenberg bei Graz einlud. Nach Differenzen mit dem Gastgeber wechselte er im Oktober 1840 nach Wien, während die Tochter bei einer Pflegemutter in Graz verblieb. Er trat im „Theater an der Wien“ auf, las im „Theater in der Leopoldstadt“ und hielt Shakespeare-Vorträge. 1842 war er bei der Heirat seiner Tochter Marie mit dem Advokaten und späteren Kanzleidirektor der Steiermärkischen Sparkasse, Dr. Josef Potpeschnigg (1809–1893), in Graz. Es folgten Vorlesungen und Leseabende in Berlin und Grafenort. 1844 wurde er stellvertretender Direktor des Breslauer Aktientheaters, nach Lösung des Vertrags tingelte er nach Trachenberg und Breslau, unternahm eine seiner „Kunstreisen“ nach Wolfenbüttel, Göttingen, Hannover, im März 1847 nach Bremen und Oldenburg.

Graz-Aufenthalte sind für den Sommer 1847, für den Februar 1848 und kurz für den August 1849 dokumentiert, dazwischen arbeitete er als Bibliothekar in Trachenberg. 1849 – er hatte sich gegen die Februarrevolution 1848 ausgesprochen und war als Royalist abgestempelt – reiste er über Trachenberg ins politisch ruhige Hamburg, wo er von Februar bis Juli 1849 für das Thaliatheater schrieb und 1850 seine Lebenserinnerungen vollendete.¹ Von 1850 bis 1865 lebte er dann bei seiner Tochter Marie in Graz und schloss u. a. Freundschaften mit Karl Weinhold (1823–1901), Anastasius Grün (1806–1876) und der Frau von Anton Prokesch von Osten, Irene (1811–1872). Im Dezember 1865 kehrte er in seine Geburtsstadt Breslau zurück.² In den letzten drei Lebensjahren wurde er in das Kloster der Barmherzigen Brüder aufgenommen, wo er am 12. Februar 1880 starb und im Bernhardin-Kirchhof in Rot(h)kretscham an der Landstraße nach Ohlau bei Breslau begraben wurde.

¹ Die bisherigen Angaben zu Holteis Vita folgen hier größtenteils einem Sukkus aus den detaillierten, wenn auch natürlich perspektivierten Angaben in seiner Autobiografie, die (trotz des Titels) bis zum Ende der 1840er-Jahre reicht.

² Über die Grazer Jahre unterrichtet Karl Weinhold, Karl von Holtei, in: Westermanns Illustrierte Monatshefte, 50/1880, S. 235f. Online verfügbar unter:
<https://play.google.com/books/reader?id=zCsVAAAAYAAJ&pg=GBS.PA228&hl=de>

Die Erinnerung an Karl von Holtei wird vor allem durch eine rege wissenschaftliche Beschäftigung³ mit dem Autor aufrechterhalten. Aus dem Buchhandel, der Kritik oder aus der massenmedialen Verbreitung ist er so gut wie verschwunden, dennoch ist der lange in Graz ansässige Autor ein interessanter Solitär in der deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, der vor allem auch aufgrund der Autobiografie „Vierzig Jahre“ ein doch aufschlussreiches Zeitbild der personellen und sozialen Verhältnisse vor allem im Bereich des Theaters offeriert.⁴

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Leszek Dziemianko – Marek Halub, Vorwort, in: Leszek Dziemianko – Marek Halub (Hg.), Karl von Holtei (1798–1880). Leben und Werk. Leipzig 2001, S. 9–16.

Karl von Holtei, Vierzig Jahre. 8 Bde. Berlin 1843–1850.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Sigurd Paul Scheichl, Berichte aus einem „dissoluten Leben“. Liebesaffären in Holteis Autobiografie, in: Christian Andree – Jürgen Hein (Hg.), Karl von Holtei (1798–1880). Ein schlesischer Dichter zwischen Biedermeier und Realismus. Würzburg 2005, S. 53–70.

Karl Weinhold, Karl von Holtei, in: Westermanns Illustrierte Monatshefte 50/1880, S. 228–245.

Online verfügbar unter:

<https://play.google.com/books/reader?id=zCsVAAAAYAAJ&pg=GBS.PA228&hl=de>

³ Vgl. den Überblick über die germanistischen Forschungsarbeiten bei Leszek Dziemianko – Marek Halub, Vorwort, in: Leszek Dziemianko – Marek Halub (Hg.), Karl von Holtei (1798–1880). Leben und Werk. Leipzig 2001, S. 9–16, hier S. 10–13.

⁴ Sigurd Paul Scheichl konstatiert allerdings in einem Aufsatz nicht nur die Tatsache, dass Holtei „überhaupt dem Kanon der deutschen Literatur nicht mehr angehört“, sondern ist auch gegenüber der Relevanz der Autobiografie skeptisch: „Sie ist eine der umfangreichsten, aber gewiß nicht eine der lesenswertesten Lebensbeschreibungen des 19. Jahrhunderts, eine, die in der Fülle der Details und Anekdoten untergeht.“ Sigurd Paul Scheichl, Berichte aus einem „dissoluten Leben“. Liebesaffären in Holteis Autobiografie, in: Christian Andree – Jürgen Hein (Hg.), Karl von Holtei (1798–1880). Ein schlesischer Dichter zwischen Biedermeier und Realismus. Würzburg 2005, S. 53–70, hier S. 53.

Holubgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Emil Holub 1847–1902

Afrikaforscher. Der im Kronland Böhmen Geborene unternahm nach dem Medizinstudium 1872–1879 in Prag drei Expeditionen in den unerforschten Süden Afrikas. Eine Süd-Nord-Durchquerung scheiterte 1886. Holubs Bücher, Vorträge und seine in Wien und Prag ausgestellte Afrikasammlung drücken ein europäisches Überlegenheitsgefühl und auch sachliche Neugier aus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Emil Holub war ein böhmisch-österreichischer Arzt und Afrikaforscher. Geboren als Sohn eines Arztes am 7. Oktober 1847 im böhmischen Holitz (heute Holic, Tschechien), ging er in Saaz (heute Žatec, Tschechien) in die deutschsprachige Schule und studierte anschließend auf Wunsch seiner Eltern in Prag Medizin. Wenige Monate nach dem Studienabschluss reiste Holub 1872 nach Afrika, um dort seinem Vorbild David Livingstone, dessen Tagebücher er gelesen hatte, nachzueifern.

Holub ließ sich als Arzt im Diamantendistrikt von Kimberley (Südafrika) nieder, um sich die finanziellen Mittel für Forschungsreisen in die damals aus europäischer Sicht noch teilweise unbekanntem Regionen im Inneren des Kontinents zu verdienen. Von 1873 bis 1879 unternahm Holub drei ausgedehnte Expeditionen. Dabei bereiste er entlegene Teile Transvaals (heute Republik Südafrika) und des östlichen Betschuanenlandes (heute Botswana) sowie des späteren Rhodesien (des heutigen Sambia und Zimbabwe). Ende 1879 kehrte er nach Europa zurück und hielt vielbesuchte Vorträge über seine Reisen. Sein Plan, ein Afrikamuseum aufzubauen, scheiterte jedoch mangels finanzieller Unterstützung.

1880 veröffentlichte Holub den Reisebericht „Sieben Jahre in Afrika“. Das Buch wurde seinerzeit mit der Arbeit von Charles Darwin verglichen und ein Verkaufserfolg. 1883 brach Holub mit seiner 18-jährigen Ehefrau Rosa, die er im selben Jahr geheiratet hatte, zur geplanten Afrika-Durchquerung von Süd nach Nord auf. Das ehrgeizige und von allerlei Problemen wie Krankheiten und Unglücksfällen gezeichnete Unterfangen endete 1886 nach einem Kampf mit Angehörigen des MaShona-Volkes. Dabei gingen größere Teile der Tagebücher und der Ausrüstung verloren. 1887 kehrte Holub mit

einer rund 13.000 Exponate umfassenden zoologischen und ethnologischen Sammlung nach Europa zurück. Noch im selben Jahr nahm die Leopoldina Emil Holub als Mitglied auf. Wieder berichtete er auf einer Vortragsreise über die Expedition und 1890 veröffentlichte er ein weiteres Buch, „Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbe“, das ähnlich erfolgreich wie das erste wurde. Holub schrieb diese beiden Bücher ursprünglich auf Tschechisch, gab sie allerdings selbst auf Deutsch heraus.

1891 wurde in der Wiener Rotunde Holubs international beachtete „Südafrikanische Ausstellung“ gezeigt, ein Jahr später auch in Prag. Zudem bot er dem Prager Nationalmuseum an, seine Sammlung kostenfrei zu übernehmen. Das Museum lehnte jedoch ab und die Stücke landeten weltweit verstreut in verschiedensten Museen und Lehranstalten. Holubs letzte Lebensjahre waren von finanziellen Schwierigkeiten und Krankheit überschattet. 1901 gewährte ihm Kaiser Franz Josef ehrenhalber eine Jahrespension in der Höhe von 5.000 Kronen. Die Pension wurde ihm allerdings nur einmal ausbezahlt.

Emil Holub starb am 21. Februar 1902 in seiner Wiener Wohnung. Er erhielt ein Ehrengrab auf dem Zentralfriedhof. Die Geschichte der Erforschung Afrikas verdankt ihm eine Fülle von Erstinformationen über Geografie und Bevölkerung. Holub nahm bei neugeschaffenen topografischen Bezeichnungen wiederholt auf seine böhmische Heimat und auf das alte Österreich Bezug. Seine Reisebücher und seine Vortragstätigkeit in Europa und Amerika machten ihn seinerzeit weithin bekannt. Holubs Einstellung gegenüber Afrika und der dortigen Bevölkerung war einerseits von Neugier und andererseits von zivilisatorischem Missionierungsdrang geprägt. Holub war zeit seines Lebens von der Höherwertigkeit der europäischen Kultur überzeugt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Georg Friedrich Hamann, Emil Holub. Der selbsternannte Vertreter Österreich-Ungarns im südlichen Afrika, in: Walter Sauer (Hg.), k. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika. 2. Aufl. Wien – Köln – Weimar 2007.

Günther Hamann, Holub, Emil, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 9. Berlin 1972. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119262339.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Holub, Emil, in: Austria Forum, 2016. Online verfügbar unter: https://austria-forum.org/af/AEIOU/Holub,_Emil

Horneckstraße

Datum der Benennung

27.3.1930

Text der Zusatztafel

Ottokar aus der Gaal um 1265–1319 oder 1321

Schriftsteller. Ottokar aus dem Geschlecht der Herren von Strettweg nahm im Dienste der Liechtensteiner an Kriegszügen und diplomatischen Reisen teil. Seine „Steirische Reimchronik“ über die Zeit 1246–1309 zählt zu den gehaltvollsten spätmittelalterlichen Geschichtswerken. Wolfgang Lazius, Humanist im 16. Jahrhundert, schrieb ihm fälschlich den Namen Horneck zu.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ottokar aus der Gaal (fälschlich: Ottokar von Horneck) war ein steirischer Dichter und Historiker, er gilt als der „steirische Reimchronist“ des 13. Jahrhunderts. Ottokar wurde um das Jahr 1265 als Sohn des bischöflichen Burghauptmanns von Schloss Wasserberg, Dietmar aus der Gaal, vermutlich am Siedelhof der Galler, geboren. Möglicherweise ging er in Seckau zur Schule. Seine Ausbildung als Meistersinger erhielt Ottokar nach eigenen Angaben am Hof Ottos II. von Liechtenstein als Schüler des im Dienst der Liechtensteiner stehenden Konrad von Rotenberg (auch: Rothenburg), der davor am Hof König Manfreds von Sizilien Karriere gemacht hatte. Erst 1287 wird Ottokar als „Otacher ouz der Geul“ urkundlich erwähnt.

Dokumente über sein Leben sind lückenhaft, was möglicherweise mit einer regen Reisetätigkeit Ottokars zusammenhängt. Indizien finden sich für einen von ihm selbst genannten, längeren Aufenthalt in Oberitalien. 1297 war Ottokar bei der Krönung Wenzels II. in Prag. 1304 wird er als Ehemann von Elisabeth und Vater zweier Kinder erwähnt. Wohl nahm er im selben Jahr am Feldzug des römisch-deutschen Königs Albrecht I. in Böhmen teil. Um das Jahr 1305 begann Ottokar mit der Abfassung seiner berühmten Reimchronik. 1313/14 war er vermutlich bei einer Delegationsreise Herzog Friedrichs des Schönen zu König Jakob II. von Aragon dabei. Möglicherweise hatte Ottokar auch Kontakt zum Hof der Habsburger. Insgesamt scheint Ottokar gut situiert gewesen zu sein.

An der Reimchronik arbeitete er vermutlich bis zu seinem Tod. Diese ist in über 98.000 Versen auf Mittelhochdeutsch abgefasst. Aus ihr erschließen sich zahlreiche Details der Geschichte Österreichs und insbesondere der Steiermark in der Zeit unmittelbar nach dem Aussterben der Babenberger im

Jahr 1246, während der Herrschaft des Königs Přemysl Ottokar II. und über die ersten Jahrzehnte der habsburgischen Herrschaft. Die Reimchronik ist auch eine wichtige Quelle für die Kultur- und Mentalitätsgeschichte. Sie ist durchwegs aus der Sicht des steirischen Adels und für dessen Selbstverständnis geschrieben. Ottokars politische Einstellung war loyal zum Adel und ausgesprochen antipäpstlich. In der Reimchronik finden sich zahlreiche Beschreibungen des höfischen Lebens der damaligen Zeit. Auch chronikale Ereignisse wie eine Heuschreckenplage und das Auftreten von Pelikanen in der Steiermark im Jahr 1309 hielt Ottokar fest. Die erste Beschreibung des steirischen Landeswappens geht ebenfalls auf Ottokar zurück. Daneben dürften etliche Geschichten in der Reimchronik mehr oder weniger frei erfunden sein. Dies tut ihrer Bedeutung als historisches Dokument insgesamt aber keinen Abbruch. Die Reimchronik bricht 1309 ab.

Ottokar wird 1319 das letzte Mal urkundlich erwähnt und dürfte um das Jahr 1321 gestorben sein. Zwei Grabsteine im Kreuzgang des Stiftes Seckau werden Ottokar und seiner Frau Elisabeth zugeordnet. Der Name Ottokar von Horneck wurde ihm von dem Historiker und Kartografen Wolfgang Lazius im 16. Jahrhundert unzutreffenderweise zugeschrieben. Franz Grillparzer verewigte diesen Namen in der Figur des Ottokar von Horneck in seinem Drama „König Ottokars Glück und Ende“ und popularisierte so die falsche Namensbezeichnung.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Walter Brunner, Die Adelsfamilie „aus der Gaal“ und der steirische Reimchronist Otacher aus Gaal – Geschichte des Lebensraumes und seiner Bewohner. Gaal 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Maja Loehr, Der steirische Reimchronist – ein österreichischer Geschichtsschreiber des Mittelalters (= Der Bindenschild 1: 2). Wien 1946.

Winfried Stelzer, Ottokar aus der Gaal, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin 1999. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118738836.html#ndbcontent>

Hoschweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Kaspar Hosch 1859–1936

Bürgermeister von St. Veit. Der in Edelsbach bei Feldbach geborene Hosch war Gastwirt im damals eigenständigen St. Veit ob Graz. Vor dem Ersten Weltkrieg stand er der Gemeinde vor und war Abgeordneter zum steiermärkischen Landtag. In der Ersten Republik war er 1919–1920 christlichsoziales Mitglied der Konstituierenden Nationalversammlung, bis 1927 des Bundesrats.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Kaspar Hosch war Gastwirt, Politiker und Bürgermeister der damals selbstständigen Gemeinde St. Veit ob Graz. Er wurde am 9. Jänner 1859 in Edelsbach bei Feldbach geboren und war Gastwirt in St. Veit ob Graz. Der Realitätenbesitzer war zusätzlich auch Obmann der Raiffeisenkasse in St. Veit bei Graz sowie Abgeordneter zum Steiermärkischen Landtag. Von 1920 bis 1927 war er christlich-soziales Mitglied des Bundesrates, 1920 kurzzeitig auch für dieselbe Partei im Nationalrat. Von 1919 bis 1920 war er ebenfalls Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung für die CSP gewesen. Kaspar Hosch starb am 23. Mai 1936 in Edelsbach bei Feldbach.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

https://www.parlament.gv.at/WWER/PAD_00654/index.shtml

Hubert-Hoffmann-Ring

Datum der Benennung

2002 (SVA)

Text der Zusatztafel

Hubert Hoffmann 1904–1999

Architekt. Der gebürtige Berliner und Bauhaus-Schüler avancierte zu einer Größe in der deutschen Stadtplanung. 1959 berief ihn die Technische Hochschule nach Graz, wo er 1960 das Forum Stadtpark mitbegründete. Hoffmann prägte Graz mit zukunftsweisenden Projekten wie den elektrotechnischen Instituten, dem Plabutschtunnel und Raumplanungen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hubert Hoffmann war ein deutsch-österreichischer Architekt und Stadtplaner. Er wurde am 23. März 1904 in Berlin geboren und verbrachte einen Teil seiner Jugend in der Künstler- und Alternativdenker-Kolonie Monte Verità bei Ascona (Schweiz). Nach einer Landwirtschaftslehre und einer Kunstgewerbeausbildung studierte Hoffmann von 1926 bis 1929 am Bauhaus Dessau. Vor allem Walter Gropius, aber auch Meyer, Albers, Moholy-Nagy, Kandinsky, Schlemmer und Klee zählten zu seinen Lehrern. Nach Praktika in Architektenbüros wurde Hoffmann Leiter einer Tischlerei in Berlin, wo er ein Baukastensystem für Ladeneinrichtungen entwickelte.

Wegen Hoffmanns Mitarbeit an der „Proletarischen Bauausstellung“ 1931 in Berlin und seiner Mitgliedschaft in der von den Nationalsozialisten als „kulturbolschewistisch“ geächteten Architektenvereinigung „Der Ring“ wurde er nach der Machtübernahme Hitlers verhaftet und zweieinhalb Monate in Berlin interniert. Danach versuchte Hoffmann zunächst ins Ausland zu gehen, übernahm dann aber 1934 eine Stelle als Assistent für Kraftverkehr und Städtebau an der Technischen Universität Berlin, im Zuge derer er an der Planung der Autobahnen im „Dritten Reich“ mitwirkte. 1936 verlor er die Stelle wegen eines angeblichen Witzes über Hitler. Hoffmann konnte ein Berufsverbot verhindern.

1936 wurde Hoffmann nach einer Englandreise wegen Spionageverdachts für kurze Zeit festgenommen, im Jahr darauf erneut wegen des Verdachts der Beteiligung an einer oppositionellen Vereinigung, der sogenannten „Freitagsgruppe“, der Hoffmann seit 1935 tatsächlich angehörte. Inwieweit diese Gruppe tatsächlich Widerstand gegen das NS-Regime leistete, ist heute umstritten.

Eine behauptete SS-Mitgliedschaft Hoffmanns ist nicht belegt. Hoffmann machte unter dem NS-Regime allerdings berufliche Karriere: Von 1938 bis 1940 war er Stadtplaner in Potsdam. Nach zwei Jahren Kriegsdienst in Frankreich wurde er Leiter des Amtes für Raumplanung in dem von Deutschland besetzten Litauen. Die letzten beiden Kriegsjahre war er städtebaulicher Sachbearbeiter für den Wiederaufbau deutscher Städte an der Deutschen Akademie für Städtebau, Reichs- und Landesplanung in Berlin, wo er unter anderem mit seinem österreichischen Architektenkollegen Roland Rainer zusammenarbeitete.

Nach dem Krieg bemühte sich Hoffmann um die Wiedereröffnung des „Bauhauses Dessau“, indem er an der Behebung der Kriegsschäden arbeitete und half, die Lehrpläne zu entwickeln. Zur geplanten Wiedereinrichtung des Bauhauses kam es jedoch nicht und Hoffmann ging zurück nach Berlin, wo er 1949 Leiter des Planungsentwurfsamts wurde. 1959 holte ihn die TU Graz als Leiter des Instituts für Städtebau und Landesplanung in die Steiermark. Hoffmann half mit, der Architekturausbildung in Graz einen internationalen Ruf zu verschaffen. Er arbeitete am steiermärkischen Raumordnungsgesetz mit und setzte sich für Fußgängerzonen und Bürgerbeteiligung in der Stadtplanung ein. Zudem war er 1960 Gründungsmitglied des Forum Stadtpark. Auch als Architekt war Hoffmann in Graz aktiv. So stammen beispielsweise die elektrotechnischen Institute der TU von ihm. Anfang der 1970er-Jahre war Hoffmann einer der Initiatoren des Plabutschunnels. 1975 wurde er an der TU emeritiert. Hubert Hoffmann starb am 25. September 1999 95-jährig in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Winfried Nerdinger, Modernisierung, Bauhaus, Nationalsozialismus, in: Winfried Nerdinger (Hg.), Bauhaus-Moderne im Nationalsozialismus. Zwischen Anbiederung und Verfolgung. München 1993.
Eckhard Neumann (Hg.), Bauhaus und Bauhäusler. Erinnerungen und Bekenntnisse. 5. Aufl. Köln 1996.

o. A., Die andere Steiermark. Hubert Hoffmann, in: Korso 04, 1999. Online verfügbar unter:
<http://korso.at/korso/DStmk/hoffmann.htm>

Hüblweg

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Arthur (Freiherr von) Hübl 1853–1932

Offizier. In Großwardein/Oradea geboren, absolvierte Hübl die Militärakademie und ein Chemiestudium in Wien, wo er 1885–1913 und 1916–1918, zuletzt als Feldmarschalleutnant, am Militärgeographischen Institut wirkte. Hübl förderte innovative kartografische Methoden und brachte das Institut auf den Stand der Zeit, was ihm weltweites Ansehen einbrachte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Arthur von Hübl war ein österreichischer Militärkartograf. Er wurde am 20. März 1853 als Sohn eines Offiziers in Großwardein (damals Ungarn, heute Oradea, Rumänien) geboren. Er besuchte die Technische Militärakademie in Wien und wurde anschließend Leutnant bei der Festungsartillerie. Von 1879 bis 1881 studierte er Chemie an der Technischen Hochschule in Wien. Während des Studiums beschäftigte er sich vor allem mit analytischer Chemie und Fotochemie und entwickelte eine Methode zur Analyse von Fettsäuren und Wachsen. Die sogenannte Hüblsche Jodzahl ist nach ihm benannt.

Gemeinsam mit dem aus Mantua stammenden Offizier und Fototechniker Giuseppe Pizzighelli arbeitete Hübl ein neuartiges, direktes Kopierverfahren mit Platinsalzen aus, das den Platindruck verbesserte und in England patentiert wurde. 1875 wurde Hübl im Zusammenhang mit der Verleihung eines hohen Ordens in den Freiherrenstand erhoben. 1885 wurde Hübl in den Artilleriestab aufgenommen und im selben Jahr an das Militärgeographische Institut versetzt. In der technischen Gruppe des Instituts wirkte er an der Herstellung der österreichischen Spezialkarte 1:75000 maßgeblich mit, indem er neue fotografische Methoden anwandte, die die bisherige Arbeit mit Lithografie und Kupferstichen revolutionierte. 1894 übernahm Hübl die Leitung der Technischen Gruppe.

Hübl stellte Versuche mit verschiedenen Arten der Reproduktionstechnik an, darunter Fotogalvanografie, Emulsionsschichtung, Pigmente für Farbfoto und vieles andere mehr. 1891–94 führte er erfolgreiche Experimente mit der Einschneide-Photogrammetrie durch, die schnell in

Österreich bei der Terrainfotografie allgemeine Anwendung fand. 1909 führte Hübl den Offsetdruck in Österreich ein. 1903 holte er einen der ersten Stereokomparatoren in das Militärgeographische Institut nach Wien. Vier Jahre später erfand einer seiner Mitarbeiter den Stereoautographen und ermöglichte so die automatische Kartierung von Bildmessaufnahmen, wie sie heute noch bei Luftaufnahmen eingesetzt wird.

1910 gründete Hübl am Institut eine eigene Photogrammetrie-Abteilung, 1913 ging er im Rang eines Feldmarschalleutnants und als Ehrendoktor der Technischen Hochschule Wien in Pension. Im Ersten Weltkrieg holte ihn die Armeeführung zurück und Hübl war von 1916–18 als dessen Kommandant noch einmal Leiter des Militärgeographischen Instituts. Von 1920–1924 hielt sich Hübl in Brasilien auf und richtete in Rio de Janeiro eine kartografische Anstalt nach österreichischem Vorbild ein. Er war Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Arthur von Hübl starb am 7. April 1932 in Wien. Er erhielt ein Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fritz Manek, Hübl, Arthur Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 9 Berlin 1972. Online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd117539139.html#ndbcontent>

o. A., Hübl Arthur Frh. von, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Wien 1959.

Hugo-Schuchardt-Straße

Datum der Benennung

25.10.1928

Text der Zusatztafel

Hugo Ernst Mario Schuchardt 1842–1927

Linguist, Romanist. Aus Gotha stammend, studierte Schuchardt Sprachwissenschaften in Jena sowie in Bonn und wurde 1870 in Leipzig habilitiert. 1874 kam er an die Universität Graz, wo er auch nach seiner Emeritierung als Professor für Romanistik 1900 weiterwirkte. Schuchardt lieferte mit seinen Forschungen neue Erkenntnisse zur Baskologie und zu den Kreolsprachen.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Hugo Schuchardt wurde am 4. Februar 1842 in Gotha als Sohn des Justizrats und Notars Dr. Ernst Julius Schuchardt (1809–1885) und dessen Frau Malwina, geb. von Bridel-Brideri (Hofdame am Herzoglichen Hof; 1815–1899), geboren. Nach dem Abitur am Gymnasium Ernestinum in Gotha begann er 1859/60 ein Studium der Rechtswissenschaften in Jena, wechselte aber bereits im Sommersemester 1860 zur Philologie bei Kuno Fischer (1824–1907) und August Schleicher (1821–1868) und war ab 1861 in Bonn bei Friedrich Ritschl (1806–1876), Otto Jahn (1813–1869) und Anton Heinrich Springer (1830–1888). 1862 schloss er das Studium ab und promovierte dann 1864 mit der Dissertation „De sermonis Romani plebei vocalibus“ bei Friedrich Ritschl und Friedrich Diez, die den Grundstein für sein umfangreiches dreibändiges Werk „Der Vokalismus des Vulgärlateins“ (1866–1868) bildete. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Genf (Mai bis Weihnachten 1857) und einem Studienaufenthalt in Rom 1868/69 habilitierte er sich 1870 in Leipzig mit der Studie „Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen“ und hielt die Probevorlesung „Über die Klassifikation der romanischen Mundarten“.

¹ Der Großteil der hier angeführten biografischen Daten entstammt der Vita, die im Rahmen des „Hugo Schuchardt Archivs“ angeboten wird. Bernhard Hurch (Hg.), Vita, in: Hugo Schuchardt Archiv. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/archive/objects/context:hsa/methods/sdef:Context/get?mode=hs-vita&locale=de>. Viele weitere Einzelheiten zu Schuchardts Biografie finden sich zudem bei Elise Richter, Hugo Schuchardt. 1842–1927, in: Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen 154/1928, S. 224–258.

1873 wurde Schuchardt Professor für Romanische Philologie in Halle (Saale) und übernahm schließlich nach vorheriger Ablehnung die Professur in Graz.² Er unternahm u. a. Studienreisen nach Wales (1875) und ging 1879 für sechs Monate nach Spanien (Sevilla), die sich u. a. in der Publikation „Romanisches und Keltisches“ (1886) niederschlugen. Nach der Keltologie eröffneten sich Schuchardt in den 1880er-Jahren zunächst neue Forschungsschwerpunkte mit der Kreolistik („Kreolische Studien“ I–IX, 1882–90; „Beiträge zur Kenntnis des kreolischen Romanisch“ I–VI, 1888/89). In den späten 1880er-Jahren beschäftigte er sich zudem intensiv mit dem Baskischen, wofür er 1887 vier Monate im nordbaskischen Pyrenäendorf Sara verbrachte („Baskische Studien I“, 1893). Publizistisch war Schuchardt 1885 auch mit einer Kritik an der linguistischen Schule der Junggrammatiker mit ihrer positivistischen Behauptung einer Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hervorgetreten („Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker“, 1885) und hatte sich mit einer künstlichen Weltsprache („Auf Anlass des Volapüks“, 1888) beschäftigt. 1890 schlug er Berufungen nach Budapest und Leipzig aus, führte aber entsprechende Abwehrverhandlungen.

Im WS 1897/98 musste Schuchardt eine Freistellung aus Gesundheitsgründen in Anspruch nehmen – er hatte seit früher Jugend unter Neurasthenie und später „Ohrenbrausen“ gelitten. 1900 suchte er um die Pensionierung aus Krankheitsgründen an, die ihm auch gewährt wurde.³ Danach entstand mehr als die Hälfte seiner vielen wissenschaftlichen Arbeiten. Kurz nach der Pensionierung unternahm er längere Auslandsreisen nach Süditalien (1901), Ägypten (1903) und Skandinavien (1904) und erbaute sich 1906 in der Johann-Fux-Gasse 30 die nach seiner Mutter benannte „Villa Malwine“. Der ledige und kinderlose⁴ Schuchardt wurde seit etwa 1914 in seiner Villa vom ebenfalls dort wohnhaften Ehepaar Franz und Carola Mairhuber betreut, die Villa vermachte Schuchardt testamentarisch der Universität Graz, die dort das Institut für Romanistik etablierte. Hugo Schuchardt starb am 21. April 1927 an einer Gehirnblutung.

Der Nachlass wurde von Michaela Wolf exemplarisch aufgearbeitet und 1993 in einem umfänglichen Nachlassband⁵ dokumentiert. In den folgenden Jahrzehnten wurde an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz in mehreren Entwicklungsstufen ein elektronisches „Hugo Schuchardt Archiv“ implementiert, das in Kooperation mit dem Institut „Zentrum für Informationsmodellierung“ (ZIM) seit 2018 auf der Grundlage des „Geisteswissenschaftlichen Asset Management System“

² Vgl. die Dokumentation mit Originaldokumenten von Schuchardts Berufung nach Graz: Bernhard Hurch (Hg.), Die Berufung nach Graz, in: Hugo Schuchardt Archiv. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/archive/objects/context:hsa/methods/sdef:Context/get?mode=hs-docs&locale=de#graz0>

³ Vgl. die Dokumentation mit Originaldokumenten von Schuchardts Pensionierung: Bernhard Hurch (Hg.), Pensionierung, in: Hugo Schuchardt Archiv. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/archive/objects/context:hsa/methods/sdef:Context/get?mode=hs-docs&locale=de#pension>

⁴ Vgl. zu Schuchardts Frauenbeziehungen Richter, Hugo Schuchardt, S. 252f.

⁵ Michaela Wolf, Hugo Schuchardt Nachlaß. Schlüssel zum Nachlaß des Linguisten und Romanisten Hugo Schuchardt (1842–1927). Graz 1993. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/o:hsa.bibl.1600>

(GAMS) eine international unterstützte und beachtete Webpräsentation zu Hugo Schuchardt – seinem Leben, seinen Veröffentlichungen und vor allem auch seiner Korrespondenz – offeriert.⁶

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Bernhard Hurch (Hg.), Hugo Schuchardt Archiv. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/context:hsa>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Elise Richter, Hugo Schuchardt. 1842–1927, in: Archiv für das Studium der Neueren Sprachen und Literaturen 154/1928, S. 224–258.

Michaela Wolf, Hugo Schuchardt Nachlaß. Schlüssel zum Nachlaß des Linguisten und Romanisten Hugo Schuchardt (1842–1927). Graz 1993. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/o:hsa.bibl.1600>

⁶ Vgl. zur wechselvollen Geschichte des „Hugo Schuchardt Archivs“: Bernhard Hurch (Hg.), Projektgeschichte, in: Hugo Schuchardt Archiv. Online verfügbar unter: <https://gams.uni-graz.at/archive/objects/context:hsa/methods/sdef:Context/get?mode=project&locale=de#history>

Hugo-Wolf-Gasse

Datum der Benennung

13.5.1903

Text der Zusatztafel

Hugo Philipp Jakob Wolf 1860–1903

Komponist. Als Prototyp des kompromisslosen romantischen Künstlers löste sich der in Windischgraz/Slovenj Gradec geborene Wolf von allen Konventionen. In der Schule und am Wiener Konservatorium gescheitert, verdingte er sich als Musikkritiker und erwarb mit vertonten Gedichten ab 1888 Ansehen als Liederkomponist, ehe eine psychische Krankheit sein Schaffen beendete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hugo Wolf war ein österreichischer Komponist und Musikkritiker. Geboren am 13. März 1860 im damals zur Steiermark gehörenden Windischgrätz (heutiges Slovenj Gradec, Slovenien), erhielt er schon früh Unterricht im Klavier- und Geigenspiel von seinem Vater. Während seiner kurzen Zeit als Gymnasiast in Graz wurde er im Steiermärkischen Musikverein von Ferdinand Caspar in Violine und Johann Buwa in Klavier weiter ausgebildet. Da seine Prioritätensetzung eine Musikerlaufbahn einzuschlagen allerdings mit ungenügenden schulischen Leistungen einherging, musste Wolf nicht nur das Gymnasium in Graz nach nur einem Semester im Frühjahr 1871 wieder verlassen. Er scheiterte auch auf den folgenden höheren Schulen in St. Paul im Lavanttal und Marburg an der Drau/Maribor. Ab September 1875 studierte Wolf schließlich am Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien bei Robert Fuchs (Harmonielehre) und Wilhelm Schenner (Klavier) und beendete das erste Jahr mit Bestnoten. Aufgrund von menschlichen und fachlichen Zerwürfnissen mit seinem Kompositionslehrer Franz Krenn wurde er allerdings im zweiten Studienjahr schon wieder vom Konservatorium suspendiert und musste sich fortan seine musiktheoretischen und kompositionstechnischen Kenntnisse autodidaktisch aneignen.¹

¹ Vgl. Peter Jost, Art. Wolf, Hugo, Biographie, in: MGG Online, hrsg. von Laurenz Lütteken. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2007, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/15087>

Sein „schwieriges Temperament und seine (seit dem 18. Lebensjahr) krankheitsbedingt problematische Psyche“² prägten das Image des „wilden Wolfs“, der ab sofort das freie Leben eines „kompromisslosen romantischen Künstlers“³ führte und bis zu seinem Lebensende nicht wirklich über ein geregeltes Einkommen verfügte. Er war auf privaten Klavierunterricht sowie die Unterstützung von großzügigen Gönnern und Freunden angewiesen, die ihm bei Bedarf auch (teilweise jahrelang) kostenlos Unterkunft gewährten.⁴ Eine vermittelte Verpflichtung als zweiter Theaterkapellmeister am Salzburger Landestheater scheiterte bereits nach wenigen Wochen. Auch in seiner nächsten Anstellung als Musikkritiker beim „Wiener Salonblatt“ (1884–87) vergraulte Wolf zahlreiche Menschen: Als Anhänger von Richard Wagner und Franz Liszt – Letzterer hatte ihn zu seiner bedeutenden Symphonischen Dichtung „Penthesilea“ (1883–85) angeregt – waren seine Besprechungen (bes. der Werke von Johannes Brahms) und Beurteilungen allgemeiner Musikzustände in Wien schonungslos offen und oft sarkastisch bis verspottend.⁵

Anfang 1888 bezog Wolf in Perchtoldsdorf das leerstehende Sommerhaus von Bekannten. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit sei ihm, so der Komponist rückblickend, „nach jahrelangem Irren, Suchen und Verzweifeln zum ersten Male der Knopf“ aufgegangen, „die Liedersintflut [war] bei mir ausgebrochen“⁶. In der Tat schuf er in diesem Jahr nicht nur die Liedersammlung der 53 „Gedichte von Eduard Mörike“ und 13 Vertonungen der „Gedichte von Eichendorff“, sondern auch die Mehrheit der insgesamt 51 „Gedichte von Goethe“. In den nächsten Jahren entstanden neben zahlreichen Einzelliedern u. a. die großen Liederzyklen „Spanisches Liederbuch“ (1889/90) und das „Italienische Liederbuch“ (1890/91 und 1896). Als Begleiter seiner Lieder unternahm Wolf immer wieder Konzertreisen (u. a. Berlin, Mannheim, Stuttgart, Tübingen und Graz) und konnte beinahe überall große Erfolge mit seinen Kompositionen feiern. Diese waren finanziell allerdings ebenso wenig ergiebig wie sein Kompositionsauftrag, für das Wiener Burgtheater die Bühnenmusik zu Henrik Ibsens Schauspiel „Das Fest auf Solhaug“ (1891) zu schreiben. Dasselbe galt für seine Chorwerke oder die „Italienische Serenade“ (1892). Mit seiner einzigen vollendeten Oper „Der Corregidor“ konnte er 1896 einen beachtlichen Erfolg erzielen, was ihn die Komposition der Folgeoper „Manuel Venegas“ aufnehmen ließ.

Im September 1897 machte seine sich zunehmend verschlechternde psychische Verfassung (Spätfolgen einer Syphiliserkrankung in jungen Jahren) die Einweisung in die „Privatheilanstalt für

² Hartmut Krones, Art. Wolf, Hugo (1860–1903), Komponist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 16. Lfg. 72. Wien 2021, S. 323f. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_W/Wolf_Hugo_1860_1903.xml

³ Margareta Saary, Art. Wolf, Hugo, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 22.3.2022). Online verfügbar unter:

https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001e73b

⁴ Vgl. Saary, Wolf.

⁵ Vgl. Krones, Wolf.

⁶ Heinrich Werner (Hg.), Hugo Wolfs Briefe an Oskar Grohe. Berlin 1905, S. 109f., zit. n.: Jost, Wolf.

Gemüthskranke“ am Wiener Erdberg notwendig. Nach der Entlassung suchte Wolf Erholung an der Adria und im oberösterreichischen Traunkirchen, wurde aber nach seinem Selbstmordversuch im Traunsee auf eigenen Wunsch in die Niederösterreichische Landesirrenanstalt in Wien-Alsergrund übergeben. Dort verbrachte er seine letzten Lebensjahre und verstarb am 22. Februar 1903. Er wurde in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt.⁷

Iris Mangeng
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Jost, Art. Wolf, Hugo, Biographie, in: MGG Online, hrsg. von Laurenz Lütteken. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2007, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/15087>

Hartmut Krones, Art. Wolf, Hugo (1860–1903), Komponist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 16. Lfg. 72. Wien 2021, S. 323f. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_W/Wolf_Hugo_1860_1903.xml

Margareta Saary, Art. Wolf, Hugo, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 22.3.2022). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001e73b

⁷ Vgl. Jost, Wolf.

Humboldtstraße

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Alexander von Humboldt 1769–1859

Naturforscher. Geboren in Berlin, beendete der umfassend gebildete Humboldt den Staatsdienst und trat 1799–1804 eine Expedition nach Südamerika an. Seine empirisch erworbenen Erkenntnisse verarbeitete er in Fachpublikationen, vermittelte sie später mit „Kosmos-Vorlesungen“ dem breiten Volk. Humboldt gilt als letzter Universalgelehrter der Naturwissenschaften.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alexander von Humboldt war ein deutscher Forschungsreisender und Universalgelehrter. Er wurde am 14. September 1769 in Berlin als Sohn eines hochgestellten preußischen Offiziers geboren. Gemeinsam mit seinem älteren Bruder Wilhelm, einem späteren Schriftsteller und Staatsmann, erhielt Alexander auf dem Familiensitz Schloss Tegel Privatunterricht. Dabei zeigte er früh Interesse für die Naturwissenschaften und bewies sich als zeichnerisches Ausnahmetalent. Sein Studium begann Alexander von Humboldt zunächst mit dem Hauptfach Staatswissenschaften („Kameralwissenschaften“) an der Universität Frankfurt an der Oder. Während der Studienzeit wechselte er zuerst nach Göttingen und später an die Handelsakademie in Hamburg und die Bergakademie Freiberg. Dabei studierte er interdisziplinär zahlreiche andere Fächer wie Altertumswissenschaften, Medizin, Physik oder Mathematik und unternahm mehrere Studienreisen.

Nach der Beendigung seines Studiums im Jahr 1792 arbeitete er bis 1796 als Assessor im preußischen Bergdienst. Diese Arbeit beinhaltete ebenfalls eine rege Reisetätigkeit und spornte sein Interesse an Geografie und Pflanzen an. In seiner Zeit als Beamter veröffentlichte Humboldt wissenschaftliche Arbeiten, darunter über Mykologie, Elektrophysiologie und Grubengase. Daneben begann er seine erste große Reise nach Südamerika zu planen. Nach dem Tod seiner Mutter quittierte Alexander von Humboldt 1797 den Staatsdienst. Das ihm zugefallene Familienerbe ermöglichte es ihm nun, konkrete Reisevorbereitungen zu treffen. Im Jahr 1797 traf Humboldt Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich von Schiller. In Paris lernte Humboldt den französischen Arzt und Botaniker Aimé Bonpland kennen, der bald sein Begleiter auf Forschungsreisen wurde.

Von 1799 bis 1804 reisten Humboldt und Bonpland nach Südamerika und besuchten die spanischen Gebiete Venezuela, Kuba, Kolumbien, Ecuador, Peru und Mexiko. Über die Vereinigten Staaten von Amerika reisten sie zurück nach Europa. Auf dieser Reise erkundeten sie per Schiff insgesamt 2000 Abschnittskilometer des Orinoco-Flusses, drangen tief in das Amazonas-Gebiet vor und fanden die Verbindung zwischen den beiden Flusssystemen. Auf der zweiten Expedition in die Anden bestiegen Humboldt und Bonpland den Vulkan Chimborazo, mussten aber ein paar Hundert Meter unter dem Gipfel (6.263 m) umkehren. Damit schlugen die beiden den damaligen Höhenrekord im Bergsteigen. Auf der fünfjährigen Reise katalogisierte Humboldt über 60.000 Pflanzen. Zudem führte er Bevölkerungsstatistiken, untersuchte politische und gesellschaftliche Verhältnisse und führte Aufzeichnungen unter anderem über Geologie, Zoologie, Meteorologie, Geologie, Vulkanologie, Ozeanografie und Astronomie.

Nach ihrer Rückkehr begannen Humboldt und Bonpland ihre umfassenden Reiseberichte mit dem Titel „Voyage aux regions equinoxiales du Nouveau Continent“ zu verfassen. Das mehrteilige Monumentalwerk beendeten sie erst rund 30 Jahre später. Nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon im Jahr 1806 zog Humboldt nach Paris, wo er bis 1827 lebte. Danach kehrte er nach Berlin zurück und unterrichtete an der dortigen Universität über physikalische Erdbeschreibungen, weiters hielt er öffentliche Vorträge. 1829 begab sich Humboldt auf eine neunmonatige Reise nach Russland und Sibirien. Seine letzten drei Lebensjahrzehnte verbrachte Humboldt als international angesehener Wissenschaftler und als Diplomat in preußischen Diensten. 1857 verbot der Preußische Landtag die Sklaverei – ein Ziel, für das sich Humboldt jahrzehntelang eingesetzt hatte. Alexander von Humboldt starb am 6. Mai 1859 in seiner Berliner Wohnung. Das Begräbnis fand vier Tage später unter reger Anteilnahme der Bevölkerung statt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSN)

Literatur

Werner Daum, Alexander von Humboldt, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014.

Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/alexander-von-humboldt.html>

Ottmar Ette (Hg.), Alexander von Humboldt-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2018.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Petra Werner, Himmel und Erde. Alexander von Humboldt und sein Kosmos (= Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 24). Berlin 2004.

Humperdinckgasse

Datum der Benennung

16.5.1929

Text der Zusatztafel

Engelbert Humperdinck 1854–1921

Komponist. Der aus dem Rheinland stammende Humperdinck war nach Ausbildung in Köln und München ab 1881 Assistent von Richard Wagner. Zehn Jahre nach dessen Tod verbuchte er 1893 mit der Märchenoper „Hänsel und Gretel“ den größten Bühnenerfolg. 1900 wurde er als Professor an die Berliner Musikhochschule berufen, wo er sich dem Genre der Schauspielmusiken widmete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Engelbert Humperdinck war ein deutscher Komponist. Er wurde am 1. September 1854 in Siegburg in der Nähe von Köln als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren. Mütterlicherseits aus einer tschechischen Musikerfamilie stammend, wurde sein musikalisches Talent früh entdeckt und gefördert, so erhielt er ab dem 7. Lebensjahr Klavierunterricht. Seine ersten Kompositionen schrieb er noch während der Schulzeit, sie wurden von der Schwester und der Mutter auch aufgeführt. Der Vater wollte, dass Engelbert Architektur studierte, ließ sich aber von dessen Enthusiasmus gegenüber der Musik überzeugen und so studierte Humperdinck ab 1872 am Kölner Konservatorium Musik. Dort lernte er unter anderem Klavier und Orgel, Cello sowie Komposition. 1876 erhielt er ein vierjähriges Stipendium der Frankfurter Mozart-Stiftung. So finanziell abgesichert, übersiedelte Humperdinck 1877 nach München, um dort weiterzustudieren.

In München geriet Humperdinck unter anderem durch die Münchner Aufführung des „Ring“ im Jahr 1878 immer mehr in den Bann Richard Wagners. Als ihm ein weiteres Stipendium einen Italien-Aufenthalt ermöglichte, kam es in Neapel zu einem persönlichen Treffen mit Richard Wagner. Diese Begegnung bezeichnete Humperdinck später als „anregendsten und erhabensten“ Moment seines Lebens. Sie führte dazu, dass ihn Wagner als Assistenten nach Bayreuth holte, wo er 1881/82 an der Uraufführung des „Parsifal“ mitarbeitete. Danach reiste Humperdinck mit dem Geld der Meyerbeer-Stiftung, deren Preis er 1881 erhalten hatte, über Frankreich erneut nach Italien. Im Jahr darauf traf er in Venedig wieder Wagner, der vergeblich versuchte, ihn dort am Konservatorium Benedetto Marcello als Orchesterleiter zu installieren. So reiste Humperdinck weiter über Spanien nach Nordafrika.

Humperdinck bewarb sich anschließend in verschiedenen deutschen Städten als Dirigent und Musikdirektor. Wegen seines Rufes als „Wagnerianer“ konnte er jedoch nirgends Fuß fassen. 1885 arbeitete er kurzfristig als gut bezahlter musikalischer Gesellschafter bei dem Industriellen Alfred Krupp, warf den gutbezahlten Job aber ebenso bald hin wie eine darauffolgende Professur für Musiktheorie und Komposition am Konservatorium in Barcelona und eine mager bezahlte Stelle am Konservatorium in Köln. Um sich finanziell über Wasser zu halten, arbeitete er ab 1888 als Lektor des Musikverlags B. Schott's Söhne in Mainz und als Musikkritiker für verschiedene Zeitungen.

Unterdessen hatte Humperdinck auch mit seinen eigenen Kompositionen erste Erfolge. 1892 heiratete er die Buchhändlerstochter Hedwig Taxer, mit der er insgesamt fünf Kinder hatte. Nach weiteren beruflichen Unstetigkeiten gelang Humperdinck mit seiner Märchenoper „Hänsel und Gretel“, die 1893 in Weimar unter der Leitung von Richard Strauss uraufgeführt wurde, der musikalische Durchbruch. Die Oper und einige der darin enthaltenen volksliedhaften Melodien („Ein Männlein steht im Walde“) wurden in der Folge zu einem Welterfolg. „Hänsel und Gretel“ ist bis heute Humperdincks bekanntestes Werk. Dieser Erfolg ermöglichte Humperdinck nun, sich ausschließlich auf sein musikalisches Schaffen zu konzentrieren.

Noch in den 1890er-Jahren lernte Humperdinck Hugo Wolf kennen. 1900 holte ihn die Akademie der Künste nach Berlin, wo er in der Meisterschule für Komposition in der Folge eine Professur bekam. In dieser Zeit unternahm Humperdinck zahlreiche weitere Reisen, darunter zu Aufführungen seiner Werke in Europa und den USA. 1912 erlitt Humperdinck einen Schlaganfall, der ihm in den folgenden Jahren weiter zu schaffen machte. 1916 starb seine Frau. 1920 zog er sich aus allen beruflichen Verpflichtungen zurück. Am 27. September 1921 erlitt Humperdinck in Neustrelitz, wo sein Sohn Wolfram die Oper „Der Freischütz“ inszenierte, einen zweiten Schlaganfall, an dem er verstarb. Die Stadt Berlin widmete ihm ein Ehrengrab.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Horst Heussner, Humperdinck, Engelbert, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1974. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11855476X.html#ndbcontent>
Wolfram Humperdinck, Engelbert Humperdinck. Das Leben meines Vaters. Frankfurt am Main 1965.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hutteggerstraße

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Georg Huttegger 1863–1947

Bürgermeister von Liebenau. Der gebürtige Salzburger fuhr für die k. u. k. Handelsmarine zur See, ehe er Bahnbeamter wurde. 1919–1936 fungierte Huttegger als Bürgermeister der Gemeinde Liebenau. In seine Amtszeit fielen der Ausbau der öffentlichen Infrastruktur und der Grundstückskauf für den Bau des Stadions in Liebenau. 1938 trat Huttegger in die NSDAP ein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Georg Huttegger war in der Ersten Republik Bürgermeister der bis 1938 selbstständigen Gemeinde Liebenau. Er wurde am 15. November 1863 in Salzburg geboren. Der berufliche Werdegang Hutteggers weist abenteuerliche Stationen auf, die ihn vom Schiffsjungen und Matrosen, Telegrafisten und Maschinisten der österreichischen Handelsmarine bis zum Signalmeister der Österreichischen Bundesbahnen führten. Seine Reisen sowie die gute Kenntnis des Italienischen und Englischen förderten die Weltläufigkeit des um Bildung bestrebten Mannes.

1920 (nach eigenen Angaben 1919) wurde er als Obmann der von ihm gegründeten Gemeinde-Wirtschaftspartei zum Bürgermeister der damaligen Gemeinde Liebenau gewählt. Diese Funktion hatte er bis 1936 (nach eigenen Angaben bis 1934) inne. Während seiner Amtszeit wurden die Straßenbahn vom Grazer Ostbahnhof bis Liebenau verlängert, zahlreiche Straßenbauten vorgenommen, die Wasserleitungs- und Kanalisierungsarbeiten vorangetrieben sowie die Grundstücke für das heutige Sportstadion erworben, um nur die wichtigsten Leistungen zu nennen. Huttegger, der sich die Achtung weitester Kreise erworben hatte (Ehrenbürger Liebenaus 1935), trat im Dezember 1938 in die NSDAP ein und blieb bis Kriegsende deren Mitglied, ohne irgendeine Funktion auszuüben. Die Staatsanwaltschaft Graz stufte ihn einige Monate nach seinem Tod als „minderbelastet“ im Sinne des NS-Verbotsgesetzes ein. Huttegger starb am 19. Januar 1947 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 214.

Hüttenbrennergasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Anselm Hüttenbrenner 1794–1868

Komponist. Nach kurzer Ordenszugehörigkeit und abgeschlossenem Jusstudium in Graz und in Wien wandte sich Hüttenbrenner der Musik zu. 1821 wieder in Graz, hielt er engen Kontakt mit Beethoven und Schubert, komponierte Messen, Bühnenstücke sowie Kammermusik und verfasste Musikkritiken. 1824–1829 sowie 1831–1839 leitete Hüttenbrenner den Musikverein für Steiermark.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anselm Hüttenbrenner war ein Grazer Komponist und Musikkritiker. Er wurde am 13. Oktober 1794 als Sohn eines Juristen und Gutsbesitzers in Graz geboren. Schon in seiner Kindheit wurde er musikalisch gefördert und lernte ab seinem siebten Lebensjahr Klavier und Gesang. Nach dem Abschluss des Grazer Lyzeums wurde er auf Wunsch seiner Eltern Novize im Zisterzienserstift Rein, wo er auch Orgelunterricht erhielt.

Nach zweieinhalb Jahren wandte er sich dem Studium der Rechtswissenschaften zu und studierte Jus in Graz und Wien. In Wien erhielt er zudem Gesangs- und Kompositionsunterricht von Antonio Salieri. Dort lernte er Franz Schubert und Ludwig van Beethoven kennen. Mit den beiden Komponisten verband Hüttenbrenner schon bald eine tiefe Freundschaft. Bei Beethovens Tod war Hüttenbrenner durch Zufall anwesend.

Nach Abschluss des Jusstudiums kehrte er nach Graz zurück und übernahm nach dem Tod des Vaters 1821 dessen Gutsbesitz. Er heiratete Elise von Pichler. Die beiden hatten sechs Töchter und drei Söhne. Hüttenbrenner setzte seine musikalische Karriere fort und war von 1824 bis 1829 sowie von 1831 bis 1839 Artistischer Direktor des Musikvereins für Steiermark (damals Steyermärkischer Musikverein, gegründet 1815), dessen Ehrenmitglied er war. In diese Zeit fällt sein berühmter Ausflug mit Franz Schubert und Johann Baptist Jenger nach Schloss Wildbach bei Deutschlandsberg. Auf jenem Umtrunk im Jahr 1827, wo offenbar reichlich Schilcher floss, handelte sich Hüttenbrenner den Spitznamen „Schilcherl“ ein, Schubert musste sich fortan gelegentlich „Schwammerl“ heißen lassen.

Neben seinen erfolgreichen Auftritten als Dirigent schrieb er auch Musikbeiträge für in- und ausländische Zeitungen. Hüttenbrenner war ein Verfechter zeitgenössischer Musik und machte sich zusehends als Komponist einen Namen. Seine erste Komposition war 1817 veröffentlicht worden, 1819 wurde seine 1. Symphonie in Graz uraufgeführt. Hüttenbrenners Musik war zu seinen Lebzeiten sehr erfolgreich – er kann als der bekannteste steirische Komponist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angesehen werden. Zu seinen Werken zählen die Opern „Leonore“ und „Oedip zu Colonos“, weiters mehrere Messen und Requien, rund 360 Lieder, zahlreiche Orchesterwerke, Kammermusik und Klavierstücke.

Im Revolutionsjahr 1848 starb seine Frau. Hüttenbrenner zog sich danach weitgehend aus dem öffentlichen Leben zurück. Ab 1858 lebte er abwechselnd in Graz, Marburg an der Drau (heute Maribor), Wien, Radkersburg, Pettau (heute Ptuj) und Cilli (heute Celje). In Wien schrieb er auf Anregung Franz Liszts „Bruchstücke aus dem Leben des Liederkomponisten Franz Schubert“. Sein letztes Lebensjahrzehnt verbrachte er in Oberandritz.

Seine Kompositionen – insbesondere seine Lieder und Klavierwerke – waren anfangs von Carl Maria von Weber und Franz Schubert beeinflusst. In seinen späteren Kirchen- und Bühnenwerken lässt sich eine gewisse Nähe zu Anton Bruckner ausmachen. Hüttenbrenner besaß die Originalpartitur von Schuberts „Unvollendeter“ und eine Locke Ludwig van Beethovens, die er sich als Andenken an seinen Freund an dessen Totenbett aneignete. Zu seinen Freunden zählte auch der steirische Geiger und Offenbarungsmystiker Jakob Lorber. In seinen letzten Lebensjahren wandte sich Hüttenbrenner ebenfalls der Theologie und Mystik zu. Er starb am 5. Juni 1868. Sein Grab befindet sich auf dem Friedhof von St. Veit (Graz).

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Anselm Hüttenbrenner, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: https://www.nid-library.com/uploads/AF/handbuch/huettenbrenner_anselm.html

Wolfgang Suppan, Steirisches Musiklexikon, 2., überarb. und erw. Aufl. Graz 2009.

Othmar Wessely, Anselm Hüttenbrenner, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 9. Berlin 1972.

Ibererstraße

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Karl Richard Iberer 1875–1942

Pädagoge. Der gebürtige Knittelfelder absolvierte die Technische Hochschule und war Lehrer wie auch Fachvorstand an der Grazer Staatsgewerbeschule. Mit der Herauslösung der Bundeslehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik fungierte er ab 1920 als erster Direktor der „BULME“. Iberer legte am neuen Standort Gösting den Grundstein für eine renommierte Schule.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Iberer war ein Grazer Schuldirektor. Er kam als Karl Richard Iberer am 24. September 1875 in Knittelfeld zur Welt und studierte Maschinenbau an der Technischen Hochschule in Graz. Iberer unterrichtete zunächst an der Staatsgewerbeschule am Ortweinplatz. Anfang 1918 wurde er zum Fachvorstand der mechanisch-technischen Abteilung der Schule ernannt.¹ Als diese von der Staatsgewerbeschule abgespalten wurde und als Bundeslehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik auf dem Gelände des ehemaligen k. u. k. Monturdepots in Gösting eingerichtet wurde, wurde Iberer deren erster Direktor. 1926 wurde ihm der Titel Hofrat verliehen.²

Iberer war weiters Honorarprofessor der Technischen Hochschule und gerichtlich beideter Sachverständiger für Maschinenbau und Elektrotechnik. Außerdem war er im steirischen Handballverband tätig.³ Hofrat Karl Richard Iberer starb am 15. November 1942 in Graz. Sein Grab befindet sich auf dem St.-Peter-Stadtfriedhof. Im Stadtlexikon ist er als Karl Iberer verzeichnet, im Verzeichnis der Bundeslehrkräfte des Ministeriums von 1935 ist er jedoch als Richard Iberer aufgeführt und kommt auch in den zeitgenössischen Zeitungsberichten nur unter diesem Namen vor.⁴

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 3. Jänner 1918.

² Vgl. Grazer Tagblatt vom 20. März 1926.

³ Vgl. Grazer Tagblatt vom 23. März 1933.

⁴ Dank an Dipl. Ing. Günther Greier für den telefonischen Hinweis am 13. April 2021.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Ignaz-Kollmann-Gasse

Datum der Benennung

13.12.1973

Text der Zusatztafel

Ignaz Kollmann 1775–1837

Schriftsteller, Maler. Von Erzherzog Johann 1811 ans neu gegründete Joanneum berufen, lebte der gebürtige Grazer und vormalige Gutsverwalter und Sekretär seine musischen Talente aus. Kollmann wertete als Redakteur die „Grazer Zeitung“ 1812 mit der literarischen Beilage „Der Aufmerksame“ auf und schuf neben Lyrik, Prosa, Novellen und Dramen auch religiöse Bilder.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Sebastian (Taufname, später Ignaz) wurde am 17. Jänner 1775 als Sohn des Armenhaus-Verwalters Franz Kollmann und dessen Ehefrau Josepha in Graz geboren.¹ Nach dem Tod des Vaters 1789 und dem Militärdienst absolvierte er ein Studium in Graz und war zunächst Kameralverwalter der Herrschaft Gutenberg bei Weiz, wurde dann aber Sekretär des Fürsten Seraphin Porcia (1785–1827) und unternahm größere Reisen (Rom, Florenz, Venedig), um dann bis zur französischen Okkupation 1809 als Magistratssekretär in Triest zu arbeiten. Bereits 1807 während seines Triest-Aufenthalts erschien das Drama „Der Graf von Ortenburg oder das Hospital in Florenz“, in dem er die Spitalspflege-Tätigkeit seines Arbeitgebers und Gönners Seraphin Porcia, verarbeitete. (Fürst Porcia lebte übrigens eine Zeit lang mit seiner Frau, die von seiner Familie nicht akzeptiert worden war, in einem Weingartenhaus in Krottendorf bei Graz.) In dem von ihm redigierten Periodikum erzählte Kollmann noch in seinem letzten Lebensjahrzehnt Anekdoten aus dem Leben des von ihm geschätzten Fürsten, der in seiner nüchtern-bescheidenen, von Philanthropie und einem gewissen Außenseitertum geprägten Lebensweise ein Vorbild für Kollmann abgab.

Nach der Rückkehr aus Triest 1809 wurde Kollmann vom wohl mit ähnlichen Charaktermerkmalen ausgestatteten Erzherzog Johann 1811 mit der Scriptorienstelle für die Büchersammlung am neugegründeten Joanneum betraut. Er wurde ein Jahr später der Redakteur der „Grätzer Zeitung“ und leitete – bis zu seinem Tod am 16. März 1837 – deren Beilage, das „Intelligenzblatt“ „Der Aufmerksame“. Dort veröffentlichte er eine Fülle von regionalgeschichtlichen Aufsätzen, Gedichten,

¹ Vgl. den Eintrag im Taufbuch Diözese Graz-Seckau/Graz-HI. Blut XIX, S. 171. Online verfügbar unter: <https://data.maticula-online.eu/de/oesterreich/graz-seckau/graz-hi-blut/356/?pg=174>

Sagen, Märchen Rezensionen und dramatischen Texten. Daneben publizierte er u. a. in Joseph von Hormayrs (1782–1848) „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst“ und in der „Wiener Theaterzeitung“. Dass Kollmann als sehr literaturaffiner „Hans Dampf in allen Gassen“ auch in seiner Funktion beim „Aufmerksamen“ nicht unumstritten war, beweist der veröffentlichte Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann und Johann Nepomuk Ritter von Kalchberg angesichts der von Johann erwünschten Ausweitung und stärker naturwissenschaftlichen Prägung der Zeitungsbeilage, der schlussendlich erst mit der „Steiermärkischen Zeitschrift“ 1821 Rechnung getragen wurde. Kalchberg schrieb am 21. Februar 1813: „Kollmann ist zwar ein geschickter, thätiger Mann, aber zu einem Herausgeber einer Zeitschrift taugt er nicht, weil er den Geschmack des Publikums nicht kennt, keine glückliche Wahl hat und zu zerstreut, zu flüchtig ist, das Gute und Bessere in den Journalen auszusuchen.“²

Trotz dieser internen Konflikte und Eifersüchteleien vermochte sich Kollmann zu behaupten: „Seine Redakteurstätigkeit sowie die Aufführungen etlicher seiner Theaterstücke sicherten Kollmann einen ziemlichen Bekanntheitsgrad, aus dem unter anderem die Ehrenbürgerwürden von Graz, Marburg, Cilli (Celje) und Leibnitz erwuchsen.“³ Die literarischen Aktivitäten – so verfasste er weitere Theaterstücke („Maximilian“ 1819, „Dante“ 1826, „Carl von Österreich oder Der Wundertag im Erzgebirge“ 1833, erfolgreich aufgeführt 1832 in Wien auch lokale Bühnenwerke wie „Die Drachenhöhle von Röthelstein“ oder „Die Türken vor Graz“) und übersetzte italienische Operntexte (bspw. das Libretto zu Rossinis „Der Barbier von Sevilla“, Grazer Erstaufführung 1819) – wurden noch durch sein starkes Interesse an der Malerei ergänzt: Er malte selbst religiöse Gemälde, die sich in Grazer Kirchen⁴ fanden, und münzte seine Erholungsreisen insbesondere nach Italien in „Kunstwallfahrten“ um, „denn von jeder Reise kam er mit einer Ausbeute an Entdeckungen aus dem Gebiete der Kunst und Historie zurück, die er dem Publikum mitteilte“⁵.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

² Gerhard Pferschy, Zur Vorgeschichte der Steiermärkischen Zeitschrift, in: Blätter für Heimatkunde 55/1982, S. 142–149, hier S. 148. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/B_Jg55_Gerhard-PFERSCHY-Zur-Vorgeschichte-der-Steierm%C3%A4rkischen-Zeitschrift.pdf

³ Günter Jontes, Frühe steirische Sagen- und Märchensammler, in: Festschrift Gerhard Pferschy zum 70. Geburtstag (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 42). Graz 2000, S. 117–144, hier S. 118. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_SB25_G%C3%BCnther-JONTES-Fr%C3%BChe-steirische-Sagen-und-M%C3%A4rchensammler.pdf

⁴ Vgl. Mirella Kuchling, Ignaz Kollmann, in: Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 166–169, hier S. 169.

⁵ Franz Kollmann, Ignaz Kollmann, sein Leben und Wirken in Grätz, in: Allgemeine Theaterzeitung vom 11. April 1837, S. 290. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=thz&datum=18370411&seite=2&zoom=33>

Literatur

Günter Jontes, Frühe steirische Sagen- und Märchensammler, in: Festschrift Gerhard Pferschy zum 70. Geburtstag (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 42). Graz 2000, S. 117–144. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_SB25_G%C3%BCnther-JONTES-Fr%C3%BChe-steirische-Sagen-und-M%C3%A4rchensammler.pdf

[Anton Adalbert] Klein, Kollmann, Ignaz (1775–1837), Schriftsteller und Maler, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 16. Wien 1966, S. 91. Online verfügbar unter: http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Kollmann_Ignaz_1775_1837.xml

Franz Kollmann, Ignaz Kollmann, sein Leben und Wirken in Grätz, in: Allgemeine Theaterzeitung vom 11. April 72/1837, S. 290. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=thz&datum=18370411&seite=2&zoom=33>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mirella Kuchling, Ignaz Kollmann, in: Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 166–169.
Gerhard Pferschy, Zur Vorgeschichte der Steyermärkischen Zeitschrift, in: Blätter für Heimatkunde 55/1982, S. 142–149. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/B_Jg55_Gerhard-PFERSCHY-Zur-Vorgeschichte-der-Steyerm%C3%A4rkischen-Zeitschrift.pdf

Anton Schlossar, Kollmann, Ignaz, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 16. Berlin 1882, S. 480f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd115747745.html#adbcontent>

Ilwofgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Franz Ilwof 1831–1916

Historiker. Ilwof promovierte in seiner Geburtsstadt Graz in Geschichte und Jus. Der Lehrer an der Landesoberrealschule, deren Direktor er 1875–1890 war, übte zudem kommunalpolitische Funktionen als Gemeinde- und Stadtrat aus. Als Mitglied der Historischen Landeskommission für Steiermark publizierte er zu landeskundlichen Themen sowie zur Grazer Stadtgeschichte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Ilwof wurde am 3. September 1831 in Graz als Sohn einer eingebürgerten russischen Familie geboren. (Der Name des Großvaters – Andreas Iwanowitsch Lwoff – war bei der Einbürgerung behördlich auf „Ilwof“ festgelegt worden.) Der Enkel studierte nach der Matura am Akademischen Gymnasium Rechtswissenschaften und Geschichte in Graz und wurde 1853 zum Dr. phil. promoviert. In Wien legte er anschließend die Lehramtsprüfung für Geschichte, Germanistik und Geografie ab. Ab 1855 war er als Supplent und ab 1856 als wirklicher Lehrer an der „Steiermärkisch-ständischen Oberrealschule“ in Graz tätig, wurde 1865 dort Professor und von 1875 bis 1890 Direktor dieser „für das Grazer Bürgertum bedeutsame[n] Bildungsstätte“¹, die als Vorläufer des heutigen BG Kirchengasse anzusehen ist. 1869 bis 1908 war er Honorarprofessor für Volkswirtschaftslehre und Nationalökonomie, Verfassungs- und Verwaltungsrecht (ab 1899 auch für Staatswissenschaften) an der Technischen Hochschule in Graz, der er seine Bibliothek von 4.000 Bänden vermachte, die nach seinem Tod am 21. Mai 1916 als „Bibliotheca Ilwofiana“ aufgestellt wurde. 1871 bis 1875 war er für die nationalliberale „Deutsche Partei“ im Gemeinderat, 1874 bis 1880 Vertreter der Stadtgemeinde im Landesschulrat. 1858 heiratete Ilwof die Grazer Kaufmannstochter Josephine Danhauser (1829–1901).

Ilwof gehörte ab dem Jahr 1855 dem Historischen Verein für Steiermark an und war diesem in verschiedenen Funktionen (Schriftführer, Kassier und mehrfach Obmann) verbunden. In den „Mitteilungen“ des Vereins und weiteren Zeitschriften veröffentlichte er außer lokalhistorischen

¹ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 215.

Aufsätzen insbesondere Biografien von und Nekrologe auf Kollegen (J. G. Fellingner, Gustav Franz Ritter von Schreiner, Karl Schröckinger, Matthias Macher, Richard Peinlich, Karl Gottfried von Leitner, Josef Wastler, Hans Zwiedineck-Südenhorst). Dazu kamen umfangreichere (literar-)historische Arbeiten mit Brief- und Tagebuchauszügen von Erzherzog Johann oder eine Biografie von Josef Freiherr von Kalchberg; ein umfangreiches Schriftenverzeichnis bietet der Nachruf von Karl Reissenberger.²

Anlässlich der 1875 in Graz anberaumten 48. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte erschien Ilwofs Grazer Stadtgeschichte, die den damaligen Erkenntnisstand in einer umfänglichen, dennoch auf Lesbarkeit angelegten Überblicksdarstellung vermittelt. Die Publikation demonstriert die Stärken der (Regional-)Geschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: trotz der meist kaisertreu-patriotischen und deutschnational unterfütterten Grundposition eine nüchtern-faktenorientierte Rekonstruktion von Vergangenheit zu versuchen. So schreibt Ilwof etwa im Zusammenhang mit der Umbenennung der „Judengasse“ in die „Gottleichnamsgasse“ 1450 von den „mittelalterlichen Märcen von der Verspottung der Hostien durch die Juden“³ und dokumentiert mit seiner Einschätzung den Wahrheitsgehalt des angeblichen Hostienfrevels, der u. a. die Vertreibung der Juden aus der Steiermark unter Maximilian I. 1497 rechtfertigen sollte. 1899 verwehrt er sich im Vorwort zu seiner Geschichte des „Protestantismus in Steiermark Kärnten und Krain“ gegen eine Indienstnahme durch die (antikatholisch-radikale) „Los von Rom“-Bewegung und pocht auf eine „objektive geschichtliche Schilderung“, die zu „jener tagespolitischen Erscheinung in gar keiner Beziehung steht“⁴. Ilwof sieht die Rechte von Minderheiten am ehesten in einer konstitutionellen Monarchie gewährleistet, in der Verfassungsrechte für einen Ausgleich der Partikularinteressen sorgen, wobei ein Übermaß einer föderalistischen Autonomie dem Staatsinteresse abträglich sei.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Ilwof, Graz. Geschichte und Topographie der Stadt und ihrer Umgebung. Graz 1875. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10678D99>

² Karl Reissenberger, Franz Ilwof †, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, 17/1919, S. 357–368, hier S. 364–368. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_Jg17_Franz-Ilwof-%E2%80%A0Mit-Schriftenverzeichnis.pdf

³ Franz Ilwof, Graz. Geschichte und Topographie der Stadt und ihrer Umgebung. Graz 1875, S. 136. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10678D99>

⁴ Franz Ilwof – Karl F. Peters, Vorwort, in: Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom XVI. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Graz 1900. Online verfügbar unter: https://ia802802.us.archive.org/17/items/bub_gb_f1ApAAAAYAAJ/bub_gb_f1ApAAAAYAAJ.pdf

Franz Ilwof – Karl F. Peters, Vorwort, in: Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom XVI. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Graz 1900. Online verfügbar unter:

https://ia802802.us.archive.org/17/items/bub_gb_f1ApAAAAYAAJ/bub_gb_f1ApAAAAYAAJ.pdf

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Ilwof, Franz (1831–1916), Heimatforscher, Jurist und Schuldirektor, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 11. Wien 1961, S. 30. Online verfügbar unter:

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_l/Ilwof_Franz_1831_1916.xml

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Karl Reissenberger, Franz Ilwof †, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 17/1919, S. 357–368. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_Jg17_Franz-Ilwof-%E2%80%A0-Mit-Schriftenverzeichnis.pdf

Inffeldgasse

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Adolf von Inffeld 1873–1948

Architekt. Als Otto-Wagner-Schüler lehrte er ab 1907 an der Grazer Staatsgewerbeschule, die 1920–1934, nun als Lehranstalt für Baufach und Kunstgewerbe, unter seiner Direktion stand. Inffeld war Architekt des Heimatschutzvereins und sorgte mit Bauten wie der Schule am Ortweinplatz oder der Bachmann-Kolonie am Leonhardbach für Akzente der Wiener Sezession in Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Adolf (von) Inffeld war ein österreichischer Architekt. Er wurde am 1. März 1873 in Wien geboren. Nach dem Besuch der dortigen Staatsgewerbeschule studierte er von 1892 bis 1896 an der Wiener Akademie der Bildenden Künste bei Otto Wagner. Danach arbeitete er in mehreren Wiener Architekturbüros und war daneben beim Hochbaudepartement des Niederösterreichischen Landesbauamts tätig. Von 1898 bis 1907 unterrichtete er an der Baugewerbeschule in Bozen, danach wechselte er nach Graz, wo er an der Staatsgewerbeschule am Ortweinplatz eine Professur für Hochbau erhielt. Auf Inffelds Initiative wurde diese aufgegliedert und der am Ortweinplatz verbliebene Teil in eine Höhere Bundeslehranstalt für Baufach und Kunstgewerbe umgestaltet, Inffeld wurde deren erster Direktor und blieb bis 1934 auf diesem Posten.

Inffeld war gemeinsam mit Viktor von Geramb einer der Mitbegründer des Vereines für Heimatschutz in Steiermark, der es sich zum Ziel setzte, die Baukultur in steirischen Städten und Ortschaften künstlerisch hochzuhalten. Er war einer der engagiertesten Vertreter des Heimatschutzvereines. Der Verein für Heimatschutz war ideologisch von deutschnationalem Gedankengut durchdrungen und auch Inffeld wird als überzeugter Deutschnationaler eingestuft. Als Architekt des Heimatschutzvereines erlangte er bald große Anerkennung. Zu seinen bemerkenswertesten Werken gehört die von ihm im sezessionistischen Stil entworfene „Bachmann-Kolonie“ am Leonhardbach (1910–1913, heute Wegenergasse/Sonnenstraße), mit der Inffeld als Erster die Idee der Reihenhaussiedlung bei individueller Gestaltung in Graz umsetzte. Nach Inffelds Plänen gebaut wurde auch das Gebäude der Höheren Technischen Lehranstalt auf dem Ortweinplatz

(1926–1930) mit seinen typischen Fassaden im Werkbundstil, die Inffeld als Schüler Otto Wagners kennzeichnen.

Inffeld beschäftigte sich in seinen späten Jahren intensiv mit der Neugestaltung des Jakominiplatzes. Anderswo in der Steiermark setzte Inffeld architektonische Akzente, so etwa stammen die Bürgerschule in Rottenmann (1915) und das Volksbad in Voitsberg (1923) von ihm. Adolf Inffeld starb am 28. Juni 1948 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Antje Senarclens de Grancy, Heimatschutz und moderne Architektur. Ambivalente Beziehungen am Beispiel Graz vor 1914, in: Heidemarie Uhl (Hg.), Kultur – Urbanität – Moderne. Differenzierungen der Moderne in Zentraleuropa um 1900 (= Studien zur Moderne 4). Wien 1999.

Antje Senarclens de Grancy, Die Anfänge des Heimatschutzes in der Steiermark (1909–1918). Online verfügbar unter: <https://www.baukultur-steiermark.at/wp-content/uploads/2018/12/Historie.pdf>
https://www.biographien.ac.at/oebI/oebI_I/Inffeld_Adolf_1873_1948.xml

Inge-Morath-Straße

Datum der Benennung

13.11.2003

Text der Zusatztafel

Inge(borg) Hermine Morath (eig. Mörath) 1923–2002

Fotografin. Die Kriegswirren führten die gebürtige Grazerin und Berliner Sprachstudentin 1945 nach Salzburg. 1949 zog sie nach Paris, wo sie ihre Karriere als erste weibliche Fotokünstlerin der Agentur „Magnum“ begann, die sich ab 1960 in New York fortsetzte. Ihre Arbeiten, so die Fotoserie zu Marilyn Monroe, waren in bedeutenden Museen und Galerien ausgestellt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Inge Morath war eine österreichisch-amerikanische Fotografin und Fotokünstlerin. Sie wurde als Inge Mörath am 27. Mai 1923 in Graz geboren. Die Eltern waren Naturwissenschaftler und zogen in den 1930er-Jahren mit ihr zuerst nach Darmstadt und dann nach Berlin. Dort schloss sie auch die Schule ab. Die Sommer verbrachte die Familie oft auf dem Gut der befreundeten Familie des späteren NS-Gauhauptmanns Armin Dadiou in der Südsteiermark.¹ Nach einem Jahr Arbeitsdienst in einem Berliner Kindergarten studierte Inge Morath in Berlin und Bukarest Romanistik. Nach dem Studienabschluss wurde sie in einen sogenannten „kriegswichtigen Betrieb“ in Berlin-Tempelhof arbeitsverpflichtet. Dort arbeiteten viele Frauen und Kriegsgefangene aus der Ukraine. Bei einem Bombenangriff auf das Werk flüchtete Inge Morath nach Salzburg, wo sich ihre Eltern aufhielten. In Salzburg arbeitete sie wie die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann, zu deren Kreis Morath gehörte, für die amerikanische Besatzungsadministration und später für den Sender „Rot-Weiß-Rot“ in Wien, wo sie gemeinsam mit ihrer Jugendfreundin Renate Dadiou in einer Künstlerkommune bis 1949 wohnte.²

Danach übersiedelte Morath, vom Fotografen Ernst Haas dazu ermuntert, nach Paris. Dort arbeitete sie zunächst als Texterin für die zwei Jahre davor in New York gegründete Fotoagentur „Magnum“. Sie begann eine Ausbildung zur Fotografin, die sie 1951 abschloss. Morath trat der Fotografenvereinigung CAPA in Paris bei. Ab 1953 arbeitete sie für „Magnum“ und für renommierte Zeitschriften wie „Vogue“, „Paris Match“ oder „Life“. „Magnum“-Mitbegründer Henri Cartier-Bresson

¹ Vgl. Regina Strassegger, Inge Morath. Grensräume. Graz 2003.

² Vgl. Brigitte Dorfer, Inge Morath – Fotografin, in: Bettina Behr – Ilse Wieser (Hg.), WOMENT! Eine Würdigung der Grazer FrauenStadtGeschichte. Dokumentation und Lesebuch. Innsbruck – Wien – Bozen 2004.

unterstützte Morath und förderte ihre Karriere. Ausstellungen in Museen und Galerien weltweit folgten. Sie lebte zeitweise in New York. 1960 lernte sie bei den Dreharbeiten zu dem Film „Misfits“ mit Marilyn Monroe deren damaligen Ehemann, den Schriftsteller Arthur Miller, kennen. Morath heiratete ihn zwei Jahre später und hatte mit ihm eine Tochter und einen Sohn. In den Vereinigten Staaten wurde Inge Morath vor allem mit ihrer Fotoserie über Marilyn Monroe sowie ihrem später auf unzähligen Postern weltweit verkauften, ikonischen Schnappschuss eines Lamas, das aus einem New Yorker Taxi schaut, berühmt. Inge Moraths fotografisches Werk wurde vielfach ausgezeichnet. 1991 bekam sie den erstmals vergebenen Österreichischen Staatspreis für Fotografie zuerkannt.³ Zu ihren letzten Arbeiten zählen eine Fotoserie zu den Folgen des Terrors vom 11. September 2001 sowie eine fotografische Rückkehr zu ihren Wurzeln im slowenisch-steirischen Grenzgebiet. Inge Morath starb am 30. Jänner 2002 in New York – noch während der Arbeiten an der dokumentarischen Filmbiografie „Inge Moraths letzte Reise“ der Regisseurin Regina Strassegger.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Brigitte Dorfer, Inge Morath – Fotografin, in: Bettina Behr – Ilse Wieser (Hg.), WOMENT! Eine Würdigung der Grazer FrauenStadtGeschichte. Dokumentation und Lesebuch. Innsbruck – Wien – Bozen 2004.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Regina Strassegger, Inge Morath. Grenträume. Graz 2003.

³ Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Ingeborg-Bachmann-Gasse

Datum der Benennung

1999 (SVA)

Text der Zusatztafel

Ingeborg Bachmann 1926–1973

Schriftstellerin. Nach Studien in Innsbruck, Graz und Wien promovierte die gebürtige Klagenfurterin 1950 in Philosophie. Sie gilt als eine der bedeutendsten Lyrikerinnen und Prosaschriftstellerinnen im deutschen Sprachraum, wobei sie sich etwa mit weiblicher Identität im Patriarchat auseinandersetzte. Seit 1977 wird in Klagenfurt jährlich der Bachmannpreis vergeben.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ingeborg Bachmann war eine österreichische Schriftstellerin. Sie wurde am 25. Juni 1926 als Tochter eines Volksschullehrers in Klagenfurt geboren. Die Ferien verbrachte sie in ihrer Kindheit oft im Gailtal, woher ihr Vater stammte. Ursprünglich wollte sie Musikerin werden, studierte dann aber unmittelbar nach dem Krieg in Innsbruck, Graz und Wien Philosophie, Psychologie, Germanistik und Rechtswissenschaften. 1950 promovierte sie mit einer kritischen Arbeit über Martin Heideggers Philosophie. Schon 1946 hatte sie mit der Erzählung „Die Fähre“ ihre erste literarische Arbeit in einer Tageszeitung veröffentlicht. Während des Studiums lernte sie die Schriftsteller Paul Celan und Ilse Aichinger kennen. Mit Celan führte sie eine Zeitlang eine Beziehung.

Nach dem Studium arbeitete Bachmann für den Sender „Rot-Weiß-Rot“ in Wien und für die amerikanische Besatzungsbehörde. 1952 wurde ihr erstes Hörspiel „Ein Geschäft mit Träumen“ im Radio gesendet. Im selben Jahr las sie erstmals für das Schriftstellerforum „Gruppe 47“, das sie 1953 für ihren ersten Gedichtband „Die gestundete Zeit“ auszeichnete. Im selben Jahr zog Bachmann nach Italien und arbeitete zuerst in Ischia, Neapel und schließlich in Rom als freie Schriftstellerin. Für ihren zweiten Gedichtband „Die Anrufung des Großen Bären“ erhielt sie 1956 den Bremer Literaturpreis und bekam eine Stelle als Dramaturgin beim Bayerischen Fernsehen in München. 1958 ging sie mit ihrem Schriftstellerkollegen Max Frisch eine Beziehung ein und lebte in den kommenden Jahren abwechselnd mit ihm in Zürich und in Rom. 1959 hielt sie in Bonn unter dem berühmt gewordenen Titel „Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar“ die Dankesrede für den Hörspielpreis der Kriegsblinden, der ihr für „Der Gute Gott von Manhattan“ zuerkannt worden war.

Bachmann setzte sich auch in ihrer Literatur intensiv mit der Verarbeitung des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges auseinander. 1962 erhielt sie den Georg-Büchner Preis, im selben Jahr trennte sie sich von Max Frisch, was bei ihr zu massiven psychischen Problemen führte. In der Folge hatte Bachmann auch Probleme mit Alkohol- sowie Medikamentenmissbrauch. Sie lebte einige Zeit in Berlin, begann 1965 mit der Arbeit an der geplanten Romantrilogie „Todesarten“. Von diesem Monumentalwerk über die Stellung der Frau zu einer von Männern dominierten Gesellschaft stellte sie nur einen Teil, den 1971 veröffentlichten Roman „Malina“, fertig. Fragmente der anderen Teile, „Der Fall Franza“ und „Requiem für Fanny Goldmann“ wurden – ebenso wie viele andere literarische Texte und Reportagen – erst nach ihrem Tod editiert und veröffentlicht.¹

1967 wechselte Bachmann aus Protest über einen verlorenen Übersetzungsauftrag („Affäre Anna Achmatowa“), der stattdessen an einen ehemaligen HJ-Führer ging, vom Piper Verlag zu Suhrkamp. Der Erzählband „Simultan“, ein Derivat ihres unvollendeten „Todesarten“-Projekts, erschien 1972. Bei einem durch eine Zigarette beim Einschlafen ausgelösten Wohnungsbrand erlitt sie schwere Verbrennungen. Sie starb am 17. Oktober 1973 im Krankenhaus.² Als unmittelbare Todesursache wurden Entzugerscheinungen einer den Ärzten nicht bekannten Medikamentensucht festgestellt. Der Leichnam Ingeborg Bachmanns wurde nach Österreich überführt und in Klagenfurt-Annabichl beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Werner Daum, Ingeborg Bachmann, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014. Online verfügbar unter: <http://www.whoswho.de/bio/ingeborg-bachmann.html>

Hans Höller, Ingeborg Bachmann. Reinbek bei Hamburg 1999.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Bachmann, Ingeborg, in: Austria Forum. Online verfügbar unter: https://austria-forum.org/af/AEIOU/Bachmann,_Ingeborg

¹ Vgl. o. A., Bachmann, Ingeborg, in: Austria Forum. Online verfügbar unter: https://austria-forum.org/af/AEIOU/Bachmann,_Ingeborg

² Vgl. Werner Daum, Ingeborg Bachmann, in: Who's Who. The People Lexicon. Rheinmünster 2014.

Innerhoferstraße

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Franz Innerhofer 1884–1921

Lehrer. Innerhofer unterrichtete in Dörfern um Meran. Er kam 1921 beim Angriff italienischer Faschisten auf den traditionellen Trachtenumzug in Bozen zu Tode. Der „Bozner Blutsonntag“ mit fünfzig Verletzten und Innerhofer als Todesopfer wurden zum Symbol der in Bedrängnis geratenen deutschsprachigen Bevölkerung im kurz zuvor Italien zugeteilten Südtirol.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Innerhofer war ein Südtiroler Lehrer und Opfer des sogenannten „Bozner Blutsonntags“. Innerhofer wurde am 18. August 1884 in Marling bei Meran geboren. Nach dem Besuch der Lehrerbildungsanstalten in Bozen und Feldkirch arbeitete er als Volksschullehrer zuerst in Riffian und dann in seiner Heimatgemeinde Marling.

Am 24. April 1921 nahm er mit einer Gruppe von Jugendlichen am Trachtenfestzug anlässlich der Bozener Messe in Bozen teil. Mehrere Hundert bewaffnete Faschisten, die zum Teil aus anderen Teilen Italiens angereist waren, um den Trachtenzug aufzulösen, den sie als Provokation im Zusammenhang mit der am selben Tag im österreichischen Teil Tirols stattfindenden Volksabstimmung über einen Anschluss an Deutschland vermuteten. Die faschistischen Gruppen griffen den Umzug mit Knüppeln, Pistolen und Handgranaten an. Dabei wurden rund 50 Menschen zum Teil schwer verletzt. Franz Innerhofer war das einzige Todesopfer. Er hatte den Berichten zufolge versucht, einen Buben zu schützen, und wurde in einem Hauseingang erschossen. Innerhofer wurde in der Folge zu einem Symbol der Südtiroler Unabhängigkeitsbewegung, die sich gegen Italien richtete, und als Märtyrer gefeiert.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Stefan Lechner, Der „Bozner Blutsonntag“: Ereignisse, Hintergründe, Folgen, in: Hannes Obermair – Sabrina Michielli (Hg.), Erinnerungskulturen des 20. Jahrhunderts im Vergleich – Culture della memoria del Novecento a confronto (= Hefte zur Bozner Stadtgeschichte/Quaderni di storia cittadina 7). Bozen 2014.

o. A., Innerhofer, Franz (1884–1921), Lehrer, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 11. Wien 1961. Online verfügbar unter:
https://biographien.ac.at/oeb1/oeb1_/Innerhofer_Franz_1884_1921.xml

Jahngasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

(Johann) Friedrich Ludwig Jahn 1778–1852

Pädagoge, Schriftsteller, Politiker. Jahn institutionalisierte ab 1811 in Berlin das Turnen und war eine Größe der deutschen Nationalbewegung. Im aktiven und geistigen Kampf gegen Napoleon vertrat er die Einheit Deutschlands, zugleich Franzosenfeindschaft und Antisemitismus. Die von ihm initiierte Turnbewegung stützte später den aufkommenden Nationalsozialismus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Ludwig Jahn war ein deutscher Pädagoge, Publizist und Politiker. Er initiierte die deutsche Turnbewegung, die mit der frühen deutschen Nationalbewegung verknüpft war. Daher rührt die heute noch geläufige Bezeichnung „Turnvater“ Jahn. Er wurde am 11. August 1778 im brandenburgischen Lanz in eine evangelische Pfarrersfamilie geboren. Zunächst vom Vater unterrichtet, besuchte Jahn zuerst das Gymnasium in Salzwedel und ab 1794 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Beide Schulen musste er wegen Raufereien verlassen. Obwohl er kein Abitur hatte, studierte er ab 1796 Theologie an mehreren Universitäten und belegte auch Fächer aus Geschichte, Literatur und deutsche Sprache.

In Greifswald lernte Jahn Ernst Moritz Arndt kennen. 1803 musste er wegen einer Prügelei die Universität verlassen. Der Ruf eines Grobianen und Exzentrikers begleitete ihn Zeit seines Lebens.¹ Anschließend arbeitete Jahn als Hauslehrer in Mecklenburg und unternahm weitere Studienversuche in Halle und Göttingen. Zwischendurch lebte er wieder bei den Eltern. In dieser Zeit lernte er Helene Kollhof kennen, die er 1814 auch heiratete. Mit ihr hatte er in der Folge drei Kinder.² 1809 ging Jahn nach Berlin, wo er als Lehrer arbeitete. 1810 gründete er in Berlin gemeinsam mit anderen den geheimen „Deutschen Bund“ mit dem politischen Ziel der Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft und der Herstellung der nationalen Einheit. Nur Männer „deutscher

¹ Werner Bergmann, Jahn, Friedrich Ludwig, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1 Personen A–K. Berlin 2009.

² Hans-Joachim Bartmuß – Josef Ulfkotte, Nach dem Turnverbot: „Turnvater“ Jahn zwischen 1819 und 1852. Köln – Wien – Weimar 2011.

Abstammung“ waren zugelassen, Juden, auch konvertierte, waren somit von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. Als Antisemit schlechthin wurde Jahn erst nach seinem Tod durch antisemitische Kreise und Vereinigungen vereinnahmt. Das führte dazu, dass er später im 20. Jahrhundert als Vorkämpfer des Nationalsozialismus stilisiert wurde. Jahn selbst dürfte die Juden nicht als den Erzfeind gesehen haben, wohl aber die Franzosen.³

Seine Weltanschauung formulierte Jahn detailliert in seiner 1810 veröffentlichten Schrift „Deutsches Volksthum“. Darin vertrat er unter anderem allgemein fremdenfeindliche Ansichten. Er schrieb den Deutschen Überlegenheit und einen Führungsanspruch zu und beschwor ein fiktives Großdeutschland herauf, das große Teile Europas miteinschloss.⁴ Nachdem Jahn mit seinen Schülern mit gymnastischen Übungen begonnen hatte, eröffnete er 1811 den ersten Turnplatz auf der Hasenheide in Berlin. Das war der Beginn der sogenannten „Turnerbewegung“, die Jahn als paramilitärische Vorbereitung auf den Befreiungskampf gegen Napoleon begriff.

1813 beteiligte sich Jahn innerhalb des Lützowschen Freikorps' am Krieg gegen Napoleon. 1815 wurde in Jena die Urburschenschaft gegründet. 1816 erschien Jahns gemeinsam mit Ernst Eiselen geschriebenes Buch „Die Deutsche Turnkunst“. Jahn wurde eine einflussreiche Größe im frühen Deutschnationalismus. Die nationale Bewegung um die Turner und Burschenschafter machte sich zunehmend stark bemerkbar. Die Situation in Deutschland eskalierte auf dem Wartburgfest 1817 und 1819 durch die Ermordung des Dichters August von Kotzebue durch einen Burschenschafter. Jahn wurde im selben Jahr verhaftet und wegen Hochverrats angeklagt – zeitgleich wurde die sogenannte „Turnsperre“ erlassen. Erst 1825 wurde Jahn freigesprochen und lebte von da an mit seiner zweiten Frau Emilie, die er im selben Jahr geheiratet hatte, weitgehend zurückgezogen unter Polizeiaufsicht in Freyburg a. d. Unstrut (Sachsen-Anhalt). 1840 wurde er von König Friedrich Wilhelm IV. vollständig rehabilitiert. 1842 fiel auch die „Turnsperre“.

1848 wurde Jahn in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, verließ diese aber bereits im folgenden Jahr. Er trat nun für Monarchie, Ruhe und Ordnung ein und distanzierte sich von der zunehmend demokratisch orientierten Turnerbewegung. Am 15. Oktober 1852 starb Jahn auf seinem Alterssitz in Freyburg an der Unstrut. Dort wurde er an der Stirnseite der ersten deutschen Turnhalle beigesetzt. Aus Anlass der Olympischen Spiele in Berlin 1936 wurden seine Gebeine in den Hof seines ehemaligen Wohnhauses umgebettet, wo heute das Friedrich-Ludwig-Jahn-Museum eingerichtet ist.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Peter Autengruber, Sport, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

⁴ Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700–1815. Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära. München 1987.

Literatur

Peter Autengruber, Sport, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch*. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

Hans-Joachim Bartmuß – Josef Ulfkotte, *Nach dem Turnverbot: „Turnvater“ Jahn zwischen 1819 und 1852*. Köln – Wien – Weimar 2011.

Werner Bergmann, Jahn, Friedrich Ludwig, in: Wolfgang Benz (Hg.), *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*. Bd. 2/1: Personen A–K. Berlin 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1700–1815*. Bd. 1: *Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära*. München 1987.

Jakob-Degen-Gasse

Datum der Benennung

30.4.1975

Text der Zusatztafel

Jakob Degen 1760–1848

Erfinder, Flugpionier. Der gebürtige Schweizer legte 1792 in Wien die Meisterprüfung als Uhrmacher ab. Mit seinem von einem Luftballon getragenen, muskelbetriebenen Schwingenflieger führte er ab 1808 in Wien und Paris Flüge vor. 1816 entwarf er das weltweit erste flugtaugliche Hubschraubermodell. Zudem erfand Degen ein fälschungssicheres Banknotendruckverfahren.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Jakob Degen war ein schweizerisch-österreichischer Uhrmacher, der im Flug- und Banknotenwesen Pionierleistungen vollbrachte. Er wurde am 17. Februar 1760 in Liedertswil/Schweiz geboren. Als er elf Jahre alt war, ging er als Gehilfe seines Vaters nach Wien, wo die beiden in einer Seidenbandweberei in Penzing arbeiteten. Daneben erlernte Jakob das Uhrmacherhandwerk. 1792 wurde er Uhrmachermeister und Bürger von Wien. Der Jesuit Christoph Stelzhammer förderte Degens Interesse für das Fliegen. Im Jahr 1800 heiratete Jakob Degen die Uhrmacherstochter Carolina Schmidt.

1807 baute Degen einen ersten, mit durch Muskelkraft bewegten Schwingen betriebenen Flugapparat, den er im Jahr darauf durch einen mit Wasserstoff gefüllten Hilfsballon ergänzte. Damit gelangen ihm gesteuerte Freiflüge, die Degen in den kommenden Jahren zunächst in Wien absolvierte. Am 10. September 1810 demonstrierte er sein Fluggerät dem österreichischen Kaiserpaar und der Hofgesellschaft bei Schloss Laxenburg. 1812/13 führte er sein Fluggerät auch in Paris vor, einmal davon anlässlich des Geburtstags von Napoleon Bonaparte, als er damaligen Berichten zufolge von einem Schiff auf der Seine abhob und eine Höhe von über einem Kilometer erreicht haben soll.

1816 baute Degen eine unbemannte Luftschraube mit Uhrwerkantrieb und Fallschirm, die bei einer Vorführung im Wiener Prater in eine Höhe von rund 160 Metern abhob und als historisch erstes funktionierendes Hubschraubermodell angesehen wird. Danach wandte sich Degen den Druckverfahren zu und entwickelte in der Zeit bis 1820 gemeinsam mit seinem Sohn Carl ein

Graviergerät für Wertpapierdruckplatten und ein Verfahren zur Herstellung von Banknoten in einem einzigen Druckgang – den sogenannten Banknoten-Doppeldruck. Dadurch wurde erstmals der Druck sogenannter komplexer, wellenförmiger Linienmuster möglich. Dieses Verfahren ist bis heute Grundlage des Banknoten- und Wertpapierdrucks und wird auch noch in einigen Ländern angewendet. Von 1825 bis 1841 leitete Degen die mechanischen Werkstätten der Österreichischen Nationalbank als Werkmeister. Jakob Degen starb am 28. August 1848 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hans Rudolf Degen, Jakob Degen. 1760–1848. Flugtechniker und Erfinder. Waldenburg 1999.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Erich Kurzle-Runtscheiner, Degen, Jakob, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 3. Berlin 1957. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119463180.html#ndbcontent>

o. A., Degen, Jakob, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_D/Degen_Jakob_1756_1848.xml

Jakob-Dirnböck-Gasse

Datum der Benennung

21.2.1929

Text der Zusatztafel

Jakob Dirnböck 1809–1861

Buchhändler, Verleger. Der gebürtige Grazer zeigte bereits während seiner Lehrzeit lyrisches Talent. 1844 dichtete er das Festlied „Der Steirer Land. Hoch vom Dachstein an“ anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der von Erzherzog Johann gegründeten Landwirtschaftsgesellschaft. Die ersten drei Strophen erhob der Steiermärkische Landtag 1929 zur Landeshymne.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Jakob Dirnböck wurde als Sohn des Bäckermeisters Franz Seraph Dirnböck (1779–1865) und dessen Frau Theresia, geb. Dewagner, am 17. Dezember 1809 in der Grazer Herrengasse geboren. Nach der Absolvierung des Gymnasiums wurde er Praktikant bei der Miller'schen Buchhandlung (Christoph Penz) in der Murgasse. Ab 1831 arbeitete er in den Buchhandlungen seines Onkels Jakob Dirnböck (1787–1858) in Wien und Prag und setzte dann die Buchhändlerausbildung 1834–1843 in Breslau, Oppeln, Augsburg, Ulm und Luzern fort. 1839 erschienen im literarischen Beiblatt zur Grazer Zeitung „Der Aufmerksame“ Gedichte, in denen sich Dirnböck melancholisch und sehnsüchtig an eine Liebschaft seiner Grazer Zeit erinnert.

1843 kehrte Dirnböck nach Graz zurück und eröffnete am 1. Februar 1844 eine eigene Buchhandlung in der Murgasse. Er war dann der Verfasser und Verleger der „Briefe des Hans Michel aus Obersteier an seinen Herrn Göd, den Sensenschmied in der Oed aus Steiermark“ (1845–1846), einer steirischen Variante der humoristisch-satirischen Hans-Jörgel-Briefe, die von seinem Wiener Onkel verlegt wurden. 1847 gab er den Kalender „Der innerösterreichische Heimatfreund“ heraus und betätigte sich im Revolutionsjahr 1848 als Herausgeber der „Blätter der Freiheit und des Fortschrittes“ (April bis September) und bis Juli 1849 des „Steirischen Landboten“. 1851 schloss er einen Gesellschaftsvertrag mit Karl Mühlveit bezüglich der Buchhandlung, gab diese aber 1855 auf und gründete zur Absicherung der Familie eine Leihbibliothek im „Dr. Göth'schen Hause“ (Hafnergasse 323, heute Franz-Josef-Kai 2). Er war seit 1846 mit Elise Pezledrer verheiratet, das Paar hatte drei

Töchter (Maria, Auguste und Emma). Dirnböck starb am 9. August 1861 in Graz an „typhösem Fieber“.¹

Dirnböck ist vornehmlich als Textdichter des „Dachsteinliedes“ bekannt, das 1844 als Auftragswerk beim Festbankett der Jubiläumsfeier „25 Jahre Steiermärkische Landwirtschaftsgesellschaft“ mit der eingängigen Melodie von Ludwig Carl Seydler (1810–1888) erstmals gesungen wurde. Das zehnstrophige Lied wurde – auf vier Strophen reduziert – 1929 zur steirischen Landeshymne erklärt und sorgt in den letzten Jahren aufgrund der mittlerweile anachronistischen Untersteiermark-Textierung für Auseinandersetzungen. Dirnböcks Aktivitäten als Schriftsteller und Zeitschriftenherausgeber sind demgegenüber kaum rezipiert worden. Seine „Briefe des Hans Michel aus Obersteier an seinen Göd, den Sensenschmied in der Oed“ (1845/1846 bzw. 1859) standen in der Tradition der „Briefe des Hans Jörgl“, die in Wien von seinem Onkel Jakob verlegt wurden. Dirnböcks lokale Version thematisierte wie das Vorbild in dialektaler Färbung alltägliche oder besondere Ereignisse in und Eindrücke aus der Stadt Graz, wobei die humoristisch-satirische Erzählweise in Briefform neben der Unterhaltungsabsicht auch eine spätaufklärerisch-liberale Absicht verfolgt, allerdings eingebettet in ein christlich-konservatives Familienbild. 1848 ergreift er mit der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Blätter der Freiheit und des Fortschritts“ entschiedene Partei für eine demokratischere, reformierte konstitutionelle Monarchie, bleibt aber gegenüber den vergleichsweise radikaleren Positionen seiner Redakteure distanziert.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Joseph Franz Desput, Jakob Dirnböck (1809–1861). Der Textdichter der steirischen Landeshymne, in: Blätter für Heimatkunde 64/1990, S. 151–155.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. Joseph Franz Desput, Jakob Dirnböck (1809–1861). Der Textdichter der steirischen Landeshymne, in: Blätter für Heimatkunde 64/1990, S. 155. Die Angaben wurden ergänzt und korrigiert.

Jakob-Gschiel-Gasse

Datum der Benennung

1.7.1976

Text der Zusatztafel

Jakob Gschiel 1821–1908

Bildhauer. Aus Pöllauberg stammend, führte Gschiel nach Ausbildung 1853–1855 an der Wiener Akademie der Bildenden Künste eine Werkstatt in Graz. Sein sakrales, neogotisches Werk, so Kruzifixdarstellungen, Apostel- und Marienskulpturen, ist über die Steiermark hinaus verbreitet. Die Bildhauer Hans Brandstetter und Wilhelm Gösser gingen bei Gschiel in die Lehre.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Jakob Gschiel war ein steirischer Bildhauer. Er wurde am 6. Juli 1821 als Bauernsohn in Obersalberg in der Gemeinde Pöllauberg geboren. Er begeisterte sich früh für das Schnitzen und begann seine künstlerische Ausbildung in Pischelsdorf und Graz bei Simon Glöhl und Michael Rosenberger. Von 1853 bis 1855 besuchte er die Akademie der Bildenden Künste in Wien. 1854 heiratete er Magdalena Meyer, die Tochter eines aus Böhmen, dem heutigen Tschechien, stammenden Nagelschmieds. Die beiden hatten einen Sohn und vier Töchter.

Nach dem Kunststudium in Wien zog Gschiel mit seiner Familie nach Graz. Er richtete beim Griesplatz eine Bildhauer-Werkstätte ein, in der er über 1.000, vorwiegend kirchliche Werke im neogotischen Stil schuf. 1866 wurde er in den Verwaltungsrat des Steiermärkischen Gewerbevereins gewählt. Ab 1870 war Gschiel Mitglied des Christlichen Kunstvereins der Diözese Seckau. Sein Sohn ging bis zur Gründung eines eigenen Betriebs bei ihm in die Lehre. Zu Gschiels zahlreichen Gehilfen und Schülern zählten unter anderem auch die Bildhauer Anton Aicher, Hans Brandstetter und dessen Sohn Wilhelm Gösser.

Gschiel selbst wurde und wird wegen seiner Massenproduktion von Kruzifixen, Heiligen- und Marienfiguren, die er oft als Werkstattrepliken nach Vorlagenkatalogen erzeugte, als kreativer Künstler eher geringgeschätzt. Anfangs schuf er auch weltliche Kunstwerke, unter anderem eine Figurengruppe zum „Raub der Sabinerinnen“.¹ Gschiel starb am 15. Jänner 1908 in Graz. Sein Sohn

¹ Vgl. Nachruf im Grazer Volksblatt vom 16. Jänner 1908.

Hans Gschiel führte nach dem Tod des Vaters dessen Betrieb in der damaligen Lorbeergasse als „Atelier für kirchliche Kunstarbeiten“ weiter.²

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Jakob Gschiel, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/gschiel_jakob.html

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Gschiel_Jakob_1821_1908.xml

² Vgl. Annoncen im Grazer Volksblatt vom 12. und 26. Februar 1908.

Jakob-Lorber-Gasse

Datum der Benennung

5.12.1985

Text der Zusatztafel

Jakob Lorber 1800–1864

Musiker, Mystiker. Der gebürtige Untersteirer war nach dem Gymnasium in Marburg an der Drau/Maribor in Graz wohnhaft. Als Violinvirtuose viel auf Reisen, gab er auch Orgel- und Geigenkonzerte. Ab 1840 offenbarte sich ihm laut eigenen Angaben eine göttliche Stimme, deren Prophezeiungen er fortan als „Schreibknecht Gottes“ auf 20.000 Manuskriptseiten festhielt.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Jakob Lorber war der Sohn des Weinbauern, Musikers und Kapellmeisters Michael und der Maria Lorber und wurde am 22. Juli 1800 im damals untersteirischen Kanischa-Jahring (Kaniza-Jarenina, Slowenien) geboren. Er wurde früh in Geige, Klavier und Orgel unterrichtet. Nach fünf Jahren Volksschule in Jahring wechselte er mit 17 Jahren nach Marburg (Maribor) und besuchte ab 1817 einen Vorbereitungskurs zum Volksschullehrer an der Hauptschule Marburg. Er arbeitete als Lehrgehilfe in St. Egydi und im Schuljahr 1819 als Schulgehilfe in der Pfarrschule St. Johann im Saggautal, wo er Lateinunterricht durch einen Kaplan erhielt. Er kehrte nach Marburg zurück und trat nach der dritten Hauptschulklasse ins Gymnasium ein. Nach der fünften Klasse übersiedelte er 1824 nach Graz und war bis 1828 Hauslehrer für die Schulgegenstände Gesang, Musik und Zeichnen. In diese Zeit fällt seine Freundschaft mit Anselm Hüttenbrenner (1794–1868), der ihn bei seinen musikalischen Aktivitäten unterstützte.

1829/30 absolvierte Lorber einen „höheren pädagogischen Kurs für Lehrer an Hauptschulen“ und bewarb sich 1830 erfolglos als Hauptschullehrer. Er konzentrierte sich in der Folge ausschließlich auf die Musik: Instrumentalunterricht, Orgel- und Violinkonzerte, Komposition von Liedern und Konzertstücken. 1829 soll er einige Stunden Unterricht bei Niccoló Paganini (1782–1840) in Wien

¹ Die biografischen Angaben zu Jakob Lorber beziehen sich fast ausnahmslos auf Karl Gottfried Ritter von Leitner, Jakob Lorber. Ein Lebensbild nach langjährigem persönlichen Umgange. Graz 1924. (Als Quelle zuverlässig ist nur diese ungekürzte Erstausgabe.) Die derzeit beste Kurzübersicht zu Lorber und zur (unvoreingenommenen) Lorber-Forschung bietet derzeit Wikipedia online unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Jakob_Lorber (abgerufen am 2.11.2022). Dort viele weitere Literaturhinweise, Links und Detailinformationen.

erhalten haben. 1839 hatte er in Graz einen ersten Auftritt als Geigenvirtuose. Daneben interessierte sich Lorber allerdings auch für die Geistes- und Naturwissenschaften, insbesondere für die Astronomie.

Am 15. März 1840 hatte er ein Erweckungserlebnis: Lorber vernahm die „Gnadenstimme des Herrn Jesus Christus“, lehnte eine ihm angebotene Stelle als zweiter Kapellmeister am Triester Hof ab und verstand sich in der Folge als „Schreibknecht Gottes“, der ihm in die Feder diktierte. Seine Energie floss mit Ausnahme von Aufenthalten bei seinen Brüdern in Greifenburg (Kärnten) zum Großteil in die Verschriftlichung der inneren Stimme, sodass er später auf die Unterstützung von Freunden – insbesondere seines Biografen Karl Gottfried Ritter von Leitner (1800–1890) – und von Honoratioren angewiesen war, etwa des Grazer Bürgermeisters Andreas Hüttenbrenner (1777–1869) und des Apothekers Leopold Cantily. Nach seinem 60. Geburtstag wurde Lorber schwächer, 1864 zwang ihn eine Erkrankung für drei Monate ins Bett und nach einer kurzen Erholungsphase starb er am 14. August 1864 in seiner Grazer Wohnung in der Laimburggasse an „Bluterbrechen“, möglicherweise an den Folgen einer Leberzirrhose oder eines Magenkrebses. Im Gegensatz zur religiösen Idealisierung als „reines“ asexuelles Übermittlungsmedium der Stimme Christi dürfte, wie aus dem Verlassenschaftsakt im Steiermärkischen Landesarchiv hervorgeht, Lorber eine Tochter, Maria Hohegger, gehabt haben.²

Jakob Lorber schrieb rund 20.000 Manuskript- und etwa 10.000 Buchseiten in mehr als 25 Büchern und kleineren Schriften. Zu seinen Lebzeiten erschienen erste Ausgaben unter der Herausgeberschaft von Justinus Kerner (1786–1862), dem schwäbischen Heiler Carl Friedrich Zimpel (1801–1859) und Johannes Busch (1793–1877). Hauptverleger wurde Christoph Friedrich Landbeck (1840–1921), der den „Neutheosophischen Verlag“, später „Neu-Salems-Verlag“ in Bietigheim gründete, der die Lorber-Schriften herausgab, gefolgt von Otto Zluhan (1890–1983)³ mit seinem „Lorber Verlag“.

Dass Lorbers Texte für „avantgardistische“ Autoren durchaus von Interesse sind, beweisen Arno Schmidt⁴ und der „Wiener-Gruppe“-Autor Gerhard Rühm, der in seinem Hörspieltext „von graz nach grinzing oder robert blum im himmel“, der an Lorbers „Von der Hölle bis zum Himmel“ anschließt, einen Essay eingeschoben hat, in dem er die in der mystischen Offenbarungsliteratur wohlbekannte automatische Rede als einen „psychomotorischen automatismus, durch den in trance, durchaus aber auch in entspanntem wachzustand unbewusste, zum teil verdrängte inhalte abgerufen werden

² Vgl. dazu die Website der „Neue Offenbarungs“-Aussteigerin Johanna Böhm, auf der der Verlassenschaftsakt im Original-Faksimile abgebildet ist: Online verfügbar unter: <http://www.jakoblorber.de/inhalte/tochter.htm>. Auf Böhms Homepage lässt sich auch ihre gesamte (kritische) Lorber-Dokumentation herunterladen.

³ Auch in diesem Fall bietet ein Wikipedia-Artikel detaillierte Informationen zur Anhängerschaft Lorbers und insbesondere zu Zluhans NS-Anbiederung. Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Lorberbewegung> (Stand vom 2.11.2022).

⁴ Vgl. (mit kritischen Anmerkungen zur Editions-geschichte) Arno Schmidt, Julia, oder die Gemälde (= Bargfelder Ausgabe 4). Zürich 1992, S. 125–128.

können“, definiert. Auch wenn das „unbewusste um vieles mehr registriert und speichert, als das bewusstsein weiss“, erklärt das noch nicht zur Gänze „die Diskrepanz zwischen dem gedanklichen Niveau der Schriften Lorbers und seiner eher schlichten Persönlichkeit“⁵. Lorber legte allerdings jenseits seiner antimaterialistischen Kosmogonien als Sprachrohr Christi demselben sehr weltliche, antisemitische Stereotyp in den Mund: „Ein Jude sieht nun im allgemeinen aus wie ein Schwein, und stinkt wie ein Schwein, und wälzt sich überall in dem allerverächtlichsten Weltschlamm wie ein Schwein, um seinen Gold- und Silberdurst zu stillen. [...] Die Besten sind, wie ihr zu sagen pfleget, keinen Schuß Schießpulvers werth“⁶.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Johanna Böhm, Jakob Lorber. Eine kritische Durchsicht. Online verfügbar unter:

<http://www.jakoblorber.de/>

Johannes Busch (Hg.), (Jakob Lorber) Außerordentliche Eröffnungen über die natürliche und metaphysische oder geistige Beschaffenheit der Erde und ihres Mittelpunctes Meißen 1856.

Online verfügbar unter: <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/sdd/content/titleinfo/9947035>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Gottfried Ritter von Leitner, Jakob Lorber. Ein Lebensbild nach langjährigem persönlichen Umgange. Graz 1924.

o. A., Jakob Lorber, Wikipedia. Online verfügbar unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Jakob_Lorber und <https://de.wikipedia.org/wiki/Lorberbewegung> (Stand vom 2.11.2022).

⁵ Gerhard Rühm, von Graz nach Grinzing oder Robert Blum im Himmel. Eine Radiofantasie nach Jakob Lorber und ein Essay mit Musik von Carl Rühm und Jakob Lorber. Klagenfurt – Graz – Wien 2010, S. 46 und S. 48f.

⁶ Johannes Busch (Hg.), (Jakob Lorber) Außerordentliche Eröffnungen über die natürliche und metaphysische oder geistige Beschaffenheit der Erde und ihres Mittelpunctes Meißen 1856, S. 224. Online verfügbar unter: <https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/sdd/content/titleinfo/9947035>. In späteren Auflagen häufig gestrichen.

Jakob-Münz-Weg

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Jakob Ludwig Münz 1853–1930

Ingenieur, Unternehmer. Der bei Ulm geborene Investor baute in Südtirol, Wien und Istrien ein Firmenimperium auf, wovon heute noch die „Villa Emma“ in Abbazia/Opatija zeugt. Trotz Konkurs und gescheiterten Infrastrukturplänen initiierte er die Bahnlinie Gösting–St. Radegund, die wegen des Ersten Weltkriegs erst 1922 und nur bis Andritz realisiert wurde.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Jakob Ludwig Münz war ein deutsch-österreichischer Geschäftsmann und Bauunternehmer. Im Jahr 1853 in Münsingen bei Ulm (Deutschland) geboren, wurde er Unternehmer. Er besaß unter anderem Steinbrüche in Südtirol und Unternehmen in Wien. Besonderes Engagement legte Münz in Istrien an den Tag, wo er zwischen 1899 und 1910 unter anderem die Jugendstil-Markthalle von Pola (Pula), ein Wohnviertel für Marine- und Militärangehörige ebenda sowie das dortige Grand Hotel baute. In Ičići nahe Abbazia (Opatija) ließ er nach Ideen seiner Frau Emma eine schlossähnliche Villa („Villa Emma“) errichten.

Münz, der sich der damals vorwiegend italienischsprachigen Umgebung angepasst auch Jacopo Lodovico Münz nannte,¹ geriet mit seinen ehrgeizigen Bau- und Infrastrukturprojekten – Straßenbahnen, Buslinien und eine Straße von Pula nach Fiume (Rijeka) – in Konflikte mit der örtlichen Politik und in finanzielle Schwierigkeiten, sodass sein Riviera-Firmenimperium im Frühsommer 1910 zusammenbrach und Münz in Wien Konkurs anmelden musste. Sein Grund- und Materialbesitz in Istrien wurde im Jahr darauf versteigert.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Münz schon seit längerem auch in Graz, wo er in Gösting über ein Bauunternehmen verfügte, für ein Infrastrukturprojekt begeistert. Gemeinsam mit anderen örtlichen Industriellen trieb er den Bau einer Stichbahn von Gösting über Andritz nach Sankt Radegund voran. Diese Bahn sollte Anschlüsse zu verschiedenen Betrieben bieten, neben einem Münz gehörenden

¹ Vgl. L'Eco dell'Adriatico vom 1. März 1907.

Schotterwerk auch zur Farbenfabrik Zankl und zur Papierfabrik Kranz. Münz erwarb die Konzession für den Streckenabschnitt von Gösting nach Andritz. Der Erste Weltkrieg warf die Pläne, die auch die Errichtung einer massiven, bahntauglichen Brücke über die Mur beinhalteten, zurück und so kam es erst 1917 zum Baubeginn an der heutigen Weinzöttl-Brücke und der Bahnstrecke bis Andritz, wo sie heute in der Maschinenfabrik Andritz endet. Beauftragt mit dem Bau wurde wiederum die Firma von Münz. 1918 fuhr der erste Zug von Gösting nach Andritz, 1922 folgte die feierliche Eröffnung der Strecke. Jakob Münz starb am 9. August 1930 auf dem Semmering.² Sein Grab befindet sich auf dem Zentralfriedhof.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Frank Wiggermann, Vom Kaiser zum Duce: Lodovico Rizzi (1859–1945). Eine italienische Karriere in Istrien. Innsbruck 2017.

² Vgl. Grazer Tagblatt vom 11. August 1930.

Jakob-Redtenbacher-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

(Ferdinand) Jakob Redtenbacher 1809–1863

Maschinenbauer. Der gebürtige Steyrer war Technischer Zeichner bei der Linzer Baudirektion und studierte 1825–1829 am Wiener Polytechnikum. Über den Umweg von Zürich kam er 1841 als Professor an die Polytechnische Schule in Karlsruhe, die unter Redtenbachers Leitung als Maschinenbauschule Weltruf errang. Er gilt als Begründer des wissenschaftlichen Maschinenbaus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Jakob Redtenbacher war ein österreichischer Maschinentechniker. Er gilt als Begründer der Maschinenbaulehre. Ferdinand Jakob Redtenbacher wurde am 25. Juli 1809 in Steyr (Oberösterreich) als Sohn eines Eisenhändlers geboren. Als Elfjähriger begann Redtenbacher eine kaufmännische Lehre im Spezerei- und Schnittwarengeschäft seines Onkels. Nachdem er diese vier Jahre später beendet hatte, arbeitete er bei der Baudirektion in Linz, für die er Baupläne und geometrische Zeichnungen anfertigte. Er begann sich privat mit Mathematik zu beschäftigen und studierte anschließend von 1825 bis 1829 am Polytechnischen Institut in Wien und an der Universität Mathematik und Astronomie. Danach war er Assistent des Maschinentechnik-Lehrers Johann Arzberger.

1834 ging Redtenbacher an die Höhere Industrieschule in Zürich, wo er nach einem Jahr eine Professur für angewandte Mechanik erhielt. Redtenbacher arbeitete daneben auch mit dem Fabrikanten Caspar Escher zusammen und half den Ingenieuren der Maschinenfabrik „Escher u. Wyss“ maschinentechnische Probleme zu lösen, indem er mathematisch-wissenschaftliche Grundlagen für die zur damaligen Zeit lediglich durch praktische Erfahrung erlangten Kenntnisse im Maschinenbau schuf. Redtenbacher schrieb insgesamt zehn Lehrbücher über die Arbeit mit den unterschiedlichsten Anlagen wie Turbinen, Pumpen oder Dampfmaschinen.

1841 holte ihn die Polytechnische Schule in Karlsruhe als Professor für Maschinenbau nach Deutschland. Dort hielt Redtenbacher Vorlesungen in technischer Mechanik, allgemeiner Maschinentheorie und spezieller Maschinenlehre. Von 1857 bis 1862 war er Direktor des

Polytechnikums. In dieser Funktion bildete er die mechanisch-technische Abteilung in eine eigene Maschinenbauschule um. Das Polytechnikum in Karlsruhe wurde zum Vorbild ähnlicher Institute im In- und Ausland. Redtenbacher hatte viele später bekannt gewordene Schüler, darunter der Erfinder des Automobils, Carl Benz, Lokomotivenfabrikant Oscar Henschel, der Mitschöpfer des Flugkolbenmotors Eugen Langen, der Schweizer Maschinenfabrikant Johann Jacob Sulzer sowie der Gründer der Maschinenfabrik Augsburg–Nürnberg (MAN), Heinrich von Buz. Jakob Redtenbacher starb am 16. April 1863 in Karlsruhe.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kurt Mauel, Redtenbacher, Ferdinand, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116389605.html#ndbcontent>

o. A., Redtenbacher, Ferdinand Jacob, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Wien 1984. Online verfügbar unter:

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_R/Redtenbacher_Ferdinand-Jakob_1809_1863.xml

Jakominigürtel

Datum der Benennung

11.1.1886

Text der Zusatztafel

Caspar Andreas Jakomini-Holzapfel-Waasen 1726–1805

Geschäftsmann, Beamter. Aus Görz stammend, war Jakomini zuerst Zolleinnehmer im Grenzgebiet zu Venedig, dann Postmeister in Cilli/Celje sowie Gutsbesitzer und Kaufmann. 1788 zog er nach Graz, kaufte südlich der Altstadt Brachland der zuvor aufgehobenen Festungswerke und von ehemaligen Klöstern, auf welchem die später nach ihm benannte Vorstadt entstand.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Caspar Andreas von Jacomini war ein in Graz tätiger Geschäftsmann und Spekulant, der maßgeblich zur Gestaltung des nach ihm benannten heutigen VI. Grazer Gemeindebezirks Jakomini beigetragen hat. Er wurde am 17. oder 18. Oktober 1726 in St. Daniel am Karst (heute Štanjel, Slowenien, damals Grafschaft Görz) als Sohn eines kaiserlichen Steuerbeamten geboren. Nach Schule und Militärzeit bei der Miliz in Fiume (heute Rijeka, Kroatien) trat er nach dem Tod seines Vaters selbst als „Einnehmer“ in den Staatsdienst. 1748 heiratete er das erste Mal.

Mit Spekulationen und mit Handel zwischen Italien und Innerösterreich trug er ein beträchtliches Vermögen zusammen. 1757 heiratete er ein zweites Mal, und zwar die um sechs Jahre ältere Josepha von Pillbach. 1759 bekam Jacomini den Posten eines Postmeisters in Cilli (heute Celje, Slowenien). Schon damals engagierte er sich in öffentlichen Projekten, so war er zum Beispiel einer der Initiatoren einer für den Handel wichtigen Straße von Cilli nach Agram (heute Zagreb, Kroatien). Die Gewinne aus seiner Geschäftstätigkeit investierte Jacomini in Grundflächen und landwirtschaftliche Güter, zunächst rund um Cilli, später in der gesamten Untersteiermark, was ihn zu einem der einflussreichsten Männer in der Region machte. Auch öffentliche Aufgaben wurden ihm anvertraut.

1766 wurde Jacomini in den erblichen Ritterstand erhoben, vier Jahre später in den steirischen Landtag aufgenommen. Außerdem wurde Jacomini dank der wirtschaftlichen Erfolge seiner Güter korrespondierendes Mitglied der steiermärkischen Ackerbaugesellschaft. Nach dem Tod seiner Frau verkaufte Jacomini seine Güter in der Untersteiermark und zog nach Graz. Hier ersteigerte er noch im selben Jahr die nach der Beendigung des Status von Graz als Festung freigegebenen Glacis-Gründe

vor dem Eisernen Tor. Am und um den heutigen Jakominiplatz begann er rasch zu bauen, darunter den heute noch erhaltenen „Neuhof“ (Alte Post). Nach und nach entstand im Bereich von Reitschul-, Klosterwies-, Grazbach- und Schönaugasse eine Vorstadt. 1791 übergab Jacomini seine zahlreichen Besitzungen in Graz an einen seiner Söhne, Kaspar Andreas Alois von Jacomini. Zwei weitere Söhne, Ludwig Max und Joseph Anton, schlugen die kirchliche Laufbahn ein. Caspar Andreas von Jacomini verbrachte seine letzten Lebensjahre in Graz und Wien. Er starb am 15. August 1805. Wo, ist nicht bekannt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Hannes Stekl, Jacomini, Kaspar Andreas Edler von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1974.

Jakominiplatz

Datum der Benennung

1786 (SVA)

Text der Zusatztafel

Caspar Andreas Jakomini-Holzapfel-Waasen 1726–1805

Geschäftsmann, Beamter. Aus Görz stammend, war Jakomini zuerst Zolleinnehmer im Grenzgebiet zu Venedig, dann Postmeister in Cilli/Celje sowie Gutsbesitzer und Kaufmann. 1788 zog er nach Graz, kaufte südlich der Altstadt Brachland der zuvor aufgehobenen Festungswerke und von ehemaligen Klöstern, auf welchem die später nach ihm benannte Vorstadt entstand.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Caspar Andreas von Jacomini war ein in Graz tätiger Geschäftsmann und Spekulant, der maßgeblich zur Gestaltung des nach ihm benannten heutigen VI. Grazer Gemeindebezirks Jakomini beigetragen hat. Er wurde am 17. oder 18. Oktober 1726 in St. Daniel am Karst (heute Štanjel, Slowenien, damals Grafschaft Görz) als Sohn eines kaiserlichen Steuerbeamten geboren. Nach Schule und Militärzeit bei der Miliz in Fiume (heute Rijeka, Kroatien) trat er nach dem Tod seines Vaters selbst als „Einnehmer“ in den Staatsdienst. 1748 heiratete er das erste Mal.

Mit Spekulationen und mit Handel zwischen Italien und Innerösterreich trug er ein beträchtliches Vermögen zusammen. 1757 heiratete er ein zweites Mal, und zwar die um sechs Jahre ältere Josepha von Pillbach. 1759 bekam Jacomini den Posten eines Postmeisters in Cilli (heute Celje, Slowenien). Schon damals engagierte er sich in öffentlichen Projekten, so war er zum Beispiel einer der Initiatoren einer für den Handel wichtigen Straße von Cilli nach Agram (heute Zagreb, Kroatien). Die Gewinne aus seiner Geschäftstätigkeit investierte Jacomini in Grundflächen und landwirtschaftliche Güter, zunächst rund um Cilli, später in der gesamten Untersteiermark, was ihn zu einem der einflussreichsten Männer in der Region machte. Auch öffentliche Aufgaben wurden ihm anvertraut.

1766 wurde Jacomini in den erblichen Ritterstand erhoben, vier Jahre später in den steirischen Landtag aufgenommen. Außerdem wurde Jacomini dank der wirtschaftlichen Erfolge seiner Güter korrespondierendes Mitglied der steiermärkischen Ackerbaugesellschaft. Nach dem Tod seiner Frau verkaufte Jacomini seine Güter in der Untersteiermark und zog nach Graz. Hier ersteigerte er noch im selben Jahr die nach der Beendigung des Status von Graz als Festung freigegebenen Glacis-Gründe

vor dem Eisernen Tor. Am und um den heutigen Jakominiplatz begann er rasch zu bauen, darunter den heute noch erhaltenen „Neuhof“ (Alte Post). Nach und nach entstand im Bereich von Reitschul-, Klosterwies-, Grazbach- und Schönaugasse eine Vorstadt. 1791 übergab Jacomini seine zahlreichen Besitzungen in Graz an einen seiner Söhne, Kaspar Andreas Alois von Jacomini. Zwei weitere Söhne, Ludwig Max und Joseph Anton, schlugen die kirchliche Laufbahn ein. Caspar Andreas von Jacomini verbrachte seine letzten Lebensjahre in Graz und Wien. Er starb am 15. August 1805. Wo, ist nicht bekannt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Hannes Stekl, Jacomini, Kaspar Andreas Edler von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1974.

Jakoministraße

Datum der Benennung

22.5.1930

Text der Zusatztafel

Caspar Andreas Jakomini-Holzapfel-Waasen 1726–1805

Geschäftsmann, Beamter. Aus Görz stammend, war Jakomini zuerst Zolleinnehmer im Grenzgebiet zu Venedig, dann Postmeister in Cilli/Celje sowie Gutsbesitzer und Kaufmann. 1788 zog er nach Graz, kaufte südlich der Altstadt Brachland der zuvor aufgehobenen Festungswerke und von ehemaligen Klöstern, auf welchem die später nach ihm benannte Vorstadt entstand.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Caspar Andreas von Jacomini war ein in Graz tätiger Geschäftsmann und Spekulant, der maßgeblich zur Gestaltung des nach ihm benannten heutigen VI. Grazer Gemeindebezirks Jakomini beigetragen hat. Er wurde am 17. oder 18. Oktober 1726 in St. Daniel am Karst (heute Štanjel, Slowenien, damals Grafschaft Görz) als Sohn eines kaiserlichen Steuerbeamten geboren. Nach Schule und Militärzeit bei der Miliz in Fiume (heute Rijeka, Kroatien) trat er nach dem Tod seines Vaters selbst als „Einnehmer“ in den Staatsdienst. 1748 heiratete er das erste Mal.

Mit Spekulationen und mit Handel zwischen Italien und Innerösterreich trug er ein beträchtliches Vermögen zusammen. 1757 heiratete er ein zweites Mal, und zwar die um sechs Jahre ältere Josepha von Pillbach. 1759 bekam Jacomini den Posten eines Postmeisters in Cilli (heute Celje, Slowenien). Schon damals engagierte er sich in öffentlichen Projekten, so war er zum Beispiel einer der Initiatoren einer für den Handel wichtigen Straße von Cilli nach Agram (heute Zagreb, Kroatien). Die Gewinne aus seiner Geschäftstätigkeit investierte Jacomini in Grundflächen und landwirtschaftliche Güter, zunächst rund um Cilli, später in der gesamten Untersteiermark, was ihn zu einem der einflussreichsten Männer in der Region machte. Auch öffentliche Aufgaben wurden ihm anvertraut.

1766 wurde Jacomini in den erblichen Ritterstand erhoben, vier Jahre später in den steirischen Landtag aufgenommen. Außerdem wurde Jacomini dank der wirtschaftlichen Erfolge seiner Güter korrespondierendes Mitglied der steiermärkischen Ackerbaugesellschaft. Nach dem Tod seiner Frau verkaufte Jacomini seine Güter in der Untersteiermark und zog nach Graz. Hier ersteigerte er noch im selben Jahr die nach der Beendigung des Status von Graz als Festung freigegebenen Glacis-Gründe

vor dem Eisernen Tor. Am und um den heutigen Jakominiplatz begann er rasch zu bauen, darunter den heute noch erhaltenen „Neuhof“ (Alte Post). Nach und nach entstand im Bereich von Reitschul-, Klosterwies-, Grazbach- und Schönaugasse eine Vorstadt. 1791 übergab Jacomini seine zahlreichen Besitzungen in Graz an einen seiner Söhne, Kaspar Andreas Alois von Jacomini. Zwei weitere Söhne, Ludwig Max und Joseph Anton, schlugen die kirchliche Laufbahn ein. Caspar Andreas von Jacomini verbrachte seine letzten Lebensjahre in Graz und Wien. Er starb am 15. August 1805. Wo, ist nicht bekannt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Hannes Stekl, Jacomini, Kaspar Andreas Edler von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1974.

Jandlweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Anton Jandl 1723–1805

Maler. Jandl erlernte die Malkunst auf der Wanderschaft, so in Wien, Salzburg, München und Speyer. Besonders sein Lehrmeister, der Porträtmaler Franz Palko, formte seine Kunstfertigkeit. Jandl schuf ab 1757 als ständischer Maler in seiner Geburtsstadt Graz Porträts und Historiengemälde im Barockstil. Zudem malte er etliche religiöse Werke für steirische Kirchen.

EKSAN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Jandl war ein Grazer Historien- und Porträtmaler. Er wurde im Jahr 1723 in Graz geboren, die genauen Daten sind nicht bekannt. Er lernte das Malen wahrscheinlich bei Johann Baptist Raunacher in Graz und in seinen Lehr- und Studienjahren. Diese waren von zahlreichen Reisen geprägt, unter anderem nach Wien, Salzburg, München und Speyer. Auch war er bei dem Historienmaler Franz Palko in Brünn (Brno) in Mähren. 1757 erhielt er den Titel eines landschaftlichen, ständischen Malers.

Jandl wohnte wie viele der Grazer Künstler (u. a. Bildhauer Johann Jakob Schoy und Johannes Matthias Leitner) dieser Zeit im Lend, im unteren Bereich der heutigen Annenstraße. Er malte zahlreiche Bilder für Kirchen, so in Graz das Hochaltarbild der Grabenkirche, ein Seitenaltarbild in der Kirche Mariahilf, Gemälde in der Kapelle zu Tobelbad sowie in den Kirchen von Riegersburg und Luttenberg (heute Ljutomer, Slowenien). Unter seinen Porträts sind das überlebensgroße Porträt des Fürsten Johann Ulrich von Eggenberg im Schloss Eggenberg, ein Porträt des Kupferstechers Johann Veit Kauperz sowie das Kniestück des Kommandanten der Grazer Bürgergarde und Gastwirtes Richard Seebacher die bekanntesten. Letzteres ist im Besitz der Alten Galerie im Joanneum. Anton Jandl starb am 7. Mai 1805 in Graz.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSAN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Janneckweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Franz Christoph Janneck 1703–1761

Maler. Der gebürtige Grazer lernte bei Künstlern in Graz, Wien und Frankfurt/Main sowie zumindest 1735 auch an der Wiener k. k. Hofakademie der Malerei, Bildhauerei und Baukunst. Geschätzt waren seine Landschaftsbilder, Porträts und religiösen Motive. Janneck bekleidete ab 1751 hohe Ämter an der Wiener Akademie und gilt zudem als Meister der barocken Feinmalerei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Christoph Janneck war ein österreichischer Barockmaler. Er wurde am 3. Oktober 1703 in Graz geboren. Sowohl sein Vater als auch sein Großvater mütterlicherseits waren Maler. Einer seiner ersten künstlerischen Lehrer war vermutlich der Grazer Stilllebenmaler Matthias Vangus. Zu Beginn der 1730er-Jahre ließ sich Janneck in Wien nieder. Zu dieser Zeit dürfte auch sein jüngerer Bruder Mathias Jakob an der Wiener Akademie der Bildenden Künste studiert haben.

In Wien beeinflusste der Rokokomaler Johann Georg Platzer Janneck maßgeblich. Um 1735 unternahm Janneck eine Studienreise nach Frankfurt am Main, wo er sich bei Josef Orient weiterbildete. Nach seiner Rückkehr nach Wien unterrichtete er zuerst als „Honorarius“ und ab 1752 als Assessor an der Akademie der Bildenden Künste. Als ausübender Künstler verlegte sich Janneck auf die Feinmalerei. Landschaften, festliche Gesellschaften und religiöse Gegenstände gehörten zu seinen bevorzugten Themen. Janneck betätigte sich auch erfolgreich als Porträtmaler. Seine Werke waren zu seiner Zeit, aber auch danach, bis ins späte 19. Jahrhundert bei Kunstliebhabern hochgeschätzt. Franz Christoph Janneck starb am 13. Jänner 1761 in Wien. Eine größere Anzahl seiner Werke ist heute im Besitz des Wiener Belvedere und des Schottenstifts. Etliche seiner Gemälde befinden sich im Bestand der Alten Galerie des Grazer Joanneums.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Kurt Woisetschläger, Janneck, Franz Christoph, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1974.

Jaquetweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Katharina Jaquet 1760–1786

Schauspielerin. Die Tochter des Grazer Theatermimen Karl Jaquet trat nach dessen Berufung an das Wiener Theater nächst der Burg, das heutige Burgtheater, 1770 bereits in Kinderrollen auf. Ihr Durchbruch gelang 1779 als Elwine in der Tragödie „Percy“. Fortan spielte Jaquet bis zu ihrem frühen Tod Hauptrollen im höheren Trauerspiel wie auch im feinen Lustspiel.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Katharina Jaquet (auch: Jacquet) war eine österreichische Schauspielerin. Sie wurde am 1. Juli 1760 als Tochter eines Schauspielerehepaars in Graz geboren und kam auf diese Weise schon als Kind mit dem Theater in Berührung. Als die Eltern an das Vorgängertheater des heutigen Burgtheaters nach Wien geholt wurden, trat ab 1770 auch Katharina dort zunächst in Kinderrollen auf. 1774 wurde sie in das Ensemble des Theaters aufgenommen und nach der Erhebung des Theaters zum k. k. Hof- und Nationaltheater von diesem weiterverpflichtet. Zunächst nur in Nebenrollen besetzt, schaffte sie 1779 als Elwine in der aus England adaptierten Tragödie „Percy“ den Durchbruch in einer Hauptrolle. Neben weiteren tragischen Rollen wie jene der Cleopatra in „Cleopatra und Antonius“ spielte sie auch im gehobenen Lustspiel ihre Rollen mit Erfolg.

Sie wird von Zeitgenossen als schlank, großgewachsen und mit prägnanten, ebenmäßigen Gesichtszügen beschrieben, ihrer Stimme wurden Schwächen attestiert. Als Schülerin des aufklärerischen Schriftstellers und Reformers Joseph von Sonnenfels gestaltete sie ihre Rollen nach den Ideen des deutschen Kunstschriftstellers und Antikeforschers Johann Joachim Winckelmann, der antike Ideale im aufklärerischen Sinn propagierte. Ihre Darstellungsgabe wurde allgemein gelobt. Ihre steile Karriere, in deren Verlauf sie einen wichtigen Beitrag zur Heranbildung des lange und weithin als vorbildlich angesehenen Burgtheaterstils leistete, fand ein frühes Ende. Am 12. Juli 1785 stand sie zum letzten Mal auf der Bühne, am 31. Jänner 1786 starb sie im Alter von nur 25 Jahren in Wien. Ihr Tod fand große Anteilnahme, wie zahlreiche Gedichte und Flugschriften belegen. Unter ihr von Joseph Hickel gemaltes Bildnis in der Künstlergalerie des Hof- und Nationaltheaters, das sie in der

Rolle der Ariadne auf Naxos zeigt, schrieb Kaiser Joseph II. mit eigener Hand: „Sie starb allgemein bedauert“.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hilde Haider-Pregler, Jaquet, Katharina, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1974. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd13246456X.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Constantin von Wurzbach, Jaquet, Katharina, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 10. Theil. Wien 1863.

Jaritzweg

Datum der Benennung

15.3.1984

Text der Zusatztafel

Paul Jaritz 1891–1987

Techniker, Flugpionier. Gebürtig aus Klagenfurt, führte er 1907 erste Gleitflüge in der Steiermark durch und konstruierte Fluggeräte, so im Ersten Weltkrieg für die k. u. k. Kriegsmarine. Ab 1932 in der NSDAP, zog er 1934 nach Deutschland, um in der Luftrüstung tätig zu sein. In seinem Wohnort Deutschfeistritz betrieb er nach Kriegsende 1946–1956 eine Werkstätte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Paul Jaritz war ein österreichischer Flugpionier, Flugzeugkonstrukteur und Erfinder. Er wurde am 24. April 1891 in Klagenfurt geboren. Nach der Schule ging er an das Technikum in Mitweida (Deutschland), der ersten Anstalt, in der Flugzeugbau unterrichtet wurde, wo er sich zum Ingenieur ausbildete. Im Alter von 16 Jahren unternahm er mit einem selbstgebauten Flugapparat erste Gleitflüge in der Steiermark. Mit einem 1909 gebauten Hochdecker gewann er 1910 den Konstruktionspreis bei der Flugwoche in Budapest.¹ 1911 baute er gemeinsam mit dem Konstrukteur Wilhelm Weidenauer in Leipzig ein weiteres Flugzeug, dessen Entwicklung nach anfänglichen Unzulänglichkeiten von Weidenauers Motor nicht vollendet werden konnte, weil Jaritz in Österreich zum Militärdienst einberufen wurde.²

1912 trat er in die k. u. k. Kriegsmarine in Pola ein und ließ sich dort für den Seeflugzeugbau ausbilden. 1913/14 baute Jaritz in Deutschfeistritz den ersten Tiefdecker mit verstellbarem Metallpropeller in Gemischtbauweise (Holz und Stahl). Die pfeilförmige Winkelung der Tragflächen, die Jaritz verwendete, erwies sich als richtungsweisend.³ Das Flugzeug wurde im Grazer Landhaushof gegen Eintritt ausgestellt, nachdem Jaritz beim damaligen Landeshauptmann Edmund (Graf von)

¹ Vgl. o. A., Jaritz Paul, in: <http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Jaritz,%20Paul>

² Vgl. <http://all-aero.com/index.php/20739-jaritz-1912-monoplane>

³ Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Attems um finanzielle Unterstützung vorstellig geworden war.⁴ Im Krieg fungierte Jaritz als Stabsflieger und Beamter bei der k. u. k. Kriegsmarine.

Nach dem Krieg gründete Jaritz in Graz eine eigene Werkstätte. 1932 trat er der illegalen NSDAP bei. Jaritz war Mitglied des NS-Automobilverbandes Motor-SA. Wegen illegaler nationalsozialistischer Betätigung und aufgrund von Waffenbesitz erhielt er eine bedingte Freiheitsstrafe von 14 Tagen. Im März 1934 flüchtete Jaritz wegen seiner nationalsozialistischen Betätigung ins „Altreich“, zuerst nach München. In der Folge wurde er durch das Flüchtlingshilfswerk in Berlin, Lager Danzigerstraße, betreut.⁵ In Berlin arbeitete er zuerst für Siemens und anschließend als Konstrukteur bei den Arado-Flugzeugwerken. Im Zweiten Weltkrieg fungierte er als Bauaufsicht-Ingenieur beim Reichsluftfahrtministerium.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ließ sich Jaritz in Deutschfeistritz (Steiermark) nieder, wo er eine Autowerkstätte betrieb. 1983 wurde ihm für seine Verdienste um die Fliegerei das Große Goldene Ehrenzeichen des Landes Steiermark verliehen. Er blieb bis ins hohe Alter aktiv und erlebte als 93-Jähriger die Einweihung der nach ihm benannten Straße in Graz-Andritz. Paul Jaritz starb am 2. November 1987 in Graz. In Deutschfeistritz wurde Jaritz ein Gedenkstein errichtet, den er noch zu Lebzeiten selbst durch eine Spende an den AERO Club Steiermark initiiert hatte. Der umstrittene Gedenkstein war 1996 im Zuge der Ermittlungen gegen den damals noch nicht ausgeforschten Briefbombenattentäter Franz Fuchs Gegenstand von Mutmaßungen über einen versteckten Ortshinweis des Attentäters, der eine seiner Bomben in Deutschfeistritz in einen Briefkasten geworfen hatte.⁶

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Heinz Pongratz, Fliegen – eine technische Kultur des 20. Jahrhunderts und ihr Einfluss auf die Memorialkultur. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2014.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
o. A., Jaritz Paul, in: <http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Jaritz,%20Paul>

⁴ Vgl. Heinz Pongratz, Fliegen – eine technische Kultur des 20. Jahrhunderts und ihr Einfluss auf die Memorialkultur. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2014.

⁵ Vgl. BArch R 9361-II/470230.

⁶ Vgl. Kurier vom 12. Dezember 1996.

Jarlweg

Datum der Benennung

14.3.1929

Text der Zusatztafel

Otto Jarl 1856–1915

Bildhauer. Der gebürtige Schwede studierte 1881–1884 an der Akademie der bildenden Künste in Wien und betrieb dort ein auf Tierbildnerie spezialisiertes Atelier. 1909 schuf er mit dem ursprünglichen Hackher-Löwen am Grazer Schloßberg sein bekanntestes, jedoch 1943 eingeschmolzenes Werk. Die heutige Löwenfigur ist eine freie Nachschöpfung von Wilhelm Gösser.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Otto Jarl war ein aus Schweden stammender österreichischer Bildhauer. Er wurde am 10. April 1856 auf Schloss Ekholmen südlich von Enköping geboren und wuchs in bäuerlichen Verhältnissen auf. Für die Kunst begeistert, studierte Jarl bis 1880 an der Technischen Schule in Stockholm. Mithilfe eines schwedischen Stipendiums kam er an die Akademie der bildenden Künste nach Wien, wo er unter anderem bei Joseph Weitmann und Edmund von Hellmer Porträtplastik und Bildhauerei studierte. 1885 kehrte er vorübergehend nach Stockholm zurück, wo er im Atelier Söderman arbeitete. Zwei Jahre später ließ er sich in Wien nieder.

Jarl machte die Darstellung von Tierfiguren zu seinem Spezialgebiet, was ihm schon zu Lebzeiten das Prädikat eines Tierbildhauers einbrachte. Er schuf sowohl monumentale Skulpturen wie den Löwen für das erste Denkmal für Major Hackher, der den Schloßberg im Jahr 1809 gegen die Franzosen verteidigt hatte, oder einen Eisbären, den der russische Zar Alexander III. erwarb, als auch Kleinplastiken, die er unter anderem für die Meissner Porzellanmanufaktur kreierte. In erster Ehe war Otto Jarl mit einer Tochter des deutsch-österreichischen Ringstraßenarchitekten Friedrich Wilhelm Schmidt verheiratet. Mit ihr hatte er einen Sohn und zwei Töchter, von denen eine, Karin Jarl-Sakellarios, ebenfalls Bildhauerin wurde.

Als etabliertes Mitglied der Wiener Gesellschaft und Künstlerszene war Jarl Gründungs- und danach auch Vorstandsmitglied des österreichischen Künstlerbundes.¹ Ein halbes Jahr vor seinem Tod

¹ Vgl. Sport und Salon vom 20. November 1915.

heiratete Jarl in zweiter Ehe die Witwe des bekannten Anatomen Anton Friedlowsky, Josefine von Fötz. Otto Jarl starb nach kurzer Krankheit am 16. November 1915 60-jährig in seiner Wiener Wohnung. Sein 1909 auf dem Grazer Schloßberg errichteter „Hackherlöwe“ wurde 1941 als Metallspende der Stadt Graz an die Kriegsmaschinerie des NS-Regimes entfernt und 1943 eingeschmolzen. 1966 wurde an seiner Stelle eine Neuinterpretation des Denkmals, ebenfalls in Form eines Löwen, des steirischen Bildhauers Wilhelm Gösser gesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hermann Alexander Müller – Hans Wolfgang Singer, Allgemeines Künstler-Lexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. 6 Bde. Frankfurt am Main – Rütten – Loening 1922.

o. A., Jarl, Otto, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 11. Wien 1961.

Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_J/Jarl_Otto_1856_1915.xml

Jauerburggasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Franz Ignaz Freiherr von Jauerburg 1735–1819

Wohltäter. Der Grazer Adelige aus der Freiherrenfamilie Jauerburg, den damaligen Inhabern des Moserhof-Schlössls, verfügte testamentarisch, sein Vermögen der Armenfürsorge zukommen zu lassen. Nach seinem Tod wurden Stiftungen für Bedürftige in der Pfarre St. Anna im Münzgraben und in der Stadtpfarre zum Hl. Blut ins Leben gerufen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Ignaz von Jauerburg war ein Grazer Adelige, der sein Vermögen den Armen vermachte. Von ihm ist lediglich das Geburtsjahr 1735 bekannt, Ort und Datum sind nicht nachweisbar. Im späten 18. Jahrhundert besaß die Freiherrenfamilie Jauerburg das sogenannte Moserhof-Schlössl, damals noch außerhalb von Graz. In seinem 1815 verfassten Testament vermachte Jauerburg sein gesamtes Vermögen „den 50 Armen“ der Pfarre Sankt Anna. Als Franz Ignaz von Jauerburg am 28. März 1819 ledig und kinderlos starb, mussten die Behörden zunächst nach Verwandten suchen, da ein Vorfahr Jauerburgs im Jahr 1718 ein Fideikommiss verfügt hatte, wonach das Vermögen der Jauerburgs in der Familie zu bleiben hatte. Erst nachdem sich niemand aus den in dem Fideikommiss genannten Familienzweigen gemeldet hatte, wurde das Erbe im Sinne des Testaments freigegeben und mit dem Geld eine Stiftung für die Armen der Pfarren St. Anna im Münzgraben (Augustiner-Barfüßer) und Heiligen Blut (Stadtpfarrkirche) ins Leben gerufen.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003. Grazer Zeitung vom 28.10.1820.

Jensengasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Adolf Jensen 1837–1879

Komponist. In Königsberg/Kaliningrad geboren, war Jensen zuerst Musiklehrer und Kapellmeister in ost- und nordeuropäischen Städten. 1866 erhielt er an Tausigs „Schule für das höhere Klavierspiel“ in Berlin eine Professur, 1870–1875 lebte er in Graz. Jensens spätromantisches Werk aus Liedvertonungen und Klavierstücken gehört zu den bekanntesten seiner Zeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Adolf Jensen war ein deutscher Pianist und Komponist. Sein jüngerer Bruder Gustav Jensen komponierte ebenfalls und sein Cousin Paul Jensen war ein bekannter Schauspieler. Adolf Jensen wurde am 12. Jänner 1837 in Königsberg, Ostpreußen (heute Kaliningrad, Russische Föderation) geboren. Seine musikalischen Kenntnisse erwarb Jensen zum Teil autodidaktisch. In den Jahren 1849–1852 erhielt er musikalischen Unterricht unter anderem bei Louis Köhler, Louis Ehlert und Friedrich Marpurg in Berlin. Auch Franz Liszt wurde auf Jensens Talent aufmerksam und förderte ihn als Pianist.

1856 nahm Jensen zunächst eine Stelle als Privatmusiklehrer in Brest-Litowsk (damals Russland) an. In den Jahren darauf wirkte er als Kapellmeister, zuerst am Stadttheater in Posen (Poznań), dann in Bromberg (Bydgoszcz, beide Städte heute in Polen) und schließlich in der dänischen Hauptstadt Kopenhagen. Dort arbeitete er wieder als Klavierlehrer und studierte bei Niels Wilhelm Gade. Mit dem dänischen Cellisten Christian Laurentz Kellermann unternahm Jensen Konzertreisen durch Skandinavien. 1860 kehrte er nach Königsberg zurück und etablierte sich als Komponist und Musiklehrer.

Anfang 1861 wurde er zum 2. Direktor der Musikalischen Akademie in Königsberg bestellt. Bereits im nächsten Jahr trat er den Posten wieder ab. Es folgte eine rege Phase als Pianist. 1866 ging er für zwei Jahre als Lehrer an die „Schule für höheres Clavierspiel“ des Klaviervirtuosen Karl Tausig nach Berlin. Anschließend verschlug es Jensen nach Dresden.

Wegen gesundheitlicher Probleme mit Lunge und Hals verbrachte er die kommenden Jahre in verschiedenen Kurorten, darunter Ems, Reichenhall, Meran und Baden-Baden. Von 1870 bis 1875 lebte Jensen mit Unterbrechungen in Graz. In einem Brief an einen Freund schrieb er, Graz sei außer Wien die intelligenteste Stadt Österreichs. Danach zog Adolf Jensen permanent nach Baden-Baden. In seinen letzten Lebensjahren stand Jensen unter anderem mit Richard Wagner und Johannes Brahms ebenso in Kontakt wie mit Robert Hamerling, von dessen Gedichten Jensen mehrere vertonte.

Jensen schuf zahlreiche spätromantische Klavierstücke und vor allem Lieder. Auf letzterem Gebiet galt Jensen wegen der feinsinnigen Poesie seiner Kompositionen zu seiner Zeit mitunter als ein Nachfolger Robert Schumanns. Einige seiner Zyklen wie „Liebeslieder“, „Lieder aus dem spanischen Liederbuch“, „Margaretenlieder“, „Zyklus Dolorosa“ oder „Lieder aus Scheffels Gaudeamus“ waren unter anderem in gehobenen Hausmusikkreisen sehr geschätzt, weswegen Jensens Werke gelegentlich als Kitsch abgestempelt und in die Nähe der Salonmusik gerückt wurden.

Adolf Jensen starb am 23. Jänner 1879 in Baden-Baden an seinem schweren Lungenleiden. Zum Andenken an die Grazer Zeit Jensens ließ Wilhelm Kienzl, zu dessen Mentoren Jensen gezählt hatte, am Haus Maiffredygasse Nr. 2, in dem Jensen zuletzt in der steirischen Landeshauptstadt gewohnt hatte, im Jahr 1909 eine von Hans Brandstetter geschaffene Reliefplastik anbringen.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Robert Münster, Jensen, Adolf, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1974.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Johanna-Kollegger-Straße

Datum der Benennung

1928

Text der Zusatztafel

Johanna Kollegger 1853–1925

Politikerin. Kollegger engagierte sich als Sozialdemokratin für die Anliegen der Arbeiterbewegung in der proletarisch geprägten, damals eigenständigen Gemeinde Eggenberg. Zusammen mit dem Eggenberger Fürsorgeverein erwirkte sie 1910 die Errichtung des Horts der „Kinderfreunde“, als dessen Seele sie bezeichnet wurde. Ab 1920 war sie im Eggenberger Gemeinderat aktiv.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johanna Kollegger war eine sozialdemokratische Politikerin und Gemeinderätin in Eggenberg. 1853 geboren, war sie bereits vor dem Ersten Weltkrieg in der stark sozialdemokratisch geprägten Arbeitergemeinde Eggenberg sozial und politisch engagiert. Ihr Engagement galt vor allem den Kindern, insbesondere dem Hort der „Kinderfreunde“, für dessen Einrichtung sie sich gemeinsam mit dem Eggenberger Fürsorgeverein einsetzte. Kollegger gehörte weiters dem Ortsarmen-Rat und dem Ortsschulrat der Gemeinde Eggenberg an. Sie war im 1911 gegründeten Ersten Grazer Frauenchor Freiheit aktiv, dessen erste Obfrau („Obmännin“) sie auch war.¹

Zumindest 1915 und 1920 war sie für die sozialdemokratische Partei im Gemeinderat von Eggenberg aktiv. Johanna Kollegger war mit dem ebenfalls sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Michael Kollegger verheiratet.² Sie starb 1925.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Arbeiterwille vom 22. Oktober 1911.

² Vgl. Grazer Vorortezeitung vom 5. Juli 1914.

Karl Spreitzhofer, Straßennamen erzählen, Folgen 12–16, in: Neues aus Graz-Schutzengel 23/1–5/1986.

Johannes-Zwerger-Platz

Datum der Benennung

29.11.1990

Text der Zusatztafel

Johann(es) Baptist Zwerger 1824–1893

Fürstbischof von Seckau. Der gebürtige Südtiroler wurde 1869 als Bischof der Diözese Seckau berufen. Zwerger initiierte gegen den säkularen, liberalen Zeitgeist die Neugründung von Klöstern, das katholische „Grazer Volksblatt“ sowie die Umwandlung des Bischöflichen Knabenseminars zu einem Gymnasium. Zudem regte er den 1881–1891 erfolgten Bau der Herz-Jesu-Kirche an.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johannes (Johann Baptist) Zwerger war Fürstbischof der Diözese Seckau. Der am 23. Juni 1824 in Altrei (Südtirol) geborene Bauernsohn studierte in Brixen und Trient. Nach der Promotion wurde er 1851 in Trient zum Priester geweiht. 1858 wurde er Hofkaplan der Burgkapelle in Wien, danach machte er steile innerkirchliche Karriere; 1862 Kanonikus, 1865 Dompropst von Trient. 1864 erhielt er die Ehrendoktorwürde in Wien und wurde später als Nachfolger von Ottokar Maria von Attems der 52. Bischof der Diözese Seckau in der Steiermark.

In seiner Amtszeit erfolgten mehrere Klostergründungen in Graz sowie die Neugründung der Benediktinerabtei in Seckau. Das fürstbischöfliche Knabenseminar ließ Zwerger in ein Gymnasium umwandeln. Auch in anderen Bereichen setzte sich Zwerger vehement für die Verbreitung katholischen Gedankenguts ein. 1868 wurden der Grazer katholisch-konservative Volksverein und die katholische Tageszeitung „Grazer Volksblatt“ gegründet, in den Jahren darauf der Katholische Presseverein und der erste steirische Vinzenzverein. Zwerger ließ die ersten Katholikentage in der Steiermark abhalten und forcierte die Herz-Jesu-Verehrung. In diesem Zusammenhang initiierte er auch die Errichtung der Herz-Jesu-Kirche durch den Architekten Georg Hauberrisser, die in dem von Zwerger favorisierten und massiv geförderten neugotischen Stil in den Jahren 1881–1891 errichtet wurde.

Zwerger galt bereits unter Zeitgenossen als klerikaler Hardliner. Seine strenge Geisteshaltung äußerte sich in seinen rund 60 Hirtenbriefen und zahlreichen religiösen Schriften, von denen „Die schönste Tugend und das häßlichste Laster“ 1876 in die theologische Fachliteratur aufgenommen

wurde. 1869/70 nahm Zwerger als Konzilsvater an den Sitzungen des Ersten Vatikanischen Konzils teil. Er gehörte zu jener Mehrheit, die für das Unfehlbarkeitsdogma stimmte. 1880 erregte Zwerger in Österreich gehöriges Aufsehen, als er verfügte, anlässlich der Kaiser-Joseph-Feiern keine gottesdienstlichen Feiern abzuhalten. Zwerger sorgte auch für die Einführung der Bischofskonferenzen in Österreich, die ab 1874 stattfanden. Johann Baptist Zwerger starb am 14. August 1893 in Graz. Seinem eigenen Wunsch gemäß wurde der Leichnam in der Krypta der Herz-Jesu-Kirche beigesetzt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Norbert M. Borengässer, Johann Baptist Zwerger, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 14. Herzberg 1998.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Johann-Fux-Gasse

Datum der Benennung

1887/1906

Text der Zusatztafel

Johann Joseph Fux 1660–1741

Komponist. Der in Nestelbach bei Graz Geborene war nach Studium in Graz und Reisen durch Europa Kapellmeister am Stephansdom und ab 1715 Hofkapellmeister. Fux schuf ein breites, aus Opern, Kirchen- und Instrumentalmusik bestehendes Barockwerk, seine einflussreichste Schöpfung war die 1725 veröffentlichte, musiktheoretische Kontrapunktlehre „Gradus ad Parnassum“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Joseph Fux war ein österreichischer Komponist und Musiktheoretiker der Barockzeit. Er wurde um das Jahr 1660 in Hirtenfeld bei St. Marein (Steiermark) als Bauernsohn geboren. Über seine Kindheit ist kaum etwas bekannt, vermutlich nahm er bereits als Jugendlicher Musik- und Lateinunterricht in Graz. 1680 trat er in den Jahrgang „ex grammatica“ an der Jesuiten-Universität Ferdinandeum ein und wurde im Folgejahr dort als „Musicus“ geführt. Von 1683 bis 1687 studierte Fux an der Universität in Ingolstadt, wo er auch in der Kirche St. Moritz als Organist tätig war. Während dieser Zeit dürfte Fux zudem etliche Reisen unternommen haben, darunter nach Böhmen, Frankreich, Italien und Ungarn.

Ab 1695 ist Fux als Organist an der Wiener Schottenkirche nachweisbar. 1696 heiratete er Juliana Clara, Tochter des niederösterreichischen Regierungssekretärs Johann Josef Schnitzenbaum. Fux zog mit einigen von ihm komponierten Messen die Aufmerksamkeit Kaiser Leopolds I. auf sich, der ihm 1698 eine Anstellung als Hofkompositeur gewährte – gegen den Widerstand der „italienischen Partei“ am Hof. 1702 gab Fux seinen Dienst in der Schottenkirche auf, um sich ganz seinen Aufgaben am Hof widmen zu können. Ab 1705 wirkte Fux auch als Kapellmeister am Stephansdom in Wien, 1711 wurde er Vizehofkapellmeister. 1713 wurde er Kapellmeister der Kaiser-Witwe Amalie Wilhelmine. 1715 stieg er zum Hofkapellmeister auf.

Neben diesen Anstellungen unterrichtete Fux Komposition. Zu seinen Schülern zählten Georg Christoph Wagenseil, Gottlieb Muffat, Johann Dismas Zelenka, Franz Tuma, Ignaz Prustmann, Bernhard Paumann, Oktavian Panzau, Zeidler, Johann Francisci, Ignaz Holzbauer und Georg Orschler.

1731 starb seine Ehefrau Juliane Clara. Da die Ehe kinderlos geblieben war, adoptierte Fux nach dem Tod seiner Frau die vier Kinder seines Bruders, die seinen musikalischen Nachlass erben sollten. Der Nachlass gilt als verschollen. Johann Joseph Fux starb am 13. Februar 1741 in Wien.

Die nachhaltigste Bedeutung Johann Joseph Fux' ist sein auf Latein verfasstes musiktheoretisches Werk „Gradus ad Parnassum“ aus dem Jahr 1725. Diese umfassende Kontrapunktlehre wurde in der Folge nicht nur auf Deutsch, sondern auch in mehrere Fremdsprachen übersetzt. „Gradus ad Parnassum“ beeinflusste unter anderem die Wiener Schule und wurde noch ins 20. Jahrhundert hinein als Lehrbuch herangezogen. Zu Fux' über 500 erhaltenen Werken zählen 18 Opern, 50 Messen, drei Requien, 57 Vespere und Psalmen sowie zehn Oratorien. Die Erfassung der Werke Johann Joseph Fux' ist dem Wiener Musikhistoriker und Mozart-Forscher Ludwig von Köchel zu verdanken, der 1872 das biografische Verzeichnis „Johann Josef Fux. Hofkomponist und Hofkapellmeister der Kaiser Leopold I., Joseph I., und Karl VI., von 1698 bis 1740“ herausgab. Die meisten von Fux' Werken sind heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Seit 2018 kümmert sich die Styriarte um die Pflege seines musikalischen Werkes. 1991 wurde das Landesmusikonservatorium in Graz in „Johann-Joseph-Fux-Konservatorium“ umbenannt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Rudolf Flotzinger, Johann Joseph Fux: zu Leben und Werk des österreichischen Barockkomponisten. Graz 2015.

Grazer Zeitung vom 28.10.1820.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Erich Schenk, Fux, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961.

<https://styriarte.com/wer-war-johann-joseph-fux/>

Johann-Haiden-Straße

Datum der Benennung

17.9.1963

Text der Zusatztafel

Johann Haiden 1870–1946

Bürgermeister von Eggenberg. In St. Peter am Ottersbach geboren, war der gelernte Fassbinder Brauereiarbeiter in Eggenberg und Puntigam, ehe er für die Konsumgenossenschaft wirkte. Der Sozialdemokrat stand ab 1926 bis zu seiner Absetzung 1934 Eggenberg vor und trieb dort die Jugend- und Altersfürsorge, den Bau von Gemeindewohnungen und die Elektrifizierung voran.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Haiden war ein Grazer Kommunalpolitiker und Gewerkschaftsfunktionär. Er wurde am 17. Februar 1870 in St. Peter am Ottersbach in eine Kleinbauernfamilie geboren. Nachdem er das Fassbinderhandwerk erlernt hatte, arbeitete er in den Brauereien in Eggenberg (Reininghaus) und Puntigam (Puntigamer). Haiden gründete eine Brauereiarbeitergewerkschaft und wurde Gewerkschaftssekretär. In der Folge wurde er Angestellter und später Direktor des „Grazer Konsumvereins“, der späteren „Steirischen Konsumgenossenschaft“. Ab 1914 war er Mitglied des Gemeinderats der Marktgemeinde Eggenberg und führte die Gemeinde als sozialdemokratischer Bürgermeister von 1926 bis zu seiner Absetzung im Jahr 1934. In der Zwischenkriegszeit bemühte er sich um Gemeindewohnungen und die kommunalen Einrichtungen.

Als Bürgermeister machte er sich um die Jugend- und Altersfürsorge verdient. Auch die Elektrifizierung des Bezirks, der Bau von Gemeindewohnhäusern und die Schaffung des Lehrlingserholungsheimes in Radegund gehen auf seine Initiative zurück. Johann Haiden war weiters Vorstandsmitglied der Arbeiterkrankenkasse.¹ Im Februar 1934 wurde Haiden als amtierender Bürgermeister der Vorortegemeinde und Direktor des Konsumvereins unmittelbar in die Ereignisse des Arbeiteraufstands in Eggenberg verwickelt und in der Folge abgesetzt und verhaftet. Haiden dürfte nicht persönlich in die Kampfhandlungen, die Tote und zahlreiche Verwundete forderten, involviert gewesen sein. Noch während seiner Haft wurde Haiden infolge einer Anzeige der Genossenschaft für das Gast- und Schankgewerbe wegen Gewerbeübertretung zu 55 Schilling

¹ Vgl. AB Nr. 13, 1963.

Geldstrafe oder fünf Tagen Arrest verurteilt.² Ob diese Verurteilung möglicherweise politisch motiviert war, ist nicht bekannt. Jedenfalls sagte Haiden einige Monate später im Hochverratsprozess gegen mehrere führende Grazer Sozialdemokraten als Zeuge aus.³ Johann Haiden starb am 6. Oktober 1946 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

² Vgl. Grazer Tagblatt vom 9. April 1934.

³ Vgl. Grazer Tagblatt vom 18. Juni 1934.

Johann-Koller-Weg

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Johann Koller 1855–1914

Landwirt, Gärtner. Koller betrieb eine Landwirtschaft in seinem Heimatort Kalsdorf wie auch später eine Mustergärtnerei im damals eigenständigen Liebenau. In beiden Gemeinden war Koller als lokale Größe in Vereinen engagiert, so als Mitgründer des Liebenauer Verschönerungsvereins sowie als Obmann des 1887 gestifteten Kameradschaftsvereins Kalsdorf-Fernitz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Koller war ein Landwirt aus Kalsdorf, der in Graz Geschäfte betrieb. Johann Koller vulgo Folti wurde am 14. September 1855 geboren. Als Angehöriger des k. u. k. 27. Infanterieregiments „König der Belgier“ nahm er im Jahr 1878 am Okkupationsfeldzug Österreich-Ungarns in Bosnien teil.¹ Koller gründete später eine Mustergärtnerei in Liebenau, wo er auch die Schaffung eines Verschönerungsvereins anregte. Koller, dem mehrere Realitäten im Süden von Graz gehörten, gründete den Militär-Veteranenverein Kalsdorf-Fernitz und war dessen Obmann und später Ehrenobmann. Johann Koller starb am 11. April 1914 im Alter von 58 Jahren nach kurzer, schwerer Krankheit. Er hinterließ seine Ehefrau Theresia Koller, geborene Friedrich. An seinem Begräbnis am Friedhof St. Peter nahmen rund 800 Menschen teil.²

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. Grazer Volksblatt vom 19. April 1914.

² Vgl. Grazer Vorortzeitung: Organ f. d. Umgebungsgemeinden v. Graz vom 19. April 1914.

Johann-Kriegl-Straße

Datum der Benennung

1930er-Jahre

Text der Zusatztafel

Johann Kriegl 1856–1933

Gastwirt. Kriegl führte seinen 1880 erworbenen Besitz am heutigen Erdbergweg als Wirtshaus sowie ab 1898 die nahe Badeanstalt des Verschönerungsvereins als „Kriegl-Bad“. Kriegl gründete 1886 die Wetzelsdorfer Feuerwehr mit, unterstützte die 1914 vollzogene kommunalpolitische Trennung der Gemeinde Wetzelsdorf von Eggenberg und saß danach im Gemeinderat.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Kriegl war ein Wetzelsdorfer Gastwirt. Er wurde 1856 geboren. 1880 erwarb Johann Kriegl gemeinsam mit seiner Frau Magdalena den Besitz vulgo Grabenannerl in Wetzelsdorf und baute ihn zu einer Gastwirtschaft aus. 1898 erwarb er eine Gast- und Schankgewerbe-Konzession für das nahegelegene Bad des Verschönerungsvereins Wetzelsdorf. Das sogenannte „Kriegl-Bad“ war bei Jung und Alt sehr beliebt. Das Gasthaus Kriegl am damaligen Rechbauerweg (heute Erdbergweg) war ein beliebter Treffpunkt der Wetzelsdorfer und spielte im Gemeindeleben eine große Rolle.

Johann Kriegl war zudem Mitglied des Gemeinderates von Wetzelsdorf und gründete die dortige Feuerwehr. Er wurde wegen seiner Verdienste zum Ehrenbürger der Gemeinde ernannt. Neben anderem bemühte sich die Gutsbesitzer- und Gastwirtefamilie Kriegl um die kommunalpolitische Trennung vom immer mehr industrialisierten Eggenberger Norden. Ihr Einfluss erreichte 1914 die Teilung und Wetzelsdorf wurde bis zur Eingliederung in die Stadt Graz im Jahr 1938 eine eigene Gemeinde. Als seine Frau starb, wurde Johann Kriegl 1933 Alleinbesitzer der Liegenschaft mit den Häusern Rechbauerweg 6 und 8. Er folgte seiner Frau noch im selben Jahr, am 17. September, in den Tod.¹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 18. September 1933.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Annemarie Reiter, Wetzelsdorf. Seinerzeit – Zu meiner Zeit. Graz 2001.

Johann-Loserth-Gasse

Datum der Benennung

1937

Text der Zusatztafel

Johann Loserth 1846–1936

Historiker. Im Kronland Mähren geboren, in Tübingen und Wien promoviert, kam Loserth 1893 über Czernowitz als Professor für Mittelalter und Neuere Geschichte nach Graz. Er forschte wegweisend zu den Hussiten sowie zur Reformation und Gegenreformation. Loserth wirkte über seine Emeritierung hinaus in steirischen und österreichischen Wissenschaftsgesellschaften.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Loserth war ein österreichischer Historiker. Er wurde am 1. September 1846 in Fulnek (Mähren, heute Tschechien) als Sohn eines Lebensmittelhändlers geboren. Seine Mittelschulzeit finanzierte er sich zum Teil durch eine Arbeit als Hauslehrer. Nach dem Besuch der Gymnasien von Troppau und Kremsier (Opava, Kroměříž, heute ebenfalls Tschechien) studierte Loserth ab 1866 an der Universität Wien Geschichte. Seine Lehrer waren unter anderem Albert Jäger und Joseph Aschbach. Theodor Sickel holte Loserth 1869 in das von ihm geleitete Institut für Österreichische Geschichtsforschung. Danach unterrichtete Loserth am Realgymnasium Wien-Landstraße. Das Doktorat für Geschichte machte er 1871 an der Universität Tübingen und 1874 auch in Wien. Ein Jahr später bekam er an der neu gegründeten Universität Czernowitz eine Professur für mittelalterliche Geschichte. 1893 wechselte er an die Universität Graz, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1917 die Lehrkanzel für Allgemeine Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften innehatte.¹

Loserths Forschungsschwerpunkt war zunächst die kritische Untersuchung und Editierung böhmischer Geschichtsquellen. Seine Arbeit über die Geschichtsquellen von Kremsmünster führte zu neuen Erkenntnissen über deren Herkunft. In einer diesbezüglichen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Historiker Georg Waitz setzte sich Loserth durch. Aufsehen erregte damals auch seine Arbeit „Hus und Wiclif“, in der er nachwies, dass der tschechische Reformator Johannes Hus stark von der Lehre des englischen Vorläufers der Reformation John Wycliffe (Wiclif)

¹ Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

beeinflusst wurde.² Loserths Arbeiten über Wycliffe wurden auch ins Englische übersetzt. Weiters beschäftigte sich Loserth mit den Dokumenten des Prager Domherrn und Chronisten Cosmas, mit der Wiedertäuferbewegung in Österreich und Ungarn, mit der hussitischen Bewegung, den Utraquisten, den Mährischen Brüdern sowie mit dem Militärwesen Innerösterreichs im 16. Jahrhundert. In Graz brachte er einige der wichtigsten seiner insgesamt 300 Schriften heraus, darunter „Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Landen“ (1898) sowie „Geschichte des späteren Mittelalters“ (1903).

Seit 1893 war Loserth Mitglied der Historischen Landeskommission Steiermark, ab 1896 korrespondierendes, und ab 1933 wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien. Von 1908 bis zum Ende der Habsburgermonarchie war er Mitglied der königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Zahlreiche andere wissenschaftliche Gesellschaften machten ihn zum Ehrenmitglied. Loserth gehörte zu jenen Historikern, die bis zuletzt die Gesamtstaatsidee Österreich-Ungarns verteidigten und diese auch zu legitimieren versuchten.³ Nach seiner Pensionierung schrieb Loserth unter dem Kürzel „J.L.“ in der Grazer Tagespost Artikel zum Thema Geschichte.⁴ In seinen letzten Lebensjahren erblindete er.⁵ Johann Loserth starb am 30. August 1936 – zwei Tage vor seinem 90. Geburtstag – in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Pavel Soukup, Johann Loserth (1846–1936). Ein „Gelehrter von Weltruf“ in Czernowitz und Graz, in: Karl Hruza (Hg.), Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts. Wien – Köln – Weimar 2008.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_L/Loserth_Johann_1846_1936.xml

² Vgl. Neues Wiener Journal vom 31. August 1936.

³ Vgl. Pavel Soukup, Johann Loserth (1846–1936). Ein „Gelehrter von Weltruf“ in Czernowitz und Graz, in: Karl Hruza (Hg.), Österreichische Historiker 1900–1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftsgeschichtlichen Porträts. Wien – Köln – Weimar 2008.

⁴ Vgl. Medien & Zeit. Kürzel und Pseudonyme deutschsprachiger Zeitungen 1979/2.

⁵ Vgl. Carinthia I, Geschichtliche Beiträge zur Heimatkunde Kärntens (= Mitteilungen des Geschichtsvereines für Kärnten) 126/1/1936.

Johann-Michael-Steffn-Weg

Datum der Benennung

25.10.1928

Text der Zusatztafel

Johann Michael (von) Steffn 1754–1828

Bürgermeister von Graz. Der gebürtige Grazer war nach Jusstudium in Graz und Wien in seiner Geburtsstadt promovierter Hof- und Gerichtsadvokat und bekleidete 1795–1799 das Bürgermeisteramt. In seine Amtsperiode fielen die erste Belagerung durch die Franzosen, deren Folgen der 1825 geadelte Steffn abschwächen konnte, und der Aufenthalt Napoleons in Graz 1797.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Michael (von) Steffn war ein Grazer Bürgermeister. Geboren wurde er 1754 in Graz. Steffn studierte an den Universitäten Wien und Graz Jus. Nach Ende seines Studiums arbeitete er als Hof- und Gerichtsadvokat in Graz. Er machte in der Stadtverwaltung Karriere, wurde zunächst Magistratsrat und war dann von 1795 bis 1799 Bürgermeister. In seine Amtszeit fiel die erste Besetzung der Stadt durch französisches Militär und der Aufenthalt Napoleons. Als Bürgermeister gehörte Steffn neben dem steirischen Landeshauptmann und anderen der provisorischen Landeskommission an, deren Aufgabe es unter anderem war, die geforderten Requisitionen an Geld, Lebensmitteln, Kleidung usw. für die französischen Besatzungstruppen aufzubringen.

Steffn wurde für seine Verdienste im Franzosenjahr 1797 ausgezeichnet. Im Jahr darauf gründete er eine Aktiengesellschaft der bürgerlichen Schützengesellschaft in Graz, die die Verlegung und Ausgestaltung der bürgerlichen Schießstätte bewerkstelligte. Die Schießstätte hatte sich etwa seit dem Jahr 1600 auf Höhe des Griesplatzes am Ufer der Mur befunden und sowohl der militärischen Übung als auch dem Vergnügen der Bürger gedient. Am Ende war die Schießstätte ein gut frequentiertes Unterhaltungszentrum, in dem man unter anderem auch Billard spielen und tanzen konnte. Wegen der beginnenden Erweiterung der Murvorstadt verlegte man die Schießstätte damals in den Bereich Münzgrabenstraße/Friedrichgasse. 1801 wurde Steffn zum innerösterreichischen Appellationsrat ernannt, 1825 in den Adelsstand erhoben. Er starb am 18. April 1828 in Klagenfurt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Gerhard Schwarz, Johann Michael von Steffn, Bürgermeister. o. O. o. J. Online verfügbar unter:
https://www.graz.at/cms/beitrag/10096072/7773004/Johann_Michael_von_Steffn_Buergermeister.html

Johann-Paierl-Weg

Datum der Benennung

1952

Text der Zusatztafel

Johann Paierl 1858–1927

Fuhrwerksunternehmer, Realitätenbesitzer. Paierl stammte aus dem damals zur eigenständigen Gemeinde Fölling gehörenden Kroisbach. Er wirkte dort als Gemeinderat, aber vor allem als Feuerwehrhauptmann. Als Gründer der Freiwilligen Feuerwehr Kroisbach 1881 führte er die Wehr mehrere Jahrzehnte lang und wurde kurz vor seinem Tod erneut zum Kommandanten gewählt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Paierl vulgo Kerschner war ein Realitätenbesitzer und Fuhrwerksunternehmer in Mariatrost. Er wurde 1858 geboren und wohnte in der Mariatrosterstraße Nr. 11. Paierl war Mitbegründer der Freiwilligen Feuerwehr in Kroisbach und übte dort verschiedene Führungspositionen aus. Darüber hinaus war er in der Kommunalpolitik aktiv und um die Jahrhundertwende Gemeinderat und zeitweise Vizebürgermeister der Vorortegemeinde Fölling. 1910 setzte sich Paierl für den Verbleib Föllings als eigenständige Gemeinde und gegen eine Zusammenlegung der Grazer Vororte mit der Stadt Graz ein.¹ Johann Paierl starb im Jahr 1927. Ein neu erschlossener Weg in Mariatrost wurde noch im selben Jahr nach ihm benannt.² Seine Bemühungen um die kommunale Eigenständigkeit Föllings wurden posthum 1939 zunichte gemacht, als Fölling mit Mariatrost zusammengeschlossen wurde.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Grazer Volksblatt vom 1. Oktober 1910.

² Vgl. Grazer Tagblatt 12. Dezember 1927.

Johann-Puch-Platz

Datum der Benennung

15.4.1999

Text der Zusatztafel

Johann Puch (geb. Janez Puh) 1862–1914

Unternehmer. Der aus dem untersteirischen Bezirk Pettau/Ptuj stammende Schlosser kam 1885 nach Graz und baute in seine „Styria“-Räder die neueste Technik ein. Mit seinem 1899 gegründeten Werk in Puntigam trieb er neben der Fahrradtechnik als Motorpionier die Motorrad- und Autoproduktion voran. „Puch“ stand jahrzehntelang für eine bekannte Motorrad- und Automarke.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Puch (Janez Puh) war ein steirischer Unternehmer und Fahrzeughersteller. Er wurde am 27. Juni 1862 in Sakušak in der Nähe von Ptuj (damals: Pettau) in eine slowenische Kleinbauernfamilie geboren. Er absolvierte eine Schlosserlehre in Ptuj und Radkersburg. Danach ging er auf Gesellenwanderung, auf der es ihn unter anderem nach Wien und nach Sachsen (Deutschland) verschlug. Den Militärdienst leistete er 1882 als Artillerie-Schlosser im Zeugdepot in Graz. Puch ließ sich in Graz nieder und arbeitete zunächst in verschiedenen Betrieben als Nähmaschinen- und Fahrradmechaniker. 1888 wurde er Werkführer der Fahrradfabrik Albl auf dem Grazer Lendplatz.

1889 erwarb Puch den Gewerbeschein als selbstständiger Kunstschlosser und machte sich selbstständig. 1890 gründete er seine erste eigene Firma – zuerst in der Arche-Noah-Gasse, dann in der Strauchergasse, später in der Karlauerstraße und schließlich in der Köstenbaumstraße. Neben dem Import englischer Fahrräder begann Puch mit der Produktion eigener Typen. Im Laufe eines knappen Jahrzehnts wurde aus seiner kleinen Betriebsstätte ein Industrieunternehmen. Unter Beteiligung der Bielefelder Maschinenfabrik entstand 1899 die Erste Steiermärkische Fahrrad Fabrik AG.

Der Sieg des deutschen Radrennfahrers Josef Fischer beim Radrennen Bordeaux-Paris mit einem Puch-Fahrrad im Jahr 1900 brachte den internationalen Durchbruch. Kurz nach der Jahrhundertwende erweiterte Puch die Produktionspalette auf Motorräder und Fahrzeugmotoren. In den folgenden Jahren erlangte die Marke Puch europaweite Bedeutung. Puchs Erfolgsrezepte waren vor allem die für seine Zeit bahnbrechende Marketingstrategie über Sportereignisse sowie ein

untrüglisches Gespür für optisch ansprechende Logos, die er selbst entwarf. Die Puchwerke entwickelten sich unter der Leitung ihres Gründers zu einem der innovativsten und erfolgreichsten Industrieunternehmen der Donaumonarchie.

1904 stellte Puch den ersten Automobil-Prototyp fertig, der zwei Jahre später in Serie ging. 1908 lief das 100.000. Fahrrad vom Band. Das Unternehmen beschäftigte 1.200 Mitarbeiter. 1905 führte Puch in seinen Fabriken den Neun-Stunden-Tag mit Samstagsperre um fünf Uhr ein. Puch war Präsident des Grazer Trabrennvereins und unterhielt einen eigenen Trabrennstall. 1912 erlitt Johann Puch bei einer Flugzeugnotlandung eine Herzattacke, zwei weitere Anfälle bei Pferderennen folgten. Danach zog er sich vom operativen Geschäft aus seiner Firma weitgehend zurück. Johann Puch erlitt im Sommer 1914 bei einem Trabrennen einen Gehirnschlag, an dessen Folgen er am 19. Juli 1914 starb. Zu diesem Zeitpunkt hatte seine Firma bereits 21 Autotypen und 11 Motorradmodelle im Programm. Puchs Herkunft aus der heute slowenischen Untersteiermark (Štajerska) hat nach der Unabhängigkeit Sloweniens gelegentlich zu Kontroversen bezüglich seiner Einstufung als „österreichischer“ oder als „slowenischer“ Fahrradpionier geführt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Pferschy, Johann Puch, ein Pionier des Fahrzeugbaues, in: Ferdinand Tremel (Hg.), Steirische Unternehmer des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Lebensbildern (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 9). Graz 1965.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Johann-Sebastian-Bach-Gasse

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Johann Sebastian Bach 1685–1750

Komponist. Der gebürtige Eisenacher war Organist in Thüringen, wo er Musikdirektor der evangelischen Kirchen und Thomaskantor zu Leipzig war. Dort begründete sich Bachs überragender Ruhm in der Musikgeschichte mit religiösen Kompositionen wie der Matthäuspassion, dem Weihnachts- und Osteroratorium, brillanten Kantaten oder dem „Wohltemperierten Klavier“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Sebastian Bach war ein deutscher Komponist sowie Orgel- und Klaviervirtuose. Er wurde als jüngstes von acht Kindern am 31. März 1685 (da zur Zeit der Geburt Johann Sebastian Bachs in den protestantischen Gebieten Deutschlands noch der julianische Kalender galt, wird sein Geburtsdatum auch mit dem historisch gültigen Datum, dem 21. März 1685, angegeben) in Eisenach (Sachsen/Deutschland) in eine Musikerfamilie geboren. Sein Vater brachte ihm vermutlich die Grundlagen des Geigenspiels bei. Mit acht Jahren ging Johann Sebastian auf jene Lateinschule des Eisenacher ehemaligen Dominikanerklosters, die seinerzeit Martin Luther besucht hatte. Mit neun Jahren wurde Johann Sebastian Bach Vollwaise. Die Stiefmutter konnte die Kinder nicht versorgen und so zogen Johann Sebastian Bach und sein Bruder Johann Jacob zu seinem älteren Bruder Johann Christoph Bach nach Ohrdruf in Thüringen. Von diesem lernte er das Orgelspiel und auch Kenntnisse über Aufbau und Mechanik des Instruments. Johann Sebastian setzte seine Schulbildung am örtlichen Lyzeum fort. Außerdem sang er im Chor.

Als er ein Stipendium für den Schulbesuch verlor, wechselte er nach Lüneburg, an die Partikularschule des dortigen Michaelisklosters. Im Unterschied zu seinen Geschwistern und Vorfahren, die allesamt eine höhere Schulbildung der Musik zuliebe aufgegeben hatten, entschied sich Bach für eine höhere Schulbildung, die zum Universitätsstudium qualifizierte. 1702 schloss er die Schule in Lüneburg erfolgreich ab. 1703 erhielt er eine Stelle als Lakai und Violinist in der Privatkanzlei des Mitregenten Johann Ernst von Sachsen-Weimar. Im selben Jahr bekam er eine Stelle als Organist der Neuen Kirche in Arnstadt. Mit dem dortigen Konsistorium hatte Bach mehrmals Konflikte bezüglich seines Verhaltens und auch wegen seiner Art, Orgel zu spielen. Als

Folge dieser Konflikte wechselte Bach nach Mühlhausen/Thüringen, wo er erneut eine Stelle als Organist annahm.

Am 17. Oktober 1707 heiratete er seine Cousine Maria Barbara Bach. Dieser Ehe entstammten später sieben Kinder. 1708 zog Bach mit seiner Frau nach Weimar, wo er einen Großteil seiner Orgelwerke komponierte. 1714 wurde Bach in Weimar zum Konzertmeister ernannt. Als Bach 1717 einen Vertrag als Hofkapellmeister in Köthen unterschrieb, ohne vorher um seine Entlassung in Weimar gebeten zu haben, wurde er dort kurzfristig in Haft genommen und danach als Konzertmeister in Ungnade entlassen. In Köthen verfügte Bach über eine hochqualifizierte Musikerschaft. Für den brandenburgischen Markgrafen Christian Ludwig stellte Bach 1721 die berühmt gewordenen „Brandenburgischen Konzerte“ zusammen. Im selben Jahr heiratete Bach seine zweite Frau Anna Magdalena, nachdem seine erste Frau im Jahr davor überraschend gestorben war. Aus der zweiten Ehe entstammten 13 Kinder.

1723 nahm Bach die Stelle als Thomaskantor in Leipzig an, die er bis zu seinem Tod behalten sollte. In Leipzig schrieb Bach einen Großteil seiner Kantaten. 1729 übernahm er die Leitung des 1701 von Georg Philipp Telemann gegründeten Collegium musicum. Für dieses studentische Ensemble, das der bürgerlichen Unterhaltung diente, schrieb Bach weltliche Musikstücke und zog sich in der Folge immer mehr vom Komponieren kirchlicher Werke zurück. In seinen letzten Lebensjahren litt Bach an einer Augenkrankheit und an motorischen Störungen im rechten Arm. Seine Frau Anna Magdalena oder sein Sohn Johann Christian unterschrieben zuletzt für ihn alle Dokumente. Johann Sebastian Bach starb am 28. Juli 1750 und wurde drei Tage später auf dem Johannisfriedhof in Leipzig begraben. Nach Bachs Tod gerieten seine Werke jahrzehntlang in Vergessenheit und wurden kaum mehr öffentlich aufgeführt. Erst die Komponisten der Wiener Klassik sorgten für jenen Status, den Bach heute in der Musikgeschichte einnimmt, gilt er heute doch als einer der bedeutendsten Komponisten und Musiker aller Zeiten.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Martin Geck, Johann Sebastian Bach. Reinbek 2002.

Markus Grassl, Bach, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter:

http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_B/Bach_Familie_1.xml?frames=yes

Malte Korff, Johann Sebastian Bach. München 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christoph Wolff, Johann Sebastian Bach. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2007.

Johann-Strauß-Gasse

Datum der Benennung

28.12.1899

Text der Zusatztafel

Johann Baptist Strauss (Sohn) 1825–1899

Komponist. Der Sohn des gleichnamigen berühmten Wiener Musikers und Komponisten avancierte nach dessen Tod zum „Walzerkönig“. Als Direktor der Wiener Hofmusikkapelle 1863–1870 schuf er viele seiner zeitlosen Walzer wie etwa „An der schönen blauen Donau“. Strauss wandte sich später der Operette zu und prägte mit „Die Fledermaus“ diese Gattung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Strauss (Sohn) war ein österreichischer Kapellmeister und Komponist. Johann Strauss (alternative Schreibweise auch: Strauß) wurde am 25. Oktober 1825 als ältester Sohn des gleichnamigen Komponisten und Kapellmeisters in St. Ulrich bei Wien (heute Wien-Neubau) geboren. Die Mutter förderte sein Musiktalent und schon mit sechs Jahren schrieb Johann seinen ersten Walzer. Der Vater verließ die Familie und zog mit einer anderen Frau zusammen. So fiel es Johann zu, den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten. Er begann 1844 Konzerte zu geben und feierte von Anbeginn große Erfolge. In weiterer Folge unternahm er Konzerttourneen durch Europa und Nordamerika – bald auch mit eigenem Orchester, wodurch eine gewisse Konkurrenzsituation zum Vater entstand. Als dieser 1849 starb, übernahm Johann Strauss Sohn auch dessen Orchester und fusionierte es mit dem eigenen.

Trotz seiner Popularität war Johann Strauss bei Hof lange in Ungnade gefallen, weil er im Jahr 1848 einige Stücke mit revolutionsbefürwortendem Inhalt geschrieben hatte. 1863 wurde er aber schließlich doch zum „k. u. k. Hofball-Musikdirektor“ ernannt. In dieser Zeit komponierte Johann Strauss ausschließlich Tanzmusik, was seinen Ruf als „Walzerkönig“ begründete. 1866/1867 schrieb er den heute weltbekannten Donauwalzer („An der schönen blauen Donau“). 1871 trat er vom Posten des Hofball-Musikdirektors zurück; gleichzeitig wurde ihm der Franz-Joseph-Orden verliehen. Nachfolger als Hofball-Musikdirektor wurde sein Bruder Eduard Strauss. Durch seinen Komponistenkollegen Jacques Offenbach zum Operettengenre gebracht, komponierte Strauss etliche davon. Seine wohl bekannteste Operette ist „Die Fledermaus“, die 1874 uraufgeführt wurde. Weitere bekannte Strauss-Operetten sind „Der Zigeunerbaron“ und „Eine Nacht in Venedig“.

1884 erhielt er ehrenhalber das Wiener Bürgerrecht. Strauss war insgesamt dreimal verheiratet. Um zum dritten Mal heiraten zu können, gab Strauss 1886 die österreichische Staatsbürgerschaft auf und verlor damit auch wieder das Wiener Bürgerrecht. Er wurde Staatsbürger des Herzogtums Sachsen-Coburg und Gotha und damit Deutscher. Außerdem trat er zum evangelisch-lutherischen Glauben über. Johann Strauss (Sohn) starb am 3. Juni 1899 in Wien an einer Lungenentzündung. Seine Verabschiedung am Zentralfriedhof fand unter Anteilnahme Tausender Menschen statt. Nach den 1939 eingeführten NS-Rassengesetzen wäre Johann Strauss Vater ein sogenannter Vierteljude, Johann Strauss Sohn somit „Achteljude“ gewesen. Demnach hätten ihre Werke aus dem zugelassenen NS-Musikkanon entfernt werden müssen. Allerdings waren die Stücke beider viel zu beliebt, weshalb man die jüdische Abstammung der Komponistenfamilie mithilfe einer Urkundenfälschung unter den Tisch kehrte.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Martin Bjelik, Biographien von Johann Strauss Vater und Sohn. Online verfügbar unter:

<http://www.johann-strauss.at/biographie/biographie.shtml>

Ulrich Drüner – Georg Günther, Musik und „Drittes Reich“. Fallbeispiele 1910 bis 1960 zu Herkunft, Höhepunkt und Nachwirkungen des Nationalsozialismus in der Musik. Wien – Köln – Weimar 2012.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Margareta Saary, Strauß, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Bd. 5. Wien 2006.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_S/Strauss_Johann_1825_1899.xml

Johann-Weitzer-Weg

Datum der Benennung

6.2.1986

Text der Zusatztafel

Johann Weitzer 1832–1902

Industrieller. Der in Friedberg geborene Huf- und Wagenschmied kaufte 1854 eine Grazer Schmiede, die er zu einem führenden Unternehmen für Maschinen- und Waggonbau ausbaute. Die Produktpalette seiner Waggonfabrik beim Bahnhof reichte von Straßenbahnen über Dieselmotoren bis zu Hinterladergewehren. Weitzer gründete zudem Werke in anderen Teilen der Monarchie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Weitzer war ein steirischer Unternehmer und Gründer der Grazer Waggonfabrik. Er wurde am 18. August 1832 in Friedberg als Sohn eines Tuchwebers geboren. Im Alter von drei Jahren kam er zu seinem Großvater, der in der Nähe von Wiener Neustadt eine kleine Handbrauerei betrieb. Johann Weitzer ging in Pinkafeld bei einem Huf- und Wagenschmied in die Lehre und besuchte danach das Militär-Thierarzney-Institut in Wien.

Nach dem Tod des Großvaters kaufte Weitzer 1854 mit dessen Erbe eine Wagenschmiede in Graz. Dort beschäftigte er drei Gesellen und begann, Kutschen zu produzieren. Weitzer stellte auch andere Fahrzeuge her und lieferte unter anderem Wägen für den Bau des Suezkanals und den Fuhrpark des k. u. k. Raketen-Corps in der Wöllersdorfer Munitionsfabrik. Ab 1857 lieferte die sogenannte „k. k. privilegierte Wagenfabrik Johann Weitzer“ militärische Fuhrwerke für Österreich und Serbien sowie Postfahrzeuge und Waggons für die Graz-Köflacher-Bahn. Im Zuge seiner Expansion kaufte Weitzer die Grazer „Wagen & Maschinen-Fabrik, Eisen- & Metall-Giesserei“ in der ehemaligen Rosensteingasse, heute Waagner-Biró-Straße. Daraus entstand die Grazer Waggonfabrik. Um nicht zu sehr von der Konjunktur der Eisenbahn abhängig zu sein, erweiterte Weitzer ständig seine Produktpalette. Seine Betriebe stellten in der Folge landwirtschaftliche und verschiedene andere Maschinen her und verrichteten auch Gussarbeiten. Seine Exporte reichten bis nach Asien und Australien. Weitzer führte in seinen Unternehmen Arbeiterkranken- und Unterstützungskassen ein.

1866 baute er als erster und einziger österreichischer Unternehmer jene Hinterladergewehre, deren Verwendung in der preußischen Armee in der Schlacht von Königgrätz eine entscheidende Rolle

zugesprochen wurde. Weitzer erweiterte sein Firmenimperium sukzessive. 1876 kaufte er gemeinsam mit Karl Neufeld und der Firma Schoeller & Co. das Berg- und Hüttenwerk Storach bei Cilli (Celje, heute Slowenien) sowie das Eisenraffineriewerk Ferriere di Udine e Pont St. Martin. Im österreichischen und ungarischen Teil der Donaumonarchie gründete er Tochterunternehmen, darunter 1880 in Ödenburg (Ungarn, heute Sopron) und 1888 in Arad. 1895 wurde das gesamte Unternehmen in die „Grazer Wagen- und Waggonfabriksgesellschaft vormals Johann Weitzer“ umgewandelt. Nun beschäftigte Weitzer, der sich zum Präsidenten des Firmenimperiums machte, rund 1200 Arbeiter. Neben dem Kerngeschäft, Waggonen, Lokomotiven und Straßenbahnen, produzierte Weitzer ab 1899 auch Dieselmotoren. Für seine Verdienste wurde er 1870 mit dem Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens ausgezeichnet. Er starb am 2. Oktober 1902 in Graz. In seinem Testament hatte Weitzer die Stadt Arad als Universalerbin eingesetzt. Es entbrannte ein jahrelanger Streit um die Rechtmäßigkeit des Testaments, der schließlich mit einem Vergleich endete. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Weitzers ehemaliges Unternehmen Teil der Simmering-Graz-Pauker AG.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fritz Posch, Johann Weitzer und der Grazer Waggonbau, in: Ferdinand Tremel (Hg.), Steirische Unternehmer des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Lebensbildern (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 9). Graz 1965.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
o. A., Weitzer (Waitzer, Waizern, Weizer) Johann, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 16. Lfg. 70. Wien 2019. Online verfügbar unter:
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_W/Weitzer_Johann_1831_1902.xml

Joherlgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Ignaz Heinrich Joherl 1848–1933

Priester. Der im untersteirischen Tüffer/Laško geborene Joherl studierte in Graz Theologie. Nach der Priesterweihe 1870 war er als Kaplan in steirischen Pfarren tätig, ehe er 1887 als Pfarrer nach Feldkirchen kam und 1914–1917 das Lager Thalerhof für internierte Ukrainer und Italiener seelsorglich betreute. Joherl betrieb außerdem lokalhistorische Forschungen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ignaz Joherl war langjähriger Pfarrer von Feldkirchen und anerkannter Hobbyhistoriker. Ignaz Heinrich Joherl wurde am 3. Juli 1848 im untersteirischen Tüffer (heute Laško, Slowenien) geboren. Er besuchte das bischöfliche Knabenseminar in Graz und studierte anschließend ebenda Theologie. Die Priesterweihe empfing er am 6. November 1870, ein Jahr später wurde er k. u. k. Militärkaplan der Reserve. Er arbeitete anschließend der Reihe nach in St. Stefan im Rosental, Pischelsdorf und Deutschlandsberg als Kaplan. 1877 wurde er nach Wildon versetzt, wo er begann, sich intensiv mit der Ortsgeschichte auseinanderzusetzen. 1891 erschien seine Chronik „Wildon Einst und Jetzt“. Diese stieß in historischen Fachkreisen auf Interesse.

Inzwischen war Joherl nach einem weiteren Jahr in Straßgang 1887 als Pfarrer in Feldkirchen eingesetzt worden. Der damalige Bischof Leopold Schuster ermunterte Joherl zu weiteren historischen Forschungen im Bereich seiner neuen Pfarre. Joherl machte in der Folge im Raum Feldkirchen und Kalsdorf auch archäologische Entdeckungen und tauschte sich mit führenden steirischen Historikern und Altertumsforschern aus. Im Ersten Weltkrieg war Joherl Seelsorger im berüchtigten k. k. Internierten-Lager Thalerhof für vorwiegend aus den ukrainisch-ruthenischen Teilen der Monarchie stammende, angebliche Sympathisanten des russischen Feindes. Die Tätigkeit im Lager, wo unter anderem Typhus und Cholera grassierten, machte Joherl, der schon davor gesundheitlich angeschlagen war, schwer zu schaffen.

Ignaz Joherl blieb auch nach dem Krieg Pfarrer von Feldkirchen. Joherl galt in seiner Pfarre als aufgeschlossener, volksnaher Geistlicher, der sich besonders um das Vereinswesen kümmerte. 1926

wurde er Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Steiermark. 1930 feierte er das diamantene Priesterjubiläum, am 26. Februar 1933 starb er an den Folgen einer Lungenentzündung in Feldkirchen.¹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ingo Mirsch, Pfarrer Ignaz Heinrich Joherl (1848–1933). Ein Enthusiast der archäologisch-historischen Forschung, in: Christoph Gutjahr – Martina Roscher – Gernot Peter Obersteiner (Hg.), Homo effodiens – der Grabende. Festgabe für Helmut Ecker-Eckhofen zum 70. Geburtstag (= Hengist-Studien 1). Wildon 2006.

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 27. Februar 1933.

Josef-Bayer-Gasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Josef Bayer 1852–1913

Komponist. Das musikalische Wirken Bayers ist eng mit seiner Geburtsstadt Wien verbunden. Er absolvierte das Konservatorium, war 1870–1898 Geiger im Orchester der Hofoper und leitete ab 1885 das Hofopernballett. In dieser Position schuf er vielbeachtete Ballettkreationen, so 1888 „Die Puppenfee“, ferner Operetten. Zudem gab er als Dirigent Gastspiele im Ausland.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Bayer war ein österreichischer Komponist, Violinist und Dirigent. Er wurde am 6. März 1852 in Wien als Sohn eines Erdberger Schneidermeisters geboren und absolvierte zunächst das Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde. Nach dem Militärdienst als Trommler beim Hoch- und Deutschmeisterregiment Nr. 4 trat er im Mai 1870 als Secondgeiger in das Orchester des Wiener Hofoperntheaters ein, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1898 und darüber hinaus tätig war. Neben seiner Arbeit als Musiker betätigte sich Bayer als Komponist.

1883 wurde Bayer zum Hofoperkapellmeister ernannt, zwei Jahre später übernahm er die Leitung des Hofopernballetts. In der Folge hatte Bayer als Dirigent Engagements in verschiedenen europäischen Ländern, von 1881 bis 1882 auch in den USA. In New York dirigierte er 1882 persönlich die Uraufführung seiner ersten Operette „Der Chevalier von San Marco“. Seinen Durchbruch als Komponist hatte Bayer aber mit dem Ballett „Die Puppenfee“, das im April 1888 im Palais Liechtenstein bei einer von Kaiser Franz Joseph ins Leben gerufenen Wohltätigkeitsveranstaltung unter seinem ursprünglichen Titel „Im Puppenladen“ uraufgeführt wurde und mit seinen Walzermelodien bald die Herzen des Publikums eroberte.

Bayer galt den Wienern damals als der beliebteste Ballettkomponist seiner Zeit.¹ Weitere seinerzeit populäre Ballette Bayers waren „Sonne und Erde“, „Rund um Wien“, „Ein Tanzmärchen“ und „Eine Hochzeit in Bosnien“. Josef Bayer war es auch, der das einzige und unvollendet hinterlassene Ballett

¹ Vgl. Neue Freie Presse vom 13. März 1913.

von Johann Strauss (Sohn), „Aschenbrödel“ nach Strauss' Tod im Jahr 1899 nach dessen Skizzen fertigstellte. Josef Bayer hatte zwei Töchter, von denen eine, Ida, Opernsängerin war und ebenfalls komponierte. 1900 erhielt Bayer anlässlich seines 30-jährigen Dienstjubiläums im Hofopernorchester das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens. 1908 wirkte er als musikalischer Arrangeur des Tanzspiels „Aus der Heimat“, das 1908 anlässlich des 60-jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs an der Hofoper aufgeführt wurde. Josef Bayer starb 61-jährig in seiner Wiener Wohnung am 12. März 1913. Er erhielt ein Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

R. Wiesinger, Bayer, Josef (1852–1913), Komponist, Dirigent und Geiger, in: Österreichisches Biographisches Lexikon. Online-Edition. Lfg. 2 (15.03.2013). Online verfügbar unter:
http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_B/Bayer_Josef_1852_1913.xml?frames=yes

Josef-Gauby-Weg

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Josef Gauby 1851–1932

Komponist. In Maria Lankowitz geboren, entfloh der St. Lambrechter Sängerknabe dem Internat, um in Graz die Realschule und die Lehrerbildungsanstalt, an der er 1873–1921 unterrichtete, zu absolvieren. Gauby war Mitglied mehrerer Gesangsvereine, seine Schöpfungen volkstümlicher Chor- und Sololieder sind ein fester Bestandteil im Repertoire steirischer Männerchöre.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Gauby war ein steirischer Komponist. Gauby wurde am 17. März 1851 im weststeirischen Maria Lankowitz als eines von 14 Kindern in eine dort ansässige Lehrer- und Musikerfamilie geboren. Sein Vater war örtlicher Schulmeister und Organist. Mehrere seiner Geschwister widmeten sich ebenfalls der Musik. Als Elfjähriger war er Sängerknabe am Stiftschor in St. Lambrecht. 1864 floh er aus dem Internat und wechselte an die Realschule in Graz. Hier absolvierte er anschließend die Lehrerbildungsanstalt (LBA). Der dortige Abschluss berechtigte ihn, als Unterlehrer an Hauptschulen zu arbeiten.

Von 1869 bis 1871 war er an der evangelischen Schule in Graz angestellt, danach an der Volksschule Mariahilf. 1873 wurde er schließlich Übungsschullehrer an der LBA, wo er bis zu seinem 70. Lebensjahr als Musiklehrer arbeitete. 1879 heiratete Gauby Maria Usziak und hatte in der Folge mit ihr drei Kinder. Seine musikalische Ausbildung erhielt er unter anderem von Ludwig Karl Seydler, dem Schöpfer des Dachsteinliedes, und dem Komponisten Wilhelm Mayer-Rémy. Gaubys Ruf als Komponist beruht vornehmlich auf seinen Liedern und Chorstücken. Instrumentalstücke, etwa für Violoncello und Klavier sowie zwei Streichquartette, stammen vorwiegend aus seiner frühen Schaffensperiode.

Gaubys Lieder, unter anderem nach Texten von Joseph Eichendorff und Heinrich Heine, waren zum Teil vom Stil Robert Schumanns beeinflusst, den ihm Mayer-Rémy vermittelt hatte. Zum anderen waren Gaubys Lieder und Chöre stark volkstümlich geprägt. Das ging so weit, dass mehrere seiner Lieder für echte Volkslieder gehalten wurden. Josef Gauby war Mitglied des Grazer Richard-Wagner-

Vereins. Der Steirische Sängerbund und viele andere Mannergesangsvereine machten ihn zum Ehrenmitglied. 1931 wurde Gauby Ehrenbürger der Stadt Graz. Er besaß auch die Ehrenbürgerschaft von Judenburg, Lankowitz sowie von Scheifling und trug den Titel Regierungsrat. Josef Gauby starb am 10. November 1932 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wolfgang Suppan, Gauby Jakob, in: Steirisches Musiklexikon, Graz 1966.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_G/Gauby_Joseph_1851_1932.xml

Josef-Hyrtl-Gasse

Datum der Benennung

um 1935

Text der Zusatztafel

Josef Hyrtl 1810–1894

Mediziner. Der gebürtige Eisenstädter promovierte 1835 in Wien und war 1837–1845 an der Prager, dann an der Wiener Universität Anatomieprofessor. Dort gründete er das Museum für vergleichende Anatomie und legte 1850 das weltweit geachtete „Handbuch der topographischen Anatomie“ vor. Hyrtl stiftete mit seinem Vermögen Stipendien und wohltätige Kindereinrichtungen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Hyrtl war ein österreichischer Anatom. Er wurde am 7. Dezember 1810 als Sohn eines Musikers der Fürstlich-Esterházy'schen Hofkapelle in Eisenstadt geboren. Als Mitglied der Wiener Sängerknaben kam er nach Wien und besuchte das Akademische Gymnasium. Danach studierte er ab 1829 Medizin. Bereits während des Studiums spezialisierte sich Hyrtl auf Anatomie. 1833 zum Prosektor in diesem Fach ernannt, wurde Hyrtl Assistent von Joseph Julius Czermak. Hyrtl promovierte 1835. Bereits zwei Jahre später holte ihn die Karls-Universität als ordentlichen Professor für Anatomie nach Prag. Dort begann Hyrtl, anatomische Lehrbücher zu verfassen. 1845 kehrte er als Ordinarius für Anatomie nach Wien zurück.

Hyrtl veröffentlichte das „Handbuch der Topographischen Anatomie“, das lange Zeit zu den wichtigsten Lehrbüchern auf diesem Gebiet gehörte und weltweit in viele Sprachen übersetzt wurde. 1850 gründete er in Wien das Museum für vergleichende Anatomie. Das bereits im Jahr 1745 gegründete „Museum für menschliche Anatomie“ wurde von ihm erweitert. Hyrtl stand in Kontakt mit anderen anatomischen Institutionen in aller Welt und versorgte diese mit Präparaten. 1864 wurde er zum Rektor der Universität Wien ernannt. In seiner Inaugurationsrede bei der 500-Jahr-Feier der Universität mit dem Titel „Die materialistische Weltanschauung unserer Zeit“ brach Hyrtl eine Lanze für die Oberherrschaft der Kirche über die Wissenschaften und erregte damit großes Aufsehen und zog sich entsprechende Kritik zu. In dieser Zeit lernte er die verheiratete deutsche Lyrikerin Auguste Maria Conrad kennen, mit der er 1869 gemeinsam eine Villa in Perchtoldsdorf bezog. Nach dem Tod ihres Ehemannes heirateten die beiden 1870 in Wien-Alsergrund.

1874 musste Hyrtl aufgrund einer Sehschwäche alle seine Funktionen zurücklegen und zog sich nach Perchtoldsdorf zurück. 1885 stiftete er 40.000 Gulden an die Universität Wien, mit der Auflage, dass die jährlichen Zinserträge jeweils vier armen Medizinstudenten zuzuwenden seien. In Perchtoldsdorf stiftete er zusätzlich eine Kinderbewahranstalt und in Mödling ein Waisenhaus mit Kirche und Krankenstation. Noch zu seinen Lebzeiten wurde ihm 1889 im Arkadenhof der Wiener Universität ein Denkmal errichtet. Hyrtl war unter anderem Ehrenbürger der Stadt Wien sowie Ehrendoktor der Universitäten Leipzig und Moskau. Außerdem war er seit deren Gründung 1847 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und weiterer Akademien in aller Welt. Josef Hyrtl starb am 17. Juli 1894 in Perchtoldsdorf.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hugo Glaser, Hyrtl Josef, in: Wiens große Ärzte. Wien 1950.

Franz Hawla, Was wäre Wien ohne ... Von zugewanderten echten Wienerinnen und Wienern. Wien 2001.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Hyrtl, Josef, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 11. Wien 1961.
Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_H/Hyrtl_Josef_1810_1894.xml

Josef-Kienzl-Weg

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Josef Kienzl 1823–1894

Bürgermeister von Eggenberg. Der in Groß St. Florian geborene Kienzl stand 1862–1892 der durch die Industrialisierung rasch wachsenden Gemeinde vor. Er gründete 1874 die von ihm als Hauptmann geführte Freiwillige Feuerwehr, zudem initiierte Kienzl etwa den Bau der Baiernschule, des damaligen Kurhauses in der Bergstraße oder von Wohnsiedlungen in dieser Straße.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Kienzl war Bürgermeister von Eggenberg. Er wurde am 15. November 1823 in Groß-St. Florian als ehelicher Sohn des Josef Kienzl, ein „bürgerlicher Stricker und Wirker“ und der Clara Kienzl, geborene Salmhofer, geboren. Am 18. August 1857 heiratete er Helena Oblack. Von 1862 bis 1892 war er Bürgermeister der Grazer Vorortegemeinde Baidersdorf-Wetzelsdorf-Eggenberg-Neu-Algersdorf, der damals bevölkerungsreichsten Landgemeinde der Steiermark.¹ Kienzl gründete die örtliche Freiwillige Feuerwehr, deren Hauptmann er wurde. In seiner Amtszeit wurden die Baiernschule und das örtliche Kurhaus erbaut. Die Häuser am ehemaligen Bachweg, dem heute nach ihm benannten Weg, entstanden teilweise auf seinen ehemaligen Grundstücken. Josef Leopold Kienzl starb am 21. Juni 1894 nach kurzer Krankheit an einer Lungenentzündung und wurde am Friedhof Straßgang begraben.² Josef Kienzl war ein Cousin des vormaligen Grazer Bürgermeisters Wilhelm Kienzl. Der Bildstock an der Kreuzung Reininghausstraße/Wetzelsdorfer Straße wird als „Kienzl-Kreuz“ bezeichnet.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 22. Juni 1894.

² Vgl. Grazer Volksblatt vom 26. Juni 1894.

Josef-Lanner-Straße

Datum der Benennung

14.3.1929

Text der Zusatztafel

Josef Lanner 1801–1843

Komponist. Das in seiner Geburtsstadt Wien 1819 gegründete Lanner-Trio prägte die Musik des Wiener Biedermeier. Lanners populäre Tanzkapelle, der Johann Strauss Vater 1819–1825 angehörte, wuchs zu einem Orchester an, mit dem er seine neuartigen Walzerkompositionen bei Konzerttours durch Europa aufführte. Lanner gilt neben Strauss als Schöpfer des Wiener Walzers.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef (eigentlich: Joseph) Lanner war ein österreichischer Komponist. Er wurde am 12. April 1801 in St. Ulrich bei Wien (heute Gemeindebezirk Neubau) als Sohn eines Handschuhmachergesellen geboren. Joseph sollte ursprünglich Graveur werden und begann eine Lehre an der Akademie der bildenden Künste, die er jedoch abbrach und sich stattdessen der Musik zuwandte. Er komponierte bereits als Kind und bekam Violinunterricht. Als Lanner zwölf Jahre alt war, nahm ihn sein Lehrer Michael Pamer als Violinist in seine Kapelle auf. 1819 gründete Lanner ein Trio, in dem auch Johann Strauss (Vater) spielte, mit dem er in Freundschaft verbunden war. Lanner gastierte damals regelmäßig im Gasthaus „Rebhuhn“ in der Wiener Innenstadt. 1824 ging aus Lanners Trio ein Streichorchester hervor.

1829 wurde Lanner zum Musikdirektor der k. u. k. Redoutensäle ernannt und kurz darauf übernahm er auch die Leitung der Wiener Regimentskapelle. Er wirkte auch als Musikdirektor in mehreren Hotels. 1828 heiratete Lanner Franziska Jahns, mit der er drei Kinder hatte. Eines davon, Katharina Lanner, wurde eine bekannte Tänzerin und Choreographin, die später in London Karriere machte. Ab dem Jahr 1834 ging Lanner wiederholt auf Tournee. Eine davon führte ihn 1837 auch nach Graz. 1838 leitete er die Festmusik zu den Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Ferdinands. 1840 traf er bei einer weiteren Konzertreise Franz Liszt. Im selben Jahr leitete Lanner die Musik auf dem Kammerball bei Hofe. Nachdem er bereits einige Jahre mit der Fleischhauerstochter Marie Kraus zusammengelebt hatte, ließ sich Lanner 1842 von seiner Frau scheiden.

Nach einem Auftritt am 22. März 1843 beim Dommayer in Hietzing erkrankte Lanner an Typhus. Drei Wochen später war Joseph Lanner tot. Er starb am 14. April im Alter von 42 Jahren an einer akuten Lungenlähmung. Der Leichenfeier in Döbling wohnten rund 20.000 Menschen bei. Am 6. Oktober 1843 kam in Oberdöbling sein Sohn Joseph Carl Maria Kraus zur Welt. Lanner gilt neben seinem Freund Johann Strauss (Vater) als einer der Erfinder des Wiener Walzers. Zu Lanners bekanntesten Walzerkompositionen zählen „Die Werber“, der „Pesther Walzer“ und „Die Schönbrunner“.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Theophil Antonicek, Lanner, Joseph (1801–1843), Komponist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 5. Lfg. 21. Wien 1970.

Otto Brusatti, Joseph Lanner, Compositeur, Entertainer & Musikgenie. Wien 2001.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Josef-Ornig-Straße

Datum der Benennung

1942

Text der Zusatztafel

Josef Ornig 1889–1935

Ingenieur, Architekt. Aus Pettau/Ptuj stammend, setzte der 1923 promovierte Ornig nach Studium an der Technischen Hochschule Graz und Kriegsdienst zentrale Elektrifizierungsprojekte um. Unter seiner Leitung als Mitarbeiter und Direktor der „Steirischen Wasserkraft- und Elektrizitäts-AG“ entstanden etwa das Mur-Kraftwerk Pernegg oder die Packer Sperre.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Ornig war ein steirischer Erbauer von Wasserkraftwerken und STEWEAG-Direktor. Er kam als Sohn des gleichnamigen, damaligen Bürgermeister von Pettau (Ptuj, heute Slowenien) am 10. September 1889 zur Welt. Ornig studierte an der Technischen Hochschule in Graz und arbeitete nach deren Abschluss als Praktikant bei einer Betonfirma in Deutschland. Nach dem Kriegsdienst und nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war er zuerst bei der Gesellschaft zur Vorbereitung des Ausbaues der Steirischen Wasserkraftwerke tätig und trat 1921 in den Dienst der neugegründeten Steirischen Wasserkraft- und Elektrizitäts-A.G. (STEWEAG). 1923 promovierte er zum Dr. techn. und wurde bald darauf Direktor der STEWEAG.

In den 1920er-Jahren arbeitete er, zum Teil als Leiter, am Bau der Langmannsperre und des Packer Stausees im Teigitschgraben sowie beim Bau des Murkraftwerks in Pernegg-Mixnitz mit. Ornig betätigte sich auch als Fachschriftsteller, insbesondere auf dem Gebiet der Energiewirtschaft in Österreich, Deutschland und der Schweiz. Sein Buch „Österreichs Energiewirtschaft“ erschien 1927 bei Springer in Wien und gab einen zeitgenössischen Überblick über die Branche. Ornig schrieb auch einen „Tarifratgeber“, in dem er sich mit der Frage beschäftigte, wie man durch Tarifgestaltung den Stromverbrauch erhöhen könne, um so der durch die Wirtschaftskrise angeschlagenen Energiewirtschaft auf die Beine zu helfen.

Josef Ornig war auch Obmann des Energiewirtschafts-Ausschusses des Verbandes der Elektrizitätswerke und von 1932 bis 1934 Präsident der Technikerkammer. Er besaß ein Gut in St. Johann am Draufeld (heute Starše, Slowenien), das seit 1919 zu Jugoslawien gehörte und das er

bis zu seinem Tod bewirtschaftete. Ornig war Kreisleitungsmitglied des Deutschen Schulvereins Südmark.¹ Josef Ornig starb nach längerer Krankheit am 20. März 1935 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

R. Gabler, Nachruf auf Ornig, in: Elektrotechnik und Maschinenbau 18/1935.

Willy Hager, Hydraulicians in Europe 1800–2000. A Biographical Dictionary of Leaders in Hydraulic Engineering and Fluid Mechanics. Bd. 2. Delft 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. Freie Stimmen vom 23. März 1935.

Josef-Pock-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Josef Pock um 1840–1920

Bürgermeister von Gösting. Der Grazer Druckereibesitzer verlegte Werke steirischer Schriftsteller, so das 1870 publizierte Erstlingswerk von Peter Rosegger. Nach dem Verkauf des Verlags betrieb Pock mit dem Erlös eine Champagnerfabrik in Gösting. Die damals eigenständige Gemeinde, der er 1892–1901 vorstand, ehrte Pock noch zu Lebzeiten mit der Straßenbenennung.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Pock war ein Göstinger Geschäftsmann und Gemeindepolitiker. Er wurde um das Jahr 1840 geboren. 1870 kaufte er die Champagner- und Sodawasserfabrik A. Hofkeller & Comp. und führte sie unter seinem eigenen Namen weiter.¹ 1892 wurde er zum Bürgermeister der damals selbstständigen Grazer Umgebungsgemeinde Gösting gewählt und übte dieses Amt neun Jahre lang aus. Pock wurde im Mai 1901 zwar ein weiteres Mal zum Bürgermeister gewählt, er nahm aber die Wahl wegen „Geschäftsüberbürdung“ nicht an, sondern trat zurück.² 1906 ernannte man ihn zum Ehrenbürger der Gemeinde Gösting. Pock verkaufte seine Champagnerfabrik in der Göstingerstraße im selben Jahr um 144.000 Kronen an den Grazer Kaufmann Josef Kieslinger und dessen Sohn Emil.³ Josef Pock war mit Gabriele Pock, geb. Haller, verheiratet und hatte mit ihr mehrere Kinder. Er starb am 4. Jänner 1920 in Graz und wurde zwei Tage später auf dem St.-Peter-Friedhof beigesetzt.⁴

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Tagespost (Graz) vom 7. Juli 1870.

² Vgl. Grazer Volksblatt vom 13. April 1901.

³ Vgl. Grazer Volksblatt vom 5. März 1906.

⁴ Vgl. Grazer Tagblatt vom 5. Jänner 1920.

Josef-Pongratz-Platz

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Josef Pongratz 1863–1931

Politiker. Der in Eibiswald geborene Tischler, ein Pionier der steirischen Sozialdemokratie, saß als Mitbegründer der Parteizeitung „Arbeiterwille“ ab 1900 langjährig im Gemeinderat und ab 1907 im Reichsrat. 1918 kam dem späteren Bundesrat und Landeshauptmannstellvertreter bei der Ausrufung der Republik am Grazer Freiheitsplatz eine zentrale Rolle zu.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Pongratz war ein sozialdemokratischer Gemeinde- und Landespolitiker. Er wurde am 22. Februar 1863 in Eibiswald als Sohn eines Keuschlers geboren. Pongratz ging nach Graz und machte dort eine Tischlerlehre. Anschließend begab er sich auf Gesellenwanderung. Bereits in jungen Jahren begeisterte er sich für die Sozialdemokratie und tat sich als Redner in Versammlungen hervor. Ab 1880 war Pongratz in der Grazer Bezirkskrankenkasse tätig. 1891 wurde er deren Sekretär. Von 1910 bis 1925 war er deren Direktor.

Als 1890 die sozialdemokratische Tageszeitung „Arbeiterwille“ in Graz gegründet wurde, gehörte Pongratz zu ihren Gründern. Gemeinsam mit Hans Resel war er einer der ersten sozialdemokratischen Grazer Gemeinderäte. Pongratz war von 1900–1913 und ein zweites Mal von 1918–1924 im Gemeinderat. 1907 wurde er als Abgeordneter in den Reichsrat gewählt und blieb dort bis Kriegsausbruch 1914. 1917/18 war er erneut im Reichsrat. Pongratz führte 1918 den Vorsitz bei jener Versammlung am Grazer Freiheitsplatz, bei der vom Balkon des Grazer Schauspielhauses aus die Republik Österreich proklamiert wurde. Anschließend war er bis 1919 Mitglied in der Provisorischen Österreichischen Nationalversammlung. Von 1920 bis 1923 war er im Bundesrat.

Pongratz war auch von 1918–1930 Landeshauptmannstellvertreter der Steiermark. In dieser Funktion sorgte er unter anderem 1920 und 1924 für den Bau der beiden „Sonnenheime“ der Tuberkuloseheilstätte auf der Stolzalpe bei Murau, für die Aufwertung des Grazer Jugendamtes, der Schulen und der Wohnfürsorge. In seinen letzten beiden Lebensjahren zog sich Pongratz aus gesundheitlichen Gründen aus Politik und Öffentlichkeit zurück. 1931 erhielt er die

Ehrenbürgerschaft der Stadt Graz. Bald darauf, am 26. November dieses Jahres, starb er an einer Lungenentzündung im Landeskrankenhaus in Graz.¹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Heinz Mang, Steiermarks Sozialdemokraten im Sturm der Zeit. Graz 1988.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Grazer Tagblatt 27. November 1931.

Josef-Posch-Straße

Datum der Benennung

um 1925

Text der Zusatztafel

Josef Posch 1860–1945

Realitätenhändler. Posch fungierte 1919–1928 als Bürgermeister der Gemeinde Wetzelsdorf, die 1914 von Eggenberg getrennt worden war. Als Firmeninhaber und Baumeister war Posch in der Immobilienbranche in und um Graz tätig. Die Wetzelsdorfer Einfamilienhaussiedlung „Cottage“ entstand nach dem Ersten Weltkrieg unter seiner Verantwortung. 1938 trat er der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Posch war ein Grazer Immobilienhändler und Lokalpolitiker. Er wurde am 29. Juni 1860 in Seibersdorf im damaligen Bezirk Radkersburg geboren. Um 1890 zog Posch nach Graz. Im Jahr 1903 kaufte er den Fischerhof vulgo Hahnlipp in Wetzelsdorf. Noch im selben Jahr errichtete er dort ein luxuriöses Herrenhaus nach belgischem Vorbild (ab 1911 Krottendorferstraße 20, ab 1936 Nr. 26). Er führte ein herrschaftliches Leben. Neben einer sechsspännigen Pferdekutsche fuhr er eines der ersten Automobile in der Gegend. Zu seinen illustren Festen lud er anerkannte Persönlichkeiten der Künstlerwelt.¹ Ebenfalls 1903 ließ er einen Teich anlegen und veranstaltete Laternenfeste im Sommer.

Posch besaß bis 1926 eine Realitätenfirma am Grieskai. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg gehörte Posch dem Gemeinderat von Eggenberg an. Als sich 1914 die Gemeinde Wetzelsdorf von Eggenberg trennte, wurde Posch deren erster Bürgermeister.² Nach dem Krieg ließ Posch die sogenannte „Cottage“ in Wetzelsdorf, eine Siedlung mit ebenerdigen Einfamilienhäusern, errichten. Bereits 1925 wurde die heutige Josef-Posch-Straße nach ihm benannt. Im Alter von 78 Jahren beantragte Posch gemeinsam mit seiner Frau Cäcilia am 1. Juni 1938 die Aufnahme in die NSDAP, die laut eigener Aussage erst 1940 bewilligt wurde.³ Aufgrund eines entsprechenden Ansuchens wurde Posch nachträglich als „minderbelastet“ eingestuft und von der sogenannten Sühnepflicht befreit.⁴ Die

¹ Vgl. Annemarie Reiter, Wetzelsdorf. Seinerzeit – Zu meiner Zeit. Graz 2001.

² Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

³ Vgl. BArch R 9361 IX Kartei R0017.

⁴ Vgl. StA Graz, NS-Registrierung XV 178.

entsprechende Entscheidung von 1947 erlebte Posch nicht mehr. Er starb am 24. November 1945 in Graz-Gösting. Posch hinterließ seine Witwe und drei Kinder.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Annemarie Reiter, Wetzelsdorf. Seinerzeit – Zu meiner Zeit. Graz 2001.

Josef-Poestion-Straße

Datum der Benennung

um 1940

Text der Zusatztafel

Josef Calasanz Poestion 1853–1922

Skandinavist. Der aus Aussee stammende, an den Universitäten Graz und Wien ausgebildete Philologe war zunächst freier Schriftsteller und Feuilletonist, ab 1891 Bibliothekar im Wiener Innenministerium. Poestion übertrug als führender Experte für sämtliche skandinavische Sprachen neben altisländischen Schriften auch moderne Autoren wie Henrik Ibsen ins Deutsche.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Calasanz Poestion, der nach dem Namen des hl. Josef Calasanz getauft wurde, kam am 7. Juni 1853 in Bad Aussee im sogenannten „Fuhrmannshaus“ in der Grundlseerstraße 34 zur Welt. Er war das älteste von zwölf Kindern. Sein Vater Anton (1824–1908) war „Bergbüchel-Schreiber“ (Lohnlistenführer) und dann Kassenkontrollor in der Ausseer Saline, seine Mutter Rosalia, geb. Pfeifenberger (1830–1896), Tochter einer Dienstmagd. Nach sieben Klassen im fürstbischöflichen Knabenseminar in Graz wechselte er ins I. Staatsgymnasium (später Akademisches Gymnasium) und legte dort 1873 die Matura ab. Er studierte dann klassische und Deutsche Philologie in Graz (1873–1875) und Wien (1875–1877). Früh entwickelte sich ein Interesse für nordische Sprachen. 1886 wurde er vom Ministerpräsidenten Graf Eduard Taaffe (1833–1895) in die administrative Bibliothek des Innenministeriums berufen und stieg 1888 zum Leiter, 1891 zum Vorstand und 1896 schließlich zum Direktor auf. 1894 bis 1897 wurde er zusätzlich Leiter der Bibliothek des Ministerratspräsidiums. 1922 wurde er zum Sektionschef – ein neu geschaffener Titel – ernannt.

Erst 1906 unternahm er seine erste – mit großen Ehrungen verbundene¹ – Islandreise, obwohl er bereits 1885 das Buch „Island. Das Land und seine Bewohner“ und 1887 „Isländische Dichter der Neuzeit“ publiziert hatte. Publikationen zum isländischen Drama und eine Sammlung von isländischen Märchen und von Lyrik folgten. Poestion war in Österreich ein Verfechter der modernen skandinavischen Literatur und ein Experte für alle skandinavischen Sprachen. Er zeigte bereits

¹ Vgl. N. N., Dr. h. c. Joseph Calantius Poestion, in: Junges Leben 7/1960, S. 1. Vgl. dazu ausführlich Erika Selzer, Josef Calasanz Poestion. Schriftsteller, Übersetzer, Nordgermanist, Islandforscher (Zusammengestellt aus den Unterlagen des Kammerhofmuseums Bad Aussee). Roskilde 2004, S. 8–17.

während des Studiums ein besonderes Interesse für das Nordgermanische und Altnordische, dänische und schwedische Grammatiken und Lehrbücher folgten. Er übersetzte altisländische Texte, aber auch aus dem Dänischen und Norwegischen, u. a. Märchen und Geschichten von Hans Christian Andersen (1805–1875) und das Schauspiel „Ein Volksfeind“ von Henrik Ibsen (1828–1906). Er publizierte unter den Pseudonymen J. Calion und Svend Christiansen und war Mitarbeiter mehrerer Zeitungen. Bei der Korrespondenz und bei der Manuskripterstellung half ihm die Mundartdichterin Anna Werchota (1853–1932).

Nach dem Ersten Weltkrieg bot die isländische Regierung Poestion eine Professur in Reykjavík und die Leitung der Landesbibliothek an, was er mit Hinweis auf den Gesundheitszustand seiner Frau ablehnte. Josef Calasanz Poestion starb an einer Gehirnblutung am 4. Mai 1922 in Wien. Er hinterließ seine Frau Marie, geb. Henchoz (1847–1926), und die Tochter Margarethe (auch Marguerite, 1885–1957), die mit dem Schauspieler und Theaterregisseur Hans Otto Norden (1885–1947) verheiratet war. Zudem hatte er eine außereheliche Tochter Aurelia.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

N. N., Dr. h. c. Joseph Calantius Poestion, in: Junges Leben 7/1960, S. 1.

Erika Selzer, Josef Calasanz Poestion. Schriftsteller, Übersetzer, Nordgermanist, Islandforscher (Zusammengestellt aus den Unterlagen des Kammerhofmuseums Bad Aussee). Roskilde 2004.

Josef-Schwarz-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Josef Schwarz 1865–1937

Schmied. Schwarz diente in der österreichisch-ungarischen Armee als Hufschmied. Als Liegenschaftsbesitzer in der Steinbergstraße führte er die dortige Schmiede und war bereits um die Jahrhundertwende in der Lokalpolitik aktiv. Nach der Gründung der Gemeinde Wetzelsdorf 1914 wirkte er als Gemeinderat beim Aufbau der kommunalen Eigenständigkeit maßgeblich mit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Schwarz war ein Wetzelsdorfer Gemeindepolitiker. Er wurde am 31. Oktober 1865 in Wetzelsdorf als Sohn des gleichnamigen Schmiedemeisters und Realitätenbesitzers Josef Schwarz und dessen Frau Anna, geborene Reinbacher, geboren. Josef Schwarz diente in der österreichisch-ungarischen Armee als Kurschmied und erhielt dort eine rudimentäre veterinärmedizinische Ausbildung („Tierarzneien-Kurs“)¹. Nach der Gründung der selbstständigen Gemeinde Wetzelsdorf im Jahr 1914 wurde Schwarz Gemeinderat und wirkte beim Aufbau der kommunalen Eigenständigkeit maßgeblich mit.² Schwarz war verheiratet. Seine Frau Barbara war Grund- und Hausbesitzerin in Wetzelsdorf. Laut Wetzelsdorfer Gemeindematrik verstarb Josef Schwarz am 23. Dezember 1937. Die Josef-Schwarz-Straße wurde offenbar zu seinen Lebzeiten nach ihm benannt. Sie scheint 1933 erstmals im Adressbuch der Stadt Graz auf.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. Wetzelsdorfer Gemeindematrik 1914–1929, Stadtarchiv Graz.

² Vgl. Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Josef-Steinberger-Weg

Datum der Benennung

12.9.1991

Text der Zusatztafel

Josef Steinberger 1874–1961

Priester. Der bei Fohnsdorf geborene Bauernsohn wirkte nach der Priesterweihe von 1896 bis 1910 in mehreren steirischen Pfarren. Dabei entwickelte er seine Idee zur Bildung der bäuerlichen Jugend als Lösung der sozialen Not am Land. Steinberger gründete und leitete neben Fortbildungskursen ab 1919 das Volksbildungsheim im Schloss St. Martin.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Steinberger war christlichsozialer Politiker und Pionier der Erwachsenenbildung in der Steiermark. Er wurde am 2. März 1874 in Aichdorf bei Fohnsdorf in eine Bauernfamilie geboren. Steinberger studierte in Graz Theologie und wurde 1896 zum Priester geweiht. Danach war er in mehreren steirischen Pfarren tätig. 1909 begann er in seiner Pfarre Fortbildungslehrgänge für bäuerliche Haushalte und Landwirtschaft zu organisieren. 1911 ließ sich Steinberger aus gesundheitlichen Gründen als Priester in den vorzeitigen Ruhestand versetzen. Ab diesem Zeitpunkt widmete er sich ausschließlich seiner Bildungsidee. Noch im selben Jahr gründete er in St. Johann ob Herberstein die erste bäuerliche Fortbildungsschule. 1916 erfolgte die Gründung des „Verein für bäuerliche Jugendbildung in der Steiermark“, dessen Geschäftsführer und Direktor er wurde, 1919 gründete er das heute im Besitz des Landes Steiermark befindliche Volksbildungsheim im Schloss St. Martin bei Graz.

Steinberger trat der Christlichsozialen Partei bei, für die er 1919 in den Landtag gewählt wurde. Als Mitglied der Landesregierung richtete er 1920 das „Steiermärkische Landesamt für bäuerliche Volksbildung“ auf Schloss St. Martin ein. Steinberger selbst wurde Amtsvorsteher. Danach zog sich Steinberger aus der Politik wieder zurück. In der Folge wurde man auch in anderen Teilen Österreichs und sogar im Ausland auf Steinbergers Bildungskonzept aufmerksam. 1927 geriet das Bildungshaus St. Martin in eine finanzielle Krise. Erst das Gesetz zum bäuerlichen Fortbildungs- und Volksbildungswesen in der Steiermark im Jahr 1930 sicherte seinen Fortbestand.

Die Nationalsozialisten suspendierten Steinberger und setzten eine andere Person an seine Stelle als Direktor der in „Martinshof“ umbenannten Institution. Im Zweiten Weltkrieg erlitt das Gebäude schwere Bombenschäden. Steinberger widmete sich nach dem Krieg dem Wiederaufbau des Volksbildungshauses St. Martin. 1950 trat er in den Ruhestand. Im Laufe seines Lebens erhielt Steinberger zahlreiche Auszeichnungen, darunter das Ehrendoktorat der Universität Graz (1948), den Österreichischen Staatspreis für Volksbildung (1956) sowie den Ehrenring des Landes Steiermark (1961). Josef Steinberger starb am 7. März 1961 in Graz. Er wurde in St. Wolfgang am Zirbitz begraben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Katharina Bergmann-Pfleger – Barbara Stelzl-Marx – Eva-Maria Streit, Bildungshaus Schloss St. Martin. begegnen – begeistern – bilden. Graz – Wien 2019.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Martin Schmiedbauer, Volksbildungswerk St. Martin. Eine steirische Bildungsidee erobert die Welt. Unpubl. Diss. Graz 2011.

Joseph-Marx-Straße

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Joseph Rupert Rudolf Marx 1882–1964

Komponist. Der gebürtige Grazer, promovierte Philosoph und musikalische Autodidakt wirkte 1914–1952 als Musiktheoretiker maßgeblich an der Wiener Musikakademie und der 1924 gegründeten Musikhochschule. Marx komponierte in beinahe allen klassischen Musikgenres und war geschätzter Musikkritiker. Er galt als Antipode zur Wiener Schule um den Schönberg-Kreis.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph Marx war ein österreichischer Komponist, Musikpädagoge und Kritiker. Er wurde am 11. Mai 1882 als Sohn eines Arztes in Graz geboren. Einer seiner Verwandten väterlicherseits war der Dichter Adalbert Stifter. Von seiner Mutter gefördert, erhielt er bereits früh Musik- und Klavierunterricht. Cello und Geige brachte er sich selbst bei. Auch begann Marx schon in Jugendjahren zu komponieren und seine Stücke gemeinsam mit Freunden in Gaststätten aufzuführen. Auf Wunsch des Vaters studierte er zuerst Jus, sattelte aber bald auf Kunstgeschichte und Philosophie um. 1909 promovierte er in diesem Fach an der Universität Graz. Zu dieser Zeit schrieb Marx die meisten seiner rund 150 Lieder und zudem zwei umfangreiche Arbeiten, eine über Klangpsychologie und eine über das Wesen der Tonalität. 1914 wurde er als Lehrer für Musiktheorie und Komposition an die Wiener Musikakademie berufen. Marx war zudem Präsident des Österreichischen Komponistenbundes, der Österreichischen Musiklehrerschaft, Vizepräsident der Gesellschaft der AKM und Beirat des Kulturamtes der Stadt Wien. Er schrieb außerdem als Musikkritiker für das „Neue Wiener Journal“ und die „Wiener Zeitung“.

1932 holte ihn der türkische Staatspräsident Mustafa Kemal Pascha (Atatürk) für ein Jahr als Berater für den Aufbau des türkischen Musikschulsystems in die Türkei. Marx war mit zahlreichen Komponisten seiner Zeit befreundet, darunter mit Giacomo Puccini, Maurice Ravel, Richard Strauss, und Zoltán Kodály. Von 1934 bis 1938 war Marx Mitglied im Staatsrat des Ständestaates.¹ Als die Nationalsozialisten die Macht in Österreich übernahmen, enthoben sie Marx all seiner Ämter und

¹ Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Funktionen, ließen ihm aber eine einfache Anstellung in der zur „Reichshochschule für Musik“ umbenannten Wiener Akademie. Marx blieb aber auch im „Dritten Reich“ ein angesehener Komponist. Der Wiener Gauleiter Baldur von Schirach ließ 1941 zu seinen Ehren den „Joseph-Marx-Preis“ für Studenten der Musikwissenschaft einrichten. 1943 ernannte man ihn zum Präsidenten der Wiener Bruckner-Gemeinde und übernahm ihn in den Personalstand des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.² Er hielt einige Reden zur „Rettung der untergehenden Musikkultur“ und zur Rolle der Musik im NS-Staat. Seine gewissermaßen passive Rolle gegenüber dem nationalsozialistischen Regime machte ihn nach dem Krieg, als er erneut eine wichtige Figur im österreichischen Musikleben war, zur umstrittenen Person. Auch Antisemitismus wurde ihm unterstellt, eine Behauptung, die jedoch aufgrund seines umfangreichen Briefverkehrs mit jüdischen Freunden heute widerlegt ist.³ Umgekehrt führte auch seine Namensgleichheit mit Karl Marx zu Anfeindungen.

Von 1947 bis 1957 war Joseph Marx Honorarprofessor für Musikwissenschaft an der Universität seiner Heimatstadt Graz, wo er für die Musikschaffenden auch schon in der Zwischenkriegszeit eine zentrale Figur gewesen war. Er wurde als Vertreter Österreichs in die Gremien der UNESCO entsandt, wo er sich um die Wiederherstellung der durch die NS-Zeit zerstörten internationalen Beziehungen Österreichs bemühte. Joseph Marx starb am 3. September 1964 in Wien. Er gilt heute als einer der markantesten Vertreter des spätromantischen Impressionismus. Zu seinen bekanntesten Werken gehören die „Herbstsymphonie“, das orchestrale Vokalwerk „Verklärtes Jahr“ und „Herbstchor an Pan“ für gemischten Chor, Orgel und Orchester.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gertrude Enderle-Burcel, Mandatare im Ständestaat 1934–1938. Christlich-Ständisch-Autoritär. Biographisches Handbuch der Mitglieder des Staatsrates, Bundeskulturrates, Bundeswirtschaftsrates und Länderrates sowie des Bundestages. Unter Mitarbeit von Johannes Kraus. Wien 1991.

Berkant Haydin, Joseph Marx (1882–1964). Über Leben und Werk des Komponisten Joseph Marx. Online verfügbar unter: <http://www.joseph-marx-gesellschaft.org/>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

² Vgl. Gertrude Enderle-Burcel, Mandatare im Ständestaat 1934–1938. Christlich-Ständisch-Autoritär. Biographisches Handbuch der Mitglieder des Staatsrates, Bundeskulturrates, Bundeswirtschaftsrates und Länderrates sowie des Bundestages. Unter Mitarbeit von Johannes Kraus. Wien 1991.

³ Vgl. Berkant Haydin, Joseph Marx (1882–1964), Online.

Julius-Hansel-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Julius Hansel 1846–1931

Lehrer. Im Kronland Böhmen geboren, absolvierte er die landwirtschaftliche Akademie in Tetschen-Liebwerd/Libverda und war auf großen böhmischen und ungarischen Gütern tätig. Hansel wirkte 1884–1902 als zweiter Direktor der Ackerbauschule Grottenhof, die er zu einer funktionstüchtigen Lehranstalt ausbaute. 1905–1908 wurde Hansel zum Grazer Gemeinderat gewählt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Hansel war ein österreichischer Agrarfachmann, Landwirtschaftsschulleiter und Grazer Gemeindepolitiker. Geboren in Nordböhmen am 29. Mai 1846, besuchte er in Reichenberg (heute Liberec, Tschechien) die Oberrealschule, anschließend nach einer zweijährigen Vorpraxis die landwirtschaftliche Akademie zu Tetschen-Liebwerd (heute Děčín, Tschechien). Nach deren Abschluss arbeitete er über zehn Jahre lang in verschiedenen Positionen auf landwirtschaftlichen Großgütern in Böhmen und Ungarn. Nach einem kurzen Engagement an einer ungarischen Ackerbauschule wurde Hansel im Jahre 1876 an die steirische Landes-Obst- und Weinbauschule in Marburg an der Drau (heute Maribor, Slowenien) berufen. Gleichzeitig wurde er mit der Leitung der Reblausbekämpfungsarbeiten in den Kronländern Steiermark und Krain betraut.¹

1884 wurde Julius Hansel Direktor an der Landes-Ackerbauschule Grottenhof bei Graz. In seiner Amtszeit wurde das dortige Gut in die Eigenbewirtschaftung der Schule übernommen. Hansel erweiterte und modernisierte den Schulbetrieb. 1897 wurde das neue Schulgebäude eröffnet und damit die Schülerzahl von 30 auf 50 erhöht. 1902 trat Hansel als Direktor in den Ruhestand.

Schon als Direktor von Grottenhof war Hansel Mitglied des Zentralausschusses der Landwirtschaftsgesellschaft und Mitbegründer des Verbandes landwirtschaftlicher Genossenschaften und gehörte dem Gemeinderat von Eggenberg an. Von 1905 bis 1908 war er dann auch im Grazer Gemeinderat tätig. Im Ruhestand arbeitete er als Berater für landwirtschaftliche Großgrundbesitzer.

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 9. Juli 1931.

Während des Ersten Weltkriegs übernahm Hansel das Generalsekretariat der Landwirtschaftsgesellschaft. 1917 wurde Hansel auch in den Revisionsausschuss der Steirischen Gartenbaugesellschaft gewählt.² Noch zu Kaisers Zeiten wurde ihm der Titel Ökonomierat verliehen. Julius Hansel starb am 6. Juli 1931 86-jährig in Graz. Er wurde auf dem St. Peter-Friedhof begraben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindeselbstverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2010.

² Vgl. Grazer Mittags-Zeitung vom 30. April 1917.

Julius-Schuch-Gasse

Datum der Benennung

15.6.1972

Text der Zusatztafel

Julius Maria Franz Schuch 1862–1923

Musiker, Beamter. Schuch lernte beim Musikverein für Steiermark in seiner Geburtsstadt Graz das Klavierspiel. Ab 1885 war er Buchhalter im steirischen Landesdienst und prägte das öffentliche Leben in Graz als Mitbegründer des Orchestervereins, des Fahrrad-Vereins „Grazer Herrenfahrer“, als Musikkritiker im „Grazer Tagblatt“ sowie mit Wohltätigkeitsveranstaltungen.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Schuch war ein steirischer Musikschafter und Kritiker. Er wurde als Julius Maria Franz Schuch am 4. März 1862 in eine alteingesessene Grazer Bürgerfamilie geboren und besuchte die Gymnasien in Graz und Marburg an der Drau (heute Maribor, Slowenien). Seine Ausbildung als Pianist bekam Schuch von Ferdinand Thieriot, der auf Empfehlung von Brahms künstlerischer Leiter des Musikvereins für Steiermark geworden war. Nach dem Militärdienst als Freiwilliger trat Schuch 1885 als Buchhalter in den steirischen Landesdienst ein. Er war daneben als Klavierlehrer, Klaviersolist und als Konzertbegleiter tätig.

1891 kam Schuch auf Empfehlung des Musikwissenschaftlers Friedrich von Hausegger als Musikkritiker zum „Grazer Tagblatt“, für das er bis kurz vor seinem Tod Musikkritiken schrieb. Außerdem war Schuch Mitarbeiter der „Münchener Neuesten Nachrichten“ und anderer Zeitschriften. Schuchs Sohn Karl, hauptberuflich Bibliothekar an der Steiermärkischen Landesbibliothek Joanneum, war von 1916–1919 ebenfalls Musikkritiker des „Grazer Tagblattes“. Die sichere Stellung im Amt ermöglichte ihm zudem zahlreiche Tätigkeiten im öffentlichen Leben.

Gemeinsam mit den Brüdern Hermann und Wilhelm Kienzl gründete Schuch den Grazer Orchesterverein und viele weitere Vereine wie den Fahrrad-Verein „Grazer Herrenfahrer“ oder den Verein Hilmwarte. Er war weiters Ausschussmitglied des Grazer Richard-Wagner-Vereins.¹ Auch organisierte Schuch zahlreiche Wohltätigkeitsveranstaltungen. Bei den Grazer

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 9.3.1923.

Wohltätigkeitsveranstaltungen zu Ehren des 60. Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josefs trat Schuch im Jahr 1908 in leitender Funktion in Erscheinung.

Julius Schuch war unter anderem mit dem Komponisten Max Reger befreundet. Mit ihm gemeinsam spielte er 1907 in Graz die österreichische Erstaufführung von Regers Klaviersonate zu vier Händen op. 96. Kontakte pflegte Schuch auch zu Richard Strauss, Siegfried Wagner und Emil Josef Nikolaus von Rezníček. Während des Ersten Weltkriegs organisierte Schuch mithilfe seiner guten Vernetzung Kontakte zu Grazer Musikschaffenden rund 800 musikalische Veranstaltungen für verwundete Soldaten. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie im Jahr 1918 organisierte Schuch einen Hilfsverband, der als „Steirischer Volkssicherheitsausschuß“ einige Monate existierte. Das „Grazer Tagblatt“ attestierte Schuch posthum eine „unbeugsame völkische Gesinnung“.² Schuch trat Zeit seines Lebens aber nie politisch in Erscheinung. Julius Schuch starb am 8. März 1923 im Grazer Landeskrankenhaus. Den Nachruf auf Julius Schuch im „Grazer Tagblatt“ schrieb der Schriftsteller Bruno Ertler.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Schuch, Julius Maria Franz, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 11. Lfg. 53. Wien 1998. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_S/Schuch_Julius-Maria-Franz_1862_1923.xml

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

² Grazer Tagblatt vom 9.3.1923.

Kaiserfeldgasse

Datum der Benennung

1885

Text der Zusatztafel

Moriz (Blagatinschegg) Edler von Kaiserfeld 1811–1885

Politiker. Der bei Pettau/Ptuj Geborene war zunächst Gutsverwalter und wurde 1838 durch Heirat Grundherr nahe Weiz. Mit der Revolution 1848 stieg Kaiserfeld zu einem bedeutenden Politiker auf, der in der Frankfurter Nationalversammlung, 1868 als erster gewählter Reichsratspräsident in Wien und als Landeshauptmann der Steiermark 1871–1884 wirkte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Moriz von Kaiserfeld war ein österreichischer Politiker und Landeshauptmann der Steiermark. Moriz (auch: Moritz) Blagatinschegg Ritter von Kaiserfeld wurde am 24. Jänner 1811 auf Schloss Mannsberg bei Pettau (heute Ptuj, Slowenien) in eine untersteirische Adelsfamilie geboren. Er besuchte zunächst in Graz das Akademische Gymnasium und studierte anschließend ebenda Jus. Nach dem Rechtspraktikum in Klagenfurt legte er 1835 die Rechtsanwaltsprüfung ab und wurde im selben Jahr Justiziar der Grundherrschaft Thannhausen im Bezirk Weiz. 1837 wurde er Verwalter der Herrschaft Birkenstein (Gemeinde Birkfeld), deren verwitwete Besitzerin er ein Jahr später heiratete.

1848 veranlasste ihn die Revolution in die Politik zu gehen. In den verstärkten Landtag der Steiermark berufen, schloss er sich dort den gemäßigten Liberalen an. Als Gegner des Wiener Radikalismus trat er für gemäßigte Reformen ein. So forderte er die Aufhebung der Urbariallasten bei gleichzeitiger Entschädigung der Grundbesitzer. 1849 war Kaiserfeld Abgeordneter zur Frankfurter Nationalversammlung. Dort trat er für die Selbstständigkeit und Großmachtstellung Österreichs ein.

Nach Österreichs Ausscheiden aus der Nationalversammlung wurde Kaiserfeld zur Mitarbeit an den Grundentlastungsgesetzen nach Wien berufen. Der steiermärkische Landtag machte ihn 1861 zum Landeshauptmann-Stellvertreter und wählte ihn in den Reichsrat. Kaiserfeld war Mitglied der Partei der deutschen Autonomisten, die er später auch führte. Diese Partei strebte einen Ausgleich mit Ungarn an und forderte den Schutz und die Förderung des autonomen Lebens der einzelnen Länder. 1862 wurde Kaiserfeld Präsident des Historischen Vereins für Steiermark.

1871 wurde Kaiserfeld Landeshauptmann, im selben Jahr erhielt er die lebenslange Mitgliedschaft im Herrenhaus. In der Steiermark werden ihm bis heute zahlreiche zukunftsweisende Initiativen angerechnet, wie die Gründung einer medizinischen Fakultät an der Universität Graz – dafür erhielt Kaiserfeld 1864 den Dr. med. h.c. –, die Erhebung des Joanneum zur Technischen Hochschule, der Ausbau der Eisenbahnen sowie die Schaffung eines Landesarchivs durch Vereinigung des Joanneum-Archivs mit den Beständen der landschaftlichen Registratur. Im Spätsommer 1866 schrieb Kaiserfeld das „Ausseer Programm“ der steirischen Autonomisten, in dem er die Forderung erhob, das polnisch-ruthenische Galizien und das kroatische Dalmatien von Österreich abzutrennen, um die politische Vormachtstellung der deutschsprechenden Österreicher in Cisleithanien zu bewahren.

Anlässlich einer Tagung deutscher Naturforscher und Ärzte im September 1875 in Graz soll Kaiserfeld einen Toast auf den Zusammenhalt Deutschlands und Österreichs ausgebracht haben. In der darauffolgenden Diskussion über ein „deutsches Graz“ kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Kaiserfeld und dem damaligen Statthalter der Steiermark, Guido Freiherr von Kübeck zu Kübau. 1884 legte Kaiserfeld aus gesundheitlichen Gründen alle Ämter zurück. Er starb am 14. Februar 1885 auf Schloss Birkenstein.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Cerwinka, Die Don Alfonso-Affäre und die Auflösung der Grazer Studentenkorporationen im Jahre 1875. Eine Fallstudie zum österreichischen „Kulturkampf“, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 11–12/1979/1980. Graz 1980.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fritz Posch – Ferdinand Tremel, Reihe der Landeshauptleute der Steiermark von 1236 bis 1918, in: Die Landeshauptleute im Herzogthume Steiermark. Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 6. Graz 1962.

o. A., Kaiserfeld (Blagatinschegg), Moriz von (1811–1885), Landeshauptmann, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 12. Wien 1962. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Kaiserfeld_Moriz_1811_1885.xml

o. A., Homepage des österreichischen Parlaments. Online verfügbar unter:

<https://www.parlament.gv.at/WWER/PARL/J1848/Kaiserfeld.shtml#>

Kaiser-Franz-Josef-Kai

Datum der Benennung

24.5.1935

Text der Zusatztafel

Franz Joseph (I.) von Österreich 1830–1916

Kaiser von Österreich, König von Ungarn. Seine 68-jährige Regierung ab 1848 bis in den Ersten Weltkrieg war anfangs neoabsolutistisch. Äußere Rückschläge erzwangen weitreichende Staatsreformen hin zu einer parlamentarischen Entwicklung und 1867 den Ausgleich mit Ungarn. Franz Joseph wurde zu einer Integrationsfigur des Vielvölkerreichs Österreich-Ungarn.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Josef (eigentlich: Franz Joseph) I. war Kaiser von Österreich, König von Böhmen und König von Ungarn. Er wurde am 18. August 1830 als ältester Sohn des habsburgischen Erzherzogs Franz Karl und der bayerischen Prinzessin Sophie auf Schloss Schönbrunn geboren. Weil sein Vater als nicht regierungsfähig eingestuft wurde, wurde Franz Joseph von Kindheit an als vermutlich nächster Kaiser erzogen. Der spätere Kardinal Joseph Othmar von Rauscher vermittelte ihm sein künftiges Herrschaftsverständnis in Form des „Gottesgnadentums“, außerdem absolvierte Franz Joseph ein äußerst umfangreiches Lernprogramm, darunter die wichtigsten Sprachen der habsburgischen Monarchie. Ab seinem 13. Lebensjahr erhielt er zudem eine militärische Ausbildung.

Bereits als 18-Jähriger bestieg Franz Joseph nach dem Rücktritt seines Onkels Ferdinand I. am 2. Dezember 1848 den Thron. Der Beginn seiner Herrschaft stand im Zeichen des Neoabsolutismus. Das Silvesterpatent von 1851 erteilte den Forderungen nach einer Verfassung eine Absage. Am 18. Februar 1853 verübte der ungarische Schneidergeselle János Libényi ein Attentat auf Franz Joseph, das jedoch missglückte und die Errichtung der Votivkirche nach sich zog.

Das 1855 geschlossene Konkordat festigte die Verbindung des Kaiserhauses zur Katholischen Kirche und sicherte dieser massiven Einfluss, unter anderem auf den Schulunterricht. Inzwischen hatte Franz Joseph am 24. April 1854 die bayerische Prinzessin Elisabeth („Sisi“) geheiratet, mit der er drei Töchter und einen Sohn – den 1889 durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen Kronprinz Rudolf – hatte. Die Ehe mit Elisabeth verlief zusehends unglücklich. Franz Joseph pflegte während ihrer

häufigen Reisen außereheliche Beziehungen, unter anderem mit der Schauspielerin Katharina Schratt, mit der er auch nach Elisabeths Ermordung im Jahr 1898 verbunden blieb.

In Franz Josephs Amtszeit fielen unter anderem der Krimkrieg (1853–1856), in dem Österreich neutral blieb, die Verluste der Lombardei (1859) und Venetiens (1866). Nach dem „Ausgleich“ 1867 ließ sich Franz Joseph zum König von Ungarn krönen. 1867 erhielt die Monarchie endlich ihre Verfassung und wurde so zu einer konstitutionellen Monarchie, wobei die Regierung weiterhin mehr dem Kaiser als dem Parlament verpflichtet war. 1878 okkupierte Österreich nach einem blutigen Einmarsch die osmanischen Provinzen Bosnien und Herzegowina, die 1908 von Österreich-Ungarn völkerrechtswidrig annektiert wurden.

1908 fanden im gesamten österreichischen Teil der Monarchie großangelegte Feierlichkeiten anlässlich des 60. Regierungsjubiläums Franz Josephs statt. Unter Kaiser Franz Joseph entwickelten sich die Länder der Monarchie zu einer modernen Industriegesellschaft, inklusive wirtschaftlicher und sozialer Krisen. Der Kaiser förderte Kunst und Wissenschaft. Im April 1910 traf Kaiser Franz Joseph den damaligen amerikanischen Ex-Präsidenten und Friedensnobelpreisträger Theodore Roosevelt in der Hofburg. Franz Joseph wurde selbst dreimal (1908, 1913 und 1914), allerdings vergeblich, für den Friedensnobelpreis nominiert.

Am 28. Juli 1914 wurde nach dem tödlichen Attentat auf den Thronfolger Franz Ferdinand und dem Ablauf eines Ultimatums an Serbien Franz Josephs Proklamation „An meine Völker!“ veröffentlicht, die die Kriegserklärung an Serbien beinhaltet und die den Ersten Weltkrieg nach sich zog. Franz Joseph starb am 21. November 1916 auf Schloss Schönbrunn an einer Lungenentzündung. Das Begräbnis am 30. November geriet zu einem spektakulären Großereignis. Obwohl die Monarchie noch zwei Kriegsjahre überdauerte, galt der Tod Franz Josephs bereits unter Zeitgenossen vielfach als das eigentliche Ende Österreich-Ungarns.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hugo Hantsch, Franz Joseph I., in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118535013.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Martin Mutschlechner, Franz Joseph I. 1830–1916. Online verfügbar unter:

<http://www.habsburger.net/de/kapitel/franz-joseph-der-kaiser-schlechthin>

o. A., Franz Joseph, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_F/Franz-Joseph__1830_1916.xml

Kaiser-Josef-Platz

Datum der Benennung

1879

Text der Zusatztafel

Joseph (II.) von Habsburg-Lothringen 1741–1790

Römisch-Deutscher Kaiser. 1765 mit dem Kaisertitel versehen und von seiner Mutter Maria Theresia als Mitregent berufen, wirkte Joseph im Sinn des aufgeklärten Absolutismus. Sein als Josephinismus bekanntes Reformwerk, das er vorrangig als Alleinregent 1780–1790 umsetzte, erneuerte die habsburgische Administration, sein Toleranzpatent gewährte Religionsfreiheit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph (II.) von Habsburg-Lothringen war Römisch-Deutscher Kaiser. Er wurde am 13. März 1741 als Sohn von Maria Theresia von Habsburg und Franz Stephan von Lothringen als erster männlicher Erbe des Habsburgerreiches in Schönbrunn geboren. Aufgewachsen in diesem Bewusstsein, brachte er seinen Lehrern wenig Achtung entgegen, was sich auch auf seine Erziehung auswirkte.

1764 wurde er zum römischen König, 1765 zum Kaiser gewählt, dennoch behielt Maria Theresia die Zügel fest in der Hand. Joseph konnte aber Einfluss auf das Militär gewinnen, das er nach preußischem Vorbild reformierte. Die meisten seiner Reformvorschläge scheiterten jedoch an den gegensätzlichen Ansichten von Kaunitz und anderen Beratern der Kaiserin. Sein späteres Reformwerk und sein Lebensstil wurden vor allem von einer Reise nach Frankreich im Jahr 1777 nachhaltig beeinflusst.

Nach dem Tod seiner Mutter 1780 übernahm Joseph II. die alleinige Regierung und versuchte nun, seine Ideen auch umzusetzen, scheiterte jedoch letztendlich bei vielem in der Praxis. So versuchte er z. B. den Einfluss des Adels und des Klerus zurückzudrängen, indem er einerseits die Leibeigenschaft der Bauern durch das Leibeigenschaftsaufhebungspatent vom 1. November 1781 beseitigte und andererseits zahlreiche Klöster aufhob. Viele Reformen auf den Gebieten der Justiz-, Kunst-, Wirtschafts-, Religions-, Innen- und Außenpolitik folgten. Darunter seien unter anderem das Toleranzpatent gegenüber Nichtkatholiken und hier vor allem Juden und Protestanten, das Josephinische Strafgesetz sowie die Gründung eines Allgemeinen Krankenhauses bzw. des Josephinums und die Beseitigung von Folter und Todesstrafe erwähnt. Der Kaiser unternahm auch

immer wieder als Graf von Falkenstein inkognito Reisen in verschiedenste Länder. Von seinen Zeitgenossen als unpopulär und verhasst angesehen, wird er seit dem Ende des 19. Jahrhunderts häufig als der „Reformkaiser“ titulierte. Joseph II. starb bereits am 20. Februar 1790 in Wien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Schwarz, Joseph II., in: Friedrich Wilhelm Bautz – Traugott Bautz (Hg.), Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 3. Herzberg 1992, Sp. 676f.

Hans Wagner, Joseph II., in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 10. Berlin 1974, S. 617–622. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118558404.html#ndbcontent>

Kalchberggasse

Datum der Benennung

1885

Text der Zusatztafel

Johann Nepomuk Kalchegger (Ritter) v. Kalchberg 1765–1827

Schriftsteller. Der Gutsbesitzerssohn aus dem Mürztal studierte in Graz Jus und trat nach kurzem Staatsdienst 1785–1788 literarisch hervor. In Dramen verarbeitete Kalchberg oft eigene Forschungen zur steirischen Landesgeschichte. Erzherzog Johann beauftragte ihn etwa bei der Gründung des Joanneums mit dem Aufbau der Bibliothek, der Münzsammlung und des Archivs.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Nepomuk Kalchegger von Kalchberg war ein österreichischer Schriftsteller und Historiker. Er wurde am 14. März 1765 als Sohn eines adeligen Gutsbesitzers auf Schloss Pichl im Mürztal geboren. Er trat nach einem als streng und brutal empfundenen Privatunterricht bei einem Pfarrer in Hohenwang in das Grazer Bischöfliche Seminar ein, wo er von dem Theologen Caspar Royko ein fundiertes literarisches und historisches Wissen vermittelt bekam. Außerdem studierte Kalchberg Rechtswissenschaften, wohl an der Jesuitenuniversität in Graz.

1785 trat er beim k. k. Bancalamt in Graz in den Staatsdienst ein. Drei Jahre später gab Kalchberg diese Stelle auf und verlegte sich ganz auf seine literarische Tätigkeit, die er bereits davor aufgenommen und auch schon einige Veröffentlichungen erreicht hatte. Ebenfalls 1785 heiratete Kalchberg. Nach zweijähriger Ehe starb seine erste Ehefrau, sodass er bereits 1790 zum zweiten Mal heiratete. Aus der ersten Ehe ging ein Sohn hervor, aus der zweiten zwei Söhne und drei Töchter. Eine davon, Emilie von Kalchberg, wurde Lyrikerin. Ab 1791, als Kalchberg erstmals ständischer Aufsichtsrat wurde, betätigte er sich auch politisch. So war er unter anderem Direktor der ständischen Kanzlei und Mitglied der Theater-Oberdirektion, wo er auch als Zensor arbeitete. Zusätzlich saß Kalchberg in verschiedenen Kommissionen und Ausschüssen zum Archiv- und Steuerwesen.

Nach 1796 konzentrierte sich Kalchberg auf seine kultur- und sonstigen politischen Aufgaben. Trotz seines Standesbewusstseins als Adelige – 1810 und 1816 war er Zweiter Vertreter, 1817 und 1823 Erster Vertreter des Ritterstandes in der Steiermark – zeigte er soziales Engagement. Das war auch

der Grund, warum er von Erzherzog Johann zum Mitkurator des 1811 von ihm als Museum und Lehranstalt gegründeten Joanneums berufen wurde. Außer mit dem Erzherzog war Kalchberg mit etlichen anderen Persönlichkeiten des kulturellen und politischen Lebens in der Steiermark bekannt, darunter mit dem Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall.

Kalchberg war auch an der Gründung des Steiermärkischen Musikvereins beteiligt sowie an der Gründung der „Steiermärkischen Zeitschrift“, wo er über mehrere Jahre hindurch redaktionell mitwirkte. Durch die Beteiligung an einem Bleibergwerk verlor er sein privates Vermögen. 1796 verkaufte er seine seit 1792 bestehende Grazer „Bürgerzeitung“ inklusive Buchdruckereigerechtigkeit an Andreas Leykam. Später verkaufte er auch das elterliche Schloss. Von 1805 bis 1810 war er Eigentümer des Schlosses Feilhofen bei Deutschlandsberg.

Als Schriftsteller schrieb Kalchberg hauptsächlich historische Dramen. Bereits sein erstes Stück „Agnes, Gräfin von Habsburg“ von 1786 machte ihn bekannt. Seinen größten Erfolg hatte er mit „Die Ritterempörung“, die die Baumkircher-Affäre zum Inhalt hatte und die unter dem Titel „Andreas Baumkircher“ auf die Bühne kam. Kalchberg stand in Korrespondenz mit Friedrich Schiller, der 1793 auch ein Dramenfragment Kalchbergs in der „Neuen Thalia“ veröffentlichte. Als Historiker und Archivar beschäftigte sich Kalchberg in erster Linie mit der Geschichte der Steiermark und Innerösterreichs. Seine Bücher fanden aber auch darüber hinaus Verbreitung. Kalchberg wurde 1787 Mitglied der Akademischen Gesellschaft in Rom und 1793 der Deutschen Gesellschaft in Jena. Johann von Kalchberg starb am 3. Februar 1827 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Johann von Kalchberg, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/kalchberg_johann_von.html

o. A., Kalchegger von Kalchberg, Johann, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Wien 1965. Online verfügbar unter: http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Kalchegger-Kalchberg_Johann_1765_1837.xml

Kantgasse

Datum der Benennung

28.5.1936

Text der Zusatztafel

Immanuel Kant 1724–1804

Philosoph. Das Wirken des bedeutenden Denkers der Aufklärung ist eng mit seiner ostpreußischen Geburtsstadt Königsberg/Kaliningrad verknüpft. Kant studierte an der dortigen Universität, habilitierte sich 1755 und wirkte ab 1770 als Professor für Logik und Metaphysik. Sein Hauptwerk „Kritik der reinen Vernunft“ von 1781 prägt bis heute die Erkenntnistheorie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Immanuel Kant war ein deutscher Philosoph. Er wurde als viertes von neun Kindern eines Riemermeisters und dessen Frau am 22. April 1724 in Königsberg (heute Kaliningrad, Russische Föderation) geboren. Von 1732 bis 1740 besuchte er dort das pietistische Collegium Fridericianum. Anschließend studierte er an der Königsberger Universität. Neben seinem Hauptfach Philosophie besuchte er auch mathematische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. 1746 veröffentlichte er seine erste philosophische Schrift: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“. Im selben Jahr starb sein Vater und Immanuel musste für den Unterhalt der Familie sorgen. Dafür nahm er Stellen als Hauslehrer an verschiedenen Orten in Ostpreußen an.

1754 kehrte Kant nach Königsberg zurück und wurde promoviert. Nach der anschließenden Habilitation begann er in verschiedenen Fächern Vorlesungen zu halten, die sich bald großen Interesses erfreuten. 1766 erhielt er seine erste feste Anstellung als Unterbibliothekar an der königlichen Schlossbibliothek. Stellenangebote aus Erlangen und Jena schlug Kant aus, um die von ihm seit 1759 angestrebte Professur in Königsberg zu erhalten, die er 1770 auch bekam: Kant wurde Professor für Logik und Metaphysik an der Universität Königsberg. Diese Anstellung entledigte ihn endgültig aller finanzieller Sorgen.

1778 erhielt Kant eine Berufung an die Universität in Halle. Wieder lehnte er ab — obwohl ihn der preußische Kultusminister Karl Abraham von Zedlitz ausdrücklich darum ersucht hatte. In den Jahren 1786 und 1788 war Kant auch Rektor der Universität in Königsberg. 1787 wurde er in die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin berufen und 1794 auch Ehrenmitglied der

Russischen Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg. 1796 beendete er die Vorlesungstätigkeit, fünf Jahre später zog er sich aus seinen akademischen Ämtern zurück. In seinen letzten beiden Lebensjahrzehnten geriet Kant immer mehr in Konflikt mit der preußischen Zensurbehörde, die ihm unter anderem Herabwürdigung religiöser Schriften und des Christentums an sich vorwarf.

Kant verbrachte mehr oder weniger sein ganzes Leben in Königsberg. Von ihm wird berichtet, dass er einen streng geregelten Tagesablauf einhielt. Immanuel Kant starb am 12. Februar 1804 in seiner Heimatstadt. Kants kritischer Denkansatz macht ihn für die Nachwelt zu einem der wichtigsten Denker der deutschen Aufklärung. Seine Philosophie lässt sich in zwei Phasen gliedern. Zuerst in der Tradition des Rationalismus stehend, befasste er sich intensiv mit der Naturphilosophie. 1781 veröffentlichte Kant die „Kritik der reinen Vernunft“, die als sein erkenntnistheoretisches Hauptwerk gilt. Er beschäftigt sich darin mit dem Verhältnis des Erkenntnisvermögens zu Logik, Mathematik, Naturwissenschaften und Metaphysik.

Sein Verhältnis zum Judentum wird als ambivalent angesehen. Einerseits pflegte Kant zahlreiche Kontakte zu jüdischen Schülern und Freunden, in denen er jegliche Anspielungen auf ihre Konfession vermied. Vor allem in seinen späteren Werken finden sich jedoch Passagen mit antijüdischen Vorurteilen. In seiner Schrift „Streit der Fakultäten“ (1798) fordert er die Juden auf, sich von ihrer antiquierten Religion zugunsten eines ethisch begründeten Gottesglaubens im Sinne einer Art Vernunftreligion zu trennen. Kant wurde einerseits wegen dieser Schrift schon damals Antisemitismus vorgeworfen, andererseits stimmten einige jüdische Reformdenker mit ihm überein.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Klaus L. Berghahn, Kant, Immanuel, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus.

Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1: Personen A–K. Berlin 2009.

Steffen Dietzsch, Immanuel Kant. Eine Biographie. Leipzig 2004.

Norbert Hinske, Kant Immanuel, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118559796.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kapistran-Pieller-Platz

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Wilhelm Pieller 1891–1945

Priester, Widerstandskämpfer. Der gebürtige Wiener trat 1909 als Johannes Kapistran in das Grazer Franziskanerkloster ein. 1918 zum Priester geweiht und dreifach promoviert, wirkte Pieller in der NS-Zeit für die „Antifaschistische Freiheitsbewegung Österreich“. 1943 verhaftet, zum Tode verurteilt, wurde er 1945 beim NS-Massaker in Stein an der Donau erschossen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johannes Kapistran (Ordensname) Pieller war ein Grazer Studentenseelsorger und Franziskanerpater im österreichischen Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Er wurde am 30. September 1891 unter dem Namen Johannes Wilhelm Pieller als Sohn eines Portiers der Anglo-Österreichischen Bank in Wien geboren. 1909 trat er in Graz in das Franziskanerkloster ein. 1918 erhielt er die Priesterweihe, anschließend studierte er an der Universität Graz. In der Folge erwarb er drei Dokortitel, und zwar in Staatswissenschaften, Rechtswissenschaften und in Theologie. Pieller war als Seelsorger und Katechet in Graz tätig, unter anderem war er Studentenseelsorger der katholischen Studentenverbindung Carolina Graz, deren Mitglied er ab 1924 war. Von 1931 bis 1935 war Pieller Pfarrer in St. Pölten. In seinem Orden bekleidete Pieller verschiedene Ämter. 1940 wurde er Guardian des Franziskanerklosters und Rektor der Klosterschule in Eisenstadt. Während des Zweiten Weltkrieges schloss er sich der Widerstandsgruppe „Antifaschistische Freiheitsbewegung Österreichs“ an und stellte antinationalsozialistische Flugblätter her. Im August 1943 wurde Pieller von der Gestapo verhaftet und ein Jahr später in Wien wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zum Tod verurteilt. In der Folge intervenierten zahlreiche Persönlichkeiten und baten um Gnade für ihn. Aufgrund des Näherrückens der Roten Armee wurde er gemeinsam mit 43 anderen zum Tode Verurteilten am 5. April 1945 von Wien nach Stein an der Donau getrieben, wo er und die anderen am 15. April 1945 durch ein Erschießungskommando der SS im Gefängnishof von Stein an der Donau erschossen wurden.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Maximilian Liebmann, Christlich motivierter Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Todesurteile und Hinrichtungen der beiden Franziskanerpatres DDDr. Kapistran Pieller und Dr. Angelus Steinwender, in: Maximilian Liebmann – Michaela Kronthaler (Hg.), Bedrängte Kirche. Bedrängt – Verfolgt – Befreit (= Grazer Beiträge zur Theologiegeschichte und Kirchlichen Zeitgeschichte 9). Graz 1995.

Karl-Etzel-Weg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Karl (von) Etzel 1812–1865

Architekt, Ingenieur. Der Absolvent der Gewerbeschule seiner Geburtsstadt Stuttgart war ab 1835 im Eisenbahnbau in Frankreich tätig. Als Eisenbahningenieur wirkte er beim Aufbau des Bahnnetzes in der Lombardei, der Schweiz und in Württemberg federführend mit. Die Vollendung seines berühmtesten Werks, der 1864 begonnenen Brennerbahn, erlebte Etzel nicht mehr.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Etzel war ein deutscher Eisenbahningenieur. Er fertigte unter anderem den Entwurf für die Brennerbahn an. Karl Etzel wurde am Dreikönigstag des Jahres 1812 als Sohn des Stuttgarter Stadtplaners Gottlieb Christian Eberhard von Etzel ebenda geboren. Zuerst schickten ihn seine Eltern an das Evangelische Seminar in Blaubeuren, da sie für ihn die priesterliche Laufbahn vorgesehen hatten. Karl ging jedoch anschließend an die Stuttgarter Gewerbeschule. Zusätzlich absolvierte er eine Lehre zum Zimmermann und besuchte die Kunstschule, wo er als vielversprechendes Talent auffiel. Daneben bildete ihn sein Vater im Brücken- und Wasserbauwesen weiter.

1835 ging Karl Etzel für die praktische Weiterbildung nach Paris, wo er zuerst als Zeichner in einem Architekturbüro, dann bei der Bahndirektion des rechten Seineufers arbeitete. Der französische Physiker und Ingenieur Émile Clapeyron holte ihn in sein Kabinett. Ab 1837 war Etzel Oberingenieur beim Bau der Versailler Bahn. 1839 kehrte er zunächst nach Stuttgart zurück und befasste sich im Auftrag von König Wilhelm erstmals mit den Möglichkeiten eines Eisenbahnnetzes in Baden-Württemberg. Noch im gleichen Jahr übersiedelte Etzel nach Wien, wo er im Staatsauftrag unter anderem einen Plan zur Vergrößerung der Inneren Stadt entwarf und verschiedene Hochbauten ausführte. Das von Etzel und Ludwig Förster gebaute Dianabad in Wien war die erste moderne Schwimmhalle in Europa.

1840 war Etzel in der Lombardei, wo er die Eisenbahntrasse von Mailand nach Monza festlegte. 1843 trat er in den württembergischen Staatsdienst ein. Dort erstellte er einen Entwurf für das württembergische Eisenbahnnetz und übernahm in der Folge auch die Bauleitung verschiedener

Strecken. 1847 heiratete er Marie von Gärtner, die Tochter des württembergischen Finanzministers, mit der er eine Tochter und zwei Söhne hatte. 1852 wechselte Etzel nach Basel, wo er Leiter der Bauten der Schweizerischen Centralbahn (SCB) wurde. In dieser Funktion wirkte er an der Trassierung mehrerer alpiner Bahnabschnitte mit. Danach wurde er erneut nach Wien, in die Franz-Joseph-Orientbahngesellschaft, berufen. Nach deren Vereinigung mit der neugegründeten Südbahngesellschaft leitete Etzel den Bau eines Teils der Linien ihres Netzes.

1864 begann Etzel mit der Planung der Eisenbahnstrecke über den Brenner und damit einer der bis heute wichtigsten Nord-Süd-Eisenbahnverbindungen über die Alpen. Am 13. November 1864 erlitt Etzel einen Schlaganfall und bat um seine Entlassung. Er wollte sich in Stuttgart-Cannstadt in einer nach seinen Entwürfen gebauten Villa zur Ruhe setzen, starb jedoch auf dem Weg dorthin in einem Sonderzug im niederösterreichischen Kimmelbach a. d. Ybbs am 2. Mai 1865 an einem weiteren Schlaganfall. In seinem Leben plante und baute Etzel rund 1500 europäische Eisenbahnkilometer.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Österreichischer Eisenbahnbeamten-Verein, Geschichte der Eisenbahnen der österreichisch-ungarischen Monarchie. II. Band. Wien – Teschen – Leipzig 1898.

Fritz Steiner, Etzel, Carl von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 4. Berlin 1959. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd104147512.html#ndbcontent>

Urs Widmer, Etzel, Karl von, in: Isabelle Rucki – Dorothee Huber (Hg.), Architektenlexikon der Schweiz 19./20. Jahrhundert. Basel – Boston – Bern 1998.

Karl-Frisch-Gasse

Datum der Benennung

6.7.1995

Text der Zusatztafel

Karl (Ritter) von Frisch 1886–1982

Zoologe, Nobelpreisträger. Der gebürtige Wiener wirkte ab 1910 am Zoologischen Institut in München und 1946–1950 in Graz. Zur NS-Zeit setzte er sich für jüdische Kollegen ein, andererseits befürwortete er in einer Schrift die Sterilisation von Kranken und Beeinträchtigten. Für seine Forschungen zum Verhaltensmuster von Bienen erhielt Frisch 1973 den Medizin-Nobelpreis.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl (Ritter) von Frisch war Zoologe und Nobelpreisträger für Medizin. Er wurde am 20. November 1886 in Wien als Sohn des Universitätsprofessors Anton Ritter von Frisch geboren. Den ersten Schulunterricht erhielt er zu Hause, die letzte Volksschulklasse absolvierte er bei den Piaristen in Wien, danach trat er ins humanistische Gymnasium ein. Anschließend studierte er ab 1905 in Wien und München Medizin und wandte sich der Biologie zu. 1910 promovierte er in Wien über den „Farbwechsel der Fische“. Noch im selben Jahr wurde er Assistent am Zoologischen Institut der Universität München, wo er 1912 auch Privatdozent für Zoologie und vergleichende Anatomie wurde. Kurz nach Kriegsausbruch wurde er zum „Rudolfinerhaus“ nach Wien versetzt, wo er während des Ersten Weltkrieges medizinisch und bakteriologisch arbeitete.

1919 wurde Frisch in München zum a. o. Professor ernannt. Von 1921 bis 1923 war er als Ordinarius für Zoologie sowie als Institutsdirektor in Rostock tätig. 1923 folgte ein Ruf an die Universität Breslau, ehe er 1925 als Nachfolger seines ehemaligen Lehrers Richard von Hertwig nach München zurückkehrte, wo mithilfe der „Rockefeller Foundation“ ein neues Zoologisches Institut errichtet wurde.

Im Jänner 1941 wurde festgestellt, dass Frisch durch die Großmutter mütterlicherseits ein „Mischling Zweiten Grades“ sei. Seine Versetzung in den Ruhestand wurde 1942 allerdings bis nach Kriegsende zurückgestellt, da seine Arbeiten zur Bekämpfung einer Bienenseuche, die in Deutschland und den Nachbarländern ausgebrochen war und mit welcher sich sein Institut beschäftigte, als unverzichtbar angesehen wurden. 1944 wurde das Münchner Institut jedoch von mehreren Bombenangriffen

getroffen und schwer beschädigt, an wissenschaftliches Arbeiten war nicht mehr zu denken. Frisch zog in der Folge nach Brunnwinkl, bis er 1946 an die Universität Graz versetzt wurde, wo er bis 1950 den Lehrstuhl für Zoologie innehatte und vor allem zur Bienensprache forschte. 1950 kehrte Frisch an das wiedereröffnete Institut in München zurück. 1958 folgte seine Emeritierung, er blieb allerdings weiterhin wissenschaftlich aktiv. 1973 erhielt Frisch zusammen mit Konrad Lorenz und Nikolaas Tinbergen für seine Erforschung der Sinneswahrnehmungen der westlichen Honigbiene den Nobelpreis für Medizin.

Frisch gilt weithin als Gegner des Nationalsozialismus, der sich sogar für verfolgte Kollegen einsetzte. So waren seine Interventionen 1939 für die Freilassung des im KZ Dachau internierten polnisch-jüdischen Biologen Roman Wojtusiak, der 1932 in seinem Institut gearbeitet hatte, erfolgreich. Schon bald nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten agitierten jedoch an der Universität einige der Kollegen gegen Frisch: Er würde in seinem Institut jüdische Mitarbeiter, aber kaum Angehörige der Partei beschäftigen.

Wenngleich diese Fakten Frischs Gegnerschaft zum NS-Regime belegen, so zeigen einige seiner Schriften, dass er die Ideologien desselben aber teilweise befürwortete. So rechtfertigte er die eugenischen Maßnahmen der Nationalsozialisten und auch das 1934 in Kraft getretene „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ sowie das Rassenpolitische Amt in seinem Buch „Du und das Leben“. Darin setzte er sich auch dezidiert für die Sterilisierung ein. Zusätzlich muss erwähnt werden, dass dieses Buch als zweiter Band einer Buchreihe von Joseph Goebbels, die er für die Wehrmacht konzipiert hatte, erschien. Karl von Frisch starb am 12. Juni 1982 in München.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl Crailsheim, Karl von Frisch und sein Einfluß auf die Erforschung sozialer Insekten, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 365–374.

Karl von Frisch, Erinnerungen eines Biologen. Dritte, erweiterte Auflage. Berlin – Heidelberg – New York 1973.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

Klaus Taschwer, Der Bienenforscher und das NS-Regime, in: Der Standard vom 31. Dezember 2014.

Karl-Huber-Gasse

Datum der Benennung

um 1930

Text der Zusatztafel

Karl Huber 1860–1933

Bürgermeister von Liebenau. Der im untersteirischen Rohitsch-Sauerbrunn/Rogaška Slatina geborene Huber kam 1881 nach Liebenau. 1891–1913 betrieb er das Gasthaus zum Rebhuhn und engagierte sich zudem seit 1892 in den Gremien der Gemeinde, der er 1913–1919 als Bürgermeister vorstand. Für seine Verdienste um den Volksschulbau wurde Huber 1914 Liebenauer Ehrenbürger.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Huber war ein Bürgermeister von Liebenau, als es noch eine eigene Gemeinde war. Geboren am 24. Mai 1860 im untersteirischen Rohitsch-Sauerbrunn (heute Rogaška Slatina, Slowenien), kam Karl Huber 1881 nach Liebenau. Er arbeitete zehn Jahr lang als Magazineur bei der Firma Lachs & Fischer, danach führte er 22 Jahre lang die Gastwirtschaft „Zum Rebhuhn“. Ab 1892 gehörte er dem Liebenauer Gemeindeausschuss an, 1894 wurde er Gemeinderat, ab 1913 war er für längere Zeit Liebenauer Bürgermeister. Am 5. März 1914 wurde er zum Ehrenbürger der Gemeinde Liebenau ernannt.¹ In seine Amtszeit als Bürgermeister fallen der erste Ausbau der kommunalen Einrichtungen und ein Wachstumsschub für die Gemeinde. Zu seinen größten Verdiensten zählte man auch die Errichtung eines neuen Volksschulgebäudes. Huber besaß zwei Häuser in Liebenau. Später war er Geschäftsführer der Vereinigten Bank Steirischer Sparkassen.² Er starb am 26. März 1933 in einem Pflegeheim in Graz-Waltendorf. Laut Meldezettel beschäftigte sich Huber auch mit Holz- und Kohlenhandel. Ebenfalls aus der Meldezettelkartei geht hervor, dass Huber mit Anna Graf verheiratet war und mit ihr mindestens drei Söhne hatte: Karl jun. (geboren 1892), Friedrich (geboren 1894), Anton (geboren 1899).³

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Vgl. Grazer Vorortezeitung vom 8. März 1914.

² Vgl. Grazer Tagblatt vom 28. März 1933.

³ Dank an Peter Schintler, Grazer Stadtarchiv.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl-Maria-von-Weber-Gasse

Datum der Benennung

1899

Text der Zusatztafel

Karl (Maria) Friedrich Ernst von Weber 1786–1826

Komponist. Geboren im heutigen Holstein, war Webers Kindheit und Schaffenszeit als Musiker vom Wanderleben geprägt. Mit zwölf Jahren legte er eine erste Oper vor, ehe Georg Vogler ab 1803 sein Talent in Wien formte. Mit dem in Dresden komponierten und 1821 in Berlin uraufgeführten Werk „Der Freischütz“ gilt Weber als Begründer der romantischen deutschen Oper.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Maria von Weber war ein deutscher Komponist. Als Sohn eines Musikers und einer Opernsängerin geboren, wurde er am 20. November 1786 in der Schlosskapelle im norddeutschen Eutin getauft. Sein Geburtsdatum dürfte somit der 18. oder 19. November sein. Vater Franz Anton von Weber führte das „von“ eigenmächtig. Er behauptete aus einer ausgestorbenen Adelsfamilie abzustammen. Ein Halbbruder des Vaters war der Schwiegervater Wolfgang Amadeus Mozarts. Karl Maria erhielt zunächst von dem Kammermusiker Johann Peter Heuschkel Unterricht in Klavierspiel, Harmonielehre und Tonsatz.

Nach dem Tod der Mutter im Jahr 1798 übersiedelte die Familie nach München. Anschließend zog Karl Maria nach Wien, wo Abbé Georg Joseph Vogler sein Lehrer wurde. Im November 1804 erhielt Weber auf Empfehlung Voglers, obwohl erst 17 Jahre alt, die Leitung der Breslauer Oper übertragen. Weil ihm diese Arbeit zu wenig Zeit für das Komponieren ließ, gab Weber diesen Posten nach zwei Jahren auf. Bis Februar 1807 lebte er dann als Gast des preußischen Generals Herzog Eugen von Württemberg auf dessen Schloss in Karlsruhe bei Oppeln (heute Pokój, Polen). Der General empfahl Weber zu seinem Bruder Friedrich in Stuttgart, der als Verbündeter der Franzosen von Napoleon zum König von Württemberg auserkoren worden war. Weber bekam an dessen Hof aber keine Anstellung als Musiker, sondern musste einem weiteren Bruder des Königs, Ludwig alias „Herzog Louis“, als Sekretär dienen. Wieder wurde nichts mit dem Komponieren. Durch die Anstellung geriet Weber in eine Korruptionsaffäre des Herzogs. Noch dazu führte Weber einen aufwendigen Lebensstil und verschuldete sich auch privat.

Anfang 1810 wurde Weber festgenommen und aus Württemberg ausgewiesen. Er zog mit seinem Vater nach Mannheim, danach folgte eine dichte Konzerttätigkeit im Raum Mannheim/Heidelberg, ab April 1810 nahm er erneut Unterricht bei seinem früheren Lehrer Vogler, der mittlerweile in Darmstadt wirkte. In diese Zeit fiel die Gründung des Geheimbundes Harmonischer Verein, der sich aus Webers damaligem Freundeskreis sowie aus Mitschülern bei Vogler rekrutierte, darunter Webers Komponistenkollege Giacomo Meyerbeer (Jakob Meyer Beer). Ab Februar 1811 begab er sich auf die Suche nach einer neuen Anstellung, zahlreiche Konzertauftritte in Süddeutschland (besonders München), der Schweiz, Prag, Leipzig, Gotha, Weimar, Dresden und Berlin folgten.

Zwischen 1813 und 1816 war Weber Kapellmeister am Ständetheater in Prag, von 1817 bis 1826 Hofkapellmeister in Dresden. Weber war am Aufbau des deutschen Departements des Hoftheaters beteiligt. Schon in Prag hatte Weber einen „deutschen Opernspielplan“ erstellt, diesen aber ausschließlich mit Adaptionen französischer Werke besetzt. 1817 heiratete Weber die Sängerin und Schauspielerin Caroline Brandt, die er schon 1810 in Frankfurt in der Rolle der Silvana in seiner gleichnamigen Oper kennengelernt und 1813 nach Prag engagiert hatte. Das Paar hatte drei Kinder. In Dresden komponierte Weber seine erfolgreichsten und bekanntesten Opern „Der Freischütz“ (1821), „Euryanthe“ (1823) und „Oberon“ (1826). Der „Freischütz“ wurde ein durchschlagender und internationaler Erfolg, was einen Streit um den finanziellen Verteilungsschlüssel zwischen Weber und dem Librettisten Friedrich Kind nach sich zog. Anfang 1826 reiste Weber nach London, um dort an der Uraufführung des „Oberon“ mitzuwirken. Von einer fortgeschrittenen Tuberkulose geschwächt auf die Reise gegangen, starb Weber in der Nacht vom 4. zum 5. Juni 1826 in der britischen Hauptstadt. Am 21. Juni wurde sein Leichnam in der Gruft der katholischen Moorsfield Chapel beigesetzt. 1844 wurde Webers Sarg nach Dresden überführt und dort in der von Gottfried Semper gestalteten Familiengruft beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Corinne Schneider, Weber (1786–1826). Bordeaux 1998.

Christoph Schwandt, Carl Maria von Weber in seiner Zeit. Eine Biographie. Mainz 2014.

Karl-Morre-Straße

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Karl Morre (Morré) 1832–1897

Schriftsteller, Politiker. Der gebürtige Klagenfurter lebte ab 1848 in der Steiermark, wo er im Staatsdienst tätig war. 1886–1896 war Morre Abgeordneter im steiermärkischen Landtag, 1891–1897 im Reichsrat. Morre erwarb sich ab 1871 als Volksdichter einen Namen, wobei seine Volksstücke, so „'s Nullerl“ von 1885, auf die soziale Not der Landbevölkerung eingingen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Morre war ein steirischer Bühnendichter und Politiker. Er wurde am 8. November 1832 als ältester Sohn eines Klagenfurter Kaufmanns und späteren Gastwirts sowie einer Mürzhofnerin in Klagenfurt geboren. Das dortige Gymnasium brach er ab. Anschließend ging er 1848 nach Graz. Dort studierte er ein Jahr lang an der chirurgischen Lehranstalt. 1855 wurde er Amtspraktikant bei der k. k. Cameral-Bezirksverwaltung in Graz, 1857 Kanzlei-Assistent in Bruck an der Mur. Nach elf Jahren wurde er aus organisatorischen Gründen in den Ruhestand versetzt, Morre blieb Sekretär der Bezirksvertretung. Darüber hinaus arbeitete er als Verwalter eines Hammerwerks in Turnau.

1875 wieder in den Staatsdienst aufgenommen, bekam er eine Stelle als Offizial der Finanzdirektion in Graz. Wegen eines Augenleidens 1883 in Frühpension gegangen, zog Morre nach Feldkirchen bei Graz. 1886 wurde er als Abgeordneter des Bezirks Leibnitz in den steirischen Landtag gewählt, dem er bis 1896 angehörte. Er war Mitglied der Deutschnationalen Partei und hatte als solches eine Zeit lang auch einen Sitz im Reichsrat inne. Politisch war ihm das Wohlergehen der Landbevölkerung ein besonderes Anliegen. In seiner Schrift „Die Arbeiterpartei und der Bauernstand. Ein ernstes Wort in ernster Zeit“ von 1890 appellierte Morre einerseits an das soziale Gewissen der besitzenden Klasse und warnte gleichzeitig vor der Sozialdemokratie.

Seine Laufbahn als Dichter begann er spät. Ab 1871 verfasste er neben Gelegenheits- und Dialektgedichten vor allem Volksstücke: Seine meist mit Gesang versehenen Schwänke zeichnen Charakter- und Sittenbilder im Stil von Vorbildern wie Johann Nestroy oder Ludwig Anzengruber. Die meisten seiner Bühnenstücke wurden an verschiedenen Bühnen in Österreich aufgeführt, einige auch

in Deutschland. Sein erfolgreichstes Werk war das bis in die 1960er-Jahre immer wieder aufgeführte Volksstück „s Nullerl“. Für dieses verfasste der mit Morre befreundete Peter Rosegger eine Vorrede, in der er Morres soziales Mitgefühl bei der Darstellung des Elends eines greisen und der bäuerlichen Willkür ausgelieferten Einlegers würdigte. Rosegger versuchte auch, Morres sozialpolitischen Absichten in der Öffentlichkeit mehr Gehör zu verschaffen. Der Grazer Germanist Wendelin Schmidt-Dengler bezeichnete Morre als „Dichter des sozialen Mitgefühls“. Morre verlebte seine letzten Lebensjahre resigniert und von schwerer Krankheit gezeichnet. Er starb am 21. Februar 1897 in Graz. Im Grazer Volksgarten erinnert ein von Hans Brandstetter 1907 geschaffenes Bronze-Denkmal an Morre, das den Dichter und die Figuren der Gabi und des „Nullerls“ aus dem gleichnamigen Stück darstellt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Karl Morre, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/morre_karl.html

Karl Wagner, Morre, Karl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin 1997. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd130119555.html>
https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_M/Morre_Karl_1832_1897.xml

Karl-Schönherr-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Karl Schönherr 1867–1943

Mediziner, Schriftsteller. Der Tiroler ließ sich nach seiner Promotion 1896 in Wien als Arzt nieder. Schönherr hatte vor dem und im Ersten Weltkrieg mit Mundart-Bühnenstücken Erfolg. Er verfasste zudem Werke für das Wiener Burgtheater. Schönherr, mit einer Jüdin verheiratet, diente sich 1938 dem NS-Regime an und wendete damit ein drohendes Schreibverbot ab.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Schönherr war ein Tiroler Schriftsteller und Mediziner. Er wurde am 24. Februar 1867 in Axams als Sohn eines Dorfschullehrers geboren. Kindheit und Jugend verbrachte er in seinem Nordtiroler Geburtsort und im südtirolischen Schlanders. Schönherr studierte zunächst Philosophie, dann Medizin in Innsbruck und Wien. Während seiner Studienzeit schloss er sich der Bewegung „Jung Tirol“ an, die deutschnationale und antiklerikale Ziele verfolgte. Nach der Promotion im Jahr 1896 wurde er Hilfsarzt am Spital in St. Pölten, um sich wenig später als selbstständiger Arzt in Wien niederzulassen.

Schon als Student veröffentlichte Schönherr Mundartgedichte und Geschichten aus den Tiroler Alpen, was ihm eine anerkennende Besprechung Peter Roseggers einbrachte. Als sich mit dem Einakter „Die Bildschnitzer“ (Uraufführung Wien 1900) erste Bühnenerfolge einstellten, gab er den Arztberuf auf. Die produktivste und erfolgreichste Phase, in der alle wichtigen Stücke entstanden, begann mit der Aufführung von „Erde“ (Uraufführung Agram 1907) und dauerte bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. 1911 und 1917 wurde Schönherr mit dem Grillparzerpreis ausgezeichnet. Ähnlich wie Gerhart Hauptmann versuchte auch Schönherr die lokale Mundart seiner Heimat zu kopieren. Schönherr's wichtigste Bühne blieb jedoch zeitlebens das Wiener Burgtheater, in dessen Auftrag zahlreiche Werke entstanden und wo er seine größten Erfolge feierte.

Im Herbst 1933 unterschrieb Schönherr wie auch einige andere Mitglieder der österreichischen Akademie der Künste wie z. B. Max Mell oder Enrica Handel-Mazzetti für den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund und unterstützte damit das Hitler-Regime. Schönherr's letztes Stück „Die Fahne

weht“ (1937) wurde kurz nach dem Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich zum ersten Stück, das am Burgtheater unter der Direktion des nationalsozialistischen Schriftstellers Mirko Jelusich aufgeführt wurde. Auch wenn Schönherr mit seinen Werken keine unmittelbar politischen Ziele verfolgte, rücken ihn seine Figurenzeichnung und Sprache doch deutlich in die Nähe der „Blut-und-Boden“-Literatur. Schönherr hatte aber nicht zuletzt aufgrund der jüdischen Abstammung seiner Frau auch Probleme mit dem NS-Regime, wurde jedoch letztendlich nicht am Dichten gehindert.

Neben den Grillparzer-Preisen wurden Schönherr noch weitere Ehrungen zuteil: So erhielt er 1927 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien, während der NS-Zeit wurde er anlässlich seines 70. Geburtstages mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet. Karl Schönherr starb am 15. März 1943 in Wien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Widmungen von Ehrengräbern durch die nationalsozialistische Stadtverwaltung in Wien von 1938–1945. Kommissionsbericht an den amtsführenden Stadtrat für Kultur und Wissenschaft. Wien 2004.

Karl-Zeller-Weg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Carl (Karl) Adam Johann Nepomuk Zeller 1842–1898

Komponist. Der gebürtige Niederösterreicher promovierte 1869 in Graz als Jurist und war 1873–1897 Kunstreferent im Ministerium für Kultus und Unterricht. Zellers nebenberuflich geschaffenes Werk zählt zur goldenen Wiener Operettenära. „Der Vogelhändler“, 1891 mit Girardi in der Hauptrolle am Theater an der Wien uraufgeführt, gilt als seine bekannteste Operette.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl Johann Adam Zeller war ein österreichischer Komponist und Jurist. Er wurde am 19. Juni 1842 zu St. Peter in der Au (Niederösterreich) geboren. Als talentiertes Kind mit absolutem Gehör erlernte er verschiedene Orchesterinstrumente, spielte auf der Orgel der Heimatgemeinde und sang im Gottesdienst des Öfteren Sopransoli. 1853 wurde er als Sängerknabe in die kaiserliche Hofkapelle in Wien aufgenommen. Während seiner vierjährigen Sängerknabenzeit pflegte Zeller weiterhin seine pianistischen Fähigkeiten, erhielt Geigenstunden sowie Unterricht in Musiktheorie beim renommierten Simon Sechter und begann Lieder und Chöre zu komponieren. Mit einsetzendem Stimmbruch wechselte Zeller ins Gymnasium des Stiftes Melk, studierte im Anschluss Rechtswissenschaften an der Universität Wien und promovierte 1869 an der Universität Graz zum Dr. iur.¹ Waren schon während der Studienzeit zahlreiche weitere Kompositionen entstanden, so setzte Zeller das Komponieren als Hobby neben seinem Beruf als Jurist an verschiedenen Gerichtsstandorten und als späterer „Kunstreferent im Ministerium für Kultus und Unterricht“ (ab 1873 bis zum Ruhestand) fort.²

Erfreuten sich seine frühen Kompositionen vor allem im akademischen Umfeld großer Beliebtheit, begann Zeller 1876 mit seinem ersten Bühnenwerk, der komischen Oper „Joconde“, seinen

¹ Christian Glanz, Art. Zeller, Carl, Biographie, in: MGG Online, hrsg. von Laurenz Lütteken. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2007, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/421750>

² Alexander Rausch – Monika Kornberger, Art. Zeller, Carl Adam Johann (eig. Carolus Adamus Joannes Nep.), in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 13.8.2021). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001e794

Publikumskreis im öffentlichen Musikleben zu erweitern. Mit der Operette „Der Vagabund“ (1886), vor allem aber seinem Meisterwerk „Der Vogelhändler“ gelang es Zeller, sich fest in der Wiener Operettenszene zu etablieren. 1891 mit Alexander Girardi in der Titelrolle als Sensationserfolg uraufgeführt, gehört diese inzwischen auch mehrfach verfilmte Operette mit ihren eingängigen, populären Nummern (z. B. „Grüß euch Gott, alle miteinander“, „Ich bin die Christel von der Post“, „Schenkt man sich Rosen in Tirol“ und „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's“) bis heute zu den weltweit beliebtesten und meistgespielten ihres Genres. Auch der große Erfolg des nachfolgenden „Der Obersteiger“ (1894) trug dazu bei, Zellers Rang als bedeutender Vertreter der sogenannten „Goldenen Operettenära“ neben Franz v. Suppé, Johann Strauß (Sohn) und Karl Millöcker zu festigen.³

Über der Arbeit an der Operette „Der Kellermeister“ verstarb Zeller im Alter von nur 56 Jahren am 17. August 1898 in Weikersdorf bei Baden bei Wien an einer Lungenentzündung,⁴ nachdem er infolge einer schweren Wirbelsäulenverletzung seine letzten Lebensjahre im Roll- und Lehnstuhl zugebracht hatte – eine Zeit, die zudem von einem Erbschaftsprozess und einer damit verbundenen umstrittenen Anschuldigung wegen Meineides überschattet worden war.⁵

Iris Mangeng

Literatur

Thomas Aigner, Art. Zeller, Carl (1842–1898), Komponist, Jurist und Beamter, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 16. Lfg. 72. Wien 2021, S. 476f. Online verfügbar unter: <https://biographien.ac.at/ID-184.6717612335164-1>

Christian Glanz, Art. Zeller, Carl, Biographie, in: MGG Online, hrsg. von Laurenz Lütteken. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2007, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/421750>

Alexander Rausch – Monika Kornberger, Art. Zeller, Carl Adam Johann (eig. Carolus Adamus Joannes Nep.), in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 13.8.2021). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001e794

o. A., † Hofrath Dr. Karl Zeller, in: Neue Freie Presse vom 18. August 1898, S. 4. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=nfp&datum=18980818&seite=4>

³ Vgl. Glanz, Zeller.

⁴ Vgl. o. A., † Hofrath Dr. Karl Zeller, in: Neue Freie Presse vom 18. August 1898, S. 4. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=nfp&datum=18980818&seite=4>

⁵ Vgl. Thomas Aigner, Art. Zeller, Carl (1842–1898), Komponist, Jurist und Beamter, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 16. Lfg. 72. Wien 2021, S. 476f. Online verfügbar unter: <https://biographien.ac.at/ID-184.6717612335164-1>

Karolinenweg

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Karoline Auguste (Charlotta Augusta) von Bayern 1792–1873
Kaiserin von Österreich. Aus dem Haus Wittelsbach stammend und 1808–1814 mit Wilhelm von Württemberg vermählt, heiratete Karoline Auguste 1816 nach Annullierung ihrer Ehe den dreifach verwitweten Kaiser Franz I. von Österreich. Sie widmete sich als Kaiserin wohlthätigen und karitativen Aufgaben und gründete in Graz, Salzburg und Prag geistliche Ordensstiftungen.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Karoline Charlotta Auguste von Bayern war als vierte Ehefrau Kaiser Franz' I. Kaiserin von Österreich. Sie wurde am 8. Februar 1792 als zweite Tochter des bayerischen Königs Maximilian Joseph aus dessen Ehe mit Marie Wilhelmine Auguste, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, in Mannheim geboren. Mit 16 Jahren wurde sie mit dem damaligen württembergischen Kronprinzen (dem späteren König) Wilhelm verheiratet, der einer politisch arrangierten Heirat im Sinne der Politik Napoleons entgegen wollte. Die Ehe wurde nach sieben Jahren im Jahr 1814, weil nie vollzogen, für ungültig erklärt und zwei Jahre später vom Papst annulliert, damit Karoline Auguste eine neue Ehe eingehen konnte.

Auf Vermittlung ihres Bruders, Ludwig von Bayern, heiratete sie am 10. November 1816 den bereits zum dritten Mal verwitweten österreichischen Kaiser Franz I. Anlässlich der kaiserlichen Hochzeit wurden 200.000 Gulden unter den Armen von Wien verteilt, ansonsten wurde aus Sparsamkeitsgründen auf größere Feierlichkeiten verzichtet. Karoline Auguste änderte ihren Vornamen insofern, als sie bisher Charlotta als ersten Vornamen verwendet hatte. Am 25. September 1825 wurde sie im St.-Martins-Dom zu Preßburg (ungarisch Pozsony, heute Bratislava, Slowakei) zur Königin von Ungarn gekrönt. Aus diesem Anlass stiftete das Herrscherhaus der Stadt eine Pontonbrücke, die den Namen „Karolinen Brücke“ erhielt. Diese war die erste Brücke, die Preßburg mit dem südlichen Donauufer verband, und wurde 1890 durch eine feste Brücke ersetzt, die nach dem damaligen Kaiser Franz Joseph I. benannt wurde.

1830 besuchte sie gemeinsam mit ihrem Ehemann Kaiser Franz Graz und war unter anderem auf dem Plabutsch, woher auch die heutige Straßenbenennung rührt. Die Ehe mit Franz blieb kinderlos.

Da die Kaiserin in der Politik keine Rolle spielte, konzentrierte sich Karoline Auguste auf wohltätige Aktivitäten; darunter die Einrichtung von Kinderheimen, Armenfürsorge, Schaffung von Wohnungen für Arbeiter, geistlich geführte Krankenpflege-Einrichtungen. Karoline Auguste war höchste Schutzfrau des Sternkreuz-Ordens und auch in dieser Funktion karitativ tätig. Nach dem Tod Franz' I. übersiedelte Karoline Auguste 1835 nach Salzburg. Mit ihrer Halbschwester Sophie von Bayern, der Mutter von Kaiser Franz Joseph, hatte sie eine problembeladene Beziehung, mit den anderen Mitgliedern des Kaiserhauses verstand sie sich gut. Karoline war eine der wenigen der kaiserlichen Familie, die zu Franz Josephs Ehefrau Elisabeth „Sisi“ ein herzliches Verhältnis pflegte. Karoline Auguste starb einen Tag nach ihrem 81. Geburtstag am 9. Februar 1873 in Wien. Sie wurde in der Kapuzinergruft neben ihrem Ehemann und seinen ersten drei Frauen beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Cölestin Wolfsgruber, Carolina Auguste die „Kaiserin-Mutter“. Wien 1893.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 6. Wien 1860.

o. A., Karoline Auguste, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 13. Wien 1965. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Karoline-Auguste__1792_1873.xml

Katzianergasse

Datum der Benennung

1885

Text der Zusatztafel

Hans Katzianer (Ivan Coczianer) 1490–1539

Feldherr. Der Oberkrainer Adelige leitete ab 1523 als innerösterreichischer Obristfeldhauptmann und ab 1528 als Krainer Landeshauptmann die südöstliche Abwehr osmanischer Einfälle. Die erfolglose Belagerung Wiens 1529 bescherte Katzianer mehrere Siege. Er fiel 1537 bei König Ferdinand I. in Ungnade und wurde auf der Flucht vor einem Hochverratsprozess ermordet.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Die Katzianer waren ein innerösterreichisches Adelsgeschlecht. Es ist unklar, ob ein bestimmter Vertreter dieser Familie für die Benennung der Gasse Pate gestanden hat.

Der spätere habsburgische Heerführer Johann (auch: Hans) Katzianer von Katzenstein (Hans Katzianer, Janez Kacianer) wurde um 1490 auf Burg Katzenstein bei Vigaun in Oberkrain (heute Begunje, Slowenien) geboren. Als sein älterer Bruder Andreas im Jahr 1512 starb, übernahm Johann die Stellung des Familienoberhaupts als Freiherr von Katzenstein und Flödnig. 1522 trat Johann Katzianer in den Dienst Erzherzog Ferdinands, dem späteren Kaiser Ferdinand I. Dieser machte ihn im folgenden Jahr zum Obristhauptmann in den innerösterreichischen Landen.

1526 befehligte Katzianer ein Söldnerheer gegen die Osmanen. Mit demselben Heer unterstützte er die steirischen und Kärntner Landstände bei der Niederschlagung von Bauernaufständen. Nach der Schlacht von Mohacs und der Wahl Ferdinands I. zum König von Kroatien wurde Katzianer 1527 mit der Grenzsicherung in Kroatien beauftragt. Im selben Jahr wurde er zum Stadthauptmann von Preßburg ernannt. Sein brutales Vorgehen gegen die dortige Bevölkerung führte zu Beschwerden von Königin Maria und dem ungarischen Adel. Im Sommer 1527 zog Katzianer gegen den ungarischen Gegenkönig Johann Zápolya ins Feld. Der Feldzug dauerte bis 1531 und scheiterte nach Anfangserfolgen am Eingreifen des osmanischen Heeres auf der Gegenseite.

Seit 1528 war Katzianer Landeshauptmann von Krain. Im September 1532 fügte Katzianers Heer den abziehenden osmanischen Truppen im Wiener Becken schwere Verluste zu. Den anschließenden, im Dezember 1532 abgeschlossenen Waffenstillstand verhandelte Katzianer aus. Im Mai 1537 sollte

Katzianer die Vorbereitungen eines Feldzuges zur Eroberung von Esseg (heute Osijek, Kroatien) beaufsichtigen. Die dortige Schlacht im September 1537 endete in einer katastrophalen Niederlage. Weil Katzianer seine Truppen durch Flucht im Stich ließ, ließ ihn der Kaiser zur Verantwortung ziehen. Auf dem Landtag zu Krems wurde Katzianer wegen Hochverrates angeklagt und nach Wien gebracht. Nach einem vergeblichen Gnadengesuch floh Katzianer im Jänner 1538 zu den Grafen Zrinyi auf Schloss Kostainica in Kroatien. Nach dem Frieden von Großwardein zwischen Zápolya und Ferdinand I. im Jahr 1539 plante er, auf die osmanische Seite überzulaufen. Die Absicht, auch Schloss Kostainica gegen den Willen der Schlossherren an die Osmanen zu übergeben, wurde ihm schließlich zum Verhängnis. Johann Katzianer wurde am 27. Oktober 1539 von Nikola Zrinyi bei einem Essen erstochen und sein Kopf an den Kaiser nach Wien geschickt.

Ein anderer Vertreter des Katzianergeschlechts, der in Graz geborene Alois Josef Katzianer, war oberster Erbsilberkämmerer in Krain und der Windischen Mark, zudem kaiserlicher wirklicher geheimer Rat und Kämmerer. Er kaufte 1742 das Haus Stempfergasse Nr. 3 und ließ es zu einem viergeschossigen Palais im Barockstil mit dominantem Steinportal und Stuckdecken im Inneren umgestalten.

Die Katzianer, 1665 zu Grafen erhoben, starben in der namensgebenden männlichen Linie im Jahr 1823 aus.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- A. K., Katzianer, Hans, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 15. Berlin 1882. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd131426478.html#adbcontent>
- Alfred Kohler, Katzianer, Hans, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd131426478.html#ndbcontent>
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kauperzgasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Johann Veit Kauperz 1741–1816

Kupferstecher. Nach der Wiener Akademie der bildenden Künste kehrte Kauperz 1777 als Zeichenlehrer in seine Geburtsstadt Graz zurück. 1785 gründete er, inspiriert von der Aufklärung, eine Zeichenschule, aus der die Ständische Zeichenakademie hervorging. Kauperz' Werk umfasst vorromantische Landschaften, Andachtsbilder und Reproduktionen großer Meister.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Veit Kauperz war ein Grazer Kupferstecher, Grafiker und Pädagoge. Er wurde am 15. Juni 1741 als Sohn von Johann Michael Kauperz geboren, der ebenfalls Kupferstecher war. Nachdem ihm sein Vater die technischen Grundlagen des Berufs vermittelt hatte, darunter die Schabtechnik, setzte Johann Veit seine künstlerische Ausbildung 1765/66 an der Wiener Akademie der bildenden Künste fort. Dort fiel sein Geschick bald auf und Kauperz erhielt für seine Arbeiten zahlreiche Preise. 1769 wurde Kauperz Mitglied der großherzoglichen Akademie in Florenz, 1771 auch der Wiener Akademie. 1777 kehrte er in seine Heimatstadt Graz zurück und wurde dort an der k. k. Normalschule Zeichenlehrer.

Mit finanzieller Unterstützung der steirischen Stände gründete Kauperz 1785 eine „Zeichenschule“. Diese wurde zwei Jahre später zur „Steirisch Ständischen Zeichenakademie“ und Kauperz wurde deren Direktor. An dieser Schule wurden mehrere Techniken und Sparten unterrichtet, darunter Reproduktion und traditionelle Andachtsbildgestaltung. Kauperz selbst hinterließ ein umfangreiches Werk. Er beherrschte unter anderem die Schabtechnik, den Linienstich, die Radierung und das Aquatintaverfahren, wobei seine Zeichnungen als qualitativ hochwertig angesehen werden. 1811 trat Johann Veit Kauperz in den Ruhestand. Er starb am Neujahrstag des Jahres 1816.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Ulrich Becker, Johann Veit Kauperz, Kupferstecher. Online verfügbar unter:

https://www.graz.at/cms/beitrag/10096062/7773004/Johann_Veit_Kauperz_Kupferstecher.html

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 11. Wien 1864.

o. A., Kauperz, Johann Veit, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 13. Wien 1963. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Kauperz_Johann-Veit_1741_1816.xml

Keesgasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Johann Christoph Kees 1785–1864

Unternehmer. Kees, im heutigen Hessen geboren, kam über Wien nach Graz, wo er als Großmagazineur und Spediteur in Immobilien investierte. Rund um das Neutor realisierte der Wahlgrazer mehrere Neubauten wie Zinshäuser. Das 1843–1845 vom Architekten Hauberrisser errichtete Palais Kees am Glacis gilt als eines der bedeutendsten Grazer Bauwerke des Spätklassizismus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Christoph Kees war ein Grazer Realitätenbesitzer und Bauherr. Kees wurde im Jahr 1785 in Gelnhausen in Hessen-Kassel (heute Deutschland) geboren und evangelisch getauft.¹ Kees heiratete die um zehn Jahre jüngere, aus Wien stammende Emilie, geborene Buxner, und hatte mit ihr zwei Töchter und einen Sohn.² Zu welchem Zeitpunkt Kees nach Graz kam, ist nicht bekannt. Hier besaß er jedenfalls mehrere Realitäten und Häuser. Auch ließ er als Bauherr in der steiermärkischen Landeshauptstadt mehrere größere Neubauten errichten, darunter solche in der Radetzkystraße und auf dem Glacis.³ Das sogenannte „Palais Kees“ in der Glacisstraße 39 beherbergte über lange Jahre hinweg das Militärkommando Steiermark. Auch war er Kurator der Steiermärkischen Sparkasse und als Unterstützer der Armen bekannt. Kees war Ehrenbürger von Graz und Ehrenmitglied der uniformierten Bürgergarde. Im Grazer Adressbuch von 1862 sind ein gewisser Christof Kees und seine Frau in der Radetzkystraße 20 (den heutigen Hausnummern Keesgasse 3 und 5) gemeldet. Emilie Kees starb noch im selben Jahr, Johann Christoph Kees zweieinhalb Jahre später am 18. September 1864 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Anzeigezettel zur Volkszählung 1857, Grazer Stadtarchiv. Dank an Peter Schintler.

² Vgl. Tagespost (Graz) vom 2. März 1862 (Todesanzeige von Emilie Kees).

³ Vgl. Wiener Zeitung vom 21. September 1864.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Keplerbrücke

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Johannes Kepler 1571–1630

Astronom. Der bei Stuttgart geborene Kepler kam nach Tübinger Studium 1594 nach Graz, wo sein Stern als Mathematiker und Astronom an der protestantischen Landschaftsschule aufging. Wegen der Gegenreformation verließ er 1600 Graz zugunsten von Prag und Linz. Keplers Gesetze der Planetenbewegung zum Beleg des heliozentrischen Weltbilds sind ein Meilenstein der Astronomie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johannes Kepler war ein deutscher Astronom, Physiker und Mathematiker. Er wurde am 27. Dezember 1571 in Weil der Stadt in Baden-Württemberg geboren. Sein Vater verdiente den Familienunterhalt als Händler und Söldner. Die Mutter war Kräuterfrau und wurde später, als Kepler längst erwachsen war, der Hexerei bezichtigt. Sie starb im Gefängnis. Seine Kindheit verbrachte Johannes Kepler zum Teil im Gasthaus „Sonne“ in Ellmendingen, das der Vater gepachtet hatte. Kepler war ein kränkliches Kind, aber unter anderem mathematisch überdurchschnittlich begabt. Die Mutter weckte schon früh sein Interesse für Astronomie, indem sie ihm den Kometen von 1577 und die Mondfinsternis von 1580 zeigte.

Nach der Ausbildung an deutschen und lateinischen Schulen in Deutschland begann Kepler zuerst Theologie am Evangelischen Stift in Tübingen zu studieren. Außerdem studierte er bei dem Mathematiker und Astronomen Michael Mästlin. Anstatt, wie ursprünglich beabsichtigt, evangelischer Pastor zu werden, nahm Kepler 1594 eine Stelle als Lehrer für Mathematik an der evangelischen Stiftsschule, die reformatorische Gegeninstitution zur dortigen Jesuitenuniversität, in Graz an. Hier begann Kepler mit der Ausarbeitung seiner kosmologischen Theorie, die auf dem kopernikanischen Weltbild beruhte. Ende 1596 wurde diese Theorie als „Mysterium Cosmographicum“ veröffentlicht. In Graz heiratete Kepler im April 1597 die zweifache Witwe Barbara Müller, Tochter des Mühlenbesitzers Jobst Müller zu Gössendorf bei Graz. Aus der Ehe entstammten fünf Kinder, von denen zwei bereits im Kindesalter starben.

Im Zuge der Gegenreformation verlor Kepler seine Stelle an der abgeschafften Stiftsschule. Weil er sich zudem weigerte, zum Katholizismus überzutreten, musste er Graz verlassen und ging 1600 nach Prag, wo er zunächst Assistent von Tycho Brahe wurde, dessen Erkenntnisse er in seine eigenen Theorien einarbeitete. Nach Brahes Tod 1601 ernannte Kaiser Rudolf II. Kepler zum Hofmathematiker. Eine seiner Aufgaben war dabei die Erstellung von Horoskopen für den Kaiser. 1604 beobachtete Kepler eine Supernova im Sternbild des Schlangenträgers und veröffentlichte seine Beobachtungen zwei Jahre später. Damit löste er eine Kontroverse aus, da man damals glaubte, der Fixsternhimmel sei gänzlich unveränderlich. 1609 veröffentlichte er sein Werk „Astronomia nova“ mit dem ersten und zweiten Keplerschen Gesetz.

1612 übersiedelte Kepler von Prag nach Linz, wo er eine Stelle als Landschaftsmathematiker (Landvermesser) der oberösterreichischen Stände bekommen hatte. 1613 heiratete Kepler zwei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau die Eferdinger Bürgerstochter Susanne Reuttinger, mit der er sechs Kinder hatte, von denen wiederum drei früh starben. In Linz geriet Kepler wegen ausständiger Honorare finanziell in Schwierigkeiten und ein weiteres Mal ins Visier der Kirche, diesmal auch der lutherischen, er musste schließlich mit seiner Familie nach Ulm fliehen. 1627 fand Kepler im kaiserlichen General Albrecht von Wallenstein (Waldstein) einen Gönner. Wallenstein stellte Kepler seine Residenz in Sagan (heute Zagan, Polen) als Wohn- und Arbeitsort zur Verfügung. Kepler sollte im Gegenzug dem General zuverlässige Horoskope stellen.

Wallenstein verlor 1630 seine Stellung als kaiserlicher Oberbefehlshaber und stellte Kepler in seiner Eigenschaft als Herzog von Mecklenburg eine Professur in Rostock in Aussicht. Kepler reiste unterdessen nach Regensburg, um dort seine Gehaltsforderungen auf dem Reichstag einzutreiben, scheiterte jedoch damit. Von der Reise geschwächt und gesundheitlich bereits angeschlagen, starb Johannes Kepler am 15. November 1630 im Alter von 58 Jahren in Regensburg. Keplers Bedeutung liegt neben seinen mathematischen, naturwissenschaftlichen (unter anderem Kristallographie) und astronomischen Erkenntnissen in seiner Lehre von der Weltenharmonie („Harmonice Mundi“), die mittelalterliches Gedankengut mit frühneuzeitlichem wissenschaftlichem Denken verband und in der auch die Musik eine Rolle spielte.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Volker Bialas, Johannes Kepler. München 2004.

Elisabeth Th. Hilscher, Kepler, Johannes, in: Österreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_K/Kepler_Johannes.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Martha List, Kepler, Johannes, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118561448.html>

Keplerstraße

Datum der Benennung

1870 (Fertigstellung lt. RB 1875)

Text der Zusatztafel

Johannes Kepler 1571–1630

Astronom. Der bei Stuttgart geborene Kepler kam nach Tübinger Studium 1594 nach Graz, wo sein Stern als Mathematiker und Astronom an der protestantischen Landschaftsschule aufging. Wegen der Gegenreformation verließ er 1600 Graz zugunsten von Prag und Linz. Keplers Gesetze der Planetenbewegung zum Beleg des heliozentrischen Weltbilds sind ein Meilenstein der Astronomie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johannes Kepler war ein deutscher Astronom, Physiker und Mathematiker. Er wurde am 27. Dezember 1571 in Weil der Stadt in Baden-Württemberg geboren. Sein Vater verdiente den Familienunterhalt als Händler und Söldner. Die Mutter war Kräuterfrau und wurde später, als Kepler längst erwachsen war, der Hexerei bezichtigt. Sie starb im Gefängnis. Seine Kindheit verbrachte Johannes Kepler zum Teil im Gasthaus „Sonne“ in Ellmendingen, das der Vater gepachtet hatte. Kepler war ein kränkliches Kind, aber unter anderem mathematisch überdurchschnittlich begabt. Die Mutter weckte schon früh sein Interesse für Astronomie, indem sie ihm den Kometen von 1577 und die Mondfinsternis von 1580 zeigte.

Nach der Ausbildung an deutschen und lateinischen Schulen in Deutschland begann Kepler zuerst Theologie am Evangelischen Stift in Tübingen zu studieren. Außerdem studierte er bei dem Mathematiker und Astronomen Michael Mästlin. Anstatt, wie ursprünglich beabsichtigt, evangelischer Pastor zu werden, nahm Kepler 1594 eine Stelle als Lehrer für Mathematik an der evangelischen Stiftsschule, die reformatorische Gegeninstitution zur dortigen Jesuitenuniversität, in Graz an. Hier begann Kepler mit der Ausarbeitung seiner kosmologischen Theorie, die auf dem kopernikanischen Weltbild beruhte. Ende 1596 wurde diese Theorie als „Mysterium Cosmographicum“ veröffentlicht. In Graz heiratete Kepler im April 1597 die zweifache Witwe Barbara Müller, Tochter des Mühlenbesitzers Jobst Müller zu Gössendorf bei Graz. Aus der Ehe entstammten fünf Kinder, von denen zwei bereits im Kindesalter starben.

Im Zuge der Gegenreformation verlor Kepler seine Stelle an der abgeschafften Stiftsschule. Weil er sich zudem weigerte, zum Katholizismus überzutreten, musste er Graz verlassen und ging 1600 nach Prag, wo er zunächst Assistent von Tycho Brahe wurde, dessen Erkenntnisse er in seine eigenen Theorien einarbeitete. Nach Brahes Tod 1601 ernannte Kaiser Rudolf II. Kepler zum Hofmathematiker. Eine seiner Aufgaben war dabei die Erstellung von Horoskopen für den Kaiser. 1604 beobachtete Kepler eine Supernova im Sternbild des Schlangenträgers und veröffentlichte seine Beobachtungen zwei Jahre später. Damit löste er eine Kontroverse aus, da man damals glaubte, der Fixsternhimmel sei gänzlich unveränderlich. 1609 veröffentlichte er sein Werk „Astronomia nova“ mit dem ersten und zweiten Keplerschen Gesetz.

1612 übersiedelte Kepler von Prag nach Linz, wo er eine Stelle als Landschaftsmathematiker (Landvermesser) der oberösterreichischen Stände bekommen hatte. 1613 heiratete Kepler zwei Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau die Eferdinger Bürgerstochter Susanne Reuttinger, mit der er sechs Kinder hatte, von denen wiederum drei früh starben. In Linz geriet Kepler wegen ausständiger Honorare finanziell in Schwierigkeiten und ein weiteres Mal ins Visier der Kirche, diesmal auch der lutherischen, er musste schließlich mit seiner Familie nach Ulm fliehen. 1627 fand Kepler im kaiserlichen General Albrecht von Wallenstein (Waldstein) einen Gönner. Wallenstein stellte Kepler seine Residenz in Sagan (heute Zagan, Polen) als Wohn- und Arbeitsort zur Verfügung. Kepler sollte im Gegenzug dem General zuverlässige Horoskope stellen.

Wallenstein verlor 1630 seine Stellung als kaiserlicher Oberbefehlshaber und stellte Kepler in seiner Eigenschaft als Herzog von Mecklenburg eine Professur in Rostock in Aussicht. Kepler reiste unterdessen nach Regensburg, um dort seine Gehaltsforderungen auf dem Reichstag einzutreiben, scheiterte jedoch damit. Von der Reise geschwächt und gesundheitlich bereits angeschlagen, starb Johannes Kepler am 15. November 1630 im Alter von 58 Jahren in Regensburg. Keplers Bedeutung liegt neben seinen mathematischen, naturwissenschaftlichen (unter anderem Kristallographie) und astronomischen Erkenntnissen in seiner Lehre von der Weltenharmonie („Harmonice Mundi“), die mittelalterliches Gedankengut mit frühneuzeitlichem wissenschaftlichem Denken verband und in der auch die Musik eine Rolle spielte.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Volker Bialas, Johannes Kepler. München 2004.

Elisabeth Th. Hilscher, Kepler, Johannes, in: Österreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_K/Kepler_Johannes.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Martha List, Kepler, Johannes, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118561448.html>

Kernerstraße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Justinus Andreas Christian (von) Kerner 1786–1862

Mediziner, Schriftsteller. Im schwäbischen Ludwigsburg geboren, studierte Kerner nach einer Kaufmannslehre 1804–1808 Medizin in Tübingen. Neben seinem Arztberuf stieg er als Literat zu einer zentralen Figur der Schwäbischen Romantik auf. Kerners oft schwermütige Lyrik und Prosa behandeln vorrangig Stoffe aus Heimatsagen und lokalhistorischen Begebenheiten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Justinus Kerner war ein deutscher Dichter und Mediziner. Er wurde am 18. September 1786 in Ludwigsburg als Sohn eines württembergischen Verwaltungsbeamten geboren. Kerner besuchte verschiedene Schulen und erhielt privaten Unterricht in Ludwigsburg, Maulbronn und Knittlingen. Nach dem Tod des Vaters schickte ihn die Mutter als Kaufmannslehrling in eine Tuchfabrik. Kerner begann mit zwölf Jahren Gedichte zu schreiben. Sein ehemaliger Lehrer, der Dichter und Sprachwissenschaftler Karl Philipp Conz, überredete Kerners Mutter schließlich, ihren Sohn studieren zu lassen. Im Wintersemester 1804 begann Kerner an der Universität Tübingen Medizin und Naturwissenschaften zu studieren. Durch einen seiner Lehrer, Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth, bekam Kerner in dieser Zeit den Dichter Friedrich Hölderlin als Patienten zugewiesen.

Die bereits zu Kerners Studienzeiten geschlossene Freundschaft mit Ludwig Uhland erweiterte sich bald zu einem Schwäbischen Romantikerkreis, dem unter anderem Heinrich Köstlin, Karl Mayer und Hermann Gmelin angehörten. Kerner promovierte 1808. Danach ging er auf Reisen. Den Winter 1809/10 verbrachte er in Wien. Dort verkehrte er unter anderem im Hause Friedrich Schlegels und begegnete Ludwig van Beethoven. Danach begann Kerner seine Berufslaufbahn als Arzt. 1813 heiratete er Friederike Ehmman, die er sechs Jahre zuvor auf einer Geburtstagsfeier von Ludwig Uhland kennengelernt hatte. Sie hatten gemeinsam zwei Töchter und einen Sohn. Kerner, der seine Frau „Rickele“ nannte, verewigte sie in zahlreichen Gedichten. 1815 wurde Kerner zunächst Oberamtsarzt in Gaildorf, 1819 dann in Weinsberg (beide Orte in Baden-Württemberg). Letztere Stelle hatte Kerner bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1851 inne.

Lied und Ballade waren Kerners bevorzugte Dichtarten als Schriftsteller. Mit „Reiseschatten“, in dem er die Begegnung als angehender Arzt mit Hölderlin verarbeitete, legte Kerner aber auch ein bedeutendes Prosawerk vor. Kerners Gedichte wurden vielfach vertont, darunter die „Zwölf Gedichte von Justinus Kerner für Singstimme und Klavier“ (op. 35) von Robert Schumann. In seinen späteren Jahren wandte sich Kerner, inzwischen von einem Augenleiden beeinträchtigt, dem Okkultismus zu. Er beherbergte in seinem Haus in Weinsberg eine Zeit lang die „Seherin von Prevorst“, Friederike Hauffe, und verfasste zwei Bücher über sie. Kerner entwickelte eine Technik, aus Tintenklecksen abstrakte Bilder zu erzeugen und diese mit Zeichenstrichen assoziativ zu gestalten. Das von ihm aus derartiger „Klecksographie“ zusammengestellte „Hadesbuch“ ist im Original erhalten und befindet sich heute im Schiller-Nationalmuseum in Marbach am Neckar. Kerners Klecksographien waren ein Vorläufer jener Abbildungen, die der Schweizer Psychoanalytiker Hermann Rorschach Anfang des 20. Jahrhunderts zur Bestimmung des Geisteszustands seiner Patienten einführte („Rorschachtest“).

Als Arzt verewigte sich Kerner, indem er in zwei Artikeln 1817 und 1822 erstmals den Botulismus (bakterielle Lebensmittelvergiftung) klinisch erfasste. Justinus Kerner starb am 21. Februar 1862 in Weinsberg. Er wurde auf dem dortigen Friedhof neben seiner Frau begraben, die sechs Jahre davor gestorben war. Sein Sohn Theobald Kerner (1817–1907) war ebenfalls Dichter und Arzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Adalbert Elschenbroich, Kerner, Justinus, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118561545.html#ndbcontent>

Joachim Grüsser, Justinus Kerner 1786–1862. Arzt – Poet – Geisterseher. Berlin et al. 1987.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kernstockgasse

Datum der Benennung

1935

Text der Zusatztafel

Otto(kar) Kernstock 1848–1928

Priester, Schriftsteller. Der in Marburg an der Drau/Maribor geborene Kernstock wurde nach dem Theologiestudium in Graz 1871 zum Priester geweiht. Mit seiner teils hasserfüllten Prosa und Lyrik diente er 1914–1918 der Kriegspropaganda. Von seinem 1923 verfassten, von der NS-Propaganda aufgegriffenen „Hakenkreuzgedicht“ distanzierte er sich bald.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Otto Kernstock wurde am 25. Juli 1848 in Marburg (Maribor) als Sohn des aus Prachatitz (Prachatice, Südböhmen) stammenden Beamten der Finanzverwaltung Johann Kernstock (1806–1890) und der Marburgerin Maria Kernstock, geb. Bindlechner (1821–1887) geboren. Er verbrachte die Kindheit in Marburg (Maribor, Domplatz 12) und kam aufgrund der Versetzung des Vaters 1855 nach Graz, wo er die Volksschule St. Andrä besuchte, anschließend dann das Benediktiner-Gymnasium (später I. Staatsgymnasium, heute Akademisches Gymnasium). Am 2. August 1866 erhielt er das Absolutorium mit Erlass der mündlichen Prüfung. Im November dieses Jahres begann er ein Jura-Studium in Graz, das er schon nach wenigen Monaten abbrach: Am 3. Mai 1867 stellte er das Ansuchen um Aufnahme in das Augustiner-Chorherrenstift Vorau, dem im August stattgegeben wurde. Über die Gründe für diese Entscheidung (unglückliche Liebe?) wurde häufig spekuliert. Mit dem Eintritt in das Stift wurde Kernstocks Vorname in „Ottokar“ geändert. Er studierte dann Theologie, aber auch Urkundenlehre und Paläographie beim Landesarchiv-Direktor Josef von Zahn (1831–1916) in Graz.

1871 wurde Kernstock dann zum Priester geweiht und hielt seine erste öffentliche Predigt in der St. Andrä-Kirche, ab 1872 war er Stiftsarchivar und Bibliothekar in Vorau, wobei er den als Bucheinband verwendeten „Heiratsbrief“ von Johannes Kepler aus dem Jahr 1597 entdeckte.² 1873

¹ Die biografischen Angaben zu Kernstock basieren meist noch immer auf Oswald Floeck, Der Sänger auf der Festenburg. (Ottokar Kernstock). Sein Leben und sein Werk. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. Graz 1915. Eine aktuelle, an den Archivquellen orientierte Kernstock-Monografie, die allerdings das Hauptaugenmerk auf die Rezeptionsgeschichte legt, bietet ansonsten nur noch Charlotte Grollegg-Edler, Die wehrhaft Nachtigall. Ottokar Kernstock (1848–1928). Eine Studie zu Leben, Werk und Wirkung. Graz 2006.

² Vgl. Floeck, Sänger, S. 106f.

war er Hilfsgeistlicher in der Pfarre Waldbach, kehrte aber bald zurück und widmete sich der Veröffentlichung von kultur- und kirchengeschichtlichen Arbeiten. 1877 wurde er nach St. Lorenzen am Wechsel entsandt, vom Oktober 1883 bis 1887 nach Dechantskirchen. Nach einer kurzen Periode in Rainberg wurde er schlussendlich 1889 bis an sein Lebensende Pfarrer auf der Festenburg bei Vorau, wobei Kernstock seiner dortigen räumlichen und sozialen Isolation mehrfach zu entkommen trachtete.³ Ottokar Kernstock starb am 5. November 1928 auf der Festenburg an einer Lungenentzündung und wurde auf eigenen Wunsch auf dem kleinen Bergfriedhof bestattet.

Nach ersten Versuchen in der Gymnasialzeit wurde 1878 und 1879 jeweils ein Gedicht des Pfarrers in den Münchner „Fliegenden Blättern“ publiziert – nach einer langen Pause aber dann regelmäßig 1894 bis 1914 weitere Lyrik in dieser konservativ-erbaulichen Familienzeitschrift, die bei Braun & Schneider erschien. Der Verlag entschloss sich durch „den großen Publikumserfolg der Gedichte“⁴ zur Publikation von vier selbstständigen Bänden: „Aus dem Zwingerhärtlein“ (1901), „Unter der Linde“ (1905), „Turmschwalben“ (1908) und „Tageweisen“ (1912). An Joseph Viktor von Scheffel (1826–1886) anknüpfend, verfasste Kernstock großteils epigonale neuromantische Spielmanns-Lyrik mit „Frau Aventure“ als Patronin – kampfeslustige und minnefreudige junge Recken brechen zu ihren Liebesabenteuern und Waffengängen auf. In den Reiter-, Soldaten-, Jäger-, Studenten- und Vagantenliedern klingen immer wieder die zentralen Wertvorstellungen Kernstocks an: Treue zu Kaiser und Vaterland, Führertum, Tapferkeit im heldenmütigen Kampf gegen die Feinde, Verklärung des Kampferlebnisses, Verachtung von Schwäche und Pessimismus, deutsche Art und Tüchtigkeit.

Die patriotische Deutschtümelei, die auch in Kernstocks Natur- und Gelegenheitslyrik zum Ausdruck kommt, wurde während des Ersten Weltkriegs zu nationalistischer Kriegstreiberei und aggressiv-chauvinistischer Polemik: „Steirische Holzer holzt mir gut / Mit Büchsenkolben die Serbenbrut! Steirische Jäger, trifft mir glatt / den russischen Zottelbären aufs Blatt! Steirische Winzer preßt mir fein / Aus Welschlandfrüchten blutroten Wein!“⁵ Zeitgenössische Kritik entzündete sich auch am „Hakenkreuzlied“ für die Fürstenfelder Ortsgruppe der NSDAP von 1923: „Wer sich um dieses Zeichen schart/ist *deutsch* mit Seele, Sinn und Art/und nicht bloß mit dem Munde.“ Die aufgrund der innerkatholischen Empörung dann erfolgten, eher halbherzigen Distanzierungsversuche „gegenüber der Partei, niemals aber von der grundlegenden Aussage des ‚Hakenkreuzliedes‘“ durch den Pfarrer, der mit der Publizität des Gelegenheitsgedichts nicht gerechnet hatte und in einem Brief an Heinrich Wastian vom 22. August 1923 den „Kampf gegen die Hauptfeinde unseres Volkes: den Semitismus

³ Vgl. Grollegg-Edler, Kernstock, S. 28f.

⁴ Grollegg-Edler, Kernstock, S. 34.

⁵ Ottokar Kernstock, Kriegssprüche. I. Auf Liebesgaben für steirische Soldaten, in: Peter Rosegger – Ottokar Kernstock, Steirischer Waffensegen. Graz 1916, S. 94. Der Kriegsspruch wurde u. a. (mehrfach) von Karl Kraus zitiert. Im Abdruck von 1922 (Dichter für die Schule, in: Die Fackel 588–594/1922, S. 83) spricht Kraus von einem, „der wohl die Haßgefühle wie kaum ein anderer Versmacher genährt und den Urheber der Kriegsgreuel statt der tiefsten Mißachtung die höchste Glorifizierung hat angedeihen lassen“.

und roten Sozialismus“⁶ als Motivation nennt, vermochten die Kernstock-Begeisterung zu dessen Lebzeiten und weit darüber hinaus nicht zu beeinträchtigen: Unterschiedlichste deutschnationale Aktivitäten fanden im vielfach zum Ehrenbürger ernannten Kernstock ihren Identifikations- und Kristallisationspunkt: Die Bezugnahmen reichen von der Ortsgruppe des Deutschen Schulvereines „Ottokar Kernstock“ über die Errichtung von „Kernstock-Schulen“, dem Vertrieb von Kernstock-Postkartenserien mit markigen Sprüchen bis hin zu den (nicht nur) in der Steiermark beliebten und inflatorisch vorgenommenen Straßen-, Platz- und Almhütten-Benennungen. Die äußerst problematische Rolle Kernstocks als Symbolfigur und als ideologischer Vorreiter des Nationalsozialismus hat erst in den letzten Jahren zu entsprechenden Korrekturen bei öffentlichen Namensvergaben geführt.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Oswald Floeck, Der Sänger auf der Festenburg. (Ottokar Kernstock). Sein Leben und sein Werk. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. Graz 1915.
- Charlotte Grollegg-Edler, Die wehrhaft Nachtigall. Ottokar Kernstock (1848–1928). Eine Studie zu Leben, Werk und Wirkung. Graz 2006.
- Ottokar Kernstock, Kriegssprüche. I. Auf Liebesgaben für steirische Soldaten, in: Peter Rosegger – Ottokar Kernstock, Steirischer Waffensegen. Graz 1916, S. 94.
- Karl Kraus, Dichter für die Schule, in: Die Fackel 588–594/1922, S. 83.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Maximilian Liebmann, Ottokar Kernstock, Der mißbrauchte Dichter, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 85/1994, S. 381–393. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_Jg85_Maximilian-LIEBMANN-Ottokar-Kernstock-der-mi%C3%9Fbrauchte-Dichter.pdf

Anmerkung: Umbenennung mit Beschluss vom 16.11.2023 in Maria-Stromberger-Gasse.

⁶ Die Zitate bei Grollegg-Edler, Kernstock, S. 139, 141, 147. Zusätzliche Informationen zum „Hakenkreuzlied“-Komplex, auch zur Biografie – allerdings aus eher katholisch-apologetischer Sicht – bietet Maximilian Liebmann, Ottokar Kernstock, Der mißbrauchte Dichter, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 85/1994, S. 381–393. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_Jg85_Maximilian-LIEBMANN-Ottokar-Kernstock-der-mi%C3%9Fbrauchte-Dichter.pdf

Kerschhoferweg

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Franz Kerschhofer 1855–1938

Kaufmann, Realitätenbesitzer. Kerschhofer war Besitzer der gleichnamigen Villa am Ruckerlberg. Er engagierte sich sowohl in Vereinen, etwa als Funktionär im 1895 gegründeten Radfahrerclub „Prometheus“, als auch lokalpolitisch in der damals eigenständigen Gemeinde Waltendorf. Den Kerschhoferweg legte der Verschönerungsverein Ruckerlberg vor dem Ersten Weltkrieg an.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Kerschhofer war ein Grazer Kaufmann und Gemeindepolitiker. Er wurde am 23. März 1855 in Flattendorf im Bezirk Hartberg geboren. Ab dem Jahr 1890 hielt sich Kerschhofer permanent in Graz auf. Er war seit 1881 mit Aloisia, geborene Taucher, verheiratet und hatte mit ihr eine Tochter, Hermine.¹ Bis Dezember 1892 betrieb Kerschhofer ein Fuhrwerksgewerbe in der Neuholdaugasse.² Danach bestritt er seinen Lebensunterhalt als Gemischtwarenhändler. Als solcher war er Mitglied der Genossenschaft der Charcutiers, Delicatessen-, Flaschenbier- und Weinhändler in Graz. Er wurde mehrfach zu deren Ausschussmitglied gewählt.³

Kerschhofer war offenbar als Radfahrer aktiv und wurde Anfang 1896 Kassier des neugegründeten Radfahrerclubs „Prometheus“.⁴ Am 21. März 1900 wurde er zum Revisor dieses Vereins bestimmt. Bei den Gemeindewahlen in Waltendorf im November 1907 war Kerschhofer Kandidat für die Gemeindevertretung,⁵ 1908 wurde Kerschhofer zum Ortsarmenaufseher ernannt.⁶ Bei den Gemeinderatswahlen 1910 in Waltendorf wurde Kerschhofer als Mitglied der Deutschen Fortschrittspartei in den Gemeindevorstand gewählt,⁷ im Juli 1918 übernahm er als „zweiter Gemeinderat“ nach dem Rücktritt des dortigen Gemeindevorstehers vorübergehend die

¹ Vgl. Meldezettel, Grazer Stadtarchiv.

² Vgl. Grazer Tagblatt vom 21. Dezember 1892.

³ Vgl. Grazer Tagblatt vom 22. August 1898 bzw. vom 11. Oktober 1899.

⁴ Vgl. Grazer Tagblatt vom 28. Jänner 1896.

⁵ Vgl. Grazer Tagblatt vom 10. November 1907.

⁶ Vgl. Grazer Volksblatt vom 15. Juni 1908.

⁷ Vgl. Grazer Volksblatt vom 10. November 1910.

Amtsgeschäfte der Gemeinde Waltendorf-Ruckerlberg, wo er auch eine Villa besaß.⁸ Franz Kerschhofer starb am 28. Dezember 1938 in Graz-Waltendorf.⁹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁸ Vgl. Grazer Tagblatt vom 31. Juli 1918.

⁹ Vgl. Grazer Stadtarchiv, Dank an Peter Schintler.

Kindermanngasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Joseph Karl Kindermann 1744–1801

Geograf, Journalist. 1768 trat der in Ungarn geborene Kindermann nach abgebrochenen Wiener Studien in die Dienste der Niederländischen Ostindienkompanie ein und war Sekretär des Vizegouverneurs in Kapstadt. 1774 zog er nach Judenburg, um die Steiermark und Innerösterreich zu kartografieren. Er war zudem 1787–1800 Chefredakteur der neugegründeten „Grazer Zeitung“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph Karl Kindermann wurde am 4. März 1744 in Schambeck (Zsámbék bei Ofen/Buda, Ungarn) als Sohn des auf dem Schloss des Grafen Nikolaus Zichy tätigen Herrschaftsverwalters und dessen Gattin Anna Maria, geb. Heim von Heminhoff, geboren. Er besuchte zuerst die Universität in Pest, begann dann auf Wunsch des Vaters 1760 ein Medizinstudium in Wien, entwickelte aber eher mathematische Interessen, was zu Konflikten mit dem Vater¹ führte. 1768 ging er, um dieser unbefriedigenden Situation zu entfliehen, über Prag, Dresden, Berlin und Hamburg nach Holland. Dort wurde er von der Niederländischen Ostindienkompanie angeheuert und fuhr nach Südafrika. In Kapstadt wurde er Sekretär des Vize-Gouverneurs Gysbert Hemmy und widmete sich naturwissenschaftlichen Studien. Unter anderem sammelte er Naturalien und lieferte exotische Vögel an den französischen Naturforscher Buffon, der diese Objekte teilweise für Abbildungen in seiner „Histoire naturelle générale et particulière“ benutzte.

Kindermann versöhnte sich brieflich mit seinem Vater und kehrte nach einer verunglückten Reise nach Ceylon 1774 über Holland nach Österreich zurück. Der Vater war zwischenzeitlich nach Judenburg übersiedelt, war aber bei der Ankunft seines Sohns verstorben. Kindermann übersiedelte dennoch dauerhaft in die Steiermark auf diverse Liegen- und Landwirtschaften. 1787 übernahm er die Redaktion der „Grätzer Zeitung“, ab 1797 die Beilage „Sonnabends-Anhang“ und wurde in Graz

¹ Vgl. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 11. Wien 1864, S. 267. Online verfügbar unter:
https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96%3AKindermann%2C_Joseph_Karl

wohnhaft. 1797 beim Eindringen der französischen Armee „widerfuhr Kindermann die zweifelhafte Ehre, von dem General Bonaparte ausgezeichnet zu werden“, was u. a. zu Anschuldigungen führte, „daß Kindermann der Erfinder des neuen französischen Revolutionskalenders sei“². Die Abstempelung als „Franzosenfreund“ scheint ihn dann dazu bewogen zu haben, „die Zeitungschreiberey aufzugeben, und sich aufs Land zurückzuziehen“³. 1798 hatte er sich noch um eine Stelle an der k. u. k. Bibliothek, der späteren Universitätsbibliothek, beworben, war allerdings abgelehnt worden.⁴ Im Frühjahr 1801 erhielt er, der sich als kompetenter Kartograph einen Namen gemacht hatte, das Angebot, für das „Kunst- und Industrie-Comptoir zu Wien“ als Hauptredakteur einen „Atlas des Österreichischen Kaiserthums“ zu erstellen, für den er bis zu seinem Tod am 15. Oktober 1801 in Wien acht Karten zu vollenden vermochte. Kindermann hatte mit seiner Ehefrau Clara, geb. von Klinzin, vier Kinder: Josephine, Anna, verh. Kipferling, Josef Andreas und Antonia.⁵

Der „Ahnherr der steirischen Geographie“⁶ hat sich in seinen wissenschaftlichen Arbeiten zur Geschichte und Kartografie der Steiermark vor allem an den Aufklärungsidealen von Joseph II. orientiert. In der Einleitung zum ersten Band seiner 1787 erschienenen vier Bände der Buchreihe mit dem programmatischen Titel „Der Freund des steyerländischen Volkes. Beiträge zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter demselben“ heißt es: „Es werden so viel Bücher geschrieben, und dennoch habt ihr meine Freunde so wenige in euren Händen; die wenigen aber, die ihr etwa noch habt, taugen meistens nichts.“⁷ Schon 1779 war – mit ähnlicher, allerdings vergleichsweise eher fachwissenschaftlicher Ausrichtung – der „Historische und geographische Abriß des Herzogthums Steyermark“ (3. Aufl. 1887) erschienen, der als lexikalisch geordnetes Nachschlagewerk 1798 zu einem „Repertorium der Steyerländischen Geschichte, Geographie, Topographie, Statistik und Naturhistorie“ ausgebaut wurde.

Neben den Ergebnissen seiner aufklärerisch-volksbildnerischen Ambitionen und mehreren kartografischen Mappenwerken hat Kindermann auch noch Publikationen aus völlig anderen Bereichen vorgelegt: Einmal eine „Vollständige Anweisung, das Schachspiel durch einen

² Hannes Drawetz, Kindermann, der Vater der steirischen Geographie, in: Blätter für Heimatkunde 37/1963, S. 59–62, hier S. 62.

³ N. N., Nekrolog, in: Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung vom 18. November 1801, Nr. 223, Sp. 1801f., hier Sp. 1802. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=alt&datum=18011118&seite=5>

⁴ Vgl. Michael Kunitsch, Kindermann (Joseph Carl) Steyerländischer Geograph, Statistiker und Historiograph, in: Biographien merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie. Bd. 3. Graz 1805, S. 75–90, hier S. 81f. Online verfügbar unter: http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ206158002

⁵ Vgl. Johannes Dörflinger, Kindermann, Joseph Karl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977, S. 618f., hier S. 618. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd115368310.html#ndbcontent>

⁶ Hannes Drawetz, Kindermann, der Vater der steirischen Geographie, in: Blätter für Heimatkunde 37/1963, S. 59–62, hier S. 59.

⁷ Joseph Karl Kindermann, Anrede an das steyerländische Volk, in: Joseph Karl Kindermann, Der Freund des steyerländischen Volkes. Beiträge zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter demselben. Bd. 1. Grätz 1787, S. 3–13, hier S. 3. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10B56A2D>

vorhergehenden allgemeinen Unterricht, dann durch die nachfolgenden Erläuterungen der hier von den besten Meistern aufgestellten Musterbeispiele [...] gründlich zu erlernen“ (1795), in der vor allem auch der einleitende „Forschungsbericht“ von Interesse ist, dann der durch eine Reihe von Indizien Kindermann zuzuschreibende⁸ Abenteuerroman „Der Steyerische Robinson“ (1791), der als fingiertes Manuskript des Großvaters eines Gastwirts in Cilli⁹ ausgegeben wird und sich literarisch über die meisten zeitgenössischen Robinsonaden erhebt. Speziell auf Kindermann verweisen auch die medizinischen und physikalischen Einzelheiten, die naturwissenschaftliche Kenntnisse des Verfassers verraten.¹⁰

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Johannes Dörflinger, Kindermann, Joseph Karl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977, S. 618f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd115368310.html#ndbcontent>

Hannes Drawetz, Kindermann, der Vater der steirischen Geographie, in: Blätter für Heimatkunde 37/1963, S. 59–62.

Joseph Karl Kindermann, Anrede an das steyerländische Volk, in: Joseph Karl Kindermann, Der Freund des steyerländischen Volkes. Beiträge zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter demselben. Bd. 1. Grätz 1787, S. 3–13. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/rep/10B56A2D> [Joseph Karl Kindermann,] Der Steyerische Robinson, oder Reisen und besondere merkwürdige Begebenheiten des Joseph Müller an den Brasilianischen Küsten von Amerika. Wien 1791. Online verfügbar unter: http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ20274940X

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Michael Kunitsch, Kindermann (Joseph Carl) Steyerländischer Geograph, Statistiker und Historiograph, in: Biographien merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie. Bd. 3. Graz 1805, S. 75–90. Online verfügbar unter: http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ206158002

⁸ Vgl. Hans Löschnigg, Der steyerische Robinson, sein Drucker und Verfasser. Eine bibliographisch-geschichtliche Notiz, in: Zeitschrift des Historischen Vereines 17/1919, S. 305–309. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_Jg17_Hanns-L%C3%96SCHNIGG-Der-steyerische-Robinson-sein-Drucker-und-Verfasser.pdf. Vgl. auch Hannes Lambauer, Zur Einbegleitung, in: [Joseph Karl Kindermann,] Der Steyerische Robinson oder Reisen und besondere merkwürdige Begebenheiten des Joseph Müller an den Brasilianischen Küsten von Amerika. [Neuaufgabe] (= Veröffentlichungen aus den Beständen der Steierländischen Landesbibliothek 3). Graz 1996, S. 5f. bzw.: Weiterführende Literatur, in: ebd., S. 21.

⁹ Vgl. [Joseph Karl Kindermann,] Der Steyerische Robinson, oder Reisen und besondere merkwürdige Begebenheiten des Joseph Müller an den Brasilianischen Küsten von Amerika. Wien 1791, S. 6. Online verfügbar unter: http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ20274940X

¹⁰ Vgl. Löschnigg, Der steyerische Robinson, S. 308.

Heimo Lambauer, Zur Einbegleitung, in: [Joseph Karl Kindermann,] Der Steyerische Robinson oder Reisen und besondere merkwürdige Begebenheiten des Joseph Müller an den Brasilianischen Küsten von Amerika. [Neuaufgabe] (= Veröffentlichungen aus den Beständen der Steiermärkischen Landesbibliothek 3). Graz 1996, S. 5f.

Hans Löschnigg, Der steyerische Robinson, sein Drucker und Verfasser. Eine bibliographisch-geschichtliche Notiz, in: Zeitschrift des Historischen Vereines 17/1919, S. 305–309. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_Jg17_Hanns-L%C3%96SCHNIGG-Der-steyrische-Robinson-sein-Drucker-und-Verfasser.pdf

N. N., Nekrolog, in: Intelligenzblatt der Allgemeinen Literaturzeitung vom 18. November 1801, Nr. 223, Sp. 1801f. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=alt&datum=18011118&seite=5>

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 252.

Anton Schlossar, Kindermann, Joseph Karl, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 15. Berlin 1882, S. 763f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd115368310.html#adbcontent>

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd 11. Wien 1864. Online verfügbar unter: https://de.wikisource.org/wiki/BLK%C3%96%3AKindermann%2C_Joseph_Karl

Kinkgasse

Datum der Benennung

um 1879

Text der Zusatztafel

Martin (Ritter von) Kink 1800–1877

Unternehmer, Techniker. In Innsbruck geboren, trat der Baumeister 1819 in den Staatsdienst ein. Kink fungierte erst in Tirol und Vorarlberg, in Kärnten und 1853–1867 in der Steiermark als Landesbaudirektor, wo er die Grazer Stadterweiterung, so den linken Murkai und die Ringstraße, prägte. Als Fabrikant war Kink zudem Pionier der österreichischen Zementindustrie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Martin Ritter von Kink war ein österreichischer Techniker und Industrieller. Er wurde am 11. November 1800 als Sohn des gleichnamigen Landesbrückenbaumeisters in Innsbruck geboren. Die praktische Ausbildung erhielt er von seinem Vater. 1819 trat Kink als Praktikant der k. u. k. Hof- und Landesbaudirektion in den Staatsdienst ein. Wegen seines Geschicks und seiner Vorkenntnisse wurde Kink schon bald mit der Leitung der Wasserbauten im Stanzertal, am Arlberg und im Klostertal betraut. 1824 wurde er zum Straßenmeister im Pustertal ernannt, 1832 zum Kreisingenieur-Adjunkt befördert.

Als Alois Negrelli – der spätere Erbauer des Suezkanales – aus dem österreichischen Dienst austrat, wurde Kink mit Uferschutzbauten am Rhein betraut. 1838 wurde Kink Kreisingenieur in Vorarlberg. 1848–1850 war er Landesbaudirektor von Tirol und Vorarlberg. Damit war er in die Planung etlicher alpiner Straßen involviert, die die damaligen Planer vor große Herausforderungen stellte. Für sein Wirken in Vorarlberg wurde er zum Ehrenbürger der Stadt Bregenz ernannt. 1850 übernahm Kink den Posten des Vorstandes der Landesbaudirektion von Kärnten. Als Bautechniker machte sich Kink insbesondere um die Wildbachverbauung verdient.

1853 wechselte Kink als Landesbaudirektor in die Steiermark und bekleidete diesen Posten bis 1867. Kink war somit in einer entscheidenden Phase für die Stadterweiterung von Graz verantwortlich. Dabei ging es um die Umgestaltung der Glacisgründe in einen öffentlichen Park (den heutigen Stadtpark), die Anlage der linksseitigen Murkais, die Gestaltung des Jakominiplatzes, die Ermittlung geeigneter Plätze für das Erzherzog-Johann-Monument und für das polytechnische Lehrgebäude an

der Stelle des ehemaligen Neutores sowie die Anlage einer Ringstraße. Für seinen Beitrag zur Grazer Stadtgestaltung verlieh ihm die Stadt Graz 1859 die Ehrenbürgerschaft. Noch während seiner Zeit als steiermärkischer Landesbaudirektor reichte Kink einen Beitrag beim Wiener Ringstraßenwettbewerb ein und erreichte dort den vierten Platz. Sein Konzept für die Donauregulierung stimmt in Grundzügen mit dem in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts durchgeführten Donaudurchstich bei Wien überein. Ungefähr zur selben Zeit erhielt Kink für ein Projekt für die Rudolfstiftung in Wien Anerkennung.

Am 1. November 1869 trat Kink in den Ruhestand. Zu diesem Anlass wurde ihm der Orden der Eisernen Krone dritter Klasse verliehen und er selbst in den Ritterstand erhoben. Auf das ihm verliehene Prädikat „von Kronbichl“ verzichtete er. Noch im selben Jahr übernahm Kink von der kinderlosen Witwe seines Neffen Anton Kink die Kufsteiner Zementfabrik und stellte beim Bau der Nordbahn, der Ersten Wiener Hochquellenwasserleitung und des Wiener Rathauses große Mengen an Material zur Verfügung. 1872 verkaufte Kink das Werk an die Perlmooser Zementfabriks AG, 1875 erwarb er mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen die liquidierte Heinrichsthaler Papierfabrik, die er auf Holzpapiererzeugung samt Holzschleifereien umstellte. Martin Ritter von Kink starb am 7. November 1877 in Wien. Seine sterblichen Überreste wurden nach Graz überführt und auf dem St. Leonhard-Friedhof beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alfred Lengger, Die Stadterweiterung, vorwiegend unter Landesbaudirektor Martin Ritter von Kink, in: Wilhelm Steinböck (Hg.), Stadterweiterung von Graz, Gründerzeit. Graz 1979.

o. A., Kink, Martin von, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 14. Wien 1964. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Kink_Martin_1800_1877.xml

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Kitnerweg

Datum der Benennung

6.5.1954

Text der Zusatztafel

Ignaz Kitner 1865–1938

Arzt und Gemeindepolitiker. Aus der Untersteiermark stammend, studierte er in Graz Medizin. Nach der Promotion Dienst als Militärarzt; ab 1899 Fabriksarzt in Niederösterreich. Später Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr der Gemeinde St. Peter und als Bezirksvertreter politisch für die Großdeutsche Volkspartei tätig. 1931 Ehrenbürger von St. Peter.

EKSIN / Andreas Stangl

Biografie

Ignaz Kitner war Arzt und Gemeindepolitiker. Er war viele Jahre Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr in der damals selbstständigen Gemeinde St. Peter. Geboren wurde Kitner am 18. Oktober 1865 in Lackendorf bei Cilli/Celje (heute Latkova Vas, Slowenien) als Sohn des Fabrikarbeiters Ignaz Küttner (Kittner) und seiner späteren Frau Maria, geborene Ozwirk.¹ Ignaz Kitner studierte in Graz Medizin und promovierte hier im Juni 1892 zum Doktor der gesamten Heilkunde. Danach schlug er die Offizierslaufbahn ein und wurde noch im selben Jahr als Einjährig-Freiwilliger Oberarzt im Garnisonsspital I in Wien.² 1897 wurde er zum Regimentsarzt 1. Klasse des Infanterieregiments Nr. 47 befördert.³ Seine Frau Clara, geborene Geriot, starb kurz darauf und hinterließ ihm zwei Töchter.⁴ Kitner zog nach Niederösterreich und wurde 1899 Fabriksarzt in der Harlander Baumwollspinnerei.⁵

Bereits 1901 war Kitner wieder in Graz.⁶ Möglicherweise hatte er drei Jahre davor in zweiter Ehe eine Schwester seiner ersten Frau geheiratet.⁷ 1906 wurde er Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr

¹ Taufbuch/Traungsbuch St. Paul/Prebold, Matricula Online.

² Die Presse vom 11. Oktober 1892; Der Militärarzt (Zeitschrift), Hauptteil 1892.

³ Allgemeine Wiener medizinische Zeitung vom 27. April 1897.

⁴ Grazer Tagblatt vom 24. Juni 1897.

⁵ St. Pöltner Bote vom 3. August 1899.

⁶ Grazer Volksblatt vom 15. Dezember 1903.

⁷ „Silberne Hochzeit“, in: Grazer Volksblatt vom 23. September 1925. „Verstorbene Schwiegermutter“, in: Grazer Tagblatt vom 2. Dezember 1926.

St. Peter, 1911 deren Kommandant.⁸ Er gründete die Freiwillige Rettungsabteilung in St. Peter als eigenen Verein und besaß als deren Leiter eines der damals seltenen Telefone.⁹

Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete Kitner als Stabsarzt im vorübergehend als Spital für Kriegsheimkehrer genutzten Hallerschloss am Ruckerlberg.¹⁰ Er engagierte sich für die Großdeutsche Volkspartei in der Gemeindepolitik und wirkte ab 1924 als Gemeinderat in St. Peter.¹¹ 1925 erhielt Kitner den Titel Medizinalrat verliehen.¹² 1931 wurde er Ehrenbürger der Gemeinde St. Peter.¹³ Kitner war beim Männergesangsverein St. Peter und außerdem aktiv im Steirischen Sängerbund.¹⁴ Ignaz Kitner starb am 11. April 1938.¹⁵

Andreas Stangl

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

⁸ Alpenländische Rundschau vom 6. Juni 1931.

⁹ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

¹⁰ Grazer Volksblatt vom 18. Jänner 1919.

¹¹ Grazer Tagblatt vom 24. Oktober 1924.

¹² Wiener Zeitung vom 3. Oktober 1925.

¹³ Grazer Tagblatt vom 24. Oktober 1924.

¹⁴ Das deutsche Volkslied, 2/1914.

¹⁵ Totenprotokoll vom 14. April 1938, Stadtarchiv Graz; Dank an Dr. Peter Schintler.

Klara-Fietz-Gasse

Datum der Benennung

28.2.1991

Text der Zusatztafel

Rosa (Klara) Fietz 1905–1937

Ordensschwester. Fietz verließ 1919 ihre Heimat Österreichisch-Schlesien, um als Schwester Klara in den Grazer Orden der Schulschwestern einzutreten. Nach dem Noviziat unterrichtete sie an Volksschulen, promovierte 1932 als erste Schwester der Grazer Kongregation und war bis zu ihrem krankheitsbedingten Tod Pädagogin an der Eggenberger Lehrerinnenbildungsanstalt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Klara M.[aria] Fietz wurde als Rosa Fietz am 6. Jänner 1905 in Nieder-Lindewiese (Lipová-lázně, Öst.-Schlesien, heute Tschechien) geboren. Sie besuchte in ihrem Heimatort die Volksschule, dann die Bürgerschule der Ursulinen in Freiwaldau (Jeseník). 1919 übersiedelte sie (u. a. wegen ihres Bronchialkatarrhs) ins mildere Graz und trat als Kandidatin in den Orden der Grazer „Schulschwestern vom Dritten Orden vom hl. Franziskus zu Graz“ ein. Sie besuchte die Lehrerbildungsanstalt am Hasnerplatz und absolvierte dort 1923 die Matura. Anschließend begann ihr Noviziat und ab 1924 die erste Profess für drei Jahre.

1924/25 war sie Lehrerin an der Schulschwestern-Volksschule in St. Georgen an der Stiefing, dann in Hartmannsdorf. Mit der 1925 gestellten Diagnose Lungentuberkulose kehrte sie nach einem Erholungsaufenthalt 1926 in Markt Haus im Ennstal zu den Schulschwestern nach Graz-Eggenberg zurück. 1927 legte sie die ewige Profess ab und begann nach der Ergänzungsmatura im Oktober 1928 auf Wunsch des Ordens ein Studium der Deutschen Philologie und der Geographie in Graz. Sie dissertierte – ohne erkennbare Beeinflussung durch religiös verbrämte Interpretationsansätze – über „Das Romeo und Julia-Thema im deutschen Drama“¹ und legte 1932 die Promotion ab, 1933 die Lehramtsprüfung.

¹ Der prinzipiell nüchtern-analytische Zugang wird dabei von Wertsetzungen begleitet, bei denen einerseits Glaube und Transzendenz kein Thema sind und zudem der Eros des Originals verteidigt wird, etwa gegen die erste deutsche Aneignung des Stoffs von C. F. Weisse, wo „Shakespeares von südlicher Leidenschaft und Sinnlichkeit durchglühtes Drama jener konventionellen, platten, dabei rührseligen Dichtung des 18. Jahrhunderts anheimfällt, die ihr Formideal bei den Franzosen sucht“. Rosa Klara Fietz, Das Romeo und Julia-Thema im deutschen Drama. Phil. Diss. Graz [1932], S. 7.

Nach ihrer Übersiedlung vom Stammhaus in Eggenberg ins Stadtkloster unterrichtete sie am Mädchenrealgymnasium am Kaiser-Franz-Josef-Kai. 1934 wurden (erfolglose) Therapieversuche ihrer Erkrankung unternommen, 1935 nach einem Zusammenbruch im LKH schließlich Darmtuberkulose diagnostiziert. Nach einem Erholungsaufenthalt in Gröbming kehrte sie nach Graz zurück und sollte im Gymnasium die Funktion des Direktors übernehmen, wobei sich ihr Zustand ständig verschlechterte. Nach der Rückkehr ins Stammhaus zu Ostern 1937 verschlechterte sich ihr Zustand weiter und Klara Fietz starb dort am 15. Juni 1937. Beigesetzt wurde sie auf dem Steinfeldfriedhof.²

Am 31. Dezember 1933 begann sie ein Tagebuch, das sie bis zum Jänner 1937 fortführte, im Februar 1934 schrieb sie das autobiografische Stück „Ein Spiel vom Wandern zu Gott“, daneben entstanden Gedichte. Das Tagebuch ist durchzogen von einer auf das Liebesobjekt Christus hinggerichteten Todessehnsucht, die ein Hohelied des irdischen Leidens bis hin zum expliziten Sterbewunsch anstimmt.³

Bereits 1943 wurde ein Kanonisationsverfahren eingeleitet, in dem mehrere Stationen erfolgreich (v. a. bei der Zwischenstation 1989) abgeschlossen wurden. 1996 erhielt Fietz den Titel „Die Ehrwürdige“ zugesprochen, die Seligsprechung scheiterte allerdings bislang an einer nicht nachweisbaren Wunderheilung.⁴ Die Franziskanerinnen (Grazer Schulschwester) haben sich nicht nur im Lauf der Zeit immer wieder – wie auch einzelne Persönlichkeiten – für die Seligsprechung von Klara Fietz engagiert, sondern sie auch als Namenspatronin für die Volksschule und den Kindergarten (beide Kaiser-Franz-Josef-Kai 18) eingesetzt.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Klara Fietz, Heldentum der Liebe und des Leidens. Aufzeichnungen der Ehrwürdigen Schulschwester über ihr religiöses Innenleben. 2. Aufl. Mödling [1956].

Rosa Klara Fietz, Das Romeo und Julia-Thema im deutschen Drama. Phil. Diss. Graz [1932].

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alma Motzko, Klara Fietz. Eine Begnadete. Mödling 1954.

² Die Biografie von Klara Fietz ist mittlerweile gut dokumentiert. Maßgeblich sind: Alma Motzko, Klara Fietz. Eine Begnadete. Mödling 1954; Amabilis Solar, Leben der gottseligen Sr Dr. Klara Fietz. Schulschwester in Graz-Eggenberg aus Nieder-Lindewiese – Sudetenschlesien. 1905–1937. 2. Aufl. Königstein im Taunus [1985]; zusammenfassend und ergänzend Renate Maria Tschuffer, Sr. Dr. M(aria) Klara Fietz (1905–1937). Frömmigkeit und Kanonisierungsverfahren um eine Grazer Schulschwester. Dipl. Arb. Graz 2011.

³ „Nichts beglückt mich mehr als der Gedanke an das Sterben. Das Wörterbuch der Liebe hat nicht viele Worte: Lieben, leiden, loben, sterben.“ Klara Fietz, Heldentum der Liebe und des Leidens. Aufzeichnungen der Ehrwürdigen Schulschwester über ihr religiöses Innenleben. 2. Aufl. Mödling [1956], S. 172.

⁴ Vgl. dazu im Detail die Verfahrensdokumentation bei Tschuffer, Klara Fietz, S. 61–122.

Amabilis Solar, Leben der gottseligen Sr Dr. Klara Fietz. Schulschwester in Graz-Eggenberg aus Nieder-Lindewiese – Sudetenschlesien. 1905–1937. 2. Aufl. Königstein im Taunus [1985].
Renate Maria Tschuffer, Sr. Dr. M(aria) Klara Fietz (1905–1937). Frömmigkeit und Kanonisierungsverfahren um eine Grazer Schulschwester. Dipl. Arb. Graz 2011.

Kleiststraße

Datum der Benennung

1900

Text der Zusatztafel

Heinrich von Kleist 1777–1811

Schriftsteller. Der in Frankfurt an der Oder geborene Kleist gab 1799 die Militärlaufbahn für ein unstetes Dichterleben auf. Er hinterließ ein weltberühmtes literarisches Vermächtnis an Novellen, Erzählungen und Dramen. Kleists erstes Werk „Die Familie Schroffenstein“ wurde 1804 in Graz uraufgeführt, „Der zerbrochene Krug“ zählt zu den meistinszenierten Stücken.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich von Kleist war ein deutscher Schriftsteller. Er stammte aus einer alteingesessenen pommerschen Adels- und Offiziersfamilie, sein offizielles Geburtsdatum ist laut Kirchenbuch der 18. Oktober 1777, Kleist selbst gab den 10. November als seinen Geburtstag an. Seine Erziehung und Schulbildung erhielt Kleist nach dem Tod des Vaters von dem protestantischen Prediger Samuel Heinrich Catel in Berlin. Der Familientradition folgend, ging Kleist zunächst zur preußischen Armee. Dort wurde er zwar zum Leutnant befördert, Kleist empfand den Militärdienst aber zusehends als unerträglich und bat – schließlich erfolgreich – um seine Entlassung. 1799 begann Kleist Mathematik, Physik, Kulturgeschichte, Naturrecht, Latein und Kameralwissenschaften zu studieren. Im selben Jahr lernte er die Generalstochter Wilhelmine von Zenge kennen, mit der er sich Anfang 1800 verlobte. Danach brach er nach nur drei Semestern das Studium ab.

1801 reiste Kleist mit seiner Schwester zuerst über Dresden nach Paris, Ende 1801 dann in die Schweiz. Dort vollendete er das bereits in Paris begonnene Drama „Die Familie Schroffenstein“ und begann mit der Arbeit an der später erfolgreichen Komödie „Der zerbrochene Krug“. Im Oktober 1802 kehrte Kleist nach Berlin zurück, im selben Jahr veröffentlichte der Verleger Heinrich Gessner „Die Familie Schroffenstein“. 1803 reiste Kleist erneut nach Paris, wo er in einer Schaffenskrise vorübergehend die Idee hatte, in der französischen Armee gegen England zu kämpfen. Stattdessen kehrte er im Juni 1804 nach Berlin zurück und trat erneut in den preußischen Staatsdienst ein. Im Mai 1805 wurde Kleist nach Königsberg versetzt. Dort war der spätere Finanzminister Karl Freiherr vom Stein zum Altenstein sein Vorgesetzter. In Königsberg intensivierte Kleist seine literarische Tätigkeit,

vollendete den „Zerbrochenen Krug“ und arbeitete unter anderem an seiner Erzählung „Michael Kohlhaas“.

1806 entschloss er sich, das Beamtendasein an den Nagel zu hängen und sich fortan von der Schriftstellerei zu ernähren. Auf der Reise nach Dresden, das er als sein nächstes Domizil auserkoren hatte, wurde Kleist 1807 von französischen Truppen wegen Spionageverdachts festgenommen und nach Frankreich gebracht. Dort war Kleist mehrere Monate in Kriegsgefangenschaft. Erst im Juli 1807 traf er in Dresden ein. Im Dezember 1808 vollendete Kleist das Geschichtsdrama „Die Hermannsschlacht“, in dem er den Widerstand Deutschlands und Österreichs gegen Napoleon verarbeitete. Im Jahr 1809 reiste Kleist nach Österreich, wo er unter anderem die Schlachtfelder von Aspern und Eßling bei Wien besuchte. Anfang 1810 zog Kleist nach Berlin. Dort gründete er die „Berliner Abendblätter“, eine Tageszeitung mit Lokalnachrichten, in der Kleist aber auch einige seiner Texte veröffentlichte, bevor er die Zeitung wegen der verschärften preußischen Zensur einstellen musste. Am 21. November 1811 beging Kleist zusammen mit einer Freundin, der schwerkranken Henriette Vogel, Selbstmord.

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden Kleists Dramen und Erzählungen sowohl in Bezug auf die deutsche Einigung wie im Zusammenhang mit der literarischen Moderne Gegenstand gegensätzlicher Strömungen der Neuentdeckung. Die nationalistisch und chauvinistisch geprägte Vereinnahmung Kleists im späten 19. Jahrhundert fand später ihre Fortsetzung in der Instrumentalisierung des Dichters durch die NS-Kulturpropaganda, die vor allem Kleists „Hermannsschlacht“ und „Prinz Friedrich von Homburg“ in ihrem Sinne als den nationalsozialistischen Führerkult vorweg bejahende Werke deutete.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Anett Lütteken, Heinrich von Kleist – Eine Dichterrenaissance. Tübingen 2004.

Walter Müller-Seidel, Kleist Heinrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118563076.html>

Hans-Jürgen Schrader, Kleist, Heinrich von, in: Historisches Lexikon der Schweiz. Online verfügbar unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/011639/2007-01-11/>

Siegfried Streller, Einleitung, in: Roland Reuss – Peter Staengle (Hg.), Heinrich von Kleist. Dramen 1. Die Familie Schrockenstein. Frankfurt am Main 1986.

Klingendrahtgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Georg Klingendraht (von Klingenu) unbekannt – 1640

Bürgermeister von Graz. Der 1621 geadelte Klingendraht war dank seines Metallhandels in der Färbergasse einer der einflussreichsten Grazer Bürger. Er erwarb die Schlösser Alt-Grabenhofen und Gamlitz sowie die Hämmer von Thörl, wo er Gewehre und Geschütze erzeugen ließ. In Graz war er 1628–1640 insgesamt dreimal Bürgermeister und einmal Stadtrichter.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Georg Klingendraht war ein Stadtrichter und Bürgermeister von Graz. Im 16. Jahrhundert als Sohn eines kaiserlichen Hauptmannes geboren, war Klingendraht von Beruf Eisenhändler und Gewerke sowie Hammerherr in Thörl, wo er 1635 die Barbarakapelle des Schlosses Thörl aus Dankbarkeit für die Genesung nach einem Unfall auf seine Kosten instand setzen ließ. In Graz war Klingendraht ein einflussreicher und wohlhabender Bürger. Er besaß zahlreiche Güter, darunter Am Lindenkreuz im heutigen Bezirk Gries. Von 1619 bis 1622 war Klingendraht Besitzer des Schlosses Alt-Grabenhofen unter dem Reinerkogel. Auch gehörte ihm das Gut St. Jakob in den Windischen Büheln (heute Jakobski dvor, Slowenien). Um 1630 erwarb Georg Klingendraht das Schloss Gamlitz in der Südsteiermark vom Eggenberger Fürsten Johann Ulrich.

1618 wurde Klingendraht in Graz Ratsbürger. 1621 wurde er in den Ritterstand erhoben. Von 1624–1626 war Klingendraht Grazer Stadtrichter. Danach übte er drei Mal die Funktion des Grazer Bürgermeisters aus (1628/29, 1632–1636 und 1639/40). Während seiner zweiten Amtszeit grassierte die Pest in der Stadt. Klingendraht galt als Vorkämpfer der Grazer Bürgerschaft gegen die Privilegien des Adels. Georg Klingendraht starb am 15. September 1640 in Graz. Er hinterließ zehn Kinder. Um das Erbe wurde über zwei Jahrzehnte lang gestritten. Erbe der Herrschaften St. Jakob und Gamlitz wurde sein Sohn Georg Karl.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.

Aufl. Graz 2018.

Arnold Melcher, Geschichte des Schlosses Gamlitz, private Chronik.

Anton von Pantz: Die Gewerken im Bannkreise des Steirischen Erzberges. Wien 1918.

Stadt Graz, Baugeschichte der Grabenstraße. Online verfügbar unter:

http://baugeschichte.at/Grabenstra%C3%9Fe_86

Kloiberweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Franz Kloiber 1850–1925

Unternehmer. Nach Absolvierung der Akademie für Handel und Industrie in seiner Geburtsstadt Graz war Kloiber ab 1868 in der Triester Filiale der Kreditanstalt für Handel und Gewerbe tätig. 1876 stieg er in die väterlichen Betriebe, eine Spedition und das erste Grazer Reisebüro, ein, die er 1907 übernahm. Kloiber stand 1912–1920 zudem der Grazer Handels- und Gewerbekammer vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Kloiber war ein Grazer Spediteur und Handelskammerfunktionär. Die Familie Kloiber stammte einer Quelle zufolge aus dem Koralmgebiet und hatte dort einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb. Das „Grazer Tagblatt“ schreibt in seinem Nachruf auf Franz Kloiber indes von einer „alten Grazer Bürgerfamilie“, aus der dieser gestammt habe. Franz Kloiber wurde jedenfalls am 11. März 1850 in Graz geboren. Die Eltern betrieben seit 1840 in Graz ein Frächtergewerbe. Kloiber besuchte die Grazer Handelsakademie und begann nach deren Abschluss 1868 seine Berufslaufbahn in der Triestiner Filiale der Österreichischen Kreditanstalt. Nach fünf Jahren in der österreichischen Küstenmetropole holten ihn die Eltern 1873 nach Graz zurück, wo er 1876 gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Heinrich die Leitung der elterlichen Firma übernahm – nun „Franz Kloiber Söhne“ –, die neben einer Spedition auch das erste Reisebüro in Graz (in der Neutorgasse) umfasste.

1891 wurde Kloiber Mitglied der Handels- und Gewerbekammer in Graz, später war Kloiber über lange Jahre auch deren Präsident. 1904 erhielt Franz Kloiber den Titel „Kaiserlicher Rat“, 1906 wurde er Kommerzialrat. 1907 starb Kloibers Bruder Heinrich. Kloiber hatte im Laufe der Zeit zahlreiche Funktionen inne, so war er z. B. Mitglied der Permanenzkommission für Zwischenverkehrsstatistik, des Kuratoriums der Steiermärkischen Gewerbeförderung, Vizepräsident der Sektion Steiermark des Österreichischen Flottenvereins und Mitglied des Zollbeirats im k. u. k. Handelsministerium. Politisch wurde Kloiber dem christlich-sozialen Lager zugerechnet. Er war ein Vertreter der Habsburgeridee und konservativer Katholik.

Im Ersten Weltkrieg investierte Kloiber wie viele andere in größerem Stil in Kriegsanleihen, was sein Vermögen verminderte. Kloiber galt als beliebter Arbeitgeber. Mitte der 1920er-Jahre fusionierte die Firma Kloibers mit zwei weiteren Grazer Betrieben und hieß ab 1925 Kloiber, Ried(e)l & Schrott. Die Firma besaß im Murfeld in der Gemeinde Liebenau Wiesenflächen für die Wagenpferde der Spedition. Franz Kloiber war mit Karoline, geborene Pfeiffer, verheiratet und hatte gemeinsam mit ihr einen Sohn und eine Tochter. Franz Kloiber starb zwei Tage vor seinem 75. Geburtstag in Graz. Er wurde auf dem St.-Peter-Friedhof beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Grazer Tagblatt vom 9. März 1925.

Klopstockgasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Friedrich Gottlieb Klopstock 1724–1803

Schriftsteller. Der in Quedlinburg geborene Klopstock publizierte 1748 den ersten Teil seines 1773 vollendeten, in Hexametern verfassten Hauptwerks „Messias“ und läutete so die klassische Periode der deutschen Literatur ein. In seinen Hauptwirkungsstätten Kopenhagen und Hamburg schuf er zudem zum Stil der Empfindsamkeit zählende Bühnenstücke und epische Dichtung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Gottlieb Klopstock war ein deutscher Dichter. Er wurde am 2. Juli 1724 in Quedlinburg (Sachsen-Anhalt) in eine pietistische Familie geboren. Klopstock besuchte das Gymnasium seiner Heimatstadt und anschließend mithilfe eines Stipendiums die Fürstenschule Schulpfort. Dabei erhielt er eine typisch humanistische Ausbildung, die sein bereits damals beginnendes schriftstellerisches Schaffen prägte. 1745 inskribierte Klopstock in Jena evangelische Theologie und begann an seinem „Messias“, einem religiösen Epos, zu arbeiten. Ein Jahr später übersiedelte er nach Leipzig und schrieb die ursprünglichen Prosaentwürfe zum „Messias“ in Hexametern – ein Novum in der deutschen Dichtung. Aufenthalte in Langensalza und Zürich folgten. In Langensalza erlebte Klopstock eine unglückliche Liebesgeschichte, die er in die „Oden“ einfließen ließ.

1751 folgte Klopstock einer Einladung des dänischen Königs Friedrich V. nach Kopenhagen. Der König gewährte Klopstock eine Pension auf Lebenszeit. Nach drei Jahren in Dänemark ging Klopstock nach Deutschland zurück, wo er am 10. Juni 1754 Margareta (Meta) Moller heiratete, die er seinerzeit auf der Durchreise nach Kopenhagen kennengelernt hatte. Der Tod seiner Frau nur vier Jahre später traf Klopstock schwer und auch dieses Ereignis floss in Form der „Elegien“ in seine Dichtung ein. Von 1759 bis 1762 lebte Klopstock in Quedlinburg, Braunschweig und Halberstadt, anschließend kehrte er nach Dänemark zurück, wo er einen deutsch-dänischen Dichterkreis gründete und großen Einfluss auf das kulturelle Leben der dänischen Hauptstadt ausübte. In dieser Zeit schrieb Klopstock mehrere Dramen, darunter „Hermanns Schlacht“ (nicht zu verwechseln mit Heinrich von Kleists Stück „Die Hermannsschlacht“). 1771 ging Klopstock wieder nach Hamburg. Er war Mitglied der dortigen Freimaurerloge „Zu den drei Rosen“.

1776 zog Klopstock auf Einladung Markgraf Karl Friedrichs von Baden nach Karlsruhe, wo er den Titel und das Gehalt eines Hofrats zuerkannt bekam. Auf einer Reise lernte Klopstock in Frankfurt Johann Wolfgang von Goethe kennen. Durch Intrigen am Hof in Karlsruhe genervt und aus Sehnsucht nach seinem Hamburger Kreis, dessen Mittelpunkt er bildete, verließ Klopstock 1775 schließlich den badischen Hof. 1776 brach Klopstock den Kontakt mit Goethe ab, als ihn Gerüchte von dessen angeblich unmoralischem Lebenswandel erreichten. 1797 heiratete Klopstock ein zweites Mal, und zwar eine Nichte seiner ersten Frau, die verwitwete Johanna Elisabeth Dimpfel. Am 14. März 1803 starb Friedrich Gottlieb Klopstock im Alter von 78 Jahren in Hamburg. Sein Leichnam wurde am 22. März 1803 neben seiner ersten Frau Meta auf dem Friedhof der Christianskirche in Ottensen unter großer Anteilnahme der Bevölkerung beigesetzt. Klopstock übte starken Einfluss auf die Aufklärung in Deutschland aus, indem er die Bedeutung der Religion durch Synthese mit der Dichtung zurückdrängen und durch einen romantischen Historismus ersetzen wollte. Bleibend ist auch seine Bedeutung als Spracherneuerer, insbesondere bei der Trennung von Prosa und Lyrik. Unter anderem Gustav Mahler und Richard Strauss vertonten Gedichte Klopstocks.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ernst Engelhart, Eggenberg. Ein Heimatbuch. Eggenberg 1921.

Waldemar Grosch, Klopstock Friedrich Gottlieb, in: Friedrich Wilhelm Bautz – Traugott Bautz (Hg.), Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 4. Herzberg 1992.

Günter Häntzschel, Klopstock, Friedrich Gottlieb, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118563386.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Sauder, Klopstock, Friedrich Gottlieb, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraums. Bd. 6. Berlin 2009.

Klusemannstraße

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Erich Klusemann 1867–1925

Bürgermeister von Eggenberg. Im ungarischen Ofen/Buda geboren, wuchs er im familieneigenen Gmundner Schloss auf und erwarb nach der Promotion 1893 in Leipzig das Gut Teichhof-Hart bei Straßgang. Der Agrarfachmann stand 1900–1910 der eigenständigen Gemeinde Eggenberg vor, war ab 1919 Abgeordneter im steiermärkischen Landtag sowie bis 1920 kurzzeitig Landesrat.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Erich Klusemann war ein Agrarfachmann sowie steirischer Gemeinde- und Regionalpolitiker. Er stammte aus einer im 17. Jahrhundert aus dem Ruhrgebiet ausgewanderten Familie und wurde als Sohn eines Großindustriellen und Gutsbesitzers am 4. Mai 1867 in Ofen (Buda, Ungarn) geboren. Klusemann wuchs in Gmunden auf, wo seine Familie das dortige Schloss besaß. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Linz studierte er Agrarwissenschaften an den Universitäten Halle und Leipzig und promovierte 1893 zum Dr. phil. Danach war er als Landwirtschaftslehrer tätig und kaufte sich das Gut Teichhof-Hart in Graz-Straßgang, das er in eine Musterlandwirtschaft umgestaltete.

Von 1900 bis 1910 war er der Bürgermeister der Gemeinde Eggenberg. Ebenso war er Kurator der evangelischen Kirche und Landtagsabgeordneter für die deutschen Agrarier. Nach 1918 war Klusemann auch für den Landbund politisch tätig. Klusemann war ab 1919 Abgeordneter zum Steiermärkischen Landtag, der ihn zum Landtagspräsidenten wählte. Vom 27. Mai 1919 bis zum 26. November 1920 gehörte Klusemann als Landesrat der ersten Landesregierung des später in den gescheiterten nationalsozialistischen Juliputsch von 1934 involvierten Anton Rintelen an.

Klusemann übte zahlreiche weitere Funktionen aus und war unter anderem Mitbegründer des liberalen Steirischen Bauernbundes (später Landbund), des Verbandes landwirtschaftlicher Genossenschaften (heute steirischer Landwirteverband) sowie Verwaltungsrat der Agrarbank A. G. Graz und der Wechselseitigen Brandschaden-Versicherungs-Anstalt in Graz. Er war außerdem Ehrenbürger in zahlreichen steirischen Landgemeinden, darunter in Dobl, Feldkirchen, Hitzendorf,

Reiteregg und St. Bartholomä.¹ Erich Klusemann starb am 2. Februar 1925 in Graz. Klusemann hinterließ seine Frau Lisbeth, geborene Heike, sowie zwei Töchter und zwei Söhne.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Klusemann, Erich, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 3. Lfg. 15. Wien 1965.

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 3. Februar 1925.

Knablgasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Ambrosius Knabl 1735–1800

Bürgermeister von Graz. Der gebürtige Grazer promovierte 1762 an der juristischen Fakultät der Universität Freiburg im Breisgau und erwarb 1775 das Bürgerrecht der Stadt Graz. Knabl bekleidete wichtige städtische Ämter, so 1776–1783 jenes des Grazer Stadtschreibers. 1784–1788 wirkte er als Bürgermeister, als der er die Magistratsreform Kaiser Josephs II. umsetzte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ambrosius Knabl war ein Grazer Bürgermeister. Er wurde am 7. Dezember 1735 als Sohn von Blasius und Catharina Knabl in Graz geboren und am selben Tag getauft.¹ Er besaß einen akademischen Dokortitel. Von 1776 bis 1783 war Knabl Stadtschreiber von Graz, in den anschließenden Jahren 1784 bis 1788 hatte er das Amt des Bürgermeisters inne. In seiner Amtszeit wurde die Magistratsreform Kaiser Josefs II. (von 1784) umgesetzt. Diese hatte zur Folge, dass der Magistrat fortan ausschließlich durch juristisch geprüfte Räte verwaltet wurde. Ambrosius Knabl starb 64-jährig am 22. März 1800 im Haus Färbergasse Nr. 85 laut Sterbebuch an einem Schlaganfall.²

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. DA Graz, Graz HI. Blut Taufbuch XIV.

² Vgl. DA Graz, Graz-Dom Sterbebuch I.

Kneippweg

Datum der Benennung

13.12.1973

Text der Zusatztafel

Sebastian Kneipp 1821–1897

Priester, Naturheilkundler. Aus einfachen Verhältnissen im Unterallgäu stammend, arbeitete Kneipp als Knecht, ehe er nach dem Gymnasium 1848 in Dillingen die Priesterausbildung begann. Der Lungenkranke kurierte sich selbst mittels Hydrotherapie, die er fortan als Priester in Wörishofen verfeinerte. Die Kneipp-Kur gilt als eine der bekanntesten Naturheilmethoden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Sebastian Kneipp war ein deutscher Pfarrer, Naturheilkundler und autodidaktischer Therapeut. Er wurde am 17. Mai 1821 als Sohn eines Webers im oberschwäbisch-bayerischen Stephansried geboren. Weil die Familie arm war, musste Sebastian als Kind neben dem Schulbesuch am Webstuhl arbeiten und Feldarbeit verrichten. Als das elterliche Haus Opfer eines Brandes wurde, ging Kneipp nach Grönenbach, um dort als Knecht zu arbeiten. Daneben erhielt er privaten Unterricht von einem weitläufig Verwandten, dem Kaplan Matthias Merkle. Mit dieser Vorbereitung konnte Kneipp von 1844–1848 das Gymnasium in Dillingen besuchen und danach Theologie studieren.

Schon während der Gymnasialzeit erkrankte Kneipp an der Lunge, vermutlich an Tuberkulose. Als sich die Krankheit verschlimmerte, begann Kneipp mithilfe des Heilratgeberbuches „Unterricht von Kraft und Wirkung des frischen Wassers in die Leiber der Menschen, besonders der Kranken“ von 1743 mit derartigen Wasseranwendungen an sich zu experimentieren. Unter anderem nahm er Bäder in der winterkalten Donau. Durch die Besserung seiner Krankheit ermutigt, begann er seine Methoden auch an kranken Kommilitonen anzuwenden. Kneipp setzte sein Theologiestudium in München fort und wurde 1852 in Augsburg zum Priester geweiht. Es folgten drei Stellen als Kaplan. Zu dieser Zeit wurde er erstmals wegen Kurfuscherei angezeigt und zu einer Geldbuße verurteilt. Außerdem musste er eine Unterlassungserklärung unterschreiben. In Boos bei Memmingen betreute und heilte er Kranke während einer Cholera-Epidemie dennoch und machte als „Cholerakaplan“ von sich reden. Das führte 1854 zu seiner Versetzung nach Augsburg. Ein Jahr später wurde er Beichtvater im Kloster der Dominikanerinnen in Wörishofen. Dort entfaltete er rege Aktivitäten.

Kneipp gründete Schulen, reformierte die klösterliche Landwirtschaft, schrieb Abhandlungen über Landbau und Bienenzucht, beriet die Bauern und befasste sich mit Heilkräutern. Die Waschküche des Klosters wurde für Kneipp zur Praxis, in der er über viele Jahre hindurch Güsse und Bäder verabreichte. Wörishofen entwickelte sich in dieser Zeit immer mehr zu einem Kurort. Weitere Versuche, Kneipp wegen Kurpfuscherei zu belangen, scheiterten. 1873 wurde in Bayern die Kurfreiheit eingeführt. Kneipp veröffentlichte das Buch „Meine Wasser-Kur“, das ein Bestseller wurde, sich im Nachhinein aber als bloße Überarbeitung der „Gräfenberger Wassercur“ von Heinrich Friedrich Francke entpuppte.

1889 wurde in Wörishofen die erste Badeanstalt eröffnet, weitere folgten. 1890 kamen 6000 Gäste nach Wörishofen. Kneipp hielt täglich Gesundheitsvorträge, in denen er sich gegen die damals moderne, seiner Meinung nach aber krank machende Lebensweise aussprach. Aus einer einfachen Kaltwasserkur entwickelte Kneipp nach und nach eine differenzierte Hydrotherapie, ohne jemals eine medizinische Ausbildung genossen zu haben. Kneipp wurde während der letzten zehn Jahre seines Wirkens in ganz Europa bekannt und unternahm auch zahlreiche Reisen. Inzwischen auch Ortspfarrer von Wörishofen, wurde er 1893 zum päpstlichen Geheimkämmerer ernannt. Papst Leo XIII. empfing ihn 1894 in Privataudienz. Trotz aller Erfolge hörten die Anfeindungen gegen Kneipp nicht auf. Unter anderem wurden in Wörishofen mehrere Brände an Einrichtungen Kneipps gelegt. Seine eigene Gesundheit war in seinen letzten Jahren angegriffen. 1897 wurde bei ihm ein Tumor im Unterleib festgestellt. Kneipp lehnte einen operativen Eingriff ab und starb am 17. Juni 1897 in Wörishofen. Der Ort erhielt 1920 das Prädikat „Bad“ zuerkannt. Die Bücher Kneipps erreichten schon zu seinen Lebzeiten Millionenaufgaben und werden auch heute noch verlegt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Joachim Früchte, Kneipp, Sebastian, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118563661.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eugen Ortner, Sebastian Kneipp – Seine Lebensgeschichte. 12. Aufl. München 1994.

Kochstraße

Datum der Benennung

24.1.1929

Text der Zusatztafel

Robert Heinrich Hermann Koch 1843–1910

Mediziner, Nobelpreisträger. Der gebürtige Clausthaler war nach dem Studium in Göttingen Landarzt bei Posen/Poznań, wo er den Milzbranderreger identifizierte. Mit dem Franzosen Pasteur gilt Koch dank seiner bahnbrechenden Erforschung von Infektionskrankheiten wie Cholera, Pest und Tuberkulose als Begründer der Bakteriologie. 1905 erhielt er den Medizinnobelpreis.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Koch war ein deutscher Arzt, Bakteriologe und Medizinnobelpreisträger. Er wurde am 11. Dezember 1843 als Sohn eines Bergmannes in Clausthal (Niedersachsen) geboren. Der Vater machte im Bergbau rasch Karriere und Robert erhielt eine gediegene Schulbildung am humanistischen Gymnasium in Clausthal, 1862 absolvierte er das Abitur. Anschließend studierte er Medizin an der Universität Göttingen, wo er 1866 zum Dr. med. promovierte. Vor Ablegung des Staatsexamens studierte er noch kurze Zeit in Berlin. Im Sommer 1866 arbeitete Koch am Allgemeinen Krankenhaus in Hamburg. 1867 heiratete er zum ersten Mal. Danach war er als Landarzt tätig, zuerst in Niemegek (Brandenburg) und dann in Rakwitz (heute Rakoniewice, Polen).

In den Jahren 1870 und 1871 nahm Koch als freiwilliger Arzt am Französisch-Preußischen Krieg teil. Nach dem Krieg legte er die Amtsarztprüfung ab. 1872 wurde Koch Kreisphysikus im heutigen Polen und eröffnete zusätzlich dazu eine Praxis in Wollstein (heute Wolsztyn). In seiner Freizeit begann er Anfang 1873 mit bakteriologischer Forschung. Zu Versuchszwecken hielt er sich zahlreiche Haustiere, darunter Kaninchen, Meerschweinchen und sogar zwei Affen. Mithilfe der Tierversuche konnte er 1878 nachweisen, dass auch beim Menschen verschiedene Wundinfektionen von spezifischen Erregern ausgehen. So konnte er den Nachweis für einen spezifischen Erreger des Milzbrandes erbringen. Danach beschäftigte sich Koch mit der Erforschung von Wundinfektionskrankheiten.

Nach einem Intermezzo als Amtsarzt in Breslau (heute Wrocław, Polen) wurde Koch 1880 dank seiner Forschungserfolge an das Kaiserliche Gesundheitsamt nach Berlin berufen. Hier entwickelte er in einem eigenen Laboratorium Verfahren zur Erforschung von Krankheitserregern und zu deren

Bekämpfung durch Desinfektionen in strömendem Wasserdampf. Im August 1883 führte Koch eine deutsche Expedition nach Ägypten und Indien zur Erforschung der Cholera. Es gelang ihm dabei nicht nur, den Erreger der Cholera zu identifizieren, sondern auch die Bedingungen für die Ausbreitung der Seuche zu erforschen. Darauf aufbauend entwickelte er einen Impfstoff („Tuberkulin“), der jedoch unwirksam blieb und Koch den Vorwurf einbrachte, ein Schwindler zu sein. 1885 erhielt Koch die neugeschaffene Professur für Hygiene an der Berliner Universität und die Leitung des neuen Hygiene-Instituts.

1891 wurde Koch Direktor des neu gegründeten Instituts für Infektionskrankheiten in Berlin (heute Robert-Koch-Institut). 1893 ließ sich Koch von seiner Frau Emmy im Einvernehmen scheiden und heiratete die erst 20-jährige Hedwig Freiberg. 1896 reiste Koch im Auftrag der britischen Regierung nach Südafrika, um dort die Rinderpest zu erforschen und zu bekämpfen. Im Jahr darauf leitete er eine deutsche Pest-Expedition nach Bombay. Er erkannte die Rolle von Ratten bei der Ausbreitung der Seuche, übersah allerdings den Rattenfloh als Hauptüberträger der Krankheit. Eine weitere Reise führte ihn in die britische Kolonie Rhodesien, wo eine neuartige Rinderseuche aufgetreten war. 1905 wurde ihm der Nobelpreis zuerkannt. 1906 ging er neuerlich nach Ostafrika, um die Schlafkrankheit zu erforschen. Auf seinen Reisen infizierte sich Koch mehrfach mit Tropenkrankheiten. Gesundheitlich angeschlagen, starb Robert Koch am 27. Mai 1910 in einer Klinik in Baden-Baden. Koch wurde in der Zeit des Nationalsozialismus in der Literatur als der deutsche Arzt schlechthin dargestellt und seine Errungenschaften „für das deutsche Volk“ wurden hervorgehoben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Werner Friedrich Kümmel, Koch, Robert, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118564064.html>

Karl-Heinz Schoon, Entschleierte Geheimnisse. Deutschland bannt den Tropentod. Berlin 1943.

Lloyd Grenfell Stevenson, Robert Koch, in: Encyclopaedia Britannica. Online verfügbar unter: <http://www.britannica.com/biography/Robert-Koch>

Robert Unger, Robert Koch. Roman eines großen Lebens. Berlin – Wien 1940.

Kohlbachgasse

Datum der Benennung

13.3.1986

Text der Zusatztafel

Rochus Kohlbach 1892–1964

Priester, Kunsthistoriker. Der 1917 zum Priester geweihte, 1927 in Graz promovierte Theologe war Journalist und ab 1930 Chefredakteur beim „Grazer Volksblatt“. Als Anhänger des autoritären Ständestaats wurde Kohlbach im NS-Regime 1938 kurzzeitig verhaftet. 1946 zum Grazer Dompfarrer bestellt, verfasste er kunsthistorische Werke zu Bauwerken in der Steiermark.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Rochus Kohlbach wurde am 13. August 1892 in Hirschegg als Sohn des Bauern Ignaz Kohlbach, vulgo Schmiedjodl (1846–1918) und dessen Frau Maria, geb. Schmid (1863–1922), geboren. Er war das 15. von insgesamt 22 Kindern! Nach der Pflichtschule konnte er unter finanziellen Opfern der Eltern 1906 bis 1914 das Bischöfliche Gymnasium in Graz besuchen und bestand 1914 die Matura mit Auszeichnung. Nach dem Priesterseminar empfing er 1917 seine Priesterweihe und war nach der Primiz (1. Juli 1917) Kaplan in Weiz. Ab Februar 1922 wechselte er für zwei Jahre nach Leoben-Waasen und war anschließend fünf Jahre Kaplan in Eibiswald. Während der Eibiswalder Jahre feierte er nach einem Theologie-Studium 1927 seine Promotion und legte die Lehrbefähigungsprüfung für Religionsunterricht an Mittelschulen ab. Es entstanden Bekant- und Freundschaften mit Ottokar Kernstock, Hans Kloepfer, Karl Bienenstein und Joseph Papesch. Schon früh veröffentlichte Kohlbach Prosatexte und Stücke: „Die neugn Glockn“ (1922), „Wenn Dichter lieben“ (1925), „Der Dorfpfarrer“ (1925), „Mutter“ (1925) und später seine Kindheitserinnerungen „Bergbauernbub“ (1938).

1927 wurde der Wunsch von Bischof Pawlikowski nach Übernahme der Hauptschriftleitung des „Grazer Volksblatts“ an Kohlbach herangetragen, dem er erst 1929 mit einer journalistischen Ausbildung bei Friedrich Funder in der Redaktion der „Reichspost“ Rechnung trug. Mit 1. Jänner 1930 wurde er zum Chefredakteur des „Grazer Volksblatts“ ernannt und übte diese bisweilen schwierige Funktion (dreimaliges Ansuchen um Demission) bis 1938 aus. „Jährlich verfasste er an die 100 Leitartikel, die sich primär gegen Sozialismus und Kommunismus richteten; mit ‚Kreuz und Feder‘

(1933) veröffentlichte er eine programmatische Schrift zum journalistischen Katholizismus.¹ Im Kapitel „Judentum und Freimaurerei“ werden die üblichen antisemitischen Stereotype bezüglich der jüdischen Journalisten heruntergebetet, die „das unverbildete deutsche Gemüt [...] als Entartung empfindet“: „Aufdringlichkeit, kriecherische Servilität, jeden Vorteil erspähende und bedenkenlos, hemmungslos ausnützende Vielgeschäftigkeit, die Unterordnung jeglicher Gefühle unter den Privat des Profits“.²

Kohlbach war zudem Präsident des Journalistenvereins Concordia und seit 1934 Obmannstellvertreter des Steirischen Schriftstellerbunds. Sofort nach dem „Anschluss“ wurde die Chefredaktion des „Grazer Volksblatts“ flugs an den linientreuen Manfred Jasser übergeben. Der ehemalige Chefredakteur Kohlbach wurde am 13. Jänner 1938 verhaftet und verhört. Nach Abbüßung einer 90-tägigen „Schutzhaft“ wurde er wieder entlassen. Die Übernahme der Leitung des Diözesanmuseums scheiterte nach kurzer Zeit am Widerstand der Nationalsozialisten, auch die Übernahme der Kirche in Autal musste rückgängig gemacht werden. Nach einem Kreisverweis durch die Gestapo kehrte er nach Hirschegg zurück. Ab Mai 1942 übernahm er dann die Pfarre St. Martin am Wöllmißberg.

Nach Kriegsende übersiedelte er wieder in sein Haus in St. Peter und wurde mit 10. März 1946 Dompfarrer in Graz. Zu seinen Aufgaben zählten u. a. die Rückführung von Diözesanarchivalien und die Organisation von Volkswallfahrten nach Mariazell. Kohlbach hatte ein massives Interesse an der schönen Literatur und an kunsthistorisch-regionalen Themen. So entstanden in der Folge die Bände „Der Dom zu Graz“ (1948), „Die gotischen Kirchen von Graz“ (1950), „Die barocken Kirchen zu Graz“ (1951), „Die Stifte Steiermarks“ (1953), „Steirische Bildhauer“ (1956) und „Steirische Baumeister“ (1961), die samt und sonders im eigens gegründeten „Domverlag“ zu günstigeren Gestehungskosten publiziert wurden. 1954 wurde Kohlbach zum Prälaten ernannt; allerdings kam es zunehmend zu Konflikten mit der steirischen Amtskirche und den Mitarbeitern, weil er aufgrund seiner arbeitsintensiven Forschungen seine seelsorglichen Pflichten grob vernachlässigte. Nach mehreren kritischen Visitationsberichten musste Kohlbach am 1. März 1962 unfreiwillig resignieren (Nachfolger Kanonikus Gratzner). Er starb vor der Drucklegung des Bandes „Steirische Maler“ am 14. Februar 1964 in Graz an einem Schlaganfall.³

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008, S. 15.

² Rochus Kohlbach, Kreuz und Schwert. Pressealbum für das christlich-deutsche Volk. Graz 1933, S. 351.

³ Zu den Daten der Biografie vgl. vor allem: Erwin Pranner, Leben und Wirken von Rochus Kohlbach insbesondere als Chefredakteur des Grazer Volksblattes in den geistig-ideologischen Auseinandersetzungen der Jahre 1930–1938. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 1989, S. 11–32.

Literatur

Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.

Rochus Kohlbach, Kreuz und Schwert. Pressealbum für das christlich-deutsche Volk. Graz 1933.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Erwin Pranner, Leben und Wirken von Rochus Kohlbach insbesondere als Chefredakteur des Grazer Volksblattes in den geistig-ideologischen Auseinandersetzungen der Jahre 1930–1938. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 1989.

Kollonitschstraße

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Maximilian Graf Kollonitz 1761–1827

General. Angehöriger des ursprünglich aus Kroatien stammenden Adelsgeschlechts Kollonitz von Kollograd. Erhielt das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens für seinen Einsatz im Russisch-Österreichischen Türkenkrieg. Er beendete seine militärische Karriere als Feldmarschall-Leutnant bei der ungarischen Garde. Kollonitz besaß mehrere Grundstücke in Stiftingtal.

EKSIN / Andreas Stangl

Biografie

Maximilian Graf Kollonitz war ein österreichischer General.¹ Er wurde am 14. September 1761 als Sohn von Ladislaus Graf Kollonitz und Walburga Josepha Gräfin von Hamilton in Obersiebenbrunn (Niederösterreich) geboren. Die Familie Kollonitz von Kollograd (ursprünglich kroat. Kolonić, viele Schreibweisen, Kollonitsch eher selten) war ein in Österreich und Ungarn weitverzweigtes Adelsgeschlecht.² Maximilian wollte schon früh und gegen den Willen seines Vaters die Militärlaufbahn einschlagen. Erst nach dessen Tod im Jahr 1780 trat er als Kavallerist in die Armee ein. Im Russisch-Österreichischen Türkenkrieg wurde er als Kommandant einer Husaren-Einheit bei Lešnica in Serbien für militärische Tapferkeit mit dem Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet.

Nach weiteren belobigten Einsätzen bei Kämpfen in Luxemburg und Deutschland wurde Kollonitz 1794 zum Oberstleutnant und 1797 zum Oberst befördert. 1800 wurde er im Rang eines

¹ Das Grazer Vermessungsamt hat in seinen auf sekundären Quellen beruhenden Unterlagen den Kardinal und Erzbischof Leopold Graf Kollonitsch (1631–1707) als Namensgeber vermerkt. Im Gegensatz zu Maximilian Kollonitz fehlt bei Leopold Kollonitsch jedoch jeglicher Ortsbezug. Bei Leopold Kollonitsch finden sich in der Literatur ebenfalls verschiedene Schreibweisen des Familiennamens, sodass auch die mit der Kollonitschstraße übereinstimmende Schreibweise kein verlässlicher Hinweis darauf ist, dass die Straße doch nach Leopold Kollonitsch benannt sein könnte.

² Constantin von Wurzbach, Kollonitz, das Grafengeschlecht, Genealogie, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 12. Theil. Wien 1864.

Generalmajors nach Ungarn versetzt, wo er bei der ungarischen Garde 1809 schließlich zum Feldmarschall-Leutnant aufstieg.³

Maximilian Kollonitz war mit Karolina Gräfin Haugwitz verheiratet und hatte mit ihr einen Sohn, ebenfalls Maximilian, der später k. k. Kämmerer wurde. Die Familie Kollonitz besaß im 18. und 19. Jahrhundert mehrere Häuser und Güter in der Steiermark. Ein Jahr vor seinem Tod am 4. März 1827 in Obersiebenbrunn erbte er mehrere Grundstücke in Stiftingtal, die er seinem Sohn vermachte. Nach dessen Tod im Jahr 1874 ohne männlichen Nachkommen kamen die Grundstücke auf dem Gebiet der heutigen Kollonitschstraße 1885 in den Besitz der Pfarre St. Leonhard.⁴

Andreas Stangl

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

Constantin von Wurzbach, Kollonitz, Maximilian Graf; Kollonitz, das Grafengeschlecht, Genealogie, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 12. Theil. Wien 1864.

³ Ebd.

⁴ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

Kollwitzgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Käthe Kollwitz (geb. Schmidt) 1867–1945

Grafikerin, Bildhauerin. Die gebürtige Königsbergerin wurde 1898 mit dem Zyklus „Der Weberaufstand“ bekannt. Ihr grafisches und plastisches Schaffen, oft Mutter-Kind-Motive, war sozialkritisch geprägt. Nach der NS-Machtübernahme 1933 verlor sie die Leitung der Meisterklasse der Preußischen Akademie, führte aber ihr Werk trotz fehlender Ausstellungsmöglichkeit fort.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Käthe Kollwitz war eine deutsche Grafikerin, Malerin und Bildhauerin. Sie wurde als Käthe Schmidt am 8. Juli 1867 als Tochter des Maurermeisters und Predigers Carl Schmidt und dessen Frau Katharina in Königsberg (heute Kaliningrad, Russische Föderation) geboren. Ersten Zeichenunterricht erhielt sie als 14-Jährige bei einem Königsberger Kupferstecher. 1885 ging sie nach Berlin und studierte dort in der „Damenakademie“ des Vereins der Berliner Künstlerinnen. Danach setzte sie ihre bildnerische Ausbildung in Königsberg und München fort. Nach dem Studium lebte sie ein Jahr als Künstlerin in Königsberg und heiratete im Juni 1891 ihren langjährigen Verlobten, den Arzt Karl Kollwitz. In den folgenden Jahren bekamen die beiden zwei Söhne, Kollwitz unterrichtete nun an der „Damenakademie“.

1898 stellte sie ihren Radierungen-Zyklus „Ein Weberaufstand“ auf der Großen Berliner Kunstausstellung aus. Im selben Jahr wurde sie in die „Berliner Sezession“ aufgenommen. 1910 begann Kollwitz, sich auch mit der Bildhauerei zu beschäftigen. Ihr Sohn Peter fiel gleich zu Beginn des Ersten Weltkriegs in der ersten Flandernschlacht. Unter dem Eindruck dieses Verlustes schuf Kollwitz die Skulpturen „Liegender Soldat“ und „Trauerndes Elternpaar“. Letztere befindet sich heute auf dem Soldatenfriedhof Vadslo in Belgien. Anlässlich ihres 50. Geburtstags wurden Kollwitz' Werke bei Ausstellungen in ganz Deutschland gezeigt.

1919 wurde sie als erste Frau Mitglied der Preußischen Akademie der Künste und erhielt den Professorentitel. Als Karl Liebknecht im selben Jahr ermordet wurde, widmete sie ihm einen Holzschnitt. Ohne einer Partei anzugehören, vertrat Kollwitz doch sozialdemokratische

beziehungsweise sozialistische Ansichten. Zwischen 1921 und 1924 arbeitete sie für die Internationale Arbeiter-Hilfe, der zu dieser Zeit viele linke Intellektuelle angehörten. 1928 übernahm sie die Leitung des Meisterateliers für Graphik an der Akademie der Künste in Berlin. Anlässlich der Reichstagswahl 1932 unterzeichnete Kollwitz wie unter anderem Albert Einstein einen Appell, in dem ein Zusammengehen der Sozialdemokratischen und Kommunistischen Partei gefordert wurde, um gegen die nationalsozialistische Bedrohung vorzugehen. Am 14. Februar 1933 wurde derselbe Aufruf nochmals veröffentlicht. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde sie mit Ausstellungsverbot belegt und zum Austritt aus der Preußischen Akademie der Künste gezwungen. Sie verlor auch die Leitung der Meisterklasse. Ihrem Mann Karl, der als junger Mann mit dem Gedanken der Sowjetrepublik sympathisierte, wurde als Arzt die Kassenzulassung entzogen.

1936 erschien in der „Iswestija“ ein Artikel, der Kollwitz ohne ihr Wissen als Kommunistin darstellte. Die Gestapo verhörte sie daraufhin und zwang sie zur Distanzierung von diesem Artikel. Für den Wiederholungsfall drohte man Käthe Kollwitz mit dem Konzentrationslager. Karl Kollwitz starb 1940, im selben Jahr stellte Käthe Kollwitz ihr künstlerisches Schaffen aus gesundheitlichen Gründen ein. 1942 fiel ihr Enkel in Russland, 1943 floh sie vor dem Bombenkrieg nach Nordhausen. Ihre Berliner Wohnung wurde im November desselben Jahres durch einen Bombentreffer zerstört, wobei zahlreiche ihrer Werke verloren gingen. 1944 zog sie auf Einladung des Sohnes des letzten Königs von Sachsen, Ernst Heinrich, nach Moritzburg. Käthe Kollwitz erlebte das Kriegsende nicht. Sie starb am 22. April 1945 in Moritzburg. In jenem Gebäude, in dem sie zuletzt lebte und in dem sie starb, ist heute eine Gedenkstätte eingerichtet. Käthe Kollwitz ist in einem Ehrengrab der Stadt Berlin bestattet.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Lotte Bormuth, Käthe Kollwitz: Aus dem Leben einer engagierten Künstlerin. Marburg 2006.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Lutz Walther – Levke Harders, Käthe Kollwitz 1867–1945. Online verfügbar unter:

<https://www.dhm.de/lemo/biografie/kaethe-kollwitz>

Yuri Winterberg – Sonya Winterberg, Kollwitz. Die Biografie. München 2015.

Komzackgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Karel (Karl) Komzák 1850–1905

Komponist. Komzák besuchte das Konservatorium seiner Geburtsstadt Prag und brachte die Militärmusik als Regimentskapellmeister in Innsbruck und ab 1883 in Wien zur Blüte. Zuletzt übernahm er 1893 die Badener Kurkapelle und bot mit eigenem Orchester sowohl im Wiener Musikverein als auch auf Gastspielreisen eigene Kompositionen wie Märsche, Polkas oder Lieder dar.

EKSNN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Komzák (junior) war ein österreichisch-tschechischer Komponist und Kapellmeister. Karl (eigentlich Karel) Komzák junior wurde am 8. November 1850 als Sohn des Komponisten und Theater- bzw. Militärkapellmeisters Karl Komzák senior in Prag geboren. Sein Vater unterrichtete ihn bereits früh musikalisch, darunter auch in Musiktheorie. Von 1861 bis 1867 studierte Komzák am Konservatorium in Prag Violine. Anschließend bekam er eine Stelle in der Kapelle des Vaters, ehe er 1870 Theaterkapellmeister in Linz wurde. Im folgenden Jahr übernahm er eine Stelle als Kapellmeister beim k. u. k. Infanterieregiment Nr. 7 in Innsbruck. Auch übernahm er die Leitung der Innsbrucker Liedertafel. 1877 heiratete Karl Komzák Eugenie Reichardt, die Tochter eines pensionierten Offiziers.

Ab 1883 war Komzák Kapellmeister des k. u. k. Infanterie-Regiments Nr. 84 in Wien. Mit dieser Formation erlangte er weithin Anerkennung und Bekanntheit. 1889 wurde sie unter seiner Leitung bei der Weltausstellung in Paris als beste Militärkapelle der Welt ausgezeichnet. 1890 komponierte Komzák im Auftrag des Kriegsministeriums eine Volkshymne, die in der Zeit der Ersten Republik mit einem Text von Ottokar Kernstock auch österreichische Bundeshymne wurde. 1893 nahm Komzák eine Stelle als Kapellmeister beim Kurorchester in Baden bei Wien an. Mithilfe seines Archivars und Hornisten Georg Müller stellte er auch ein eigenes Orchester zusammen. Komzák dirigierte in der Folge auch Konzerte im Großen Musikvereinsaal in Wien und unternahm Auslandstourneen.

1896 beendete Komzák seine militärische Laufbahn, nachdem er bereits einige Jahre beurlaubt gewesen war. 1898 errang er im Kompositionswettbewerb um den Kaiser-Franz-Josef-

Jubiläumsmarsch (op. 260) unter 92 Einreichungen den ersten Preis.¹ Unter seiner Leitung gelangte das Badener Kurorchester zu internationaler Geltung. 1903 dirigierte er das Orchester bei einem Gastspiel in Warschau, 1904 feierte er damit bei der Weltausstellung in St. Louis (USA) einen großen Erfolg. Komzák's Karriere fand ein jähes Ende, als er am Ostersonntag 1905 bei dem Versuch, in Baden auf einen abfahrenden Zug aufzuspringen, stürzte und unter dessen Räder geriet. Er wurde zuerst in Baden bestattet, später in ein Ehrengrab der Stadt Wien umgebettet.

Komzák's kompositorischer Nachlass umfasst über 300 Werke, darunter Märsche, Walzer, Polkas, Lieder, Männerchöre und die Operette „Edelweiß“, die 1892 in Wien uraufgeführt worden war. Sein Sohn Karl Komzák (1878–1924) wurde ebenfalls Komponist und Kapellmeister. Somit war er der Dritte in direkter Abstammung, der denselben Namen trug und dieselbe Profession ausübte.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Theophil Antonicek, Komzák, Karl (1850–1905), Komponist und Dirigent, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. IV. Wien – Graz 1967. Online verfügbar unter:
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Komzak_Karl_1850_1905.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Max Schönherr – Eugen Brixel, Karl Komzák: Vater – Sohn – Enkel. Ein Beitrag zur Rezeptionsgeschichte der österreichischen Populärmusik. Wien 1989.

¹ Vgl. Badener Zeitung vom 1. Februar 1899.

Königergasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Veit Königler 1729–1792

Bildhauer. Der aus Südtirol stammende Königler lernte an der Wiener Akademie der bildenden Künste, ehe er 1755 in die später ererbte Grazer Werkstatt seines Schwiegervaters Schokotnigg eintrat. Als Bildhauer stattete er steirische Kirchen, so etwa den Grazer Dom, aus und brachte als bedeutender Rokoko-Künstler das Spätbarock in der Steiermark zur Formvollendung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Veit Königler war ein österreichischer Bildhauer und Holzschnitzer des Spätbarocks. Er wurde am 1. Juli 1729 als Bauernsohn in Obervierschach im Sextental auf den Namen Veit Kiniger getauft. Seine Schulbildung und eine erste Ausbildung als Bildhauer erhielt er vermutlich in seiner Heimat. 1751 wurde Königler an der Akademie der bildenden Künste in Wien aufgenommen. Sein Lehrer war dort Jakob Schletterer. Königlers dokumentiertes Ansuchen, nach Abschluss des Studiums einen Degen tragen zu dürfen, dürfte beweisen, dass er sehr talentiert war, da es sich dabei um ein Privileg der besseren Schüler handelte.

1754 gewann Königler den ersten Preis eines Wettbewerbes an der Akademie vor seinem Mitschüler Johann Baptist Hagenauer. Mit 21 von 26 Stimmen war eine Plastik des Herakles im Kampf gegen den Riesen Antäus erfolgreich. Wieso er bald darauf Wien verließ und warum Königler anschließend nach Graz ging, ist unklar. Er dürfte wohl Arbeit bei dem Bildhauer Joseph Schokotnigg gefunden haben, dessen Werkstätte er, nachdem er Schokotniggs Tochter Elisabeth geheiratet hatte, nach dem Tod seines Schwiegervaters übernahm. Königler übersiedelte die Werkstätte in die Schönaugasse, in den Bereich der heutigen Straßenbahnremise Steyrergasse. Hier entstand unter anderem der Herz-Jesu-Altar für die Barmherzigenkirche in Graz – eines seiner bekanntesten Werke.

Zwischen 1760 und 1770 stand Königler stark unter dem Einfluss zeitgenössischer steirischer Meister, die allesamt den überladenen Stil des Spätbarocks pflegten, darunter Jakob Philipp Straub, Johann Mathias Leitner und Josef Thaddäus Stammel. In dieser Zeit wurde Königler auch Vater eines Sohns und dreier Töchter. Königler dürfte bald große Anerkennung genossen haben, so erhielt er mehrere

Aufträge der Grafen Herberstein in Eggenberg. 1769 wurde Veit Königer zum Wirklichen Mitglied der Akademie der bildenden Künste in Wien ernannt. Anfang März 1773 starb Königers Frau Elisabeth im Alter von nur 43 Jahren. Zwei Monate später heiratete er die Tochter des Landesprofosen Deiller, die ebenfalls Elisabeth hieß. Als auch diese 1790 starb, heiratete er 1791 ein drittes Mal, und zwar die 26-jährige Barbara Scheiflein aus Preding. Mit dieser hatte er noch zwei Kinder, bevor Veit Königer am 2. Dezember 1792 in Graz an den Folgen eines Schlaganfalls starb. Königer galt zeitlebens als Kinderfreund und Mann des Volkes. Zwischen 1755 und 1775 übernahm er nicht weniger als 35 Taufpatenschaften, darunter Kinder von Künstlerkollegen, aber auch Kinder von Handwerkern und Dienstpersonal.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Eduard Andorfer, Veit Königer und seine Werke. Wien – Graz – Leipzig 1925.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gertrude Rauter, Der Bildhauer Veit Königer. Dissertation Univ. Graz 1948.

Britta-R. Schwahn, Königer, Veit, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd119550725.html>

Königshoferstraße

Datum der Benennung

vor 1933

Text der Zusatztafel

Karl Königshofer 1787–1861

Unternehmer. Vormalig Gutsverwalter für das Stift Vorau, pachtete er 1815 die damals noch außerhalb von Graz liegende Brauerei am Steinfeld, erwarb sie 1825 und baute sie aus. 1853 verkaufte er sie wegen finanzieller Schwierigkeiten der Familie Reininghaus. Königshofer war 1848 zum provisorischen steiermärkischen Landtag und im Wiener konstituierenden Reichstag abgeordnet.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Königshofer war ein Grazer Landwirtschaftsfunktionär und Brauereibesitzer. Er kam am 21. April 1787 im Stift Rein als Sohn des Stiftsjuristen zur Welt. Die Mutter stammte aus der Hammergewerkefamilie Kuntschak in Mürzzuschlag. Zuerst absolvierte Königshofer eine mehrjährige landwirtschaftliche Praxis. 1806 bekam er eine Stelle als Verwalter und Bezirkskommissar einer dem Stift Vorau gehörenden Herrschaft in Peggau. Am 20. April 1813 heiratete Karl Königshofer Johanna, die Tochter des Brauers und Gastwirts Jakob Anton Rusterholzer, der damals das bekannte Gasthaus „Zur Sonne“ führte. Die Schwiegermutter heiratete nach dem Tod Rusterholzers Franz Josef Schrott, der damals Besitzer des Brauhauses am Steinfeld war. Durch diese familiäre Situation ergab es sich, dass Karl Königshofer 1815 die Brauerei am Steinfeld zuerst pachtete und 1825 schließlich kaufte. Königshofer baute die Brauerei aus, erwarb mehrere einschlägige Patente und förderte den steirischen Hopfenanbau. Aufgrund dieser Verdienste wurde er Obervorsteher der Brauereiinnung und Ausschussmitglied der k. u. k. steirischen Landwirtschaftsgesellschaft.

1848 trat er der Grazer Nationalgarde bei und wurde im gleichen Jahr Mitglied des provisorischen steiermärkischen Landtages sowie des konstituierten Reichstages, wo er vergeblich die Aufhebung der aus seiner Sicht drückenden Verzehrungssteuer beantragte. Königshofers Name stand auch auf der Vorschlagsliste für das Frankfurter Parlament. Im provisorischen Landtag gehörte Königshofer dem Komitee für die Urbariallasten-Ablösung an. Als er in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, verkaufte Königshofer 1853 seinen Besitz, zu dem neben der Brauerei auch das Schloss Hart in Thal

gehörte, an Johann Peter Reininghaus, dessen Familie die Brauerei als Aktiengesellschaft weiterführte und zu einer der führenden Brauereien in der Steiermark machte. Karl Königshofer starb am 28. Juni 1861 in Graz. Das „Wochen-Blatt der Kaiserlich-Königlichen Steiermärkischen Landwirtschafts-Gesellschaft“ widmete Königshofer als verdientem Mitglied der Landwirtschaftsgesellschaft in ihrer Ausgabe vom 11. Juli 1861 einen kurzen Nachruf.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Konrad-Deubler-Gasse

Datum der Benennung

22.7.1904

Text der Zusatztafel

Konrad Deubler 1814–1884

Landwirt, Müller, Gastwirt. Trotz dürftiger Volksschulbildung eignete sich Deubler als Autodidakt breites Wissen an, das er als „Bauernphilosoph“ über seinen Geburtsort Goisern hinaus verbreitete. Sein freigeistiges Eintreten für Glaubens- und Pressefreiheit brachte ihm Kontakte mit Denkern wie Feuerbach, jedoch 1855–1857 wegen Hochverrats auch Kerkerhaft ein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Konrad Deubler war ein oberösterreichischer Bauer, Gastwirt und Freidenker. Er wurde am 26. November 1814 als Sohn eines protestantischen Bergarbeiters in Goisern (heute Bad Goisern) geboren. Nach einer rudimentären Schulbildung lernte Deubler das Müllerhandwerk. Neben der Arbeit in der Felsenmühle in Hallstatt, die er 1836 erwarb, und seiner Tätigkeit als Dachsteinführer, bildete sich Deubler autodidaktisch weiter und unternahm Bildungsreisen unter anderem nach Wien, Venedig und Dresden. Die dabei erworbene Weltanschauung – vor allem Ideen der Aufklärung und der Religionskritik, begann er mit anderen zu teilen. In kleinen Zirkeln setzte er sich auch für die Glaubens- und Pressefreiheit ein. Diese Tätigkeit machte ihn zur Zielscheibe von Kirche und Staatsmacht. Auch veröffentlichte Deubler eigene Schriften wie das zweibändige Buch „Das Leben Jesu kritisch bearbeitet“ (1835/36), das 1864 in einer von David Friedrich Strauß bearbeiteten, leicht verständlichen Ausgabe unter dem Titel „Das Leben Jesu für das deutsche Volk“ erneut erschien.

1853 wurde Deubler wegen Hochverrats, Religionsstörung und Verbreitung verbotener religiöser, philosophischer und politischer Schriften angeklagt. Seine Bücher wurden konfisziert. Nach 14 Monaten Untersuchungshaft in Graz wurde er zunächst freigesprochen, dann aber zu zwei Jahren schwerem Kerker in Brünn (heute Brno, Tschechien) verurteilt. Dazwischen wurde Deubler auch in Olmütz und Iglau (heute Olomouc bzw. Jhlava, beides Tschechien) interniert. Erst 1864 wurde Deubler vollständig rehabilitiert und endgültig entlassen. Nach seiner Freilassung ließ er sich als Bauer in der Nähe seines Heimatortes Goisern nieder. Später war Deubler auch Wirt des Gasthofes „Zur Wartburg“ in Goisern. Ein 1846 von ihm erworbenes Alpenhäuschen am Primesberg bei Goisern,

von ihm selbst „Malepartus“ (Name des Fuchsbaus in der Fabel) genannt, wurde ein von vielen besuchtes geistiges Zentrum.

Deubler reiste viel, vor allem nach Deutschland, wo er unter anderem den Philosophen und Anthropologen Ludwig Feuerbach besuchte, dessen individualistisch-anthropologischer Materialismus Deubler besonders beeindruckte. Zu Feuerbach entwickelte er eine enge freundschaftliche Beziehung, die bis zu dessen Tod 1872 anhielt. Mit mehreren weiteren deutschsprachigen Gelehrten und Denkern seiner Zeit unterhielt Deubler brieflichen Kontakt, darunter mit den Philosophen Ernst Haeckel, Ludwig Büchner, K. E. Dühring, dem Psychologen Julius Duboc und dem Zoologen Carl Vogt. Auch stand er mit Ludwig Anzengruber, den Deubler hoch verehrte, Peter Rosegger und der Schriftstellerin Minna Kautsky in Korrespondenz.

In den Jahren 1870 und 1871 war Deubler Bürgermeister von Goisern. Deubler, der auch den Beinamen „Bauernphilosoph“ erhielt, war stets wichtig, seine Kenntnisse an die ländliche Bevölkerung weiterzugeben, und er förderte zeitlebens das Freidenkertum. Mit seiner Hilfe wurde eine konfessionslose Schule in Goisern eingerichtet. Zu Deublers zahlreichen Interessen zählte auch die Astronomie. Deubler war zweimal verheiratet. Den Schädel der ersten Frau Eleonora bewahrte Deubler in seinem Haus zusammen mit Büsten berühmter Persönlichkeiten auf. Er starb am 31. März 1884 am Primesberg bei Goisern. In seinem Testament bestellte Deubler handschriftlich „Einen einfachen Grabstein ohne Kreuz oder andere Christliche zeichen [sic!]“, mit einer von Deubler selbst entworfenen Inschrift, der nach seinem Tod in der Nähe seines Hauses aufgestellt wurde. In seinem Nachlass fanden sich neben einer Bibliothek aus über 1400 Büchern auch eigene Gedichte und eine Autobiografie.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Leo Gabriel, Deubler, Konrad, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 3. Berlin 1957. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd119347091.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Deubler Konrad, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957. „P.LI.“, Feuilleton im Mährischen Tagblatt vom 14. Mai 1886.

Konrad-Hopferwieser-Gasse

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Konrad Hopferwieser 1865–1945

Orgelbauer. Der gebürtige Mühlviertler erlernte das Handwerk beim Ottensheimer Orgelbaumeister Breinbauer, ehe er nach Wanderjahren 1893 in Graz seinen eigenen Betrieb gründete und den Titel k. k. Hoforgelbauer führte. Hopferwieser baute bis zum Ruhestand 1929 vorrangig in der Steiermark zahlreiche Orgeln. 1918–1919 war er christlich-sozialer Grazer Gemeinderat.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Konrad Hopferwieser war ein Grazer Orgelbauer. Er wurde am 25. November 1865 in Waldhausen in Oberösterreich geboren. Vom Vater wurde er zunächst zum Brunnenmacher und Zimmermeister ausgebildet. Als Zwanzigjähriger lernte er in Ottensheim den Orgelbauer Leopold Breinbauer (senior) kennen, der ihn für sein Gewerbe begeistern konnte. Nach Abschluss der Lehre bei Breinbauer arbeitete Hopferwieser acht Jahre lang bei verschiedenen Orgelbau-Unternehmen in Deutschland: bei Walcker in Ludwigsburg, Sauer in Frankfurt/Oder und bei Weigle in Stuttgart. 1892 ließ sich Hopferwieser schließlich in Graz nieder. Bereits im folgenden Jahr gründete er hier eine eigene Orgelbaufirma und baute in den kommenden Jahrzehnten über 90 Orgeln, die zum Teil weltweit exportiert wurden. Zu Hopferwiesers bekanntesten Werken zählen die Grazer Domorgel und jene des Stiftes St. Lambrecht. 1908 erhielt er das Prädikat k. k. Hoforgelbauer. Er war der Erfinder einer pneumatisch gesteuerten Multiplex-Rohrlade und erhielt dafür auch ein Patent. Hopferwieser war auch im öffentlichen Leben aktiv, so etwa als städtischer Armenrat, als Vorstand der Genossenschaft der Musikinstrumentenbauer in Graz, als Obmann des Katholischen Meisterversins und als christlich-sozialer Gemeindepolitiker.¹ 1929 trat Hopferwieser in den Ruhestand. Seine Söhne Konrad II. und Josef führten die Firma bis 1971 als Brüder Hopferwieser weiter. Konrad Hopferwieser starb am 10. Oktober 1945 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Grazer Volkszeitung vom 13. Oktober 1945.

Literatur

Gottfried Allmer – Andrea Harrandt, Hopferwieser, Familie, in: Österreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_H/Hopferwieser_Familie.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Kopernikusgasse

Datum der Benennung

25.5.1898

Text der Zusatztafel

Nikolas Koppernigk (Nikolaus Kopernikus) 1473–1543

Astronom, Domherr. Kopernikus war nach Studien in Krakau/Kraków und Italien für den Ermländer Bischof in Frauenburg/Frombork tätig. Anhand astronomischer Forschungen und Beobachtungen entstand seine Theorie der um die Sonne kreisenden Planeten. 1543 machte er das heliozentrische Weltbild mit seinem Hauptwerk publik und leitete die kopernikanische Wende ein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Nikolaus Kopernikus war ein deutsch-polnischer Arzt und Astronom. Er wurde am 19. Februar 1473 in der damaligen Hansestadt Thorn (heute Toruń, Polen) als Nikolas Koppernigk geboren. Die Familie Koppernigk gehörte zur deutschsprachigen Bürgerschaft der Stadt. Als Nikolas zehn Jahre alt war, starb der Vater und sein Onkel mütterlicherseits, Lukas Watzenrode, übernahm teilweise seine Erziehung. Von 1488 bis 1491 besuchte Kopernikus, wie er sich später in latinisierter Form nannte, zunächst eine höhere Schule, danach studierte er, gemeinsam mit seinem Bruder Andreas, an der Universität Krakau die sogenannten „Sieben Freien Künste“, eine Art Allgemeinstudium. 1495 wurde er zum Kanoniker der ermländischen Domschule in Frauenburg (heute Frombork, Polen) ernannt. Sein Onkel schickte ihn anschließend an die Universität Bologna, wo er zum Wintersemester 1496/1497 zunächst ein Studium beider Rechte begann. Außerdem besuchte Kopernikus Griechisch- und Astronomiekurse. Von Domenico Maria da Novara lernte er die damals gängigen Theorien zur Bewegung der Planeten kennen.

1500 verließ Kopernikus Bologna und ging zuerst nach Rom, bevor er 1501 nach Frauenburg zurückkehrte. Er erhielt jedoch die Genehmigung für die Verlängerung seines Studienaufenthaltes in Italien und begann noch im selben Jahr an der Universität Padua Medizin zu studieren. Während dieser Zeit wurde Kopernikus das Amt eines Scholastikers der Breslauer Kreuzkirche übertragen. Dieses Amt übte er nie persönlich aus. Am 31. Mai 1503 wurde Kopernikus an der Universität Ferrara zum Doktor der Kirchenrechte promoviert. Anschließend kehrte er nach Frauenburg zurück und begann für seinen Onkel, der seit 1489 Fürstbischof von Ermland war, als Arzt und Sekretär zu arbeiten. Im Krieg zwischen dem Deutschen Orden und Polen stand Kopernikus auf der Seite des mit

Polen verbündeten Preußischen Bundes. Als Frauenburg im sogenannten Reiterkrieg im Jahr 1520 verheert wurde, verlegte Kopernikus seinen Wohnort nach Allenstein (heute Olsztyn, Polen). Dort organisierte er die Verteidigung der Stadt gegen die Ordensritter. 1521 kehrte er nach Frauenburg zurück und wurde Teil einer königlich-polnischen Gesandtschaft zum Hochmeister des Ordens und Kommissar von Ermland zur Rückerstattung von Besitztümern der polnischen Krone.

In seinem zu Lebzeiten unveröffentlicht gebliebenen Werk „Commentariolus“ formulierte Kopernikus erstmals seine Theorie vom Umlauf der Planeten um die Sonne und der durch die Drehung der Erde bedingten scheinbaren Bewegung der Fixsterne. 1543 veröffentlichte er sein Hauptwerk „De revolutionibus orbium coelestium“, in dem er jenes heliozentrische Weltbild beschreibt, wonach sich die Erde um ihre eigene Achse dreht und sich zudem wie die anderen Planeten um die Sonne bewegt. Darüber hinaus deutete er in dem Werk erstmals die langsame Verschiebung des Frühlingspunktes als Richtungsänderung der Erdachse. Im Laufe seines Lebens beschäftigte sich Kopernikus unter anderem auch mit Kartographie, Münzwesen und Geldtheorie. Als Arzt praktizierte er bis ins hohe Alter. Nikolaus Kopernikus starb am 24. Mai 1543 in Frauenburg. Sein heliozentrisches Weltbild, das Anfangs sowohl von der Katholischen Kirche als auch von den Protestanten abgelehnt wurde, führte letztlich zu jenem Umbruch, der auch als „Kopernikanische Wende“ bezeichnet wird und eines jener Ereignisse darstellt, die den geschichtswissenschaftlichen Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit markieren.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Jürgen Hamel, Nicolaus Copernicus. Leben, Werk und Wirkung. Heidelberg – Berlin – Oxford 1994.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Georg Christoph Lichtenberg, Nicolaus Copernicus. München 2008.
Hans Schmauch, Copernicus, Nicolaus, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 3. Berlin 1957. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118565273.html#ndbcontent>

Körösistraße

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Josef Körösi 1811–1868

Industrieller. Nach der Eisenhandelslehre in seiner Geburtsstadt Szegedin/Szeged war Körösi ab 1831 Magazineur der Grazer Kettenfabrik Hofrichter, die er 1836 mit einem Partner erwarb. 1852 gründete er trotz Widerstands des Grazer Gewerbes die Andritzer Maschinenfabrik als Vorzeigebetrieb der Monarchie. Sein soziales Engagement kam der Belegschaft zugute.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Körösi war ein österreichisch-ungarischer Industrieller. Er wurde am 16. Juni 1811 in Szeged (Ungarn) geboren. Nach dreijähriger Lehrzeit und anschließender Gehilfentätigkeit bei einem Eisenhändler in seiner Heimatstadt kam Josef Körösi 1829 nach Pest. Als Kommis einer Eisenhandlung verschlug es ihn 1831 nach Graz. 1832 arbeitete er bei dem Eisenhändler Franz Herzog in der Griesgasse. 1835 trat er in den Dienst von Josef Hofrichter, der auch eine Kettenschmiede besaß. Ein Jahr später kaufte Körösi Hofrichters Betrieb gemeinsam mit seinem Landsmann Konrad Michalky. Er erhielt die Bewilligung zur Errichtung einer „Eisen- und Geschmeidwarenhandlung“ und das Bürgerrecht im Jahr 1836. Die Landesfabriksbefugnis bekam zuerst nur Michalky, erst 1841 erhielt sie auch Körösi, der von da an die Fabrik allein führte.

Nach mehreren Vergrößerungen suchte Körösi 1852 um die Genehmigung zur Erzeugung von Drahtnägeln, Metallwaren, Maschinen und Maschinenbestandteilen an. Er kaufte eine Grundfläche in Andritz, wo er die neue Fabrik errichten ließ, die 1853 eröffnet wurde. Hier erzeugte Körösi zunächst Zeugschmiedewaren und kleinere Maschinen, erweiterte jedoch schon in den ersten Jahren den Betrieb durch die Errichtung einer Eisengießerei, einer Brückenbauanstalt und einer Kesselschmiede. Die Andritzer Maschinenfabrik wurde so innerhalb weniger Jahre zu einer der wichtigsten in der gesamten österreichisch-ungarischen Monarchie. Als Folge des verlorenen Krieges von 1859 geriet die österreichische Finanzwirtschaft in Turbulenzen, was sich auch auf die Eisenindustrie auswirkte. Körösis Maschinenfabrik durchlebte eine Krise, von der sie sich aber ab 1866, auch dank der großen Eisenbahnprojekte in der Monarchie, erholte.

Körösi verdankte seine unternehmerischen Erfolge, die er zum Teil gegen heftigen Widerstand der örtlichen Gewerbetreibenden errang, einerseits dem kooperativen Verhalten der Behörden, andererseits seinem bekannt guten Verhältnis zu seiner Belegschaft. So ließ er für seine Bediensteten einen Kranken-, Invaliden- und Pensionsfonds einrichten, stellte eigene Lehrer für deren Kinder an und sorgte auch für die Witwen und Waisen seiner Angestellten. Einem nicht verifizierten Bericht zufolge nahm Körösi sogar einmal gemeinsam mit seinen Arbeitern an einer Demonstration teil. Körösi war auch im Gemeinderat und als Funktionär in der Handelskammer tätig. Josef Körösi starb nach längerer Krankheit am 31. Jänner 1868 „im besten Mannesalter“¹. Nach Körösis Tod wurden die Kettenfabrik und Eisenhandlung auf seinen letzten Wunsch veräußert, die Maschinenfabrik ging zuerst in den Besitz seines Sohnes Victor über. 1883 wurde die „Josef Körösi k. k. priv. Maschinenfabrik und Eisengießerei Andritz bei Graz“ von der Österreichischen Alpenen Montan-Gesellschaft übernommen, die wiederum die 1883 nach Graz verlegte Brückenbauanstalt und Kesselschmiede 1900 an die Fa. R. Ph. Waagner (ab 1924 Waagner-Biro AG) verkaufte.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hillbrand, Körösi, Josef, Industrieller, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 16. Wien 1966. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Koeroesi_Josef_1811_1868.xml

Hermann Ibler, Josef Körösi und die Andritzer Maschinenfabrik, in: Ferdinand Tremel (Hg.), Steirische Unternehmer des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Lebensbildern (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 9). Graz 1965.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ferdinand Tremel, Körösi, Joseph, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd136138896.html>

¹ Vgl. Tagespost (Graz) vom 31. Januar 1868.

Kortschakweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Johann Kortschak 1849–1934

Musikpädagoge. Der gebürtige Leibnitzer und in Graz ausgebildete Lehrer studierte an der Schule des Steiermärkischen Musikvereins. Bis 1876 lehrte er an mehreren Landschulen, dann an der Grazer Lehrerbildungsanstalt Gesang, Violine und Klavier. 1886 gründete er in Graz eine eigene Musikschule und blieb nach seinem Ruhestand 1908 musikpädagogisch tätig.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Kortschak war ein steirischer Musikpädagoge und Komponist. Er wurde am 27. Mai 1849 als Sohn eines Buchbinders in Leibnitz geboren. Bereits als Jugendlicher erlernte er Violine und Waldhorn. Nach der Ausbildung zum Lehrer studierte er in der Schule des Steiermärkischen Musikvereins in Graz Violine und Musiktheorie. Kortschak wirkte als Lehrer eine Zeit lang in Straden, Leibnitz und Gleinstätten. An diesen Orten war er auch Organist und Regens chori. Ab 1874 oder 1876¹ unterrichtete er an der Lehrerbildungsanstalt in Graz Violine, Klavier und Gesang. Von 1881 bis 1888 war er Musiklehrer an der Odilien-Blindenanstalt.

1885 veröffentlichte Kortschak den dreibändigen Unterrichtsbehelf „Praktische Elementar-Violinschule“, der weite Verbreitung fand. Er verfasste auch eine Chorgesangsschule für Männerstimmen. 1886 eröffnete Kortschak eine eigene Musikschule. Ab 1908 eigentlich im Ruhestand, setzte er seine Bemühungen um die Musikerziehung fort, unter anderem in der Anstalt der Schulschwester in Eggenberg. 1919 gründete er die Landesmusikschule in Graz-St. Veit, wo er auch einen Familiensitz geschaffen hatte. 1923 erhielt er den Titel Regierungsrat.

Johann Kortschak war mit Rosina, geborene Zeyringer, verheiratet. Einer ihrer Söhne, Ernst Kortschak, wurde Abt des Stiftes Rein, ein anderer, Hugo Kortschak, wurde Geiger und Dirigent und wanderte in die USA aus, die Tochter Rosina, verheiratete Frisee, wurde Pianistin. Ein weiterer Sohn, Hans, war Cellist und auch dessen Sohn Hans Georg wandte sich der Musik zu. Johann Kortschak

¹ Vgl. Tagespost (Graz) vom 5. Februar 1934.

starb am 3. Februar 1934 in Graz. Außer seinen musikpädagogischen Veröffentlichungen schrieb Kortschak auch Musikwerke, darunter Pastorale, Lieder und Tänze.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alexander Rausch, Kortschak, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_K/Kortschak_Familie.xml

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Kortschak_Johann_1849_1934.xml

Koschakweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Aldobrand Koschak 1759–1814

Jurist. Geboren in Cilli/Celje, ging er zunächst in Graz philosophischen Studien nach, ehe er in Wien als Jurist promovierte und anschließend als Hof- und Gerichtsadvokat in der Steiermark tätig war. Koschak verfasste mehrere Abhandlungen zu rechtstheoretischen Themen und förderte in seinem offenen Haus das Grazer gesellschaftliche und kulturelle Leben.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Aldobrand Koschak war ein steirischer Advokat und Rechtsgelehrter. Er wurde am 15. Juli 1759 im untersteirischen Cilli (heute Celje, Slowenien) geboren. Seine humanistische und philosophische Ausbildung erhielt er zunächst in Graz. Den Dokortitel der Rechte erwarb er an der Universität Wien. Danach arbeitete er als Hof- und Gerichtsadvokat in der Steiermark. Bekannt wurde Koschak zum einen mit seinen Schriften über bestimmte Rechtsthemen, darunter „Das österreichische Wechselrecht in einer theoretischen und praktischen Abhandlung“ von 1804 sowie das „Systematische Handbuch über die adeligen Richteramtstaxen, das Mortuar, die Erbsteuer und das Abfahrtsgeld in den österreichischen Erblanden, nebst einer Abhandlung von den Landesgiebigkeiten und Leistungen in den Herzogthümern Steiermark, Kärnten und Krain“ von 1807.

Koschak war umfangreich gebildet und hatte einen ausgeprägten Sinn für die schönen Künste, insbesondere die Musik. In seinem Haus trafen sich einflussreiche Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens von Graz. Musiker und Künstler waren in seinem Hause stets gern gesehene Gäste. Koschaks 1792 geborene Tochter Marie legte frühzeitig ein außergewöhnliches musikalisches Talent an den Tag und komponierte bereits als Kind Märsche und Tanzmusik. Eine mögliche Karriere als Berufsmusikerin wurde ihr von ihrer Mutter Therese untersagt.

1811 verarmte die Familie. Aldobrand Koschak starb nur drei Jahre später am 16. Februar 1814 in Graz. Die Tochter heiratete zwei Jahre später den Anwalt und Brauereibesitzer Karl Pachler. Als Marie Pachler-Koschak führte sie gemeinsam mit ihrem Mann in Graz einen musikalischen Salon, in dem

unter anderem Ludwig van Beethoven, Franz Schubert und Anselm Hüttenbrenner verkehrten. Nach ihr ist der Pachlerweg in Graz benannt (siehe dort).

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Faust Pachler, Beethoven und Marie Pachler-Koschak. Abdruck aus der Neuen Berliner Musikzeitung. Berlin 1866.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Johann Baptist von Winkler, Biographien denkwürdiger Steiermärker, in: Steiermärkische Zeitschrift Neue Folge 7/1/1842.

Johann Baptist von Winkler, Biographische und litterarische Nachrichten von den Schriftstellern und Künstlern, welche in dem Herzogthume Steyermark geboren sind, und in, oder ausser demselben gelebt haben und noch leben. In alphabetischer Ordnung. Graz 1810.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 13. Wien 1865.

Koschatgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Thomas Koschat 1845–1914

Komponist. 1867 brach der aus Viktring bei Klagenfurt stammende Koschat sein Chemiestudium ab, um in den Chor der Wiener Hofoper einzutreten, dem er bis 1912 angehörte. Er gilt als Neuschöpfer von Kärntner Volksweisen, deren Sentimentalität er über die Grenzen Kärntens popularisierte. Mit dem „Koschat Quintett“ tourte er 1877–1906 durch Europa und Amerika.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Thomas Koschat war ein Kärntner Sänger, Chorleiter sowie Sammler von Volksliedern und Komponist. Er wurde am 8. August 1845 als Sohn eines Färbermeisters in Viktring bei Klagenfurt geboren. Der Vater ermöglichte ihm den Besuch des Benediktinergymnasiums in Klagenfurt, starb aber noch während der Schulzeit seines Sohnes. Nach der Matura ging Thomas Koschat nach Wien, um dort auf Initiative und auch mit finanzieller Unterstützung des Arbeitgebers seines verstorbenen Vaters, des Tuch- und Farbenfabrikbesitzers Leopold von Moro, Chemie zu studieren. Bereits in Klagenfurt war Koschat mit seiner Singstimme aufgefallen und so trat er in Wien gleich drei Gesangsvereinen bei. Bei einem Vereinsabend des Akademischen Gesangsvereins wurde Hofkapellmeister Heinrich Esser auf Koschats Bassstimme aufmerksam.

Im Alter von 22 Jahren wurde Koschat in den Chor der Wiener Hofoper aufgenommen, dem er die nächsten 45 Jahre angehörte und dessen Leiter er später auch wurde. Den Militärdienst absolvierte Koschat beim Infanterieregiment Nr. 7 in Graz. 1877 gründete er das „Koschat Quintett“ und tourte damit durch Europa und Amerika. Neben populären Walzern und Chorstücken hatte das Quintett auch Kärntnerlieder im Repertoire. Koschat trug auf diese Weise maßgeblich dazu bei, dass diese Lieder weit über die Landesgrenzen Kärntens hinaus bekannt wurden. So bekannt, dass ihn unter anderem Richard Wagner nach Bayreuth einlud, mit seiner Gruppe in der Villa Wahnfried zu singen.

Koschat stand unter anderem mit Hugo Wolf, Peter Rosegger, Gustav Mahler, Johannes Brahms, Anton Bruckner in Briefkontakt und hatte auch Verbindungen zu vielen bedeutenden Persönlichkeiten aus anderen Bereichen. Er sammelte und bearbeitete Kärntner Volksweisen, schrieb

aber auch zahlreiche Kunstlieder im „Kärntner Volkston“, zu denen er großteils auch die Texte verfasste. Koschats selbstgeschriebene Kärntnerlieder wurden zum Teil sehr bekannt, stießen bei zeitgenössischen Volksliedforschern aber auch auf Kritik. 1904 heiratete Koschat die um 30 Jahre jüngere Paula Massek. Die Ehe blieb kinderlos. 1907 machte ihn die Wiener Hofoper zu ihrem Ehrenmitglied. Anlässlich seiner bevorstehenden Pensionierung führte die Hofoper im Jahr 1912 das von ihm komponierte Singspiel „Am Wörthersee“ auf. Thomas Koschat starb am 19. Mai 1914 in Wien. Die Stadt Klagenfurt widmete ihm ein Ehrengrab auf dem Friedhof Annabichl. Zu Koschats bis heute bekanntesten Werken zählen der „Schneewalzer“ und „Verlassen, verlassen bin i“. 1860 war er Gründungsmitglied der Mittelschulverbindung Carinthia Klagenfurt, als Student war er ab 1865 Mitglied in der Wiener Burschenschaft Alemannia.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl Krobath, Vom Liedermeister aus Kärnten. Eine Erinnerung von Karl Krobath, in: Karl Gamalowski (Hg.), Südmark-Kalender auf das Jahr 1914. Ein Jahrbuch für Stadt und Land. Graz 1914.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alexander Rausch, Koschat, Thomas, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_K/Koschat_Thomas.xml

Koßgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Karl Georg Koß 1865–1944

Operettensänger, Regisseur. Koß war zeitlebens mit dem Grazer Stadttheater verbunden. Er begann die Karriere als Chorist, ehe er 1893–1929 als Solist Teil des Ensembles wurde. Neben seinem Gesangsengagement als Tenor in Operetten und Opern fungierte Koß außerdem ab 1908 als Regisseur von Bühnenstücken. 1931 setzte er sich gesundheitsbedingt zur Ruhe.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Karl Koß war ein österreichischer Opern- und Operettensänger und Regisseur. Er wurde am 4. November 1865 in Marburg a. d. Drau (heute Maribor, Slowenien) als Sohn eines Fabrikarbeiters geboren. In Marburg besuchte er die Volksschule und begann anschließend eine Schlosserlehre. Koß war offenbar ein begabter und leidenschaftlicher Sänger und wurde Mitglied der „Südbahn-Liedertafel“. Seine Tenorstimme erregte bereits damals Bewunderung.² Ein Bekannter vermittelte schließlich ein Vorsingen beim damaligen Direktor der Grazer Bühnen, Heinrich Gottinger. Zunächst als Chorist am Stadttheater eingesetzt, engagierte Gottinger Koß 1893 als Solist, ohne dass Koß zuvor irgendeine Bühnenausbildung bekommen hätte.

Das Debüt als Solist hatte Koß im „Fidelio“. In den folgenden zwei Jahren erhielt Koß professionellen Gesangsunterricht und wurde ab da mit größeren Partien in verschiedenen Opern und Operetten betraut.³ 1897 sang er gemeinsam mit Gemma Bellincioni in Pierantonio Tascas „A Santa Lucia“⁴. 1898 ging Koß für zwei Jahre nach Freiburg im Breisgau, ab 1900 sang er wieder in Graz. Er wirkte unter anderem in Leo Blechs „Alpenkönig und Menschenfeind“ (1904) und in der österreichischen Erstaufführung von Wilhelm Kienzl's „Don Quixote“ (1905) mit. Koß sang auch bei der vielbeachteten

¹ Nach vertiefter Recherche von der Liste der Straßennamen „mit Diskussionsbedarf“ gestrichen.

² Vgl. Marburger Zeitung vom 2. Juli 1891; Deutsche Musik-Zeitung 9/1891.

³ Vgl. Karl-Josef Kutsch – Leo Riemens, Großes Sängerlexikon. Dritte erweiterte Auflage. Bd. 3. Unter Mitwirkung von Hansjörg Rost. Bern – München 1997.

⁴ Vgl. Grazer Volksblatt vom 29. Oktober 1897.

Österreich-Premiere der Richard-Strauss-Oper „Salome“ im Jahr 1906. Dazwischen gab er verschiedene Gastspiele in Deutschland.

Ab 1908 wandte sich Koß dem Regiefach zu und wurde 1910 Opernregisseur. 1914 brach er sich während einer Vorstellung auf der Bühne den Knöchel.⁵ Nach einigen Wochen konnte er die Arbeit fortsetzen. 1928 feierte er in Graz sein 35. Bühnenjubiläum. Im selben Jahr erlitt er einen Schlaganfall, der seine Bühnentätigkeit einschränkte. Dennoch wirkte Koß eine Zeit lang noch aushilfsweise bei Aufführungen mit. 1931 stellte er seine künstlerische Tätigkeit ein. Koß war in Graz unter acht Direktoren engagiert gewesen, er sang insgesamt 379 Rollen in verschiedenen Genres, trat in 313 Stücken auf und wirkte in rund 5000 Vorstellungen mit.⁶

1940 suchte Koß um finanzielle Unterstützung aus dem NS-Fonds „Spende Künstlerdank“ an. In einer Beurteilung des Ansuchens wird Koß als „charakterlich einwandfreier Vg.“ (Volksgenosse, Anm.) beschrieben, „der auch in politischer Beziehung als vollkommen zuverlässig bezeichnet werden kann“.⁷ Ein zweites Ansuchen im Jahr 1941 blieb unbearbeitet. Aus den Akten aus dem Bestand Personalunterlagen der Reichskulturkommission geht hervor, dass Koß mit Maria, geborene Rigutto, verheiratet war und einen gelähmten Stiefsohn hatte. Karl Koß starb einen Tag nach seinem 80. Geburtstag am 5. November 1944 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl-Josef Kutsch – Leo Riemens, Großes Sängerlexikon. Dritte erw. Aufl. Unter Mitwirkung von Hansjörg Rost. Bd. 3. Bern – München 1997.

Alexander Rausch, Koss, Karl, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter:
https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_K/Koss_Karl.xml

Andrea Zedler – Michael Walter, Richard Strauss' Grazer Salome. Die österreichische Erstaufführung im theater- und sozialgeschichtlichen Kontext. Münster 2014.

⁵ Vgl. Arbeiterwille vom 30. November 1914.

⁶ Vgl. Abschrift eines Zeitungsartikels vom 4. November 1940: „Der unvergessene Mime. Zum 75. Geburtstag von Karl Koß“ (BArch R 9361-V/70205).

⁷ Stellungnahme Ortsgruppenleiter (BArch R 9361-V/70205).

Kozennweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Blasius Kozenn (Blaž Kocen) 1821–1871

Pädagoge, Kartograf. Der slowenischstämmige, 1845 zum Priester geweihte Kozenn unterrichtete nach dem Lehramtsstudium in Wien 1855–1870 als Mittelschullehrer in mehreren Kronländern. An seinem letzten Dienstort Olmütz/Olomouc schuf er mit dem Verleger Hölzel 1860 den ersten Schulatlas der Monarchie und gab über Generationen hinweg den Kozenn-Atlanten ihren Namen.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Blasius Kozenn (eigentlich Blaž Kocen) war ein österreichisch-slowenischer Kartograf und Geograf. Er ist der Schöpfer des über Generationen hinweg verwendeten Kozenn-Schulatlas. In eine Kleinbauernfamilie am 24. Jänner 1821 in Hotunje (damals auch Schlindorf) in der damaligen Untersteiermark (heute Štajerska, Slowenien) geboren, besuchte Kozenn zunächst die Volksschule in Ponigl/Ponikva und anschließend Kreisschule und Gymnasium in Cilli/Celje. Nach der humanistischen Matura in Graz ging er 1841 nach Klagenfurt, um dort katholische Theologie zu studieren. 1845 wurde er zum Priester geweiht.

Von 1845 bis 1850 war er Kaplan in verschiedenen Orten der Untersteiermark, anschließend bekam er eine Stelle am Gymnasium in Cilli als Supplent für Mathematik und Physik. 1852 ging Kozenn nach Wien, wo er an der Universität Mathematik, Physik und Naturgeschichte studierte. Ein Jahr später legte er die Lehramtsprüfung mit Auszeichnung ab. 1854 wurde er in den Staatsdienst übernommen. Seine erste Stelle als Gymnasiallehrer führte ihn nach Laibach/Ljubljana. Dort eckte Kozenn mit seinen freisinnigen Ansichten bei den kirchlichen Autoritäten bald an. Von 1855 bis 1858 unterrichtete er am Gymnasium in Görz (Gorizia, „Nova“ Gorica, heute Italien und Slowenien) und anschließend am Deutschen Gymnasium in Olmütz (heute Olomouc, Tschechische Republik), wo er den Buchhändler und Verleger Eduard Hölzel kennenlernte.

Bereits während seiner Zeit in Görz hatte Kozenn begonnen, Lehrbücher zu verfassen. Hölzel wurde sein Verleger. 1860 erschien sein Schulatlas für Volksschulen, ein Jahr später jener für Mittelschulen. Seine methodologischen Ansichten veröffentlichte er im Programm des Olmützer Gymnasiums.

Kozenn plädierte für das auswendige Memorieren von Landkarten. 1863 wurde Kozenn Schulrat. Er arbeitete an der Einführung der sogenannten Realschule in der Monarchie mit. 1870 wurde Kozenn aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig pensioniert. Er zog sich in der Folge in den damaligen Wiener Vorort Hernals zurück, wo er am 29. Mai 1871 im Alter von nur 50 Jahren an Typhus starb. Kozenns Schulatlas und zahlreiche seiner Schulwandkarten, die allesamt auf die damaligen Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie beschränkt waren, wurden zum Teil bis in die Gegenwart verwendet. Kozenn galt als Einzelgänger und war als mürrischer, aber gutherziger Lehrer bekannt. Ursprünglich ein Gegner nationalistischer Ideen, erwärmte sich Kozenn in der tschechischsprachigen Umgebung von Olmütz später für den slowenischen Nationalgedanken. Im Unterricht und in seinen Publikationen verwendete Kozenn stets die deutsche Sprache. Die deutsche Schreibweise seines Familiennamens wählte er, um eine falsche Betonung im Deutschen zu vermeiden.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

E. Bernleithner, Kozenn Blasius, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4.

Lfg. 17. Wien 1967. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Kozenn_Blasius_1821_1871.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Jože Rus, Kocen, Blaž (1821–1871). Slovenska biografija. Slovenska akademija znanosti in umetnosti, Znanstvenoraziskovalni center SAZU, 2013. Online verfügbar unter: <https://www.slovenska-biografija.si/oseba/sbi281647/>

Krafft-Ebing-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Richard Freiherr von Krafft-Ebing 1840–1902

Psychiater. Gebürtig aus Mannheim, promovierte Krafft-Ebing 1863 in Heidelberg. In Graz erlangte er als Leiter der „Landesirrenanstalt“ am Feldhof, Ordinarius für Psychiatrie 1873–1889 und Publizist der „Psychopathia sexualis“ zu sexuellen Abweichungen Bekanntheit. Krafft-Ebing, erst Lehrer und später Kritiker Freuds, wirkte 1889–1902 an Wiener Psychiatrien.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Fridolin Freiherr von Krafft-Ebing wurde am 14. August 1840 in Mannheim als ältestes von fünf Kindern des Hofgerichtssekretärs und späteren Oberamtmanns Friedrich von Krafft-Ebing (1807–1889) geboren. Die Mutter Clara (1820–1855) war eine Tochter des bedeutenden Rechtswissenschaftlers Carl Joseph Anton Mittermaier (1787–1867), mit dem sich Richard später zeitlebens „innig verbunden“¹ fühlte. 1842 verließ die Familie Mannheim durch diverse Versetzungen des Vaters. Die ersten Schuljahre absolvierte Krafft-Ebing (vermutlich) in Heidelberg, kam 1848 an die höhere Bürgerschule in Eberbach, dann in das katholische Gymnasium in Bruchsal, um dann in den frühen 1850er-Jahren mit der Familie in Heidelberg sesshaft zu werden. Am dortigen Gymnasium legte er 1858 das Abitur ab und begann im Oktober desselben Jahres ein Medizinstudium an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, die zu dieser Zeit gerade eine neue naturwissenschaftlich-experimentell orientierte Studienordnung erlassen hatte.

Ab 1859/60 wurde er Mitglied bei der weitgehend demokratisch-republikanischen Burschenschaft Frankonia („Sittlichkeit“, „Wissenschaft“, „Vaterlandsliebe“). Während eines Praktikums überstand er 1862/63 eine vermutlich aufgrund der hygienischen Zustände entstandene lebensbedrohliche Typhuserkrankung und konnte dann im Mai 1863 zum Staatsexamen antreten, das er trotz seiner Probleme in Anatomie (aufgrund der Sehschwäche wegen angeborenem Astigmatismus) erfolgreich bestand. Zur Rehabilitation nach seiner Krankheit fuhr er nach Zürich und begeisterte sich dort für

¹ Heinrich Ammerer, Am Anfang war die Perversion. Richard von Krafft-Ebing. Psychiater und Pionier der modernen Sexualkunde. Wien – Graz – Klagenfurt 2011, S. 44. Die folgenden biografischen Angaben folgen diesem Grundlagenwerk, der für den Druck überarbeiteten und gekürzten Dissertation (Salzburg 2009).

die psychiatrischen Demonstrationen des Psychopathologen und Internisten Wilhelm Griesinger (1817–1868). Krafft-Ebing promovierte noch 1863 in Heidelberg summa cum laude, seine Dissertation „Die Sinnesdelirien“ erschien 1864 im Druck. Die physiologisch-empirisch ausgerichtete Doktorarbeit hatte er im Rahmen eines Volontariats Ende 1863 in der „Irrenanstalt“ Illenau verfasst; im Mai 1864 bekam er dort durch den langjährigen Leiter Christian Friedrich Wilhelm Roller (1802–1878) eine Assistentenstelle angeboten und blieb dann bis 1868 in Illenau. Mit dem Kollegen und späteren Anstaltsleiter Heinrich Schüle (1840–1916) verband ihn seither eine enge Freundschaft.

1869 machte er sich als Nervenarzt in Baden-Baden selbstständig, wobei er sich allerdings vor allem auf die (erfolglose) Behandlung seines Bruders Friedrich (1845–1869) konzentrierte. Nach dessen Tod unternahm er eine dreimonatige Studienreise nach Italien und Südfrankreich. Ab Juni 1870 war er Feldarzt im Majorsrang für die dritte Großherzogliche Badische Division und im Deutsch-Französischen Krieg als Lazarettarzt in der Festung Rastatt eingesetzt, wobei er sich vor allem auf die Behandlung von Blattern- und Typhuskranken spezialisierte. 1872 habilitierte er sich und wurde außerordentlicher Professor an der neugegründeten Psychiatrischen Klinik der Universität Straßburg. Er verfasste zahlreiche Publikationen zur forensischen Psychiatrie, litt allerdings unter den schlechten Arbeitsbedingungen. Nach Vermittlung seines ehemaligen Chefs Roller wurde er 1873 nach Graz berufen.

Hier übernahm er die Leitung der „Landesirrenanstalt“ am Feldhof (bis Oktober 1880), zum Jahreswechsel 1873/74 wurde er (nach Reklamationen) Extraordinarius für Psychiatrie und leitete ab Mai die (kleine) psychiatrische Klinik, die als „Beobachtungsstation“ angelegt war. In dieser Funktion verblieb er bis 1889, wobei er 1880 zum ordentlichen Professor für Neuropathologie und 1885 auch zu jenem für Psychiatrie avancierte. Graz und seinem sozialen Umfeld stand er prinzipiell sehr positiv gegenüber. In die Grazer Zeit fielen stark rezipierte Publikationen wie das „Lehrbuch der gerichtlichen Psychopathologie“ (1875), das „Lehrbuch der Psychiatrie“ (3 Bde., 1879) und insbesondere das Standardwerk „Psychopathia sexualis“ (1886), das die Begriffe „Sadismus“ und „Masochismus“ popularisierte und durch eine biologistisch-degenerative Pathologisierung von Homosexualität immerhin die moralische und auch strafrechtliche Verurteilung infrage stellte. 1886 gründete Krafft-Ebing sein auch kommerziell höchst erfolgreiches Privatsanatorium: „Maria Grün war schick, teuer, elitär, exklusiv und zog eine internationale Kundschaft an.“² Die mediale und wissenschaftliche Prominenz brachte die Anforderung mit sich, „nicht mehr im kleinen Graz verbleiben“ zu können, sondern einem Ruf an eine bedeutendere Universität Folge leisten³ zu müssen: Wien.

² Renate Hauser, Einleitung, in: Richard Freiherr von Krafft-Ebing. Eine Studienreise durch Südeuropa 1869/70. Graz 2000, S. 10–19, hier S. 15.

³ Ammerer, Krafft-Ebing, S. 102.

1889 wurde er als Nachfolger von Maximilian Leidesdorf (1816–1889) zum Leiter der I. psychiatrischen Universitätsklinik der niederösterreichischen Landesirrenanstalt bestellt, 1892 dann als Nachfolger von Theodor Meynert (1833–1892) zum Leiter der II. psychiatrischen Universitätsklinik des Allgemeinen Krankenhauses. 1902 emeritierte er vorwiegend aus Krankheitsgründen (Trigeminusneuralgie, Arteriosklerose, „Schrumpfniere“) und zog sich in „sein“ Graz zurück, am 1. Juli erlitt er vermutlich einen Herzinfarkt, erholte sich noch einmal, war aber seit Dezember 1902 ans Bett gefesselt und verstarb am 22. Dezember 1902. Seine Frau Maria Luise, geb. Kißling, starb nur wenige Monate später am 18. März 1903. Seine Nachkommen waren: Friedrich (1876–1945), Hans (1880–1946) und Margarethe (1882–1921), die mit dem Schriftsteller Richard Sexau (1882–1962) verheiratet war.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heinrich Ammerer, Am Anfang war die Perversion. Richard von Krafft-Ebing. Psychiater und Pionier der modernen Sexualkunde. Wien – Graz – Klagenfurt 2011.

Renate Hauser, Einleitung, in: Richard Freiherr von Krafft-Ebing. Eine Studienreise durch Südeuropa 1869/70. Graz 2000, S. 10–19.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kranewittergasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Franz Kranewitter 1860–1938

Schriftsteller. Der aus Nassereith stammende Kranewitter gab sein Germanistikstudium in Innsbruck zugunsten seiner gutenteils in Mundart verfassten Dichtung auf. Er schuf naturalistische Bauertragödien, Bühnenwerke mit historischem Stoff und nationalliberalem Einschlag. Kranewitters Dramenzyklus „Die sieben Todsünden“ von 1905–1925 gilt als sein Hauptwerk.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Kranewitter war ein Tiroler Schriftsteller und Dramatiker. Er wurde am 18. Dezember 1860 in Nassereith als Sohn eines Bauern und Zolleinnehmers geboren. Kranewitter besuchte verschiedene Tiroler Gymnasien, bevor er 1882 in Innsbruck Germanistik, Klassische Philologie und Geschichte zu studieren begann. Als Mitglied des Akademischen Germanisten-Vereines trug Kranewitter bereits eigene Gedichte vor. 1886 brach er das Studium ab, um fortan als freier Schriftsteller sowie als Kunst- und Theaterkritiker zu leben. Kranewitter engagierte sich in der liberalen und deutschnationalen Bewegung „Jung-Tirol“.

Starken Einfluss übte der Schriftsteller Adolf Pichler auf ihn aus. Beim Fackelzug anlässlich des 80. Geburtstags Pichlers trug Kranewitter eine schwarz-rot-goldene Fahne von 1848. Franz Kranewitter war Mitglied des Deutschen Schriftstellerverbands – Landesgruppe Österreich sowie der Großdeutschen Volkspartei für Tirol. Er war, obwohl sonst eher antiklerikal eingestellt, auch Mitglied des „Bruder Willram-Bundes“, der sich die Bewahrung des Erbes in katholisch-konservativem Geist zur Hauptaufgabe gemacht hatte. Die Inhalte seiner Dramen sind großteils der Tiroler Geschichte entnommen. Sein erstes Bühnenstück „Um Haus und Hof“ erschien 1895. Bei der Erstaufführung des Historiendramas „Andre Hofer“ in Innsbruck 1903 kam es zu einem – mutmaßlich von klerikalen Kreisen inszenierten – Theaterskandal.¹ Ein weiteres Stück Kranewitters aus dieser Zeit hatte das Leben des Tiroler Bauernführers Michael Gaismayr zum Inhalt. Kranewitter verfasste auch Komödien (z. B. „Die Teufelsbraut“). Kranewitters vielleicht bedeutendstes Werk ist der Einakter-Zyklus „Die

¹ Vgl. Innsbrucker Nachrichten vom 4. Dezember 1903.

sieben Todsünden“, in dem Kranewitter die fatalen Auswirkungen von Leidenschaft in einer topografisch wie geistig verschlossenen Dorfgemeinschaft schildert.

Kranewitter verwendete in seinen Stücken eine Variante der Oberinntaler Mundart. Seine Figuren bedienen sich oft einer derben Ausdrucksweise. Zwischen 1909 und 1911 war Kranewitter Mitherausgeber der Zeitschrift „Der Föhn“. 1919 wurde Kranewitter Präsident der Tiroler Künstlerkammer, 1930 erhielt er den Ehrenring der Stadt Innsbruck, ein Jahr später wurde er zum Ehrenbürger von Nassereith ernannt. Im Sommer 1937 zog sich Kranewitter eine Darmkrankheit zu, von der er sich nicht mehr erholte. Franz Kranewitter starb am 4. Jänner 1938 in seiner Heimatgemeinde Nassereith. Am 7. Jänner 1938 wurde Kranewitter in einem städtischen Ehrengrab an der Seite seiner vorverstorbenen Frau in Innsbruck beigesetzt. Kranewitters literarisches Werk wird nicht ausschließlich der Heimatkunst zugerechnet. Bereits in den 1930er-Jahren gelang es keiner politischen Strömung, Kranewitter zur Gänze für sich zu reklamieren. Auch die nationalsozialistische Propaganda tat sich mit der Ausschlichtung von Kranewitters Werk schwer – trotz Kranewitters ausgeprägt deutschnationaler und völkisch orientierter Ansichten.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Johann Holzner, Franz Kranewitter (1860–1938). Provinzliteratur zwischen Kulturkampf und Nationalsozialismus. Innsbruck 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mayr, Kranewitter, Franz, Schriftsteller, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 18. Wien 1968. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Kranewitter_Franz_1860_1938.xml

Christine Riccabona – Sebastian von Sauter – Anton Unterkircher, Franz Kranewitter, in: Lexikon Literatur Tirol. Online verfügbar unter:

https://orawww.uibk.ac.at/apex/uprod/f?p=TLL:2:0::::P2_ID:376

Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Teilnachlass Franz Kranewitter, Kassette 3, M02.

Kratkystraße

Datum der Benennung

13.9.2001

Text der Zusatztafel

Otto Kratky 1902–1995

Chemiker. Seine Laufbahn führte Kratky von seiner Geburtsstadt Wien, in der er sich 1937 für Physikalische Chemie habilitierte, über Berlin und Prag 1946 nach Graz. Er wirkte bis 1972 am Institut für Theoretische und Physikalische Chemie, wo er 1957 mit der Röntgenkleinwinkelkamera für das Detektieren von Molekularstrukturen die Analysetechnik revolutionierte.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Otto Kratky war ein österreichischer Chemiker und Röntgenforscher. Er wurde am 9. März 1902 als Sohn des Malers Rudolf Kratky in Wien geboren. Nach der Matura studierte er Chemie an der Technischen Hochschule Wien. 1929 promovierte er zum Doktor der Technik. Noch während der Studienzeit hatte er seine wissenschaftliche Laufbahn als Assistent am Kaiser-Wilhelm-Institut für Faserstoffchemie in Berlin-Dahlem begonnen, wo er bis zur Auflösung des Instituts im Jahr 1933 arbeitete. Danach wechselte er an das Chemische Universitätslaboratorium in Wien. 1937 habilitierte er sich im Fach Physikalische Chemie und wurde 1938 zum Privatdozenten ernannt.

Nach der Emigration von Hermann F. Mark in die USA übernahm Kratky den Aufbau und die Leitung der Röntgenabteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Chemie und Elektrochemie in Berlin. Von 1943 bis 1945 war Kratky Vorstand des Instituts für Physikalische Chemie an der Deutschen Technischen Hochschule in Prag. 1946 wurde er Vorstand des Instituts für theoretische und physikalische Chemie der Universität Graz. Im Studienjahr 1947/48 war er Dekan der philosophischen Fakultät, 1956/57 Rektor der Universität Graz. Im September 1972 emeritiert, wurde er Direktor des Instituts für Röntgenfeinstrukturforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften sowie Leiter des Forschungszentrums Graz. In beiden Funktionen verblieb er bis 1982. Otto Kratky starb hochbetagt am 11. Februar 1995 in Graz.

Kratky war als Forscher ein Pionier der Röntgenkleinwinkeltechnik, die er zu einer leistungsfähigen Methode für das Studium von großen Molekülen und supramolekularen Strukturen entwickelte. In den 1950er-Jahren baute er eine Spezialkamera für Kleinwinkelaufnahmen mit polychromatischer

Röntgenstrahlung, die nach ihm benannt ist. Kratky trug außerdem Entscheidendes zur Feinstrukturanalyse, zur Untersuchung von Kristallgittern und zur Bestimmung der Dichte von Flüssigkeiten bei. Kratky hatte Gastprofessuren an Universitäten in aller Welt inne und erhielt mehrere Ehrendokortitel sowie zahlreiche Preise und Auszeichnungen verliehen.¹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Josef Schurz, Otto Kratky, in: Almanach 1994/95. Herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 1995.

Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

¹ Vgl. Die Presse vom 18. Februar 1995.

Krausgasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Christian Jakob Kraus 1753–1807

Philosoph. Der gebürtige Ostpreuße promovierte nach Königsberger und Göttinger Studien 1780 in Halle an der Saale, ehe er den Lehrstuhl für Praktische Philosophie und Kameralwissenschaft in Königsberg antrat. Als Philosoph arbeitete Kraus an der Definition von Quellen und Grenzen der Erkenntnis und beeinflusste die staatswissenschaftliche Gesetzgebung in Preußen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Christian Jakob Kraus war ein deutscher Philosoph und Staatswissenschaftler. Er wurde am 27. Juli 1753 im ostpreußischen Osterode (heute Ostróda, Polen) in ein pietistisch-bürgerliches Elternhaus geboren. Nach dem frühen Tod der Eltern ging Kraus zu einem Onkel nach Königsberg (heute Kaliningrad, Russische Föderation) und begann 1771 an der dortigen Universität zuerst evangelische Theologie und später Rechtswissenschaften zu studieren. Sein Studium finanzierte er sich zum Teil als Hauslehrer. Er hörte die Vorlesungen Immanuel Kants und gehörte zu dessen engerem Schülerkreis. Die Freundschaften mit Hans von Auerswald und Johann Georg Hamann beeinflussten seinen weiteren Werdegang. Während Auerswald Kraus' philosophische Grundeinstellung mitbestimmte, gelangte er über Auerswald später zu Einfluss auf die preußische Agrarreform.

Im Dezember 1778 unternahm Kraus eine Studienreise nach Berlin und Göttingen. Während seiner Studienzeiten widmete sich Kraus auch der englischen Sprache und Mathematik. 1780 promovierte Kraus an der Friedrichs-Universität Halle zum Doktor der Philosophie. Die Universität Königsberg berief ihn zum ordentlichen Professor der Praktischen Philosophie und der Kameralwissenschaft. Von Kant und dessen Tischgesellschaft zog er sich zurück. 1792 war Kraus Rektor der Universität Königsberg. Um 1790 hatte Kraus begonnen, sich mehr und mehr auf staatswirtschaftliche Themen zu konzentrieren. Diese wurden in der Folge der Hauptgegenstand seiner Vorlesungen. Kraus galt als exzellenter Rhetoriker und als praxisorientierter Lehrer. Er wurde so zu einem der einflussreichsten Vertreter der liberalen geistigen Strömungen in Preußen und in Deutschland an der Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert. Die damals noch herrschende feudalistische Wirtschaftsordnung betrachtete er

als Hemmschuh für die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung. In inhaltlichem Sinn wurde Kraus als Befürworter der Französischen Revolution gesehen.

Mit seiner Auffassung der Kameralistik als eine progressive, oppositionelle Wissenschaft, unter anderem gegen die herrschende Praxis, die juristische Ausbildung als Eintrittskarte für den Staatsdienst anzusehen, stand Kraus den Lehren des schottischen Wirtschaftsphilosophen Adam Smith nahe, die er auch in seinen Vorlesungen verbreitete. Christian Jakob Kraus starb am 25. August 1807 im Alter von 54 Jahren in Königsberg. Er war verheiratet und hatte mit seiner Frau zwei Söhne und zwei Töchter, von denen eine bereits im Kindesalter starb. Kraus war zeitweise Mitglied der Freimaurerloge „Zu den drei Kronen“. Er verfasste auch verschiedene staatswissenschaftliche Schriften, von denen einige unvollendet und unveröffentlicht blieben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wilfried Forstmann, Christian Jakob Kraus und die Männer der preußischen Reform, in: Heinz Ischryt, Königsberg und Riga. Tübingen 1995.

Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fritz Milkowsky, Kraus, Christian Jacob, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119154897.html#ndbcontent>

Kreßgasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Wilhelm Kreß 1836–1913

Flugpionier. In St. Petersburg geboren, ließ sich der gelernte Klavierbauer nach Reisen durch Mitteleuropa 1873 in Wien nieder. 1876 begann Kreß mit Flugversuchen. Sein wegweisendes Wasserflugzeug war wegen Untermotorisierung flugunfähig und sank 1901. Kreß, der 1900 zudem den Steuerknüppel erfand, versuchte sich fortan an Drachenfliegern und Senkrechtstartern.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Kreß war ein österreichischer Klaviermacher, Flugpionier und Konstrukteur. Er wurde am 29. Juli 1836 in St. Petersburg als Sohn deutscher Eltern geboren. Er besuchte das dortige deutsche Gymnasium und lernte anschließend den Klavierstimmerberuf. Daneben beschäftigte er sich mit der Idee des Fliegens. 1864 baute er sein erstes Flugmodell, eine „Luftschraube“ mit Uhrfederantrieb, das aufgrund des Motorgewichts jedoch nicht flugfähig war. 1873 kam Kreß nach Wien, wo er bei der Firma Bösendorfer Klavierbau lernte.

Kreß' kreatives Talent als Konstrukteur zeigte sich auch in diesem Beruf – er gilt als Erfinder eines speziellen Typs des Cottage-Pianos, eines aufrechten Klaviers mit schräg liegendem Saitenbezug (eine Art Pianino). 1876 begann er wieder mit Flugmodellen zu experimentieren. Bis 1879 baute er mehrere Modelle mit sogenanntem Gummischnurmotor. 1877 brachte er sein erstes derartiges Drachenfliegermodell zum Fliegen. Der Physiker Ludwig Boltzmann wurde auf Kreß und seine Modelle aufmerksam und unterstützte ihn auch finanziell. Weiters beschäftigte sich Kreß auch mit Motorenbau, 1888 skizzierte er einen Rotationsmotor mit Gasturbine, später versuchte er auch den Bau eines Elektromotors. Auch mit den Möglichkeiten eines Muskelantriebs setzte er sich auseinander. Im Studienjahr 1893/94 belegte Kreß Maschinenbauvorlesungen an der k. k. Technischen Hochschule in Wien.

Nach vielen Jahren des Experimentierens mit unterschiedlichen Antriebsarten begann Kreß 1898 mit dem Bau eines großen Drachenfliegers, obwohl er bis dahin das Motorproblem nicht gelöst hatte. Aufgrund fehlender Start- und Landemöglichkeiten an Land und auch aus der Überlegung heraus,

dass ein Absturz über Wasser glimpflichere Folgen haben sollte, entschied sich Kreß für den Bau eines Wasserflugzeugs mit drei hintereinander versetzten Tragflächen und zwei gegenläufigen Propellern. Kreß hatte ein Abfluggewicht von 600 Kilogramm kalkuliert, musste wegen eines zu schwer und zu leistungsschwach gelieferten Motors aber Adaptionen vornehmen und kam letztlich auf 850 Kilogramm theoretisches Abfluggewicht. Bei einem lediglich als Fahrversuch angelegten Unterfangen am 3. Oktober 1901 auf dem Tullnerbacher Stausee (Wienerwaldsee) kippte sein Fluggerät bei einem Wendemanöver und ging unter. Kreß wurde unversehrt gerettet. Ein weiterer Anlauf mit einem neu konstruierten Drachenflieger scheiterte im Jahr darauf an Geldmangel. Ein geplanter Flugversuch auf dem Neusiedlersee konnte nicht realisiert werden. Der Flugapparat wurde schließlich 1904 ins Wiener Arsenal gebracht. Im selben Jahr erhielt Kreß die österreichische Staatsbürgerschaft. 1910 wollte er Versuche mit einem senkrecht startenden Fluggerät an Land beginnen. Dazu brachte er ein Modell zur Firma „Jacob Lohner & Co“ nach Wien, um dieses mit einem Motor zu versehen. Noch während der Einbauarbeiten erlag Wilhelm Kreß am 24. Februar 1913 in Wien einer Lungenentzündung. Er hinterließ eine Frau und eine Tochter. Die Stadt Wien widmete ihm ein Ehrengrab.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale. Graz – Wien 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alexander Rausch, Kreß (Kress), Wilhelm, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_K/Kress_Wilhelm.xml

Hans Christoph Graf von Seherr-Thoß, Kreß, Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 13. Berlin 1982.

Sperr, Kress, Wilhelm (1836–1913), Klaviermacher und Erfinder, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 18. Wien 1968. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Kress_Wilhelm_1836_1913.xml

Kronesgasse

Datum der Benennung

12.5.1909

Text der Zusatztafel

Franz Xaver Krones (Ritter von Marchland) 1835–1902

Historiker. Im Kronland Mähren aufgewachsen, studierte Krones ab 1854 in Wien, habilitierte sich in Graz und war ebendort 1865–1902 Lehrstuhlinhaber für Österreichische Geschichte. Er stand am Beginn der Grazer modernen historischen Wissenschaften. Aus seinem Werk ragt das fünfbändige Handbuch der Geschichte Österreichs, eine epochale Gesamtschau, hervor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Krones wurde am 19. November 1835 unehelich in Ungarisch-Ostrau (Uherský Ostroh) geboren und wuchs bei Pflegeeltern in der Nähe von Iglau auf.¹ Nach der Absolvierung des Gymnasiums in Brünn begann er in Wien mit dem Studium der Geschichte. 1858 promovierte er zum Dr. phil., arbeitete aber schon seit 1857 als Supplent und dann ao. Professor an der Rechtsakademie in Kaschau (Košice, Slowakei). In dieser Zeit vertiefte er seine sprachlichen und geschichtlichen Kenntnisse über Ungarn, kehrte dann aufgrund der zunehmenden Magyarisierung der Akademie 1861 nach Österreich zurück und wurde in Graz als Gymnasiallehrer am k. u. k. Staatsgymnasium (heute Akademisches Gymnasium) angestellt.

Sein historisches Interesse fokussierte sich in dieser Zeit vor allem auf das Mittelalter, wobei sich anfangs zum wissenschaftlichen ein literarischer Zugang gesellte. Unter dem Pseudonym „Frank“ veröffentlichte er in der Grazer „Tagespost“ zwei biografische Feuilletonsgeschichten aus der Periode der letzten untersteirischen „Grafen von Cilli“ im 15. Jahrhundert: über die ermordete Geliebte und zweite Ehefrau von Friedrich II., „Veronika von Teschenitz“ (Tagespost 26. Juni – 22. September 1863), und dessen ebenfalls ermordeten Sohn: „Ulrich Graf von Cilli und seine Zeit“ (Tagespost 21. April 1864 – 22. Oktober 1864) – ein in der steirischen Literatur durchaus beliebtes Sujet seit Johann Ritter von Kalchberg („Die Grafen von Cilli“ 1792/93). Schwerpunkt von Krones' publizistischen Aktivitäten blieb aber fürderhin die Geschichtswissenschaft. Bereits 1862 habilitierte er sich mit der Studie „Umriss des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe in

¹ Vgl. Ferdinand Krones, Krones von Marchland, Franz, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 13. Berlin 1982, S. 86f., hier S. 86. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz46205.html#ndbcontent>

seinen staatlichen Grundlagen vom 10. bis zum 16. Jahrhunderte“ und machte in der Folge rasch akademische Karriere: ordentliche Professur 1865, 1868/69 Dekan, 1876/77 Rektor.

Die 1876 begonnene Veröffentlichung des fünfbandigen Grundlagenwerks „Handbuch der Geschichte Österreichs“ führte im Erscheinungsjahr des letzten Bands, 1879, zu seiner Nobilitierung als „Ritter von Marchland“. In der Folge verfasste der ungemein produktive Wissenschaftler „eine Fülle von Detailstudien zur Geschichte und Quellenkunde des ausgehenden Mittelalters, zur Siedlungsgeschichte, zur steirischen Landesgeschichte, zur österreichischen Geschichte im Zeitalter Napoleons sowie zur Universitätsgeschichte und zur Historischen Geografie“². In der Darstellung blieb Krones ein fakten- und quellenorientierter Historiker mit großen Verdiensten um die Institutionalisierung der Erforschung der steirischen Landesgeschichte mit ausgezeichneten Kontakten zur Kollegenschaft,³ von einem Interesse an Verständlichkeit und einer gewissen sprachlichen Eleganz geleitet. So berichtet er im Vorwort zu seiner anlässlich der 300-Jahr-Feier 1886 erschienenen, über viele Jahrzehnte maßgeblichen „Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz“ von der „Hauptschwierigkeit“, das gesammelte Material in einem Buch unterzubringen, „das weder durch die Überfülle des Detailstoffes erdrücken, noch durch allzu allgemein gehaltenes Raisonnement den Eindruck einer farblosen Skizze machen soll“⁴.

Die universalistische Geschichtskonzeption und die von einer zentralistisch-großösterreichischen, am Wohlergehen des „Staats-Organismus“ orientierte Werthaltung bedeuteten für Krones eine große Skepsis gegenüber den partikularistisch-nationalistischen Unabhängigkeitsbestrebungen in der Monarchie, etwa gegenüber der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn von 1867 oder den Badenischen Sprachenverordnungen 1897 – sie „trafen ihn, den Sudetendeutschen, hart, obwohl er mit der radikal-nationalen Jugend nicht einverstanden war und auch dem politischen Gegner gerecht werden wollte.“⁵ Die politisch prinzipiell konservative, gegen jedwede revolutionäre Aufstandsbewegung gerichtete politische Einstellung Krones' lässt sich auch an der bewundernden Eloge „Feldmarschall Radetzky“ (1891) beobachten, in der er den Heerführer zum Erretter und Heilsbringer stilisiert: „Vater Radetzky' wurde und blieb der Abgott der Soldaten, die Lieblingsgestalt aller, welche die Jahre 1848 und 1849 erlebten; ein goldener Glanz der Volkstümlichkeit wob sich um

² Birgit Scholz, Franz Xaver von Krones, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/krones_franz_xaver_von.html

³ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 272.

⁴ Franz Krones, Vorwort, in: F. K., Geschichte der Karl-Franzens-Universität in Graz. Festgabe zur Feier ihres dreihundertjährigen Bestandes. Graz 1886, S. III–X, hier S. VII. Online verfügbar unter: <https://archive.org/details/geschichtederka00krongoog/page/n10/mode/2up>

⁵ Hans Pirchegger, Franz Krones R. v. Marchland. † 17. Oktober 1902, in: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark 43/1952, S. 195–200, hier S. 199. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_Jg43_Franz-Krones-R.-v.-Marchland-%E2%80%A017.-Oktober-1902.pdf

sein Andenken.“⁶ Die der geschichtlichen Person attestierte Leutseligkeit wurde auch seinem Biografen attestiert, der von seinen Studierenden als : „Vater Krones“, „als ausgezeichnete Lehrer und wohlwollender Prüfer sehr geschätzt wurde“⁷. Franz Krones starb am 17. Oktober 1902 in Graz. Die Wertschätzung der Stadt gegenüber dem Nestor der steirischen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert lässt sich neben der Straßenbenennung auch an jener der Mädchenvolksschule Münzgraben erkennen.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ferdinand Krones, Krones von Marchland, Franz, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 13. Berlin 1982, S. 86f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz46205.html#ndbcontent>

Franz von Krones, Feldmarschall Radetzky. Ein Lebensbild. Wien 1891. Online verfügbar unter: <https://archive.org/details/feldmarschallra00marcgoog>

Franz Krones, Vorwort, in: Franz Krones, Geschichte der Karl-Franzens-Universität in Graz. Festgabe zur Feier ihres dreihundertjährigen Bestandes. Graz 1886, S. III–X. Online verfügbar unter: <https://archive.org/details/geschichtederka00krongoog/page/n10/mode/2up>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Pirchegger, Franz Krones R. v. Marchland. † 17. Oktober 1902, in: Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark 43/1952, S. 195–200. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_Jg43_Franz-Krones-R.-v.-Marchland-%E2%80%A0-17.-Oktober-1902.pdf

Birgit Scholz, Franz Xaver von Krones, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/krones_franz_xaver_von.html

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 272.

Helga Tomberger, Franz Krones Ritter von Marchland (1835–1902). Ein österreichisches Historikerleben. Unpubl. Diss. Graz 1955.

[Erich] Zöllner, Krones von Marchland, Franz (1835–1902), Historiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 19. Wien 1968, S. 294. Online verfügbar unter: http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Krones-Marchland_Franz_1835_1902.xml?frames=yes116555122

⁶ Franz von Krones, Feldmarschall Radetzky. Ein Lebensbild. Wien 1891, S. 64. Online verfügbar unter: <https://archive.org/details/feldmarschallra00marcgoog/page/n74/mode/2up>

⁷ [Erich] Zöllner, Krones von Marchland, Franz (1835–1902), Historiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 19. Wien 1968, S. 294. Online verfügbar unter: http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Krones-Marchland_Franz_1835_1902.xml?frames=yes116555122

Kronfeldgasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Robert Kronfeld 1904–1948

Segelfluggpionier. Der gebürtige Wiener stellte zahlreiche Segelflugrekorde auf, so 1929 erstmalig über hundert Kilometer oder 1931 den Überflug des Ärmelkanals in beide Richtungen. Als Jude im NS-Staat verfolgt, verließ Kronfeld 1933 seine Wahlheimat Deutschland und floh nach England. Er trat 1939 in die Royal Air Force ein und kam 1948 bei einem Testflug um.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Kronfeld war ein österreichisch-britischer Segelfluggpionier. Er wurde am 5. Mai 1904 als Sohn des Zahnarztes Robert Kronfeld (senior) in Wien geboren. Noch bevor er sich mit dem Segelflug befasste, war Robert Kronfeld als Student an der Technischen Universität Wien ein begeisterter Wassersportler und machte in den 1920er-Jahren mit gewagten Kajakfahrten auf verschiedenen Alpenflüssen in Österreich, der Schweiz und Frankreich von sich reden. Als 1926 die erste österreichische Segelfliegerschule auf dem Hundsheimer Kogel eingerichtet wurde, war Kronfeld einer ihrer ersten Schüler. Er erwies sich als außerordentlich talentiert und so bekam er bereits 1927 ein Stipendium für die Segelfliegerschule Rossitten an der Kurischen Nehrung (damals Deutsches Reich, heute Rybachy, Russische Föderation). Anschließend besuchte er die Fliegerschule in der Röhn.

In den kommenden Jahren stellte Kronfeld mit seinen selbstkonstruierten Flugzeugen „Wien“ und „Austria“ zahlreiche Höhen- und Streckenrekorde auf und vollbrachte weitere Pionierleistungen im Segelfliegen. So gelang ihm 1928 bei minus 30 Grad ein Hochgebirgssegelflug über die Rax. Die Zusammenarbeit mit Walter Georgi, einem der führenden Meteorologen seiner Zeit und „Entdecker“ der Thermik, ermöglichte es Kronfeld 1929 als erstem Segelflieger mithilfe eines Variometers Thermik zu fliegen. Am 20. Juni 1931 überquerte er als erster Segelflieger den Ärmelkanal in beide Richtungen und erhielt dafür einen von der „Daily Mail“ gestifteten Preis in der Höhe von 1000 Britischen Pfund. Kronfeld erfand eine nach ihm benannte Autowinde für Flugschleppversuche. 1932 erhielt er die Goldene Medaille für Verdienste um die Republik Österreich. 1933 erlitt Kronfeld zwei Abstürze, die für ihn jedoch glimpflich ausgingen.

Kronfeld unterrichtete an der Ingenieur-Fliegerschule in Weimar. 1933 war Kronfeld genötigt, wegen seiner jüdischen Herkunft und den von den Nationalsozialisten eingeführten Nürnberger Rassengesetzen Deutschland zu verlassen. Er floh zunächst in seine Heimat Österreich und plante die Einrichtung einer Segelflugschule auf dem Gaisberg bei Salzburg. Dieses Projekt wurde jedoch vom Aeroklub hintertrieben. Enttäuscht verließ Kronfeld Österreich 1934 und ließ sich in Großbritannien nieder. Dort übernahm er die British Aircraft Company, die er ab 21. Mai 1936 als Kronfeld Ltd. weiterführte. Das bekannteste Produkt der Firma war das Leichtflugzeug Kronfeld Drone. Zudem wurde „Bob“, wie er nun häufig genannt wurde, Cheffluglehrer im Oxford University City Gliding Club.

1939 erwarb Kronfeld die britische Staatsbürgerschaft und diente während des Zweiten Weltkriegs als Ausbilder im Majorsrang in der Royal Air Force. Für seine Verdienste als Testpilot bekam er das Air Force Cross verliehen. Am 12. Februar 1948 startete er mit einem von ihm selbst entwickelten, rumpflosen Gleiter zu einem Probeflug über Südengland. Das noch unausgereifte Flugzeug, ein sogenannter „Mottenflieger“, geriet kurz nach dem Ausklinken ins Trudeln, überschlug sich und stürzte aus 5000 Meter Höhe ab. Kronfeld kam bei dem Absturz in der Nähe der Ortschaft Lasham ums Leben, ein mitgeflogener Beobachter konnte sich mittels eines Fallschirmabsprunges retten. Robert Kronfeld hinterließ eine Witwe und einen Sohn.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

G. A. Kittl, Herr über Wind und Wolken – Zum Todestag Robert Kronfelds, in: Arbeiterwille vom 18. März 1949.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Heide Liebhart, Verfolgt – Vertrieben – Ermordet. Zur mahnenden Erinnerung durch Strassenbenennungen in Wien 23, in: Jüdische Kulturzeitschrift. Online verfügbar unter: <http://david.juden.at/kulturzeitschrift/44-49/48-verfolgt.htm>

o. A., Kronfeld, Robert (1904–1948), Flieger, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 19. Wien 1968

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Kronfeld_Robert_1904_1948.xml

Kübeckgasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Guido Freiherr von Kübeck zu Kübau 1829–1907

Politiker. Der gebürtige Wiener, in Innsbruck promovierte Jurist war zunächst im Verwaltungsdienst in mehreren Kronländern tätig. Als Statthalter der Steiermark 1870–1895 wirkte er im aufkommenden Nationalitätenkonflikt ausgleichend und förderte das Pflichtschulwesen sowie die Entwicklung der ländlichen Gebiete. Kübeck war 1873–1879 Reichsratsabgeordneter.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Guido Kübeck von Kübau war ein k. k. Verwaltungsbeamter und Reichsratsabgeordneter. Er wurde am 13. Jänner 1829 als Sohn eines Verwaltungsbeamten in Wien geboren und studierte an der Theresianischen Akademie in Wien und später in Innsbruck Jus. Noch als Student in Tirol trat Kübeck als Landeschütze zuerst in das Eppaner Schützenkorps und dann in die Bozener Schützenkompanie ein. Die allgemeine politische Ausrichtung der Schützenvereine damals wird als monarchisch-konservativ charakterisiert. Ab 1850 hatte Kübeck der Reihe nach unterschiedliche Verwaltungsposten in Bozen, Innsbruck, Mailand, Laibach, Görz, Triest und Wien inne.

1868 wurde Kübeck zum Landespräsidenten in Kärnten ernannt, 1870 wurde er kaiserlicher Statthalter in der Steiermark. Von 1873 bis 1879 war Kübeck zudem liberaler Reichsratsabgeordneter. In dieser Funktion unterstützte er die Außenpolitik des Grafen Andrassy und eine Nichteinmischung Österreich-Ungarns in die russisch-türkischen Auseinandersetzungen. In die Schlagzeilen geriet Kübeck im Zusammenhang mit der sogenannten Don-Alfonso-Affäre. Der Bourbonenprinz Alfonso, der seinen Bruder Don Carlos im Kampf um die von ihm beanspruchten Kronen von Spanien und Frankreich unterstützte, hatte gemeinsam mit seiner Ehefrau in Graz eine Villa bezogen. Wegen des Verdachtes, Don Alfonso habe sich schwerer Übergriffe gegen Kriegsgefangene schuldig gemacht, und wegen seines provokativen Auftretens in Graz kam es Ende April 1875 in der steiermärkischen Landeshauptstadt zu Ausschreitungen. Kübeck und dem damaligen Grazer Bürgermeister Wilhelm Kienzl wurde ein Versagen der Behörden vorgeworfen.

Kübeck galt als Förderer des steirischen Pflichtschulwesens und der Lehrerbildung, der Interessen der bäuerlichen Bevölkerung und der Landwirtschaft. Er entfaltete eine rege soziale Tätigkeit. Während seiner Amtszeit erfolgte der Neubau der Technischen Hochschule und der Universität Graz. Am 28. Juli 1890 wurde ihm als Geheimer Rat vom Kaiser der Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit Nachsicht der Taxe verliehen, am 18. Juni 1895 ernannte ihn die Stadt Luttenberg (heute Ljutomer, Slowenien) zu ihrem Ehrenbürger. Am 13. Oktober desselben Jahres trat Kübeck aus gesundheitlichen Gründen als kaiserlicher Statthalter in der Steiermark zurück. Guido Kübeck starb am 23. November 1907 in seinem Haus in der Beethovenstraße in Graz. Das Begräbnis fand am Leonhardfriedhof statt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Cerwinka, Die Don Alfonso-Affäre und die Auflösung der Grazer Studentenkorporationen im Jahre 1875. Eine Fallstudie zum österreichischen „Kulturkampf“, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 11/12/1979/1980.

Christoph von Hartungen, Die Tiroler und Vorarlberger Standschützen – Mythos und Realität, in: Klaus Eisterer – Rolf Steininger (Hg.), Tirol und der Erste Weltkrieg. Innsbruck – Wien 1995.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Ottfried Hafner, Tot in Graz. Lebendige österreichische Geschichte auf dem St. Leonhard-Friedhof. Graz – Wien – Köln 1990.

o. A., Kübeck von Kübau, Guido, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 19. Wien 1968. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_K/Kuebeck-Kuebau_Guido_1829_1907.xml

Martin Schennach, Der wehrhafte Tiroler. Zu Entstehung, Wandel und Funktion eines Mythos, in: Geschichte und Region/Storia e Regione 14/2/2005.

Kudlergasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Josef (Ritter von) Kudler 1786–1853

Jurist, Nationalökonom. Der promovierte Jurist lehrte 1810–1821 am Lyzeum seiner Geburtsstadt Graz, wo er mehrere soziale wie ökonomische Initiativen Erzherzog Johanns anregte und mitumsetzte. Als Professor für politische Wissenschaften am Wiener Juridicum sowie als Abgeordneter zum konstituierenden Reichstag 1848 vertrat Kudler die Ideen eines liberalen Staats.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Kudler war ein österreichischer Rechtsgelehrter. Er wurde am 10. Oktober 1786 als Sohn eines Banca-Beamten in Graz geboren. Als der Vater früh starb, nahm sich der Onkel, der Rechtswissenschaftler Franz von Zeiller, seiner an und holte Josef Kudler nach Wien, wo er an der Universität Jus studierte. Nach der Promotion erhielt er 1810 eine Stelle als Professor für politische Wissenschaft und Statistik an der Juridischen Fakultät des Grazer Lyzeums. 1816/17 war Kudler auch dessen Rektor. Neben Vorlesungen in den sogenannten Politischen Wissenschaften hielt Kudler auch Vorträge über Statistik.

Während seiner Grazer Zeit beteiligte sich Kudler an der Gründung der Steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft und des Lesevereins am Joanneum. Kudler war auch Herausgeber der „Steiermärkischen Zeitschrift“. Besonders intensiv befasste er sich mit der Brandschadenversicherung und der Institution von „Feuerversicherungsanstalten“. 1821 wurde er als Professor der politischen Wissenschaften und der österreichischen politischen Gesetzkunde nach Wien berufen. In den folgenden Jahren veröffentlichte Kudler eine Reihe von Aufsätzen zu strafrechtlichen und volkswirtschaftlichen Themen, insbesondere über das Steuerwesen: Steuern sollten seiner Meinung nach nur auf das Einkommen erhoben werden. Auch trat Kudler für die Gewerbefreiheit ein.

1835 erhielt Kudler Titel und Rang eines Regierungsrates. 1845 wurde er einem Komitee zur Beratung über die Reform des juristischen Studienwesens beigezogen. 1846 erschien sein zweiteiliges Lehrbuch „Die Grundlehren der Volkswirtschaft“. Im Jahr 1848 wurde er unter gleichzeitiger

Entbindung vom Lehramt zum Direktor der juridisch-politischen Studien der Wiener Universität ernannt und außerdem Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Im selben Jahr entsandte ihn die damalige Wiener Vorstadtgemeinde Laimgrube als Abgeordneten in den konstituierenden Reichstag. Bei den Beratungen über die Grundrechte in Kremsier vertrat Kudler, obwohl Abgeordneter der Rechten, zum Teil auch liberale Prinzipien. So trat er zum Beispiel für die Abschaffung der Todesstrafe ein.

Bei seinem letzten parlamentarischen Auftreten forderte er eine Normierung des Verhältnisses des Staates zur Kirche, das einerseits volle Gewissensfreiheit, andererseits die Macht des Staates gegenüber der Kirche beinhalten sollte. Unmittelbar vor seiner Auflösung wählte der Reichstag Kudler noch zu seinem Ersten Vizepräsidenten. 1852 wurde ihm der Hofratstitel verliehen; die Überreichung des Leopolds-Ordens bedeutete statutengemäß die Erhebung in den österreichischen Ritterstand. Als Mitglied des Niederösterreichischen Gewerbevereins beschäftigte sich Kudler in seinen letzten Jahren mit der Förderung von Flachs- und Hanfanbau.¹ Josef Ritter von Kudler starb am 6. Februar 1853 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hermann Ibler, Nationalökonomie (= Geschichte der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz 2). Graz 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gustav Otruba, Kudler, Joseph Ritter von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 13. Berlin 1982. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116577134.html>

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 13. Wien 1865.

¹ Vgl. Wiener Zeitung vom 8. März 1853.

Kudlichweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Hans Kudlich 1823–1917

Politiker, Mediziner. Der in Österreichisch-Schlesien geborene Bauernsohn nahm 1848 als Wiener Student an der Revolution teil. Über Kudlichs Antrag befreite der konstituierende Reichstag die Bauern 1848 aus ihrer Untertänigkeit. Als Revolutionär in Österreich zum Tode verurteilt, studierte der Bauernbefreier in der Schweiz Medizin und emigrierte 1854 in die USA.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Kudlich, Arzt und Reichstagsabgeordneter. Er setzte die Aufhebung des bäuerlichen Untertänigkeitsverhältnisses im Jahre 1848 durch. Am 25. Oktober 1823 als Bauernsohn in Lobenstein (Mährisch-Schlesien, heute Úvalno, Tschechische Republik) geboren, ging er mit elf Jahren in das Gymnasium in Troppau (heute Opava, Tschechische Republik) und studierte anschließend Jus in Wien. Für das Studium benötigte er nach den damaligen Gesetzen noch die Erlaubnis der Herrschaft.

Als 1848 die Revolution ausbrach, engagierte er sich von Beginn an für die Aufhebung der Robot. Im März 1848 wurde er bei einer Demonstration durch einen Bajonettstich an der Hand verwundet und kehrte zur Pflege kurzfristig nach Schlesien zurück. Dort engagierte er sich weiter politisch und kandidierte für den Wiener Reichstag. Mit Unterstützung der tschechischen Bauern wurde Kudlich gegen seinen bürgerlich-liberalen Gegenkandidaten als jüngster Abgeordneter in die erste parlamentarische Vertretung des alten Österreich gewählt. Am 25. Juli, wenige Tage nach dem Zusammentritt des Reichstages in der Winterreitschule, reichte er einen Antrag über die Änderung der Untertanenverhältnisse ein, mit dem Wortlaut „Von nun an ist das Untertänigkeitsverhältnis samt allen dazugehörigen Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehaltlich der Bestimmungen, ob und wie eine Entschädigung zu leisten sei.“ Am 7. September 1848 wurde das Grundentlastungsgesetz als einziges Reformwerk des revolutionären Reichstages verabschiedet und in der Folge am 4. März 1849 durch Patent von Kaiser Franz Joseph I. in die Wege geleitet.

Während der Belagerung Wiens im Zuge des Wiener Oktoberaufstandes versuchte Kudlich vergeblich, die ober- und niederösterreichischen Bauern zur militärischen Hilfe für den Reichstag zu bewegen. Im anschließenden, nach Kremsier verlegten Reichstag blieb Kudlich zurückhaltend. Nach dessen gewaltsamer Auflösung am 7. März 1849 musste er, wie die meisten Abgeordneten der Linken, aus Österreich fliehen und ging zuerst zu seinem Bruder nach Frankfurt. Im Mai 1849 beteiligte er sich in Leipzig an den Vorbereitungen eines in Prag geplanten Aufstandes und wirkte bei Aufständen in der Pfalz und in Baden mit. Kudlich wurde deswegen von einem bayerischen Gericht gesucht. Nach der Zerschlagung der revolutionären Hoffnungen floh er im Juni 1849 in die Schweiz, wo er in Bern bei dem liberalen Professor Wilhelm Vogt Unterschlupf fand. 1853 schloss Kudlich in Zürich ein Medizinstudium ab.

Kudlich heiratete Louisa Vogt, die Tochter seines Unterstützers, und wanderte mit ihr 1853 in die Vereinigten Staaten von Amerika aus. Er ließ sich in Hoboken (US-Bundesstaat New Jersey) als Arzt nieder. Während des amerikanischen Bürgerkriegs stand er aufseiten der Republikaner und engagierte sich gegen die Sklaverei. 1866 wurde die gegen ihn verhängte Todesstrafe in Österreich aufgehoben, was ihm Reisen in die Heimat ermöglichte. Kudlich wandte sich gegen den damals aufkommenden tschechischen Nationalismus, verurteilte aber gleichzeitig den deutschnationalen Antisemitismus Schönereis, in dem er eine Bedrohung des deutschen Einflusses in der Monarchie erkannte. Hans Kudlich starb am 11. November 1917 als Letzter der 383 Abgeordneten des seinerzeitigen Ersten Österreichischen Reichstages 94-jährig in Hoboken. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich die USA bereits mit Österreich-Ungarn im Krieg. Seine Urne wurde auf seinen letzten Wunsch hin nach Europa zurückgebracht und 1925 in der Urnenhalle der Hans-Kudlich-Warte in Lobenstein feierlich beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Feigl, Hans Kudlich (1823–1917), Politiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 19. Wien 1968. Online verfügbar unter:

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Kudlich_Hans_1823_1917.xml

Franz A. Hawla, Was wäre Wien ohne ... Von zugewanderten echten Wienerinnen und Wienern. Wien 2001.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kurt Oberdorfer, Kudlich, Hans, in: Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas. Bd. 2. München 1976. Online verfügbar unter: <http://www.biolex.ios-regensburg.de/BioLexViewview.php?ID=1210>

Friedrich Prinz, Kudlich, Hans, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 13. Berlin 1982. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118567470.html#ndbcontent>

Kumarweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Joseph August Kumar 1789–1818

Schriftsteller. Kumar nahm nach Studium und kurzzeitiger Buchhaltertätigkeit in seiner Geburtsstadt Graz an den Feldzügen gegen Napoleon teil. Der Oberleutnant kehrte 1815 mit einer Verwundung zurück und wandte sich, in den Ruhestand versetzt, der Grazer Stadtgeschichte zu. Mit seinen „Historischmalerischen Streifzügen“ schuf er 1816 Graz ein zeitloses Denkmal.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph August Kumar, der Sohn des k. u. k. Verwalters Joseph Kumar und dessen Frau Aloisia, wurde am 7. Dezember 1789 in Graz geboren. Nach dem Studium in Graz trat er in die k. k. Provinzialbuchhaltung ein, meldete sich – wie viele seiner Altersgenossen patriotisch entflammt – 1808/1809 zum ersten Judenburger Landwehrebataillon und wurde, nachdem er zuerst im Rechnungswesen tätig gewesen war, zum Oberleutnant ernannt und 1810 zum Infanterieregiment Baron De Vaux Nr. 25 versetzt. 1813 kämpfte er in einem von zwei Bataillonen dieses Regiments gegen Napoleons Armee und verlor bei der Erstürmung einer gegnerischen Batterie am Moczynski'schen Garten vor Dresden am 26. August 1813 ein Auge.¹ 1815 kehrte er nach einem Ruhedienst in einem französischen Städtchen nach Graz zurück, wo er sich, in den Ruhestand versetzt, der Erforschung der Grazer und steirischen Geschichte widmete. Sein früher Tod 1818 war höchstwahrscheinlich eine Folge der Kriegsverletzungen.²

Schon früh veröffentlichte er – als nicht einmal Zwanzigjähriger – im Jahr 1808 als Ausfluss seiner historischen Interessen einen „Versuch einer vaterländischen Geschichte Ottokar des Sechsten, des ersten Herzoges der Steyermark“, in der Folge Aufsätze – v. a. in der literarischen Beilage der

¹ Vgl. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 13. 1865, S. 363. Online verfügbar unter:

https://de.wikisource.org/wiki/BLKÖ%3AKumar%2C_Joseph_August

² Vgl. Johann Baptist Edler von Winklern, Biographien denkwürdiger Steiermärker. CXII: Joseph August Kumar, in: Steiermärkische Zeitschrift NF 1/1842, S. 67f., hier S. 68. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=a10&datum=1842&page=70&size=45>

„Grätzer Zeitung“, „Der Aufmerksame“, 1815 die historisch-topografischen „Mahlerischen Streifzüge in den Umgebungen der Hauptstadt Grätz“, als letztes historisches opus magnum eine dreibändige „Geschichte der Burg und Familie Herberstein“ (1817). Die drei Buchpublikationen lassen sich mittlerweile im Internet nachlesen, wobei insbesondere die „Streifzüge“ aufgrund ihres lebendigen Erzählmodus auch heute noch an der Grazer Vergangenheit Interessierte zu fesseln vermögen.³ Darüber hinaus erschienen unter Kumars Herausgeberschaft drei Jahrgänge eines genrespezifisch und kulturhistorisch interessanten „Kleinen Almanachs für Damen“ 1817 bis 1819, die leider noch nicht online zugänglich sind. In mehreren Jahrgängen finden sich hier auch lokalgeschichtliche Beiträge Kumars, die in Anton Schlossars unverzichtbarer Steiermark-Bibliografie aufgeschlüsselt werden.⁴

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Otfried Hafner, Josef August Kumar, in: Tot in Graz. Lebendige österreichische Geschichte auf dem St. Leonhard-Friedhof. Graz – Wien – Köln 1990, S. 274.

[Fritz] Posch, Josef August Kumar, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 19. Wien 1968, S. 344f. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Kumar_Josef-August_1789_1818.xml

Anton Schlossar, Josef August Kumar, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1883, S. 367–368. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd124870910.html#adbcontent>

Anton Schlossar, Die Literatur der Steiermark in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. Ein Beitrag zur österreichischen Bibliographie. Graz 1886. Online verfügbar unter: https://digitalisate.zbw.eu/data/Lieferung_012_Teil_1/833176161/833176161.pdf

Johann Baptist Edler von Winklern, Biographien denkwürdiger Steiermärker. CXII: Joseph August Kumar, in: Steiermärkische Zeitschrift NF 1/1842, S. 67f. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=a10&datum=1842&page=69&size=45>

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen

³ J. A. Kumar, Mahlerische Streifzüge in den Umgebungen der Hauptstadt Grätz. Mit besonderer Rücksicht für die vaterländische Geschichte. Grätz 1815. Online verfügbar unter: http://digital.onb.ac.at/OnbViewer/viewer.faces?doc=ABO_%2BZ18633850X

⁴ Anton Schlossar, Die Literatur der Steiermark in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung. Ein Beitrag zur österreichischen Bibliographie. Graz 1886, S. 158, Index. Online verfügbar unter: https://digitalisate.zbw.eu/data/Lieferung_012_Teil_1/833176161/833176161.pdf

Kronländern gelebt haben. Bd. 13. 1865, S. 363f. Online verfügbar unter:
https://de.wikisource.org/wiki/BLKÖ%3AKumar%2C_Joseph_August

Kuwasseggasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Joseph Kuwasseg 1799–1859

Maler. Der in Triest geborene Kaufmannssohn besuchte 1817–1818 die Ständische Zeichenakademie in Graz und fertigte für namhafte Verlage Lithografien an. Er entwickelte zudem einen realistischen Stil zur Wiedergabe der steirischen Landschaft. Kuwassegs oft als Aquarell ausgeführten lithografischen Arbeiten, so seine Graz-Ansichten, ragen aus seinem Werk hervor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph (häufiger auch: Josef) Kuwasseg war ein österreichischer Landschaftsmaler und Lithograf. Geboren wurde er am 25. November 1799 als Kaufmannssohn in Triest. Die Familie übersiedelte 1809 nach Graz. Als der Vater starb, nahm sich ein Onkel aus Luttenberg (Ljutomer, heute Slowenien) seiner an. Während er dort als Kuhhirt arbeitete, begann er zu zeichnen. Sein Talent fiel Gönnern auf und so konnte Joseph Kuwasseg in den Jahren 1817/18 die Ständische Zeichenakademie in Graz besuchen.

Ab 1824 arbeitete er für die Grazer Verlage Joseph Franz Kaiser und Heribert Lampel. Von 1826 bis 1832 war er, zeitweise gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Karl, bei der lithografischen Anstalt der Brüder Matthäus und Josef Trementsky in Wien als Zeichner und Lithograf tätig. Für die Brüder Trementsky stellte er zwei Serien von sechs Heften Lithografien in Kreide als Landschaftszeichenschule her. 1830 übersiedelte Kuwasseg wieder nach Graz. Hier verdiente er sich den Lebensunterhalt unter anderem mit dem Entwurf der Dekoration für den Eissalon beim Vergnügungsort „Colosseum“. Kuwasseg arbeitete unter Ludwig Freiherr von Welden auch an der Planung der Parkanlagen auf dem seit der Zerstörung der Festung öde liegenden Schloßberg mit. Für den Verlag Heribert Lampel stellte er 1842 eine Landschaftszeichenschule in 19 Blättern zusammen.

Kuwasseg entwickelte einen realistischen Stil der Landschaftsschilderung, der in der Folge in der Steiermark beispielgebend wurde und die bis dahin verbreiteten klassizistischen und barocken Darstellungen ablöste. In seinen Aquarellen erzeugte er durch gezielten Einsatz von Licht und Schatten eine gewisse Atmosphäre. Kuwasseg arbeitete auch mit Ölfarben und versuchte sich

gelegentlich in der Wandmalerei. Seine Arbeiten – vor allem die Grafiken und Aquarelle – wurden auch im Ausland, insbesondere in England, sehr geschätzt. Kuwasseg's Lithografien mit Darstellungen der damaligen Steiermark und von Graz gelten als bedeutende topografisch-historische, kunst- und industriegeschichtliche sowie volkskundliche Dokumente.

Für den am Grazer Joanneum tätigen Paläobotaniker Franz Unger schuf Kuwasseg 14 Lithografien mit Darstellungen der erdgeschichtlichen Entwicklung. Die erste Auflage von „Die Urwelt in ihren verschiedenen Bildungsperioden“ erschien mit einem Vorwort von Unger im Jahr 1851, die zweite, um zwei Darstellungen erweitert, sieben Jahre später. In der Folge tauchten in Privatbesitz noch zwei Aquarellzyklen mit 16 bzw. 18 großformatigen Blättern auf, die auf eine Extraanfertigung und großes wissenschaftliches Interesse hinweisen. Kuwasseg war zweimal verheiratet, beide Ehen blieben jedoch kinderlos. Seine beiden Brüder Karl Josef und Leopold waren ebenfalls Maler und Lithografen. Ersterer wanderte später nach Frankreich aus. Joseph Kuwasseg starb am 19. März 1859 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gsodam, Kuwasseg (Kuwassegg, Kuwasegk), Josef, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 4. Lfg. 19. Wien 1968. Online verfügbar unter:

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_K/Kuwasseg_Josef_1799_1859.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Margarete Payer, Josef Kuwasseg, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/kuwasseg_josef.html

Lacherweg

Datum der Benennung

22.6.1950

Text der Zusatztafel

Carl Friedrich Lacher 1850–1908

Bildhauer. Aus Mittelfranken stammend und in Nürnberg ausgebildet kam er 1874 als Lehrer an die Grazer Kunstgewerbeschule. 1895 initiierte er die Gründung des „Kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums“ als Erweiterung des Joanneums. Als Museumsdirektor, Bildhauer, Kunstsammler und Landeskonservator war Lacher zentrale Figur im steirischen Kulturleben.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl (auch: Carl) Lacher war ein Grazer Kunstpädagoge, Bildhauer, Sammler und Museumsdirektor. Er wurde am 23. Mai 1850 als Sohn des Lehrers Johann Konrad und der Maria Carolina Lacher in Uttenhofen (Bayern) geboren. Von 1866 bis 1872 besuchte er die Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Anschließend setzte er seine künstlerische Ausbildung in München und auf einer Italienreise fort. 1874 holte ihn der Direktor der k. k. Staatsgewerbeschule in Graz, August Ortwein, als Lehrer für Modellieren an seine Anstalt. Lachers Schüler waren unter anderem mit seinen Entwürfen international auf Ausstellungen erfolgreich.

Neben seiner Unterrichtstätigkeit war Lacher auch Bildhauer und Designer. Seine bildhauerischen Porträts von bekannten einflussreichen Persönlichkeiten seiner Zeit, darunter Erzherzog Johann, wirken trotz einer gewissen Glätte lebendig, die Entwürfe für kunstgewerbliche Objekte lehnen sich an Formen der Renaissance an, enthalten aber ebenso Schmuckelemente des Jugendstils. 1879 wurde Lacher Professor an der Staatsgewerbeschule und erhielt gleichzeitig die österreichische Staatsbürgerschaft. 1880 und 1890 war er maßgeblich an der Gestaltung der jeweiligen Steirischen Landesausstellung beteiligt. Daneben war Lacher ein engagierter Kunstsammler.

Auf Lacher geht die Gründung des „Kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums“ als Erweiterung des bestehenden Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum zurück. Seine Sammlung, die er auf Reisen nach Italien und Deutschland sowie auf zahlreichen Streifzügen durch die Steiermark

zusammenzug und mithilfe von Subventionen erwarb,¹ bildet noch heute den Grundstock des Bestands, der aus Musterstücken des Kunstindustrievereins hervorging. 1895 wurde Lachers Sammlung in einem extra errichteten und von Kaiser Franz Josef eröffneten Gebäude untergebracht. 1892 übernahm Lacher zusätzlich die Leitung des Landeszeughauses, 1902 auch die der Landesbildergalerie.

Seit 1895 betreute er als Konservator der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale vor allem die steirischen Bezirke Gröbming, Liezen, Judenburg, Leoben und Murau. Lacher war in vielen Vereinen aktives Mitglied, nach August Gunolt war er 1905–1908 Vorstand der Vereinigung Bildender Künstler Steiermarks. Lacher erhielt viele Auszeichnungen, darunter die Goldmedaille für Kunst und Wissenschaft (1890), die Silbermedaille der Pariser Weltausstellung (1900) und den Ehrenpreis des Österreichischen Handelsministeriums (1900). Karl Lacher starb nach längerer Krankheit am 15. Jänner 1908 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Margarete Payer, Karl Lacher, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/lacher_karl.html

¹ Grazer Tagblatt vom 16. Jänner 1908.

Lagknergasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Daniel Lagkner nach 1550 – nach 1607

Komponist. In Marburg an der Drau/Maribor geboren, wirkte Lagkner im niederösterreichischen Loosdorf als Organist und ebendort ab 1606 als „Symphonista“ des Baron Losenstein. Sein Werk, so die sechsstimmige „Melodia funebris“ von 1601 oder lateinische und deutsche Vokalsammlungen, steht am Übergang von der Renaissance-Polyphonie zu venezianischen Stilprinzipien.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Daniel Lagkner (andere Schreibweise: Lagkhner) war ein österreichischer Komponist. Über seinen Lebensweg ist wenig bekannt. Er wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vermutlich in Marburg an der Drau (heute Maribor, Slowenien) geboren. Eine italienische Musikschulung scheint angesichts der Charakteristika seines überlieferten Werks wahrscheinlich.

Lagkner bezeichnet sich im Vorwort zu seinem Hauptwerk „Soboles musica“ aus dem Jahr 1602 als Bürger und Organist in Loosdorf (Niederösterreich) und 1606/07 zeichnet er seine Werke als „Symphonista“ bzw. als „Musurgus“ des dort begüterten Baron Losenstein. Lagkner dürfte allerdings bereits lange vor 1600 nach Losenstein gekommen sein, wo die Freiherren bereits 1574 eine Musikschule gegründet hatten. Eine sechsstimmige „Melodia funebris“ Lagkners erschien ein Jahr davor in Wien. Lateinische und deutsche Vokalsammlungen folgten in den Jahren 1602 bis 1607 in Nürnberg. Daraus wird geschlossen, dass Lagkner als Protestant gezwungen war, Österreich zu verlassen. Allerdings dürfte er der Heimat verbunden geblieben sein, wie die Widmungen seiner Werke „Flores Jessaei“ (1606) und „Florum Jessaeorum semina“ (1607), jeweils an den Wiener Arzt Johann Bierdümpl und an den steirischen Landeshauptmann Paul Trauner, vermuten lassen. Lagkners weiteres Schicksal, Sterbeort und -datum sind unbekannt.

Lagkners Kompositionen sind zum Teil von Doppelchor und Homophonie gekennzeichnet, was eine Assimilierung der zeitgenössischen venezianischen Musik nahelegt, gleichzeitig ist er noch fest in der Polyphonie der Renaissance verankert. Seine Sammlung „Neuer teutscher Lieder I. Theil“ (1606) beinhaltet 23, fast ausschließlich weltliche vierstimmige Lieder zu Texten aus dem Ambraser

Liederbuch, die verschiedenen österreichischen Adeligen gewidmet sind. Technisch einfacher sind die Tricinia und vierstimmigen lateinischen Kompositionen seiner beiden „Flores“, die offenbar für Gottesdienste und für den Musikunterricht in der Loosdorfer Schule vorgesehen waren. Suppan bezeichnet Lagkner als einen „Kleinmeister frühprotestantischer Musik in Österreich“, Federhofer erwähnt ihn als einen der frühesten überlieferten, in der Steiermark gebürtigen Komponisten.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

H. Federhofer, Artikel Lagkner, in: F. Blume (Hg.), Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Kassel – Basel 1949.

Rudolf Flotzinger (Hg.), Musik in der Steiermark. Katalog der Landesausstellung 1980. Graz 1980.

Iva Klemcic, Lagkner (Lagkner), Daniel, in: Rudolf Flotzinger (Hg.), Österreichisches Musiklexikon. Bd. 3. Wien 2004.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

Laimburggasse

Datum der Benennung

1826

Text der Zusatztafel

Anton Leiß Ritter von Laimburg 1772–1842

Offizier. Auf Schloss Matrei am Brenner geboren, gehörte er dem Tiroler Herren- und Landstand sowie den Landeschützen, zuletzt im Rang eines k. k. Schützenmajors, an. Auf seinem 1826 erworbenen Grazer Grundbesitz erbaute er das heute noch bestehende Grabenschlössl als Gutshof. Dabei entstand die parallel zur Grabenstraße verlaufende, nach ihm benannte Gasse.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Leiß (andere Schreibweise: Leyß) von Laimburg war ein Tiroler Adeliger und Offizier sowie später Gutsbesitzer in Graz. Anton Johann Georg Leiß wurde am 21. April 1772 auf Schloss Trautson bei Matrei am Brenner als Sohn des dortigen „Pfleger“, Johann Josef Candidus Leiß von Laimburg, geboren. Bereits als 16-Jähriger schlug er die Militärlaufbahn ein. Von 1798 bis 1802 war er beim Tiroler Scharfschützenkorps, danach bis zu seiner Pensionierung im Majorsrang bei der Tiroler Landmiliz. Als 1809 der Tiroler Volksaufstand ausbrach, wurde Leiß reaktiviert und nahm als Oberleutnant des zweiten Landwehr-Bataillons „König Wilhelm der Niederlande“ an mehreren Kämpfen gegen die napoleonischen Truppen in den Tiroler Bergen teil.

Am 1. April 1811 beendete Leiß endgültig seine Militärlaufbahn. Im Juni desselben Jahres ist sein Aufenthalt in Rattenberg (Bezirk Kufstein) dokumentiert, danach klafft eine Lücke in seiner Biografie. Vermutlich verließ er im Zuge des Abzugs des österreichischen Militärs nach dem Znaimer Waffenstillstand am 12. Juli Tirol. 1826 kaufte er das Gut des Anton Jeckl am Graben bei Graz, bestehend aus dem Garten am Graben, dem Inzaghischen Garten am Graben, dem Abeleschen Freihaus, der Karlonischen Gült am Mittergraben und der Tiergartengült, und benannte es in Gut Laimburg um. Anton Leiß von Laimburg starb am 8. Jänner 1842 70-jährig in Graz und wurde auf dem Leonhardfriedhof begraben. Mit seiner bereits früh verstorbenen Frau Magdalena (geborene Sterzinger von Felsenheim) hatte Anton Leiß drei Kinder. Er gehörte dem Herren- und Landstand Tirols an.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

- Rudolf Granichstaedten-Czerva, Beiträge zur Familiengeschichte Tirols. 1. Nordtiroler Familien.
2. Tiroler Amtswalter 1486–1953. Mit einem Anhang über Ständische Einrichtungen. Innsbruck 1954.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
- Steiermärkisches Landesarchiv: Familien- und Besitztumskarte des Grazer Chirurgen Anton Jeckl und seines Sohnes, des Chirurgen und Gutsbesitzers (Peter) Anton Jeckl (geb. 1760).

Laudongasse

Datum der Benennung

1892

Text der Zusatztafel

Gideon Ernst (Freiherr) von Loudon (Laudon) 1717–1790

Offizier. In Livland geboren und 1732–1744 in russischen Diensten, trat er als Oberleutnant in die habsburgische Armee über und stieg im Siebenjährigen Krieg 1756–1763 zum General auf. 1778 als Feldmarschall reaktiviert, war er Oberbefehlshaber im Bayerischen Erbfolgekrieg 1778–1779 und erzielte 1789 als Eroberer des osmanischen Belgrads seinen größten Sieg.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gideon Ernst von Loudon war ein österreichischer Feldherr. Geboren wurde er am 2. Februar 1717 auf dem Gut Tootzen bei Loudon in Livland (damals Russisches Reich, heute Toce, Lettland). Er und seine Geschwister wurden vom eigenen Vater und einem Prediger namens Oxfort protestantisch erzogen. 1732 trat er in ein russisches Regiment ein, das damals in Pleskau (Pskow) stationiert war. Mit diesem Regiment nahm Loudon am Polnischen Thronfolgekrieg teil und war an der Besetzung Warschaus und Westpolens beteiligt. Bei der Belagerung Danzigs im Jahr 1734 musste der 17-Jährige erstmals das Kommando einer Kompanie übernehmen, nachdem alle Offiziere tot oder verwundet waren.

Während des Russisch-Österreichischen Türkenkrieges kämpfte Loudon 1738/39 am Dnjepr und stieg in den Offiziersrang auf. Weil seinen Beschwerden über verschiedene Vorkommnisse während dieses Krieges kein Gehör geschenkt wurde, trat Loudon nach dem Frieden von Belgrad aus der russischen Armee aus. Er bemühte sich vergeblich um Aufnahme in die preußische Armee und trat schließlich in österreichische Dienste. 1744 wurde er verwundet und zum Hauptmann befördert. Wegen Vorwürfen des Ungehorsams und von Übergriffen verließ Loudon vorübergehend die Armee. Er heiratete und trat zum katholischen Glauben über. Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges bemühte sich Loudon um einen Wiedereintritt in die Armee. 1756 wurde er auf Anraten des Staatskanzlers Kaunitz als Oberstleutnant in einem kroatischen Freikorps nach Böhmen geschickt.

1757 wurde er für verschiedene Erfolge zuerst zum Oberst und schließlich Generalmajor befördert. Als er bei Domstadt in Mähren im Juni 1758 einen großen preußischen Konvoi festsetzte und

Friedrich den Großen damit zwang, die Belagerung von Olmütz aufzugeben, wurde Laudon abermals befördert. Nach seinem Sieg in der Schlacht von Kunersdorf, an der er bereits als Korpskommandant beteiligt war, wurde Laudon 1760 zum Feldzeugmeister ernannt. Für die kriegsentscheidende Niederlage in der Schlacht bei Liegnitz am 15. August desselben Jahres wollte Laudon nicht die Verantwortung übernehmen und schob die Schuld seinen Unterkommandeuren Leopold Daun und Franz Moritz Lacy in die Schuhe. 1762 erhielt er kein weiteres Kommando. 1766 wurde er in den Hofkriegsrat berufen. 1777 erwarb er das Schloss Hadersdorf bei Wien, das sein Wohnsitz bis zu seinem Tod wurde und das heute auch Schloss Laudon heißt.

Als Feldmarschall kommandierte er 1778 im Bayerischen Erbfolgekrieg mit wenig Erfolg. Laudon zog sich in den folgenden Jahren verbittert nach Hadersdorf zurück. 1788 wurde er im Verlauf des 8. Türkenkrieges erneut Oberkommandierender und eroberte mit der ihm unterstehenden Armee am 8. Oktober 1789 Belgrad. Im Jahr darauf wurde er von Kaiser Leopold II. zum Generalissimus ernannt und als Befehlshaber einer Armee gegen Preußen nach Mähren geschickt. Dort starb er am 14. Juli 1790 in seinem Hauptquartier in Neutitschein (heute Nový Jičín, Tschechische Republik). Der befürchtete Krieg blieb damals aus. Das in Österreich und Tschechien zum Teil heute noch gebräuchliche Fluchwort „Fix Laudon!“ bezieht sich auf Gideon Ernst von Laudon und soll angeblich auf einen Ausspruch Maria Theresias zurückgehen.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Johannes Kunisch, Laudon, Ernst Gideon Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 13. Berlin 1982. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118726676.html>

Helmut Neuhold, Österreichs Kriegshelden. Landsknechte, Haudegen, Feldherren. Graz 2012.

Lauzilgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Josef Georg) Karl Lauzil (Laužil) 1842–1902

Architekt. Nach der Technischen Hochschule sowie der Akademie der bildenden Künste in seiner Geburtsstadt Wien folgten Lauzils Stationen als Architekt und Dombauherr in Regensburg, Wien und Pilsen/Plzeň. 1879 kam er als Direktor der neuen Staatsgewerbeschule nach Graz, wo 1882–1892 der Zentralfriedhof und 1896–1898 dessen Kirche nach seinen Plänen gebaut wurden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Lauzil war ein österreichischer Architekt, der den Grazer Zentralfriedhof plante. Er wurde als Josef Georg Carl Lauzil am 27. Februar 1842 in Wien geboren und studierte an der Technischen Hochschule und ab 1861 Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien. An Letzterer wurde er für seine Stilstudien mit dem Gundel-Preis ausgezeichnet. Nach dem Studium arbeitete er 1867/68 im Atelier Denzinger in Regensburg und im Atelier Friedrich Schmidt in Wien. 1868 wurde Lauzil Dombauassistent in Regensburg, 1870 erhielt er die Stelle des Dombauführers von St. Stephan in Wien. 1873 wurde er Chef des Architekturbüros der „Donau-Baugesellschaft“. Als solcher nahm er an den Wettbewerben für die Gestaltung des Wiener Zentralfriedhofs und des Landtagsgebäudes in Lemberg (heute Lviv, Ukraine) teil.

1876 wurde Lauzil nach einem kurzen Intermezzo an der Staatsgewerbeschule in Prag Fachvorstand der bautechnischen Abteilung an der neu errichteten Deutschen Staatsgewerbeschule in Pilsen (heute Plzeň, Tschechische Republik). 1877 wurde er Konservator der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmäler. Auch diesen Posten bekleidete Lauzil nicht lange und 1879 wurde er als Nachfolger von August Ortwein zum Direktor der neuen k. k. Staatsgewerbeschule in Graz bestellt. In dieser Stellung wirkte Lauzil auch als Beirat für das gewerbliche Unterrichtswesen in der Steiermark, als Mitglied des Aufsichtsrates und als Obmann-Stellvertreter des Schüler-Unterstützungsvereines der Staatsgewerbeschule. Zusätzlich war er als Vertreter der Unterrichtsverwaltung im Schulausschuss der gewerblichen Fortbildungsschulen in Graz und als Regierungskommissär für die Inspektion der Staats-Handwerkerschule in Klagenfurt und der gewerblichen Fortbildungsschulen der Steiermark und Kärnten tätig.

Neben diesen Aufgaben wirkte Lauzil auch als Architekt weiter. So plante er in den 1880er- und 1890er-Jahren unter anderem den Grazer Zentralfriedhof, die zugehörige Kirche, das Reinighaus'sche Stiftungshaus sowie den hinteren Trakt des Gebäudes der Staatsgewerbeschule. 1893 erhielt Lauzil das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens, zusätzlich wurde ihm die Jubiläumsmedaille für Zivil-Staatsbedienstete verliehen, 1902 wurde er Regierungsrat. Am 12. Oktober desselben Jahres starb Karl Lauzil in Graz. Sein Grab befindet sich auf dem St.-Peter-Stadtfriedhof in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien in 6 Bänden. Bd. 3. Wien 2004.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Wiltraud Resch, Denkmäler und Schicksale. Der St. Peter Stadtfriedhof in Graz. Graz 2002.

Lehargasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Franz (Ferenc) Lehár 1870–1948

Komponist. Der ungarischstämmige Lehár studierte ab 1882 am Prager Konservatorium und war wie sein gleichnamiger Vater zunächst Militärkapellmeister. Nach seiner ersten Oper „Kukuschka“ wandte er sich ab 1902 in seiner Wahlheimat Wien der Operette zu. „Die lustige Witwe“ von 1905 und „Das Land des Lächelns“ von 1929 sind seine größten Publikumserfolge.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz (Ferenc) Lehár war ein ungarisch-österreichischer Militärkapellmeister und Komponist. Franz Lehár der Jüngere wurde am 30. April 1870 im ungarischen Komárom/Komorn (heute: Komárno, Slowakei) als Sohn eines gleichnamigen k. u. k. Militärkapellmeisters geboren. Franz Lehár wuchs vorwiegend mit der Sprache seiner Mutter, Ungarisch, auf, beherrschte darüber hinaus aber auch Deutsch, Tschechisch und später Italienisch. Seine Kindheit verbrachte Lehár wegen des häufigen Garnisonswechsels des Vaters in verschiedenen, damals allesamt zu Ungarn gehörenden Städten. Ersten Klavier- und Violinunterricht erhielt er bereits im Alter von fünf Jahren. 1880 trat er in das Piaristengymnasium in Budapest ein, anschließend setzte er seine Schulbildung in Sternberg fort. 1882 erhielt er einen Freiplatz am Prager Konservatorium. Auf Wunsch des Vaters studierte er Violine und Musiktheorie und beschäftigte sich zusätzlich mit Komposition.

Nach dem Abschluss am Konservatorium im Jahr 1888 wurde er Primgeiger an den Vereinigten Theatern von Elberfeld-Barmen, wo er bald zum Konzertmeister aufstieg. Im folgenden Jahr verließ er, trotz aufrechten Vertrages, diesen Posten und meldete sich zum Militärdienst. Er trat zunächst der Kapelle des Infanterieregiments Nr. 50 bei, die von seinem Vater geleitet wurde. 1890 wurde er jüngster Militärkapellmeister der k. u. k. Armee beim Infanterieregiment Nr. 25 in Losoncz. 1894 wurde Lehár zur Matrosenkapelle in Pola (heute Pula, Kroatien) versetzt, zwei Jahre später nach Triest. Es folgten weitere Militärkapellen in Budapest und Wien. Nachdem zwei seiner in der Zwischenzeit geschriebenen Operetten – „Wiener Frauen“ und „Der Rastelbinder“ – erfolgreich aufgeführt wurden, hängte Lehár die Militärmusiklaufbahn an den Nagel. 1905 landete er mit der

Operette „Die Lustige Witwe“ einen bis heute andauernden Welterfolg. Es folgten weitere Operetten, denen weniger Erfolg beschieden war.

Während des Ersten Weltkrieges arbeitete Lehár im Sinne der k. u. k. Kriegsanstrengungen. Er schrieb Militärmärsche und verschiedene Gelegenheitsarbeiten zum Thema Krieg wie den Liederzyklus „Aus Eiserner Zeit“, aus dem vor allem das Lied „Ich hab ein Hüglein im Polenland“ unter Soldaten eine gewisse Popularität erlangte. 1919 optierte Lehár für die ungarische Staatsbürgerschaft. Der nächste größere Erfolg gelang ihm 1925 mit der Operette „Paganini“. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten entstand für Lehár eine besondere Situation. Er war mit einer Jüdin verheiratet und hatte mit jüdischen Librettisten gearbeitet. Lehár verweigerte den damals erforderlichen Abstammungsnachweis mit der Begründung, dass er und seine Frau katholisch seien. Aufgrund der Beliebtheit von Lehárs Werken erhielt er von Hitler eine Sondergenehmigung zur Berufsausübung, Lehárs Frau Sophie wurde 1938 zur „Ehrenarierin“ erklärt. Lehár selbst wurde für den Reichskultursenat vorgeschlagen, aus politischen Gründen aber letztlich abgelehnt.

1938 schenkte Lehár Hitler ein in rotes Maroquin-Leder gebundenes Bändchen zur Erinnerung an die 50. Aufführung der „Lustigen Witwe“. 1940 erhielt Lehár von Hitler die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. 1941 stellte er sich für Propagandakonzerte im besetzten Paris zur Verfügung. Die Zeit des Zweiten Weltkriegs verbrachte Lehár indes zum großen Teil in Bad Ischl. Nach Ende des Krieges zog er nach Zürich, wo er schon davor in medizinischer Behandlung gewesen war. 1948 kehrte er gemeinsam mit seiner Schwester Emilie Christine, die ihn seit dem Tod seiner Frau betreute, nach Bad Ischl zurück, wo er am 24. Oktober 1948 starb.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Theophil Antonicek, Lehar, Franz (1870–1948), Komponist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950 Bd. V (21). Wien – Graz 1970. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_L/Lehar_Franz_1870_1948.xml

Ulrich Drüner – Georg Günther, Musik und „Drittes Reich“. Fallbeispiele 1910 bis 1960 zu Herkunft, Höhepunkt und Nachwirkungen des Nationalsozialismus in der Musik. Wien – Köln – Weimar 2012.

Christian Glanz, Lehár, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Druckausgabe: Bd. 3. Wien 2004. Online verfügbar unter: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_L/Lehar_Familie.xml

Christa Harten-Flamm, Lehár, Franz, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 14. Berlin 1985. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118571036.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fred K. Prieberg, Handbuch Deutsche Musiker 1933–1945. CD-ROM-Lexikon. Kiel 2005.

Leifhelsingasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Hans Leifhelm 1891–1947

Schriftsteller. Der 1919 promovierte Staatsökonom aus Mönchengladbach war erst Redakteur der Münchner Literaturzeitschrift „Wieland“. In Graz, 1923–1935 seine Wahlheimat und mehrmaliger Zufluchtsort, leitete Leifhelm das Arbeitsamt und avancierte mit Lyrik zum Dichter der steirischen Landschaft. 1935–1942 war er als Lektor in Italien tätig, wo er verarmt starb.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Johannes Heinrich (Hans) Leifhelm wurde am 2. Februar 1891 als Sohn des Fassbinders Franz Joseph und von Anna Clara Leifhelm, geb. Krähe, in München-Gladbach (Mönchengladbach) geboren. Nach der Volksschule im Arbeiterviertel Hermges besuchte er das Stiftische Humanistische Gymnasium, das er 1911 als Jahrgangsbester abschloss. 1911 begann er für ein Semester ein Studium der Medizin in Straßburg und wechselte dann auf Nationalökonomie an den Universitäten Straßburg, Innsbruck, Wien, Berlin und Bonn, sein Studium wurde durch die Einberufung unterbrochen. 1913 besuchte er mit seinem langjährigen Freund Heinrich Lersch (1889–1936) auf einer Italienwanderung das erste Mal die Steiermark. Sein erstes Gedicht „Heimkehr“ wurde 1914 in der „Schaubühne“ veröffentlicht.

1915 bis 1917 war er als Soldat aufgrund seiner schwachen Konstitution in der Schreibstube beschäftigt. Von 1916 bis 1922 verwendete Leifhelm zwei Pseudonyme: „Franz Overstolz“ als Lyriker und „Dr. Hermann Brinckmeyer“ als Nationalökonom. 1918 setzte er das Studium an den Universitäten Bonn und Heidelberg fort und promovierte in Heidelberg bei Eberhard Gothein (1853–1923) mit einer Dissertation über „Die Lohnarbeiter bei den Preußisch-Hessischen Staatseisenbahnen, ihre Lage und Organisation“. 1918–1921 war er Redakteur bei der christlichen „Gewerkschaft deutscher Eisenbahner und Staatsbediensteter“. 1919 übernahm er nominell die Redaktion der Kunst- und Literaturzeitschrift „Wieland“.

¹ Die Quellen für die Rekonstruktion der Biografie, die vor allem auf den – geringfügig ergänzten – Forschungen des Heidelberger Literaturwissenschaftlers Ralf Georg Czapla basieren, sind im Literaturverzeichnis angeführt.

Nach Arbeitslosigkeit aufgrund der Einstellung des Wieland-Verlags 1923 zog er mit seiner Frau Sophie, geb. Hennicke, die er 1917 geheiratet hatte, und der Tochter Elfriede (1917–1997) in deren Heimatstadt Graz. Er arbeitete dann als Berufsberater und Arbeitslosenvermittler im „Steirischen Arbeitsnachweis“ und wohnte bis 1928 im Rosenhof am Rosenberg. Es entstanden u. a. Freundschaften mit Franz Taucher (1909–1990) und den Sezessionisten Fritz Silberbauer (1883–1974) und Paul Schmidtbauer (1892–1974).

1926 (eigentlich Ende 1925) erschien Leifhelms erster Gedichtband „Hahnenschrei“. Anfang der 1930er-Jahre suchte Leifhelm in Deutschland beruflichen Anschluss, so war er ab Jänner 1930 im Arbeitsamt für Westfalen in Dortmund tätig, kehrte aber im selben Jahr wieder nach Graz zurück. Desgleichen leitete er vom Herbst 1932 bis Juni 1933 die Fachschule für Wirtschaft und Verwaltung in Düsseldorf, floh aber aufgrund der politischen Veränderungen (u. a. Verprügelung durch einen SA-Stoßtrupp) wieder nach Graz. Aufgrund der nun nicht mehr möglichen Rückkehr in das Arbeitsamt übernahm er einen Lehrauftrag am Sprachinstitut Anderl-Rogge in Graz, hielt Kurse zu Literatur und Volkswirtschaftslehre bei der Bildungsstelle der Kammer für Arbeiter und Angestellte Steiermark ab und versuchte sich mit Lesungen, Rezensionen, Zeitungsartikeln und auch der finanziellen Unterstützung durch den Dortmunder Industriellen Fritz Busche finanziell über Wasser zu halten.

1934 machte Leifhelm aufgrund der Vermittlung von Franz Nabl (1883–1974) Bekanntschaft mit dem Styria-Verlagsleiter Erich Gschwend (1906–1967) und gab mit diesem zusammen dann die Buchreihe „Die Deutsche Bergbücherei“ heraus, die bis 1938 erschien. 1935 bis 1937 wurde er über Vermittlung von Felix Braun, dem er seit einem ersten Kennenlernen in Wien 1913 verbunden war, als dessen Nachfolger Lektor für deutsche Sprache und Literatur in Palermo. 1936 ließ er sich von Sophie Leifhelm scheiden und heiratete Fernande Prissé (1906–1985), mit der er schon seit dem Ende der 1920er-Jahre ein außereheliches Verhältnis gehabt hatte. (Sophie, die sich im Gegensatz zum Sozialdemokraten Hans zunehmend der KP zugewandt hatte, kam im März 1945 im KZ Ravensbrück um.²)

1938 bekam Leifhelm zunehmend gesundheitliche Probleme aufgrund von Migräneschüben, Sehstörungen und Gehbehinderungen, vermutlich handelte es sich um die Encephalitis lethargica („Schlafkrankheit“). Im April bis Juni 1938 war er zur Kur mit Belladonna im Istituto Regina Elena in Rom, dann in Marino Laziale in den Albanerbergen. 1939 bis 1942 war er wiederum Nachfolger von Felix Braun, diesmal an der Universität in Padua. Nach Verschlechterung der Krankheit reiste er an den Gardasee nach Malcesine in die Villa Riposo der Schwestern Hellström, dann musste er in das Ospedale Civile in Riva am Gardasee. Die Betreuung erfolgte durch die alte Lehrerin Giuseppina Mazzi und durch Paula Sack (1892–1974), die Witwe des Schriftstellers Gustav Sack, die Leifhelm

² Vgl. die biografischen Angaben bei Alexander Emanuely, Sophie Leifhelm. Online verfügbar unter: <https://theodorkramer.at/projekte/autobiografie/#Sophie%20Leifhelm>

schon früher kennengelernt hatte. Nach fast vollständiger Lähmung starb Hans Leifhelm am 1. März 1947 in Riva nach einer Zahn-OP an einer Sepsis.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ralf Georg Czapla, Schreiben am Saum des Abgrunds. Hans Leifhelm – Dichter und Übersetzer, Nationalökonom und Berufsberater, in: Hans Leifhelm, An des Abgrunds schmalem Saume. Gedichte, Erzählungen und Essays. Berlin 2022, S. 467–480.

Ralf Georg Czapla, Der Schriftsteller Hans Leifhelm (1891–1947). Archivalische Bausteine für eine wissenschaftliche Biographie, in: Stadtarchiv Mönchengladbach (Hg.), Archivfachliche Beiträge. Essen 2020, S. 49–58. Online verfügbar unter:

https://www.moenchengladbach.de/fileadmin/user_upload/stadtarchiv/Archivfachliche_Beiträge/Archivfachliche_Beiträge_-_Beiheft_4.pdf

Ralf Georg Czapla, Hans Leifhelm, ein europäischer Dichter und Übersetzer, in: Der Standard vom 3. März 1921. Online unter: <https://www.derstandard.at/story/2000124496421/hans-leifhelm-ein-europaeischer-dichter-und-uebersetzer>

Alexander Emanuely, Dr. Hans Leifhelm. Online verfügbar unter:

<https://theodorkramer.at/projekte/exenberger/mitglieder/dr-hans-leifhelm>

Alexander Emanuely, Sophie Leifhelm. Online verfügbar unter:

<https://theodorkramer.at/projekte/autobiografik/#Sophie%20Leifhelm>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Stadtarchiv Mönchengladbach. Bestand 15/4. Nachlass Hans Leifhelm. Online verfügbar unter:

<https://docplayer.org/197775890-Stadtarchiv-moenchengladbach.html>

Leitnergasse

Datum der Benennung

1891

Text der Zusatztafel

Karl Gottfried Leopold Ritter von Leitner 1800–1890

Schriftsteller. Der promovierte Jurist war in Cilli/Celje und in seiner Geburtsstadt Graz Lehrer, ehe er 1827 in den Dienst der steirischen Stände trat. Das Gros seiner Lyrik und Novellen erschien wegen der Zensur des Vormärz erst ab 1857. Der „österreichische Umland“ war zudem 1858–1864 Kurator des Joanneums und verfasste die erste Biografie Erzherzog Johanns.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Karl Gottfried (seit 1851 Ritter) von Leitner wurde am 18. November 1800 in Graz als Sohn des Rechnungsrats und Schriftstellers Kajetan Franz von Leitner (1768–1805) und dessen Frau Maria Theresia, geb. Walter, geboren. Nach der Wiederverheiratung der Mutter mit dem Kameralanwalt Johann Pokorny folgte er dieser neuen Familie 1807 nach Oberwölz ins Schloss Rothenfels und besuchte dort die Pfarrschule. 1811 übersiedelte er dann wegen des besseren Schulniveaus nach Graz zu den Großeltern und besuchte das Jesuitengymnasium in der Hofgasse („Taubenkobel“, später Akademisches Gymnasium), verlebte aber die Ferien jeweils bei den Eltern in Oberwölz. 1813 belegte er einen Stiftungsplatz in dem k. u. k Konvikt in der Bürgergasse.

Einfluss übten auf den jungen Gymnasiasten vor allem die Benediktiner-Lehrer Gerhard Endres (1782–1837) und Ulrich Speckmoser (1781–1845) aus. 1818 bis 1820 traf er im Lyceum in Graz auf den für Grazer Verhältnisse liberalen Feuerkopf Julius Franz Schneller (1777–1833). Ab 1818 studierte er Philosophie und anschließend Rechtswissenschaft in Graz. Erste literarische Aktivitäten waren u. a. 1819 die Gründung der literarischen Studentenzeitschrift „Monatsröschen“, die (mit Texten Leitners) erschien, dann aber im Frühling 1822 wegen polizeilichen Drucks eingestellt werden musste. 1824 schloss er zwar das juridische Studium ab, wollte sich aber zuerst nicht in „den

¹ Die Lebensdaten lassen sich einerseits extrahieren aus der Biografie von Josef Goldscheider (Carl Gottfried Ritter von Leitner. Sein Leben und Wirken. Graz 1880) und andererseits aus der ebenso ziemlich angestaubten Publikation von Franz Ilwof, Karl Gottfried Ritter von Leitner, in: Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark 41/1893, S. 175–228. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/M_H41_Franz-ILWOF-Karl-Gottfried-Ritter-von-Leitner-Mit-Schriftenverzeichnis.pdf. Die späteren Lexikon-Einträge bieten kaum Neues.

Regelzwang des Kanzleidienstes begeben“² und bekleidete 1825 eine provisorische Lehrstelle am k. k. Gymnasium in Cilli (Celje), kehrte aber wieder nach Graz zurück, wo er auf Empfehlung von Johann Ritter von Kalchberg (1765–1827) doch in die ständischen Dienste eintrat, zuerst im Archiv, dann ab 1827 im ständischen Sekretariat. 1836 stieg er zum zweiten Stände-Sekretär auf und war dann bis zu seiner Pensionierung 1854 erster Stände-Sekretär. 1844 war er Mitbegründer des Historischen Vereins für Innerösterreich, der sich dann 1849 in drei Provinzialvereine aufspaltete. Daraus entstand dann 1850 der Historische Verein für Steiermark, in dessen „Mitteilungen“ Leitner biografische Skizzen veröffentlichte. Leitners Erzherzog-Johann-Biografie (1860) anlässlich des Ablebens des steirischen Landespatrons, der ihn 1858 noch zum Kurator des Joanneums ernannt hatte, war die erste ausführliche Lebensbeschreibung. Seiner Freundschaft mit Anselm Hüttenbrenner (1794–1868) entsprang ebenfalls eine Biografie (1878).

Als belletristischer Schriftsteller veröffentlichte Leitner 1825 einen Band „Gedichte“ (2. Aufl. 1857) und einen weiteren, erst sehr spät („Herbstblumen“ 1870). Die geplante Veröffentlichung von Novellen für 1827 wurde durch massive Streichungen der Zensur vereitelt, erst 1888 erschienen die Prosatexte. Leitner war kein revolutionärer Schriftsteller. Er schloss sich laut seinem historischen Biografen Josef Goldscheider im Vormärz weder „jener Entartung der Poesie“ mit einer „förmlichen Feindschaft gegen Religion, Staat und das soziale Leben“ wie etwa Heine an, noch orientierte er sich an Lenaus „krankhafte(r) Überreizung des Gemüthes“³. Tomas Kubelik dagegen, der als Einziger eine aktuelle literarhistorische Verortung Leitners unternimmt, spricht in Bezug auf Leitners Erstling von 1825 von einem Paradigma der „allgemeinen Lebensmelancholie [...] ja Todessehnsucht, die als umfassendes Lebensgefühl erscheint“⁴, das als biedermeierlicher Individualismus und Rückzug in Naturräume auf positive Resonanz im Literaturbetrieb stieß.

Privat hatte Leitner 1846 Karoline Beyer (geb. 1810) geheiratet, die bereits am 14. Jänner 1855 auf einer Italienreise in Pisa verstarb, was beim Ehemann lebenslange Trauer nach sich zog. Freundschaften verbanden ihn (schon sehr früh) mit Anastasius Grün (1806–1876), dann mit Johann Gabriel Seidl (1804–1875) und vor allem dem Theosophen Jakob Lorber (1800–1864), dessen von Leitner mit Akribie und gleichzeitiger Gefolgschaft verfasste Biografie erst posthum 1924 in Graz erscheinen sollte. Politisch sympathisierte Leitner aus bürgerlicher Sicht mit den Idealen der 1848er-Revolution und bedauerte die Wiederkehr der reaktionären Verhältnisse in den 1850er-Jahren, trat aber mit Ausnahme der Abfassung von Dankadressen des Landtags an den Reichsverweser Johann Kaum öffentlich hervor. Hochbetagt nahm er anlässlich der Sprachenverordnungs-Debatte einen

² Ilwof, Leitner, S. 183.

³ Goldscheider, Leitner, S. 28.

⁴ Tomas Kubelik, Steiermarks Literatur zwischen Wertaufbau und Werteverlust. Eine literarhistorische Dokumentation ihrer Entwicklung von der Aufklärung bis zum Ende des Biedermeier. Freiburg i. Br. – Berlin – Wien 2010, S. 323. Vgl. auch die differenzierte Darstellung des literarischen Umfelds, der Freundschaften und der Rezeption S. 313–359.

explizit deutschnationalen Standpunkt ein.⁵ Karl Gottfried Ritter von Leitner starb am 20. Juni 1890 und wurde im Familiengrab am St. Leonhard-Friedhof beerdigt.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Josef Goldscheider, Carl Gottfried Ritter von Leitner. Sein Leben und Wirken. Graz 1880.

Franz Ilwof, Karl Gottfried Ritter von Leitner, in: Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark 41/1893, S. 175–228. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/M_H41_Franz-ILWOF-Karl-Gottfried-Ritter-von-Leitner-Mit-Schriftenverzeichnis.pdf

Tomas Kubelik, Steiermarks Literatur zwischen Wertaufbau und Werteverlust. Eine literarhistorische Dokumentation ihrer Entwicklung von der Aufklärung bis zum Ende des Biedermeier. Freiburg i. Br. – Berlin – Wien 2010.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁵ Vgl. Ilwof, Leitner, S. 196–200 bzw. S. 215f.

Lenaugasse

Datum der Benennung

1887/RB 1888

Text der Zusatztafel

Nikolaus Franz Niembsch (Edler von Strehlenau) 1802–1850

Schriftsteller. Mit dem an seinen Banater Geburtsort Lenauheim/Csadát angelehnten Pseudonym Nikolaus Lenau trat er als Lyriker der Spätromantik hervor. Erste Gedichte verfasste er als Student in Wien, Preßburg/Bratislava und Heidelberg. Zum gefeierten Dichter, der wechselweise in Wien und Württemberg lebte, avancierte er nach seiner Nordamerikareise 1832–1833.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Nikolaus Franz Niembsch von Strehlenau wurde in Csátád bei Temesvár im damaligen Ungarn (heute Lenauheim in Rumänien) geboren. Sein Vater Franz (1777–1807) war Beamter und als eher leichtlebig und der Spielsucht verfallen bekannt, mit seiner Mutter Therese, geb. Maygraber (1771–1829), verband Lenau eine sehr enge Beziehung. Nach einem kurzzeitigen Aufenthalt im ungarischen Bogsán (heute Bocşa in Rumänien) übersiedelte er im Frühjahr 1803 mit der Mutter ins Familienhaus der Großmutter mütterlicherseits nach Budapest (Stadtteil Altofen/Óbuda). Nach der Wiederverheiratung der Mutter mit dem Arzt Dr. Karl Vogel und dem Umzug nach Pest besuchte er 1812 bis 1815 das dortige Piaristen-Gymnasium und erhielt Geigen- und Gitarrenunterricht. 1816 übersiedelte die Familie nach Tokaj und Lenau legte die Prüfungen der ersten Humanitätsklasse mit Hauslehrer-Vorbereitung als Externist in Sátoraljauhely ab. 1817 zog die Mutter, um ihrem „Niki“ die Weiterbildung zu ermöglichen, ohne ihren Ehemann wieder nach Pest, wo der Sohn die zweite Humanitätsklasse bei den Piaristen in Pest und 1818 die Abschlussprüfung bestand.

Im September 1818 zog Lenau aus finanziellen Gründen zum Großvater nach Stockerau und begann das Philosophicum in Wien. 1821 flüchtete er nach Auseinandersetzungen mit den Großeltern zur

¹ Die Sekundärliteratur zu Lenaus Leben und Werk ist mittlerweile einigermaßen unüberschaubar, desgleichen existieren kritische Ausgaben und Briefeditionen, die häufig die Grundlage für die biografische Verortung abgeben. Die hier wiedergegebenen lebensgeschichtlichen Daten orientieren sich an Michael Ritter, *Zeit des Herbstes. Nikolaus Lenau. Biografie*. Wien 2002. Aufgrund der Übersichtlichkeit und der Schwerpunktbildung sehr brauchbar ist auch: Eduard Schneider, *Lenaus Leben und Werk in Bildern, Daten und Zitaten*, in: Eduard Schneider – Stefan Sienerth (Hg.), *Nikolaus Lenau. „Ich bin ein unstäter Mensch auf Erden“*. Begleitbuch zur Ausstellung. München 1993, S. 1–92.

mittlerweile in Preßburg ansässigen Familie und begann ein Studium des Ungarischen Rechts. 1822 kehrte er wieder nach Wien zurück und versöhnte sich mit den Großeltern. Im Herbst 1822 wurde er Student an der Landwirtschaftsakademie in Ungarisch-Altenburg/Magyar-Óvá. 1823 gab er dieses Studium wiederum auf und schloss, 1824 wiederum nach Wien zurückgekehrt, das Philosophicum ab. Nunmehr studierte er Deutsches Recht, was er 1826 erneut abbrechen sollte, vom November 1826 bis 1831 versuchte er es – ebenfalls ohne Abschluss – mit Medizin. 1823 bis 1828 hatte er ein Liebesverhältnis mit Bertha Hauer (1801–1868). Am 13. März 1826 wurde deren Tochter Adelheid geboren, die Vaterschaft Lenaus ist nicht völlig gesichert.

Nach dem Tod der Großmutter 1830 erbte der Schriftsteller etwa 10.000 Gulden, die ihn vorläufig finanziell unabhängig machten. Im selben Jahr schloss er Freundschaft mit Mathias Leopold Schleifer (1771–1842) und unternahm eine Reise durch die österreichischen Alpen, darunter die Steiermark. Ebenfalls 1830/31 schwärmte er für Anna Rosina (Nanette) Wolf (1808–1878), anschließend für Charlotte Gmelin (1812–1889). 1831 unternahm er eine Reise nach Stuttgart und wurde von Gustav Schwab gefördert, der Gedichte in dem von ihm redigierten „Morgenblatt für gebildete Stände“ veröffentlichte und den ersten Lyrikband „Gedichte“ vermittelte, der 1832 bei Cotta herauskam. Weitere Freundschaften verbanden ihn in der Folge mit den schwäbischen Autoren Justinus Kerner (1786–1862) und Ludwig Uhland (1787–1862). Im Spätherbst 1831 fuhr er nach Heidelberg, wo er dann endgültig mit einem Abschluss seines Medizinstudiums scheiterte.

1832 schloss er sich der gegen die absolutistische Herrschaft gerichteten Polenbegeisterung an und engagierte sich lyrisch gegen Metternich. Im Juli 1832 schiffte er sich mit der Hoffnung auf ein freieres Leben, auf finanziellen Gewinn und Wohlstand sowie auf einen befruchtenden Effekt auf sein Schreiben nach Amerika ein. Er landete in der „Harmony Society“ in der Siedlung Economy am Ohio River und kaufte Land in Crawford County, kehrte aber – von der kapitalistischen Lebensweise in Amerika abgestoßen – schon im Mai 1833 nach Deutschland zurück und lebte in der Folge in Stuttgart und Wien. 1833 entwickelte sich eine langandauernde Leidenschaft für Sophie von Löwenthal, geborene von Kleyle (1810–1889), die Frau des Freundes Max. Er begann wieder im „Morgenblatt für gebildete Stände“ zu veröffentlichen und schrieb ab 1833 an seiner Version des „Faust“, die 1836 erschien. Es folgten „Savonarola“ (1837), „Die Albigenser“ (1838) und „Don Juan“ 1844. Privat ergab sich für das Jahr 1839 eine Liaison mit Sängerin Karoline Unger (1803–1877) und 1844 eine sehr ernsthafte Beziehung zu Marie Behrends (1811–1889), mit der er sich verlobte, allerdings aufgrund des andauernden Naheverhältnisses zu Sophie von Löwenthal in einen Gefühlszwiespalt geriet.

Ende September 1844 erlitt er in Stuttgart einen Schlaganfall, dem am 19. Oktober ein Tobsuchtsanfall mit anschließender geistiger Umnachtung folgte. Lenau wurde in die Nervenheilanstalt Dr. Zeller im Schloss Winnental bei Stuttgart gebracht und im Mai 1847 in die Pflegestätte von Dr. Bruno Görge in Oberdöbling bei Wien eingewiesen. Dort starb er, in seinen

letzten Jahren zunehmend körperlich und geistig verfallen, am 22. August 1850. Lenaus bisweilen von Weltschmerz und Depression gekennzeichneten Gedichte scheinen seit den 1960er-Jahren von den Lesern zunehmend weniger goutiert worden zu sein, während die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit dem seit vielen Jahrzehnten fest im Kanon der deutschsprachigen Literatur verankerten Autor ungebrochen andauert.²

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Beatrix Müller-Kampel, Lenaus Leben als literargeschichtliche Erinnerungsfigur. Am Beispiel deutschsprachiger Literaturgeschichten vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, in: Lenau-Jahrbuch 29–30/2003–04, S. 25–86. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/downloads/bmk_lenau.pdf

Michael Ritter, Zeit des Herbstes. Nikolaus Lenau. Biografie. Wien 2002.

Eduard Schneider, Lenaus Leben und Werk in Bildern, Daten und Zitaten, in: Eduard Schneider – Stefan Sienerth (Hg.), Nikolaus Lenau. „Ich bin ein unstäter Mensch auf Erden“. Begleitbuch zur Ausstellung. München 1993, S. 1–92.

² Vgl. Beatrix Müller-Kampel, Lenaus Leben als literargeschichtliche Erinnerungsfigur. Am Beispiel deutschsprachiger Literaturgeschichten vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, in: Lenau-Jahrbuch 29–30/2003–04, S. 25–86, hier S. 30–32. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/downloads/bmk_lenau.pdf

Leo-Scheu-Gasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Leopold Scheu 1886–1958

Maler, Grafiker. Im Kronland Mähren geboren, kam Scheu nach dem Kriegsdienst als Künstler nach Graz. Er war Mitbegründer des Künstlerbundes Graz und Gestalter des 1952 eröffneten Grazer Künstlerhauses. Zudem prägte er den Grazer Eislaufverein. Scheu war ab 1931 und erneut ab 1941 Mitglied der NSDAP, im autoritären Ständestaat gehörte er der Vaterländischen Front an.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Leopold Scheu war ein österreichischer Maler und Grafiker. Er wurde am 28. März 1886 in Olmütz (Olomouc, Mähren, heute Tschechische Republik) geboren und besuchte in Sternberg (Mähren) die Realschule. Nach der Matura diente er als Einjährig-Freiwilliger bei der Traindivision Nr. 8 in Prag und absolvierte im Anschluss die Akademie der Künste in Prag. 1914 musste er als Leutnant zur Infanterie einrücken, wurde dreimal verwundet und mehrfach militärisch ausgezeichnet. Er schied als Rittmeister aus und war kurz nach dem Krieg Kommandantenstellvertreter bei der Militärpolizei und Leiter des Außendienstes für Ruhe und Ordnung.

1917 bezog er ein Atelier in der Doblergasse in Graz, 1920 erhielt er eine systematische Anstellung an der Realschule und wurde Fachinspektor für Zeichnen in Kärnten und der Steiermark, zusätzlich unterrichtete er als Lektor an der Universität Graz. Scheu war Mitbegründer des „Steierischen Kulturschutzbundes“ und 1925 Mitbegründer des Künstlerbundes, der sich 1938 offen zum Nationalsozialismus bekannte. Auch an der Neugründung dieses Vereins nach 1945 war Scheu maßgeblich beteiligt.

Scheu selbst schuf keine programmatischen Werke, sympathisierte aber bereits ab den frühen 1930er-Jahren mit der NSDAP. Er war Mitglied der Vaterländischen Front, des Nationalsozialistischen Lehrerbundes und der NSDAP (erste Aufnahme 5.9.1931, Mitgliedsnummer: 1.213.886; bzw. Neuaufnahme 1.1.1941, Mitgliedsnummer: 8.438.745). Leo Scheu war von Anfang an eine wichtige Figur im nationalsozialistischen Kunstbetrieb. Er war insgesamt an zehn Ausstellungen beteiligt, 1940 war er u. a. Leiter der Ausstellung „Heimat in Arbeit und Kampf“. In dieser Ausstellung wurde am 5.

Oktober 1940 die Kameradschaft steirischer Künstler und Kunstfreunde e.V. vorgestellt, die eine Zeitschrift betrieb, die als Organ nationalsozialistisch ausgerichteter Kunstfreunde und Kunstschaffender der Steiermark angelegt war. Präsident dieser „Kameradschaft“ war Gaupropagandaleiter und Landeskulturverwalter Gustav Fischer. Für die bildende Kunst – eine von vier Gruppen innerhalb der „Kameradschaft“ – war Leo Scheu zuständig. Scheu soll auch die Aufnahme von Künstlerkollegen in die Reichskammer der bildenden Künste, die Voraussetzung für eine künstlerische Tätigkeit war, verhindert haben. So soll er z. B. das Ansuchen Leo Diets mit der Begründung einer angeblichen jüdischen Abstammung abgewiesen haben. Hintergrund war vermutlich Diets großes Atelier, das Scheu bald nach dessen Tod im Jahre 1942 bezog.

Nach dem Zweiten Weltkrieg führte Scheu die Geschäfte des Künstlerbundes nahtlos weiter. Die Besatzungsmacht hatte wegen der politischen Belastung der meisten Mitglieder bei der Neugründung Schwierigkeiten gemacht. Zur Präsidentin wurde daher Grete von Donnersbach ernannt und erst 1949 konnte Scheu die Präsidentschaft offiziell übernehmen. Am 25. Oktober 1949 kam es bei der Generalversammlung der „Berufsvereinigung bildender Künstler“ zu einem Eklat, als Leo Scheu als Vertreter des Künstlerbundes zum Präsidenten gewählt werden sollte. In einem Gedächtnisprotokoll wurde festgehalten: „Es ist unfassbar und erschütternd, dass ausgerechnet der gewesene ‚Erste Obmann‘ der nationalsozialistischen ‚Kameradschaft‘ auch heute wieder in der gleichen Person ‚Erster Präsident‘ der ‚Berufsvereinigung bildender Künstler‘ in unserem Vaterland Österreich werden kann. Auch sein aufgestelltes Präsidium besteht zu vier Fünftel aus ehemaligen NSDAP Mitgliedern.“¹

In der Nachkriegszeit war Leo Scheu im Auftrag des Künstlerbundes führend am Bau des Kunsthauses beteiligt, welches schließlich 1952 eröffnet wurde. Scheu erhielt für seine Werke, aber auch für seine Verdienste um das Künstlerhaus zahlreiche Ehrungen, so z. B. die Bürgerschaft der Stadt Graz, 1931 wurde er Ehrenmitglied der Universität, 1934 erhielt er die Staatspreismedaille.² Er schuf auch Rektorenporträts für die Universität Graz. Leo Scheu starb am 25. August 1958 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Eisenhut, Leo Diet, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), *Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Graz 2001, S. 190–201.

¹ Herbert Lipsky, *Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus*. Ein Handbuch. Graz 2010, S. 287.

² Vgl. *Kleine Zeitung* vom 20. August 1972, S. 25; *Tagespost* vom 10. April 1940, S. 4.

Heimo Halbrainer, Steirische Kunst zwischen 1933–1945 – Ein kulturgeschichtlicher Streifzug, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), *Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Graz 2001, S. 22–45.

Heimo Halbrainer, „Volk und Künstler stehen vor neuen Aufgaben“, in: Günther Hollerschuster – Otto Hochreiter (Hg.), *Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda*. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011, S. 12–18.

Günther Hollerschuster – Otto Hochreiter (Hg.), *Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda*. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert Lipsky, *Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus*. Ein Handbuch. Graz 2010.

Lessingstraße

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Gotthold Ephraim Lessing 1729–1781

Schriftsteller. Im sächsischen Kamenz geboren, beendete Lessing 1752 die Studien der Artes Liberales. Mit Aufklärern wie Voltaire oder Mendelssohn vernetzt, war der Literat 1767–1770 am Hamburger Deutschen Nationaltheater, dann Bibliothekar in Wolfenbüttel. Seine Fabeln, Gedichte und Dramen, so „Nathan der Weise“ von 1779, prägten die Epoche der Aufklärung.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Gotthold Ephraim Lessing war ein deutscher Schriftsteller und Philosoph. Er wurde am 22. Jänner 1729 in Kamenz in der Oberlausitz als Sohn eines evangelischen Archidiakons geboren. Seine Kindheit war von den protestantischen Lebensanschauungen der Familie geprägt. Gotthold Ephraim sollte daher nach dem Abschluss des sächsischen Landesgymnasiums in Meißen Theologie studieren. Lessing inskribierte dieses Fach zunächst auch an der Universität Leipzig, wechselte aber bald an die Universität Wittenberg, wo er Medizin studierte. Außerdem begann er sich zunehmend mit Poesie und Literatur zu beschäftigen und belegte an der Universität auch philosophische Fächer. Nach der Erlangung des Titels Magister der Sieben Freien Künste im April 1752 zog Lessing nach Berlin, wo er viele bekannte Philosophen, Künstler, Literaten und Wissenschaftler seiner Zeit kennenlernte. In dieser Zeit unternahm Lessing auch Reisen in die Niederlande, England und Frankreich, zwischendurch lebte er wieder in Leipzig und Breslau.

1767 bekam Lessing eine Stelle als Dramaturg und Kritiker am Deutschen Nationaltheater in Hamburg. Dort wurde sein Lustspiel „Minna von Barnhelm“ uraufgeführt. In Hamburg lernte Lessing auch seine spätere Frau Eva König kennen. 1770 musste das Deutsche Nationaltheater schließen und ein Jahr später nahm Lessing eine Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel an. Hier wurde er Mitglied einer Freimaurerloge. 1772 kam sein Trauerspiel „Emilia Galotti“ in Braunschweig auf die Bühne. 1776 heiratete Lessing Eva König, mit der er sich nach dem Tod ihres früheren Ehemannes bereits 1771 verlobt hatte. Eva Lessing starb an den Folgen der Geburt des gemeinsamen Sohnes Traugott, der einen Tag nach der Geburt gestorben war, im Jänner 1778. Gotthold Ephraim Lessing überlebte seine Frau nur um drei Jahre. Er starb am 15. Februar 1781 im Haus seines Assistenten und Freundes

Simson Alexander David in Braunschweig, nachdem er, bereits seit Jahren an Asthma leidend, sich davor eine schwere Erkältung zugezogen hatte.

Lessing war als Schriftsteller vor allem der Aufklärung verpflichtet. Neben Fabeln und Gedichten verfasste er zahlreiche Dramen, wovon „Nathan der Weise“ schon damals am meisten Erfolg beschieden war. Daneben trat er als Verfasser philosophischer Schriften wie unter anderem „Die Erziehung des Menschengeschlechtes“ in Erscheinung. Auch fiktive Briefe – z. B. „Das Theater des Herrn Diderot“ – gehören zu seinem Werk. Lessing galt nicht nur wegen „Nathan der Weise“ als „Judenfreund“. Er war als einer der gegenüber dem Judentum insgesamt am offensten eingestellten deutschen Dichter durch die Jahrhunderte hindurch eine beliebte Zielscheibe von Antisemiten. Zeitgenossen und Epigonen Lessings wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Johann Gottlieb Fichte oder Novalis schätzten hingegen seine visionären Einsichten, philosophisch-theologischen Spekulationen und seine Idee der praktischen Sittlichkeit als Wesen der Religion.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wilfried Barner, Lessing, Gotthold Ephraim, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 14. Berlin 1985. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118572121.html>

Klaus L. Berghahn, Lessing, Gotthold Ephraim, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1 Personen A–K. Berlin 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hugh Barr Nisbeth, Lessing. Eine Biographie. München 2008.

Lichtenfelsgasse

Datum der Benennung

1877

Text der Zusatztafel

(Johann) Thaddäus Peithner (Frh.) v. Lichtenfels 1798–1877

Politiker. Die Laufbahn im Staatsdienst führte den 1822 in Wien promovierten Juristen 1841 an die Oberste Justizstelle und 1850 an den Obersten Gerichtshof. Als Sektionschef im Justizministerium wirkte Lichtenfels 1852–1857 im Sinne des zentralistischen Staatsgedankens auf einheitliche Gesetzgebung in den Kronländern hin. Seit 1857 gehörte er dem Reichsrat an.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Thaddäus Peithner von Lichtenfels war ein österreichischer Jurist und Politiker. Er wurde am 6. Mai 1798 als Sohn eines k. k. Hofbeamten in Wien geboren. Die Familie stammte ursprünglich aus Tirol und war 1609 in den Adelsstand erhoben worden. Er studierte von 1816 bis 1819 an der Universität Wien Jus und promovierte 1822 zum Doktor der Rechtswissenschaften. Ab 1818 absolvierte er seine Gerichtspraxis beim Stiftsgericht Schotten und wechselte dann zur k. k. Hof- und niederösterreichischen Kammerprokuratur. 1824 ging Peithner nach Eisenerz und wurde Sekretär der Innerberger Hauptgewerkschaft, ab 1828 Oberamtsrat der montanistischen Direktion. Damit folgte er inhaltlich der Tradition seines Großvaters, des Montanwissenschaftlers Johann Thaddäus Anton Peithner.

In Eisenerz heiratete Peithner 1827 Anna Kurzweil. 1832 wurde ihr gemeinsamer Sohn Victor Emanuel geboren, der später Arzt wurde. 1834 wechselte Peithner als Rat in das innerösterreichische-küstenländische Appellationsgericht in Klagenfurt. Im selben Jahr starb seine Frau. 1836 heiratete Peithner zum zweiten Mal. Mit Johanna Schwarz hatte er weitere vier Kinder. 1841 kehrte er als Rat der Obersten Justizstelle nach Wien zurück. In den folgenden Jahren arbeitete er als Referent der Hofkommission in Justizgesetzsachen an verschiedenen Gesetzesvorlagen, darunter an der Reform des summarischen Verfahrens sowie der Konkursordnung mit. 1850 wurde er Generalprokurator (Oberstaatsanwalt) am Obersten Gerichtshof. 1857 wurde Peithner in den Reichsrat berufen. Ab 1861 war er Mitglied des Herrenhauses und Präsident des Staatsrates.

Als Politiker trat Peithner vor allem für die Stärkung der Zentralgewalt und für eine einheitliche Gesetzgebung in allen Kronländern ein. In der kirchenpolitischen Debatte vertrat er in punkto Schul- und Ehegesetze den staatlichen Standpunkt und war auch im Unterrichtsausschuss in diesem Sinn tätig. Im Juli 1865 trat Peithner aus dem Staatsdienst in den Ruhestand. Thaddäus Peithner von Lichtenfels starb am 2. Oktober 1877 in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

B. Böck, Peithner von Lichtenfels Thaddäus Frh., in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 35. Wien 1978. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_P/Peithner-Lichtenfels_Thaddaeus_1798_1877.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 15. Wien 1866.

Liebengasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Robert von Lieben 1878–1913

Physiker, Erfinder. Der gebürtige Wiener war kurzzeitig in Nürnberg bei Siemens-Schuckert sowie 1899–1900 am Göttinger Institut für Physikalische Chemie. Ohne formellen Studienabschluss gründete er in Wien ein Labor, wo 1906 die Lieben-Röhre als erste verstärkbare Elektronenröhre entstand. Damit ebnete Lieben der Funk-, Radio- und Fernsehtechnologie den Weg.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert von Lieben war ein österreichischer Erfinder. Er gilt als Pionier der Radiotechnik und als einer der Erfinder der Verstärkerröhre. Lieben wurde am 5. September 1878 als Sohn des Präsidenten der Wiener Börsenkammer, Leopold von Lieben, und dessen Frau Anna in Wien geboren. Bereits als Jugendlicher interessierte sich Lieben für Physik und insbesondere für Elektrizität. So stattete er die Villa des Vaters in der Hinterbrühl mit elektrischer Beleuchtung aus. Nach der Schule, die er ohne Matura beendete, machte er zunächst ein Praktikum bei dem Elektrizitätsunternehmen Schuckert & Co. in Nürnberg. Danach meldete sich Robert von Lieben zum Militär. Dort stürzte er nach wenigen Wochen Dienstzeit vom Pferd, wobei er sich schwere Verletzungen zuzog und seine militärische Laufbahn daraufhin beendete.

Danach besuchte von Lieben zunächst in Wien Physikvorlesungen an der Universität Wien, bevor er im Frühjahr 1899 für ein Jahr an das physikalisch-chemische Institut von Walter Nernst an der Universität Göttingen ging. Dort bekam von Lieben entscheidende Anregungen für seine wissenschaftliche Entwicklung. Nach seiner Rückkehr nach Wien richtete von Lieben im Parterre des Palais der Familie in der Oppolzergasse ein eigenes Labor ein. 1904 kaufte er eine Telefonfabrik in Olmütz (Olomouc, heute Tschechien), die er jedoch bald wieder verkaufte. In der Folge konzentrierte er sich auf seine Erfindungen.

Von Lieben entwickelte unter anderem einen Apparat zur fotografischen Aufnahme des Auges, einen elektrolytischen Phonographen und ein elektromagnetisches Getriebe für Automobile. Daneben beschäftigte er sich mit der Untersuchung des Phänomens der Röntgenstrahlen und brachte

Verbesserungen an einem in Paris gekauften Aeroplan an, den er dann der österreichischen Armee überließ. Dann wandte sich von Lieben den Möglichkeiten der künstlichen Sprachwiedergabe zu. Er stützte sich bei seinen Versuchen auf die 1903 von Arthur Wehnelt gemachte Entdeckung der Ablenkbarkeit von Kathodenstrahlen durch magnetische und elektrostatische Felder.

1906 meldete von Lieben gemeinsam mit seinen Mitarbeitern Eugen Reisz und Siegmund Strauss schließlich ein erstes Patent an. Sein „Kathodenstrahlenrelais für Stromwellen bis zu den höchsten Frequenzen“ – später „Lieben’sche Verstärkerröhre“ genannt – ermöglichte erstmals die Verstärkung von elektrischen Signalen wie Tonfrequenzen in einer Leitung. Der US-amerikanische Erfinder Lee de Forest meldete im selben Jahr eine ähnliche Erfindung zum Patent an – die „Audion-Röhre“ (Triode). 1910 verbesserte von Lieben seine Erfindung. 1911 heiratete er die Burgtheater-Schauspielerin Anny Schindler.

Kurz vor seinem Tod erfand von Lieben die Dreielektrodenröhre, eine Verbesserung von Lee de Forests Gerät, mit der die moderne Radiotechnik, der Tonfilm und das Fernsehen ermöglicht wurden. Am 20. Februar 1913 starb Robert von Lieben im Alter von nur 34 Jahren in Wien. In der Zwischenkriegszeit wurde sein Andenken hochgehalten. Eine Gedenktafel am Gebäude der damaligen Radio Verkehrs AG (RAVAG), das 1927 enthüllt worden war, wurde nach dem Anschluss 1938 von den Nationalsozialisten wegen von Liebens jüdischer Familienherkunft entfernt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Herbert Goetzeler, Lieben, Robert von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 14. Berlin 1985. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd131438522.html>

Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale. Graz – Wien 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Lieben, Robert (1878–1913), Erfinder, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. V. Wien – Graz 1970. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_L/Lieben_Robert_1878_1913.xml

Liebiggasse

Datum der Benennung

1887

Text der Zusatztafel

Justus (Freiherr von) Liebig 1803–1873

Chemiker. Aus Darmstadt gebürtig, wirkte Liebig nach Studien in Bonn, Erlangen und Paris 1824–1852 als Professor in Gießen, dann in München. Als herausragender Chemiker konzipierte er die organisch-chemische Elementaranalyse, begründete mit der künstlichen Düngung die Agrikulturchemie und erfand alltagstaugliche Dinge wie das Backpulver oder Säuglingsnahrung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Justus Freiherr von Liebig war ein deutscher Chemiker. Er wurde am 12. Mai 1803 als Sohn eines Drogisten und Farbenhändlers als Johan Justus Liebig in Darmstadt geboren. Schon als Kind begann Liebig mit chemischen Experimenten, ausgehend von seinem Interesse für die Herstellung von Knallerbsen. Die Schule brach er bereits mit 14 ab, er galt als unbegabt. 1817 begann er in Heppenheim eine Apothekerlehre. Diese endete vorzeitig, nachdem Liebig beim privaten Experimentieren mit Silberfulminat („Knallsilber“) den Dachstuhl der Apotheke in Brand gesetzt hatte. Obwohl er kein Abitur hatte, begann Liebig bei einem Bekannten seines Vaters, dem Chemieprofessor Karl Wilhelm Gottlob Kastner, 1819 in Bonn zu studieren. Kastner erkannte Liebig's Talent und stellte ihn als seinen Assistenten an. Liebig folgte Kastner 1821 an die Universität Erlangen, wo er eine Doktorarbeit begann.

Als Mitglied mehrerer Burschenschaften und Teilnehmer an freiheitlichen Demonstrationen geriet er mit Obrigkeit und Polizei in Konflikt und musste nach Hause fliehen. Durch Fürsprache seines Lehrers und Mentors Kastner erhielt Liebig 1823 ein Stipendium des Großherzogs von Hessen, das ihm ein zweijähriges Studium an der Sorbonne in Paris ermöglichte, die damals eines der weltweit führenden Chemie-Institute beherbergte. Auf Empfehlung Alexander von Humboldts, der in Paris auf Liebig aufmerksam geworden war, wurde Liebig 1824 Extraordinarius an der Universität Gießen, ein Jahr später ordentlicher Professor. 1826 heiratete Liebig Henriette Moldenhauer. Wegen des geringen Gehalts betrieb Liebig von 1827 bis 1833 neben seiner Professur gemeinsam mit Kollegen ein privates Lehrinstitut für Pharmazie und technisches Gewerbe.

1832 gründete Liebig die Zeitschrift „Annalen der Pharmacie“, später allgemein bekannt als „Liebig’s Annalen“. Liebig’s Unterrichtsmethoden, seine Entdeckungen und Schriften machten ihn bald international bekannt. Vor allem aus England und den USA kamen Studenten zu Liebig nach Gießen, um seine Vorlesungen über Chemie und Pharmazie zu hören. 1840 erschien Liebig’s bahnbrechendes Werk „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“. Darin unternimmt er den großangelegten Versuch, das Wachstum der Pflanzen zu erklären, insbesondere die Frage, woher die Pflanze die zu ihrer Existenz notwendige Materie bezieht. 1843 wurde Liebig in die American Academy of Arts and Sciences gewählt.

Liebig nutzte Angebote mehrerer internationaler Universitäten, darunter St. Petersburg, Wien und London, zu erfolgreichen Gehaltsverhandlungen mit dem hessischen Ministerium und konnte so seine anfangs wenig zufriedenstellenden Arbeitsbedingungen in Gießen verbessern. 1847 verlieh ihm die Universität Göttingen einen Dokortitel in Medizin. 1845 wurde Liebig in den Freiherrenstand erhoben. 1852 nahm Liebig ein Angebot des Königs von Bayern an, in München als Professor ein neues Chemie-Institut leiten zu können. Außerdem erhielt Liebig ein Wohnhaus und große Freiheiten bei seinen Forschungen. In München wurde Liebig von vielen wissenschaftlichen Vereinigungen im In- und Ausland zum korrespondierenden oder Ehrenmitglied ernannt und erhielt zahlreiche Auszeichnungen aus der ganzen Welt.

Liebig war Mitbegründer der „Bayerischen Aktiengesellschaft für chemische und landwirtschaftlich-chemische Fabrikate“ (BAG) mit Sitz München, wo der von ihm entwickelte Superphosphat-Dünger hergestellt wurde. Justus Freiherr von Liebig starb am 18. April 1873 in München an einer Lungenentzündung. Liebig’s historische Bedeutung liegt einerseits in der Grundgestaltung des chemischen Studiums, andererseits in seinen Beiträgen zur Theorie und Praxis in der Organischen Chemie, insbesondere auf dem Gebiet der Landwirtschaft. Der Aufstieg der chemischen Industrie in Deutschland, der im 19. Jahrhundert begann und sich bis zum Zweiten Weltkrieg fortsetzte, ist mit seinem Namen untrennbar verbunden.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

William H. Brock, Justus von Liebig. Eine Biographie des großen Wissenschaftlers und Europäers. Braunschweig – Wiesbaden 1999.

Justus-Liebig-Universität Gießen, Justus Liebig (1803–1873). Seine Zeit und unsere Zeit. Chemie – Landwirtschaft – Ernährung. Bd. 1. Gießen 2003.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Claus Priesner, Liebig, Justus Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 14. Berlin 1985. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118572741.html>

Liesganiggasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Joseph Liesganig 1719–1799

Priester, Astronom. Der 1748 zum Priester geweihte Jesuit wirkte ab 1742 als Mathematik- und Rhetorikprofessor in seiner Geburtsstadt Graz, Linz, Kaschau/Košice sowie ab 1752 in Wien. Liesganig oblag als Leiter der Jesuitensternwarte 1756–1773 die Gradmessung im Wiener Meridian zur Erfassung der Erdgestalt. Ab 1773 leitete er die Katastervermessung Galiziens.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph Liesganig war ein österreichischer Astronom und Geodät. Getauft wurde er am 13. Februar 1719 in der Pfarre zum Heiligen Blut (Stadtpfarrkirche) in Graz. Im Alter von 15 Jahren trat er in den Jesuitenorden ein. Er studierte philosophische Fächer und Theologie am Ordens-Kollegium in Wien. Danach unterrichtete er ab 1742 Mathematik in Graz. 1744 wurde er Professor für Rhetorik in Linz. Die Priesterweihe empfing Liesganig 1748, anschließend ging er als Prediger nach Ungarn, zuerst nach Komorn, dann als Mathematikprofessor nach Kaschau (Komárno, bzw. Košice, beides heute Slowakei).

1752 kehrte Liesganig nach Wien zurück, wo er zum Historiografen und Mathematiker des Jesuitenordens ernannt wurde und an der Wiener Universität eine Professur für Mathematik bekam. Außerdem begann er an der Jesuitensternwarte zu arbeiten, deren Leitung er 1756 übernahm. Hier beobachtete Liesganig die Venuspassagen der Jahre 1761 und 1767. Liesganig beschäftigte sich besonders mit der Erdfigur und wurde bald zu einer Autorität auf dem Gebiet der Vermessung. Im Auftrag Maria Theresias führte er in den 1760er-Jahren die Bestimmung des Wiener und des ungarischen Meridians durch. Weitere Vermessungen unternahm er in der Steiermark. 1771 war Liesganig Dekan der philosophischen Fakultät der Wiener Universität. Schon vor der Auflösung des Jesuitenordens im Jahr 1773 wurde Liesganig mit der Kartierung Ostgaliziens und Lodomeriens beauftragt. Er übersiedelte nach Lemberg (heute Lviv, Ukraine), wo er ab 1775 Vorstand der mechanischen Werkstätten am Collegium Nobilium war.

1784 überprüfte Liesganig die Katastervermessung in der Herrschaft Gutenbrunn in Niederösterreich. 1785 übernahm er die Leitung der Katastervermessung für Galizien. Seine dafür verfasste Anleitung wurde ins Polnische, Tschechische, Slowenische und Italienische übersetzt. Liesganig befasste sich weiters mit der Berechnung und Festlegung von Längenmaßeinheiten sowie mit Kartografie – so etwa stammt eine vollständige Darstellung Ostgaliziens auf 49 Blättern von Liesganig. Joseph Liesganig starb am 4. März 1799 in Lemberg in bescheidenen Verhältnissen, da er seine Besitztümer bereits zu Lebzeiten an Bedürftige verteilt hatte.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Walther Fischer, Liesganig, Joseph, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 14. Berlin 1985. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118998153.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

F. Schreiner – Albert von Muchar – C. G. Leitner – A. Schrötter, Steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge 6/1/1840.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 15. Wien 1866.

Liliencrongasse

Datum der Benennung

16.5.1929

Text der Zusatztafel

Detlev (Friedrich Adolf Axel Frh.) von Liliencron 1844–1909

Schriftsteller. Der in Kiel, damals Dänemark, geborene Liliencron war preußischer Offizier, 1875–1877 Klavier- und Sprachlehrer in den USA, Kirchenspielvogt in Holstein sowie ab 1885 freier Schriftsteller in Hamburg, Berlin und München. Mit zwischen Naturalismus und Neuromantik angesiedelter Lyrik bekannt, schuf er zudem Novellen und Bühnenstücke.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Detlev von Liliencron war ein deutscher Dichter. Er wurde als Friedrich Freiherr von Liliencron am 3. Juni 1844 als Sohn des Zollbeamten Louis Freiherr von Liliencron im damals zu Dänemark gehörenden Kiel geboren. Die ursprünglich reiche Familie war wegen der nicht standesgemäßen Ehe des Großvaters väterlicherseits mit einer Leibeigenen verarmt. Nach der Schulzeit in Kiel und Erfurt trat er 1863 als Fahnenjunker in das Westfälische Füsilier-Regiment Nr. 37, das zur preußischen Besatzung der Bundesfestung Mainz gehörte, ein. 1863 wurde das Regiment nach Posen (heute Poznań, Polen) verlegt, um die Unruhen nach dem Polenaufstand zu unterdrücken. Im August 1865 zum Leutnant befördert, nahm er 1866 am Feldzug gegen Österreich und am Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 teil. In beiden Feldzügen verwundet und ausgezeichnet, nahm er danach auf eigenen Wunsch Abschied aus der Armee, wurde aber 1872 wieder eingestellt.

1875 musste er wegen seiner beim Glücksspiel entstandenen hohen Schulden endgültig aus der Armee ausscheiden. Danach versuchte er sich zwei Jahre lang in den Vereinigten Staaten von Amerika als Sprachlehrer, Pianist und Stallmeister. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland trat er in den preußischen Verwaltungsdienst ein. 1878 heiratete er Helene von Bodenhausen, die ihn schon nach einem Jahr verließ. Auf der nordfriesischen Insel Pellworm, wo er als Verwaltungsbeamter stationiert war, schrieb von Liliencron einige seiner bekanntesten Gedichte. Seine Schuldenprobleme verfolgten ihn weiterhin. Nach der Pfändung seiner Bezüge, der Entlassung aus dem Staatsdienst und der Scheidung von seiner Frau im Jahr 1885 lebte von Liliencron als freier Schriftsteller. 1887 heiratete er die Wirtstochter Augusta Brandt.

Ein Aufenthalt in München 1890, finanziert von der Schiller-Stiftung, die ihn immer wieder, seiner hohen Schulden wegen aber immer noch unzureichend, finanziell unterstützte, brachte Liliencron mit Michael Georg Conrad, Otto Julius Bierbaum, Heinrich Reder, Hugo Wolf und anderen Persönlichkeiten des deutschsprachigen literarischen Lebens in Verbindung. Thematisch beschäftigte sich von Liliencron mit Naturleben, Natursymbolik, Mythologie, erotischen Episoden, aber auch mit dem Krieg, was vor allem in sein Hauptwerk „Poggfred. Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen“ einfluss. 1891 nach Altona gezogen, ließ er sich von seiner zweiten Frau scheiden und versuchte durch Vortragsreisen und Mitwirkung im Kabarett seine chronischen Geldprobleme zu mindern.

1899 heiratete er in dritter Ehe die Bauerntochter Anna Michael. 1901 zog er mithilfe einer staatlichen Pension mit seiner Frau und den mittlerweile geborenen zwei Kindern nach Alt-Pahlstedt. 1908 verfasste er den autobiografischen Roman „Leben und Lügen.“ Zu seinem 65. Geburtstag wurden ihm zahlreiche Ehrungen zuteil, darunter die Ehrendoktorwürde der Universität Kiel. Detlev von Liliencron starb am 22. Juli 1909 in Alt-Pahlstedt an einer Lungenentzündung. Die Germanistik hob, nachdem der patriotisch-militärische Zug im Werk des politisch konservativen Autors nach 1918 kaum mehr Zustimmung fand, die Natürlichkeit und die kraftvolle Originalität seiner Gedichte hervor und stellte von Liliencrons Nähe zum Impressionismus in der Malerei fest. In der Zeit des Nationalsozialismus galt er, nun wieder wegen seiner patriotischen Ader, als „einer der größten Lyriker des Vaterlandes“.¹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Häntzschel, Liliencron, Detlev (eigentlich Friedrich, Frederik) Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 14. Berlin 1985. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118572954.html>

Levke Harders, Detlev von Liliencron 1844–1909, in: Lemo. Lebendiges Museum. Online verfügbar unter: <https://www.dhm.de/lemo/biografie/detlev-liliencron>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Grazer Tagespost vom 22. Juli 1939.

Lilienthalgasse

Datum der Benennung

Vermutlich um 1900

Text der Zusatztafel

Leopold Krametz Freiherr von Lilienthal 1811–1889

Beamter, Wohltäter. Der in Graz promovierte Jurist quittierte 1846 den Staatsdienst, um seine obersteirischen Güter zu verwalten. Nach dem Tod seiner Frau 1857 ließ er sein ererbtes Vermögen wohlthätigen Zwecken zukommen. So förderte er etwa den Bau des Kainbacher Hauses der Barmherzigkeit, der Vinzenz- wie auch Herz-Jesu-Kirche und ließ Spitäler renovieren.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Leopold Krametz Freiherr von Lilienthal war ein Grazer Wohltäter. Leopold Krametz wurde am 23. Dezember 1811 als Sohn eines Polizeibeamten in Wien geboren. Der Vater wurde später Polizeidirektor in Graz. Als seine Mutter starb, kam Leopold in „Klinkowströms Pensionat“. Nach mehrjährigem Aufenthalt in der Anstalt verließ Krametz Wien und ging nach Graz, um dort Jus zu studieren. Nach Beendigung des Studiums mit Auszeichnung trat er 1835 beim Bücher-Revisionsamt in Graz in den Staatsdienst. 1842 heiratete Leopold Krametz die aus einer reichen Leobner Familie stammende Josefine von Eggenwald. Krametz gab seine staatliche Anstellung auf, um die Verwaltung seiner obersteirischen Güter zu übernehmen. Nach dem Tod seiner Frau im Jahr 1857 beschloss er, wohl auch, weil die Verbindung kinderlos geblieben war, sein ererbtes Vermögen für religiöse und wohlthätige Zwecke aufzuwenden, um so das Andenken seiner Gattin zu ehren.¹

Nach kleineren Spenden für verschiedene religiöse Zwecke finanzierte er den Neubau des „Paulinum“, eines Waisenhauses. Sein Engagement galt neben der Unterstützung der katholischen Kirche vor allem den Armen. Krametz spendete jährlich größere Summen. Mit seiner Hilfe entstanden so das Haus der Barmherzigkeit zur Aufnahme unheilbar Kranker in Kainbach sowie das Kloster der Marienbrüder und die Herz-Jesu-Kirche in Graz. Krametz bezahlte auch die Renovierung von Krankenhäusern. Für seine Wohltaten bekam Krametz zahlreiche Ehrungen und Orden,

¹ Vgl. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 15. Wien 1866.

päpstlicher und weltlicher Natur. Der Kaiser erhob ihn zuerst in den Ritter- und dann in den Freiherrnstand. Krametz lebte nach dem Tod seiner Frau immer sehr zurückgezogen und empfing nur wenige Vertraute, darunter den damaligen Dompfarrer, Monsignore Hebenstreit. Almosen ließ er nur über vertraute Personen oder Institute verteilen. Er galt als reizbar und unzugänglich.² Auch ins Theater ging er in seinen letzten Jahren nicht mehr. Leopold Krametz Freiherr von Lilienthal starb am 30. November 1889 in Graz. Zu seinem Universalerben bestimmte er Fürstbischof Johannes Baptist Zwerger.³ Die Gesamtsumme der im Laufe seines Lebens verschenkten Mittel schätzte das „Grazer Volksblatt“ im Nachruf auf Leopold Freiherr von Lilienthal vom 1. Dezember 1889⁴ auf eine Million Gulden.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 15. Wien 1866.

² Vgl. Grazer Volksblatt vom 1. Dezember 1889.

³ Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁴ Vgl. ebd.

Lisztgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Franz (von) Liszt 1811–1886

Komponist. Im damals ungarischen, heute burgenländischen Raiding geboren, trat er in Wien und ab 1823 in Paris als Klaviervirtuose hervor. Während des Wanderlebens nebst Konzertreisen durch Europa schuf er vorrangig als Weimarer Hofkapellmeister 1843–1861 ein über 700 Einträge zählendes Werk aller Gattungen. Liszt gilt als Mitbegründer der Neudeutschen Schule.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Liszt war ein österreichisch-ungarischer Komponist, Dirigent und Konzertpianist. Er wurde am 22. Oktober 1811 als Sohn in zweiter Ehe des Verwaltungsbeamten und Musiklehrers Adam List (Liszt) in Raiding im Burgenland, das damals zu Ungarn gehörte, geboren. Er wuchs mit Deutsch als Muttersprache auf, zum Teil sprach die Familie zu Hause auch Französisch. Obwohl er das Ungarische nie vollkommen beherrschte, bezeichnete sich Liszt auch später immer als Ungar. Sein musikalisches Talent trat früh zutage: Er brachte sich das Notenschreiben nach eigener Aussage selbst bei. Bereits mit neun Jahren erhielt er ein Studienstipendium, nachdem er am 26. November 1820 bei einem Konzert in Preßburg (heute Bratislava, Slowakei) als Pianist einen sensationellen Erfolg gefeiert hatte. Sein Vater Adam war in der Folge in der Rolle eines strengen Erziehers und Förderers. Die Fokussierung auf die Pianistenkarriere zog Mängel in Franz Liszts Allgemeinbildung nach sich.

Nach weiteren Konzerterfolgen, unter anderem in Wien und Pest, zog die Familie 1823 nach Paris, nachdem der Vater zuvor seine Stellung in Raiding aufgegeben hatte. In Paris wurde Franz als Wunderkind „petit Liszt“ bald eine Berühmtheit. Es folgten Konzertreisen durch Frankreich, England und die Schweiz. Aus dieser Zeit stammen Liszts erste überlieferte Kompositionen – Etüden und die mithilfe seines Lehrers Ferdinando Paër komponierte Oper „Don Sanche ou Le château d’amour“. Weitere Klavierwerke aus dieser Zeit sind verschollen. 1827 starb Liszts Vater im Alter von 50 Jahren. Franz musste fortan in Paris für seinen Lebensunterhalt und den seiner Mutter sorgen, indem er Musikunterricht gab.

Liszt kompensierte seine rudimentäre Schulbildung durch Kontakt zu zahlreichen Intellektuellen und Künstlern seiner Zeit und beschäftigte sich unter anderem intensiv mit religiösen und sozialen Fragen. Er schloss Freundschaft mit den meisten großen Komponisten seiner Zeit, darunter Hector Berlioz und Niccolò Paganini ebenso wie Frédéric Chopin. Zwischen 1835 und 1843 lebte Liszt mit Marie d'Agoult zusammen, mit der er drei Kinder hatte. Er unternahm zahlreiche Konzerttourneen durch Europa. Ab 1843 wirkte er als großherzoglicher Kapellmeister in Weimar. 1847 lernte er in Kiew Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein kennen, die ihren Mann verließ und zu Liszt nach Weimar zog. Es folgte eine für Liszt äußerst produktive Zeit als Komponist, in der er die meisten seiner bekannten Werke schrieb. 1861 war Liszt Mitbegründer des „Allgemeinen deutschen Musikvereins“.

Nach dem gescheiterten Versuch, Carolyne mit päpstlicher Erlaubnis zu ehelichen, unterzog sich Liszt 1865 der Tonsur und empfing die niederen Weihen eines Klerikers. In der Folge ließ er sich mit „Abbé“ ansprechen. Er führte ein unstetes Leben zwischen Weimar, Budapest und Rom. Nun bekam Liszt auch breite Anerkennung als Komponist. So wurde 1867 bei der Krönung Franz Josephs I. zum König von Ungarn eine Messe von Liszt aufgeführt. Seine Tochter Cosima ließ sich von ihrem Mann scheiden und heiratete 1870 Richard Wagner, mit dem sie seit 1864 liiert war. Die Heirat erfolgte gegen den Willen Liszts, dessen Verhältnis zu seiner Tochter und zur Familie Wagner sich jedoch nach zwei Jahren wieder deutlich besserte. 1882 gab Liszt ein gemeinsames Konzert mit Wagner im Teatro la Fenice in Venedig. Wenige Wochen danach starb Wagner an einem Herzinfarkt. Franz Liszt überlebte seinen Schwiegersohn um dreieinhalb Jahre. Franz Liszt starb am 31. Juli 1886 in Bayreuth an den Folgen einer Lungenentzündung.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Theophil Antonicek, Liszt Franz von, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 5. Lfg. 23. Wien 1971. Online verfügbar unter:
https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_L/Liszt_Franz_1811_1886.xml
Klára Hamburger, Franz Liszt. Leben und Werk. Köln – Weimar – Wien 2010.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Lodergasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Matthäus (Matthias) Loder 1781–1828

Maler. Erzherzogin Marie-Louise berief 1816 den Absolventen der Akademie der bildenden Künste von seiner Geburtsstadt Wien als Kammermaler nach Parma. In gleicher Funktion hielt er ab 1818 für Erzherzog Johann steirische Landschaften, bäuerliche Trachten und die Eisenindustrien fest. Humoristische Szenen, Karikaturen und Porträts ergänzen sein vielfältiges Werk.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Matthäus Loder war ein österreichischer Maler der Biedermeierzeit. Er wurde am 31. Mai 1781 als Sohn des Tapezierers und Sattlers Anton Loder und dessen Frau Maria in Wien geboren. Nachdem sich früh sein Zeichentalent offenbarte, wurde Matthäus mit 13 Jahren an der Wiener Akademie der bildenden Künste aufgenommen. Zuerst der Blumenmalerei zugewandt, konzentrierte sich Loder in der Folge auf Architektur-, Landschafts- und Historienmalerei. 1810 schloss er seine Studien mit Auszeichnung ab. Anschließend verdiente er sein Geld mit der Illustration von Almanachen, Büchern, Postkarten und Billets. 1811 erschien bei Heinrich Friedrich Müller „Der Goldritter“ mit 13 kolorierten Spielkarten, deren detailreiche Ausgestaltung von Kleidung, Rüstungen und Zaumzeug schon damals auffiel. Auch die sechs Titelblätter zu Johann Gottfried Herders 1813 in Wien bei Haas verlegten „Sämtlichen Werken“ stammten von Loder. Außerdem malte er humoristische Szenen und Karikaturen, die mitunter Kontroversen hervorriefen.

Loder unternahm schon damals Zeichen- und Studienreisen in die niederösterreichischen Berge, die Obersteiermark und das Salzkammergut. Loders Ruf wurde schließlich so gut, dass er zum Zeichenlehrer von Erzherzogin Marie-Louise bestellt wurde. 1816 erkrankte er in Parma an Tuberkulose und musste nach Österreich zurückkehren. Als Loders ehemaliger Studienkollege Karl Ruß seinen Posten als Kammermaler beim steirischen Erzherzog Johann verlor, vermittelte ihm Erzherzogin Louise die Stelle. Erzherzog Johann nahm Loder als Begleiter auf seine Wanderungen mit. Loder hatte dabei die Aufgabe, Landschaft und Bevölkerung bildlich zu dokumentieren. Loders Darstellungen von Land und Leuten wurden unter anderem in Konrad Mautners und Viktor Gerambs

„Steirisches Trachtenbuch“ veröffentlicht. Sehr viele Bilder schuf Loder in der Gegend um Gastein, wo sich Erzherzog Johann zur Kur aufzuhalten pflegte.

Berühmt wurden neben Loders Abbildungen bäuerlicher Trachten und der Arbeitswelt am Erzberg vor allem seine Darstellungen der Begegnungen Erzherzog Johanns mit Anna Plochl. Der Erzherzog bezahlte Loder für jede Arbeit einzeln, je nach Größe und subjektiv geschätzter Qualität, wohingegen andere Kammermaler mit einer Pauschale entlohnt wurden. Dies führte mitunter zu Spannungen. 1823 verlegte Loder seinen Wohnsitz von Wien nach Vordernberg. Dort starb er schließlich am 16. September 1828 an seiner langjährigen Tuberkulose-Erkrankung.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Margarete Payer, Matthäus Loder, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/loder_matthaeus.html

Konstantin von Wurzbach, Loder, Matthäus, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 15. Wien 1866.

Loewegasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Johann) Carl (Gottfried) Loewe 1796–1869

Komponist. Bei Halle an der Saale geboren, studierte Loewe kurz Theologie an der Universität Halle und war ab 1820 Musiklehrer, später auch Kantor und Organist in Stettin/Szczecin. Loewe gilt als „pommerscher Balladenkönig“, schuf er doch neben Opern, Oratorien und Sinfonien über 400 Vertonungen von Gedichten, die er als klavierbegleitete Sololieder vortrug.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl Loewe (auch: Karl Löwe) war ein deutscher Balladenschreiber und -interpret sowie Komponist. Er wurde am 30. November 1796 als zwölftes Kind des Kantors Andreas Loewe und dessen Frau Marie in Löbejün im Herzogtum Magdeburg geboren. Der Vater unterwies ihn als Kind in Gesang und Klavierspiel, die Schule besuchte er in Köthen, wo er auch im Knabenchor sang. Seine schöne Kindersopranstimme fiel dem damaligen König von Westfalen, Jérôme Bonaparte, auf. Mithilfe eines königlichen Stipendiums konnte Carl zwei Jahre später an die Schule der Franckeschen Stiftungen in Halle wechseln. In Halle lernte er Komposition bei Daniel Gottlob Türk.

Nach dem Ende der napoleonischen Herrschaft in Deutschland im Jahr 1813 ermöglichten private Förderer weitere Ausbildungen. 1817 begann Loewe in Halle evangelische Theologie zu studieren. Dort wurde er Mitglied der Burschenschaft Teutonia. Loewe trat, inzwischen zum Tenor gereift, bei zahlreichen Gelegenheiten und mit Erfolg als Sänger auf. In seiner Studienzeit schrieb Loewe rund fünfzig Balladen, unter anderem nach Texten von Johann Wolfgang von Goethe und Johann Gottfried Herder. 1820 ging Loewe als Organist und später Kantor an die Jakobskirche in Stettin (heute Szczecin, Polen), wo er 46 Jahre verblieb. Er war dort auch als Lehrer am Marienstiftsgymnasium, als Ausbilder am Seminar für Lehrerbildung und als städtischer Musikdirektor tätig. Darüber hinaus gründete er den Pommerschen Chorverband und organisierte zahlreiche Musikveranstaltungen.

1821 heiratete Carl Loewe in Halle/Saale Julia von Jakob, eine Tochter des Halleschen Universitätskanzlers Ludwig Heinrich von Jakob. Julia Loewe starb aber schon zwei Jahre später nach der Geburt des Sohnes Julian, der bei Verwandten aufgezogen wurde. 1825 heiratete Loewe in

zweiter Ehe Auguste Lange und hatte mir ihr in der Folge vier Töchter. 1829 wurde Loewe in die Freimaurerloge „Zu den drei Zirkeln“ aufgenommen. Loewe war in Stettin eine angesehene Person des Gesellschafts- und Musiklebens. 1832 wurde er Ehrendoktor der Universität Greifswald und 1837 Mitglied der Berliner Akademie der Künste. 1832 wurde sein Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems“ und 1834 seine Oper „Die drei Wünsche“ in Berlin aufgeführt. Zwischendurch unternahm Loewe Konzertreisen durch ganz Europa. 1844 trat er in Wien auf, 1847 in London, später auch in Skandinavien und Frankreich.

Nach einem 1864 erlittenen Schlaganfall gab er 1866 seine Stettiner Ämter auf und übersiedelte nach Kiel zu seiner Tochter Julie, verheiratete von Bothwell. Julie kümmerte sich nicht nur um den Vater, sondern auch um die Erhaltung und Verbreitung seines kompositorischen Werks, das über 400 Balladen, siebzehn Oratorien, sechs Opern und zwei Sinfonien umfasst. Carl Loewe starb am 20. April 1869 in Kiel. Er wurde auf dem Parkfriedhof Eichhof bei Kiel begraben. Sein Herz wurde separat in einer vergoldeten Kapsel in der Höhlung einer großen Pfeife der Orgel seiner langjährigen Wirkungsstätte, der Jakobikirche in Stettin, beigesetzt. Loewes Bedeutung in der Musikgeschichte liegt vor allem in seinen Balladen, denen er eine eigene Stellung als besondere Form des Sololieds im 19. Jahrhundert verliehen hat.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerhard Dallmann, Carl Loewe, ein Leben für die Musik. Lebensskizze eines romantischen Musikers. Gützkow 1996.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wilhelm Pfannkuch, Löwe, Karl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 15. Berlin 1987. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118573934.html>

Carl Ludwig Schleich, Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen eines Arztes. Berlin 1930.

Lois-Steiner-Weg

Datum der Benennung

8.2.1990

Text der Zusatztafel

Alois Steiner 1907–1989

Opernsänger, Lehrer, Volksliedsammler. Steiner wurde als Sängerknabe im Stift St. Lambrecht musikalisch ausgebildet. Neben dem Lehrberuf wirkte er als Sänger an steirischen Bühnen. Zeitlebens sammelte Steiner regionale Kirchen- und Volkslieder. Der 1938 in die NSDAP eingetretene Steiner wurde von der Wehrmacht 1942–1944 für die Grazer Oper abgestellt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alois (Lois) Steiner war ein österreichischer Pädagoge, Sänger und Volksliedsammler. Er wurde am 7. Juni 1907 in Probst bei Murau in eine Kirchensängerfamilie geboren. Ersten Musikunterricht bekam er von seiner Mutter, Aloisia Steiner. Seine musikalische Laufbahn begann er mit elf Jahren als Sängerknabe im Stift St. Lambrecht. 1923 ging er nach Graz, um dort eine Lehrerausbildung zu machen. Zu dieser Zeit debütierte er als Sänger im Stadttheater Leoben in der Rolle des Max im „Freischütz“. Seine erste Stelle als Lehrer hatte er an der Volksschule in Knittelfeld. Ab 1934 lebte er in Graz und nahm nebenbei Gesangs- und Musikunterricht, unter anderem bei dem Grazer Bassbariton Herbert Thöny.

Angeregt durch seinen Musiklehrer J. J. (Hans) Legat, begann Steiner altes Liedgut zu sammeln und aufzuschreiben. Er sammelte vor allem geistliche Lieder und fertigte Abschriften aus den Textbüchern der Kirchensänger in St. Blasien und Karchau (beide Steiermark) an, darunter das Weihnachtslied „O Jubel, o Freud“, das 1936 im Österreichischen Liederblatt erschien und heute weithin bekannt ist.¹ 1936 heiratete er Paula Ortner, mit der er in der Folge drei Kinder hatte. 1938 wurde Steiner NSDAP-Mitglied, um seine Stellung als Lehrer weiter ausüben zu können.² 1940 rückte Steiner bei den Gebirgsjägern in Bregenz in die Deutsche Wehrmacht ein. Er trat häufig bei Unterhaltungsveranstaltungen für Soldaten auf. 1941 nach Graz versetzt, wurde er ein Jahr später für die Oper engagiert. Als diese 1944 geschlossen wurde, rückte er wieder bei seinem Truppenteil ein.

¹ Vgl. Eva Maria Hois, Steiner, Lois (Alois), in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Steiner_Lois.xml

² Vgl. Personalunterlagen der Reichskulturkammer (BArch R 9361_V/62825).

Am 17. April 1945 geriet Steiner in französische Kriegsgefangenschaft, aus der er am 9. Jänner 1946 in die Steiermark zurückkehrte.³

1947 wurde Steiner von der Staatsanwaltschaft nach Ableistung seiner Arbeitspflicht als „minderbelastet“ eingestuft.⁴ Er nahm eine Lehrerstelle in St. Veit bei Graz an. Nebenbei unterrichtete er bei den Ursulinen in Graz, deren Schulchor er ebenso über 23 Jahre leitete wie Chor und Orchester der Kirche St. Veit, für die er alle Partituren, Stimmen und Texte selbst schrieb. Steiner dirigierte auch mehrmals die auf Viktor von Geramb und Viktor Zack zurückgehenden „Alten Krippen- und Hirtenlieder“ in der Grazer Antoniuskirche in St. Veit. Steiners Sammelleidenschaft blieb auch nach dem Krieg ungebrochen. In seiner Sammlung befanden sich am Ende allein zweihundert Hirten- und Krippenlieder. Dazu kamen unzählige Volkslieder. Steiner kann wohl als einer der bedeutendsten Volksliedersammler der Steiermark bezeichnet werden.⁵ Lois Steiner starb am 2. Mai 1989 in St. Veit. Seine Liedersammlung befindet sich heute in einem Privatarchiv in St. Veit und in Abschriften zum Teil auch im Steirischen Volksliedwerk (Volksliedarchiv).

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Eva Maria Hois, Steiner, Lois (Alois), in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Steiner_Lois.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hilde Senft – Willi Senft, Steirisches Urgestein. Steirer, die man nicht vergisst. Graz 2008.

³ StA Graz, NS-Registrierung ST 775/48.

⁴ StA Graz, NS-Registrierung XII 521.

⁵ Vgl. Hilde Senft – Willi Senft, Steirisches Urgestein. Steirer, die man nicht vergisst. Graz 2008.

Lorenz-Vest-Weg

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Lorenz Chrysanth (Edler) von Vest 1776–1840

Mediziner, Botaniker. Der 1797 in Freiburg im Breisgau promovierte Vest, mit lebenslangem Militärdienst bestrafte, 1800 amnestierter Dichter von Freiheitsliedern, begann die Arztlaufbahn in seiner Geburtsstadt Klagenfurt. Als Botaniker 1812 ans Grazer Joanneum berufen, modernisierte und reorganisierte der Landesprotomedicus ab 1829 das steirische Medizinwesen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Lorenz Chrysanth von Vest war ein österreichischer Arzt und Botaniker. Er wurde am 18. November 1776 als Sohn eines in den Adelsstand erhobenen Arztes in Klagenfurt geboren. Seine Schulbildung erhielt er in der Kärntner Landeshauptstadt und in Salzburg. Nach Beendigung der philosophischen Studien in Klagenfurt setzte Vest 1795 das Medizinstudium an der Wiener Universität fort, das er schließlich mit dem Doktorat in Freiburg im Breisgau abschloss. Die Nähe der Stadt zum revolutionären Frankreich dürfte Vest in seinen politischen Ansichten beeinflusst haben, denn er verfasste als Student in Freiburg mehrere Freiheitslieder, für die er im Herbst 1798 in Wien festgenommen und zu lebenslangem Militärdienst als gemeiner Soldat verurteilt wurde. Vest musste beim Infanterieregiment Nr. 26 in Klagenfurt einrücken. Durch die guten Beziehungen seiner Familie wurde er aber nach zwei Jahren wieder aus dem Militärdienst entlassen. So konnte er in Klagenfurt eine Arztpraxis eröffnen und erwarb sich vor allem mit dem Kurieren von Augenleiden einen guten Ruf.

1804 heiratete Vest, 1807 wurde er Professor für theoretische und praktische Medizin am Lyzeum Klagenfurt. 1812 folgte er einer Berufung ans Joanneum in Graz, wo er Professor für Botanik und Chemie wurde. 1829 wurde er zum k. u. k. Gubernialrat und Landesprotomedicus der Steiermark ernannt. In dieser Funktion machte er sich um die Neuorganisation des Apothekenwesens verdient, sorgte für die Verbesserung der Hygiene, gründete eine Taubstummenanstalt. Weiters gehen die Einführung der Pockenimpfung und die Organisation des Hebammenwesens sowie eine verbesserte Friedhofsordnung auf Vest zurück. Im Studienjahr 1833/34 war er zudem Rektor der Universität Graz. Vest verfasste unter anderem die Lehrschriften „Manuale botanicum“ (1805) und die „Anleitung zum

gründlichen Studium der Botanik“ (1815). Außerdem schrieb er Beiträge für die „Medicinischen Jahrbücher des kaiserlich-königlichen österreichischen Staates“ und für die Annalen der Physik. Ab 1821 war er auch Redakteur der „Steiermärkischen Zeitschrift“. Lorenz Chrysanth von Vest starb am 15. November 1840 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Ilwof, Erzherzog Johann und Dr. Lorenz Chrysanth Edler von Vest. Mit Briefen des Erzherzogs, in: Mitteilungen des Historischen Vereins für Steiermark 42/1894.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 50. Wien 1884.

Lortzinggasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Gustav) Albert Lortzing 1801–1851

Komponist, Schauspieler. Der gebürtige Berliner, erst Schauspieler im Ensemble seiner Eltern, erhielt 1826 ein Engagement als Kapellmeister in Detmold. Nach Leipzig, wo er 1837 seine bekannteste Oper „Zar und Zimmermann“ schuf, wirkte Lortzing 1846–1848 in gleicher Funktion am Theater an der Wien. Er gilt als Hauptrepräsentant der deutschsprachigen Opéra-comique.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Albert Lortzing war ein deutscher Opernkomponist, Librettist, Schauspieler, Sänger und Kapellmeister. Er wurde am 23. Oktober 1801 als Sohn eines Theaterleute-Ehepaares in Berlin geboren. So kam er bereits als Kind mit der Bühnenwelt in Berührung. Albert zeigte bald ein großes musikalisches Talent und begann, eigene Musikstücke zu schreiben. Die Eltern förderten sein Talent und ermöglichten ihm Klavierstunden und Unterricht in Musiktheorie. 1811 zog die Familie nach Breslau, nachdem die von den Eltern gegründete Theatergruppe in Berlin aufgelöst worden war. Zwischen 1813 und 1817 tingelte die Familie mit Theaterproduktionen durch Deutschland.

Seinen ersten Bühnenauftritt hatte Albert Lortzing als Zwölfjähriger bei einem Gastspiel im Kornhaus am Freiburger Münster, wo er in den Pausen komische Gedichte interpretierte. Ab 1817 gehörte die Familie Lortzing zum Ensemble von Josef Derossi, das an verschiedenen Orten im Rheinland auftrat. Albert avancierte in Rollenfächern wie dem „jugendlichen Liebhaber“ bald zum Publikumsliebbling. Nebenbei sang er als Tenor im Chor des Berliner Komponisten, Musikpädagogen und Sing-Akademie-Direktors Carl Friedrich Rungenhagen, der ihm auch Kompositionsunterricht gab. Am 30. Januar 1824 heiratete Lortzing die Schauspielerin Rosina Regina Ahles. Von den elf gemeinsamen Kindern überlebten sechs das Kindesalter. Ab 1826 war das Ehepaar Mitglied beim Hoftheater in Detmold. Im selben Jahr wurde Albert in die Aachener Freimaurerloge „Zur Beständigkeit und Eintracht“ aufgenommen.

In der Detmolder Zeit (1826–1833) begann sich Lortzing langsam als Komponist zu profilieren. 1828 kam sein Singspiel „Ali, Pascha von Janina“ erstmals auf die Bühne. Lortzings Oratorium „Die

Himmelfahrt Christi“ wurde im selben Jahr in Münster uraufgeführt. Außerdem komponierte er die Bühnenmusik zum Drama „Don Juan und Faust“ von Christian Dietrich Grabbe. 1833 kam es durch das Engagement des Ehepaars Lortzing am Stadttheater in Leipzig zu einer Wiedervereinigung mit Alberts Eltern, die bereits ein Jahr zuvor dort engagiert worden waren. In Leipzig wurde 1837 Lortzings komische Oper „Zar und Zimmermann“ erstmals aufgeführt, mit Albert selbst in der Hauptrolle. Zum durchschlagenden Erfolg wurde die Oper zwei Jahre später bei der Berliner Aufführung.

1844 wurde Lortzing vom neuen Leipziger Theaterdirektor Karl Christian Schmidt zum Kapellmeister des Stadttheaters ernannt, eine Saison später allerdings wegen angeblicher eingeschränkter Leistungsfähigkeit durch Lortzings Rheumabeschwerden trotz Publikumsprotesten gekündigt. 1846 bekam er eine Kapellmeisterstelle am „Theater an der Wien“. In Wien erlebte er die Märzrevolution von 1848, für die er große Sympathien hegte. Seine Revolutionsoper „Regina“ und mehrere Männerchöre freiheitlichen Inhalts, die er mit der Wiener Studentengarde persönlich einübte, geben davon Zeugnis. Lortzing verlor seinen Wiener Posten noch im Revolutionsjahr und musste die kommenden beiden Jahre mit seiner Frau erneut Schauspielengagements in verschiedenen deutschen Städten annehmen, um den Lebensunterhalt der Familie bestreiten zu können. Im Mai 1850 erhielt Lortzing eine Stelle als Kapellmeister am neu gegründeten Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin. Dies sollte sein letztes Engagement sein. Albert Lortzing starb am 21. Jänner 1851 ausgelaugt und verschuldet, nicht einmal 50 Jahre alt in Berlin. Zu seinen bekannteren Werken gehören neben „Zar und Zimmermann“ auch die Opern „Hans Sachs“, „Der Wildschütz“ und „Undine“.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Mende, Lortzing, Gustav Albert, in: Sächsische Biografie, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky. Online verfügbar unter: [https://saebi.isgv.de/biografie/Albert_Lortzing_\(1801-1851\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Albert_Lortzing_(1801-1851))

Norbert Miller, Lortzing, Albert, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 15. Berlin 1987. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118574469.html>

Alexander Rausch, Lortzing Gustav Albert, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Bd. 5, hg. von der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Kommission für Musikforschung. Wien 2006.

Löseranlage

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Anton Löser 1877–1951

Lehrer, Politiker. Der bei Karlsbad/Karlovy Vary im Kronland Böhmen geborene Pädagoge kam 1902 an die Landesbürgerschule in Voitsberg. Ab 1927 leitete er als Direktor die gewerbliche Fortbildungs- und Handelsschule. Löser war zur Zeit des autoritären Ständestaats 1935–1938 Bürgermeister der Bezirksstadt Voitsberg und nach dem „Anschluss“ kurzzeitig in NS-Haft.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Löser (auch Loeser) war ein steirischer Lehrer, Schuldirektor und Kommunalpolitiker. Er wurde am 8. Oktober 1877 in Klum bei Karlsbad (heute Chlum, Tschechische Republik) geboren. Seine Ausbildung als Lehrer erhielt er in Budweis (heute České Budějovice, Tschechische Republik). Ab 1902 war er als Lehrer an der Landesbürgerschule in Voitsberg tätig. 1907 wird er als Obmannstellvertreter und Sekretär des Schüler-Unterstützungsvereins Voitsberg erwähnt,¹ 1914 wurde Löser in den Gemeinderat von Voitsberg gewählt. Daneben hatte er auch andere Funktionen inne. So war Löser etwa Schriftwart des Deutschen Schulvereins, in der Mütterberatung und Männerortsgruppe Voitsberg.² 1927 wurde er zum Schuldirektor und zum Leiter der gewerblichen Fortbildungs- und Handelsschule in Voitsberg ernannt. Von 1935 bis 1938 war Löser Bürgermeister von Voitsberg. In seine Amtszeit fielen unter anderem der Ausbau der Packerstraße und die Wiedererrichtung der Bezirkshauptmannschaft Voitsberg. Unmittelbar nach dem sogenannten „Anschluss“ wurde Löser seines Amtes enthoben und verhaftet. Nach mehreren Wochen Internierungshaft im Bezirksgericht Voitsberg wurde Löser freigelassen. Daraufhin verließ er das Kreisgebiet Voitsberg. Nach 1945 war Löser als Bezirksparteiobmann der ÖVP in Graz-Gösting kommunalpolitisch aktiv. Anton Löser starb am 27. März 1951 73-jährig in Graz. Er blieb zeitlebens unverheiratet.³

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Grazer Volksblatt vom 8. März 1907.

² Vgl. Grazer Tagblatt vom 23. November 1921.

³ Vgl. Totenprotokoll, Stadtarchiv Graz.

Literatur

Martin Amschl, Der Nationalsozialismus im Kreis Voitsberg zwischen 1938 und 1945. Unpubl. Diss.
Graz 2013.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

Ludwig-Benedek-Gasse

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Ludwig August (Ritter von) Benedek 1804–1881

Offizier. Der in Ödenburg/Sopron geborene Absolvent der Wiener Neustädter Militärakademie kam 1833 in den Generalstab. Seine Feldherrnlaufbahn begann mit der Niederschlagung der Revolutionen in Ungarn 1848 und Italien und endete als Feldzeugmeister und Oberbefehlshaber im Preußisch-Österreichischen Krieg 1866. Nach dem Debakel bei Königgrätz lebte er in Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig von Benedek war ein österreichisch-ungarischer Feldherr. Er wurde am 14. Juli 1804 in Ödenburg/Sopron in Westungarn geboren. Sein Vater war Medizinprofessor. Ludwig schlug früh die Militärlaufbahn ein. Er absolvierte die Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt und kam anschließend zur Infanterie. In verschiedenen Regimentern in Italien und Galizien kletterte er die militärische Rängeleiter bis zum Oberst hinauf. In Galizien war er 1846 an der Niederschlagung des dortigen Aufstands beteiligt. Für diesen Verdienst wurde er in den Ritterstand erhoben. 1841 heiratete er Julie von Woyna. 1848/49 kämpfte er unter Radetzky in Italien und erhielt mehrere Auszeichnungen. Danach zur Bekämpfung des Aufstandes in Ungarn eingesetzt, erhielt er die Stellung des Generalstabschefs der Italienarmee, 1852 wurde er zum Feldmarschallleutnant befördert.

Im Sardischen Krieg 1859 deckte Benedek als Befehlshaber den Rückzug der Österreicher bei San Martino, während die Hauptarmee zeitgleich bei Solferino geschlagen wurde. Dies brachte ihm die Beförderung zum Feldzeugmeister ein. Im April 1860 wurde Benedek zum Militärgouverneur von Ungarn bestellt und im Oktober desselben Jahres zum Oberkommandierenden der österreichischen Truppen in Venetien und den Alpenländern ernannt.¹ 1861 wurde er lebenslanges Herrenhausmitglied im Reichsrat. Schicksalhaft war für ihn die Übertragung des Kommandos der gegen Preußen gestellten Nordarmee im Jahr 1866. Benedek, dessen Popularität für die Ernennung maßgeblich gewesen sein mochte, übernahm den Auftrag nur widerwillig und auf ausdrücklichen Wunsch Kaiser Franz Josephs. Die Schlacht von Königgrätz (heute Hradec Králové, Tschechien) am

¹ Vgl. Alfred Ableitinger, Benedek, Ludwig August, in: Mathias Bernath – Felix von Schroeder (Hg.), Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas. Bd. 1. München 1974.

3. Juli endete in einer historischen Niederlage für Österreich-Ungarn. In der Folge wurde ein kriegsgerichtliches Verfahren gegen Benedek eingeleitet, in dem er auf jede Rechtfertigung verzichtete. Das Verfahren wurde auf Befehl des Kaisers Anfang Dezember 1866 eingestellt, Benedeks militärische Führungsqualitäten wurden jedoch in den Medien in Abrede gestellt. Damit war seine militärische Laufbahn beendet und Benedek zog sich nach Graz zurück, das schon seit dem frühen 19. Jahrhundert als eine Stadt galt, in der man gut und billig leben konnte. Das führte dazu, dass sich eine Reihe von hochgestellten Offizieren und Beamten aus der ganzen Monarchie in der steirischen Landeshauptstadt zur Ruhe setzten, was Graz den wenig schmeichelhaften, aber bis heute bekannten Spitznamen „Pensionopolis“ einbrachte.² Ludwig August Ritter von Benedek von Felső-Eőr (so sein vollständiger Name nach der Erhebung in den Ritterstand) starb am 27. April 1881 in seiner Villa in der Beethovenstraße in Graz. Er wurde auf dem Leonhardfriedhof begraben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Alfred Ableitinger, Benedek, Ludwig August, in: Mathias Bernath – Felix von Schroeder (Hg.), Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas. Bd. 1. München 1974. Online verfügbar unter: <http://www.biorex.ios-regensburg.de/BioLexViewview.php?ID=555>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Oskar Regele, Benedek, Ludwig von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 2. Berlin 1955. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11865540X.html#ndbcontent>
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_B/Benedek-Felsoe-Eoer_Ludwig_1804_1881.xml

² Vgl. Oskar Regele, Benedek, Ludwig von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 2. Berlin 1955.

Ludwig-Boltzmann-Gasse

Datum der Benennung

31.5.1933

Text der Zusatztafel

Ludwig Eduard Boltzmann 1844–1906

Physiker. Der gebürtige Wiener wirkte als Professor 1869–1873 sowie 1876–1889 an der Universität Graz, außerdem in Wien, Leipzig und München. Mit Studien zur kinetischen Gastheorie und Thermodynamik stieg er zu einem der überragenden Naturforscher seiner Zeit auf. Zudem prägte Boltzmann die klassische statistische Physik und als Pionier das Feld der Atomtheorie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig Boltzmann war ein österreichischer Physiker und Philosoph. Am 20. Februar 1844 als Sohn eines Beamten in Wien geboren, erhielt Boltzmann als Kind zunächst Privatunterricht. Die Familie musste wegen der häufigen Versetzungen des Vaters immer wieder innerhalb Österreichs übersiedeln. 1855 trat er in Linz in das Akademische Gymnasium ein. Musik spielte eine große Rolle in der Familie und so erhielt Boltzmann in Linz von Anton Bruckner Klavierunterricht. Als Ludwig 15 Jahre alt war, starb sein Vater. Vier Jahre später, kurz vor Ludwigs Matura, starb auch sein jüngerer Bruder Albert. Da die Mutter über ausreichend Geldmittel verfügte, übersiedelte sie mit Ludwig und dessen Schwester Hedwig 1863 nach Wien, um ihm dort ein Physikstudium zu ermöglichen.

Schon vor der Promotion wurde Boltzmann 1866 Assistent am Physikalischen Institut. Er legte die Lehramtsprüfung ab und blieb bis 1869 als Privatdozent in Wien. Dann erhielt er eine Berufung als Nachfolger von Ernst Mach als ordentlicher Professor für mathematische Physik an die Universität Graz. Weil ihm die Fachwelt in Graz zu eng war, unternahm Boltzmann bald zahlreiche Auslandsreisen mit Studienaufenthalten, unter anderem in Heidelberg und Berlin. 1872 veröffentlichte Boltzmann eine seiner bedeutendsten Arbeiten, „Weitere Studien über das Wärmegleichgewicht unter Gasmolekülen“. 1873 folgte Boltzmann schließlich einer Berufung als ordentlicher Professor an der Universität Wien, wo er drei Jahre lang tätig war, bevor er für weitere 14 Jahre an die Grazer Universität zurückkehrte.

1876 heiratete Boltzmann Henriette von Aigentler, die er drei Jahre zuvor kennengelernt hatte. Mit ihr hatte er fünf Kinder. Die Familie wohnte auf einem kleinen landwirtschaftlichen Anwesen auf der

Platte bei Graz. Im Studienjahr 1878/79 war Boltzmann Dekan der Philosophischen Fakultät, 1887/88 Rektor der Universität Graz. Danach nahm er eine Professur für theoretische Physik an der Universität München an. 1894–1900 lehrte er wieder an der Universität Wien. Nach einem zweijährigen Intermezzo in Leipzig kehrte er nach Wien zurück.

Bereits während seiner Zeit in Leipzig hatte sich bei Boltzmann ein Nervenleiden bemerkbar gemacht und sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich in den kommenden Jahren zusehends. Zu diesem Zeitpunkt war sein Ruf derart gewachsen, dass ihn Kaiser Franz Joseph persönlich empfing und zum Hofrat ernannte. Zwei Amerikareisen in den Jahren 1904 und 1905 setzten Boltzmann gesundheitlich und mental weiter zu. Im Frühjahr 1906 schließlich konnte er seinen Lehrverpflichtungen nicht mehr nachkommen und wurde beurlaubt. Den Sommer 1906 verbrachte er, wie schon einige Male davor, am Meer, diesmal in Duino an der österreichischen Adria. Am 5. September 1906, einen Tag vor der geplanten Heimreise, erhängte sich Ludwig Boltzmann in seinem Hotelzimmer. Der Leichnam wurde von seiner Tochter gefunden. Boltzmann hinterließ keinen Abschiedsbrief. Die Forschungen Boltzmanns bildeten unter anderem die Basis für die Arbeiten von Max Planck und Albert Einstein. Boltzmann erhielt bereits zu Lebzeiten zahlreiche Ehrungen. Die 1960 gegründete Ludwig Boltzmann Gesellschaft ist Trägerorganisation von über hundert Institutionen und Forschungseinrichtungen.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Engelbert Broda, Ludwig Boltzmann: Mensch • Physiker • Philosoph. Wien 1955.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Scholz, Ludwig Boltzmann, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/boltzmann_ludwig.html

Wolfgang Stiller, Ludwig Boltzmann: Altmeister der klassischen Physik. Wegbereiter der Quantenphysik und Evolutionstheorie. Leipzig 1988.

http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_B/Boltzmann_Ludwig_1844_1906.xml?frames=yes

Ludwig-Hülgerth-Gasse

Datum der Benennung

19.11.1970

Text der Zusatztafel

Ludwig Hugo Hülgerth 1875–1939

Offizier, Politiker. Der gebürtige Wiener trat 1893 in die k. u. k. Armee ein, war Frontoffizier im Ersten Weltkrieg und organisierte als Landesbefehlshaber 1918–1920 die Grenzkämpfe im Kärntner Abwehrkampf. Hülgerth, ab 1927 als Generalmajor im Ruhestand, war im autoritären Ständestaat 1934–1936 Landeshauptmann von Kärnten sowie 1936–1938 Vizekanzler.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig Hülgerth war ein österreichischer General und Kärntner Landeshauptmann im Ständestaat. Er spielte eine leitende militärische Rolle im sogenannten Kärntner Abwehrkampf. Hülgerth wurde am 26. Jänner 1875 als Offizierssohn in Wien geboren. Die (deutschsprachige) Volksschule und das Untergymnasium besuchte er in Neuhaus (heute Jindřichův Hradec, Tschechien). Danach absolvierte er von 1889 bis 1893 die Infanteriekadettenschule in Wien. Nach deren Abschluss wurde er zum Feldjägerbataillon Nr. 9 versetzt. Dort kletterte er die militärische Rangordnung zunächst bis zum Oberleutnant hinauf. 1906 wechselte er zum Landwehrinfanterieregiment Nr. 4 und wurde zwei Jahre später zum Hauptmann befördert.

Im Ersten Weltkrieg war Hülgerth wie so viele andere zuerst an der russischen und später an der italienischen Front eingesetzt. 1915 wurde er zum Major befördert, im folgenden Jahr übernahm er das Kommando des Landsturminfanteriebataillons. 1917 wurde er Oberstleutnant. Zuletzt war er Kommandant des Gebirgsschützenregiments Nr. 1. Als die k. u. k.-Armee auseinanderfiel, wurde er am 1. November 1918 von den Kärntner Regimentern zum Oberkommandierenden gewählt, anschließend von der provisorischen Landesregierung Kärnten bestätigt und am 27. Dezember 1918 zum Landesbefehlshaber ernannt. Bis Oktober 1920 leitete er die Grenzkämpfe gegen Jugoslawien und wurde anschließend zum Oberst befördert. Ab April 1921 war er Leiter der Heeresverwaltungsstelle in Klagenfurt und 1923 einige Monate in Eisenstadt Kommandant des Feldjägerbataillons Nr. 1. Im Oktober 1924 wurde Hülgerth Vorstand der Ausbildungsabteilung im Bundesministerium für Heereswesen. Nachdem er im Jahr 1924 zum Generalmajor ernannt worden war, trat er 1927 im Generalsrang in den Ruhestand.

1928 wurde er zum Landesleiter des „Heimatschutzverbandes Kärnten“ sowie zum Bundeswehrführer und auch zum Wehrreferenten der Bundesführung berufen. 1930 wurde Hülgerth für die Partei „Heimatblock“ – eine Abteilung des „Heimatschutzverbandes“ – in den Kärntner Landtag gewählt. 1931 war Hülgerth als Kandidat für die Bundespräsidentendirektwahl vorgesehen, die allerdings letztlich durch die Bundesversammlung durchgeführt wurde, weshalb er aus dem Landtag ausschied. Im März 1934 wurde er zum Landeshauptmann von Kärnten ernannt. In dieser Funktion gehörte er auch dem Länderrat und dem Bundestag an. Im Oktober 1936 wurde Hülgerth Generalkommandant der Frontmiliz, legte gleichzeitig seine Funktion als Landeshauptmann nieder.

Anfang November 1936 wurde Hülgerth Vizekanzler in den Kabinetten Schuschnigg III und IV, wo er als Vermittler zu nationalen Kreisen fungierte. Nach dem „Anschluss“ wurde er im März 1938 seiner politischen Funktionen enthoben. Die Nationalsozialisten stellten den einst als „Abgott des Kärntner Volkes“ titulierten Hülgerth pro forma unter Hausarrest. Ausschlaggebend für diese milde Behandlung war wohl auch sein wirkungsvoller Einsatz für Kärntner Interessen in Wien, als er eine breite Interventionspolitik, nicht zuletzt zugunsten von Familienangehörigen verurteilter Nationalsozialisten, betrieben hatte. Ludwig Hülgerth starb am 12. August 1939 auf Schloss Rottenstein am Längsee.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gertrude Enderle-Burcel, Mandatare im Ständestaat 1934–1938. Christlich – Ständisch – Autoritär. Biographisches Handbuch der Mitglieder des Staatsrates, Bundeskulturrates, Bundeswirtschaftsrates und Länderrates sowie des Bundestages. Unter Mitarbeit von Johannes Kraus. Wien 1991.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Hülgerth, Ludwig (1875–1939), Politiker und Offizier, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_H/Huelgerth_Ludwig_1875_1939.xml

Ludwig-Seydler-Gasse

Datum der Benennung

21.2.1929

Text der Zusatztafel

Ludwig Carl Seydler 1810–1888

Organist, Komponist. Im damaligen Grazer Vorort St. Leonhard geboren, lernte Seydler beim Grazer Domorganisten Lamprecht, dessen Amt er 1837 übernahm. Er brachte es im Orgelspiel zu großer Virtuosität und war ab 1844 in der Direktion des Musikvereins für Steiermark. Seydler komponierte die Melodie des 1929 zur steirischen Landeshymne erhobenen „Dachsteinlieds“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig Carl Seydler wurde am 8. März 1810 als Sohn des Lehrers und Kirchenmusikers Joseph Franz Seydler (1764–1836) und von Eva Seydler, geb. Piberhofer (1767–1856), in Graz geboren. Nach ersten musikalischen Erfahrungen als Knabensopran am Grazer Landestheater war er von 1825 bis 1830 Schüler des Grazer Domorganisten Karl Lamprecht (ca. 1790–1837) im Orgelspiel und Kontrapunkt. Nach Absolvierung des Präparandenkurses war er 1832 Lehrer in der Pfarrschule von St. Leonhard und ab 1831 Schulgehilfe bei seinem Vater und bewarb sich nach dessen Tod (erfolglos) um dessen Nachfolge. Ab 29. November 1837 bis zu seinem Tod fungierte er dann als Nachfolger von Karl Lamprecht als Hof- und Domorganist, daneben auch als Gesangslehrer am Knabenseminar und ab 1842 als Lehrer für Orgelspiel und Generalbass in der Volksschullehrerausbildung sowie 1851 bis 1881 auch als Lehrer für Choralgesang im Priester- und Knabenseminar der Diözese Seckau.

Bekanntheit und vor allem späteren Nachruhm erreichte er aufgrund seiner Komposition des vom Grazer Buchhändler, Verleger und Schriftsteller Jakob Dirnböck (1809–1861) getexteten zehnstrophigen Lieds „Der Steirer Land. Hoch vom Dachstein“, das für das Festbankett anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft in Auftrag gegeben worden war. Die Aufführung erfolgte am 16. Oktober 1844 durch einen vierstimmigen Männerchor. 1929 wurden die ersten drei und die letzte Strophe vom Steiermärkischen Landtag zur steirischen Landeshymne erklärt.

Seydler galt als ausgezeichneter Gesangslehrer und „als einer der besten Organisten Österreichs“¹. Als Musikschriftsteller war er für die „Allgemeine Wiener Musik-Zeitung“ (1841–1848), für die „Stiria“ und für die Luxemburger Zeitschrift „Caecilia“ tätig.

1876 erschien seine Broschüre „Abwehr gegen die maßlosen Angriffe des Dr. Franz Witt“, die „seinerzeit wegen polemischer Schärfe viel Aufsehen“² erregte. Seine Polemik richtete sich gegen den bayrischen Kirchenmusiker und Theologen Franz Xaver Witt (1834–1888), der als – ebenfalls durchaus polemischer – Vertreter der Regensburger Richtung des Cäcilianismus eine ausschließlich am Vorbild Palestrina orientierte Vokalpolyphonie einforderte, während der österreichische Zweig (Johann Ev. Habert) auch die instrumentale oder konzertante Kirchenmusik als Vorbild für maßgeblich erachtete. Seine in der Streitschrift entschieden vorgebrachte und mit Lügenvorwürfen gewürzte Verteidigung der Wiener Klassik und insbesondere Mozarts, der nichts an seinem „unsterblichen Ruhme verlieren“ könne, „wenn seine Werke eine literarische Schmutzfliege besudelt“³, mündete auch in seine Verdienste um die Auffindung von Mozart-Autographen in der Steiermark.⁴

Ludwig Carl Seydler war zweimal verheiratet: mit Maria Mechtl (1812–1861) und mit Antonia Spritzey (1830–1870). Fünf seiner insgesamt acht Nachkommen verstarben im Kleinkindalter; sein Sohn Anton (1850–1908) war Gymnasiallehrer, Organist und Komponist. Als Musikkritiker identifizierte er sich allerdings im Gegensatz zu seinem Vater eher mit der Regensburger Richtung des Cäcilianismus. Seydler, der zeitlebens mit finanziellen Problemen zu kämpfen hatte, starb laut Sterbebuch am 10. Mai 1888 an Altersschwäche und ist am St. Leonhard-Friedhof bestattet.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Andrea Carina Dieng, Ludwig Carl Seydler. Materialien zu Leben und Werk. Mag. arb. Universität für Musik und Darstellende Kunst Graz 1999.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Birgit Scholz, Ludwig C. Seydler, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: https://www.nid-library.com/uploads/AF/handbuch/seydler_ludwig_c.html

² Andrea Carina Dieng, Ludwig Carl Seydler. Materialien zu Leben und Werk. Mag. arb. Universität für Musik und Darstellende Kunst Graz 1999, S. 9.

³ Ludwig Carl Seydler, Abwehr gegen die Angriffe des Franz Witt contra Bischöfe, Componisten und Chorregenten in Oesterreich, Ungarn und Böhmen. Graz 1876, S. 5.

⁴ Vgl. Dieng, Seydler, S. 16.

Birgit Scholz, Ludwig C. Seydler, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: https://www.nid-library.com/uploads/AF/handbuch/seydler_ludwig_c.html

Ludwig Carl Seydler, Abwehr gegen die Angriffe des Franz Witt contra Bischöfe, Componisten und Chorregenten in Oesterreich, Ungarn und Böhmen. Graz 1876.

Ludwig-Werba-Gasse

Datum der Benennung

7.7.1988

Text der Zusatztafel

Ludwig Werba 1884–1945

Musiker. Der gebürtige Grazer und Absolvent des Wiener Konservatoriums war Mitglied namhafter Ensembles, so des Grazer Theaterorchesters, ab 1907 des Wiener Tonkünstlerorchesters sowie der Wiener Symphoniker. Er war zudem Kur-, Militär- und Rundfunkkapellmeister, Musikkritiker sowie 1921–1934 sozialdemokratischer Gemeinderat in Baden bei Wien.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig Werba war ein Grazer Musiker, Komponist und Kapellmeister. Am 30. November 1884 in Graz geboren, begann er seine musikalische Karriere in der Heimatstadt als Klarinetttist, Oboist, Posaunist und Schlagwerker im Opernorchester. Nach dem Militärdienst ging er nach Wien, wo er einer der Mitbegründer des Wiener Tonkünstlerorchesters war, aus dem einige Jahre später zuerst das Wiener Symphonieorchester und dann die Wiener Symphoniker hervorgingen. Diesem Klangkörper gehörte Werba bis 1937 jeweils als Posaunist an und unternahm damit auch zahlreiche Auslandstourneen. Ab 1909 spielte Werba mit seinem Orchester auch in Baden bei Wien in der Kurmusik und leitete zudem die Kurkapelle Sauerbrunn. In Wien wirkte er als Dirigent in verschiedenen Arbeitergesangsvereinen.

Im Ersten Weltkrieg schwer verwundet, wurde Werba 1917 Regimentskapellmeister. Für das Infanterieregiment Nr. 10 komponierte er einen Kaiser Karl gewidmeten Marsch. Nach dem Krieg unterrichtete Werba am Neuen Wiener Konservatorium Posaune. Von 1920 bis 1933 war er Musikdirektor des Kurorchesters in Bad Vöslau und Rundfunkkapellmeister von Radio Wien. Von seinen Aufnahmen mit dem Radioorchester wurden unter anderem seine Einspielungen von Werken Carl Michael Ziehrers und Karel Komzák auf Schallplatte veröffentlicht. Außerdem war er in der Zwischenkriegszeit Vizepräsident des Österreichischen Musikverbandes, der ihn für seine Verdienste mit der „Goldenen Ehrennadel“ auszeichnete.

In den 1920er-Jahren hatte er auch das Amt eines Kulturreferenten im Badener Gemeinderat inne. Er wurde insgesamt dreimal (1921, 1924 und 1929)¹ für die Sozialdemokraten in den Gemeinderat gewählt. 1934 verlor er nach den bürgerkriegsähnlichen Ereignissen in Österreich und dem Verbot der Sozialdemokratischen Partei sein Amt. Im Ständestaat unterrichtete er als Professor am Volkskonservatorium Wien. 1938 trat er in den Ruhestand und betätigte sich in der Folge als Musikkritiker für mehrere Tageszeitungen und Zeitschriften. Er war Träger des Brucknerringes. Das Königreich Rumänien ernannte ihn zum Prof. h. c. In der Pension arbeitete Werba an seinen Lebenserinnerungen. Ludwig Werba starb am Ostermontag, 2. April 1945, in seinem Haus in Baden bei Wien bei einem Bombenangriff.

Als Komponist verfasste Werba im Laufe seiner Karriere mehrere Märsche und Walzer sowie Fantasien und Ouvertüren. Ludwig Werba war mit Elsa, geborene Kleyna, verheiratet und hatte mit ihr sechs Kinder. Ein Nachruf auf Ludwig Werba, der in der Badener Zeitung am 14. Juli 1945 erschien, hätte ursprünglich zu seinem 60. Geburtstag am 20. November 1944 erscheinen sollen, die Veröffentlichung zu diesem Zeitpunkt wurde von den nationalsozialistischen Machthabern aber als „unerwünscht“ verhindert.²

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

¹ Vgl. jeweils Badener Zeitung vom 24. April 1921, 30. November 1924 und vom 10. November 1929.

² Vgl. Badener Zeitung vom 14. Juli 1945.

Luigi-Kasimir-Gasse

Datum der Benennung

17.10.1969

Text der Zusatztafel

Alois Heinrich Kasimir 1881–1962

Maler, Lithograf. Der gebürtige Untersteirer lebte nach seiner Grazer Schulzeit in Wien, wo er mit Aquarellveduten und neuartigen Radierungstechniken Erfolg hatte. Sein Einsatz in der illegalen NSDAP ab 1933 und die Beteiligung an einem arisierten Kunstverlag führten 1945–1946 zur Inhaftierung. Der Verlag wurde restituiert, das Gerichtsverfahren 1949 eingestellt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Luigi Kasimir war ein österreichischer Maler, Radierer, Lithograf und Kupferstecher. Er wurde als Alois Heinrich Kasimir am 17. April 1881 als Sohn des Malers Alois Kasimir in Pettau (heute Ptuj, Slowenien) geboren. Schon als Kind lernte er von seinem Vater Zeichnen und Malen. Die Familie übersiedelte noch während seiner Schulzeit nach Graz, wo er im Jahr 1900 die Matura absolvierte. Nach einem Sommer in Tirol, wohin es ihn gezogen hatte, weil er sich der Bergmalerei widmen wollte, ging Luigi Kasimir nach Wien, wo er die Aufnahmeprüfung an der Akademie der Darstellenden Kunst schaffte und dort fünf Jahre lang studierte. Hier erlernte er unter anderem den Stein-, Aluminium- und Zinkdruck. 1905 stellte er Aquarellveduten im Wiener Künstlerhaus aus. Seine künstlerische Ausbildung vollendete er 1906/07 an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.

Ab 1908 entwickelte Kasimir eine neue Technik der Farbradierung, welche die handkolorierten Schwarz-Weiß-Radierungen des 19. Jahrhunderts ablöste. 1911 heiratete er seine Künstlerkollegin Tanna Hoernes, eine Tochter des Geologen Rudolf Hoernes. Mit ihr hatte er in der Folge drei Söhne. Einer davon, Robert (Raoul) wurde ebenfalls Maler und Grafiker. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, wurde er von der Stellungskommission wegen Atemnot als mindertauglich eingestuft und als Kriegszeichner zum k. k. Kriegspressequartier abkommandiert.¹ Nach dem Krieg gestaltete Kasimir das Liechtensteiner Notgeld, das nach der Auflösung der Zollunion mit Österreich 1920 in Umlauf gesetzt wurde. Kasimir war auch Mitglied des liechtensteinisch-österreichischen Konsortiums, das

¹ Vgl. Rudolf Pertassek, Der untersteirische Tondichter Hugo Wolf und der untersteirische Radierer Luigi Kasimir. Wien 2002.

1919–22 den Vertrieb der liechtensteinischen Briefmarken besorgte, und dessen Tätigkeit in einen politischen Skandal mündete.²

In der Zwischenkriegszeit lebte Kasimir zumeist in Wien. 1933 trat Kasimir in die NSDAP ein³, die ab 20. Juni in Österreich verboten war. Im Weiteren gehörte er der illegalen Sturmabteilung der NSDAP (SA) an. Kasimirs Schwester, die Künstlerin Elsa Oeltjen-Kasimir geriet offenbar durch ihren Bruder ebenfalls in den Sog des Nationalsozialismus.⁴ 1939 übernahm er gemeinsam mit Ernst Edhoffer den Kunstverlag Halm und Goldmann am Opernring 17 in Wien. Dieser musste nach dem Zweiten Weltkrieg an die frühere Eigentümerin Else Gall rückerstattet werden, die 1939 in die USA emigrieren musste.

Nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes wurde gegen Kasimir und Edhoffer im Sommer 1945 ein Verfahren eingeleitet. Beide wurden beschuldigt, Verbrechen gemäß § 11 des Verbotsgesetzes (Hochverrat durch illegale Mitgliedschaft in der NSDAP vor 1938 im Verein mit der Begehung strafbarer „Handlungen aus besonders verwerflicher Gesinnung, besonders schimpfliche Handlungen oder Handlungen, die den Gesetzen der Menschlichkeit gröblich widersprechen“ sowie § 6 des Kriegsverbrechergesetzes („missbräuchliche Bereicherung“ = „Arisierung“) begangen zu haben. Am 21. Juni 1946 wurde Kasimir vom Volksgerichtshof in Wien wegen Illegalität und Registrierungs Betrugs zu 18 Monaten schweren Kerkers, verschärft durch hartes Lager vierteljährlich, verurteilt. Die Untersuchungshaft in den Jahren 1945 und 1946 wurde ihm angerechnet. Von der Anklage einer Bereicherung gegenüber Else Gall wurden Kasimir und auch Edhoffer freigesprochen. Zu Beginn des Jahres 1947 wurde Kasimir aufgrund eines ärztlichen Antrages wegen eines Leberleidens aus der Haft entlassen: Luigi Kasimir starb am 7. August 1962 in Wien-Grinzing. Er hinterließ etwa 2.500 Kupferplatten und gilt als einer der bedeutendsten Schöpfer von Stadtveduten des 20. Jahrhunderts. Sein Nachlass wird von der Österreichischen Nationalbibliothek verwahrt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

² Vgl. Rita Vogt-Frommelt, Kasimir, Luigi, in: Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein online (eHLFL). Online verfügbar unter: https://historisches-lexikon.li/Kasimir,_Luigi

³ Vgl. Marcus G. Patka, Österreichische Freimaurer im Nationalsozialismus. Wien 2010.

⁴ Vgl. Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

Rudolf Pertassek, Der untersteirische Tondichter Hugo Wolf und der untersteirische Radierer Luigi Kasimir. Wien 2002.

Heinz Schüttler, Luigi Kasimir. Wien 1944.

Luthergasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Martin Luther 1483–1546

Theologe. Der Augustinermönch formulierte 1517 in Wittenberg 95 Thesen zur Erneuerung des katholischen Glaubens und initiierte damit die Reformation. Die Bildung der evangelischen Kirchen geht auf Luthers Lehren zurück. Seine Bibelübersetzung hatte großen Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Sprache. Luthers Werk enthält auch antijüdische Kampfschriften.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Martin Luther war Theologe und Kirchenreformer. Er wurde am 10. November 1483 in Eisleben (Sachsen-Anhalt) geboren und wuchs in der Grafschaft Mansfeld, wo sein Vater im Kupferbergbau beschäftigt war, auf. Er besuchte die Domschule in Magdeburg und anschließend die Lateinschule in Eisenach, ehe er von 1501 bis 1505 ein Grundstudium der Grammatik, Rhetorik, Logik und Metaphysik absolvierte. Auf Wunsch seines Vaters sollte er anschließend eine juristische Laufbahn einschlagen, allerdings tat er einen Schwur infolge eines Gewitters in das Augustiner-Eremiten Kloster in Erfurt eintreten zu wollen. Luther studierte in Wittenberg und Erfurt Theologie und begann 1512 seine Lehrtätigkeit als Theologieprofessor in Wittenberg. Bereits 1510 hatte er eine Reise nach Rom unternommen und dort die Macht der päpstlichen Kirchenleitung wahrgenommen. 1517 kam es zu einem Konflikt mit dem Ablassprediger Tetzel, der im Auftrag des Erzbischofes von Mainz durch die Lande zog und Schriftstücke zum Ablass der Sünde verkaufte. Am 31. Oktober 1517 rief Luther angeblich mit einem Thesenanschlag an der Tür der Schlosskirche von Wittenberg zu einer Disputation auf. Luther ging es vor allem darum, das Wort Gottes in der Bibel als Richtschnur aller kirchlichen Verkündigungen zu etablieren. Im Juni 1518 wurde gegen Luther der Ketzerprozess eröffnet. 1519 veröffentlichte Luther drei Schriften, in denen er ein grundlegendes Reformprogramm entwickelte: Reform des Papsttums und des kirchlichen Lebens insgesamt, so des Klosterlebens, des Zölibats, der Messe sowie des Ablasswesens, Reform der Sakramente mit Beschränkung auf Taufe und Abendmahl, Betonung der Freiheit eines Christenmenschen gegen alle Autoritäten.

Nachdem Luther die folgende Bannandrohung des Papstes öffentlich verbrannt hatte (Juni 1520), folgte am 3. Jänner 1521 die Exkommunizierung Luthers. Nachdem Luther auch am „Wormser

Reichstag“ die Widerrufung seiner Thesen ablehnte, wurde mit dem „Wormser Edikt“ vom 26. Mai 1521 die Reichsacht über ihn verhängt und die Verbrennung seiner Schriften befohlen. Friedrich der Weise versteckte ihn auf der Rückreise auf seiner Wartburg bei Eisenach, wo Luther, getarnt als Junker Jörg, die Psalmen und das Neue Testament ins Deutsche übersetzte. Im Frühjahr 1525 ergriff Luther im Bauernkrieg Partei gegen die aufständischen Bauern, die sich bislang in ihrem Anliegen durch Luther bestärkt und ermuntert gefühlt hatten. Luther stellte sich auf die Seite der Fürsten. 1529 veröffentlichte Luther den Großen und den Kleinen Katechismus als Grundlage für Lehre und Erziehung im Geiste der Reformation. 1530 folgte unter der Leitung von Kaiser Karl V. der Reichstag von Augsburg, wo Philipp Melanchthon mit der „Confessio Augustana“ versuchte, die evangelische Lehre zu verteidigen. Allerdings brachte auch dieser Reichstag keine Einigung. 1534 übersetzte Luther auch das Alte Testament ins Deutsche. Luthers letzte Lebensjahre waren vor allem durch interprotestantische Auseinandersetzungen gekennzeichnet, auch seine Attacken auf seine „Glaubensgegner“ wurden immer heftiger. In seinen späteren Schriften wandelte sich Luther zu einem ausgesprochenen Judenfeind: „[...] darin erklärte Luther die Juden wie den Teufel zum ärgsten Feind des Christentums und brandmarkte sie als das unter dem Gesetz statt unter dem Evangelium lebende, verworfene, unter Gottes Zorngericht stehende Volk.“ Im Winter 1546 reiste Luther nach Eisleben, um Erbstreitigkeiten der Grafen von Mansfeld zu lösen. Nach den langen Verhandlungen starb Luther am 18. Februar 1546 an Herzversagen.

Neben seiner reformatorischen Tätigkeit ist Luther vor allem für seine Kirchlieder bekannt. Seine ersten Lieder entstanden bereits um 1523. Die bemerkenswerteste Schrift des „frühen Luther“ zum Thema Judentum veröffentlichte er 1523 unter dem Titel „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“ (1523). Darin weist Luther judenfeindliche Stereotype wie etwa den Ritualmordvorwurf zurück und plädiert für die soziale und wirtschaftliche Reintegration der jüdischen Bevölkerung, die zu dieser Zeit bereits aus weiten Teilen des Reichsgebiets vertrieben worden war. Vor allem in der Zeit des Nationalsozialismus wirkmächtig wurden jedoch seine drei Spätschriften zu dieser Thematik: „Wider die Sabbather“ (1538), „Von den Juden und ihren Lügen“ und „Vom Schem Hamphoras“ (beide 1543). Besonders die beiden Letzteren stellen einen Tiefpunkt brachial-rhetorischer Agitation nicht nur gegen die jüdische Religion, sondern direkt gegen die Juden als Menschen dar. Die Synode der Evangelischen Kirche in Österreich verabschiedete 1998 mit dem Dokument „Zeit zur Umkehr – Die Evangelischen Kirchen in Österreich und die Juden“ eine Stellungnahme gegen jede Form des Antisemitismus. In ihr heißt es unter anderem: „Uns evangelische Christen belasten in diesem Zusammenhang die Spätschriften Luthers und ihre Forderung nach Vertreibung und Verfolgung der Juden. Wir verwerfen den Inhalt dieser Schriften.“

Heinz Schubert
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

k. A.

Macherstraße

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Johann Macher 1661–1704

Jesuit. Der im Kärntner Bleiburg geborene, in Graz promovierte Philosoph lehrte nach weiteren Studien der Theologie in Wien am Grazer Jesuitenkolleg. Er wirkte außerdem als Prediger über die Grenzen der Steiermark hinaus. 1700 veröffentlichte Macher das älteste topographisch-historische Werk über Graz mit Details zu den Verteidigungsanlagen und zum Schloßberg.

EKSN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Macher war ein Jesuitenprediger und katholischer Missionar sowie topographischer Schriftsteller. Geboren am 9. Jänner 1661 im kärntnerischen Bleiburg (heute auch Pliberk), trat er im Alter von 17 Jahren in den Jesuitenorden ein. Nach dem Ordensgelübde und der Priesterweihe wurde er zum Lehrer ausgebildet. Macher unterrichtete zuerst Rhetorik und dann Philosophie in Graz. Später ging er als Prediger nach Linz, Preßburg (heute Bratislava, Slowakei), Neustadt (unsicher, welcher Ort damit gemeint ist) und Ödenburg (Sopron, Ungarn). Er soll bei seiner Tätigkeit, Menschen zum katholischen Glauben zu bekehren, großen Eifer an den Tag gelegt haben.

Macher verfasste mehrere Schriften in lateinischer Sprache, darunter das im Jahr 1700 veröffentlichte „Graecium inclyti ducatus Styriae metropolis, topographice descriptum“. Es ist das älteste bekannte topographisch-historische Werk über Graz. Die Schrift ist in 4 Bände und 20 Kapitel gegliedert, umfasst 90 Folioseiten und enthält elf Kupferstiche. Macher beschreibt darin unter anderem die Verteidigungsanlagen der Stadt und den Schloßberg. Er erwähnt in seinem Buch erstmals die Sage vom Türken im Palais Saurau. Johann Macher starb am 18. Februar 1704 in Preßburg an einer ansteckenden Krankheit, die er sich beim Besuch von kranken Soldaten zugezogen hatte.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 17. Wien 1867.

Maderspergergasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Josef Madersperger 1768–1850

Erfinder. Der in Kufstein geborene Schneider zog 1790 nach Wien, wo er ab 1807 eine mechanische Nähmaschine konstruierte. Wies die „Nähhand“ 1814 noch technische Mängel auf, so war das verbesserte Modell von 1839 bereits ausgereift. Mangels Patents zog er weder Anerkennung noch finanziellen Nutzen aus seiner Erfindung, sodass er gänzlich verarmt starb.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Madersperger gilt als einer der Erfinder der Nähmaschine. Er wurde am 6. Oktober 1768 als Sohn bürgerlicher Eltern in Kufstein (Tirol) geboren. Im Betrieb seines Vaters erlernte er das Schneiderhandwerk und arbeitete auch beim Vater als Geselle, bevor er für mehrere Jahre auf Wanderschaft ging. Im Sommer 1790 zog Josef Madersperger mit dem Vater nach Wien, wo er 1799 das Bürgerrecht erhielt. 1807 begann Madersperger, eine Nähmaschine zu entwickeln. Deren erste Modelle ahmten noch die Bewegung der menschlichen Hand beim Nähen nach und hießen dementsprechend „Nähhand“. Sein Gesuch um Verleihung eines ausschließlichen Privilegs wurde am 26. April 1815 von der niederösterreichischen Landesregierung mit der Begründung abgelehnt, die Maschine sei nicht ausgereift genug. Der Kaiser gewährte ihm das Patent nachträglich für den 10. Februar 1815. Da Madersperger die Urkundengebühr aber nicht beglich, erlosch das Privileg drei Jahre später.

Madersperger suchte um eine Konzession als Obsthändler an, es ist aber nicht gesichert, ob er diesen Beruf jemals ausgeübt hat. 1823 wird er im Adressverzeichnis als „gewesener bürgerlicher Schneider“ titulierte. Dennoch arbeitete er weiter verbissen an der Verbesserung seiner Nähmaschine. 1835 präsentierte Madersperger auf einer Gewerbeausstellung in Wien einen von ihm erfundenen Doppelstoff, den er aus Einzelstoffen auf einem verbesserten Modell der von ihm erfundenen Maschine zusammengenäht hatte. So gelang es ihm schließlich mit dem fünften Modell, eine Maschine zu bauen, die mit Kettelstich arbeitete und in der Funktionsweise an Webstühle angelehnt war. Vermutlich weil ihm selbst die Mittel fehlten, eine eigene Produktion aufzuziehen, schenkte er sein Nähmaschinenmodell 1839 dem Polytechnischen Institut, der Vorläuferinstitution der TU Wien.

1841 wurde Madersperger für seine Erfindung mit der Bronzemedaille des Niederösterreichischen Gewerbevereins geehrt – die einzige Auszeichnung, die er zu Lebzeiten erhielt. In der Folge schlug sich Madersperger mit dem Fertigen von Strohhüten durchs Leben. 1850 zog Madersperger 81-jährig gemeinsam mit seiner Frau in das Versorgungshaus in St. Marx. Josef Madersperger starb am 2. Oktober 1850. Er wurde auf dem nahegelegenen Sankt Marxer Friedhof beigesetzt. Madersperger dürfte zeitlebens, trotz seiner für die Entwicklung der modernen Nähmaschine bedeutenden Erfindertätigkeit, ein relativ Unbekannter geblieben sein. Seine Erfindung wurde 1873 bei der Wiener Weltausstellung gezeigt. In der Zwischenzeit hatte in den USA die industrielle Produktion von Nähmaschinen nach Modellen von Elias Howe und Isaac Merritt Singer längst begonnen. Eines der Modelle seiner „Nähhand“ befindet sich heute im Technischen Museum in Wien.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Hawla, Was wäre Wien ohne ... Von zugewanderten echten Wienerinnen und Wienern. Wien 2001.

Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale. Graz – Wien 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 17. Wien 1867.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_M/Madersperger_Josef_1768_1850.xml

Maggstraße

Datum der Benennung

6.2.1992

Text der Zusatztafel

Julius Magg 1884–1931

Techniker. Der gebürtige Tiroler studierte Maschinenbau an der Technischen Hochschule in Graz, an der er sich 1910 habilitierte und eine Professur für Thermodynamik antrat. Im Ersten Weltkrieg mit dem Bau eines Stahlwerks beauftragt, kehrte Magg 1920 an die Grazer Technik zurück, wo er den Dieselmotor verbesserte und die Grazer Schule des Motorenbaus begründete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Magg war ein österreichischer Maschinenbauprofessor und Motorenspezialist. Er wurde am 25. November 1884 in Wilten (Tirol) in eine Beamtenfamilie geboren. Sein Studium absolvierte er an der Abteilung für Maschinenbau an der Technischen Hochschule in Graz (TH) sowie an der Maschinenbauabteilung Charlottenburg und der philosophischen Fakultät der Universität Berlin. Als 23-Jähriger promovierte er mit Auszeichnung zum Doktor der Technik. Anschließend arbeitete er bei verschiedenen Industrieunternehmen in Österreich und Deutschland, darunter bei der Maschinenfabrik Andritz in Graz. 1910 heiratete Magg die Oberösterreicherin Charlotte Horzeyschny. Im selben Jahr habilitierte er sich an der TH Graz. Danach arbeitete er zunächst als Privatdozent. 1911 übernahm er vertretungsweise die Professur für Thermodynamik.

Während des Ersten Weltkrieges wurde Magg mit dem Bau eines großen Stahlwerkes beauftragt, 1920 wurde er ordentlicher Professor für Verbrennungskraftmaschinen und Thermodynamik an der TH Graz. Er war an der Planung des Neubaus der Fakultät für Maschinenbau in der Kopernikusgasse in Graz beteiligt. Dort richtete er auch ein modernes Laboratorium für Verbrennungskraftmaschinen ein. Magg kann als Begründer der Grazer Schule des Motorbaues angesehen werden. Er unterrichtete unter anderem Hans List, den späteren Gründer der „Anstalt für Verbrennungsmotoren Prof. Dr. Hans List“ (AVL). 1924 adoptierten Magg und seine Frau einen Sohn. Neben mehreren Fachpublikationen schrieb Magg zwei Lehrbücher – „Die Steuerung der Verbrennungskraftmaschinen“ und „Dieselmaschinen, Grundlagen, Bauarten, Probleme“ – Arbeiten, die seinerzeit als Standardwerke galten. 1930 erlitt Magg einen Schlaganfall und musste die Arbeiten an einem in Entwicklung befindlichen Dieselmotor einstellen. Julius Magg starb am 5. Mai 1931 an

den Folgen seines Schlaganfalls. Hans List trat seine Nachfolge als Professor für Thermodynamik und Verbrennungskraftmaschinen an und führte Maggs Forschungstätigkeit mit Motoren fort.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Rudolf Pischinger – Manfred Klell, Der Grazer Beitrag zur Entwicklung des modernen Verbrennungsmotors, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_M/Magg_Julius_1884_1931.xml

Mahlergasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Gustav Mahler 1860–1911

Komponist. Im Kronland Mähren geboren und am Wiener Konservatorium ausgebildet, war er der Schöpfer meisterhafter spätromantischer Sinfonien und Lieder. Nach etlichen Engagements als Kapellmeister leitete er 1897–1907 als Direktor die Wiener Hofoper. In Wien antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt, war er zuletzt Dirigent der New Yorker Philharmoniker.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gustav Mahler war ein österreichischer Komponist der Spätromantik, Dirigent und Operndirektor. Geboren am 7. Juli 1860 im böhmischen Kalischt (Kaliště/Tschechische Republik), entstammte er einer jüdischen Familie, in der seine sich früh zeigende musikalische Begabung mit Klavier- und Harmonielehreunterricht von Kindesalter an gefördert wurde. Mit 15 Jahren begann er am Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (Klavier bei Julius Epstein, Harmonielehre bei Robert Fuchs sowie Kontrapunkt und Komposition bei Franz Krenn) zu studieren.¹ Anschließend schlug Mahler eine Berufslaufbahn als Kapellmeister ein und stieg in den Jahren 1880–1891 vom Operettendirektoren in Bad Hall – über Anstellungen an kleineren Theatern in Laibach (Ljubljana), Olmütz (Olomouc), Kassel, Prag und Leipzig – zum Direktor der Königlich-Ungarischen Oper in Budapest auf.² Dort nahm mit der 1. Symphonie (1889) sein großes symphonisches Komponieren den Anfang, das fortan immer größeren Stellenwert in seinem Leben bekommen sollte. In den theaterfreien Sommermonaten zog er sich fortan an ruhige Orte wie Hinterbrühl, Steinbach am Attersee, Bad Aussee, St. Maiernigg am Wörthersee, Toblach (Dobbiaco/Italien) zurück, um dort – zum Teil in eigens erbauten Komponierhäuschen – ungestört arbeiten zu können.³

¹ Vgl. Hermann Danuser, Art. Mahler, Gustav, Biographie, Herkunft, Kindheit und Jugend, Ausbildung, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online, zuerst veröffentlicht 2004, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/12370>

² Vgl. Hermann Danuser, Art. Mahler, Gustav, Biographie, Etappen der Karriere, 1880–1891 [...], in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/12225>

³ Vgl. Uwe Harten – Christian Fastl – Monika Kornberger, Art. Mahler, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 21.7.2022). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001d866

Ab 1891 wurde Mahler, inzwischen als Dirigent international berühmt, als Erster Kapellmeister am Stadttheater Hamburg verpflichtet, um von dort aus 1897 sein großes Ziel zu erreichen: die Berufung zum Kapellmeister an die Wiener Hofoper (heute: Wiener Staatsoper) und nur kurze Zeit später die Ernennung zum „Artistischen Direktor“. Zehneinhalb Jahre sollte er die Geschicke dieses Hauses mit strenger Hand leiten – dieses Wirken war nicht nur der Höhepunkt in seiner Karriere, sondern auch eine künstlerisch herausragende Blütezeit im Wiener Musikleben. 1907 stellte Mahler, schon etwas amtsmüde geworden und mit feindseligen Pressekampagnen konfrontiert, seine Funktion zur Verfügung und schloss einen lukrativen Vertrag mit der Metropolitan Opera New York. Er dirigierte fortan in der etwa vier Monate dauernden Wintersaison in den USA und hatte die übrige Zeit des Jahres zur freien Verfügung, um in Europa diverse Konzertauftritte zu absolvieren und sich intensiv dem Komponieren widmen zu können.⁴ Seine großen Erfolge, u. a. mit den Uraufführungen seiner 7. Symphonie (1908) und 8. Symphonie (1910), rang er allerdings einem, wie es Hermann Danuser formuliert, zunehmend „geschwächten, kranken Körper ab, auch einer zutiefst verunsicherten Seele“⁵ (infolge der Affäre seiner Frau Alma mit dem Architekten Walter Gropius; 1910 Konsultation Sigmund Freuds). Mahlers enormes Arbeitspensum forderte schließlich seinen Tribut: Wenige Tage nach seinem letzten Konzert in New York im Februar 1911 erkrankte er an einer lebensgefährlichen Endokarditis und verstarb kurz nach seiner Ankunft in Wien am 18. Mai 1911.⁶

Gustav Mahler gilt mit seinen neun vollständigen Symphonien und dem Fragment der 10. Symphonie als letzter großer Symphoniker Österreichs. Sein musikalisches Werk umfasst zudem zahlreiche Lieder für Singstimme und Klavier bzw. Orchester (darunter: „Lieder eines fahrenden Gesellen“, 12 Lieder aus „Des Knaben Wunderhorn“, „Kindertotenlieder“). Indem er Lieder statt mit Klavier- auch mit Orchesterbegleitung komponierte (Orchesterlied) und in die Instrumentalgattung Symphonie vokale Parts einschrieb, ging er durch die Zusammenführung beider Werkgattungen neue kompositorische Wege.⁷ Neue Maßstäbe setzte er ebenso als einer der berühmtesten Dirigenten seiner Zeit, indem er sich u. a. von den bis dahin üblichen romantisierenden Interpretationen löste und in seinen Dirigaten strenge Werktreue umsetzte. Umfangreiche Reformen setzte er auch als Wiener Hofoperndirektor durch, da er für die Opernproduktionen mit dem berühmten Bühnenausstatter Alfred Roller eine Einheit bzw. ein „Gesamtkunstwerk“ aus musikalischem Vortrag, Inszenierung und Dekoration erarbeitet und mit den Sängern intensiv deren dramatischen Ausdruck probte.⁸

Iris Mangeng

⁴ Ebd.

⁵ Vgl. Hermann Danuser, Mahler, Gustav, Biographie, Etappen der Karriere, 1907–1911: USA und Europa, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/12607>

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Hermann Danuser, Art. Mahler, Gustav, Würdigung, Gattungsdualismus und -synkretismus: Lied und Symphonie, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/51529>

⁸ Vgl. Harten – Fastl – Kornberger, Art. Mahler.

Literatur

Hermann Danuser, Art. Mahler, Gustav, Biographie, Herkunft, Kindheit und Jugend, Ausbildung, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2004, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/12370>

Hermann Danuser, Art. Mahler, Gustav, Biographie, Etappen der Karriere, 1880–1891 [...], in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/12225>

Hermann Danuser, Art. Mahler, Gustav, Biographie, Etappen der Karriere, 1907–1911: USA und Europa, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/12607>

Hermann Danuser, Art. Mahler, Gustav, Würdigung, Gattungsdualismus und -synkretismus: Lied und Symphonie, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/51529>

Uwe Harten – Christian Fastl – Monika Kornberger, Art. Mahler, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 21.7.2022). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001d866

Maiffredygasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Josef Maiffredy 1797–1859

Konsul. Der gebürtige Franzose war Gutsbesitzer in Wagram bei Puntigam und fungierte als königlich französischer Konsul in Graz. Maiffredy gehörte zudem jahrelang dem Grazer Gemeinderat an. Testamentarisch setzte er die Stadt Graz als Erbin ein, wobei die jährlichen Landwirtschaftserträge Hochschulstipendien sowie der Maiffredy-Dienstbotenstiftung zugutekamen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef (Joseph) Maiffredy war ein Grazer Gutsbesitzer, Konsul und Gemeinderat. Geboren im Jahr 1797, möglicherweise französischer Herkunft, lebte er als Gutsbesitzer auf dem sogenannten Pan(n)hof in Wagram bei Puntigam. Er war königlich-französischer Konsul, Ritter der französischen Ehrenlegion und gehörte lange Jahre hindurch dem Grazer Gemeinderat an.¹ Vor seinem Tod am 4. Juli 1859 vermachte er seinen gesamten Besitz der Stadtgemeinde Graz und verfügte, dass „die zum Nachlasse gehörigen Liegenschaften in Puntigam, bestehend aus dem sogenannten Pannhofe sammt Aeckern und Wiesen, als unveräußerliches und belastbares Gut von der Stadtgemeinde Graz zu verwalten und die im Wege der Verpachtung oder Selbstbewirtschaftung zu erzielenden Reinerträge zur Schaffung dreier Stipendien für Hochschüler mit je 200 fl. [Gulden] Jährlich und für Zwecke einer Dienstbotenversorgungs-Stiftung zu verwenden seien.“² 1882 wurde im Einklang mit Maiffredys Testament von der Stadt Graz die nach ihm benannte Stiftung zur Unterstützung armer Dienstboten eingerichtet.³

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Bernhard A Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

² Grazer Tagblatt vom 21. April 1900.

³ Thomas Chr. Arbeiter – Franz R. v. Gadolla, Die Straßen, Gassen und Plätze der Landeshauptstadt Graz. Mit Begründung der Benennung nebst diesbezüglichen Angaben über Lebenslauf der Namensgeber, beziehungsweise historischen Angaben darüber. Graz 1912.

Literatur

Thomas Chr. Arbeiter – Franz R. v. Gadolla, Die Straßen, Gassen und Plätze der Landeshauptstadt Graz. Mit Begründung der Benennung nebst diesbezüglichen Angaben über Lebenslauf der Namensgeber, beziehungsweise historischen Angaben darüber. Graz 1912.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Mainersbergstraße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Antonius (II.) von Mainersberg 1674–1751

Priester. Nach seiner Profess 1691 im Stift Admont studierte er in seiner Geburtsstadt Graz Theologie. 1698 erhielt er die Priesterweihe und stand 1718–1751 dem Benediktinerstift als Abt vor. Mainersberg initiierte neben dem barocken Ausbau der Admonter Anlagen auch Neu- und Umbauten inkorporierter Kirchen sowie die 1776 abgeschlossene Ausmalung der Bibliothek.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Antonius (II.) von Mainersberg war ein katholischer Priester und Abt. Er wurde am 24. Februar 1674 in Graz als Sohn des Eggenbergischen Rentmeisters Andreas von Mainersberg geboren. Nach seiner Profess 1691 im Benediktinerstift Admont studierte Mainersberg an der Jesuitenuniversität Graz Theologie und Philosophie. Seine Primiz erfolgte 1698, darauf wurde er Kaplan in Frauenberg a. d. Enns, dann Stiftsökonom, Kämmerer, Kastner und 1717 bis 1718 Prior. Am 18. Oktober 1718 wurde er als „der Würdigste der Würdigen“, als „Mann allgemeinen Vertrauens“ zum Abt von Admont gewählt. Unter seiner bis zu seinem Tod 1751 dauernden Regierung erfolgten die „wunderbare Rettung“ des Mautener Kreuzes sowie die siebenjährige Studienreise des Bildhauers Josef Thaddäus Stammel, der in dieser Zeit seine Frühwerke schuf, nach Italien auf Stiftskosten.

Mainersberg, der sich hauptsächlich als Bauherr und Förderer der Künste hervortat, korrespondierte bezüglich der barocken Ausschmückung der im Bau befindlichen Stiftsbibliothek in Admont mit Bartholomäus Altomonte und Gottfried Bernhard Götz. Dieser schuf Kirchenlehrer- und Heiligenbilder für das Stift. Abt Antonius II. leitete ab 1736 auch die Verwaltung, dann die offizielle Administration des Stiftes St. Lambrecht bis zur Wahl des neuen Abtes Eugen Graf Inzaghi. Mainersberg starb am 29. September 1751 in Admont.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996, S. 134f.

Rudolf List, Stift Admont 1074–1974. Festschrift zur Neunhundertjahrfeier. Ried im Innkreis 1974, S. 322–336.

Major-Hackher-Weg

Datum der Benennung

1909

Text der Zusatztafel

Franz Xaver Ritter Edler (Freiherr) Hackher zu Hart 1764–1837

Offizier. Die Laufbahn des geborenen Wieners begann 1785 als Kadett der Genie-Akademie. 1787–1792 nahm er am Krieg gegen die Osmanen teil und zeichnete sich später in den Napoleonischen Kriegen aus. Als Major kommandierte Hackher 1809 die erfolgreiche Verteidigung des Grazer Schloßbergs, wo heute auch ein Denkmal an ihn erinnert, gegen die französische Belagerung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Xaver Hackher leitete die militärische Verteidigung der Schloßbergfestung im Krieg gegen Napoleon. Franz Xaver Hackher zu Hart wurde am 13. November 1764 als Spross einer niederösterreichischen Adelsfamilie in Wien geboren. Für die Offizierslaufbahn vorgesehen, absolvierte er von 1785–1787 die k. k. Technische Militärakademie. Als Unterleutnant ausgemustert, nahm Hackher am Zweiten Russisch-Österreichischen Türkenkrieg (1787–1792) teil. In den folgenden Jahren stieg Hackher in der militärischen Rangordnung sukzessive bis zum Major auf.

Der Grund für seine besondere Verehrung in der steiermärkischen Landeshauptstadt ist seine Rolle bei der Belagerung des Grazer Schloßbergs durch die napoleonischen Truppen im Jahr 1809. Hackher musste mit einer kleinen Truppe von lediglich 900 Soldaten die Festung verteidigen, als die französischen Truppen unter Marschall Jacques MacDonald Anfang Juni 1809 über die Untersteiermark Graz erreichten. Hackher lehnte die an ihn als Festungskommandanten gerichtete Forderung nach Kapitulation ab, übergab jedoch die Stadt an die Franzosen. Die französische Armee belagerte daraufhin den Schloßberg. In der Nacht vom 13. auf den 14. Juni begann die Beschießung der Festung. Unterdessen gelangten österreichische Truppen unter General Ignác Gyulay bis Wildon, weswegen die französischen Truppen vorübergehend nach Süden umgruppiert wurden. Als die Österreicher dann am 26. Juni Graz erreichten, war Graz neuerlich von den Franzosen besetzt worden.

Hackher war es inzwischen gelungen, die Festung auf dem Schloßberg mit Nachschub zu versorgen, was die Fortsetzung der Verteidigung möglich machte. In der Folge wehrten Hackher und seine Soldaten insgesamt sieben Versuche, den Schloßberg mit Infanterie zu erstürmen, ab. Am 2. Juli zogen die Belagerer ab.

Mit der Niederlage der Österreicher bei Wagram vier Tage später wurde der 5. Koalitionskrieg aber zugunsten Napoleons entschieden. Der folgende Waffenstillstand verpflichtete die Österreicher, den Grazer Schloßberg zu übergeben, was am 23. Juli 1809 auch geschah. Im Frieden von Schönbrunn (14. Oktober 1809) wurde der Abriss der Festung auf dem Schloßberg verfügt. Es gelang aber den Grazern, den Glockenturm der romanischen Festungskirche („Liesl“) und den Uhrturm auszulösen und so zu erhalten.

Hackher erhielt für seine militärischen Verdienste bei der Verteidigung der Festung das Ritterkreuz des Maria-Theresia-Ordens und wurde 1812 in den Freiherrenstand erhoben. Zwischen 1813 und 1815 diente Hackher in der Armee des Kronprinzen von Schweden. Nach der Niederlage Napoleons wurde Hackher Direktor des mährischen Fortifikationsdistrikts. 1826 wurde er als Oberst pensioniert. Er starb am 2. September 1837 in Wien. Das erste Denkmal auf dem Grazer Schloßberg wurde ihm 1909 mit dem von Otto Jarl geschaffenen „Hackherlöwen“ gesetzt. Dieser erste „Hackherlöwe“ wurde 1943 eingeschmolzen, nachdem er 1941 als „Metallspende“ für die NS-Kriegsmaschinerie entfernt worden war. Der an der Stelle errichtete, heutige „Hackherlöwe“ ist eine freie Neuinterpretation des ursprünglichen Denkmals durch den steirischen Bildhauer Wilhelm Gösner.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

O. A., Hackher zu Hart Franz Xaver Frh., in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Wien 1959.

Birgit Scholz, Franz Xaver Hackher zu Hart, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/hackher_zu_hart_franz_xaver.html

Constantin von Wurzbach, Hackher zu Hart, Franz Xaver Freiherr, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 7. Theil. Wien 1861.

Makartgasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Hans (Johannes) Ferdinand Apolinaris Makart 1840–1884

Maler. Nach dessen Wiener und Münchner Lehrjahren stellte Kaiser Franz Joseph 1869 dem gebürtigen Salzburger und exzentrischen Künstler ein Atelier in Wien bereit. Makart war für sinnliche wie pathetische Historienmalerei, die er ab 1878 an der Wiener Akademie lehrte, und als Innenausstatter bekannt. Er gab dem pompösen „Makart-Stil“ der Gründerzeit seinen Namen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Makart war ein österreichischer Maler und Dekorationskünstler. Er gilt als der repräsentative Maler der sogenannten Ringstraßenepoche. Die 1870er-Jahre heißen nach ihm auch „Makart-Zeit“. Er wurde am 18. Mai 1840 als Sohn des Zimmeraufsehers in Schloss Mirabell, Johann Makart, und dessen Gattin Maria Katharina Rüsseymayr in Salzburg geboren. Der Vater starb, als Hans neun Jahre alt war. 1858 ging Makart nach Wien, wo er an der Akademie der bildenden Künste aufgenommen wurde. Er musste diese aber als angeblich untalentierte nach wenigen Monaten wieder verlassen.¹ In der Folge gelangte er über Salzburg nach München, wo Makart zunächst bei dem mit ihm verwandten Jost Schiffmann studierte. 1860 wechselte er an die Königliche Kunstakademie zu Karl Theodor von Piloty.

Während seiner Studienzeit in München unternahm Makart Reisen nach London, Paris und Rom. Mit den „Modernen Amoretten“ trat er 1868 in München zum ersten Mal vor ein großes Publikum; im selben Jahr stellte er die „Pest in Florenz“ aus. Die Ausstellungen der beiden dreiteiligen Werke machten ihn mit einem Schlag bekannt. Anfang 1869 wurde er von Kaiser Franz Joseph I. nach Wien berufen, wo ihm auf Staatskosten ein Atelier eingerichtet wurde. Im selben Jahr heiratete Makart die Münchnerin Amalie Franziska Roithmayr, die nach vier Jahren Ehe verstarb. Einige große Arbeiten wie „Caterina Cornaro“ kennzeichnen sein frühes Wiener Schaffen.

¹ Gerbert Frodl, Makart, Hans (1840–1884), Maler, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 26. Wien 1973.

Den Winter 1875/1876 verbrachte Makart gemeinsam mit Malerkollegen in Ägypten, wo er in Kairo mit Franz von Lenbach zusammentraf. Im Frühjahr 1877 bereiste Makart Spanien und Marokko, im Herbst desselben Jahres besuchte er mit Lenbach und Kaulbach die Niederlande. Kurz darauf vollendete er den „Einzug Karls V. in Antwerpen“, der bei der Pariser Weltausstellung 1878 gezeigt wurde. 1879 wurde Makart Professor für Historienmalerei an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Am 24. Juli 1879 organisierte er einen Festzug anlässlich der Silbernen Hochzeit des Kaiserehepaares Franz Joseph und Elisabeth, an dem Hunderte Akteure beteiligt waren, für die er die Kostüme entworfen hatte. Zahlreiche seiner Skizzen dazu sind erhalten geblieben. Hans Makart führte den Zug selbst an, gekleidet in ein Velasquez-Kostüm und auf einem Schimmel reitend.

Von 1880 bis 1882 war Makart Vorstand des Wiener Künstlerhauses. 1881 erhielt er den Auftrag zur Ausgestaltung des Stiegenaufgangs im Kunsthistorischen Museum. Im selben Jahr noch legte Makart seine Professur aus gesundheitlichen Gründen zurück. In seinen letzten Lebensjahren entstanden neben den zwölf Lunettenfeldern im Kunsthistorischen Museum verschiedene architektonische Entwürfe und einige großformatige Bilder, darunter sein letztes, unvollendet gebliebenes Werk „Der Frühling“. Am 31. Juli 1882 heiratete Makart in der Pfarrkirche Maria Hietzing um 6 Uhr früh unter Ausschluss der Öffentlichkeit die ehemalige Primaballerina Bertha Linda. Hans Makart starb zwei Jahre später, am 3. Oktober 1884, an einer syphilitischen Gehirnhautentzündung in Wien.

Nach seinem Tod war das Gefühl allgemein, dass mit ihm eine Epoche zu Ende gegangen war, und tatsächlich dauerte es nicht lange, bis er für Jahrzehnte in Vergessenheit geriet.² Makarts farbenintensiver, pathosgeladener Stil beeinflusste allerdings die damals jüngere Malergeneration in Wien, nicht zuletzt Gustav Klimt, der auch Makarts unvollendet gebliebenes Stiegenhausprojekt im Kunsthistorischen Museum weiterführte. Der Begriff „Makartstil“ bezieht sich allerdings auf eine bestimmte Art von Wohnungseinrichtung (Makart war auch Innenausstatter) des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die durch Plüsch, schwere Wandbehänge, dunkle Vertäfelungen und wuchtige Kronleuchter gekennzeichnet ist. Sie erfreute sich beim städtischen Großbürgertum der Gründerzeit großer Beliebtheit.³

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerbert Frodl, Makart, Hans, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 15. Berlin 1987. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118730347.html>

² Gerbert Frodl, Makart, Hans, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 15. Berlin 1987. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118730347.html>

³ Erich Marx – Peter Laub (Hg.), Hans Makart 1840–1884. Jahresschrift des Salzburg-Museum. Bd. 50. Salzburg 2007.

Gerbert Frodl, Makart, Hans (1840–1884), Maler, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 26. Wien 1973.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Erich Marx – Peter Laub (Hg.), Hans Makart 1840–1884. Jahresschrift des Salzburg-Museum. Bd. 50. Salzburg 2007.

Friedrich Pollak, Makart, Hans, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 52. Leipzig 1906.

Constantin von Wurzbach, Makart, Hanns, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 26. Theil. Wien 1874.

Mallitschweg

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Ferdinand Mallitsch 1820–1900

Maler. Der gebürtige Grazer kreierte nach Ausbildung an der Grazer Zeichenakademie und der Wiener Akademie der bildenden Künste einen eigenen Stil der Porträt- und Genremalerei. Nach Studienreisen widmete er sich ab 1855 der Bewirtschaftung des elterlichen Weinguts bei Marburg an der Drau/Maribor, wo er nebenher Interieur- und Landschaftsbilder schuf.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Mallitsch war ein Maler von Genre-, Porträt- und Landschaftsbildern. Er wurde am 7. März 1820 in Graz geboren. Nach dem Gymnasium inskribierte er an der Grazer Universität Logik, Philosophie und Rechtswissenschaften, brach das Studium jedoch ab. Gleichzeitig besuchte er die Ständische Zeichnungsakademie in Graz, wo ihn vermutlich Josef August Stark (1782–1838) und Korrektor Ernst Christian Moser (1815–1867) unterrichteten. Ab Dezember 1842 besuchte Mallitsch die Akademie der bildenden Künste Wien, wo Anton Petter (1781–1858), Leopold Kupelwieser (1796–1862) und Johann Ender (1793–1864) seine Lehrer waren. 1848 schloss er sich dem Kreis um Ferdinand Georg Waldmüller (1793–1865) an, einem der bedeutendsten Vertreter der Genremalerei, der sich gegen die Unterrichtsmethoden der Akademie gewandt hatte.

Seine frühen Porträts in Öl lehnen sich mit ihrer zurückhaltenden Farbgebung noch stark an die Vorbilder der Akademie an. Um 1850 fand Mallitsch zu einer realistischeren Malweise von lebendiger Natürlichkeit. Im Herbst 1854 reiste er nach Paris, um sich dort zehn Monate lang von Léon Cogniet (1794–1880) ausbilden zu lassen. Hier lernte er die Landschaftsmalerei der Schule von Barbizon kennen. Am stärksten dürfte ihn das Werk von Gustave Courbet (1819–1877) mit seiner empfindsamen Darstellung des alltäglichen ländlichen Lebens geprägt haben. Bei der Pariser Weltausstellung 1855 stellte Mallitsch das Genrebild „Findling“ (um 1851/1852) aus, das der kaiserliche Hof für die Belvedere-Galerie erwarb. Den nur als Lithografie erhaltenen „Kleinen Rekruten“ (1855), den Mallitsch wohl für das beste seiner Bilder hielt, zeigte er 1855 in Wien bei der Ausstellung des Österreichischen Kunstvereins, er erntete damit aber widersprüchliche Kritik.

1855 ging er zur Bewirtschaftung des elterlichen Weinguts Willkommhof nach Marburg an der Drau/Maribor in der Untersteiermark und konnte sich fortan nicht mehr ausschließlich der Malerei widmen. Nur mehr selten nahm er an den Ausstellungen des Steiermärkischen Kunstvereins in Graz teil (1869, 1892 und 1898). In dieser Zeit entstanden Interieurbilder (eine Mischform zwischen Porträt und Genrebild) mit Motiven aus dem persönlichen Umfeld, Familienszenen in der Wohnstube, aber auch zahlreiche Kinderporträts. Die Landschaftsbilder muten mit ihrer Licht- und Schattengebung fast impressionistisch an. Erst nach Mallitschs Tod fanden zwei umfassende Personalausstellungen statt, vom Steiermärkischen Kunstverein in Graz und von der Kunsthandlung Hirschler in Wien organisiert (beide 1902). 1948 würdigte man den Künstler im Rahmen der Gedächtnisausstellung der Neuen Galerie (heute ein Teil des Universalmuseums Joanneum), wo sich eine umfangreiche Sammlung mit 134 Werken, davon 45 Ölbildern, befindet. Ein Teilnachlass (fünf Mappen mit Zeichnungen und Skizzenbüchern) liegt beim Institut für Kunst- und Musikwissenschaft der Universität Graz. Mallitsch starb am 10. November 1900 in St. Leonhard in den Windischen Büheln (damals Untersteiermark, heute Lenart in Slowenien).

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Margarete Payer, Ferdinand Mallitsch, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/mallitsch_ferdinand.html

Mandellstraße

Datum der Benennung

1867; RB 1863/64

Text der Zusatztafel

Ludwig (Freiherr) von Mandell 1784–1848

Offizier, Gutsbesitzer. Der in Lothringen geborene Mandell war 1797–1810 Kavallerist in der österreichischen Armee. Dank Heirat und Erbschaft mit stattlichem Besitz, so mit der der Alten Technik gewichenen Villa Mandell oder dem Schloss Lannach, ausgestattet, beteiligte er sich im Umfeld Erzherzog Johann an dessen ökonomischen und landwirtschaftlichen Reformen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig von Mandell war ein österreichischer Adelige, Mitarbeiter von Erzherzog Johann und Ehrenbürger von Graz. Er wurde am 24. April 1784 als Sohn des französischen Offiziers Michael von Mandell und seiner Frau Elisabeth, geborene Gräfin Fiquelmont, im lothringischen Saint Avold geboren. 1797 trat er als Kadett in das Regiment seines Vaters ein, das nach der Französischen Revolution zu den Österreichern übergelaufen war.¹ Nach der Auflösung des Regiments wurde Ludwig zum Dragoner-Regiment Nr. 6 versetzt und 1798 zum Leutnant befördert. 1801 wurde er zum Ulanen-Regiment Nr. 1 als Oberleutnant versetzt und schaffte den Aufstieg bis zum Rittmeister. 1810 trat er aus der Armee aus. Im Jahr darauf heiratete er Anna Storch, Edle von Sturmbrand, die ihm ein Jahr zuvor als Mündel anvertraut worden war. Mit ihr hatte er später drei Kinder. Durch die Heirat mit Anna Storch wurde er einerseits zum Landstand in Krain, andererseits konnte er mit ihrem Vermögen Besitzungen in der Steiermark, Krain und Ungarn erwerben. Bald nach der Heirat wurde er k. u. k. Kämmerer.

Durch den Tod seines kinderlosen Bruders Karl (1828) und dessen Frau Josefa (1831) erbte er deren Besitzungen in Ungarn, die ihm das ungarische Indignat einbrachten. Bereits 1811 waren Ludwig und Karl zum Landstand erhoben worden. Karl hatte schon davor in der Steiermark Besitzungen, unter anderem eine Schlossvilla mit großem Garten („Mandellgarten“) im heutigen Herz-Jesu-Viertel in Graz erworben. Als Gutsherr widmete sich Ludwig von Mandell auch öffentlichen Aufgaben. Als enger Mitarbeiter Erzherzog Johanns bemühte er sich um die Hebung der Landeskultur, so besonders

¹ Robert Baravalle, Die Freiherren von Mandell, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 58/1967.

im Zentralausschuss der steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft und als Administrator der innerösterreichischen Wechselseitigen Brandschadenversicherungsanstalt, als Obervorsteher und Ausschussmitglied der Steiermärkischen Sparkasse sowie als Vizepräsident der innerösterreichischen Industrie- und Gewerbevereinigung.² Seine Güter verwendete er für landwirtschaftliche Versuche und gestaltete besonders Lannach zum Musterbetrieb aus. Auch engagierte er sich in karitativen Vereinigungen. Im Juli 1835 wurde er dafür zum Ehrenbürger von Graz ernannt.³ 1842 wurde Mandell durch einen Gnadenakt von Kaiser Ferdinand I. offiziell in den Freiherrenstand erhoben, da die adelige Herkunft der Familie aufgrund des Verlusts von Dokumenten bei der Flucht aus Frankreich nicht mehr eindeutig nachweisbar war. Ludwig von Mandell starb am 18. Dezember 1848 in Graz. Das beträchtliche Vermögen Mandells ging an seine Witwe Anna und die beiden Kinder Rudolf und Luise. Sein Sohn Karl war damals schon verstorben.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Baravalle, Die Freiherren von Mandell, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 58/1967.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Josef Potpetschnigg, Fünfzig Jahre der steiermärkischen Sparkasse. Eine Chronik ihrer Entstehung und ihrer Wirksamkeit vom 15. Mai 1825 bis Ende 1874. Graz 1875.

² Josef Potpetschnigg, Fünfzig Jahre der steiermärkischen Sparkasse. Eine Chronik ihrer Entstehung und ihrer Wirksamkeit vom 15. Mai 1825 bis Ende 1874. Graz 1875.

³ Grazer Tagblatt vom 6. September 1891.

Maria-Cäsar-Park

Datum der Benennung

16.11.2017

Text der Zusatztafel

Maria Cäsar 1920–2017

KPÖ-Aktivistin, Widerstandskämpferin. Cäsar war bis 1934 in der sozialdemokratischen Jugend und kämpfte im kommunistischen Untergrund gegen den autoritären Ständestaat und das NS-Regime. 1939 zu 14-monatiger Haft verurteilt, leistete sie weiter Widerstand. Bis ins hohe Alter prägten vor allem ihre Schulauftritte als Zeitzeugin die steirische Erinnerungskultur.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Maria Cäsar war eine kommunistische Widerstandskämpferin und Zeitzeugin. Sie wurde am 13. September 1920 in Prevalje/Prävali (Slowenien) als Maria Kreth geboren. Aufgewachsen ist sie allerdings in der obersteirischen Industriestadt Judenburg, wo ihr Vater im Styria-Gußstahlwerk arbeitete und innerhalb der Sozialdemokratie aktiv war. Ihre Mutter betrieb in der Stadt einen Verkaufskiosk, in dem auch Maria mitarbeitete. In Judenburg trat sie den sozialdemokratischen Roten Falken und der Sozialistischen Arbeiterjugend bei. Nach den Februarkämpfen 1934 und dem Verbot aller sozialdemokratischer Organisationen schloss sie sich 1935 dem illegalen Kommunistischen Jugendverband (KJV) an, in dessen Reihen sie zunächst Widerstand gegen das austrofaschistische Regime leistete.

Die Gruppe des KJV blieb – bestehend aus mehreren Zellen im Bezirk – auch nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten aktiv und leistete Widerstand gegen das NS-System. Bereits im Frühjahr 1939 zerschlug die Gestapo diese Widerstandszellen und verhaftete über 40 Mitglieder. Eine der damals Festgenommenen war Maria Kreth. Nach 14 Monaten Untersuchungshaft wurde sie Ende Juli 1940 entlassen und heiratete einen Monat später Franz Greilberger. Der Senat für Hoch- und Landesverrat am Oberlandesgericht Wien verurteilte sie schließlich im April 1941 zu einem Jahr Gefängnis, wobei die Strafe als durch die Untersuchungshaft verbüßt galt. Noch im gleichen Jahr wurde sie erstmals Mutter. Nur wenige Monate nach der Geburt ihres Sohnes musste ihr Mann an die Ostfront, wo er 1943 starb. In der Folge knüpfte sie über ihre Verwandten in Slowenien Kontakte zwischen den slowenischen Partisanen und einer

kommunistischen Widerstandsgruppe in Judenburg. Als 1944 Mitglieder der Judenburger Widerstandsgruppe verhaftet wurden, befürchtete sie, selbst auch verhaftet zu werden, und tauchte ohne ihr Kind bei den slowenischen Verwandten unter. Da ihr Name im Zuge der Einvernahmen nicht genannt und sie in Judenburg auch nicht gesucht wurde, kehrte sie bald wieder nach Judenburg zurück, wo sie auch die Befreiung 1945 erlebte.

1949 wurde sie zum zweiten Mal Mutter und ging ohne den Vater des Kindes 1950 nach Graz, wo sie mit ihren beiden Kindern in einer Baracke im Lendviertel lebte. Mit der Übersiedelung nach Graz begann die zweite Phase ihres Lebens: Sie wurde politisch innerhalb der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) und dem Bund Demokratischer Frauen (BDF) aktiv und übte über lange Zeit hinweg führende Funktionen in der KPÖ bzw. dem BDF aus. In dieser Zeit heiratete sie Rudolf Cäsar, der 20 Jahre lang kommunistischer Betriebsrat bei den Grazer Stadtwerken war.

Als das Bundesministerium für Bildung in den 1980er-Jahren die Aktion „ZeitzeugInnen an die Schulen“ startete, begann die dritte Phase ihres Lebens. Sie war eine jener Zeitzeuginnen, die in den steirischen Schulen die Erfahrungen ihrer Generation und ihre persönlichen Erlebnisse an die Jugend weitergab. Dabei sprach sich schnell herum, wie gut sie bei den jungen Menschen ankam, wie sehr sie deren Sprache und Denkmuster verstand und in welchem Ausmaß sie die Schulveranstaltungen zu Erfolgen machte. So war sie über Jahrzehnte hinweg in Schulen, Jugend- und Erwachsenenbildungseinrichtungen unterwegs und hat als Zeitzeugin Aufklärungsarbeit geleistet.

Für ihren jahrelangen Einsatz – sowohl im Widerstand als auch als Mahnerin – wurde sie mehrfach geehrt und ausgezeichnet. So erhielt sie von der Republik Österreich 1978 die Befreiungsmedaille. Für ihren Einsatz als Zeitzeugin wurde sie 1995 Bürgerin der Stadt Graz und das Land Steiermark zeichnete sie im Jahr 1999 mit dem Goldenen Ehrenzeichen und 2014 mit dem Großen Ehrenzeichen aus. 2001 wurde ihr der erste Menschenrechtspreis des Landes Steiermark verliehen. 2016 erhielt sie von der Republik Österreich das Silberne Verdienstzeichen. Am 1. September 2017 starb sie wenige Tage vor ihrem 97. Geburtstag in Graz.

Heimo Halbrainer

Literatur

Heimo Halbrainer (Hg.), „Ich bin immer schon eine politische Frau gewesen.“ Maria Cäsar – Widerstandskämpferin und Zeitzeugin. Graz 2006.

Maria-Pachleitner-Straße

Datum der Benennung

14.6.2012

Text der Zusatztafel

Maria Pachleitner (geb. Lamm) 1909–2008

Gründerin der Lebenshilfe. Im untersteirischen Polstrau/Središče geboren, arbeitete sie als Sekretärin in Graz und im Familienbetrieb. Sie war als Mutter eines behinderten Kindes Mitinitiatorin jener Selbsthilfegruppe, aus der 1962 die Lebenshilfe hervorging. Als Präsidentin und Funktionärin wirkte sie bis 1993 etwa für die ersten steirischen Behindertengesetze.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Maria Pachleitner war Mitbegründerin der Lebenshilfe Steiermark. Sie wurde am 10. September 1909 in Polstrau (Središče, heute Slowenien) geboren und besuchte ebendort die Volksschule. Mit ihren Eltern übersiedelte sie nach Graz, wo sie die Handelsschule absolvierte und anschließend in diversen Kanzleien arbeitete. Unter anderem war sie in den 1930er-Jahren als Sekretärin von Alfons Gorbach in der Vaterländischen Front beschäftigt, wo sie wahrscheinlich auch jene Kontakte knüpfen konnte, die ihr später beim Aufbau der „Lebenshilfe“ nützlich waren. 1939 erfolgte die Eheschließung mit dem technischen Kaufmann und Inhaber der Feuerwehrausrüstungsfirma „Rosenbauer“, August Pachleitner, in dessen Unternehmen sie in der Folge beschäftigt war.

Aus der Ehe gingen zwei Söhne hervor, der jüngere wurde 1943 mit Down-Syndrom geboren. Dieses Schicksal sollte den weiteren Lebensweg des Ehepaares nachhaltig prägen. Maria Pachleitner musste ihren behinderten Sohn vor dem Zugriff durch das NS-System verstecken. Er überlebte diese schwierige Zeit, allerdings wurde der Vater August Pachleitner als NSDAP-Mitglied und Inhaber eines „kriegswichtigen“ Betriebes nach dem Weltkrieg von den Alliierten inhaftiert und erst 1947 wieder auf freien Fuß gesetzt.

Das Ehepaar Pachleitner gründete den „Verein zur Förderung cerebralgestörter Personen“ als Selbsthilfegruppe für Betroffene, der rasch an Mitgliedern gewann. Ab 1962 wurde der Verein unter der Bezeichnung „Lebenshilfe“ bekannt. Auf Maria Pachleitner geht auch das vom Steiermärkischen Landtag verabschiedete Behindertengesetz zurück. Ihr ging es aber vor allem auch um langfristige Initiativen, die die Versorgung der behinderten Menschen garantieren sollten. So konnte in Söding

eine Liegenschaft erworben und ein Heim aufgebaut werden. Dieser Initiative folgten noch weitere Betreuungsstätten.

Pachleitner war auch Initiatorin der ersten „Special Olympics“ 1986/87 in Schladming. Für ihre Leistungen erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, so z. B. den Ehrenring der Stadt Graz, das Goldene Ehrenzeichen des Landes Steiermark, den Josef-Krainer-Preis und die Goldene Medaille für Verdienste um die Republik Österreich. Sie war zudem Ehrenbürgerin der Stadt Graz und der Gemeinde Söding. Maria Pachleitner starb am 24. Jänner 2008 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eva Reithofer-Haidacher, Ein Bild im Wandel/An image changing. 1960–2015: Geschichte, politische Kraft und mediale Resonanz der Lebenshilfe. Unpubl. MA-Arbeit. Graz 2015.

Präsidentin Maria Pachleitner. Online verfügbar unter:

https://www.graz.at/cms/beitrag/10034603/7772746/Praesidentin_Maria_Pachleitner.html

<http://www.mariapachleitner.com/>

Maria-Theresia-Allee

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Maria Theresia von Österreich 1717–1780

Erzherzogin von Österreich. Maria Theresia trat 1740 die habsburgische Thronfolge an, behauptete im Österreichischen Erbfolgekrieg ihre Hausmacht und regierte bis 1780. Die Gattin Franz I. Stephans, auch als römisch-deutsche Kaiserin tituliert, initiierte im Geist des aufgeklärten Absolutismus umfassende Reformen, etwa im Justiz-, Heeres- und Bildungswesen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Maria Theresia Walburga Amalia Christina von Österreich war Erzherzogin und Regentin von Österreich von 1740 bis 1780. Sie wurde am 13. Mai 1717 in Wien geboren. Zur Zeit ihrer Geburt war nicht abzusehen, dass sie Herrscherin werden würde. Erst als das Ausbleiben eines männlichen Nachkommens ihres Vaters Karls VI. feststand, begann man für Maria Theresia einen Ehemann zu suchen, der in ihrem Namen regieren sollte. 1736 heiratete sie Franz Stephan von Lothringen, ein damals noch selbstständiges Herzogtum. Bereits am 19. April 1713 wurde ein Hausgesetz, die sogenannte Pragmatische Sanktion, beschlossen, welche die Unteil- und Untrennbarkeit der Habsburgermonarchie gewährleisten sollte. So sollte Maria Theresia 1740 nach dem Tod ihres Vaters Regentin werden, doch galt das „Haus Österreich“ in den Augen seiner Gegner als ausgestorben, zumal die ersten drei von insgesamt 16 Kindern von Maria Theresia und Franz Stephan ebenfalls Mädchen waren. Erst 1741 wurde der spätere Thronfolger Joseph I. geboren. Beim Thronwechsel 1740 fiel der preußische König Friedrich II. (der Große) in das zu Österreich gehörende Schlesien ein und löste damit die Österreichischen Erbfolgekriege aus, die bis 1748 (Frieden von Aachen) dauern sollten. Auslöser waren u. a. Verwandte Maria Theresias, die sich nun als gleichwertige Erben ihres Vaters sahen (z. B. Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der Gatte von Maria Josepha, einer Cousine Maria Theresias). Im Juli 1741 besetzten alliierte französische und bayerische Truppen Oberösterreich und Böhmen. Maria Theresia suchte nach Verbündeten und es gelang ihr, Großbritannien, Russland und die Niederlande auf ihre Seite zu bringen. 1741 erfolgte Maria Theresias Krönung zur Königin von Ungarn, ihr Gatte Franz Stephan wurde bei der Kaiserwahl im selben Jahr jedoch übergangen. Statt ihm wurde der bayerische Kurfürst als Karl VII. zum Oberhaupt des Reiches gewählt. Im Juli 1742 konnte mit den Preußen Frieden geschlossen werden, der erste

Schlesische Krieg war beendet. Mit diesem Frieden gingen große Gebietsverluste in Schlesien einher. Im Mai 1743 wurde Maria Theresia zur Königin von Böhmen gekrönt. Im August 1744 marschierten preußische Truppen neuerlich in Böhmen ein. 1745 starb Karl VII. im Exil, nachdem österreichische Truppen Bayern besetzt hatten. Der Besitz Schlesiens wurde Preußen neuerlich bestätigt, dafür erkannte Preußen Franz Stephan als Träger der Kaiserwürde an. Die internationale Bestätigung Maria Theresias als Herrscherin der Monarchie erfolgte im Oktober 1748 im Frieden von Aachen, der das Ende der Konflikte um die österreichische Erbfolge brachte.

Maria Theresia mochte sich jedoch mit dem Verlust Schlesiens, einer ihrer reichsten Provinzen, nicht abfinden. Gegen den Preußenkönig, der ihr Schlesien abgenommen hatte, hegte sie einen persönlichen Hass. Daher versuchte sie, eine starke Koalition gegen Preußen zu schmieden, um die Verluste der 1740er-Jahre wettzumachen. Es gelang ihr, Österreichs bisherigen Erbfeind Frankreich auf ihre Seite zu ziehen; die russische Zarin Elisabeth, Friedrich II. ebenfalls in tiefer Abneigung verbunden, schloss sich der werdenden Allianz an. Um Offensiven dieser übermächtigen Koalition zuvorkommen, ging Friedrich seinerseits zum Angriff über, was den Siebenjährigen Krieg (1756–1763) auslöste. Er endete nach einer Serie von Siegen und Niederlagen beider Seiten kurz vor dem Eintritt der völligen Erschöpfung Preußens, das nur von Großbritannien finanzielle Unterstützung erhielt, als Russland nach dem überraschenden Tod der Zarin aus der Koalition ausschied. Die Rückgewinnung Schlesiens und die Ausschaltung Preußens als Großmacht waren Maria Theresia kurz vor dem zum Greifen nahen Sieg misslungen.

Ab 1749 begannen unter der Leitung von Friedrich Wilhelm von Haugwitz Reformen der Staatsverwaltung. Es entstand eine geordnete Verwaltungshierarchie: Die neu eingeführten Kreisbehörden bildeten die unterste Stufe der staatlichen Verwaltung auf lokaler Ebene. Darüber standen die jeweiligen Landesverwaltungen, diese wiederum waren weisungsgebunden gegenüber einer Zentralbehörde. Ein weiteres Ziel war die Professionalisierung der Beamtschaft bei verstärkter Einbeziehung bürgerlicher Akademiker anstatt Adelliger, für die bisher die leitenden Posten reserviert waren. Reformmaßnahmen wurden auch im Bereich der Wirtschaft gesetzt, zum Beispiel durch die Aufhebung von Binnenzöllen, um aus den einzelnen Ländern der Monarchie ein großräumiges Wirtschaftsgebiet mit einheitlichen Regeln zu machen. Die wohl bekannteste Reform Maria Theresias stellt die 1774 erlassene „Allgemeine Schulordnung“ dar, die die Unterrichtspflicht für Kinder einführte. Maria Theresia, seit 1765 verwitwet, hatte eigentlich ein konservatives Verständnis von Regierung, sie sah sich im Sinne des Gottesgnadentums zur Herrscherin bestimmt. Sie erkannte zwar die Notwendigkeit von Neuerungen, war aber in vielen Fällen eine „Reformerin wider Willen“. Eine besondere Rolle spielten ihre Ratgeber, die viel stärker als Maria Theresia vom Gedankengut der Aufklärung geprägt waren. Maria Theresia starb am 29. November 1780 in Wien.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Martin Mitschlechner, Maria Theresia 1717–1780. Online verfügbar unter:
<http://www.habsburger.net/de/personen/habsburger-herrscher/maria-theresia>

Marktannerweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Gottlieb Marktanner-Turneretscher 1858–1920

Botaniker, Fotograf. Nach Lehramtsprüfung in seiner Geburtsstadt Graz 1883 lehrte er Naturgeschichte und Chemie in Graz, Olmütz/Olomouc und Salzburg. In Wien machte er sich mit Fotografietechnik vertraut und legte ab 1894 als Kustos der botanischen Abteilung im Grazer Joanneum und als Pionier der wissenschaftlichen Mikrofotografie eine zoologische Sammlung an.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Gottlieb Marktanner-Turneretscher war ein österreichischer Botaniker und Fotograf. Er wurde am 7. Juli 1858 als Sohn eines Holzfällers in Unterankenreute (Württemberg) geboren und von der Familie von Turneretscher adoptiert. So konnte er studieren und die Lehramtsprüfung (1883) an der Universität Graz ablegen. Er wirkte dann als Mittelschulprofessor für Naturgeschichte und Chemie in Graz, Olmütz und Salzburg, wo er auch Hörer an der Photographischen Lehranstalt war. Nach seiner Übersiedlung nach Wien arbeitete er mit J. M. Eder an der Staatsgewerbeschule in Wien zusammen und beschäftigte sich mit Fotografie und Fotochemie. Von 1886 bis 1890 war Marktanner-Turneretscher Volontär am Naturhistorischen Museum in Wien, von 1891 bis 1898 Volontär an der Steiermärkischen Landesbibliothek in Graz und ab 1894 Kustos der botanischen, später der zoologisch-botanisch-phytopalaeontologischen Abteilung des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum in Graz.

Marktanner-Turneretscher war auch Mitglied des Amateurfotografen-Clubs und der Kunstfotografischen Vereinigung. Er erkannte nicht nur früh und als einer der Ersten in Österreich die wissenschaftliche Bedeutung der (mikro)fotografischen Reproduktionstechnik, sondern beschäftigte sich auch mit ihrer künstlerischen Wirkung, der Ästhetik der abgebildeten Formen und der dadurch vermittelten Sichtweise der Welt. Zusätzlich unterstützte er aus eigenen Mitteln die Neugründung des Grazer Volkskundemuseums und vermachte testamentarisch seine umfangreichen zoologischen und botanischen Privatsammlungen sowie seine bedeutenden Bestände an fotografischen und mikroskopischen Apparaten und Geräten dem Joanneum.

Marktanner-Turneretscher war Mitglied der Royal Microscopic Society in London, der Fotografischen Gesellschaft in Wien und des Klubs der Amateurfotografen in Graz und hinterließ zahlreiche bedeutende Abhandlungen über fotografische Themen. Gottlieb Marktanner-Turneretscher verstarb am 23. April 1920 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- A. Durstmüller, Marktanner-Turneretscher, Gottlieb (1858–1920), Naturwissenschaftler, Museumsbeamter und Photograph, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 27. Wien 1974, S. 101f.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Markusgasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Siegfried Samuel Marcus (Markus) 1831–1898

Erfinder. Der im mecklenburgischen Machlin geborene, gelernte Mechaniker lebte ab 1852 in Wien, wo er 1860 eine Werkstatt gründete und zahlreiche Erfindungen, zunächst für die Telegraphie, machte. Mit einem Magnetzünder revolutionierte er 1883 die Verbrennungsmotoren und gilt mit seinen motorisierten Marcus-Wagen von 1875 und 1888 als Pionier des Automobils.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Siegfried Samuel Marcus (Markus) war ein österreichischer Konstrukteur und Erfinder, der als Pionier des Automobils gilt. Er wurde am 18. September 1831 in Machlin (Mecklenburg) geboren. Ab 1848 arbeitete er für mehrere Jahre als Gehilfe von Werner von Siemens in der neugegründeten Werkstatt von Siemens und Halske, wo er für die Einrichtungen einer Telegrafieverbindung von Berlin nach Magdeburg zuständig war. 1852 übersiedelte er nach Wien. Hier war er zunächst in verschiedenen Stellen tätig, ehe er 1860 seine eigene Mechanikerwerkstatt gründete.

Markus war auch für den Wiener Kaiserhof tätig, so legte er in der Wiener Hofburg für Kaiserin Elisabeth eine elektrische Klingelleitung an und erteilte Kronprinz Rudolf naturwissenschaftlichen Unterricht. Markus meldete zahlreiche seiner Erfindungen zum Patent an, den größten finanziellen Erfolg brachte dabei sein magnetisch-elektronischer Zündapparat, für den er 1864 ein österreichisches Patent erhalten hatte. Dieser wurde als „Wiener Zünder“ bei der österreichischen Marine und den Pionieren eingeführt. Auch bei der Weltausstellung in Paris (1867) war er neben einer ebenfalls von Markus konstruierten Thermosäule, einem magnetisch-elektronischen Rotationsapparat zum elektronischen Licht sowie Feldtelegraphen ausgestellt.

Markus erlangte jedoch vor allem mit seinen Versuchen, einen Kraftwagen mit Verbrennungsmotor zu schaffen, Berühmtheit. Er war der Erste, der ein Fahrzeug mit einem elektrisch gezündeten Benzinmotor antrieb. Von diesem Wagen existiert nur mehr ein von Markus eigenhändig signiertes und datiertes Bild. Wesentlich mehr Bedeutung wurde seinem zweiten, erhalten gebliebenen Fahrzeug zugeschrieben, welches einen einzylindrigen, liegenden Viertakt-Benzinmotor mit

magnetisch-elektronischer Zündung und Spritzbürstenvergaser eigener Konstruktion verbaut hatte. Dieser Wagen wurde 1888 von der Maschinenfabrik Märky, Bromovsky & Schulz in Adamsthal gebaut, die bereits 1887 die Produktion des von Markus für stationäre Zwecke entwickelten Viertakt-Motors übernommen hatte. Als Baujahr dieses Fahrzeuges wurde zuerst 1877, dann 1875 angegeben und diese Jahreszahl auch in spätere Publikationen übernommen. Dieser Wagen kann allerdings nicht vor 1888 gebaut worden sein, weshalb die Markus von der Nachwelt zugeschriebene Vorrangstellung in der Entwicklung des Viertakt-Motors (Otto-Patent 1876) revidiert werden musste.¹ Siegfried Markus hielt über 38 Patente für Verbrennungskraftmaschinen, im Bereich der Telegrafie, der Gas- und der Elektrotechnik. Er starb am 1. Juli 1898 in Wien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Encyclopädia Judaica. Bd. 11. Jerusalem 1971.

Georg Herzlitz – Bruno Kirschner (Hg.), Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden. Bd. III. Berlin 1929.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Seper, Damals als die Pferde scheuten. Die Geschichte der österreichischen Kraftfahrt. Wien 1976.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 17. Wien 1867.

¹ Vgl. Hans Seper, Damals als die Pferde scheuten. Die Geschichte der österreichischen Kraftfahrt. Wien 1976, S. 14f., 176 bzw. 289.

Martha-Tausk-Park

Datum der Benennung

18.3.2004

Text der Zusatztafel

Martha Tausk (geb. Frisch) 1881–1957

Politikerin. Die gebürtige Wienerin engagierte sich für Frauenrechte und die Sozialdemokratie. 1917 zog sie nach Graz, wo sie ab 1918 dem Landtag angehörte. Tausk war 1928–1934 für die „Sozialistische Arbeiter Internationale“ in Zürich tätig und flüchtete nach dem „Anschluss“ 1938 nach Nijmegen in die Niederlande, wo sie sich ab 1945 für die Flüchtlinge engagierte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Martha Tausk (geb. Frisch) war eine österreichische Politikerin, Journalistin und Frauenrechtlerin. Martha Frisch wurde am 15. Jänner 1881 in Wien geboren und erhielt zusammen mit ihrem älteren Bruder Privatunterricht von den Schwestern Marianne und Auguste Fickert. Letztere war Lehrerin und Aktivistin der liberalen bürgerlichen Frauenbewegung und Mitbegründerin des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins. Frisch absolvierte die Volks- und Bürgerschule, anschließend eine Handelsschule. 19-jährig heiratete sie den Jus-Studenten Victor Tausk, mit dem sie die ersten Ehejahre in Bosnien verbrachte. Nach fünf Jahren in Bosnien kehrte sie zwar zusammen mit ihrem Mann nach Wien zurück, sie lebten fortan jedoch getrennt. Die Ehe wurde 1908 geschieden.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg schloss sich Martha Tausk den Sozialdemokraten an. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges lebte sie in Zagreb, 1917 holte sie Hans Resel nach Graz. In dieser Zeit gehörte zu ihren wichtigsten Anliegen, Frauen in den Betrieben für den Widerstand gegen den Krieg zu mobilisieren. Nach Ende des Krieges zog sie als erste Frau in die provisorische Landesversammlung der Steiermark ein, 1919 wurde sie neben Olga Rudel-Zeynek und Marie Kaufmann als eine der ersten drei Frauen in den steirischen Landtag gewählt, zeitgleich erfolgte auch ihre Berufung in den Grazer Gemeinderat.

1928 holte Friedrich Adler Tausk nach Zürich, wo sie im Sekretariat „Sozialistische Arbeiter Internationale“ eine führende Stellung übernahm. Unter ihrer Leitung entstand auch die Zeitung „Das Frauenrecht“. Im Oktober 1934 kehrte sie nach Österreich zurück, ehe sie der Nationalsozialismus in die Niederlande, nach Nijmegen, emigrieren ließ. Dort betreute sie eine

Kolonie österreichischer Emigrantinnen und sorgte nach dem Zweiten Weltkrieg für die Heimkehr vieler vertriebener Österreicher. Martha Tausk starb am 20. Oktober 1957 in Nijmegen (Niederlande).

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Brigitte Dorfer, Eine der ersten Frauen im steirischen Landtag. Biografische Notizen zu Martha Tausk, in: Carmen Unterholzer – Ilse Wieser (Hg), Über den Dächern von Graz ist Liesl wahrhaftig. Eine Stadtgeschichte der Grazer Frauen. Wien 1996, S. 157–165.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Martingasse

Datum der Benennung

17.12.1925

Text der Zusatztafel

Pierre-Émile Martin 1824–1915

Französischer Hütteningenieur und Unternehmer. Er entwickelte auf Basis eines von Carl Wilhelm Siemens erfundenen Schmelzofens ein Verfahren zur Herstellung von hochwertigem Stahl aus Roheisen und Schrott. Verarmte nach verlorenem Rechtsstreit um Patentrechte. Das Siemens-Martin-Verfahren wurde weltweit bis Mitte des 20. Jahrhunderts bevorzugt angewendet.

EKSNI / Andreas Stangl

Biografie

Pierre-Émile Martin war ein französischer Hüttentechniker und Unternehmer. Er wurde am 17. August 1824¹ als Sohn des Ingenieurs und Industriellen Émile Martin und seiner Frau Constance Dufaud in Bourges in Zentralfrankreich geboren. Nach dem Studium an der École des Mines in Paris trat Pierre-Émile Martin 1844 in den Stahlerzeugungsbetrieb seines Vaters in Sireuil (Charente, Westfrankreich) ein. 1854 übernahm er von seinem Vater die Führung des Betriebs.²

Auf der Basis eines neuartigen, vom deutsch-englischen Ingenieur Carl Wilhelm (Charles William) Siemens gebauten Stahlofens mit energiesparender Regenerativfeuerung, für den er eine Lizenz erwarb, entwickelte Martin das später nach ihm und Siemens gemeinsam benannte Verfahren und meldete es 1865 zum Patent an. Von 1855 bis 1874 war Martin Bürgermeister der Gemeinde Sireuil.³

Auf der Pariser Weltausstellung von 1867 erhielt Martin für seine hochwertigen Stahlprodukte eine Goldmedaille. Das Siemens-Martin-Verfahren löste das bis dahin in der Stahlerzeugung praktizierte Bessemer-Verfahren ab und wurde bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts zum weltweit bevorzugten Herstellungsverfahren für Stahl.

¹ In der Literatur finden sich unterschiedliche Geburts- und Sterbedaten; für diesen Artikel wurden die Daten aus den französischen Quellen übernommen.

² Annie Laurant, Des fers de Loire à l'acier Martin: maîtres de forges en Berry et Nivernais. Paris 1995.

³ Online-Archiv der Zeitschrift „Les Annales des Mines“. <https://www.anales.org/archives/x/martin.html>

Um das Patent des Verfahrens entbrannte ein Streit, der Martin in wirtschaftliche Nöte brachte. 1883 verkaufte er die Stahlgießerei in Sireuil und zog sich ins Privatleben zurück. Es gelang dem französischen Hüttenindustrieverband (Comité des Forges) mithilfe ausländischer Spenden einen Fonds einzurichten, der Martin in seinen letzten Lebensjahren unterstützte. 1910 erhielt er das Offizierskreuz der französischen Ehrenlegion verliehen und noch kurz vor seinem Tod die Bessemer Goldmedaille des britischen Iron and Steel Institute.⁴

Pierre-Émile Martin war mit Nisida Micheau verheiratet und hatte mit ihr mehrere Söhne, von denen einer, Joseph, zu Beginn des Ersten Weltkriegs in Belgien fiel. Pierre-Émile Martin starb am 21. Mai 1915 in Fourchambault (Bourgogne).

Andreas Stangl

Literatur

Annie Laurant, *Des fers de Loire à l'acier Martin: maîtres de forges en Berry et Nivernais*. Paris 1997.
Winfried Pötsch – Annelore Fischer – Wolfgang Müller, Pierre-Emile Martin, in: *Lexikon bedeutender Chemiker*. Frankfurt am Main 1989.

o. A., Pierre-Émile Martin, french engineer, in: *Encyclopaedia Britannica*. Online-Ausgabe:
<https://www.britannica.com/biography/Pierre-Emile-Martin>

⁴ Winfried Pötsch – Annelore Fischer – Wolfgang Müller, Pierre-Emile Martin, in: *Lexikon bedeutender Chemiker*. Frankfurt am Main 1989.

Maschwandergasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Ferdinand Freiherr Maschwander um 1575–1619

Gutsbesitzer. Der Spross einer bayerischen Adelsfamilie war Schlossherr von Schwarzenegg bei Wildon sowie ab 1600 von Herbersdorf bei Stainz. Er besaß zudem die Maschwander-Au genannten Mur-Auen nördlich von Graz. 1606 genehmigte er dort die Errichtung von drei Kreuzen auf dem Austein, den er 1619 den Jesuiten vererbte, die ihn zum Kalvarienberg ausbauten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Freiherr von Maschwander war ein steirischer Adeliger. Er gilt gemeinsam mit Bernhard Walter von Waltersweil als Mitbegründer des Grazer Kalvarienberges in den Jahren zwischen 1606 und 1619. Maschwander entstammte einer katholischen bayrischen Adelsfamilie. Sein Vater Ulrich arbeitete sich als Kammerdiener Kaiser Ferdinands I. empor, wurde 1559 nobilitiert und ließ sich in Graz nieder.¹ 1598 erhielt Ferdinand Maschwander vom Kaiser den Titel Freiherr von und zu Schwanau auf Kranichsberg verliehen.² Zu den Gütern, die Maschwander besaß, gehörte auch der sogenannte Austein nördlich von Graz. Der Oberstallmeister und Kämmerer von Erzherzog Maximilian Ernst, Bernhard Walter, ließ 1606 mit Genehmigung Maschwanders drei Kreuze auf dem höchsten Punkt des Austeins errichten, womit der erste Schritt zur Umwandlung in den Kalvarienberg getan war.³ 1609 heiratete Maschwander Maximiliana von Herbersdorf (Herbersdorf bei Stainz).⁴ Nach Maschwanders Tod übergab Letztere auf seine testamentarische Verfügung hin am 31. August 1619 den Felsen mit den drei Kreuzen dem Jesuitenorden.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

² Vgl. Leopold Nedopil, Deutsche Adelsproben aus dem Deutschen Ordens-Central-Archive: Erster Band. Paderborn 2020.

³ Gustav Schreiner, Grätz. Ein historisch-statistisch-topographisches Gemählde dieser Stadt und ihrer Umgebungen. Graz 1843.

⁴ Walter Brunner, Der Grazer Kalvarienberg. Vom Austein zum Kalvarienberg. Graz 1987.

Literatur

Walter Brunner, Der Grazer Kalvarienberg. Vom Austein zum Kalvarienberg. Graz 1987.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Gustav Schreiner, Grätz. Ein historisch-statistisch-topographisches Gemälde dieser Stadt und ihrer Umgebungen. Graz 1843.

Matthias-Anker-Weg

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Matthias Josef Anker 1771–1843

Mediziner, Mineraloge. Anker war nach Studium in Wien Arzt in Stainz und ab 1807 in seiner Geburtsstadt Graz. 1811 wandte er sich am Joanneum bei Professor Mohs, dessen Amt er 1818 übernahm, der Gesteinskunde zu. Anker hatte als Kustos die Katalogisierung der mineralogischen Sammlung über und legte 1835 die Analyse des nach ihm benannten Minerals „Ankerit“ vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Matthias Josef Anker war ein Mediziner und Mineraloge. Er wurde am 6. Mai 1771 in Graz geboren. Nach naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien wurde er 1793 in Wien zum Magister der Chirurgie graduiert. Er praktizierte vorerst in Stainz wie sein Vater, dessen Amt er übernahm. Sein aufopferndes, verdienstvolles Wirken brachte Anker eine Berufung nach Graz als k. k. Kreiswundarzt ein. Daneben beschäftigte er sich erneut mit Naturwissenschaften, vor allem mit der Mineralogie. Anker gab schließlich seinen Beruf auf und wurde 1811 Mitarbeiter des Professors der Mineralogie am Joanneum, Friedrich Mohs. Nach dessen Abgang nach Freiberg 1818 wurde Anker sein Nachfolger im Lehramt sowie Kustos der mineralogischen Sammlung. 1828/1829 nahm Anker eine Neuauflage des Sammlungskatalogs vor und führte eine Neuordnung der Bestände nach dem System von Mohs durch. 1835 legte er eine Analyse des später nach ihm benannten Minerals Ankerit (Braunspat, $\text{Ca}[\text{Mg, Fe, Mn}][\text{CO}_3]$) vor. Anker, der auch Mitglied der Landwirtschaftsgesellschaft war, wurde von Kaiser Franz I. von Österreich mit der großen goldenen Zivilmedaille und seitens der Stadt Graz durch die Würde eines Ehrenbürgers ausgezeichnet. 1839 schied er aus dem Lehramt aus, blieb aber bis zu seinem Tod Vorstand der mineralogischen Sammlung. Anker starb am 2. April 1843 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 21.

Matthias-Scheiner-Weg

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Matthias Scheiner 1880–1959

Großkaufmann. Sein 1912 übernommenes, zwischen Eisernem Tor und Jakominiplatz gelegenes Grazer Kaufhaus baute Scheiner zum Textilgroßhandel aus. Im autoritären Ständestaat war er Prüfer in der Nationalbank und Mitglied der Vaterländischen Front. 1941 erwarb er die NSDAP-Mitgliedschaft. Scheiner war 1950–1959 Vizepräsident der Handelskammer Steiermark.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Matthias Scheiner war ein Textilgroß- und -einzelhändler sowie Vizepräsident der Handelskammer für Steiermark (1950–1959). Er wurde am 14. Mai 1880 in Gnadendorf (Niederösterreich) geboren. Scheiner arbeitete in Graz vorerst als Angestellter im Weißwarengeschäft des Vinzenz Oblack, der ohne Nachkommen starb. 1912 erhielt Scheiner die Möglichkeit, das Geschäft Oblacks zu übernehmen. Er baute es zielstrebig zum „Textilgroß- und Einzelhandelskaufhaus Matthias Scheiner“ zwischen Eisernem Tor und Jakominiplatz aus. Von 1933 bis 1938 bekleidete er das Amt eines Zensors der Österreichischen Nationalbank, von 1923 bis 1938 war er außerdem am Landesgericht für Zivilrechtssachen Graz als Sachverständiger tätig.

Während des Ständestaates saß Scheiner als Vertreter seiner Berufsgruppe im Grazer Gemeinderat und war Vorstandsmitglied der Kaufmannschaft des Landes Steiermark. Obwohl im Ständestaat erheblich exponiert, beantragte er nach dem „Anschluss“ 1938 die Mitgliedschaft in der NSDAP, die ihm erst Jahre später zuteilwurde. Abgesehen von einem niederen Rang, den er als Autobesitzer im Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps bekleidete, trat er für die NSDAP und ihre Teilorganisationen nicht nennenswert in Erscheinung.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der im Sinne des NS-Verbotsgesetzes als „minderbelastet“ eingestufte Scheiner als Funktionär der Handelskammer zu deren Vizepräsident gewählt und übte dieses Amt von 1950 bis zu seinem Tod 1959 aus. Daneben war er Mitglied in zahlreichen Organisationen und Ausschüssen. Er wurde aufgrund seiner Verdienste 1951 zum Bürger der Stadt

Graz ernannt und erhielt 1958 das Große Ehrenzeichen der Republik Österreich verliehen. Scheiner starb am 30. November 1959 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Bernhard A Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 428.

Matthias-Tropper-Weg

Datum der Benennung

24.3.1982

Text der Zusatztafel

Matthias Tropper 1827–1890

Bürgermeister von Schattleiten. Der in Frauenfeld bei St. Nikolai ob Draßling geborene Tropper war von Beruf Zimmermeister. Er führte als Grund- und Hausbesitzer am heutigen Hoschweg den Vulgonamen „Mathesbauer“. Tropper stand in den 1870er-Jahren der damals eigenständigen, das Gebiet von St. Veit umfassenden Ortsgemeinde Schattleiten als Bürgermeister vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Matthias Tropper war ein Bürgermeister der einst selbstständigen Gemeinde Schattleiten im Norden von Graz. Er wurde am 6. Februar 1827 in Frauenfeld bei St. Nikolai ob Draßling geboren. Der Zimmermeister und Grundbesitzer Tropper vulgo Mathesbauer war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bürgermeister der Freien Ortsgemeinde Schattleiten, die das Gebiet von St. Veit umfasste. Er lebte und wirkte im Haus Hoschweg Nr. 9. Tropper starb am 20. August 1890 in Graz/St. Veit.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 490.

Max-Kraft-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Max(imilian) von Kraft 1844–1918

Ingenieur. Der gebürtige Eisenerzer war nach dem Studium 1864–1868 Montanist an der Bergakademie in Schemnitz/Banská Štiavnica. Danach wirkte er als Professor an den Technischen Hochschulen Brünn/Brno sowie 1894–1903 Graz. Er leistete Pionierforschungen zu Schutzmaßnahmen am Arbeitsplatz und philosophischen Fragen im Zusammenspiel von Arbeit und Technik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Max(imilian) von Kraft war ein Ingenieur und Professor der Technologie und Unfallverhütung. Er wurde am 10. Oktober 1844 in Eisenerz geboren. Kraft besuchte das Gymnasium in Wien und Klausenburg (heute Cluj-Napoca in Rumänien) sowie 1864–1868 die Bergakademie Schemnitz/Banská Štiavnica. Als Praktikant kam er zur Saline Hall in Tirol und konstruierte Öfen für das neue Hüttenwerk in Brixlegg. 1871 wurde er ins Finanzministerium nach Wien berufen, wo er das Maschinenwesen im Bergbau und im Münzamt bearbeitete. Später bezeichnete er diese Tätigkeit als seine wichtigste Lehrzeit. Gleichzeitig studierte er an der Technischen Hochschule Wien mechanische Technologie und Nationalökonomie sowie an der Universität Wien Berg-, Wasser-, Gewerbe- und Verwaltungsrecht.

1874–1876 leitete er den Wiederaufbau der abgebrannten Hütte in Joachimsthal (heute Jáchymov in Tschechien). Während seiner Tätigkeit bei der Bergdirektion in Brüx (heute Most in Tschechien) wandte sich Kraft den Schutzvorrichtungen für Arbeiter an Maschinen zu. Er wurde zu einem Begründer der industriellen Sicherheits- und Wohlfahrtslehre. Unter Wohlfahrtseinrichtungen innerhalb von Betrieben verstand er die Verbesserung der Luftbeschaffenheit und des Trinkwassers sowie adäquate Heizung, Beleuchtung und sanitäre Anlagen. Hinzu kamen besondere Maßnahmen gegen Ermüdung, die Milderung ungünstiger Arbeitsumstände und der Schutz vor Verletzungen am Arbeitsplatz. 1878 erhielt Kraft ein Lehramt für Maschinenbau an der Staatsgewerbeschule in Reichenberg/Liberec. 1882 wurde er Professor der mechanischen Technologie an der Technischen Hochschule Brünn/Brno, wo er das gesamte Metallhüttenwesen sowie die mechanische Bearbeitung

der Metalle und des Holzes vortrug. 1894–1903 war Kraft Professor an der Technischen Hochschule in Graz und hielt Vorlesungen über mechanische Technologie und Schutzmittel gegen Unfälle. Er trat für die Beschäftigung mit Betriebsgeschichte ein, die von Historikern, Technikern und Unternehmern geschrieben werden und bis zur Geschichte ganzer Industrien und zur industriellen Ländergeschichte reichen sollte. Davon versprach sich Kraft wesentliche Erkenntnisse für die Wirtschaftslenkung in der Zukunft. 1904 schlug er dem Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein, dessen stellvertretender Vorsitzender er 1907–1918 war, ein Ministerium der technischen Arbeit vor, das Forschungs- und Industrieministerium zugleich sein sollte. Viele von Krafts Vorschlägen wurden Jahrzehnte später wieder aufgenommen und umgesetzt. Kraft nahm außerdem die technokratische Bewegung vorweg, die sich Ende der 1920er-Jahre von den USA und Deutschland aus verbreitete. Umfassender hat vor ihm die Zusammenhänge von Arbeit und Technik niemand gesehen. Kraft starb am 22. Januar 1918 in Wien.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hans Christoph Graf von Seherr-Thoß, Kraft, Maximilian von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979, S. 653f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd11757788X.html#ndbcontent>

Max-Mell-Allee

Datum der Benennung

29.11.1962

Text der Zusatztafel

Max Mell 1882–1971

Schriftsteller. Geboren in Marburg an der Drau/Maribor, lebte Mell in Wien und in der Steiermark, wo er mit Dramen, Novellen und Gedichten Bekanntheit erlangte. Er schwankte zwischen Katholizismus und deutschnationalem Lager. 1940 zog er seinen Antrag auf NSDAP-Mitgliedschaft zurück. Mell gilt als wichtiger Vertreter der katholisch inspirierten Dichtung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Max Mell war ein österreichischer Schriftsteller und gilt als wichtiger Vertreter der katholisch beeinflussten Dichtung. Er wurde am 10. November 1882 in Marburg (Maribor, Slowenien) geboren.¹ Mell war der Sohn des Blindenlehrers und Verwaltungsbeamten Alexander Mell (1850–1931) und der Maria Mell, geb. Rocek (1859–1948), und eines von insgesamt neun Kindern. 1886 wurde der Vater zum Leiter der k. u. k. Blindenerziehungsanstalt berufen und die Familie zog nach Wien. Mell wuchs dann mit seinen Geschwistern im Blindeninstitut (Wien Josefstadt) auf. Er besuchte die Volksschule der Piaristen, anschließend das Piaristengymnasium und wechselte ab der 6. Klasse zum Landstraßer Gymnasium (Kundmannngasse). Nach der Matura 1901 begann er ein Studium der Kunstgeschichte und der Germanistik bei Jakob Minor (1855–1912). 1905 promovierte er mit einer Dissertation über „Wilhelm Waiblinger und seine Stellung in der schwäbischen Dichtkunst“. Bereits am 31. Dezember 1901 erschien von ihm ein Gedicht in der Wiener Zeitung, seine erste Buchveröffentlichung war dann der Band „Lateinische Erzählungen“ (1904).

Ab etwa 1907 hat sich Mell „von den neuromantischen, symbolistischen Anfängen entfernt und zu einem realistischen Stil gefunden“². Zu dieser Zeit knüpfte er dauerhafte Kontakte zu Hugo von Hofmannsthal, weitere Freundschaften ergaben sich mit Anton Wildgans (1881–1932), Felix Braun (1885–1973), Franz Nabl (1883–1974) und vor allem mit Viktor von Geramb (1884–1958). 1916 rückte er als Einjährig-Freiwilliger zum Militär ein, legte 1917 die Offiziersprüfung ab und war im

¹ Die in der Folge wiedergegebenen Lebensdaten orientieren sich vorwiegend an Christoph Heinrich Binder, Max Mell. Beiträge zu seinem Leben und Werk. Graz 1978, S. 9–91.

² Binder, Mell, S. 34.

Sommer Weltkriegsteilnehmer in einem Artillerieregiment (Galizien/Bukowina). Im September 1917 kam er aufgrund einer Ruhr-Erkrankung in ein Lazarett in Klagenfurt, nach der Genesung kehrte er nach Wien zurück.

1918 bis 1922 arbeitete er aus ökonomischen Motiven als Kulturredakteur beim „Grazer Mittag“, danach definierte er sich als freier Schriftsteller. Bei den Grazer Uraufführungen seiner religiösen Volksschauspiele „Das Apostelspiel“ (1924) und „Das Schutzengelspiel“ (1925) wohnte er meist bei seinem Freund Viktor von Geramb, ansonsten verbrachte er den größeren Teil des Jahres in Wien und die Sommer in Kirchdorf bei Pernegg, „wo die Familie bald nach der Jahrhundertwende eine große Villa in schöner ländlicher Umgebung gekauft hatte“³. Er war Teilnehmer der „Südmark“-Runde. 1932 wurde er an die Preußische Akademie der Künste berufen, 1933 gab er eine Loyalitätserklärung gegenüber Hitler ab. 1933 trat er wie die meisten nationalen Autoren aus dem P.E.N.-Club aus, wurde Ende 1936 Präsident des „Bundes deutscher Schriftsteller Österreichs“, der dann 1938 das „Bekenntnisbuch österreichischer Dichter“ herausgab. Dort veröffentlichte er eine gereimte Eloge auf Hitler („Gewaltiger Mann, wie können wir dir danken? / Wenn wir von nun an eins sind ohne Wanken“), warb für das „Ja“ zum Anschluss und erhoffte sich religiösen Beistand: „Wir wollen eins sein, Herr, gib du den Segen!“⁴ Die Leitung der Schrifttumskammer für Wien lehnte er ab.

1938 und 1940 stellte Mell jeweils einen Aufnahmeantrag in die NSDAP, der 1942 akzeptiert, dann aber vor Ausfolgung der Mitgliedskarte von ihm wieder zurückgezogen wurde. Ab 1940 „distanzierte sich Mell zunehmend vom Nationalsozialismus“, gleichzeitig wurden Stückaufführungen und die Verleihung des Grillparzer-Preises von Joseph Goebbels persönlich zumindest zwischenzeitlich torpediert, wobei hierfür neben Mells Katholizismus und Nähe zum Ständestaat auch eine Rivalität mit dem Mell-Unterstützer Baldur von Schirach verantwortlich gewesen sein dürfte.⁵ Nach 1945 gelang Mell wieder eine weitgehend problemlose Integration in den Kulturbetrieb. In „den letzten Lebensjahrzehnten, in denen sich die Ehrungen und Preise häuften (Österreichischer Staatspreis, Rosegger-Preis, Berufung in den neugeschaffenen Österreichischen Kunstschatz ...) und gleichzeitig das Interesse an seinen Werken sank“⁶, wurde er häufig als Aushängeschild der konservativ-katholischen Dichtung Österreichs in Szene gesetzt.

³ Binder, Mell, S. 58.

⁴ Max Mell, Am Tage der Abstimmung – 10. April 1938, in: Bund deutscher Schriftsteller Österreichs (Hg.), Bekenntnisbuch österreichischer Dichter. Wien 1938, S. 68.

⁵ Vgl. Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1. Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008, S. 245. Hier auch weitere Details zu Mells NS-Vergangenheit.

⁶ Christoph H. Binder, Max Mell. Ein kurzer biographischer Abriss, in: Christoph H. Binder (Hg.), Tragik und Harmonie. Max Mell-Symposium, 1. und 2. Dezember 1982 in Wien. Wien – Köln – Graz 1984, S. 7–16, hier S. 14.

Max Mell starb am 10. Dezember 1971 in seinem Wiener Haus und wurde in einem „unverdienten“⁷ Ehrengrab der Gemeinde beigesetzt. In den letzten Jahren verstärkte sich – nicht nur in Graz – die Kritik an Straßenbenennungen, die an den Autor erinnern.⁸ 2022 wurde die Umbenennung der Max-Mell-Allee in Aigner-Rollett-Allee beschlossen.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Autengruber et al., Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1. Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.

Christoph Heinrich Binder, Max Mell. Beiträge zu seinem Leben und Werk. Graz 1978.

Christoph H. Binder, Max Mell. Ein kurzer biographischer Abriß, in: Christoph H. Binder (Hg.), Tragik und Harmonie. Max Mell-Symposion, 1. und 2. Dezember 1982 in Wien. Wien – Köln – Graz 1984, S. 7–16.

Stefan Karner, Die Steiermark im Dritten Reich 1938–1945. 3. Aufl. Graz 1994, S. 192, 196.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Max Mell, Am Tage der Abstimmung – 10. April 1938, in: Bund deutscher Schriftsteller Österreichs (Hg.), Bekenntnisbuch österreichischer Dichter. Wien 1938, S. 68.

Evelyne Polt-Heinzl, „Max Mell, wie immer der Gehässige“, in: Volltext 3/2018. Online verfügbar unter: <https://volltext.net/texte/max-mell-wie-immer-der-gehaessigste/>

Anmerkung: Umbenennung mit Beschluss vom 15.12.2022 in Aigner-Rollett-Allee.

⁷ Vgl. die scharfe Abrechnung mit dem Autor und dessen Anbiederungsbereitschaft gegenüber unterschiedlichen politischen Systemen bei Evelyne Polt-Heinzl, „Max Mell, wie immer der Gehässige“, in: Volltext 3/2018. Online verfügbar unter: <https://volltext.net/texte/max-mell-wie-immer-der-gehaessigste/>

⁸ Peter Autengruber et al., Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 198.

Max-Reger-Gasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Johann Baptist Joseph) Max(imilian) Reger 1873–1916

Komponist. Der gebürtige Oberpfälzer eignete sich in Wiesbaden überragende Kompositionstechniken an. Zeitweilig verarmt, wirkte Reger ab 1901 in München, ab 1907 am Leipziger Konservatorium und 1911–1914 als Meininger Hofkapellmeister. Mit Orgel- und Choralwerken entwickelte er spätbarocke Stile weiter und gilt als Meister der spätromantischen Kirchenmusik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Max Reger war ein deutscher Komponist, Pianist und Dirigent. Er wurde am 19. März 1873 als Sohn eines Dorfschullehrers in Brand in der Oberpfalz geboren und wuchs unweit von seinem Geburtsort in Weiden auf, wo er bereits früh Klavier- und Orgelunterricht erhielt.¹ Ein Besuch der Bayreuther Festspiele im Jahr 1888 beeindruckte den 15-jährigen Max derart, dass er gegen den Willen seines Vaters beschloss, Musiker zu werden.² Sein Kompositions- und Klavierstudium an den Konservatorien in Sondershausen und Wiesbaden musste er sich folglich selbst verdienen. Am Wiesbadener Konservatorium bekam Reger anschließend seine erste Stelle als Lehrer. 1896 meldete er sich freiwillig ein Jahr zur Armee, das er sich ebenfalls selbst finanzieren musste. Geldsorgen und wiederholte Ablehnung seiner Kompositionen durch den Verleger stürzten Reger in eine schwere psychische Krise. Hochverschuldet, krank und alkoholabhängig holte ihn 1898 seine Schwester Emma ins Elternhaus nach Weiden zurück. Reger erholte sich und trat in eine neue, äußerst produktive Schaffensphase.

1901 übersiedelte Reger nach München. Dort traf er Elsa von Bercken wieder, die er schon acht Jahre zuvor in Wiesbaden kennengelernt hatte, und heiratete sie im Dezember 1902. Weil von Bercken geschieden war, und überdies Protestantin, wurde Reger von der katholischen Kirche

¹ Ulrich Wirz, „Von Lindner wissen wir, daß Reger kein Wunderkind war“. Der Präparand Max Reger und die musikalische Ausbildung an bayerischen Präparandenschulen, in: Gernot Gruber et al. (Hg.), Musik in allen Dingen. Festschrift für Günther Weiß zum 70. Geburtstag. Tutzing 2003.

² Katrin Haase, Lieben Sie Ihren Reger?, in: Gewandhausmagazin 89/16/2015.

exkommuniziert. Obwohl als Komponist sowie als Interpret eigener Werke zunehmend gefragt und auch im Ausland gefeiert, blieb Reger zunächst in München. 1905 verpflichtete ihn die Königliche Akademie der Tonkunst als Nachfolger Joseph Rheinbergers. Nach etwas über einem Jahr warf Reger wegen des dort herrschenden konservativen Geistes das Handtuch und ging 1907 nach Leipzig, wo er am Konservatorium Universitätsmusikdirektor wurde und in der Folge Komposition unterrichtete. In diese Zeit fallen auch zwei Auftritte Regers in Graz: 1905 beim ersten Kammerkonzert des Tonkünstlertreffens und 1907 im Grazer Stephaniensaal wirkte Reger jeweils selbst bei Aufführungen seiner Werke mit.³

Dank seiner außergewöhnlichen Kompositionstechnik und seiner unorthodoxen Persönlichkeit gelangte Reger bei den Studierenden rasch zu großer Popularität. 1911 übernahm er die renommierte Meininger Hofkapelle und erfüllte sich damit einen langgehegten Wunsch.⁴ Neben diesen beiden Verpflichtungen hielt Reger auch seine Kompositionstätigkeit und seine Konzertreisen aufrecht. Die Mehrfachbelastung dürfte sich negativ ausgewirkt haben und so kehrte Regers Alkoholproblem zurück und trübte in der Folge seine Ehe. Um die beiden Adoptivtöchter des Paares, Christa und Lotti, kümmerte sich in erster Linie Regers Frau. Nach einem Konzert am 28. Februar 1914 erlitt Reger einen Zusammenbruch und musste sich daraufhin längere Zeit in Meran erholen.⁵ Danach legte er seine Stelle als Hofkapellmeister zurück. Als kurz darauf der Erste Weltkrieg ausbrach, wurde Reger vom Kriegsdienst befreit. Mit der „Vaterländischen Ouvertüre“ und einem Lateinischen Requiem für die Gefallenen befasste sich Reger als Komponist jedoch intensiv mit den Geschehnissen. Die Arbeit an dem Requiem, dessen düstere und moderne Strukturen in seiner Umwelt auf Unverständnis stießen, brach Reger jedoch ab und übersiedelte 1915 mit seiner Familie nach Jena. Von dort aus pendelte er einmal wöchentlich nach Leipzig, um dort weiter seine Lehrveranstaltungen zu halten. Am 11. Mai 1916 starb Max Reger nach einem abendlichen Gasthausbesuch in seinem Hotelzimmer in Leipzig. Reger und sein Werk waren zeitlebens und auch nach seinem Tod Gegenstand unterschiedlichster Meinungen. Sein Nachlass wird im 1920 von seiner Witwe Elsa gegründeten Max-Reger-Archiv im Schloss Elisabethenburg in Meiningen aufbewahrt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Guido Bagier, Max Reger. Stuttgart – Berlin 1923.

Ferruccio Delle Cave – Gerhard Fasolt, Max Reger. Von Meran nach Jena. Bozen 2016.

³ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁴ Susanne Popp, Reger, Johannes Joseph Max, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118598988.html>

⁵ Ferruccio Delle Cave – Gerhard Fasolt, Max Reger. Von Meran nach Jena. Bozen 2016.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Susanne Popp, Reger, Johannes Joseph Max, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003.
Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118598988.html>

Susanne Popp – Susanne Shigihara, Max Reger am Wendepunkt zur Moderne. Ein Bildband mit Dokumenten aus den Beständen des Max-Reger-Institutes. Bonn 1987.

Hermann Unger, Max Reger. Bielefeld – Leipzig 1924.

Maygasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Georg May 1805–1884

Jurist. May betrieb nach seiner Promotion an der Universität Graz eine Kanzlei in Graz. Der kinderlose Advokat setzte 1884 den Grazer Odilienverein testamentarisch als Haupterben ein, womit er den Ausbau der Odilienblindenanstalt ermöglichte. Ferner bedachte May das von Bergmann gestiftete Waisenhaus sowie die nahe seiner Wohnstätte gelegene Franziskanerkirche.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Georg May war ein Grazer Rechtsanwalt, der den Grazer Odilienverein unterstützte. Geboren am 26. Juni 1805, studierte er Jus in Graz und betrieb danach ebenda eine gut gehende Kanzlei, die er möglicherweise von seinem Vater übernommen hatte.¹ Vier Jahre vor seinem Tod setzte er, der ohne Kinder geblieben war, den Grazer Odilienverein testamentarisch als Generalerben ein. Als er am 28. März 1884 kinderlos an Altersschwäche im Haus Franziskanerplatz 6 starb, erbte der Odilienverein 300.000 Gulden.² Mit dem Geld wurde der Ausbau des drei Jahre zuvor errichteten Odilieninstituts in der Leonhardstraße finanziert – nachdem sich der Verein davor in finanziellen Schwierigkeiten befunden hatte.³ Auch die Stadt Graz erhielt aus Mays Nachlass Zuwendungen, und zwar für jenes Waisenhaus, das von Karl Bergmann gestiftet wurde. Ebenso wurde die Franziskanerkirche in seinem Testament großzügig bedacht.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Ottfried Hafner, Tot in Graz. Lebendige österreichische Geschichte auf dem St. Leonhard-Friedhof. Graz – Wien – Köln 1990.

¹ o. A., Dr. Georg May junior, in: Grazer Zeitung vom 21. November 1842.

² Gerhard Kurzmann – Ottfried Hafner, Tot in Graz. Lebendige österreichische Geschichte auf dem St. Leonhard-Friedhof. Graz – Wien – Köln 1990.

³ 50 Jahre Odilienblindenanstalt. Graz 1931.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Meinonggasse

Datum der Benennung

19.11.1970

Text der Zusatztafel

Alexius Meinong (Ritter von Handschuchsheim) 1853–1920

Philosoph. In Lemberg/Lwiw geboren, wuchs Meinong in Wien auf, wo er sich nach Studien der Geschichte und Philosophie 1878 habilitierte. 1882 folgte er dem Ruf als Professor für Philosophie an die Universität Graz und richtete 1894 das erste experimentalpsychologische Laboratorium der Monarchie ein. Er gilt als Begründer der Grazer Schule der Gegenstandstheorie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alexius Meinong (Ritter von Handschuchsheim) war ein Philosoph. Er wurde am 17. Juni 1853 im damals österreichischen Lemberg (heute Lwiw in der Ukraine) geboren. Der Sohn des 1853 geadelten k. k. Offiziers Anton Meinong von Handschuchsheim (1799–1870) und dessen Frau Wilhelmine, geb. Sofalvi (1817–1909), verbrachte seine Jugend in Wien, wo er nach sechs Jahren Privatunterricht 1868 bis 1870 das akademische Gymnasium besuchte. Sein Universitätsstudium – Geschichte und Deutsche Philologie – begann er bereits im Alter von 17 Jahren. Zu seinen Lehrern gehörten die Historiker Ottokar Lorenz (1832–1904), Theodor von Sickel (1826–1908) und Max Büdinger (1828–1902). Bei Karl Menger (1840–1921) hörte er Vorlesungen über Nationalökonomie.

1874 promovierte Meinong mit einer Dissertation über Arnold von Brescia, einen italienischen Kirchenreformer des 12. Jahrhunderts. Hatte er zunächst beabsichtigt, seine Studien an der Juridischen Fakultät fortzusetzen, entschied er sich im Wintersemester 1874/75 jedoch für die Philosophie. Franz Brentano (1838–1917) wurde sein Lehrer und empfahl ihm die Untersuchung der beiden Fassungen von David Humes (1711–1776) Hauptwerk. Mit dem ersten Teil seiner Hume-Studien „Zur Geschichte und Kritik des modernen Nominalismus“ (1877) habilitierte er sich 1878 und wurde Privatdozent an der Universität Wien. Nach dem Erscheinen des zweiten Teils „Zur Relationstheorie“ kam Meinong als ao. Professor der Philosophie an die Universität Graz, wo er 1889 ordentlicher Professor wurde. Ab 1897 war er Vorstand des Philosophischen Seminars, an dessen Entstehung er maßgeblich beteiligt war. Im Studienjahr 1886/87 veranstaltete Meinong als Erster in Österreich experimentalpsychologische Untersuchungen. 1894 gelang die Gründung des „Psychologischen Laboratoriums“, des österreichweit ersten experimentalpsychologischen Instituts.

Meinong wurde 1914 wirkliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien. Einem Ruf an die Wiener Universität im selben Jahr leistete er nicht Folge, sondern entschied sich dafür, in Graz zu bleiben, wo er sich in einem ruhigeren Umfeld bessere Arbeitsbedingungen versprach. In seinem früheren Werk setzte sich Meinong vor allem mit psychologischen Fragen auseinander. Ab dem Wintersemester 1886/87 arbeitete er gemeinsam mit seinem Schüler Alois Höfler (1853–1922) an den ersten Konzepten für Lehrbücher der Logik und der Psychologie für Gymnasien. In seiner ersten selbstständigen Veröffentlichung „Über philosophische Wissenschaft und ihre Propädeutik“ (1885) legte er seine Ansichten über die Stellung der Philosophie zu den Naturwissenschaften sowie ihre Position im Unterricht dar. Meinongs werttheoretische Studien führten Probleme der österreichischen Schule der Nationalökonomie weiter. Seine Gegenstandstheorie widmete sich dem Nicht-Existierenden und dessen Rolle für die Erkenntnis. Während die Metaphysik nur auf Wirkliches gerichtet ist, soll die Gegenstandstheorie eine Theorie sowohl der möglichen als auch der unmöglichen Gegenstände sein. Meinongs Spätwerke bauten den Gegensatz von vollständigen und unvollständigen Gegenständen aus. Sein umfangreichstes Werk „Über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Beiträge zur Gegenstandstheorie und Erkenntnistheorie“ (1915) legt Meinongs Lehre der Modalitäten und der Wahrscheinlichkeitsurteile dar.

Meinongs Theorien führten teilweise zu heftigen Reaktionen. Die bedeutendste Kritik stammt von dem britischen Mathematiker, Philosophen und Nobelpreisträger Bertrand Russell (1872–1970), der sich gegen die Ontologie der unmöglichen Gegenstände wandte und sie durch seine Theorie der bestimmten Beschreibungen zu ersetzen trachtete. 1889 heiratete Meinong, der selbst als erster Geiger in einem Streichquartett wirkte, die Cellistin dieses Quartetts, Doris Buchholz (1865–1940). In den Jahren seiner Erblindung agierte sie als seine Vorleserin. Meinong starb am 27. November 1920 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Alexius Meinong, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/meinong_alexius.html

Melanweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Josef Melan 1853–1941

Techniker. Melan war als Absolvent der Technischen Hochschule seiner Geburtsstadt Wien erst Assistent für Brückenbau, ab 1886 Technikprofessor in Brünn/Brno sowie 1892–1923 in Prag. Sein 1892 patentiertes „System Melan“ erleichterte den Brückenbau mit Stahlbeton und fand weltweit bei Bogenbrücken, so bei der Drachenbrücke in Laibach/Ljubljana, Anwendung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Melan war ein österreichischer Techniker und Pionier als Brückenbauer. Er wurde am 18. November 1853 in Wien als Sohn eines Seidenwarenerzeugers geboren und studierte hier von 1869 bis 1874 an der Technischen Hochschule bei Emil Winkler, dessen Assistent der Lehrkanzel für Brückenbau er nach Abschluss des Studiums auch wurde. Ebenso war er zu dieser Zeit als Planer in den Konstruktionsbüros der Brückenbaufirma Ignaz Gridl sowie des Bauunternehmers Gaertner tätig. Ab 1886 war er an der Technischen Hochschule Brünn als Professor für Baumechanik und grafische Statik und später auch für Brückenbau tätig.

1892 bis 1923 war Melan Professor für Brückenbau an der Technischen Hochschule in Prag. Er konnte nachweisen, dass es möglich und sinnvoll ist, anstelle der dünnen Stahlstäbe starke, biege- und drucksteife Stahleinlagen zu verwenden. Daraus entstand eine neue Bauweise, das „System Melan“. Im Jahr 1892 ließ Melan seine Konstruktion eines Betongewölbes einer Brücke in Verbindung mit leichter eiserner Bogenkonstruktion patentieren. 1902 wurde er damit beauftragt, die „Williams Bridge“ über den Hudson mit 500 Metern Spannweite neu zu berechnen.

Melans wichtigstes Verdienst war es, dass er zur Verbreiterung des Bauingenieurwissens im Brückenbau beigetragen hatte. Er gehörte zu den bedeutendsten Theoretikern und Praktikern des internationalen Brückenbaus in der Übergangszeit vom Ende des 19. zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Seine Publikation „Der Brückenbau“ galt lange Zeit als Standardwerk.¹ Seine

¹ Henryk Ditchen – Jozef Glomb, Berühmte Brückenbauer. Ihre Zeiten und Bauwerke. Berlin 2011, S. 205–209.

Betonbauweise fand international Anerkennung und brachte ihm die Ehrendoktorwürde der Technischen Hochschulen in Aachen, Brünn und Wien ein. Josef Melan starb am 10. Februar 1941 in Prag.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Friedrich Bravalle, Josef Melan, in: H. Sequenz (Hg.), 150 Jahre Technische Hochschule in Wien 1815–1965. Geschichte und Ausstrahlung. Wien 1965.

Henryk Ditchen – Jozef Glomb, Berühmte Brückenbauer. Ihre Zeiten und Bauwerke. Berlin 2011.

Reinhard H. Kastner, Die Technische Hochschule Wien; ihre Gründung, Entwicklung und ihr bauliches Werden, in: H. Sequenz (Hg.), 150 Jahre Technische Hochschule in Wien 1815–1965. Wien 1965.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

H. Sequenz (Hg.), 150 Jahre Technischen Hochschule in Wien 1815–1965. Wien 1965.

Mela-Spira-Straße

Datum der Benennung

8.11.2012

Text der Zusatztafel

Mela(nie) Spira (geb. Hess) 1893–1967

Schriftstellerin. Die gebürtige Wienerin studierte zunächst Pädagogik und war ab 1917

Schauspielerin. Nach ihrer Heirat 1921 trat sie in Graz mit Lyrik und Novellen als Pionierin

feministischer Literatur hervor. Vom NS-Regime 1938 sowohl ihrer Heimat als auch ihres Vermögens beraubt, lebte sie fortan in London, wo sie als Sprachlehrerin und als Malerin tätig war.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Mela Spira war eine österreichische Schauspielerin, Autorin und Malerin. Sie wurde am 10. Oktober 1893 als Tochter des Soziologen Theodor Herzl in Wien geboren. Ihr Vater konvertierte mit seiner Tochter, für die er nach der Scheidung allein erziehungsberechtigt war, 1895 vom Judentum zum Katholizismus und nahm den Namen Hartwig an. Sie wirkte zunächst als Schauspielerin in Olmütz und zuletzt in Berlin am Schillertheater. 1921 heiratete sie den jüdischen Rechtsanwalt Robert Spira, mit dem sie nach Graz übersiedelte, wo dieser eine Rechtsanwaltskanzlei betrieb. Sie selbst lebten in der damals eigenständigen Gemeinde Gösting.

Mela Spira gab nach der Heirat die Schauspielerei auf und wandte sich dem Schreiben zu. Heute gilt sie als Pionierin der feministischen Literatur: 1928 veröffentlichte sie den Novellenband „Ekstasen“, 1929 den Roman „Das Weib ist ein Nichts“ und landete damit einen ersten Erfolg, für den sich Metro Goldwyn-Mayer interessierte und mit Greta Garbo besetzen lassen wollte. Sie verkehrte im literarischen Kreis rund um Hans Leifhelm und schrieb Anfang der 1930er-Jahre den Roman „Bin ich ein überflüssiger Mensch“ sowie den Novellenband „Quer durch die Krise“, in denen sie die sozialen und politischen Verhältnisse dieser Jahre aufzeigte. Während der Novellenband erscheinen konnte, blieb der Roman unveröffentlicht, da er in Hinblick auf den deutschen Markt als zu „gewagt“ angesehen wurde: „Sie wissen, sehr verehrte gnädige Frau, dass das Weltbild des deutschen Lesepublikums und besonders der deutschen Frau heute ein anderes ist als die Lebensanschauung, die aus Ihrem Werk spricht.“¹

¹ Zitiert nach: Der Tempel brennt. Texte von und über Mela Hartwig-Spira begleitend zur Ausstellung. Graz 2013.

In der Folge begann sie zu malen und nahm Unterricht bei dem befreundeten Alfred Wickenburg, dem Mitbegründer der Grazer Sezession. Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten musste die Familie 1938 fliehen, ihre Häuser in Graz und auf der Tauplitz wurden „arisiert“ und ihre Kunstsammlung beschlagnahmt. Es gelang ihnen nach Großbritannien zu emigrieren, wo Virginia Woolf Mela Spira ein „work permit“ verschaffte und sie als Lehrerin für deutsche Sprache und Literatur arbeiten konnte. 1948 kehrte die Familie nach Graz zurück, um ihr 1938 „beschlagnahmtes“ Eigentum zurückzufordern. Sie blieben aber nicht in Graz und verkauften nach Abschluss der Rückstellungsverfahren die Häuser und kehrten endgültig nach London zurück, wo Mela Spira am 24. April 1967 verstarb, ihr Mann kurz danach.

Heimo Halbrainer
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Eisenhut, Mela Spira-Hartwig, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), *Moderne in dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Graz 2001, S. 424–431.

Hildegard Kernmayer, *Ekstasen oder Das Andere der Vernunft*, in: Carmen Unterholzer – Ilse Wieser (Hg.), *Über den Dächern von Graz ist Liesl wahrhaftig. Eine Stadtgeschichte der Grazer Frauen*. Wien 1996, S. 166–187.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Der Tempel brennt. Texte von und über Mela Hartwig-Spira begleitend zur Ausstellung. Graz 2013.

Mendelgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Johann) Gregor Mendel 1822–1884

Priester, Botaniker. In Österreichisch-Schlesien geboren, war Mendel seit 1843 Augustiner in Brunn/Brno, wo er als Lehrer tätig war und ab 1868 dem Kloster als Abt vorstand. Ab 1855 führte er Kreuzungsexperimente an Erbsen durch, woraus er die Mendelschen Regeln zur Vererbung von Merkmalen ableitete. Seine 1866 publizierten Erkenntnisse begründeten die Genetik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gregor Mendel war Priester und Botaniker und begründete die Vererbungslehre. Er wurde am 20. oder 22. Juli 1822 als Johann Mendel in Heinzendorf geboren (den Vornamen Gregor nahm er erst nach dem Eintritt ins Augustinerkloster an) und absolvierte von 1834 bis 1840 sechs Klassen des Gymnasiums in Troppau. Trotz finanzieller Schwierigkeiten studierte Mendel von 1840 bis 1842 in Olmütz Philosophie und verdiente sich daneben als Privatlehrer seinen Lebensunterhalt. 1843 trat er als Novize in das Augustinerkloster in Altbrunn ein, studierte ab 1845 Theologie an der Brünner Theologischen Lehranstalt und erhielt 1847 die Priesterweihe. Er war zunächst Kooperator, dann Supplent für Physik und Mathematik am Gymnasium in Znaim. Von 1851 bis 1853 studierte er an der Universität Wien Physik, Chemie, Zoologie, systematische Botanik, Pflanzenphysiologie, Paläobotanik und Paläontologie der Tiere. Von 1854 bis 1868 unterrichtete er Physik und Naturgeschichte an der Brünner Staatsrealschule.

1856 begann Mendel mit verschiedenen Erbsensorten seine Vererbungsversuche. Er wendete dabei eine neue strenge Versuchsmethode an, deren Ergebnisse er statistisch verarbeitete. Die auf diese Weise festgestellten Vererbungsregeln – heute als Mendel-Regeln oder Mendelsche Gesetze bekannt – wurden, nachdem er sie 1865 im Naturforschenden Verein in Brunn vorgetragen und 1866 in dessen „Verhandlungen“ veröffentlicht hatte, von den Botanikern zunächst nicht wirklich beachtet.

1868 zum Abt des Augustinerklosters in Brunn gewählt, stellte er seine Forschungen zur Vererbungslehre fast komplett ein. Zudem galt er ab 1857 als Experte der Meteorologie. Schon als

Lehrer war er Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Brünn und Wien, weiters der Gartenbausektion und des Bienenzuchtvereins, als Abt wurde er auch Mitglied der Ackerbaugesellschaft.

Erst um 1900, also nach seinem Tod, wurden die bahnbrechenden Erkenntnisse der Theorie Mendels im System der experimentellen biologischen Wissenschaften anerkannt. In der weiteren Entwicklung der Genetik musste noch das Verhältnis der Evolutionstheorie zur Vererbungslehre geklärt werden, was nicht ohne Auseinandersetzungen machbar war. Heute ist Mendel allgemein als Begründer der Genetik anerkannt. Gregor Mendel starb am 6. Jänner 1884 in Brünn.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

F. Knoll, Mendel, Gregor (Johann) (1822–1884), Naturforscher, Genetiker und Abt, in:

Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 28. Wien 1974, S. 218f.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Rolf Löther, Wegbereiter der Genetik. Gregor Johann Mendel und August Weismann. Leipzig – Jena – Berlin 1990.

Orel Vitezslav, Georg Mendel. The First Geneticist. Oxford 1996.

Mengerweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Carl Menger (von Wolfensgrün) 1840–1921

Anton Menger (von Wolfensgrün) 1841–1906

Universitätsprofessoren. Die Brüder durchliefen ihre akademische Laufbahn an der Universität Wien. Carl Menger begründete als Nationalökonom die österreichische Grenznutzenschule und erneuerte die Wert- und Preistheorie. Anton Menger propagierte als Jurist und Sozialtheoretiker sozialistische Ideen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl Menger war ein österreichischer Volkswirtschaftler. Er gilt als der Begründer der sogenannten „Grenznutzentheorie“ und als erster Vertreter der österreichischen Schule der Nationalökonomie. Er wurde am 23. Februar 1840 in Neusandez (heute Nowy Sacz, Polen) geboren. Wie auch sein jüngerer Bruder Anton legte er das geerbte Adelsprädikat von Wolfensgrün aus politischer Überzeugung bereits vor der Gründung der Republik ab. Über die Jugend Carl Mengers ist wenig bekannt. Sein Vater starb früh und er verbrachte etliche Jahre auf dem Gut seines Großvaters Anton.¹ Ab 1859 studierte er Rechtswissenschaften, zuerst in Wien und dann in Prag. Während des Studiums befasste er sich mit volkswirtschaftlichen und finanzwissenschaftlichen Problemen. 1867 promovierte er zum Doktor iuris an der Universität Krakau.

Nach ersten journalistischen Tätigkeiten in Lemberg und Wien trat Carl Menger 1871 als Redakteur der kaiserlichen „Wiener Zeitung“ in den Staatsdienst ein. Seine Hauptaufgabe bei dem Regierungsblatt war die systematische Beobachtung und Analyse der Marktlage.² 1872 habilitierte sich Menger mit seinen schon im Jahr davor erschienenen „Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre“ an der Universität Wien für Politische Ökonomie. 1873 wurde er außerordentlicher Professor in diesem Fach. 1876 wurde er einer der Lehrer von Kronprinz Rudolf. Menger begleitete den

¹ Margarete Boos, Die Wissenschaftstheorie Carl Mengers. Biographische und ideengeschichtliche Zusammenhänge. Wien – Köln – Graz 1986.

² Karl Milford, Carl Menger (1840–1921), in: Heinz D. Kurz (Hg.), Klassiker des ökonomischen Denkens. Bd. 1: von Adam Smith bis Alfred Marshall. München 2008.

Kronprinzen in den folgenden zwei Jahren auf mehreren Reisen.³ Angeregt durch eine Reise nach England, verfassten Menger und Rudolf 1878 eine anonyme Streitschrift, das sogenannte Adelspamphlet, das sich kritisch mit der Aristokratie in Österreich auseinandersetzte. Der manchen als zu liberal empfundene Einfluss Mengers auf den Kronprinzen führte im selben Jahr zu einem Ende des Privatlehrerverhältnisses.

1879 wurde Menger ordentlicher Universitätsprofessor. 1883 veröffentlichte er sein zweites Hauptwerk „Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der Politischen Oekonomie (Bd. II)“. Es bildet die Basis für den sogenannten Methodenstreit, der bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts andauerte. Neben den kapitaltheoretischen Problemen erörterte Menger auch geld- und währungspolitische Probleme. 1900 wurde er zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit ernannt, 1903 emeritierte er, nachdem er bereits im Jahr davor aus gesundheitlichen Gründen um Enthebung von seiner Vorlesungspflicht angesucht hatte. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat auch die Geburt seines Sohnes Karl Menger im Jahr 1902 dazu beigetragen, sich immer mehr aus der Berufs- und Lehrtätigkeit zurückzuziehen. Menger war nicht verheiratet, lebte jedoch mit Hermine Anderman, der Mutter seines Sohnes, in einer festen Lebensgemeinschaft zusammen. Ihr vermachte er auch sein Vermögen, das vor allem auf seiner rund 25.000 Bände umfassenden Bibliothek gründete. Aufgrund eines besseren Preisangebotes verkaufte Anderman diese Bestände nach Japan, wo ein großer Teil davon heute an der Hitotsubashi-Universität in Tokio zu finden ist. Carl Menger starb am 26. Februar 1921 in Wien. Er wurde in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Margarete Boos, Die Wissenschaftstheorie Carl Mengers. Biographische und ideengeschichtliche Zusammenhänge. Wien – Köln – Graz 1986.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Milford, Carl Menger (1840–1921), in: Heinz D. Kurz (Hg.), Klassiker des ökonomischen Denkens. Band 1: von Adam Smith bis Alfred Marshall. München 2008.

Gerald Schöpfer, Anton Mengers Staatslehre. Wien 1973.

Erich W. Streissler, Menger, Carl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1994. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118580841.html>

³ Erich W. Streissler, Menger, Carl, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1994. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118580841.html>

Biografie

Anton Menger war ein österreichischer Rechts- und Sozialtheoretiker. Er wurde als Anton Menger von Wolfensgrün am 12. September 1841 in Maniów (damals Kronland Galizien, heute Polen) geboren. Das Adelsprädikat legte er – wie sein um ein Jahr älterer Bruder Carl – später aus Überzeugung ab. Nach der Realschule war er zuerst Schüler am katholischen Staatsgymnasium in Teschen (Cieszyn/Těšín, heute Polen/Tschechien), dann am Oberrealgymnasium in Troppau (Opava, heute Tschechien). Die Matura absolvierte Menger extern in Krakau (Kraków, heute Polen). Dort begann er auch sein Jusstudium, das er ab dem Wintersemester 1860/61 in Wien fortsetzte und 1865 abschloss.

1872 habilitierte sich Anton Menger für österreichisches Zivilprozessrecht. Im selben Jahr wurde er Kompagnon des Rechtsanwalts und Publizisten Georg Granitsch. 1874 wurde er außerordentlicher, 1877 ordentlicher Professor für österreichisches Zivilprozessrecht an der Wiener Universität. In den kommenden 20 Jahren war Menger auch zweimal Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät und einmal Rektor der Universität. Als Senator seiner Fakultät initiierte er die Einrichtung von „Volkstümlichen Hochschulkursen“ und verfasste deren Statut.⁴ Menger schrieb zahlreiche sozialpolitische Werke und entwarf unter anderem das philanthropisch geprägte Bild eines „volkstümlichen Arbeiterstaats“, zu dem er allerdings keinen gangbaren Weg aufzeigen konnte. Der Zweck des Sozialismus war für ihn die Aufstellung ökonomischer Grundrechte. Er stand in Gegensatz zum Ansatz Karl Marx’.

Menger selbst gehörte keiner Partei an, obwohl er in vielen Dingen sozialistische Ideen vertrat. So war er strikt gegen das Privateigentum eingestellt. Er verzichtete in seiner Argumentation bewusst auf alle außerjuristische Bezüge, insofern befand er sich in Übereinstimmung mit dem staatsrechtlichen Positivismus seiner Zeit. Als sein Hauptwerk gilt „Die neue Staatslehre“. Weitere bekannte Werke Mengers sind „Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung“ und „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen“.⁵ 1899 ließ er sich auf eigenes Ansuchen pensionieren und wurde zum Honorarprofessor des österreichischen Zivilprozessrechtes und der Rechtsphilosophie ernannt. Er starb am 6. Februar 1906 in Rom.⁶

Bekannt blieb Menger auch in Verbindung mit seiner Sammlung sozialistischer Originalliteratur. Menger sammelte alles, was er auftreiben konnte, und unternahm dazu spezielle Einkaufsreisen nach Paris, London und Berlin, von denen er sozialistische Spezialliteratur mitbrachte. Seine umfangreiche

⁴ Eckhart Müller, Menger, Anton, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1994. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118580833.html>

⁵ Stadt Wien, Anton Menger. Online verfügbar unter: https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Anton_Menger

⁶ Gerhard Oberkofler, Anton Menger, in: Günter Benser – Michael Schneider (Hg.), „Bewahren – Verbreiten – Aufklären“. Archivare, Bibliothekare und Sammler der Quellen der deutschsprachigen Arbeiterbewegung. Bonn – Bad Godesberg 2009.

Privatbibliothek vermachte er der Universität Wien. Anfang der 1920er-Jahre wurde Mengers Sammlung von der Sozialwissenschaftlichen Studienbibliothek der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien in Obhut genommen.⁷

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Hans Hörner, Menger (von Wolfensgrün) Anton, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Wien 1975.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Stadt Wien, Anton Menger. Online verfügbar unter:

https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Anton_Menger

Eckhart Müller, Menger, Anton, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1994. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118580833.html>

Gerhard Oberkofler, Anton Menger, in: Günter Benser – Michael Schneider (Hg.), „Bewahren – Verbreiten – Aufklären“. Archivare, Bibliothekare und Sammler der Quellen der deutschsprachigen Arbeiterbewegung. Bonn – Bad Godesberg 2009.

⁷ Fritz Brügel, Die Sozialwissenschaftliche Bibliothek bei der Wiener Arbeiterkammer, in: Bildungsarbeit, Wien, Oktober 1925.

Michael-Kienreich-Straße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Michael Kienreich 1840–1930

Grundstücksbesitzer. Kienreich besaß das Familiengut in der Lazarettgasse im Bezirk Gries bestehend aus dem Wohnhaus und einem Wirtschaftsgebäude sowie landwirtschaftlichen Nutzflächen. 1872 brannte durch Brandstiftung ein Teil des Anwesens ab. Wie seine Mutter Marie, die 1892 als damals älteste Grazer Person starb, erreichte Kienreich ein hohes Alter.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Michael Kienreich war ein Grazer Realitätenbesitzer. Er war vermutlich der Sohn von Marie Kienreich, der im Jahr 1892 ältesten Grazerin.¹ Selbige besaß ein Haus neben der Lazarettkaserne in der Lazarettgasse und starb am 18. August 1892. Im Parte wird sie als verwitwete Smonig, geborene Wolf, genannt.² Michael Kienreich, geboren am 23. September 1840, vermutlich in Graz, hatte drei Stiefbrüder und einen eigenen Sohn gleichen Namens. Michael Kienreich blieb unverheiratet. Er besaß ein Haus in der Lazarettgasse samt Hausgarten und Feld und ein weiteres Gut in Fölling bei Graz.³ Langlebig, wie seine Mutter, wurde Michael Kienreich 90 Jahre alt. Er starb am 9. Jänner 1930 in Graz; laut Sterbeverzeichnis an Herzlähmung.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

k. A.

¹ Grazer Tagblatt vom 16. Juni 1892.

² Grazer Tagblatt vom 20. August 1892.

³ (Neuigkeits)Welt Blatt vom 13. September 1885 und Tagespost Graz vom 6. Juni 1867.

Millöckergasse

Datum der Benennung

16.5.1929

Text der Zusatztafel

Carl Joseph Millöcker 1842–1899

Komponist. Nach dem Konservatorium in seiner Geburtsstadt Wien führte Millöcker ab 1864 in Graz am Thalia-Theater seine ersten Operetten auf. 1866–1883 war er in Wien und Pest Kapellmeister namhafter Bühnen, ehe ihm „Der Bettelstudent“ ein freies Künstlerdasein erlaubte. Millöcker gehört mit über 100 Bühnenwerken zu den Begründern der klassischen Wiener Operette.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl Millöcker war ein österreichischer Komponist und Theaterkapellmeister. Er wurde am 29. April 1842 in Wien geboren, nahm schon als Kind Flötenunterricht und studierte ab 1855 am Wiener Konservatorium beim Flötisten Franz Josef Zierer. 1858 wurde Millöcker als Flötist im Orchester des Theaters in der Josefstadt engagiert. Nebenbei erhielt er Unterricht in Harmonielehre und Kontrapunkt und konnte mit seinen ersten Kompositionen Franz von Suppé auf sich aufmerksam machen. Auf dessen Empfehlung hin wurde Millöcker 1864 zweiter Kapellmeister am Thalia-Theater in Graz unter der Direktion von Ignaz Czernitz.¹ In seiner Grazer Zeit brachte er neben Possenmusiken wie „Auf dem Schloßberg oder Eine Grazer Tischler-Familie“ und „Ein Grazer Techniker“ (beide 1866) auch seine ersten Operetten-Einakter „Der tote Gast“ und „Die lustigen Binder“ (beide 1865) heraus.² Nachdem das Thalia-Theater im Frühjahr 1866 schloss, führte ihn sein Weg als Theaterkapellmeister vom Theater an der Wien über das Harmonietheater in Wien weiter ans Deutsche Theater in Pest, bis Millöcker ab Herbst 1869 wieder ans Theater an der Wien zurückkehrte. Dort wirkte er bis in die frühen 1880er-Jahre, als es ihm seine Einnahmen aus den großen Operettenerfolgen erlaubten, das Dasein „eines Lohnarbeiters der Unterhaltungsbranche“³

¹ Norbert Rubey, Art. Millöcker, Carl Joseph, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 14.3.2004). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001d9ae

² Auch: Marion Linhardt, Art. Millöcker, Carl, Biographie, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2004, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/47512>

³ Marion Linhardt, Art. Millöcker, Carl, Würdigung, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/403083>

gegen ein unabhängiges Leben als Komponist“⁴ zu tauschen: 20 Jahre lang war es seine Pflicht als Theaterpraktiker gewesen, neben umfangreicher Dirigierverpflichtung und eigenen Bühnenwerken auch quasi fließbandartig Possen- und Schauspielmusiken sowie Nachinstrumentationen fremder Stücke und Einlagen für Werke anderer Komponisten zu liefern, innerhalb kürzester Zeit auf Spielplanverschiebungen und Sonderwünsche beliebter Künstler zu reagieren, ehe er sich relativ spät „eine wirtschaftliche und künstlerische Position [erwarb], die es ihm erlaubte, mit Konzentration an Operettenpartituren zu arbeiten.“⁵

Millöckers erfolgreiche Operettenperiode wurde 1878 mit „Das verwunschene Schloß“ eingeläutet (uraufgeführt mit den Publikumslieblichen Josefine Gallmeyer und Alexander Girardi in den Hauptrollen). Mit der „Gräfin Dubarry“ (1879) folgte dann erstmals die Vertonung eines Librettos der Erfolgsautoren Richard Genée und F. Zell (eigentl. Camillo Walzel). Den endgültigen Durchbruch auf der Operettenbühne brachte schließlich „Der Bettelstudent“ (1882), gefolgt von „Gasparone“ (1884), welche auch die „jahrelang missachtete und vielbelächelte Idee von der Volksoperette [...] glänzende und klingende Wirklichkeit“⁶ werden ließen. Während der damalige Sensationserfolg „Der Bettelstudent“ bis heute zu den wenigen großen Standards des Operettenrepertoires gehört, konnten sich Millöckers übrige Operetten nicht lange in den Spielplänen halten.

Millöckers letztes Lebensjahrzehnt war schließlich von schweren Schwindelzuständen und zwei Schlaganfällen geprägt. Infolge Letzterer verstarb er am letzten Tag des 19. Jahrhunderts, dem 31. Dezember 1899, im Alter von erst 58 Jahren in Baden bei Wien⁷ – wie sein Kollege Karl Zeller im Jahr zuvor, mit dem Millöcker neben Johann Strauß (Sohn) und Franz von Suppé als bedeutendste Vertreter der sogenannten Goldenen Wiener Operettenära zu würdigen ist.

Iris Mangeng
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Marion Linhardt, Art. Millöcker, Carl, Biographie, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2004, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/47512>

Norbert Rubey, Art. „Millöcker, Carl Joseph“, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 14.3.2004). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001d9ae

Marion Linhardt, Art. Millöcker, Carl, Würdigung, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/403083>

⁴ Linhardt, Biographie.

⁵ Linhardt, Würdigung.

⁶ Rubey, Millöcker.

⁷ Linhardt, Biographie.

Mitterhofergasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Peter Mitterhofer 1822–1893

Erfinder, Zimmermann. Der gebürtige Südtiroler lernte in der väterlichen Tischlerei das Handwerk und begab sich 1849 auf mehrjährige Walz. Nach seiner Rückkehr konstruierte er 1864–1869 fünf funktionsfähige Schreibmaschinen. Mitterhofers laufend verbesserte Modelle wiesen alle Merkmale späterer Gebrauchsschreibmaschinen auf, blieben aber unbeachtet.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Mitterhofer war ein österreichischer Erfinder. Er wurde am 20. September 1822 in Partschins in der Nähe von Meran (heute Parcines bzw. Merano in Südtirol, Italien) als Sohn eines Tischlers geboren. Er besuchte die Dorfschule und erlernte bei seinem Vater die Tischlerei, später auch das Zimmermannshandwerk. Er war musikalisch begabt und bald als Sänger, Musiker und Gelegenheitsdichter bekannt. Im Zuge seiner Ausbildung begab er sich auf die Walz, die ihn nach Deutschland, in die Schweiz, nach Italien, Frankreich und auf den Balkan führte. Nach dem Erlernen der Berufe im väterlichen Betrieb beschäftigte sich Mitterhofer mit der Herstellung heimischer Musikinstrumente. Das von ihm angefertigte „Hölzerne Glachter“, das aus abgestimmten Brettchen bestand, auf die durch klavierartige Tasten gesteuerte, kleine Hämmerchen schlugen, dürfte ihn auf die Idee gebracht haben, einen Schreibapparat ebenfalls aus Holz zu bauen.

Um 1862 begann er mit seinen ersten Versuchen und fertigte zwischen 1864 und 1869 fünf Modelle an, von denen vier erhalten sind. Die ersten Schreibmaschinen hatten noch einen Holzaufbau und selbstgefertigte Stechtypen mit einem der Blindenschrift ähnlichen Schriftbild. Später wurden sie im Wesentlichen aus Eisen gebaut und mit Lettern versehen. Alle diese Modelle wiesen bereits wesentliche Merkmale der üblichen Schreibmaschinen auf. 1866 wanderte Mitterhofer mit einer dieser Maschinen nach Wien, um sie Kaiser Franz Joseph zu zeigen. Er wollte die Verwertung seiner Idee erreichen, erhielt aber nur eine Subvention der Kabinettskanzlei von 200 Gulden zur Anfertigung eines verbesserten Modells. In die Heimat zurückgekehrt, begann Mitterhofer mit dem Bau eines neuen Modells, das er 1870 erneut nach Wien brachte. Es kam jedoch wieder zu keiner maschinellen Fertigung. Enttäuscht von diesem neuerlichen Misserfolg, kehrte Mitterhofer in seinen Heimatort

zurück, beschäftigte sich nicht mehr mit seiner Erfindung und lebte bis zu seinem Tod von seinem Gewerbe und der Landwirtschaft.

Viele Ideen Mitterhofers finden sich in den zwischen 1868 und 1871 von Christopher Latham Sholes, Carlos Glidden und Samuel W. Soule angemeldeten Patenten in den USA wieder, die in weiterer Folge zur Entwicklung der Remington-Schreibmaschine führten. Ein direkter Zusammenhang mit Mitterhofer lässt sich allerdings nicht feststellen. Sein „Modell 1864“ befindet sich im Technischen Museum in Wien, die Universität Dresden besitzt aus demselben Jahr ein Modell mit zahlreichen Verbesserungen. Im Stadtmuseum Meran befindet sich das „Modell 1866“, das neue Konstruktionselemente aufweist. Mitterhofer starb am 27. August 1893 in seinem Heimatort Partschins.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ernst Attlmayr, Mitterhofer, Peter (1822–1893), Erfinder, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Wien 1975, S. 326.

Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale. Graz – Wien 2000.

Ewald Lassnig, Peter Mitterhofer 1822–1893. Bozen 1993.

Gustav Otruba, Mitterhofer, Peter, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1994, S. 583f.

Alfred Waize, Peter Mitterhofer und seine fünf Schreibmaschinenmodelle – in neuer Sicht. Die wechselvolle Geschichte des Tiroler Zimmermanns Peter Mitterhofer aus Partschins von 1864 bis 1869. Erfurt 2003.

Mitterwurzerweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

(Anton) Friedrich Mitterwurzer 1844–1897

Schauspieler. Der gebürtige Dresdner debütierte 1862 in Meißen und spielte in Wandergruppen, ehe er 1866–1867 in Graz die Basis seiner Karriere legte. Neben Engagements an namhaften Bühnen in Dresden, Berlin und Wien tourte er 1886–1894 durch Nordamerika und die Niederlande.

Mitterwurzer war als Mime dämonischer Figuren wie für sein natürliches Spiel bekannt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

(Anton) Friedrich Mitterwurzer war ein Schauspieler, der unter anderem in Graz und Wien wirkte. Er wurde am 16. Oktober 1844 in Dresden geboren und erhielt seinen ersten Schauspielunterricht von seiner Mutter. Seinen ersten Auftritt absolvierte er mit 18 Jahren als Gustav Falk in „Die Unglücklichen“ am Stadttheater in Meißen. Es folgten weitere Engagements bei verschiedenen Wandertruppen und an kleineren Bühnen in Liegnitz, Plauen, Breslau (Wrocław, Polen) und Hamburg.

Im Herbst 1866 kam Mitterwurzer nach Graz, wo er viele berühmte Rollen (u. a. Hamlet, Faust, Romeo) verkörperte. Von Graz aus gastierte er 1867 am Burgtheater in Wien. Nach einem kurzen Engagement am Theater an der Wien und Gastspielen in Graz verpflichtete ihn H. Laube 1869 für das Stadttheater Leipzig. Nach einem neuerlichen Gastspiel kam Mitterwurzer 1871 an das Burgtheater, wurde aber 1874 auf eigenen Wunsch entlassen. Nach weiteren Gastspielen in Graz, Stuttgart und am Theater an der Wien gelangte er neuerlich unter H. Dingelstedt ans Burgtheater. Im Juni 1880 bat er abermals um Entlassung. Von 1880 bis 1884 wirkte er, mit Unterbrechung durch ein kurzes Engagement 1881 am Ringtheater und ein Gastspiel am Berliner Nationaltheater, am Wiener Stadttheater.

1884 übernahm Mitterwurzer die künstlerische Direktion des Carltheaters in Wien, wo er auch Regie führte. Finanzielle Schwierigkeiten zwangen ihn ab 1885 zu einem unsteten Wanderleben und einer ausgedehnten Gastspieltätigkeit in ganz Deutschland, Holland und Nordamerika. Nach seinem Gastspiel am Deutschen Volkstheater 1894 wurde er zum dritten Mal ans Burgtheater engagiert,

dem er noch drei Jahre, bis zu seinem Tode, angehörte. Anton Friedrich Mitterwurzer starb am 13. Februar 1897 in Wien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Wilhelm Kosch, Deutsches Theater-Lexikon. Bd. 2. Klagenfurt – Wien 1960.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Edith Marktl, Mitterwurzer, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1994, S. 587f.

Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd117064858.html>

Edith Marktl, Mitterwurzer, Anton Friedrich (1844–1897), Schauspieler und Regisseur, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 29. Wien 1975, S. 327.

Constantin von Wurzbach, Mitterwurzer, Friedrich, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 18. Theil. Wien 1868, S. 384.

Mödlingergasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Anton Mödlinger 1854–1921

Schauspieler. Der gebürtige Leobener erhielt sein erstes Engagement im Theater in Steyr, ehe er 1881–1891 vorrangig in Graz und Wien, so am Josefstädter Theater und am Carltheater, auftrat. Als Charakterkomiker in Possen und Volksstücken erfuhr Mödlinger den größten Zuspruch. Zuletzt war er ab 1894 Mitglied der Grazer städtischen Bühnen.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Mödlinger war ein Schauspieler, der unter anderem in Graz und Wien wirkte. Er wurde am 16. Juni 1854 als Sohn eines Kürschnermeisters in Leoben geboren. Sein erstes Engagement erhielt er am Theater in Steyr. Zwischen 1881 und 1891 wirkte er in Graz und Wien. Seine vielen Gastrollen führten ihn auch nach Deutschland und Russland. Im Jahre 1894 wurde er endgültig Mitglied der Grazer städtischen Bühnen und verblieb bis zu seinem Lebensende dort.

Schon zu Lebzeiten wurde er auf eine Ebene mit Alexander Girardi und Gustav Starcke gestellt.¹ Berühmt wurde er vor allem als Charakterkomiker in Volksstücken und Possen, war aber auch in Operetten erfolgreich und wirkte zudem als Regisseur. Anton Mödlinger starb am 12. Oktober 1921 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Rudolf List, Kunst und Künstler in der Steiermark. Ein Nachschlagewerk. Ried im Innkreis 1974.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

¹ Tagespost vom 2. Oktober 1919, S. 5.

Moelkweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Joseph Adam (Ritter von) Moelk 1718–1794

Maler. Der bei Wien geborene Moelk war an der Wiener Akademie der bildenden Künste tätig und stieg nach Wanderjahren im süddeutschen Raum zum Bayerischen Hofmaler auf. Er wirkte vorwiegend in Tirol, 1764 auch in der Steiermark für das Frohnleitner Servitenkloster. Der Fresken- und Tafelmaler stattete über vierzig Kirchen, Klöster und Schlösser im Rokokostil aus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph Adam (Ritter von) Moelk (auch Mölk) war ein Maler kirchlicher Fresken. Er wurde am 17. März 1718 in Wien-Rodaun geboren. Moelk besuchte 1728–1733 die Akademie der bildenden Künste in Wien. Die anschließenden Wanderjahre führten ihn nach Bayern und Württemberg. 1743 wird er als „hochfürstlicher württ. Kabinettmaler in Rottenburg am Neckar“ bezeichnet, wo er bereits 1738 neun Altarbilder für die Karmeliterkirche geschaffen hatte. Mitte der 1740er- bis Mitte der 1760er-Jahre war Tirol seine Wahlheimat. 1745 stattete er die Spitalskirche Weitau bei St. Johann mit Malereien aus, zahlreiche weitere Aufträge folgten zwischen 1750 und 1761. Seit 1764 war Moelk in der Steiermark tätig, zunächst bei der Ausstattung von Kirche und Kloster der Serviten in Frohnleiten, gleichzeitig arbeitete er in Wien und Niederösterreich. 1755 erhielt Moelk den Titel „Hofkammermaler in Tirol“.

Seine Arbeiten waren zunächst von der Schulung durch seinen Vater gekennzeichnet und standen dann unter dem Einfluss der perspektivischen Illusionsmalerei von Andrea Pozzo, dessen System sich allerdings in der für Moelk maßgeblichen süddeutschen Malerei gelockert hatte. Moelks Anlehnung an die Venezianer offenbarte sich nach seiner Italienreise von 1759; besonders Tiepolos Werk spielte für ihn eine wesentliche Rolle. Mit Johann Martin Schmidt traf Moelk 1773 in Niederösterreich zusammen, sodass eine künstlerische Beeinflussung durch den „Kremser Schmidt“ erst in den späteren Werken und auch da nur ansatzweise zu erkennen ist. Moelk hat mehr als 40 Kirchen, Klöster und Schlösser mit Malereien ausgestattet und war dabei mitunter an mehreren Orten gleichzeitig tätig. Zahlreiche Arbeiten werden ihm aus rein stilistischen Gründen zugeschrieben. Meist arbeitete er mit Gehilfen, die teilweise namentlich bekannt sind; eine Scheidung der

unterschiedlichen Hände ist jedoch kaum möglich. Die Werke Moelks weisen eine gewisse Flüchtigkeit der Ausführung auf, was vermutlich sowohl durch seine ungewöhnlich große Produktivität als auch durch die Verwendung von Gehilfen erklärbar ist. Moelk starb am 18. Februar 1794 in Wien.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Waltraut Hauk, Mölk, Josef Adam Ritter von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 17. Berlin 1994, S. 626f.
Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd119334739.html#ndbcontent>
Elfriede Werthan – Richard Jindra, Joseph Adam Mölk. Neue Forschungen, Quellen, Fakten. Graz 2010.

Mohsgasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Carl Friedrich Mohs 1773–1839

Montanist, Mineraloge. Im Harz geboren, war Mohs nach der Halleschen Universität und der sächsischen Bergakademie Freiberg im Bergbau tätig. Er wirkte ab 1812 als Professor der Mineralogie am Grazer Joanneum, wo er die Mineraliensammlung aufbaute und die Mohshärteskala für Gestein entwickelte. 1818 folgte er dem Ruf nach Freiberg, später an die Universität Wien.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

(Carl) Friedrich Mohs war ein deutsch-österreichischer Mineraloge. Er ist der Urheber der heute noch verwendeten Mohsschen Härteskala. Mohs wurde am 29. Jänner 1773 als Kaufmannssohn in Gernrode im Harz (Deutschland) geboren. Schon in Kindesjahren zeigte er eifriges naturwissenschaftliches Interesse und erhielt Privatunterricht. Ab 1796 studierte er Chemie, Mathematik und Physik an der Universität Halle. 1798 wechselte er an die Bergakademie im sächsischen Freiberg, wo er Schüler des Geologen und Mineralogen Abraham Gottlob Werner wurde. Nach einem Intermezzo als Vorarbeiter in einer wegen ihres Mineralienreichtums bekannten Erzgrube in Neudorf im Harz ging Mohs 1802 auf Einladung des Mineralien sammelnden Bankiers Jacob Friedrich van der Nüll nach Wien, wo er dessen Sammlung beschrieb und katalogisierte.¹

1804 begann Mohs die Länder der Monarchie zu bereisen. Die Niederösterreichische Landesregierung betraute ihn 1810 mit der Suche nach Porzellanerdevorkommen. Im Zuge dieses Auftrags lernte er Erzherzog Johann kennen. Dieser holte ihn 1812 zu geologischen Forschungen in die Steiermark und schließlich als Professor für Mineralogie an das neu gegründete Joanneum nach Graz, das damals sowohl Museum als auch wissenschaftliche Akademie war.² In dieser Zeit begann Mohs mit Forschungsarbeiten, die später in die Erstellung seiner zehnteiligen Härteskala zur

¹ Constantin von Wurzbach, Mohs, Friedrich, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 18. Theil. Wien 1868.

² Birgit Scholz, Friedrich Mohs, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/mohs_friedrich.html

Klassifikation von Mineralien mündete. Nach dem Tod seines früheren Lehrers und Mentors Abraham Gottlob Werner folgte er 1818 dem Ruf der Bergakademie nach Freiberg, um dort Werners Nachfolger zu werden. Nach acht Jahren in dieser Position holte ihn die Universität Wien 1826 als Professor für Mineralogie wieder nach Österreich. Gleichzeitig wurde er zum Kurator des Hof-Mineralienkabinetts bestellt, das zu diesem Zeitpunkt die von Mohs bereits bearbeitete Sammlung von der Null aufgenommen hatte.

1828 heiratete Mohs Josephine Fiala. Die Ehe blieb kinderlos. 1835 emeritierte Mohs, im selben Jahr wurde er zum wirklichen k. k. Bergrat ernannt und der Hofkammer in Münz- und Bergsachen zugewiesen.³ Als solcher wurde er mit der Errichtung eines Montanistischen Museums in Wien beauftragt, dessen Leitung er bis zu seinem Tod übernahm. 1849 ging daraus die k. k. Geologische Reichsanstalt, die heutige Geologische Bundesanstalt, hervor. Friedrich Mohs starb auf einer Reise am 29. September 1839 im italienischen Agordo.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Mohs, Friedrich, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 29. Wien 1975. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_M/Mohs_Friedrich_1773_1839.xml

o. A., Mohs, Friedrich. Online verfügbar unter:

<https://www.encyclopedia.com/people/history/historians-miscellaneous-biographies/friedrich-mohs>

Birgit Scholz, Friedrich Mohs, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/mohs_friedrich.html

Constantin von Wurzbach, Mohs, Friedrich, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 18. Theil. Wien 1868.

³ o. A., Mohs, Friedrich, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 29. Wien 1975. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_M/Mohs_Friedrich_1773_1839.xml

Monsbergergasse

Datum der Benennung

16.7.1964

Text der Zusatztafel

Rudolf Emmerich Monsberger 1881–1960

Lehrer, Turnvereinsfunktionär. Monsberger war 1900–1912 Volksschullehrer, dann Turnlehrer an der Realschule Keplerstraße und an Grazer Mittelschulen. Der Jahn-Anhänger und Obmann des Vereins Grazer Turnerschaft förderte die steirische Turnerbewegung. Er initiierte unter anderem 1905 das jährlich abgehaltene „Schöckl-Berg-Turnfest“. 1938 trat er der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Monsberger war ein Grazer Sportlehrer und führendes Mitglied der hiesigen Turnerbewegung. Er wurde am 1. September 1881 als Sohn des Rudolf Monsberger und seiner Frau Anna, geborene Albl, in Graz geboren. Nach der Volksschule ging er an die Lehrerbildungsanstalt, wo er als 17-Jähriger der Pennalen Burschenschaft Albia beitrug, die ihre Mitglieder an der Lehrerbildungsanstalt rekrutierte.¹ Im Jahr 1900 schloss er die Lehrerausbildung ab und wurde Volksschullehrer in St. Peter-Freienstein. Schon von Jugend an sportbegeistert, organisierte er 1902 auf dem Rennfeld die erste Jahn-Gedenkfeier mit volkstümlichem Turnen.

1903/04 diente er in der österreichisch-ungarischen Armee als Einjährig-Freiwilliger. Im August 1905 stellte er das erste Schöckelbergturnfest auf die Beine und wirkte selbst daran mit. Von 1905 bis 1911 unterrichtete er an der Volksschule in Gösting, damals noch ein Vorort von Graz. 1912 legte er die Turnlehrerprüfung ab und war bis zum Jahr 1945 an verschiedenen Mittelschulen und Gymnasien in Graz tätig, unter anderem am Kepler-Gymnasium.² Monsberger war Mitglied im Akademischen Turnverein (ATV) Graz, wo er den vereinsinternen, sogenannten Leibnamen „Monstrum“ trug.³ Den Ersten Weltkrieg beendete er im Rang eines Oberleutnants der Reserve. Neben seiner eigentlichen Lehrertätigkeit kümmerte sich Monsberger auch um die Schulung des Turnlehrer-Nachwuchses. Bei

¹ Karl A. Kubinzky, Neues aus Alt-Graz. Erfurt 2005.

² Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

³ Kriegszeitung des A.T.V. Graz vom 29. September 1918.

der Turnerbewegung engagierte er sich als Funktionär. Als aktiver Sportler wurden ihm 220 Wettkampfsiege zugerechnet.⁴

Er war Obmann und zeitweise „Oberturnwart“ der „Grazer Turnerschaft“, die 1938 mit der „Deutschen Turngemeinde Graz“ zum „Verein Deutscher Turnerbund Graz“ zusammengelegt wurde. Erklärter Zweck des Vereines war die „Erhaltung, Ausbreitung und Förderung des deutschen Volkstumes durch das deutsche Turnen im unverfälschten Sinne Friedrich Ludwig Jahns. Grundsatz: Rassenreinheit, Volkeseinheit, Geistesfreiheit.“⁵ 1938 trat er der NSDAP bei, war aber nicht als Funktionär darin aktiv und wurde nach dem Krieg als „minderbelastet“ eingestuft.⁶ 1945 trat Monsberger als Lehrer in den Ruhestand. 1953 wurde ihm das Sportehrenzeichen der Stadt Graz verliehen, 1958 das Sportehrenabzeichen des Landes Steiermark. Im selben Jahr wurde er auch von der Stadt Graz mit dem Bürgerbrief geehrt. Rudolf Monsberger starb am 18. September 1960 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky, Neues aus Alt-Graz. Erfurt 2005.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁴ AB Nr. 14, 1964.

⁵ Satzungen des Vereins von 1936.

⁶ Schreiben der Polizeidirektion der Stadt Graz an die Sicherheitsdirektion für das Bundesland Steiermark vom 11. Mai 1951.

Montecuccoligasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Raimondo Graf (Fürst) von Montecuccoli 1609–1680

Feldherr. Bei Modena geboren, trat er 1627 im Dreißigjährigen Krieg 1618–1648 in das habsburgische Heer ein und stieg vom Musketier zum Feldmarschallleutnant auf. Der Militärtheoretiker und frühere Gouverneur von Raab/Győr schlug 1664 die Osmanen bei Mogersdorf entscheidend. Zuletzt diente Montecuccoli im Holländischen Krieg 1672–1678 gegen Frankreich.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Raimondo Graf (Fürst) von Montecuccoli war ein Feldherr, der in der Schlacht von Mogersdorf die Osmanen entscheidend schlagen konnte. Er wurde am 21. Februar 1609 im Stammschloss der Familie in Modena (Oberitalien) geboren und humanistisch ausgebildet, da er für eine klerikale Laufbahn vorgesehen war. Doch nach dem frühen Tod seines Vaters ermöglichte ihm sein Onkel, dass er 1627 knapp 18-jährig in die kaiserliche Armee eintreten konnte. Er begann seinen Dienst als einfacher Musketier. Er wurde oft verwundet und gefangen genommen, konnte aber auch bei großen Schlachten wie z. B. bei Breitenfeld 1631, Lützen 1632 seine Fähigkeiten unter Beweis stellen. Zudem konnte er auch das für damalige Verhältnisse fortschrittliche schwedische Kriegswesen kennenlernen.

Nach der Einnahme von Kaiserslautern stieg Montecuccoli 1635 zum Obristen und Inhaber eines Kürassier-Regiments auf. 1643 diente er als General der Kavallerie für den Herzog von Modena in dessen „Erstem Burgenkrieg“. Aufgrund seiner Leistungen wurde er zum Feldmarschall des Herzogs erhoben. 1644 wurde Montecuccoli zum Feldmarschallleutnant und Hofkriegsrat der kaiserlichen Truppen ernannt. 1647 zog er gegen den französischen Heerführer Turenne in den Kampf, musste aber 1648 die Flucht antreten, nachdem er die Agenden des gefallenen Generals Melander übernommen hatte. Anschließend war er im Namen des Kaisers bei den Friedensverhandlungen zu Münster beteiligt.

In den folgenden Jahren (bis 1657) konnte sich Montecuccoli nun seinen Publikationen zur Militärtheorie widmen. So verfasste er 1653 eines seiner wichtigsten Werke: „Dell’Arte Militare“.

1657 heiratete er die Gräfin Margarethe von Dietrichstein-Nikolsburg. Noch im selben Jahr wurde er in den Zweiten Nordischen Krieg berufen. Zwischen 1661 bis 1664 war Montecucoli Gouverneur der wichtigen Festung Raab. Am 1. August 1664 schlug er als einer der Heerführer die erfolgreiche Schlacht von St. Gotthard/Mogersdorf und konnte so das Vordringen der „Türken“ in den steirischen Raum verhindern. Nach diesem Triumph hatte Montecucoli acht friedliche Jahre, ehe er 1672 gegen die Franzosen in den Krieg zog. Hier konnte er 1675 seinen ehemaligen Gegner Turenne nach langen Kämpfen besiegen. Der Krieg gegen Frankreich wurde 1679 mit dem Frieden von Nijmegen beendet. Noch vor dem Friedensschluss wurde Montecucoli aufgrund seines Alters beurlaubt. Dennoch übte er seine Position im Hofkriegsrat weiter aus.

Neben der Kriegsführung tat sich Montecucoli v. a. als Verfasser theoretischer, militärischer Schriften hervor. Hier sind neben dem bereits genannten „Dell’Arte Militare“ v. a. der „Trattato della guerra“ (1642) und „Della guerra col Turco in Ungheria“ (1670) zu nennen. Daneben verfasste er theoretische Schriften zum Festungsbau, zur Aufstellung von Milizen zu Pferde und zur Errichtung eines stehenden Heeres in den habsburgischen Landen. Raimondo von Montecucoli starb am 16. Oktober in Linz und wurde in Wien in der Kirche am Hof in der sogenannten Montecucoli-Gruft beigesetzt.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Helmut Neuhaus, Montecucoli, Raimund Graf, Fürst, Herzog von Melfil, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin 1997, S. 44–47. Online verfügbar unter: <http://www.deutschebiographie.de/pnd119064324.html>

Helmut Neuhold, Österreichs Kriegshelden. Landsknechte, Haudegen, Feldherren. Graz 2012.

Montfortstraße

Datum der Benennung

27.3.1930

Text der Zusatztafel

Hugo Graf von Montfort 1357–1423

Schriftsteller, Politiker. Der in Vorarlberg geborene Hochadelige begründete 1373 durch Heirat den steirischen Zweig der Montforter. Mit Besitzungen in der Steiermark und als Gefolgsmann der habsburgischen Herzöge hatte er wichtige Ämter inne, so war er 1413–1415 Landeshauptmann der Steiermark. Bekannt ist Montfort vor allem für didaktisch-lyrische Dichtungen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hugo Graf von Montfort entstammt einem Vorarlberger Adelsgeschlecht und wirkte als Schriftsteller und Politiker in der Steiermark. Er wurde 1357 auf Burg Hohenbregenz in Vorarlberg geboren und wahrscheinlich in der Klosterschule in St. Gallen erzogen. 1373 ist Montfort das erste Mal urkundlich für die Steiermark belegt, als er an der bekannten Doppelhochzeit Montfort-Pfannberg teilnahm. Da der neuvermählte Graf Wilhelm von Montfort wenige Monate nach der Hochzeit starb, standen Hugos älterem Halbbruder Konrad die Vorarlberger Besitzungen zu, Hugo die steirischen Neuerwerbungen.

Hugo wurde, im Gegensatz zu seinem Halbbruder, Gefolgsmann der Habsburger und leistete ihnen hervorragende Dienste. Ab 1401 taucht Hugo häufiger in steirischen Quellen auf. Zwischendurch reiste er immer wieder nach Bregenz, wo er nach dem Tod des Bruders auch dessen Besitzungen übernommen hatte. Herzog Ernst, der Landesherr in Innerösterreich, berief Hugo 1413 in das Amt des Landeshauptmannes der Steiermark, welches dieser aber bereits 1415 wieder zurücklegte. Als Landeshauptmann wurde er als herzoglicher Vertreter zum Konzil von Konstanz entsandt. Während Hugos Amtszeit wurde am 18. Jänner 1414 der erste in einer Reihe von regelmäßigen Landtagen der Steiermark abgehalten. Für seine Bemühungen als Landeshauptmann verlieh ihm der Herzog die Insignien des österreichischen Zweiges des Drachenordens.

Sein literarisches Schaffen kann in Reden, Briefe und Lieder eingeteilt werden, „wobei seine Reden eine große Nähe zur Spruchdichtung aufweisen. Sie behandeln neben seinem eigenen Leben vor allem politische und religiöse Themen. Von seinen Liedern haben sich zwölf erhalten, wovon vier in

den Bereich des Minnesangs gehören, während die übrigen moralisierenden oder belehrenden Inhalts sind.“¹ Hugo von Montfort starb wohl am 5. April 1423 und wurde in der Kirche des Minoritenklosters von Bruck an der Mur, wenige Kilometer Mur aufwärts von seiner Burg Pfannberg gelegen, beigesetzt.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gernot Peter Obersteiner, Hugo von Montfort und die Steiermark, in: Klaus Amann – Elisabeth de Felip-Jaud (Hg.), *Aller weihait anevang Ist ze brufen an dem aussgang*. Akten des Symposiums zum 650. Geburtstag Hugos von Montfort (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 76). Innsbruck 2010, S. 33–52.

Fritz Posch – Ferdinand Tremel, Reihe der Landeshauptleute der Steiermark von 1236 bis 1918, in: *Die Landeshauptleute im Herzogthume Steiermark*. Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark Sonderband 6/1962, S. 61–63.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, *Stadtlexikon* (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, *Stadtlexikon* (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 330.

Mörikestraße

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Eduard Mörike 1804–1875

Schriftsteller. Der in Ludwigsburg geborene Pfarrersohn war bis 1843 selbst als evangelischer Pastor in Württemberg tätig. Als Novellist und Lyriker der „Schwäbischen Schule“ schuf er ein zwischen Romantik und Realismus angesiedeltes Werk. Den Höhepunkt seiner Märchen- und Novellenkunst bildet die Künstlernovelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ von 1855.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eduard Mörike war ein schwäbischer Dichter und Lyriker, dessen Werk zwischen Romantik und Realismus zu verorten ist. Er wurde am 8. September 1804 als Sohn eines Pfarrers in Ludwigsburg geboren und besuchte ab 1811 dort auch die Lateinschule. Auf Bestreben seiner Eltern sollte er wie sein Vater Pfarrer werden. Nach dem Tod des Vaters trat er 1818 in das Evangelisch-Theologische Seminar in Bad Urach ein, 1822 in das Tübinger Stift. Im Herbst 1822 konnte Mörike sein Studium abschließen und noch im Dezember desselben Jahres trat er in Oberbohingen sein erstes Vikariat an, um für die nächsten fünf Jahre als Vikar und Pfarramtsverweser zu wirken.

1827 ließ Mörike sich beurlauben und versuchte sich als freier Schriftsteller, allerdings ohne Erfolg, denn bereits 1829 kehrte er in den Pfarrdienst zurück. Aufgrund wiederholter Erkrankungen dauerte es insgesamt sechs Jahre, bis er eine Anstellung als Pfarrer erhielt: Erst 1834 wurde er Pfarrer in Cleversulzbach. 1843 bat er aus „Unlust“ um Enthebung aus dem Pfarrdienst und um eine Pensionierung auf unbestimmte Zeit. Mörike wurde ans Katharinenstift in Stuttgart versetzt, wo er nach fünfzehnjähriger Lehrtätigkeit 1866 pensioniert wurde. Bereits 1852 war er zum Ehrendoktor der Universität Tübingen ernannt worden, 1856 hatte er den Professorentitel verliehen bekommen.

Zeit seines Lebens hat Mörike das Königreich Württemberg nur für kurze Reisen verlassen. Die regionale Einbindung ist wesentliches Element seines Lebens, so wurde er bereits von den Zeitgenossen als vornehmlich schwäbischer Autor gesehen. Umso mehr verwundert es daher, dass in seinem Werk diese Region keine Rolle spielt. Mörike gilt als weltabgewandter Dichter, zu seinen

bekanntesten Werken zählt „Mozart auf der Reise nach Prag“ aus dem Jahr 1855. Eduard Mörike verstarb mittellos am 4. Juni 1875.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Matthias Luserke-Jaqui, Eduard Mörike. Ein Kommentar. Tübingen – Basel 2004.

Birgit Mayer, Eduard Mörike. Stuttgart 1987.

Inge Wild – Reiner Wild (Hg.), Mörike-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart 2004.

Mosconweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Anton Albert Freiherr von Moscon 1782–1822

Gutsbesitzer, Pomologe. Der gebürtige Grazer kaufte 1810 das Schloss Bellrigardo in Jakomini, wo er eine Zier- und Blumengärtnerei anlegte. 1820 gründete er im untersteirischen Pischätz/Pišcece die erste Obstbaumschule der Monarchie für Edelobst und Weinreben. Moscon vereinheitlichte die Sortennamen und verbreitete Kenntnisse der Obst- und Pflanzenpflege.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Albert (von) Moscon (auch: Moskon) war ein österreichischer Agronom, Pomologe und Obstzüchter. Er gründete die erste Obstbaumschule der Monarchie. Moscon wurde am 18. März 1782 in Graz geboren und entstammte einer aus Bergamo kommenden Adelsfamilie, die sich Ende des 16. Jahrhunderts in der Untersteiermark (heute Slowenien) angesiedelt hatte.¹ Seine Lebensaufgabe entdeckte Moscon, als er bei einem Duell schwer verletzt wurde und monatelang rekonvaleszent das Bett hüten musste.²

Auf den Wiesen um das Barockschlösschen Bellrigardo, das sich hinter dem heutigen Finanzamt im Bezirk Jakomini befand,³ legte Moscon einen Musterobstgarten an, den ersten und damals einzigen seiner Art in Österreich-Ungarn, der sich mit der Zeit zu einem Mekka von Obstbaumzüchtern aus nah und fern entwickelte. Erzherzog Johann förderte die Bemühungen Moscons um die heimische Obstbaumzucht. Hierher brachte Moscon zahlreiche Obstbäume aus Baumschulen in Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, England und Italien mit. Noch zu Lebzeiten wurde eine Apfelsorte, „Maskons harte gelbe Glasreinette“, nach ihm benannt.

¹ Rodbina Moscon, in: Slovenska biografija. Online verfügbar unter <https://www.slovenska-biografija.si/rodbina/sbi376428/>

² Oskar Meister, Der steirische Obstzüchter Anton Albert Moscon, in: Landwirtschaftliche Mitteilungen vom 1. Jänner 1948.

³ Baugeschichte Jakob-Redtenbachergasse 25. Online verfügbar unter: https://www.grazwiki.at/Jakob-Redtenbacher-Gasse_25

Moscon galt auch als sozial engagiert. So errichtete er auf dem untersteirischen Stammsitz seiner Familie, dem Schloss Pischätz (Pišece, heute Slowenien), auf eigene Kosten eine Schule. Moscon war Mitglied im Zentralausschuss der von Erzherzog Johann ins Leben gerufenen Steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft; weiters korrespondierendes Mitglied der Mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, Mitglied des pomologischen Vereins im Königreich Böhmen.⁴ Daneben publizierte er auch. Beispielsweise übersetzte er ein französisches Werk über die Rebenkultur in die deutsche Sprache. Anton Albert von Moscon verstarb ohne direkte Nachkommen am 16. Jänner 1822 in Graz.⁵ Sein Musterobstgarten verfiel nach seinem Tod.⁶

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

R. Loidolt, Moscon (Mascon, Maskon), Anton Albert Frh. von (1783–1822), Agronom und Pomologe, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 29. Wien 1975.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 19. Wien 1868.

⁴ R. Loidolt, Moscon (Mascon, Maskon), Anton Albert Frh. von (1783–1822), Agronom und Pomologe, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Lfg. 29. Wien 1975.

⁵ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁶ Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 19. Wien 1868.

Mozartgasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Johann Wolfgang Amadeus Mozart 1756–1791

Komponist. Der Ruf als Wunderkind eilte dem gebürtigen Salzburger voraus. Mozart wirkte nach Engagements im Erzbistum Salzburg und Konzertreisen durch Europa ab 1781 überwiegend in Wien. Das musikalische Genie schuf ein weltweit gefeiertes Werk. Seine Opern „Die Zauberflöte“, „Don Giovanni“ und „Hochzeit des Figaro“ zählen zum festen Repertoire der Klassik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wolfgang Amadeus (eig. Joannes [auch: Johannes] Chrysostomus Wolfgangus Theophilus) Mozart war ein österreichischer Komponist und einer der bedeutendsten Vertreter der Wiener Klassik. Geboren am 27. Jänner 1756 in der Stadt Salzburg als jüngstes Kind des Komponisten Leopold Mozart und Anna Maria Pertl, zeigte Joannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus Mozart schon in frühester Kindheit außergewöhnliches musikalisches Talent, das vom Vater durch eine umfassende, geregelte musikalische Ausbildung entsprechend gefördert wurde. Gemeinsam mit seiner ebenso begabten älteren Schwester Maria Anna wurde er ab 1762 auf zahlreichen Reisen durch weite Teile Westeuropas als Wunderkind präsentiert. Während des Aufenthalts in London schrieb der achtjährige Mozart u. a. bereits seine ersten Sinfonien KV 16 und KV 19. Im Dezember 1769 brach der inzwischen zum 3. Konzertmeister der Salzburger Erzbischöflichen Hofkapelle ernannte Mozart mit seinem Vater zu einer anderthalbjährigen, ersten Italien-Reise auf, um dort sein musikalisches Können weiterzuentwickeln. In Mailand erhielt der 14-jährige Komponist den Auftrag, für den Karneval 1770/71 die Oper „Mitridate, re di Ponto“ zu schreiben, der mit „Ascanio in Alba“ (1771) und „Lucio Silla“ (Karnevalsoper 1772/73) zwei weitere folgten. Die Suche nach einer geeigneteren Anstellung führte Mozart 1777 schließlich auch nach Paris, eine Reise, die nicht den erhofften Erfolg, stattdessen aber den Tod der Mutter brachte. Zurück in Salzburg wurde er immerhin Hoforganist des Fürsterzbischofs Hieronymus Graf Colloredo mit fester Besoldung.¹

¹ Vgl. Monika Reger, Art. Mozart, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 18.11.2019). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001fb12

Nachdem er 1781 am Münchener Hof seinen Opernauftrag „Idomeneo“ erfolgreich realisieren und sich dabei als musikalischer Operndramaturg entscheidend weiterentwickeln konnte, quittierte Mozart die ungeliebte Anstellung in Salzburg und ließ sich als freischaffender Künstler in Wien nieder. Dort versuchte er zunächst als Lehrer (hochadeliger Schülerinnen) und durch rege Konzerttätigkeit als Pianist (u. a. in sogenannten „Akademien“, für die er zwischen 1784 und 1786 zahlreiche Klavierkonzerte komponierte) seinen Lebensunterhalt zu finanzieren. 1782 konnte er außerdem einen triumphalen Erfolg mit seinem ersten Wiener Opernauftrag „Die Entführung aus dem Serail“ feiern.² Ein weiterer großer Bühnenerfolg in Wien und ein noch sensationellerer in Prag sollte schließlich seine Oper „Le nozze di Figaro“ (1786) in Zusammenarbeit mit dem Hof-Librettisten Lorenzo Da Ponte werden, was den Auftrag zu „Don Giovanni“ (UA 1787) zur Folge hatte.³ Die dritte und letzte Oper des kongenialen Duos Mozart – Da Ponte entstand im Winter 1789/90 mit „Così fan tutte“. Davor hatte Mozart im Jahr 1788 u. a. seine letzten drei Symphonien (darunter die „Große g-Moll“ und die „Jupiter“-Symphonie) komponiert.

Zu den großen Arbeiten im letzten Lebensjahr Mozarts 1791 gehörten neben dem Konzert in A-Dur für Klarinette und Orchester (KV 622) die Oper „La Clemenza di Tito“ (anlässlich der Krönung Leopolds II. zum König von Böhmen) sowie sein Erfolgsstück „Die Zauberflöte“ für Emanuel Schikaneders Theater auf der Wieden. Nur wenige Wochen nach deren Uraufführung wurde er bettlägerig und konnte sein letztes Auftragswerk, das berühmte „Requiem“ (KV 626), nicht mehr vollenden. Mozart verstarb am 5. Dezember 1791 im Alter von 35 Jahren an „hitzigem Frieselfieber“ (die unmittelbar nach seinem Tod aufgekommene „Legende von Mozarts Vergiftung entbehrt“ Ulrich Konrad bzw. der intensiven Mozartforschung zufolge „jeder nachprüfaren Grundlage“⁴).

Mozarts kompositorisches Schaffen umfasst mehr als 600 Werke aller musikalischen Stile und Gattungen seiner Zeit: Orchestermusik (z. B. 60 Sinfonien, 23 eigenständige Klavierkonzerte), Kammermusik, Klaviermusik (z. B. 18 Klaviersonaten), Orgel- und Kirchenmusikwerke (z. B. 17 Messen, darunter: Krönungsmesse KV 317 und Große Messe in c-Moll KV 427/414a), 21 Opern und Singspiele sowie zahlreiche Lieder und Kanons.

Iris Mangeng
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

² Vgl. Ulrich Konrad, Art. Mozart, (Joannes Chrysostomus) Wolfgang, Biographie, Die ersten Jahre der Selbständigkeit in Wien 1781 bis 1783, Etablierung als Musiker „ohne Dienst“, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2004, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/371276>

³ Vgl. Ulrich Konrad, Art. Mozart, (Joannes Chrysostomus) Wolfgang, Biographie, Erfolgjahre in Wien 1784 bis 1787 in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/371416>

⁴ Ulrich Konrad, Art. Mozart, (Joannes Chrysostomus) Wolfgang, Biographie, Die späten Jahre 1789 bis 1791, Mozarts letztes Lebensjahr 1791, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/11764>

Literatur

Ulrich Konrad, Art. Mozart, (Joannes Chrysostomus) Wolfgang, Biographie, Die ersten Jahre der Selbständigkeit in Wien 1781 bis 1783, Etablierung als Musiker „ohne Dienst“, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2004, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/371276>

Ulrich Konrad, Art. Mozart, (Joannes Chrysostomus) Wolfgang, Biographie, Erfolgsjahre in Wien 1784 bis 1787 in: MGG online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/371416>

Ulrich Konrad, Art. Mozart, (Joannes Chrysostomus) Wolfgang, Biographie, Die späten Jahre 1789 bis 1791, Mozarts letztes Lebensjahr 1791, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/11764>

Monika Reger, Art. Mozart, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 18.11.2019). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001fb12

Muchargasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Albert (Anton) Muchar von Bied und Rangfeld 1786–1849

Historiker, Priester. In Lienz geboren, trat der Theologe 1805 in das Stift Admont ein. Der Benediktinermönch war als Archivar, Bibliothekar und Lehrer tätig. Ab 1825 wirkte Muchar in Graz, wo er sich als Universitätsprofessor für Ästhetik als Experte für neue und alte Sprachen etablierte und eine neunbändige Geschichte des Herzogtums Steiermark verfasste.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Albert (Anton) Muchar von Bied und Rangfeld war ein österreichischer Historiker und Benediktinermönch. Er wurde am 22. November 1786 in Lienz (Osttirol) geboren. Der Sohn des k. k. Ober(steuere)innehmers und Kameralgüter-Administrators Anton von Muchar und dessen Frau Caroline verbrachte seine Kindheit in Lienz, wo er das von den Franziskanern geführte Gymnasium besuchte. Von 1803 bis 1805 absolvierte er am Lyceum in Graz die philosophischen Studien. Am 29. September 1805 trat er als Novize ins Benediktinerstift Admont ein, wo er den Stiftsnamen Albert annahm. Er beschäftigte sich eingehend mit dem Studium der Theologie, der neuen sowie der klassischen Sprachen und der Geschichte.

Am 16. Oktober 1808 legte er sein Ordensgelübde ab, am 1. Oktober 1809 wurde er zum Priester geweiht und erhielt die Professur für Bibelstudium an der Stiftslehranstalt anvertraut. 1811 verbrachte Muchar ein Studienjahr in Wien. Angeregt durch Kontakte zum Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall (1774–1856) wandte er sich den orientalischen Sprachen zu, die er neben Griechisch im Stift unterrichtete. 1813 wurde er in Admont zum Stiftsarchivar und -bibliothekar bestellt und begeisterte sich immer mehr für historische Themen. 1823 wurde Muchar als Supplent des Bibelstudiums des alten Bundes an die Theologische Fakultät des Lyceums in Graz berufen, 1825 übernahm er am philosophischen Kursus die Fächer Griechisch und Latein. Schon 1823 bei seiner Übersiedelung nach Graz erhielt Muchar von seinem Abt die Aufgabe, als Hofmeister die dortige Klostersiedlung zu führen und zu verwalten. Der Admonter Hof war damals ein bedeutender Handelsplatz und ein stark frequentierter Treffpunkt der tonangebenden Persönlichkeiten aus Kirche, Politik, Wirtschaft und Verwaltung.

Nach der Wiedererrichtung der Universität Graz promovierte Muchar 1827 zum Dr. phil. Seine Studie „Das Römische Norikum, oder: Oesterreich, Steyermark, Salzburg, Kärnthen und Krain unter den Römern. Erster Theil. Darstellung der inneren politischen Einrichtungen und Verhältnisse Norikums“ (1825) wurde als Dissertation approbiert. Muchar amtierte 1827–1829 als Dekan der Philosophischen Fakultät, ab 1835 als ordentlicher Professor für Ästhetik, Klassische Philologie und Literatur sowie 1842/43 als Rektor der Universität Graz. Berufungen nach Freiburg im Breisgau, München und ans diplomatische Archiv in Mailand lehnte er ab. Seit 1827 arbeitete er maßgeblich in der Redaktion der „Steiermärkischen Zeitschrift“ mit und unterstützte das Editionsunternehmen „Monumenta Germaniae Historica“.

Muchar stand mit zahlreichen in- und ausländischen Gelehrten in Kontakt, ebenso mit Erzherzog Johann (1782–1859), auf dessen Anregung hin er sich vor allem mit der österreichischen Geschichte des Altertums und des Mittelalters beschäftigte. 1843 war er, gemeinsam mit dem Archivar Joseph Wartinger (1773–1861), maßgeblich an der Gründung des Historischen Vereines für Innerösterreich beteiligt. 1847 berief ihn Kaiser Ferdinand I. (1793–1875) zum wirklichen Mitglied der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften in Wien, 1849 gehörte er zu den Gründern des Historischen Vereines für Steiermark. Zu Muchars wichtigsten Veröffentlichungen gehört die wie seine Werke insgesamt auf eingehendem Quellenstudium beruhende neunbändige „Geschichte des Herzogthums Steiermark“ (1844–1867), von der jedoch nur die ersten vier Bände zu Lebzeiten des Autors erschienen. Das Werk trug ihm den Titel „Baumeister der steirischen Geschichte“ ein. Muchar starb am 6. Juni 1849 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Th. Graff, Muchar von Ried P. Albert (Anton), in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 6. Wien 1975, S. 402f.

Birgit Scholz, Albert von Muchar eigentlich: Anton Muchar von Bied [auch: Ried] und Rangfeld, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter http://lithes.unigraz.at/handbuch/muchar_albert_von.html

Müller-Guttenbrunn-Weg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Adam Müller-Guttenbrunn 1852–1923

Schriftsteller, Journalist, Theaterdirektor. Der Donauschwabe aus dem Banat wurde in Wien mit Theaterstücken und im Spätwerk als Romanautor bekannt. Ab 1879 wirkte er als Feuilletonjournalist, leitete 1893–1896 das Raimundtheater und 1898–1903 die heutige Volksoper. Seiner radikalen Gesinnung entsprechend war die Programmgestaltung ausgeprägt antisemitisch.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Adam Müller (später nach dem Herkunftsort Müller-Guttenbrunn) war Schriftsteller und Journalist und vor allem als Romanautor bekannt. Er wurde als uneheliches Kind des wohlhabenden Bauernsohns Adam Luckhaup (1833–1909) und von Eva Müller, verh. Lannert (1832–1898) in Guttenbrunn (Zăbrani, heute Rumänien) unehelich geboren. Beim Großvater Jakob Müller aufgewachsen, besuchte er 1859–1862 die Grundschule in Guttenbrunn, dann die Normalschule und von 1859 bis 1862 das Piaristengymnasium in Temeswar (Timișoara, heute Rumänien). Nachdem er im Gymnasium (nach eigener Darstellung aufgrund der Einführung von Ungarisch als Vortragssprache) gescheitert war, absolvierte er 1865 bis 1868 eine Lehre als Feldscher (Soldatenchirurg) und Barbier bei seinem Onkel Johann Guthier. 1870 sollte er sich militärärztlich an der „Medizinischen Offizin“ Ulrich in Wien weiterbilden, besuchte aber einen zehnmonatigen Kurs in der Patzeltischen Handelsschule und 1872 einen einjährigen Kurs als Schreibtelegraphist an der k. u. k. Handelsakademie.

Ab 1873 war er als Postbeamter in Linz und Bad Ischl tätig und bildete sich gleichzeitig als Autodidakt an der Wiener Universität fort. Erste Theaterstücke entstanden, welche die Unterstützung des Burgtheaterdirektors Heinrich Laube (1806–1884) fanden. Daher kehrte er 1879 endgültig nach Wien zurück, wo er sich zunehmend journalistisch und publizistisch profilierte. 1883 schrieb er in der von Heinrich Friedjung herausgegebenen „Deutschen Wochenschrift“, ab 1886 leitete er das Feuilleton der „Deutschen Zeitung“, das Organ des „Deutschen Klubs“. In der Flugschrift „Wien war eine deutsche Stadt“ (1884) polemisierte er gegen die Operette und trat für das Volksstück als genuine Wiener Errungenschaft ein, desgleichen alterierte er sich über die angebliche Übermacht von Frauen

(Schauspielerinnen) in den Theatern. 1886 bis 1894 fungierte er als Herausgeber des „Kalenders des deutschen Schulvereins“. 1893 wurde er zum Direktor des neu gegründeten Raimundtheaters bestellt. Die Ausrichtung auf die Volksstücktradition verursachte einen kommerziellen Misserfolg.

1897 war er Präsident der „Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft“. 1898 bis 1903 verpflichtete er sich als Direktor des neu gegründeten Kaiserjubiläums-Stadttheaters (später Volksooper) dazu, keine jüdischen Autoren aufzuführen: „Das ganze deutsche Theater unserer Tage ist überflutet von einem spezifisch jüdischen Schrifttum, das unbedingt von einer deutschen Volksbühne zu verbannen sein wird.“¹ Er setzte auf einen „ganz gezielt antisemitischen Spielplan“², verantwortete den wirtschaftlichen Niedergang des Theaters und 1902 den Konkurs. 1903 veröffentlichte er unter dem Pseudonym Franz Josef Gerhold den ebenso gegen das Judentum gerichteten Roman „Gärungen – Klärungen“: „Die „Aufklärung, die Sozialdemokratie sowie allgemein alle liberalen Anschauungen seien das Werk von Juden, heisst es [...]“³ 1919/20 war er Abgeordneter für die „Großdeutsche Vereinigung“. Adam Müller-Guttenbrunn starb am 5. Jänner 1923 in Wien und erhielt ein Ehrengrab auf dem Zentralfriedhof.

Müller-Guttenbrunn hatte 1896 die Hauptmannstochter Adele Krusbersky (1862–1939) geheiratet. Die Kinder hießen Eva, verh. Jank (1898–1945), Herbert (1887–1945), Manfred (1889–1970) und Roderich (1892–1956). Roderich Müller-Guttenbrunn (Ps. Roderich Meinhart und Dietrich Arndt) war Schriftsteller und im Zweiten Weltkrieg unter Klarnamen als nationalsozialistischer Journalist beim „Völkischen Beobachter“ zugange, während sich der Jurist, Publizist und Zeitschriftenherausgeber Herbert Müller-Guttenbrunn demgegenüber für Anarchismus, Vegetarismus und Pazifismus einsetzte. 1927 bis 1934 gab dieser in der Tradition der „Fackel“ die satirische Zeitschrift „Nebelhorn“ heraus – gegen staatliche Repressionsinstitutionen wie Justiz und Polizei gerichtet, religions- und sprachkritisch sowie an fernöstlichen Philosophien orientiert –, und lebte von 1923 bis 1929 in der Steiermark in der „Rötschmühle“ bei Semriach.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Roderich Meinhart (Hg.), Adam Müller-Guttenbrunn, Erinnerungen eines Theaterdirektors. Leipzig 1924, S. 59.

² Oliver Rathkolb, Adam Müller-Guttenbrunn, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Graz – Wien – Klagenfurt 2014, S. 246–248, hier S. 247.

³ Christian Pape, Adam Müller-Guttenbrunn, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 7: Literatur, Film, Theater und Kunst. Berlin – München 2015, S. 567f., hier S. 568.

Roderich Meinhart (Hg.), Adam Müller-Guttenbrunn, Erinnerungen eines Theaterdirektors. Leipzig 1924.

Christian Pape, Adam Müller-Guttenbrunn, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 7: Literatur, Film, Theater und Kunst. Berlin – München 2015, S. 567f.

Oliver Rathkolb, Adam Müller-Guttenbrunn, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Graz – Wien – Klagenfurt 2014, S. 246–248.

Münkergasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Rudolf Münker 1861–1929

Angestellter. Münkers Berufslaufbahn ist mit der Maschinenfabrik Andritz verbunden, in der er Buchhalter, dann Prokurist war. Der langjährige Gemeinderat hatte zudem die Agenden des Armen- und Schulausschusses im damals eigenständigen Andritz inne. Als Obmann des von ihm 1900 gegründeten Verschönerungsvereins Andritz organisierte er wohltätige Veranstaltungen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Münker war ein Andritzer Prokurist und Gemeindepolitiker. Er wurde am 25. April 1861 in Wien als Sohn des aus Magdesprung (Harz, Deutschland) stammenden Eisengießers Johann Ludwig Münker und dessen Frau Antonie, geborene Redomy, geboren.¹ Rudolf Münker arbeitete lange Jahre als Buchhalter und Prokurist bei der Maschinenfabrik Andritz, wo schon sein Vater als Werksmeister gearbeitet hatte. 1886 heiratete er Johanna Hönisch. Ab 1900 war er als Andritzer Gemeinderat der deutschbürgerlichen Liste aktiv² und wirkte unter anderem als Schul- und Armenrat. Er gründete den Andritzer Verschönerungsverein.³ Außerdem war er Ehrenmitglied des Andritz-Grazer Sportvereins.⁴ Münker starb am 13. Februar 1929 in Graz-Andritz an einer Lungenentzündung.⁵

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ http://www.hofmann-ahnenforschung.de/vetter,_generation_11.htm

² Grazer Tagblatt vom 15. April 1919.

³ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁴ Grazer Tagblatt vom 11. Mai 1912

⁵ Matriken des Diözesanarchivs. Online verfügbar unter: <https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/graz-seckau/graz-st-veit/974/?pg=130>

Nansenweg

Datum der Benennung

17.3.1955

Text der Zusatztafel

Fridtjof (Wedel-Jarlsberg) Nansen 1861–1930

Polarforscher, Nobelpreisträger. Nahe Oslo geboren, durchquerte Nansen 1888–1889 als Erster Grönland und kam 1895 dem Nordpol näher als je jemand zuvor. Er trat 1905 erfolgreich für die Loslösung Norwegens von Schweden ein und forcierte als Diplomat die internationale Flüchtlingshilfe, was im „Nansen-Pass“ für Staatenlose und im Friedensnobelpreis 1922 gipfelte.

EKSN / Bernhard Bachinger

Biografie

Fridtjof Nansen war ein berühmter norwegischer Polarforscher und Nobelpreisträger. Er wurde am 10. Oktober 1861 in Oslo geboren und studierte ebendort Zoologie. Bereits 1882 fuhr er zum ersten Mal in die Arktis. Zwischen 1882 und 1886 arbeitete er als Kurator am Naturhistorischen Museum in Bergen. 1887 tat er seine Idee kund, Grönland, das er bereits bei seinem ersten Abstecher in die Arktis gesehen hatte, zu durchqueren, was zuvor noch niemandem gelungen war. In Augustin Gamel fand er einen Sponsor, der ihm 500 Kronen zur Verfügung stellte. Die Durchquerung gelang und so konnte Nansen einen Winter lang die Sitten und Gebräuche der „Eskimos“ studieren. Im April 1895 erreicht er bei einer weiteren Expedition den 86. nördlichen Grad – weiter hatte es vor ihm bzw. seinem Team noch niemand geschafft.¹

1897 wurde Nansen als Professor für Zoologie an die Universität von Christiania berufen. Nun widmete er sich vermehrt der wissenschaftlichen Publikationstätigkeit, es entstanden mehrere Artikel und zwei Bücher. 1905 unterbrach Nansen seine Forschungen, um für die Unabhängigkeit Norwegens von Schweden einzutreten. Nach erfolgreichem Abschluss diesbezüglicher Verhandlungen arbeitete er bis Mai 1908 als norwegischer Botschafter in England. Anschließend widmete er sich ozeanografischen Forschungen.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges weckte sein politisches Interesse. Zwischen 1917 und 1918 war er Leiter der norwegischen Delegation in Washington D.C., mit der er eine Lockerung der alliierten

¹ Hans-Joachim Löwer – Alexandra Schlüter, Große Entdecker. Die bedeutendsten Pioniere aller Zeiten. München 2011, S. 265–268.

Blockade für Nahrungsmitteltransporte für Norwegen aushandeln konnte, wodurch eine Hungersnot verhindert wurde. Norwegen wurde auf Nansens Initiative hin 1920 in den Völkerbund aufgenommen und eines von 13 ständigen Mitgliedern des Exekutivkomitees. Er selbst leitete von diesem Zeitpunkt an die Norwegische Delegation. Im selben Jahr kümmerte er sich im Auftrag des Völkerbundes weltweit um die Heimkehr von Kriegsflüchtlingen und -gefangenen. Er konnte dem Völkerbund im November 1920 die erfolgreiche Rückverbringung von 450.000 Menschen berichten.

Nansen erfand für staatenlose Flüchtlinge den sogenannten „Nansen-Pass“, der von 52 Staaten anerkannt wurde. Noch vor Ende seines Engagements wurde er zum ersten Hochkommissar für Flüchtlingsfragen des Völkerbundes ernannt. In dieser Funktion bemühte er sich um die Wiederansiedlung von etwa zwei Millionen Flüchtlingen der Russischen Revolution (1917) und des nachfolgenden Bürgerkriegs (1917–1920). Nach dem Ende des Griechisch-Türkischen Krieges (1919–1922) reiste Nansen nach Konstantinopel (heute Istanbul/Türkei), um über die Rückkehr der in der Mehrzahl griechischen Flüchtlinge zu verhandeln. Für seine Verdienste um die internationale Flüchtlingshilfe erhielt er 1922 den Friedensnobelpreis.

Ab 1925 engagierte sich Nansen für das vom Genozid durch das Osmanische Reich während des Ersten Weltkrieges bedrohte armenische Volk, das durch Inkorporation seines Territoriums in die Sowjetunion de facto staatenlos war. Nansen gehörte auch zu den Unterzeichnern des Sklavereiabkommens vom 25. September 1926. Darüber hinaus setzte er sich für die Aussetzung der deutschen Reparationszahlungen und für die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund ein. Fridtjof Nansen starb am 13. Mai 1930.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Frederich Haberman, Nobel Lectures, Peace 1901–1925. Amsterdam 1972. Online verfügbar unter: Fridtjof Nansen – Biographical.

http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/peace/laureates/1922/nansen-bio.html

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans-Joachim Löwer – Alexandra Schlüter, Große Entdecker. Die bedeutendsten Pioniere aller Zeiten. München 2011.

Negrelligasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Luigi) Alois (Ritter) Negrelli (von Moldelbe) 1799–1858

Ingenieur. Der bei Trient/Trento geborene Negrelli baute Straßen, Brücken und Eisenbahnstrecken. Er kam von Tirol und Vorarlberg über die Schweiz 1840 nach Wien, wo er 1856 zum Generalinspektor der Österreichischen Staatsbahnen aufstieg. Negrellis Plan eines schleusenlosen Kanals für die internationale Suezkanal-Kommission wurde nach seinem Tod ab 1859 umgesetzt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alois Negrelli war ein österreichischer Ingenieur, auf dessen Plan eines schleusenlosen Kanals der Suezkanal beruht. Er wurde als Luigi Negrelli am 23. Jänner 1799 in Primiero in Tirol (heute Trentino, Italien) als Sohn eines wohlhabenden Landwirts geboren. Wegen der napoleonischen Kriege und der Inhaftierung seines Vaters kam er 1813 in das nahegelegene Feltre, wo er im dortigen Priesterseminar die Schule absolvierte. 1817 immatrikulierte er an der Universität in Padua, wechselte aber schon Ende desselben Jahres an die Universität Innsbruck. Noch während des Studiums trat er 1819 eine Tätigkeit in den Kanzleien der k. u. k. Baudirektion für Tirol und Vorarlberg an.

1820 legte Negrelli die Diplomprüfung ab und war fortan als Ingenieur tätig. So war er zwischen 1821 und 1824 Bauleiter zahlreicher Straßen und Wasserbauwerke in Tirol. 1826 verschlug es ihn in die Schweiz, wo er zwischen 1832 und 1835 als Straßen- und Wasserbauinspekteur des Kantons St. Gallen tätig war. 1834 projektierte er die Münsterbrücke in Zürich, 1835 stieg er dann zum Oberingenieur des kaufmännischen Direktoriums auf. Von 1836 bis 1840 war er Mitglied der Linth-Wasserbau-Polizei-Kommission. Ab 1840 trat er für den Eisenbahnbau in der Schweiz ein und unternahm dafür zahlreiche Studienreisen durch Europa. 1845 bis 1847 plante und baute Negrelli dann die Linie Zürich–Baden als erste schweizerische Eisenbahn.

Bereits 1840 war Negrelli nach Wien gezogen, um im Auftrag der privaten Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, seit 1842 der Österreichischen Staatsbahnen, verschiedenste Bahnverbindungen zu verwirklichen. 1848 folgte seine Versetzung nach Oberitalien, um das italienische Bahnnetz

wiederaufzubauen und zu erweitern. Ab 1856 war er Generalinspektor der Österreichischen Staatsbahnen in Wien.

Ab 1846 vertrat Negrelli zudem Österreich in der internationalen Studiengesellschaft für den Suezkanal, wofür er 1847 ein neues, schleusenloses Projekt entwarf, welches schlussendlich 1856 zur Ausführung empfohlen wurde. 1857 wurde er deshalb vom ägyptischen Vizekönig zum Generalinspektor der Kanalbauten ernannt. Negrelli starb allerdings noch vor Baubeginn am 1. Oktober 1858 in Wien. Sein Nachfolger wurde Ferdinand Lesseps, der den Bau nach dem Konzept Negrellis verwirklichte, seine Urheberschaft allerdings unerwähnt ließ. Erst in einem nachträglich geführten Rechtsstreit wurde diese anerkannt.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Diego Caltana, Alois Negrelli, in: Architektenlexikon Wien 1770–1945. Online verfügbar unter: <http://www.architektenlexikon.at/de/1191.htm>

Bruno Carl, Negrelli, Alois [Luigi], in: Historisches Lexikon der Schweiz. Online verfügbar unter: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D19906.php>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Daniel Vischer, Negrelli von Moldelbe, Alois, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin 1999, S. 34f. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd118738321.html#ndbcontent>

Nernstgasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Walther Hermann Nernst 1864–1941

Chemiker, Nobelpreisträger. Nernst studierte in Zürich, Berlin und Graz, wo er an einer thermodynamischen Entdeckung mitwirkte, die 1887 zur Promotion in Würzburg führte. Er stellte sich 1914–1918 in den Dienst des Militärs und entwickelte chemische Waffen. Für seine Forschungen zur Thermochemie in Göttingen und Berlin erhielt er 1920 den Nobelpreis für Chemie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Walther Nernst war ein deutscher Physiker und Chemiker, der 1920 den Nobelpreis für Chemie erhielt. Er wurde am 25. Juni 1864 in Briesen (Preußen) geboren. Seine Schulzeit verbrachte er in Graudentz, ehe er an den Universitäten in Zürich, Berlin und Graz Physik studierte (u. a. bei Ludwig Boltzmann und Albert von Ettingshausen). 1887 schloss er in Würzburg das Studium mit einer Dissertation über elektromotorische Kräfte ab und kehrte noch im selben Jahr nach Graz zurück. 1889 schloss er seine Habilitation in Leipzig ab. Nach einer kurzen Anstellung in Heidelberg wurde er 1890 in Göttingen Privatdozent. Hier erhielt er ein Jahr später auch eine außerordentliche Professur, ehe er 1894 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. In dieser Zeit entwickelte er die nach ihm benannte Nernstlampe. 1905 wechselte Nernst nach Berlin, wo er zum Professor für physikalische Chemie berufen wurde. In seiner Zeit in Berlin formulierte er den „Dritten Hauptsatz der Thermodynamik“, der ihm 1920 den Nobelpreis für Chemie einbrachte.

Nernst war ein Befürworter des Kriegsausbruchs 1914 und meldete sich freiwillig für das „Kaiserliche Freiwillige Automobilkorps“. Mit diesem nahm er am Vormarsch deutscher Truppen auf Paris teil. Dabei erhielt er das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse. Im Oktober 1914 veröffentlichte Nernst mit anderen Intellektuellen den Aufruf „An die Kulturwelt“, in dem er behauptete, Deutschland führe gezwungenermaßen einen gerechten Krieg.¹ Ebenfalls im Oktober 1914 wurde vom deutschen Kriegsministerium die „Nernst-Duisberg-Kommission“ eingesetzt, zu der neben Walther Nernst Carl Duisberg und Fritz Haber gehörten. Diese stellten ihre Forschungen in den Dienst der

¹ Hans-Georg Bartel, Walther Nernst (= Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner 90). Leipzig 1989, S. 83f.

Kriegsmaschinerie. Daneben entwickelten sie spezielle Geschosse als Voraussetzung für den Einsatz giftiger Kampfstoffe, Nernst soll auch an der Entwicklung von Geschossen mit Chlorgas beteiligt gewesen sein. Bald nach der Kapitulation des deutschen Kaiserreiches setzte sich Nernst, ähnlich wie sein Kollege Haber, zunächst nach Schweden und dann in die Schweiz ab. Der Grund dafür war, dass sie auf der „Liste der Kriegsverbrecher“ standen. Diese sollten nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages an die Alliierten ausgeliefert werden. Nernst kehrte ebenso wie Haber 1919 nach Deutschland zurück und nahm seine Tätigkeit in Berlin wieder auf. Die deutsche Regierung strebte nie ernsthafte Untersuchungen gegen die betroffenen Wissenschaftler an. Beide wurden zwar zu ihren Aktivitäten während des Krieges von einer Alliierten Kommission befragt, weitere Schritte wurden jedoch nicht unternommen

Nach Kriegsende war Nernst von 1922 bis 1924 Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin-Charlottenburg, ehe er auf den Lehrstuhl für Physik an der Universität Berlin zurückkehrte. 1933 trat er in den Ruhestand und zog sich auf sein Rittergut in der Oberlausitz zurück. Als ein Grund dafür wird die ablehnende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus gesehen, die auch der Grund für den Verlust des Sitzes im Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft war. 1939 erlitt Nernst einen Schlaganfall. Kurz vor seinem Tod ließ er alle persönlichen Aufzeichnungen vernichten. Am 18. November 1941 starb Walther Nernst auf seinem Rittergut in Zibelle in der Oberlausitz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hans-Georg Bartel, Walther Nernst (= Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner 90). Leipzig 1989.

Curriculum Vitae Prof. Dr. Walther Hermann Nernst, in: Leopoldina. Nationale Akademie der Wissenschaften. Online verfügbar unter:

https://www.leopoldina.org/fileadmin/redaktion/Mitglieder/CV_Nernst-Walther_Herrmann_D.pdf

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Elmar Mittler, Walther Nernst, in: Alfred Nobel und der Nobel-Preis. Online verfügbar unter: <http://webdoc.sub.gwdg.de/ebook/a/2002/nobelcd/html/nobelkarten.htm>

Thomas Steinhauser – Jeremiah James – Dieter Hoffmann – Bretislav Friedrich, Hundert Jahre an der Schnittstelle von Chemie und Physik. Das Fritz-Haber-Institut der Max-Planck-Gesellschaft zwischen 1911 und 2011. Berlin – Boston 2011.

Egon Traxler, Historie: Erst Giftgas, dann Nobelpreis, in: Westdeutsche Zeitung vom 27. Juni 2014. Online verfügbar unter: <http://www.wz.de/lokales/krefeld/historie-erst-giftgasdann-nobelpreis-1.1676928>

Nestroystraße

Datum der Benennung

um 1937

Text der Zusatztafel

Johann Nestroy 1801–1862

Schriftsteller, Schauspieler. Der Meister der Altwiener Volkskomödie fiel bereits 1826–1831 in Graz Zensur wie auch Theaterpublikum auf. In seiner Geburtsstadt Wien genoss Nestroy als Schöpfer und Darsteller seiner mit Gesellschaftskritik und Satire gespickten Werke hohe Popularität. 1854–1860 leitete er dort das Carl-Theater, ehe er sich in Graz zur Ruhe setzte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Johann Nestroy war Schauspieler und Schriftsteller und als solcher als Meister der Altwiener Volkskomödie bekannt. Er wurde am 7. Dezember 1801 als zweites von acht Kindern des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Johann Nestroy (1763–1834) und dessen Gattin Maria Magdalena, geb. Constantin (1781–1814), in Wien geboren. Noch nicht dreizehnjährig verlor er seine Mutter, die im September 1814 der Tuberkulose erlag. 1808 bis 1810 absolvierte er in Wien die Normal- und Hauptschule St. Anna, 1811 bis 1813 die ersten drei Grammatikklassen im Akademischen Gymnasium und von 1813 bis 1816 die beiden Humanitätsklassen im Schottengymnasium. 1817 begann Johann (Eltern-Spitzname „Muky“) die dreijährigen philosophischen Studien an der Universität Wien und wechselte 1820 nach dem Vorbild des Vaters an die Juridische Fakultät.

Schon während des Studiums war er vom Sing- und Sprechtheater fasziniert und entwickelte seine wohl lautende Bassbaritonstimme weiter. Schon im Juni 1818 hatte er in einer Solorolle von Georg Friedrich Händels (1685–1759) Oratorium „Timotheus“ debütiert und trat in den Folgejahren wiederholt als Sänger der Gesellschaft für Musikfreunde auf. Im Studienjahr 1821/22 brach er nach

¹ Die Sekundärliteratur zu Johann Nestroy ist unüberschaubar. Neben den unzähligen Monografien und Aufsätzen zu Einzelfragen ist zudem auf den wissenschaftlichen Apparat der 1977–2012 erschienenen Historisch-kritischen Ausgabe zu verweisen. Anläufe zu – aufgrund der teils spärlichen Quellenlage zum Privatleben schwierigen – biografischen Gesamtdarstellungen erfolgten zuletzt vor allem zum 150. Todestag, und zwar (eher wissenschaftlich) W. Edgar Yates, „Bin Dichter nur der Posse“. Johann Nepomuk Nestroy. Versuch einer Biographie. Wien 2012, (eher populärwissenschaftlich) Renate Wagner, Der Störenfried. Johann Nestroy – ein Theaterleben. Wien 2012. Interessante Streiflichter bot bereits zuvor Walter Schübler, Nestroy. Eine Biographie in 30 Szenen. Salzburg – Wien – Frankfurt 2001.

dem ersten Semester das Studium der Rechtswissenschaften ab und sang am 24. August 1822 am k. k. Hoftheater den Sarastro in Mozarts „Zauberflöte“. Aufgrund der positiven Aufnahme erhielt er nach zwei weiteren Auftritten in einer Opernrolle einen Vertrag über zwei Jahre am Kärntnertheater, wechselte aber bereits 1823 an das Deutsche Theater in Amsterdam, wo er in den nächsten beiden Jahren 188 Auftritte in 44 Gesangs- und Sprechrollen absolvierte.

In Wien hatte er vor dem Aufenthalt in Amsterdam Wilhelmine von Nespiesni (1804–1870) kennengelernt, die er am 7. September 1823 heiratete. 1825 wechselte Nestroy von Amsterdam nach Brünn/Brno, wo er durch von der Zensur verbotenes Extemporieren in Konflikt mit der Polizei geriet und vor Vertragsende entlassen wurde. 1826 wurde er vom Theaterdirektor Johann August Stöger (1791–1861) an das Ständische Schauspielhaus in Graz engagiert. Nachdem seine Frau Wilhelmine ihn (und den gemeinsamen 1823 geborenen Sohn Gustav) 1827 verlassen hatte (gerichtliche Scheidung 1845), lernte er die Schauspielerin Marie Weiler (1809–1864) kennen, mit der ihn lebenslang eine bisweilen krisenhafte Beziehung verbinden sollte und die Nestroy zwei weitere Kinder gebar: Carl (1831–1880) und Marie, verh. Sluka (1840–1873). In dieser Zeit gab Nestroy den Gesang zunehmend auf und konzentrierte sich in Graz auf Komikerrollen in Sprechstücken. 1828/29 schrieb er Stücke wie „Des Wüstlings Radikalkur“, „Die Verbannung aus dem Zauberreiche“, „Der Einsylbige“ und „Der Tod am Hochzeitstage“. Im März 1831 gab er ein Gastspiel im Theater an der Josefstadt und trat anschließend mehrfach an Stögers zweiter Bühne in Preßburg auf. Ein Engagement in Lemberg/Lviv wurde durch die Choleraepidemie mit Theatersperre beeinträchtigt.

Theaterdirektor Carl Carl (1787–1854) bot ihm 1831 einen Vertrag für das Theater an der Wien an und damit sollte sich „ein Wendepunkt in seinem Leben“ ergeben – blieb Nestroy doch an diesem Theater bis 1854 und wurde Carl „der mächtigste Mann in seinem beruflichen Leben“.² 1832 hatte er „36 Rollen zu spielen, von denen 28 neu waren, und trat 214-mal auf“³. Aufgrund seiner Verträge hatte er eine solide finanzielle Basis, die er in den nächsten Jahrzehnten noch durch Gastspiele ausbaute. 1832/33 wurden am Theater an der Wien Nestroys Parodien „Der gefühlvolle Kerckermeister“ und „Nagerl und Handschuh“ sowie „Robert der Teuxel“ aufgeführt, 1833 feierte das Zauberspiel (als Ironisierung des Besserungsstücks) „Der böse Geist Lumpazivagabundus“ einen exorbitanten Erfolg, der sowohl Carl als auch Nestroy hohe Einnahmen bescherte. Der wichtigste Partner Nestroys bei den Auftritten war Wenzel Scholz (1787–1857), der 1833 fast ins Hofburgtheater gewechselt wäre, was aber von Carl verhindert wurde. Im familiären Bereich musste der zunehmend erfolgreiche Autor und Schauspieler die Nachricht zur Kenntnis nehmen, dass sein Vater am 5. März 1834 völlig verarmt an Tuberkulose gestorben war.

² Yates, Nestroy, S. 38.

³ Yates, Nestroy, S. 42.

Am 24. September 1835 hatte „Zu ebener Erde und im ersten Stock“ Premiere – „ein entscheidender Wendepunkt nicht nur in Nestroys Schaffen, sondern auch in der Geschichte der Wiener Unterhaltungstheater“⁴. Das von Publikum und Kritik gleichermaßen begeistert aufgenommene Stück ermöglichte mit seiner innovativen zweigeteilten Bühne (oben arm, unten reich) eine bühnentechnische wie inhaltliche Darstellung der sozialen Realität und der Autor experimentierte in den folgenden Possen mit dem Genre. 1837 wurde die realistische satirische Lokalposse „Eine Wohnung ist zu vermieten“ allerdings ausgepiffen, während „Das Haus der Temperamente“ – mit einer vierteiligen Bühne eher ins Allgemeinmenschliche zielend – trotz der üblichen Streichungen der Zensur bezüglich „Zweideutigkeiten“ gut ankam.

In den 15 Monaten zwischen 1840 und 1842 wurden drei satirische Possen uraufgeführt, die wohl einen Höhepunkt in Nestroys Theaterkarriere darstellen: „Der Talisman“, „Das Mädl aus der Vorstadt“ und „Einen Jux will er sich machen“, dazu kam dann 1844 „Der Zerrissene“ – die vier klassischen „Meisterpossen“, die vom Publikum gefeiert wurden und deren überregionale Beliebtheit Nestroy durch Gastspielreisen nach Deutschland von 1841 bis 1847 zu fördern wusste. Direktor Carl ließ das Leopoldstädter Theater, das er als zweites Standbein bespielte, niederreißen und ein neues Theater errichten: das Carltheater, das am 10. Dezember 1847 mit Nestroys Burleske „Die schlimmen Buben in der Schule“ eröffnet wurde, die nach den Revolutionsjahren 1848/49 wiederaufgenommen und im 1854 nach Carls Tod in dem von Nestroy übernommenen Haus mit Erfolg gespielt wurde.

Mit „Freiheit in Krähwinkel“ (UA 1. Juli 1848) identifizierte sich der Dramatiker mit den Zielen der Revolution wie Demokratisierung und Abschaffung der Zensur, karikierte aber sowohl Befürworter wie Gegner. Das Publikum in Wien reagierte sehr positiv, die Kritik je nach politischer Position unterschiedlich.⁵ Aufgrund von Nestroys Gastspielverpflichtungen war Carl gezwungen, das Theater vom 31. Juli bis 15. September „einfach zuzusperren“ und damit die „Abhängigkeit von seinem Star“⁶ zu demonstrieren. Während der Oktoberrevolution wurde das Theater dann wieder geschlossen. Am 14. August 1854 starb Theaterdirektor Carl. „Nestroy verkörpert quasi das Carl-Theater“⁷ und übernahm die Leitung, ohne besondere Akzente zu setzen. Seine nach wie vor zahlreichen Auftritte wurden kraftloser und privat kriselte es: Nach einer ersten kurzzeitigen Trennung 1856 war Marie Weiler 1858 „diesmal von einer seiner Affären so tief getroffen, dass sie sich gänzlich von dem Gefährten abwenden will und die totale Trennung anstrebt“⁸. Noch einmal gelang die Versöhnung und Nestroy verabschiedete sich am 31. Oktober 1860 vom Carl-Theater Richtung Graz.

⁴ Yates, Nestroy, S. 66.

⁵ Vgl. einige gegensätzliche Kritiken bei Schübler, Nestroy, S. 245–247.

⁶ Wagner, Nestroy, S. 181.

⁷ Wagner, Nestroy, S. 212.

⁸ Wagner, Nestroy, S. 231.

In der Elisabethstraße 275 und im 1859 erworbenen Haus in Bad Ischl verbrachte Nestroy seinen Ruhestand. Zum letzten Mal stand er am 29. April 1862 in einer Wohltätigkeitsveranstaltung auf der Bühne. Am 22. Mai starb er nach einem Schlaganfall und wurde nach der Überführung in Wien auf dem Währinger Friedhof unter lebhafter und äußerst zahlreicher Anteilnahme von Bevölkerung, Kollegenschaft und Honoratioren⁹ beigesetzt, 1881 erhielt er zusammen mit seiner Lebensgefährtin Marie Weiler auf dem Währinger Friedhof ein Ehrengrab. Sein literarischer Nachlass liegt seit 1923 in der Wiener Stadtbibliothek (heute Wienbibliothek).

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Walter Schübler, Nestroy. Eine Biographie in 30 Szenen. Salzburg – Wien – Frankfurt 2001.
Renate Wagner, Der Störenfried. Johann Nestroy – ein Theaterleben. Wien 2012.
W. Edgar Yates, „Bin Dichter nur der Posse“. Johann Nepomuk Nestroy. Versuch einer Biographie. Wien 2012.

⁹ Vgl. die zitierten Zeitungsberichte bei Schübler, Nestroy, S. 258–261.

Neuböckweg

Datum der Benennung

8.10.1981

Text der Zusatztafel

Peter Neuböck 1855–1928

Bildhauer. Der gebürtige Obdacher lernte 1867–1871 in der Grazer Werkstatt von Jakob Gschiel. Ab 1885 war er als selbstständiger Künstler in Graz tätig und stattete mit seinem primär sakralen Werk zahlreiche steirische Kirchen mit Altären oder figuralem Schmuck im neugotischen Stil aus. 1923 wirkte Neuböck an der Ausführung des Kriegerdenkmals am Grazer Dom mit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Neuböck war ein steirischer Bildhauer. Er wurde am 9. Februar 1855 in Obdach geboren. Bereits als Zwölfjähriger wurde er Schüler von Jakob Gschiel in Graz, der ihn in den nächsten vier Jahren zum Heiligenschnitzer ausbildete. Ergänzend zu seiner Lehre bei Gschiel besuchte er außerdem praxisbegleitend die Gewerbeschule, wo er das Modellieren lernte. Ansonsten gibt es keine Hinweise auf weitere von ihm absolvierte Ausbildungen. Über seine Gesellenjahre in Wien und Graz ist ebenfalls nichts bekannt.

1885 meldete Neuböck in der Morellenfeldgasse ein Bildhauergewerbe an, 1888 ließ er sich dann endgültig in der Rechbauerstraße nieder. Für das Kriegerdenkmal an der Grazer Domkirche zum hl. Ägydus entwarf er das Modell. Für seine Mitwirkung ebenda erhielt er das Ehrenzeichen „pro ecclesia et pontifice“ als Anerkennung für seine Verdienste um die christliche Kunst. Dieser galt insgesamt sein Schaffen, so stammt von ihm ein Großteil des figuralen Schmucks des Stiftes Sankt Lambrecht, aber auch an der Ausstattung der Grazer Herz-Jesu-Kirche war er beteiligt.¹ Neuböck bildete seine Söhne Hans, Max und Walter selbst aus, wobei in der Folge Hans Neuböck die Nachfolge des Vaters antrat und Bruder Walter beschäftigte, bis dieser im Jahr 1945 sein eigenes Atelier eröffnete. Peter Neuböck verstarb am 17. August 1928.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Grazer Tagespost vom 18. August 1928, S. 3.

Literatur

Gertrude Engeljahriger, Die Künstlerfamilie Neuböck. Unpubl. Diss. Graz 2001.

Robert Graf, Himmelfahrt. In memoriam Peter Neuböck, in: Grazer Tagespost vom 11. September 1928 (Nr. 252), S. 1f.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Neuholdaugasse

Datum der Benennung

um 1848 bzw. 2.7.1947

Text der Zusatztafel

Johann Nepomuk Neuhold von Neuholdau 1756–1822

Jurist. Der auf Schloss Karlsdorf bei Ilz geborene Neuholdau promovierte 1782 in Wien und war ab 1785 in Graz als Advokat tätig. Sein agrarökonomisches Interesse äußerte sich in theoretischen Abhandlungen sowie praktischen Erfindungen, etwa einer Häckselmaschine. Neuholdau saß im Zentralausschuss der 1819 formierten steiermärkischen Landwirtschafts-Gesellschaft.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Nepomuk Neuhold von Neuholdau war ein österreichischer Jurist und Erfinder. Er wurde am 8. August 1756 auf Schloss Karlsdorf bei Ilz geboren. Die Schule besuchte er in Graz, anschließend studierte er in Wien, wo er 1782 zum Doktor der Rechtswissenschaften promoviert wurde. Danach kehrte er nach Graz zurück, wo er 1785 Hof- und Gerichtsadvokat wurde. Neben seiner Arbeit als Anwalt war er fachschriftstellerisch tätig und beschäftigte sich mit Ökonomie. In diesem Zusammenhang erfand Neuholdau eine Häckselmaschine und eine Stampfmühle.

1811 veröffentlichte er die Broschüre: „Ueber die Erzeugung des Zuckers aus Mais“, die ihn in Landwirtschaftskreisen bekannt machte. Nach der Gründung der steiermärkischen Landwirtschafts-Gesellschaft wurde er im Jahr 1819 in deren Zentralausschuss gewählt und war mehrere Jahre als Kassier tätig. In den Jahren 1779, 1805 und 1809 war Neuholdau Mitglied der provisorischen Landesregierung, als die kaiserlichen Behörden Graz jeweils wegen der drohenden französischen Besetzung verlassen hatten.

Neuholdau machte sich um die Regulierung der Mur verdient, die in Graz davor immer wieder für Überschwemmungen gesorgt hatte.¹ Neuholdau erfreute sich unter den Grazern großer Beliebtheit. Infolgedessen wurde ein damals beliebter Spazierort in der südlichen Vorstadt Münzgraben ihm zu Ehren „Neuholdau“ genannt.² Johann Nepomuk Neuholdau starb am 17. Juni 1822 in Graz.

¹ F. Schreiner u. a., Steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge 6/1/1840.

² Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 20. Wien 1869.

Sein Sohn Willibald Neuhold studierte Medizin und ließ sich 1845 als Arzt in Wildon nieder.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

F. Schreiner u. a., Steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge 6/1/1840.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 20. Wien 1869.

Neupauerweg

Datum der Benennung

um 1900

Text der Zusatztafel

Eduard Ritter von Neupauer 1809–1892

Verwaltungsbeamter. Der in Pettau/Ptuj geborene und in Graz promovierte Jurist trat 1833 in den Staatsdienst ein. Er stieg über das Amt des Leobener Bezirkshauptmanns 1853 zum Statthaltereirat in Ödenburg/Sopron sowie in Ofen/Buda auf. Ab 1861 hatte Neupauer die gleiche Funktion in der steiermärkischen Statthaltereireihe inne, die er 1869–1870 kurzzeitig leitete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eduard Ritter von Neupauer war Verwaltungsbeamter in der k. u. k. Statthaltereireihe. Er wurde 1809 in Pettau (Ptuj, Slowenien) geboren und absolvierte in Graz das Studium der Rechtswissenschaften, das er mit dem Doktorat abschloss. Ab 1833 im Staatsdienst tätig, war er zunächst in Graz, Cilli und Bruck tätig, bevor er zum Bezirkshauptmann in Leoben ernannt wurde. Von der ihm entgegengebrachten Achtung zeugen die Ehrenbürgerrechte, die er von der Stadt Leoben, der Marktgemeinde Trofaiach und der Ortsgemeinde St. Michael erhielt. 1853 stieg er zum Statthaltereirat des Verwaltungsgebietes Ödenburg (Sopron, Ungarn) auf.

1861 kam Neupauer nach Graz, wo er ebenfalls als Statthaltereirat tätig war und vom Frühjahr 1869 bis zum Sommer 1870 die Statthaltereireihe sogar kurzzeitig leitete. Neupauer erhielt nicht nur den Titel eines Hofrates, sondern wurde auch mit dem Orden der eisernen Krone 3. Klasse und dem Ritterkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet.¹ Bekannt ist weiters, dass Neupauer 1872 nahe der Steinbergstraße ein Grundstück kaufte, auf dem er eine Villa errichten ließ. Seine Familie war nicht nur vermögend, sondern genoss in Graz auch hohes Ansehen. Eduard Ritter von Neupauer starb 1892.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ <https://sammlung.wienmuseum.at/objekt/461405-eduard-ritter-von-neupauer-erster-k-k-statthaltereirath-und-vicepraesident-der-k-k-ausstellungs-comission-in-graz/>

Literatur

J. Desput, Neupauer, Franz Xaver von (1753–1835), Jurist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 32. Wien 1976, S. 101.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.
Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 20. Wien 1869.

Niclas-Strobl-Weg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Niclas Strobl unbekannt – 1478

Bürgermeister von Graz. Der Salzburger Strobl brachte es in Graz als Fleischhauer und Händler zu Reichtum und hohem Ansehen. 1452–1469 bekleidete er mehrmals das Amt des Stadtrichters, 1461 jenes des Bürgermeisters. Die kunsthistorisch bedeutende, im Graz Museum ausgestellte Gerichtstafel von 1478, die Strobl in Auftrag gab, zeigt ihn als weltlichen Richter.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Niclas Strobl war ein Grazer Bürgermeister und Stadtrichter im 15. Jahrhundert. Sein Geburtsdatum ist unbekannt. Er wanderte aus Salzburg nach Graz zu, wo er eine Fleischhauerei und ein Handelsgeschäft in der Herrengasse betrieb und so zu Reichtum und Ansehen in der Grazer Bürgerschaft gelangte. 1452 und 1465 sowie von 1466 bis 1469 wird Strobl als Stadtrichter genannt, im Jahr 1461 bekleidete er auch das Amt des Bürgermeisters. Möglicherweise war er 1478 noch einmal Stadtrichter.¹

In diesem Jahr, das von einer Quelle auch als sein Todesjahr genannt wird, gab Strobl ein Gemälde in Auftrag, das ihn in seiner Amtstracht auf einem Thron sitzend, umgeben von sechs Räten Gericht haltend, darstellt. Auf dem Bild ist zweimal der Reichsapfel als sein Siegel zu erkennen. Es handelt sich um einen Reichsapfel mit ringförmigem Apfel und ein darübergestelltes Kreuz mit eingeschriebenem doppelten „N“, das er 1452 und 1453 in seinen Urkunden als Siegelzeichen verwendete.² Derartige sogenannte „Gerechtigkeitsbilder“ gibt es weltweit nur mehr vier: das Grazer Stadtrichterbild sowie entsprechende Gemälde in Würzburg, Wesel/Rheinland und Maastricht.³ Im

¹ Josef Wastler, Das Landhaus in Graz. Graz 1890.

² Josef Kraßler, Steirischer Wappenschlüssel (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives 6). Graz 1968.

³ Franz Leitgeb, Niclas Strobl, Stadtrichter. Am 14.4.2016 online verfügbar unter <http://www.graz.at/cms/beitrag/10095898/1869835/> (Link existiert nicht mehr).

Jahr 1867 wollte das „Germanische Nationalmuseum“ in Nürnberg der Gemeinde Graz das Bild abkaufen, diese lehnte das Angebot jedoch ab.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Josef Kraßler, Steirischer Wappenschlüssel (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives 6). Graz 1968.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Franz Leitgeb, Niclas Strobl, Stadtrichter. Am 14.4.2016 Online verfügbar unter <http://www.graz.at/cms/beitrag/10095898/1869835/> (Link existiert nicht mehr).

Fritz Popelka, Geschichte der Stadt Graz. Bd. 1. Graz 1928.

Josef Wastler, Das Landhaus in Graz. Graz 1890.

⁴ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Niedenausweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Bernhard (von) Niedenaus unbekannt – 1658

Verwaltungsbeamter. Er entstammte einem alteingesessenen Grazer Bürgergeschlecht, errichtete das am Eck des Hauptplatzes und der Murgasse gelegene Haus und bekleidete 1630–1634 das Amt des Stadtkämmerers sowie darüber hinaus 1632–1635 jenes des Stadtrichters. Im Anschluss trat er als Hofkammerbuchhalter in die Dienste der innerösterreichischen Verwaltung.

EKSN / Bernhard Bachinger

Biografie

Bernhard (von) Niedenaus war ein Grazer Verwaltungsbeamter und Stadtrichter des 17. Jahrhunderts. Sein Geburtsdatum und -ort sind unbekannt. Einem alteingesessenen Grazer Bürgergeschlecht entstammend, das seit dem 16. Jahrhundert als Fleischhauer in der Murvorstadt bezeugt ist, übte Niedenaus während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehrere öffentliche Ämter der Stadt Graz aus. Er bekleidete von 1630 bis 1634 das Amt des Stadtkämmerers und von 1632 bis 1635 das Amt des Grazer Stadtrichters. In dieser Funktion leitete er die Verhöre der Rädelsführer der untersteirischen Bauernunruhen 1635. Vor seinem am Eck des Hauptplatzes und der Murgasse gelegenen Haus hatten sich nach der Feuerordnung von 1638 bei Bränden die Bürger der Murvorstadt zu sammeln. Nach seinem Dienst bei der Stadt Graz wurde Niedenaus als Hofkammerbuchhalter der innerösterreichischen Verwaltung noch vor 1646 geadelt. Der Name des Geschlechts veränderte sich später zu Ninaus. Niedenaus starb 1658 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSN)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 346f.

Niesenberggasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Hans Niesenberger um 1420–1493

Dombaumeister. Niesenberger wirkte vermutlich am Bau des Doms seiner Geburtsstadt Graz mit und lebte 1455–1477 in Ravensburg. Sein Ruf als Baumeister bescherte ihm zahlreiche Bauaufträge wie den Münsterchor in Freiburg im Breisgau oder die Kuppel des Mailänder Doms. 1489–1493 leitete er den Baubeginn der auf seinen Plänen basierenden Basler Leonhardskirche.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Niesenberger war ein bedeutender Dombaumeister des 15. Jahrhunderts. Er ist wohl um 1420 in Graz geboren, wo er seine Lehrjahre verbrachte ist jedoch unklar. Es könnte sein, dass er sie in seiner Heimatstadt, an dessen Dom in den Jahren 1438 bis 1456 intensiv gebaut wurde, absolvierte.¹ Der Name Hans Niesenberger scheint zum ersten Mal 1459 in der Liste der deutschen Steinmetzbruderschaft auf. Er wird dort und auch später häufig als „Hans von Graz“ mit der Beifügung „Meister in der Wißenouwe“ genannt. Der nächste Hinweis stammt aus dem Jahr 1471 vom Rat der Stadt Freiburg, in den Aufzeichnungen über den Bau des Chores des dortigen Münsters.² Dieser Vertrag sah ein loses Arbeitsverhältnis vor. So erhielt Niesenberger eine Art Oberleitung über den Bau und wurde je nach Dauer der Dienstleistung bezahlt. Im Jahr darauf folgte ein zweiter Vertrag, der ihn enger an diesen Bau band.

Im Jahr 1479 übernahm Niesenberger für das Spital in Freiburg einen Bauauftrag. Eine Aufgabe höherer Art bot sich, als zu Anfang der 1480er-Jahre die Domfabrik zu Mailand einen Baumeister suchte, um die Errichtung der Domkuppel zu leiten. 1483 zog „Giovanni Nexemperger da Graz“ mit fünfzehn Gesellen nach Mailand. Die Bauherren beschuldigten Niesenberger grober Fehler, woraufhin er im Sommer 1486 samt allen Steinmetzgesellen aus Mailand verschwand.³ Ab 1489 ist

¹ Joseph Wohleb, Hans Niesenberger, Steinmetz und Münsterbaumeister 1471–91, in: Badische Heimat 39/2–3/1959, S. 125–129, hier S. 125.

² Karl Stehlin, Basler Baumeister des XV. Jahrhunderts, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 5/1906, S. 96–122, hier S. 116.

³ Stehlin, Basler Baumeister, S. 118.

Niesenberger in Basel nachweisbar. 1491 wurde er in Freiburg im Breisgau wegen mangelhafter Arbeiten verhaftet und zur Amtsniederlegung gezwungen.⁴

Hans Niesenberger muss noch vor Mitte 1493 gestorben sein, denn am 26. Juni verhandelten die Kirchenpfleger von St. Leonhard mit seinem Sohne darüber, wie der Bau, der seit dem Tode des Vaters offenstehe, vor Schaden zu bewahren sei, und wie man sich mit den Erben des Meisters auseinanderzusetzen habe.⁵ Zu seinen Werken zählen vielleicht der Grazer Dom (1438–1458), das Untere Münster Einsiedeln (um 1470/75) und der Münsterchor Freiburg im Breisgau (1471–1491). Ferner beteiligte er sich 1481–1483 an der Mailänder Domkuppel, spätestens 1489–1493 an der ersten Etappe der Basler Leonhardskirche, deren Konzeption als Summe seines Gesamtwerks gilt.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Stephan Gasser, Niesenberger, Hans, in: Historisches Lexikon der Schweiz. Online verfügbar unter: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D18356.php>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Stehlin, Basler Baumeister des XV. Jahrhunderts, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 5/1906, S. 96–122.

Joseph Wohleb, Hans Niesenberger, Steinmetz und Münsterbaumeister 1471–91, in: Badische Heimat 39/2–3/1959, S. 125–129.

⁴ Vgl. Stephan Gasser, Niesenberger, Hans, in: Historisches Lexikon der Schweiz. Online verfügbar unter: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D18356.php>

⁵ Vgl. Stehlin, Basler Baumeister, S. 121f.

Nikolaus-Otto-Weg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Nicolaus August Otto 1832–1891

Erfinder, Industrieller. Der im Taunus geborene gelernte Kaufmann kam über Frankfurt am Main nach Köln, wo er den 1860 von Lenoir erfundenen Gasmotor zum Viertaktmotor optimierte. Mit Eugen Langen gründete er 1864 die weltweit erste, später als Deutz bekannte Motorenfabrik. Auf seinen gasbetriebenen Motoren basierten alle späteren Verbrennungsmotoren.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Nicolaus Otto war ein deutscher Industrieller und Erfinder des nach ihm benannten Gasmotors. Er wurde am 10. Juni 1832 in Holzhausen geboren. Zunächst verdingte er sich als reisender Handelsvertreter für Kaffee, Tee etc. Als er jedoch auf den von Étienne Lenoir erfundenen Motor stieß, reifte in ihm die Idee, eine ähnliche, im Kleingewerbe einsetzbare Maschine zu konstruieren. Daraufhin entwickelte er eigene Motoren in der zusammen mit Eugen Langen gegründeten Firma „N. A. Otto & Cie“, später „OHG Langen, Otto & Roosen“, „Gasmotoren Deutz AG“. Ottos Motoren wurden auf den Pariser Weltausstellungen 1867 sowie 1878 hoch gelobt und dekoriert.

Der Ottomotor gilt als Basis aller später entwickelten Kolbenmotoren, begrifflich wurden der „Otto-Cycle“ (für die Viertaktabfolge) 1932, ‚Otto-Motor‘ und ‚Otto-Kraftstoff‘ (Benzin) 1936¹ nach ihm benannt. Für seine Verdienste wurde er 1882 zum Dr. phil. h. c. der Universität Würzburg ernannt. Nicolaus Otto starb am 26. Jänner 1891 in Köln.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Hans Christoph Graf von Seherr-Thoss, Otto, Nikolaus, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin 1999, S. 700–702. Online verfügbar unter: <https://www.deutschebiographie.de/gnd118590855.html#ndbcontent>

Hans Christoph Graf von Seherr-Thoss, Otto, Nikolaus, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin
1999, S. 700–702. Online verfügbar unter:
<https://www.deutschebiographie.de/gnd118590855.html#ndbcontent>

Nikolaus-Schönbacher-Straße

Datum der Benennung

um 1935

Text der Zusatztafel

Nikolaus Schönbacher 1863–1910

Gastwirt, Gewerbetreibender. Der Sohn des Bürgermeisters der damals eigenständigen Gemeinde Eggenberg gehörte als Realienbesitzer zu den einflussreichsten Persönlichkeiten der Kommune. Schönbacher führte eine landwirtschaftliche Produktenhandlung und besaß ein Wirtshaus. Als Hauptmann stand er bis zu seinem frühen Tod der Freiwilligen Feuerwehr Wetzelsdorf vor.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Nikolaus Schönbacher war ein Grazer Gastwirt und Gewerbetreibender. Er wurde am 10. September 1863 in der damals eigenständigen Gemeinde Eggenberg bei Graz geboren. Sein Vater Matthias Schönbacher amtierte 1853–1856 und 1859–1862 als Eggenberger Bürgermeister. Um 1900 gehörte Nikolaus Schönbacher zu den wichtigsten Persönlichkeiten Eggenbergs. Er besaß dort Grundstücke und Häuser und führte eine landwirtschaftliche Produktenhandlung. Außerdem stand er der Freiwilligen Feuerwehr Wetzelsdorf als Hauptmann vor. Schönbacher starb am 15. August 1910 in Eggenberg.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 436.

Nippelgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Franz Xaver Nippel (von Weyerheim) 1787–1862

Bürgermeister von Graz. Der in Gmunden geborene Jurist trat in Oberösterreich in den Verwaltungsdienst ein. 1825 zum Rat beim Landrecht in der Steiermark bestellt, reorganisierte Nippel 1827–1829 als Grazer Bürgermeister den Magistrat. Der Verfasser von gewichtigen juristischen Fachartikeln war ab 1832 als Gerichtsrat, zuletzt am Wiener Oberlandesgericht, tätig.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Xaver Nippel von Weyerheim war ein österreichischer Jurist und Rechtsgelehrter. Von 1827 bis 1830 war er Grazer Bürgermeister. Er wurde am 29. Jänner 1787 auf Schloss Weyer in Gmunden geboren. Sein Vater war Verwalter des Waisenhauses für Knaben, das im Schloss untergebracht war. Nach dem Gymnasium in Kremsmünster trat Nippel 1805 in das dortige Benediktinerstift als Novize ein. Weil ihm das Klosterleben nicht behagte, verließ er das Kloster schon im Jahr darauf und begann zunächst am bischöflichen Seminar in Linz Theologie zu studieren. Nach dem Tod beider Eltern beendete er auch dieses Studium und begann stattdessen Jus zu studieren. Wegen der französischen Invasion im Jahr 1809 unterbrach er das Studium und nahm einen Kanzleidienst auf der Herrschaft St. Martin im Innviertel an, wo er auch als Erzieher arbeitete und seine Studien privat fortsetzte.

1810 wurde das Innviertel im Frieden von Schönbrunn Bayern zugeschlagen und Nippel kehrte nach Linz zurück, wo er im Magistrat angestellt wurde. 1814 arbeitete er als Amtsschreiber in Baumgartenberg (Mühlviertel), wurde anschließend Syndikus in Mauthausen und 1818 wieder in Linz Magistratsrat. In dieser Funktion legte Nippel eine Sammlung der oberösterreichischen gewerberechtlichen Vorschriften an. Nach der Errichtung des k. u. k. Stadt- und Landrechtes in Linz wurde er dort Protokollant und 1823 Sekretär.¹ 1825 wechselte er als Rat des k. u. k. Landrechtes in die Steiermark. Von 1827 bis 1830 war Nippel (provisorischer) Bürgermeister in Graz. Inwieweit seine

¹ B. Böck, Nippel von Weyerheim, Franz Xaver (1787–1862), Jurist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 32. Wien 1976.

Reorganisation der Amtsführung des Magistrates vorteilhaft war, wird heute in Frage gestellt.²
Nippel ließ jedenfalls 1827 den Großteil der – infolge unsachgemäßer Lagerung schwer beschädigten – Dokumente des Grazer Stadtarchivs in die Mur werfen.

Nach seiner Amtszeit erhielt er im April 1830 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Graz verliehen.³ 1832 wurde er zum Generaldirektor der steiermärkischen Gymnasien ernannt. Im selben Jahr wurde er noch zum Rat des Appellationsgerichts in Brünn (heute Brno, Tschechien) bestellt. 1838 wurde er nach Wien versetzt, wo er zum Oberlandesgerichtsrat befördert wurde. Auf kaiserlichen Wunsch blieb er auch nach seiner Pensionierung am Wiener Oberlandesgericht aktiv. Franz Xaver Nippel von Weyerheim starb am 5. März 1862 in Wien.⁴ Von Nippels zahlreichen juristischen Schriften wurden mehrere, vor allem sein Kommentar zum Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch, noch lange Zeit verwendet.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

B. Böck, Nippel von Weyerheim, Franz Xaver (1787–1862), Jurist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 32. Wien 1976.

Otto Hochreiter, Franz Xaver Nippel von Weyerheim, Bürgermeister 1787–1862. Online verfügbar unter: <http://www.graz.at/cms/beitrag/10096098/1869835/>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 20. Wien 1869.

² Otto Hochreiter, Franz Xaver Nippel von Weyerheim, Bürgermeister 1787–1862. Online verfügbar unter: <http://www.graz.at/cms/beitrag/10096098/1869835/>

³ Karteikarte Ehrenbürger StA Graz.

⁴ Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 20. Wien 1869.

Nittnergasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Eduard Nittner 1885–1913

Offizier, Flugpionier. Der in Görz/Gorizia geborene Offizierssohn absolvierte 1906 die Theresianische Militärakademie sowie 1911 den ersten k. u. k. Fliegerkurs und diente in der Wiener Neustädter Flugmaschinenabteilung. 1912 überflog Nittner erstmals den Semmering. Der 2013 aufgelassene Fliegerhorst Graz trug den Namen des bei einem Flugzeugabsturz Verunglückten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eduard Nittner war ein österreichischer Fliegeroffizier und Flugpionier. Er wurde am 5. Februar 1885 als Offizierssohn in Görz (heute Gorizia/Nova Gorica, Italien und Slowenien) geboren. Er absolvierte die Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt, wo er 1906 als Leutnant zum Infanterieregiment 88 ausgemustert wurde. 1911 wurde er zum Oberleutnant befördert und besuchte den ersten Jahrgang der k. u. k. Militärfliegerschule. Nittner erhielt noch im selben Jahr den österreichischen Pilotenschein mit der Nummer 42.¹ Am 3. Mai 1912 gelang ihm mit einer Etrich Taube der Überflug des Semmerings, was gleichzeitig die erste Überfliegung eines österreichischen Alpenpasses darstellte. Bei einem Flug von Berlin nach Wien seines Pilotenkollegen Philipp Ritter Blaschke von Zwornikkirchen im selben Jahr war Nittner als Passagier dabei.

Im Oktober 1912 flog Nittner selbst das erste Mal von Wiener Neustadt nach Linz. Im Jänner 1913 überflog er den bosnischen Karst. Nittner wurde das Kommando einer neuen Flugstation in Sarajevo anvertraut. Beim Absturz einer der Maschinen, die nach Sarajevo überstellt werden sollten, über dem Flugfeld Fischamend kam Nittner am 17. Februar 1913 ums Leben.² Als Absturzursache wurde Flügelbruch kolportiert.³ Andere Zeitungsberichte der damaligen Zeit sprachen von ungeklärter Absturzursache und nannten zum Teil auch ein anderes Absturzdatum.⁴ Widersprüchlich war auch,

¹ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

² Peter Broucek, Nittner Eduard, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Wien 1978.

³ Reichspost vom 18. Februar 1913.

⁴ Salzburger Chronik vom 18. Februar 1913; Wiener Montags-Journal vom 24. Februar 1913.

ob Nittner bei seinem Absturz einen Testflug absolvierte oder ob er bereits in Richtung Sarajevo gestartet war. Bereits kurz nach seinem Tod wurden ihm zu Ehren Denkmäler errichtet. Das bekannteste ist das Nittner-Denkmal auf dem Semmering, das am 3. Mai 1914 eingeweiht wurde.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Broucek, Nittner Eduard, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Wien 1978.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Nordberggasse

Datum der Benennung

27.2.1992

Text der Zusatztafel

(Wilhelm) Willi Nordberg 1930–1976

Physiker. Der in Fehring geborene und in Graz promovierte Nordberg kam 1953 auf Einladung der US-Army zum Forschungszentrum Fort Monmouth, wo er die für die Raumfahrt essenzielle obere Struktur der Atmosphäre erforschte. Ab 1959 leitete Nordberg bei der NASA Satelliten-Programme und stieg 1974 als Vater des Wettersatelliten zum Direktor für Weltraumanwendung auf.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

(Wilhelm) Willi Nordberg war ein Physiker und Weltraumpionier. Er wurde am 31. März 1930 in Fehring geboren. Er maturierte am Pestalozzi-Gymnasium in Graz und studierte anschließend Physik an der dortigen Universität, an der er 1953 summa cum laude promovierte. Auf Einladung der US-Army wanderte Nordberg 1953 in die USA aus, wo er als Physiker am Forschungszentrum Fort Monmouth arbeitete. Ein Höhepunkt seiner beruflichen Anfänge war das „Rocket Grenade-Experiment“, das erstmals Aufschlüsse über die Struktur der oberen Atmosphäre in einer Höhe von 30 bis 90 Kilometern lieferte. Die Ergebnisse bildeten die Grundlage für die bemannte und unbemannte Raumfahrt, da sie Rückschlüsse auf Windgeschwindigkeit, Windrichtung, Zusammensetzung der Luft, Ionisierung und Temperatur zuließen. 1959 wechselte Nordberg (mittlerweile William bzw. Bill genannt) zum Goddard Space Flight Center der gerade gegründeten NASA. Unter seiner Leitung wurden 1960 die ersten Wettersatelliten ins All geschossen, die zum ersten Mal Aufnahmen von Wolkenformationen und der Entstehung eines Hurrikans lieferten. Neben diesem Projekt war Nordberg an drei anderen Satellitenprogrammen federführend beteiligt: demITOS, dem Nimbus und dem Landsat. Mit dem Landsat-Programm eröffnete Nordberg den praktischen und wirtschaftlichen Weg zu einem globalen Umweltbeobachtungssystem. 1974 wurde Nordberg zum Direktor der Abteilung für Weltraumanwendung ernannt. Für seine Verdienste erhielt der Steirer mehrfach Auszeichnungen, unter anderem die höchste der NASA: die „Distinguished Service Medal“. Nordberg starb am 3. Oktober 1976 in Greenbelt, Maryland an Hautkrebs.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Walter M. Iber – Kurt Nordberg, Willi Nordberg – eine Kurzbiographie, in: Bruno P. Besser – Walter M. Iber – Stefan Karner, Nordberg. Der Weg in den Weltraum. Beitragsband zu Symposium und Ausstellung in Fehring 2010. Graz – Fehring 2010, S. 23–25.

Novalisgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Georg Philipp) Friedrich Frh. von Hardenberg 1772–1801

Schriftsteller. Der Idealtypus des frühromantischen Genius stammte aus der Grafschaft Mansfeld, studierte in Jena, Leipzig und Wittenberg Jus sowie Bergbau in Freiberg und war als Salinenassessor tätig. Seine unter dem Pseudonym Novalis verfasste Prosa und Lyrik verbanden mystische Innerlichkeit mit allegorischem Erzählen und prägten die Stilepoche der Romantik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Novalis (Friedrich von Hardenberg) war ein deutscher Dichter und Philosoph. Er wurde am 2. Mai 1772 auf Schloss Oberwiederstedt (Sachsen-Anhalt) geboren, wo er auch einen Teil seiner Jugend verbrachte. Er entstammte einem niedersächsischen Adelsgeschlecht. Seine Ausbildung erhielt er zunächst von Hauslehrern und im ersten Jahr des Gymnasiums in Eisleben, bevor er im Jahr 1790 in Jena begann, Rechtswissenschaften zu studieren. Im Verlauf des Studiums, das er in Leipzig und Wittenberg fortsetzte, lernte er unter anderem Friedrich Schiller, Johann Wolfgang von Goethe, Johann Gottfried Herder, Jean Paul und insbesondere August Wilhelm Schlegel kennen, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband.

1794 schloss Hardenberg das Studium ab. Danach nahm er eine Stelle als Schreiber bei Coelestin August Just in Tennstedt an, der später sein Freund und Biograf wurde. In dieser Zeit lernte er die zwölfjährige Sophie von Kühn kennen, mit der er sich im März 1795 verlobte. Sophie von Kühn starb zwei Jahre später qualvoll an den Folgen einer Leberentzündung und der Behandlung derselben. Hardenberg widmete sich zu dieser Zeit philosophischen Studien. Im Frühjahr 1796 nahm er eine Stelle in der Verwaltung der Salinen in Weißenfels an der Saale an, wo sich seine Familie zehn Jahre davor niedergelassen hatte. Von 1797 bis 1799 studierte Hardenberg an der Bergakademie in Freiberg verschiedene montanistische Fächer. In dieser Zeit setzte er sich auch intensiv mit der Philosophie Johann Gottlieb Fichtes auseinander. 1798 erschienen erste Texte von ihm im „Athenaeum“, der Frühromantiker-Zeitung von August und Friedrich Schlegel, unter dem Pseudonym

„Novalis“.¹ Im Dezember des Jahres verlobte er sich mit der Tochter des Freiburger Berghauptmanns, Julie von Carpenter. 1799 kehrte Hardenberg nach Weißenfels zurück und nahm eine Stelle in der Salinendirektion an, wo er bald zum Assessor und Direktoriumsmitglied aufstieg. Eine seiner Aufgaben in dieser Funktion war, die Versorgung der Salinen mit Heizkohle sicherzustellen. Hardenberg war in der Folge an der Erschließung der Braunkohlevorkommen bei Profen beteiligt, ebenso an der geologischen Vermessung der Region zwischen Zeitz, Köstritz, Gera, Ronneburg und Meuselwitz. Im Dezember 1800 wurde er zum Supernumerar-Amtshauptmann für den Thüringischen Kreis ernannt, eine Stellung vergleichbar mit einem heutigen Landesrat.²

Friedrich von Hardenberg starb am 25. März 1801 28-jährig in Weißenfels. Als Todesursache wurde ein von Tuberkulose ausgelöster Blutsturz angegeben. Die neuere Forschung nimmt die Erbkrankheit Mukoviszidose als eigentliche Ursache an. Hardenberg selbst hatte lediglich die Veröffentlichung weniger seiner Texte, der „Blüthenstaub-Fragmente“, der Fragmentensammlung „Glauben und Liebe oder Der König und die Königin“ (1798) sowie die Gedichtsammlung „Hymnen an die Nacht“ (1800) erlebt. Die unvollendeten Romane „Heinrich von Ofterdingen“ und „Die Lehrlinge zu Sais“ sowie das später vom Nationalsozialismus instrumentalisierte Gedicht „Die Christenheit oder Europa“ wurden posthum durch Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel veröffentlicht.³ Novalis gilt heute als einer der bedeutendsten Vertreter der deutschen Frühromantik.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hermann Kurzke, Die kürzeste Geschichte der deutschen Literatur und andere Essays. München 2010.

Hermann Kurzke, Novalis. 2. überarbeitete Aufl. München 2001.

Hans Joachim Mähl, Hardenberg, Georg Friedrich Philipp Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118588893.html>

Gerhard Schulz, Novalis. Leben und Werk Friedrich von Hardenbergs. München 2011.

¹ Hermann Kurzke, Die kürzeste Geschichte der deutschen Literatur und andere Essays. München 2010.

² Hans Joachim Mähl, Hardenberg, Georg Friedrich Philipp Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 7. Berlin 1966. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118588893.html>

³ Hermann Kurzke, Novalis. 2. überarbeitete Aufl. München 2001.

⁴ Gerhard Schulz, Novalis. Leben und Werk Friedrich von Hardenbergs. München 2011.

Nußbaumerstraße

Datum der Benennung

1929

Text der Zusatztafel

Otto Nußbaumer 1876–1930

Physiker. Der gebürtige Tiroler schloss an der Technischen Hochschule in Graz 1901 sein Maschinenbaustudium ab. Als Assistent am dortigen Institut für Physik gelang Nußbaumer 1904 die weltweit erste drahtlose Übertragung von Stimmen und Musik über Radiowellen. Ohne diese Erfindung weiterzuentwickeln, zog der Radiopionier 1908 als Landesbeamter nach Salzburg.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Otto Nußbaumer war ein österreichischer Physiker und Pionier der Radiowellentechnik. Er wurde am 31. März 1876 in Wilten bei Innsbruck geboren. Seine Gymnasialzeit verbrachte er in Leoben, dann in Kremsmünster, um schließlich an der Landesoberrealschule in Graz zu maturieren. Beim anschließenden Studium an der Technischen Hochschule in Graz war er Hörer von Konstantin von Ettingshausen, seinem späteren Förderer, bei dem er nach Abschluss des Studiums eine Assistentenstelle erhielt. Im Verlauf seiner zahlreichen Untersuchungen gelang ihm im Juni 1904 eine drahtlose Übertragung von Musik.

Nußbaumer verfolgte allerdings seine Studien nicht weiter, sondern trat 1907 in den Staatsdienst ein und wurde zuerst elektrotechnischer Sachverwalter bei der Statthalterei in Graz, ehe er 1908 bei der Salzburger Landesregierung eine Position im Salzburger Baudepartement erhielt. 1919 wurde er Vorstand der Abteilung für Maschinenbau und Elektrotechnik. Eine Einberufung in die Armee während des Ersten Weltkrieges blieb ihm aufgrund seines Alters erspart. 1924 wurde er zum Titularhofrat ernannt, 1929 zum Ehrenbürger der Stadt Salzburg. Besondere Verdienste erwarb er sich bei der Einrichtung der Elektrotechnischen Abteilung der Staatsgewerbeschule 1919. Otto Nußbaumer starb am 5. Jänner 1930 in Salzburg.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Helmut Jäger, Otto Nussbaumer – ein Radiopionier. Über seine Experimente zur drahtlosen Übertragung von Musik, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaften, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 195–230.

Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale. Graz – Wien 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Oberhuberweg

Datum der Benennung

6.2.1992

Text der Zusatztafel

Peter Richard Oberhuber 1906–1985

Maler. Der in Zeltweg geborene Kunstpädagoge lehrte nach der Wiener Akademie der bildenden Künste an steirischen Schulen und leitete ab 1945 die Kunstgewerbeschule in Graz. Oberhuber erneuerte die Grazer Sezession, gründete 1952 den Werkbund im Steiermärkischen Kunstverein und war als Künstler für kubistisch vereinfachte Stillleben sowie Aquarelle bekannt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Richard Oberhuber war ein steirischer Maler, Kunsterzieher, Professor und Vorstand der Abteilung Kunstgewerbe der HTBL Ortweinplatz in Graz. Er wurde am 3. Februar 1906 in Zeltweg geboren. Nach dem frühen Tod des Vaters wuchs er im Haus der Tante, das ein Treffpunkt für sozialistische Politiker war, auf. Von 1920 bis 1923 besuchte er die LBA in Wien, anschließend von 1924 bis 1927 eine Privatschule in Graz. Danach studierte Oberhuber an der Akademie der bildenden Künste in Wien und legte 1934 die Lehramtsbefähigungsprüfung ab. Nach Wanderjahren in Italien, Frankreich und der Schweiz kam er 1936 schlussendlich nach Graz, wo er an der Kepler-Realschule als Kunsterzieher angestellt wurde.

Oberhubers Stellung im Nationalsozialismus ist ambivalent, so gibt es sowohl Belege für antifaschistische Betätigungen als auch für konformes Verhalten.¹ Bereits im Juni 1934 war Oberhuber in Wien aufgrund kommunistischer Betätigung verhaftet und zu sechs Wochen Polizeiarrest verurteilt worden. Oberhuber selbst gab an, dass er aufgrund fortgesetzter sozialdemokratischer Betätigung in Haft genommen wurde. 1939 wurde zwar sein Antrag auf Parteimitgliedschaft abgelehnt, es gibt jedoch auch Hinweise darauf, dass er bereits im Jahr 1938 Mitglied geworden war, und zwar mit der Mitgliedsnummer 6.276.292. Er trat zudem der

¹ Vgl. zu den folgenden Ausführungen Angela Fink, Oberhuber, Richard, in: Günther Holler-Schuler – Otto Hochreiter (Hg.), Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011, S. 88; Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010, S. 255.

Reichskammer der bildenden Künste bei und hatte noch im selben Jahr Ausstellungen in Graz und Leoben. Dennoch wurde er in der Parteikartei 1939 als Anwärter geführt.

Im Frühjahr 1939 wurde er verhaftet, da er Äußerungen gegen das Regime getätigt haben soll. Das Kreisgericht kam daraufhin zum Entschluss, dass das Ansuchen um Aufnahme in die Partei aufgrund seiner politischen Vergangenheit abzulehnen sei, dennoch gab er in verschiedensten Fragebögen immer wieder seine Parteizugehörigkeit zu Protokoll.

Ab 1941 arbeitete Oberhuber als Lehrer in Bruck, Leoben, Fürstenfeld und Graz. 1943 wurde er zum Arbeitsdienst eingezogen, konnte dabei aber erreichen, dass er als Maler eingesetzt wurde. Im selben Jahr soll er zum Leiter einer obersteirischen Widerstandsgruppe geworden sein, wie eidesstattliche Erklärungen beteiligter Personen nahelegen. Nach Kriegsende wurde Oberhuber durch Beschluss aller politischen Parteien als Bürgermeister von Zeltweg eingesetzt. Dieses Amt legte er bereits im Juli 1945 wieder zurück, da er zum provisorischen Direktor der staatlichen Kunstgewerbeschule in Graz ernannt worden war. Im September 1945 wurde er zum Fachinspektor für Zeichenunterricht und im Dezember 1945 zum Vorsitzenden der „Säuberungskommission“ für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten ernannt.

Oberhuber bemühte sich um den Wiederaufbau der Grazer Sezession. In diesem Zusammenhang wurde er beschuldigt, ein Mitglied der NSDAP gewesen zu sein. Er wies dies jedoch als politische Verleumdung zurück und konnte eine Bestätigung der Landeshauptmannschaft vorlegen, wonach er niemals Mitglied der NSDAP gewesen sei. Unterschrieben war dieses Dokument von Karl Voglar, der ebenfalls NSDAP-Mitglied gewesen war. Oberhuber musste als Präsident der Sezession zurücktreten und wandte sich ab nun dem Steiermärkischen Kunstgewerbeverein zu, dessen Präsident er 1947 wurde. 1950 wurde er zum Vizepräsidenten des Steiermärkischen Kunstvereins und 1952 gründete er den Werkbund im Steiermärkischen Kunstverein, dessen Präsident er 1954 wurde. 1955 wurde Oberhuber nach der Zusammenlegung der Kunstgewerbeschule mit der Höheren Technischen Bundeslehranstalt zum provisorischen Fachvorstand der kunstgewerblichen Abteilung. Peter Richard Oberhuber starb am 17. Oktober 1985 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Eisenhut, Peter Richard Oberhuber, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), *Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Graz 2001, S. 296–307.

Angela Fink, Oberhuber, Richard, in: Günther Holler-Schuler – Otto Hochreiter (Hg.), *Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda*. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011, S. 88f.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

Olga-Rudel-Zeynek-Gasse

Datum der Benennung

14.4.2011

Text der Zusatztafel

Olga Rudel-Zeynek (geb. von Zeynek) 1871–1948

Politikerin. Die in Olmütz/Olomouc geborene christlich-soziale Pionierin lebte seit Kriegsbeginn 1914 in Graz, wo sie sich für die Kriegshilfe engagierte. Sie gehörte 1919 dem steirischen Landtag sowie 1920–1927 dem Nationalrat an. Rudel-Zeynek stand als weltweit erste Frau an der Spitze einer parlamentarischen Körperschaft 1927–1928 und 1932 dem Bundesrat vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Olga Rudel-Zeynek war eine christlichsoziale österreichische Politikerin und Journalistin. Sie wurde am 28. Jänner 1871 im mährischen Olmütz (heute Olomouc, Tschechien) als Olga Zeynek geboren. Sie entstammte einer altösterreichischen, katholisch geprägten Beamtenfamilie. Ihr Vater Gustav Zeynek war Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Olmütz. 1872 zog die Familie nach Troppau (Opava, heute Tschechien). Dort besuchte Olga die Bürgerschule und anschließend eine Höhere Töchterschule der Ursulinen in Freiwaldau (heute Jeseník, Tschechische Republik). Schon als Jugendliche zeigte sie sich politisch interessiert. In der Folge übersiedelte sie mit ihrer Familie nach Wien, nachdem der Vater zum Ritter geschlagen worden war und eine Stelle im Unterrichtsministerium erhalten hatte. In Wien heiratete Olga von Zeynek 1897 den Offizier Rudolf Rudel. Mit ihm zog sie in verschiedene Garnisonsstädte der österreichisch-ungarischen Monarchie, darunter Trient (Trento), Lemberg (Lwiw), Ödenburg (Sopron) und Tarnopol (Ternopil).¹

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs arbeitete sie in Graz ehrenamtlich bei Kriegshilfsaktionen und betätigte sich in der katholischen Frauenorganisation Steiermark. Über diese kam sie zur Christlichsozialen Partei, für die sie nach dem Krieg zunächst im steirischen Landtag saß, ab 1920 als deren Abgeordnete im Nationalrat und von 1927 bis 1934 im Bundesrat. 1927/28 und 1932 war sie für die Steiermark Bundesratsvorsitzende. Damit gehörte sie zu den weltweit ersten Frauen an der Spitze einer parlamentarischen Körperschaft.² Als Politikerin beschäftigte sie sich mit familien- und

¹ Der Standard vom 8. März 2007.

² Andrea Ertl, Rudel-Zeynek, Olga, geborene von Zeynek, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd128964944.html>

sozialpolitischen Themen, besonders engagierte sie sich in der Jugendfürsorge. Sie bemühte sich als Abgeordnete um Verbesserungen im Ehe- und Familienrecht, in der Fürsorge, im Hebammenwesen, um Unterstützungen für Kleinrentner, um das Alkoholverbot für Jugendliche sowie die Förderung der Mädchenbildung. Als ihr größter politischer Erfolg gilt die nach ihr so genannte Lex Rudel-Zeynek von 1925, durch das der Unterhaltsanspruch von Frauen gegenüber säumigen Vätern und Ehemännern gesetzlich verankert wurde. Als Mitglied des Volkswirtschaftsausschusses engagierte sie sich für ein Ausfuhrverbot einheimischer Kunstgegenstände.³

1931 erhielt sie das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich. Nach der Ausschaltung des Parlaments und somit auch des Bundesrates konzentrierte sich Rudel-Zeynek auf karitative Tätigkeiten. In ihren Schriften stand sie dem Ständestaat positiv gegenüber, obwohl dieser ihre politische Karriere beendet hatte. Den Nationalsozialismus lehnte sie hingegen ab. Gegen den sogenannten „Anschluss“ im Jahr 1938 übte sie lediglich stillen Protest. Die letzten Kriegsjahre verbrachte sie in Graz, wo sie Zeugin der heftigen Luftangriffe durch die Alliierten wurde. Nach dem Krieg schrieb sie Kolumnen für verschiedene Tageszeitungen. Unter anderem forderte sie die Frauen auf, bei der Landtagswahl im Herbst 1945 von ihrem Stimmrecht Gebrauch zu machen, und betätigte sich darüber hinaus in der österreichischen Frauenbewegung. Olga Rudel-Zeynek starb am 25. August 1948 in Graz an einem Schlaganfall.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Andrea Ertl, Rudel-Zeynek, Olga, geborene von Zeynek, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd128964944.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

A. L. Schuller, Rudel(-Zeynek), Olga; geb. von Zeynek (1871–1948), Politikerin und Schriftstellerin, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 44. Wien 1987. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_R/Rudel_Olga_1871_1948.xml

³ A. L. Schuller, Rudel(-Zeynek), Olga; geb. von Zeynek (1871–1948), Politikerin und Schriftstellerin, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 44. Wien 1987. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_R/Rudel_Olga_1871_1948.xml

Orgeniweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Anna Maria Aglaja von Görger St. Jörgen 1843–1926

Sängerin. Die im heute slowakischen Rimavská Sobota geborene, ungarischstämmige Opernsängerin absolvierte ihre Ausbildung in Baden-Baden und debütierte 1865 mit dem Künstlernamen Aglaja Orgéni an der Berliner Hofoper. Als gefragte Koloratursängerin gab sie ab 1866 Gastspiele an europäischen Bühnen, so 1885 in Graz. Ab 1914 lebte sie als Gesangslehrerin in Wien.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Aglaja Orgéni war eine ungarische Opernsängerin und Gesangspädagogin. Sie wurde als Anna Maria Aglaja von Görger St. Jörgen am 17. Dezember 1843 in Rimászombat (damals Ungarn, heute Rimavská Sobota, Slowakei) geboren. Ihre gesangliche Ausbildung erhielt sie bei Pauline Viardot Garcia in Baden-Baden, nachdem sie zunächst in Graz Gesang zu studieren begonnen hatte. Ihre Ausbildung vollendete sie bei dem italienischen Gesangslehrer Francesco Lamperti in Mailand (Milano/Italien), den sie auch in späteren Jahren immer wieder auf seinem Ruhesitz in Como besuchte, um mit ihm Bühnenrollen in italienischer Sprache durchzuarbeiten.¹ Ihre Gesangskarriere begann Orgéni als Konzertsängerin und reiste dabei durch Holland und einige deutsche Städte.

1865 debütierte sie als Amina in Bellinis „La sonnambula“ an der Oper in Berlin und wurde dort weiter engagiert. Der im Jahre 1866 ausgebrochene Krieg beendete ihr Engagement in Berlin.² Danach nahm sie vorerst kein fixes Engagement mehr an und begann eine langjährige Gastspielkarriere. So gastierte sie noch im selben Jahr unter anderem an der Londoner Covent Garden Opera als Lucia di Lammermoor in der gleichnamigen Oper und als Violetta in „La traviata“. Weitere Gastspiele gab sie an der Wiener Hofoper sowie an den Opernhäusern von Breslau und Riga. Sie sang in den folgenden zwei Jahrzehnten auf praktisch allen großen europäischen Bühnen und galt als eine der führenden Koloratursopranistinnen ihrer Generation. Unter der Leitung von Wilhelm

¹ Grazer Tagblatt vom 25. März 1926.

² Ludwig Eisenberg, Ludwig Eisenberg's grosses biographisches Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903.

Kienzl sang Aglaja Orgéni auch in Graz.³ Von 1873 bis 1887 war sie zudem an der Münchner Hofoper engagiert.⁴

Ab 1886 unterrichtete sie Gesang am Konservatorium in Dresden. 1908 erhielt sie am Königlichen Konservatorium in Dresden als erste Frau in Deutschland eine Professur. 1914 übersiedelte sie zu Verwandten nach Wien, wo sie trotz schwindender Gesundheit bis zu ihrem Tod am 15. März 1926 als Gesangslehrerin tätig blieb.⁵

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ludwig Eisenberg, Ludwig Eisenberg's grosses biographisches Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903.

Christian Fastl, Orgéni (Orgény), Aglaja (eig. Anna Maria Aglaja von Görger St. Jörgen), in: Österreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter:

http://epub.oeaw.ac.at/ml/musik_O/Orgeni_Aglaja.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

K. J. Kutsch – Leo Riemens, Großes Sängerlexikon. Bd. 4. Dritte erw. Aufl. Unter Mitwirkung von Hansjörg Rost. Bern – München 1997.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 21. Wien 1870.

³ Grazer Volksblatt vom 31. Dezember 1882.

⁴ K. J. Kutsch – Leo Riemens, Großes Sängerlexikon. Bd. 4. Dritte erw. Aufl. Unter Mitwirkung von Hansjörg Rost. Bern – München 1997.

⁵ Christian Fastl, Orgéni (Orgény), Aglaja (eig. Anna Maria Aglaja von Görger St. Jörgen), in: Österreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://epub.oeaw.ac.at/ml/musik_O/Orgeni_Aglaja.xml

Ortweingasse

Datum der Benennung

12.1.1984

Text der Zusatztafel

August Ortwein 1836–1900

Architekt. Der auf Schloss Kornberg geborene Ortwein war nach dem Studium in Wien Professor an der Nürnberger Kunstgewerbeschule. 1876–1879 leitete er als erster Direktor die später nach ihm benannte Staatsgewerbeschule in Graz. Als Architekt schuf er ferner die Jugendstilfassade des Hauses Sporgasse 3 und die Dekorationsmalerei in der Pfarrkirche St. Veit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

August Ortwein war ein Grazer Architekt und erster Direktor der Staatsgewerbeschule. Geboren am 30. Juni 1836 auf Schloss Kornberg, studierte er Architektur in Wien. Von 1866 bis 1873 war er Professor für Architektur an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Dasselbst machte er die Bekanntschaft des Architekten, Bauhistorikers und Kunstschriftstellers August Essenwein.¹

1876 wurde er erster Direktor der o.k. Staatsgewerbeschule in Graz. 1879 saß Ortwein im Komitee für den Bau der neugotischen Herz-Jesu-Kirche. Im Februar 1880 wurde Ortwein unter Kuratel gestellt, weil er „dem Wahnsinn verfallen“ sei.² Zu diesem Zeitpunkt war er nicht mehr Direktor der Staatsgewerbeschule. Die Kuratel wurde zwölf Jahre später wieder aufgehoben.³

In den Jahren dazwischen wurden einige Bauvorhaben nach seinen Entwürfen realisiert, darunter die Dekorationsmalerei im Inneren der Pfarrkirche St. Veit.⁴ Von Ortwein stammt die Jugendstilfassade des Hauses Sporgasse Nr. 3 (ehemals Kielhauser). Ortwein, der besonders für seine Ornamente bekannt war, entwarf weiters zahlreiche Schmuckgegenstände sowie die Ehrenbürgerdiplome der Stadt Graz für Moritz Ritter von Franck und Moritz Ortens. Ortwein leitete die Restaurierung

¹ Grazer Volksblatt vom 25. Dezember 1892.

² Grazer Volksblatt vom 26. Februar 1880.

³ Grazer Tagblatt vom 12. Februar 1892.

⁴ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

mehrerer Kirchen in Graz, darunter jene der Stadtpfarrkirche⁵ und der St.-Andrä-Kirche.⁶ August
Ortwein starb am 22. September 1900 64-jährig an einem Gehirnschlag in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁵ Grazer Volksblatt vom 12. April 1876.

⁶ Grazer Volksblatt vom 27. August 1892.

Ortweinplatz

Datum der Benennung

28.5.1936

Text der Zusatztafel

August Ortwein 1836–1900

Architekt. Der auf Schloss Kornberg geborene Ortwein war nach dem Studium in Wien Professor an der Nürnberger Kunstgewerbeschule. 1876–1879 leitete er als erster Direktor die später nach ihm benannte Staatsgewerbeschule in Graz. Als Architekt schuf er ferner die Jugendstilfassade des Hauses Sporgasse 3 und die Dekorationsmalerei in der Pfarrkirche St. Veit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

August Ortwein war ein Grazer Architekt und erster Direktor der Staatsgewerbeschule. Geboren am 30. Juni 1836 auf Schloss Kornberg, studierte er Architektur in Wien. Von 1866 bis 1873 war er Professor für Architektur an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Dasselbst machte er die Bekanntschaft des Architekten, Bauhistorikers und Kunstschriftstellers August Essenwein.¹

1876 wurde er erster Direktor der o.k. Staatsgewerbeschule in Graz. 1879 saß Ortwein im Komitee für den Bau der neugotischen Herz-Jesu-Kirche. Im Februar 1880 wurde Ortwein unter Kuratel gestellt, weil er „dem Wahnsinn verfallen“ sei.² Zu diesem Zeitpunkt war er nicht mehr Direktor der Staatsgewerbeschule. Die Kuratel wurde zwölf Jahre später wieder aufgehoben.³

In den Jahren dazwischen wurden einige Bauvorhaben nach seinen Entwürfen realisiert, darunter die Dekorationsmalerei im Inneren der Pfarrkirche St. Veit.⁴ Von Ortwein stammt die Jugendstilfassade des Hauses Sporgasse Nr. 3 (ehemals Kielhauser). Ortwein, der besonders für seine Ornamente bekannt war, entwarf weiters zahlreiche Schmuckgegenstände sowie die Ehrenbürgerdiplome der Stadt Graz für Moritz Ritter von Franck und Moritz Ortens. Ortwein leitete die Restaurierung

¹ Grazer Volksblatt vom 25. Dezember 1892.

² Grazer Volksblatt vom 26. Februar 1880.

³ Grazer Tagblatt vom 12. Februar 1892.

⁴ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

mehrerer Kirchen in Graz, darunter jene der Stadtpfarrkirche⁵ und der St.-Andrä-Kirche.⁶ August
Ortwein starb am 22. September 1900 64-jährig an einem Gehirnschlag in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁵ Grazer Volksblatt vom 12. April 1876.

⁶ Grazer Volksblatt vom 27. August 1892.

Ostwaldgasse

Datum der Benennung

7.12.1921

Text der Zusatztafel

(Friedrich) Wilhelm Ostwald 1853–1932

Chemiker, Nobelpreisträger. Der gebürtige Rigaer studierte in Dorpat/Tartu und wirkte ab 1882 in Riga sowie 1887–1906 in Leipzig als Chemieprofessor, wo er die Physikalische Chemie als neue Wissenschaftsdisziplin begründete. Neben seinen 1909 nobelpreisprämiierten Forschungen zur Katalyse verfasste Ostwald zudem Schriften zur Philosophie und Wissenschaftstheorie.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Ostwald war ein deutsch-baltischer Chemiker und Philosoph. Er gilt als einer der Begründer der Physikalischen Chemie. Friedrich Wilhelm Ostwald wurde am 2. September 1853 als zweiter Sohn einer deutschstämmigen Handwerkerfamilie in Riga (damals russisches Reich, heute Lettland) geboren. Er entwickelte früh ein naturwissenschaftliches Interesse und führte schon als Kind unter anderem pyrotechnische und fotografische Experimente durch.¹ Nach dem Gymnasium in Riga studierte er ab 1872 Chemie, Mathematik und Physik an der Universität in Dorpat (Tartu, heute Estland). Als Assistent am Physikalischen Kabinett bei Arthur von Oettingen schrieb er 1877 seine Magisterarbeit und ein Jahr später seine Dissertation „Volumchemische und optisch-chemische Studien“.

1880 begann Ostwald seine Lehrtätigkeit als Privatdozent am Chemischen Institut in Dorpat. Im selben Jahr heiratete er Helene von Reyher. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter und drei Söhne hervor. 1882 wurde Ostwald als Professor an das Rigaer Polytechnikum berufen, wo er seine Lehrtätigkeit und seine Forschungen über die Ursache chemischer Reaktionen fortsetzte. 1887 wurde er Professor für physikalische Chemie an der Universität Leipzig, wo er zwei Jahrzehnte lang forschte und lehrte.² Ostwald baute Kontakte mit Wissenschaftlern in Europa und Nordamerika auf. Neben der Entdeckung der Beziehung zwischen Dissoziationsgrad und Konzentration der Säurelösung

¹ O. A., Wilhelm Ostwald: Physiko-Chemiker, Nobelpreisträger, Universalgelehrter. Online verfügbar unter: <https://www.wilhelm-ostwald-park.de/de/biografie>

² Ulf Messow, Ostwald, Friedrich Wilhelm, in: Sächsische Biografie, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky. Online verfügbar unter: <http://www.isgv.de/saebi>

(„Ostwaldsches Verdünnungsgesetz“) erforschte er unter anderem die energetische Betrachtungsweise zur Untersuchung physikalisch-chemischer Vorgänge („Ostwaldsche Stufenregel, Ostwald-Reifung“). Ostwalds Forschungsarbeiten über Zeitabläufe bei chemischen Prozessen und über die Begriffsbildung der Katalyse waren für die sich ausbreitende Großindustrie von großer Bedeutung. Sie brachten ihm später, 1909, den Nobelpreis für Chemie ein.

Ostwald publizierte auch, so 1889 das Lehrbuch „Grundriß der allgemeinen Chemie“. Zudem gründete er die Buchreihe „Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften“, die über 200 elementare Originalwerke aus allen Bereichen der Naturwissenschaften, unter anderem von Kant, Gauß oder Euler, wiederveröffentlichte. 1905 nahm Ostwald als erster deutscher Gelehrter eine Austauschprofessur an der Harvard-Universität in den USA an. 1906 emeritierte er vorzeitig und zog sich auf sein einige Jahre zuvor erworbenes Gut namens „Energie“ in Großbothen in der Nähe von Leipzig zurück, um sich verstärkt Arbeiten zur Philosophie, Wissenschaftsgeschichte und -theorie sowie Farbenlehre zu widmen.³ Letzteres unternahm er insbesondere während des Ersten Weltkriegs, als seine internationalen Korrespondenzverbindungen unterbrochen waren. Außerdem übernahm er in vielen Organisationen und Gesellschaften den Vorsitz und publizierte zahlreiche eigene und fremde Werke. 1913 gründete er dafür einen eigenen Verlag. Ostwald veröffentlichte seine Memoiren unter dem Titel „Lebenslinien“ in den Jahren 1926 und 1927. Wilhelm Ostwald starb am 4. April 1932 in Leipzig. Sein Grab ist im Steinbruch seines ehemaligen Gutes in Großbothen, wo sich heute der „Wilhelm-Ostwald-Park“ befindet.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Hans-Georg Bartel, Ostwald, Friedrich Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin 1999. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd11859057X.html>
- J.-P. Domschke – H. Hofmann, Der Physikochemiker und Nobelpreisträger Wilhelm Ostwald (1853–1932) – Ein Lebensbild. Sonderheft 23 der Schriftenreihe Mitteilungen der Wilhelm-Ostwald-Gesellschaft zu Großbothen e.V., 2012.
- Rudolf Eisler, Ostwald, Wilhelm, in: Philosophen-Lexikon. Berlin 1912.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

³ Hans-Georg Bartel, Ostwald, Friedrich Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 19. Berlin 1999. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd11859057X.html>

⁴ J.-P. Domschke – H. Hofmann, Der Physikochemiker und Nobelpreisträger Wilhelm Ostwald (1853–1932) – Ein Lebensbild. Sonderheft 23 der Schriftenreihe Mitteilungen der Wilhelm-Ostwald-Gesellschaft zu Großbothen e.V., 2012.

Ulf Messow, Ostwald, Friedrich Wilhelm, in: Sächsische Biografie, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky. Online verfügbar unter:
<http://www.isgv.de/saebi>.

Otto-Loewi-Gasse

Datum der Benennung

17.7.1969

Text der Zusatztafel

Otto Loewi 1873–1961

Mediziner, Nobelpreisträger. Der in Frankfurt am Main geborene Loewi habilitierte sich 1900 in Marburg für Pharmakologie. 1909–1938 war er Professor der Universität Graz und erhielt 1936 für die Entdeckung der chemischen Übertragung der Nervenimpulse den Chemienobelpreis. Als Jude musste Loewi nach dem „Anschluss“ 1938 emigrieren und lebte ab 1940 in den USA.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Otto Loewi war Mediziner und Nobelpreisträger. Er wurde am 3. Juni 1873 in Frankfurt am Main geboren und absolvierte sein Studium in Straßburg, München, Marburg und Wien. Nach seiner Promotion 1896 legte er das Staatsexamen ab. Von Sommer 1897 bis Herbst 1898 arbeitete er in der Klinik Carl von Noordens in Frankfurt, ehe er am Pharmakologischen Institut der Universität Marburg Assistent von Hans Horst Meyer wurde. 1900 erfolgte die Habilitation. Zwischenzeitlich war er provisorischer Leiter des Pharmakologischen Institutes in Marburg, ehe er Meyer 1905 nach Wien nachfolgte. In den Jahren 1909 bis 1938 war er Ordinarius für Pharmakologie an der Universität Graz.

In dieser Zeit gelang ihm der Nachweis der chemischen Übertragung von Nervenimpulsen mittels Experimente an isolierten Froschherzen. Bis dato war gängige Lehrmeinung gewesen, dass die Übertragung elektrisch erfolge. Gemeinsam mit Sir Henry Dale, der ebenfalls zur chemischen Nervenübertragung forschte, erhielt er 1936 den Chemienobelpreis. Als weitere Ehrungen erhielt er die Ehrendoktorwürde der Karl-Franzens-Universität Graz und den Ehrenring der Stadt Graz.

Nach dem „Anschluss“ 1938 wurde Loewi zusammen mit zwei seiner Söhne inhaftiert, mit 24. April 1938 vom Dekan „mit sofortiger Wirkung beurlaubt“ und am 28. Mai in den Ruhestand versetzt. Ende Mai wurden seine Lohnzahlungen eingestellt und mit 30. Mai 1938 wurde Loewi schlussendlich entlassen. Am 28. September reiste er nach Wien und emigrierte am 30. September 1938 nach London. Als Preis für seine Freilassung und die Möglichkeit der Auswanderung musste er seinen Nobelpreis an das „Deutsche Reich“ überschreiben. Seine Ausreise wurde von Freunden finanziert, seine Frau kam erst drei Jahre später nach New York nach. Loewi konnte im Jahre 1940 einen durch

die Rockefeller-Stiftung gesicherten Arbeitsplatz am College of Medicine in New York finden. Otto Loewi starb am 25. Dezember 1961 in New York.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Michael Engel, Loewi, Otto, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 15. Berlin 1987, S. 108f. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118728881.html>

Otto Hochreiter, Otto Loewi, Mediziner. Online verfügbar unter:
<http://www.graz.at/cms/beitrag/10096221/1869835>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ursula Mindler, Nationalsozialistische Universitätspolitik zur Zeit des „Anschlusses“. Das Fallbeispiel Otto Loewi, in: Blätter für Heimatkunde 77/3/2003, S. 89–106.

Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

Otto-Wagner-Weg

Datum der Benennung

8.5.1974

Text der Zusatztafel

Otto Koloman Wagner 1841–1918

Architekt. Der in Penzing bei Wien geborene Wagner war ab 1894 Professor der Akademie der bildenden Künste und 1899–1905 Mitglied der Wiener Secession. Wagners Jugendstilarchitektur, etwa die Wiener Stadtbahn, die Postsparkasse und die Kirche am Steinhof, war ein Meilenstein vom Historismus zur Moderne und prägte die architektonische Gestaltung Wiens um 1900.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Otto Koloman Wagner war ein österreichischer Architekt und Mitbegründer der Wiener Sezession. Er wurde am 13. Juli 1841 in Penzing geboren, studierte von 1857 bis 1859 am Wiener Polytechnikum, von 1860 bis 1861 an der königlichen Bauakademie in Berlin und danach an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Erste praktische Erfahrungen machte er im Büro seines Mentors Ludwig von Förster. Seine ersten Arbeiten sind dem Späthistorismus verpflichtet. Es folgte eine auftragsarme Zeit, in der er an vielen Architekturwettbewerben teilnahm, trotz teilweise sehr guten Abschneidens dennoch ohne nennenswerten Auftrag blieb.

Wagner publizierte 1890 seine Arbeiten, womit er eine gewisse Bekanntheit erreichte, sodass er den Auftrag für eine Neuplanung Wiens erhielt. Von seinen diesbezüglichen Entwürfen wurden bis 1901 jedoch nur die Vorortelinie und die Stadtbahn mit 34 Stationsbauten ausgeführt. 1893 erhielt er für den Generalsanierungsplan von Wien den 1. Preis, der ihm zwar schlagartig große Reputation einbrachte, umgesetzt wurde er dennoch nicht. Wagner gilt mit seinen Arbeiten als Vorbereiter des modernen Städtebaus, v. a. seine Zweckbauten mit ihrer Verbindung aus Eisen- und Steinbau prägen bis heute das Wiener Stadtbild (Wiener Stadtbahn, erbaut 1894–1897; Postsparkasse, erbaut 1905). 1894 wurde er zum Oberbaurat und zum Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien ernannt. Von 1899 bis 1905 war er Mitglied der Künstlervereinigung Sezession. Otto Wagner starb am 11. April 1918 in Wien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert Lachmayer, Modernität und Fortschritt bei Otto Wagner, in: Museum Moderner Kunst (Hg.), Otto Wagner. Möbel und Innenräume. Salzburg – Wien, S. 65–72.

Helmut Weihsmann, In Wien erbaut. Lexikon der Wiener Architekten des 20. Jahrhunderts. Wien 2005.

Pachlerweg

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Marie Leopoldine Pachler (geb. Koschak) 1794–1855

Pianistin, Komponistin und Mäzenin. Die gebürtige Grazerin erhielt eine gute musikalische Ausbildung und komponierte als Kind erste Musikstücke. Nach ihrer Heirat mit dem musikbegeisterten Anwalt Karl Pachler führten die beiden in Graz einen Salon, in dem viele Künstler, etwa Franz Schubert, Inspirationen erhielten. Zu ihren Bekannten zählte Ludwig van Beethoven.

EKSIN / Martin Moll

Biografie

Marie (selten auch Maria) Leopoldine Pachler (geb. Koschak) war eine österreichische Pianistin, Komponistin und Musikmäzenin. Sie wurde am 2. Februar 1794 in Graz als Tochter des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Aldobrand Koschak (1759–1813), der auch als juristischer Schriftsteller hervortrat, und seiner Frau Therese (geborene Ruard) geboren. Ihr Vater ließ Marie eine sorgfältige musikalische und literarische Erziehung, unter anderem durch Klavier- und Gesangsunterricht, angedeihen und förderte ihre früh erkennbare musikalische Begabung, die sich darin zeigte, dass sie im Alter von neun Jahren Menuette und Märsche komponierte, die bei den Hausbällen der Koschaks und von Regimentskapellen gespielt zur Aufführung kamen. Marie galt als ein Wunderkind. Den größten Einfluss auf sie hatte der Schriftsteller und am Grazer Lyzeum tätige Professor für Geschichte Dr. Julius Franz Borgias Schneller (1777–1833), der ihr Talent erkannte und sie förderte. Schneller machte sie mit den Meisterwerken der Literatur und den Kompositionen Ludwig van Beethovens (1770–1827) vertraut. Auf seine Empfehlung hin wählte Beethoven Marie Koschak als Pianistin für eine Aufführung seiner „Phantasie mit Chor“ aus. Allerdings beendete der österreichische Staatsbankrott 1811 den Wohlstand der Familie Koschak. Davon zutiefst erschüttert, starb Maries Vater 1813. Mit ihrer Mutter, die Maries Absicht, angesichts der desolaten materiellen Lage der Familie Berufsmusikerin zu werden, vereitelt hatte, zog sie nach Laibach.

Nachdem Marie Koschak in Graz bereits als Pianistin und Komponistin hervorgetreten war, heiratete sie im Mai 1816 den Grazer Bierbrauer und Advokaten Dr. Karl Pachler (1789–1850), den Besitzer des sogenannten Rabenschinderhauses (heute Thonethof in der Herrengasse). Das Ehepaar nahm 1835

den 1820 geborenen Friedrich Kaltenecker (ab 1858 Ritter von Riedhorst), den späteren Landeshauptmann des Kronlandes Krain, als Ziehsohn auf, der mit ihrem eigenen, ein Jahr älteren Sohn Faust Pachler (1819–1891) gemeinsam aufwuchs. Die besonders an Musik interessierten Pachlers führten bis etwa 1830 ein sehr offenes und gastliches Haus, einen der vornehmsten Salons von Graz und das Zentrum des dortigen Bildungsbürgertums, in dem unter anderem etliche damals prominente Hofschauspieler, Musiker, Dichter und Maler verkehrten. Der bekannteste unter ihnen war der Musiker, Komponist und Musikkritiker Anselm Hüttenbrenner (1794–1868). Marie Pachler regte Franz Schubert (1797–1828), der im September 1827 drei Wochen lang ihr Gast war, dazu an, eine Reihe von Gedichten zu vertonen, die zum Teil einige ihrer anderen Gäste verfasst hatten. Schubert widmete diese Kompositionen seiner Gönnerin. Lediglich Schuberts „Kindermarsch“ in G-Dur für zwei Klaviere ist Karl Pachlers Namenstag am 4. November 1827 gewidmet. Die Familie unterhielt neben diesen Kontakten zu mehreren (mit der Ausnahme Schuberts) heute vergessenen Künstlern eine Beziehung zu Beethoven, die durch Briefe und zwei Treffen 1817 und 1823 bezeugt ist.

Die Kernfamilie (Karl, Marie und Faust Pachler) förderte die zeitgenössische Musik zwar in unterschiedlichen Rollen, aber doch als Team, weshalb sich beispielsweise in der vorrangigen Quelle, Wolfgang Suppans „Steirisches Musiklexikon“, lediglich ein Eintrag „Pachler, Familie“ findet. Marie Pachler trat nach ihrer Heirat mehr als Mäzenin und Inspiration für andere Musiker hervor; ihre eigene, in der Kindheit so vielversprechend in Erscheinung getretene Begabung als Komponistin kam nicht mehr zum Tragen. Sie war Ehrenmitglied des Musikvereins für Steiermark sowie ab 1817 der Philharmonischen Gesellschaft in Laibach. Marie Pachler starb am 10. April 1855 in Graz.

Martin Moll

Literatur

Anja Herold, Pachler-Koschak, Marie, Maria (Leopoldine), geb. Koschak, verh. Pachler, in: Europäische Instrumentalistinnen des 18. und 19. Jahrhunderts. Online verfügbar unter: <https://www.sophie-drinker-institut.de/pachler-koschak-marie>

Hans Lohberger, Marie Pachler, in: Blätter für Heimatkunde 36/1962, S. 81–84.

Hans Lohberger, Marie Pachler-Koschak und die Untersteiermark, in: Blätter für Heimatkunde 39/1965, S. 176–188.

Hans Lohberger, Anton Prokesch und Marie Koschak-Pachler, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 63/1972, S. 229–238.

Hans Lohberger, Julius Schnellers Briefe an Marie Koschak-Pachler, in: Blätter für Heimatkunde 48/1974, S. 119–122.

Hans Lohberger, Pachler, Marie Leopoldine, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Wien 1978, S. 283.

Marlies Raffler, Grazer Salons im Vormärz: Das Haus Pachler, in: Hannes Stekl (Hrsg.), „Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit“. Bürgertum in der Habsburgermonarchie. Bd. II. Wien – Köln – Weimar 1992, S. 353–363.

Wolfgang Suppan, Steirisches Musiklexikon. 2., völlig überarb. und erw. Aufl. Graz 2009, S. 504–505.

Constantin von Wurzbach, Pachler, Maria Leopoldine, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 21. Theil. Wien 1870, S. 165–166.

Pambergergasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Ferdinand Pamberger 1873–1956

Maler. Nach seiner Ausbildung in Wien kam er 1902 nach Graz. Mit Landschaftsmotiven und Porträts erlangte er Bekanntheit und gilt als Vorreiter des Impressionismus in der Steiermark. Pamberger war Mitbegründer des Steiermärkischen Werkbundes und des Künstlerbundes Graz, zudem Lehrer und 1934–1935 Leiter der Kunstgewerbeschule. 1938 trat er der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Pamberger war ein österreichischer Maler, der vor allem mit seinen Porträts Berühmtheit erlangte. Er wurde am 13. November 1873 in Köflach geboren und übersiedelte mit 15 Jahren nach Wien. In den Jahren 1888 bis 1891 besuchte er die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt und eine lithographische Kunstanstalt. Danach ging er an die Wiener Kunstgewerbeschule, wo er bis 1899 in der Spezialschule für dekorative Malerei unter Professor Franz Matsch arbeitete. Nach seinem Abschluss lebte er bis 1902 als freier Kunstmaler in Wien und wurde Mitglied der Künstlervereinigungen „Jungbund“ und „Hagenbund“ sowie Lehrer an der Fachschule der Stein- und Kupferdrucker Wiens. 1902 wurde er zum Professor der Kunstgewerblichen Abteilung der Staatsgewerbeschule in Graz ernannt.

Von 1915 bis 1918 war er an der Isonzofront als Kriegsmaler eingerückt, wurde dort zum Hauptmann befördert und erhielt außerdem den Franz-Josefs-Orden und das Goldene Verdienstkreuz mit Krone und Schwert. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er mit dem Aufbau einer neuen Kunstgewerbeschule betraut, ab 1923 war er Mitbegründer des Steiermärkischen Werkbundes. 1926 erfolgte die Ernennung zum Regierungsrat. 1934 wurde er zum Leiter der Staatsgewerbeschule berufen. Ob sein bereits 1935 erfolgter Übertritt in den Ruhestand freiwillig oder eine Folge seiner nationalsozialistischen Einstellung war, bleibt offen.¹

¹ Vgl. Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010, S. 267.

Pamberger war 1925 Mitbegründer des nationalsozialistisch orientierten Künstlerbundes Graz, des Arischen Schlaraffenbunds Österreich, der Rotary (ausgetreten 1934), des Christlich Sozialen Angestelltenbundes, weiters Vorstandsmitglied der Grazer Urania und der Vaterländische Front.

Pamberger stellte am 11. Juni 1938 den Antrag auf Aufnahme in die NSDAP und wurde rückwirkend mit 1. Mai 1938 aufgenommen (Mitgliedsnummer: 6.290.884). Nach dem sogenannten „Anschluss“ war er Leiter des Bundes Deutscher Maler Österreichs, Gruppe Steiermark. 1943 wurde er zum Ehrenmitglied der Kameradschaft, gleichzeitig wurde ihm der Kulturpreis der „Stadt der Volkserhebung“ verliehen. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war er in zahlreichen Ausstellungen vertreten. Anlässlich seines 80. Geburtstages im Jahr 1953 veranstaltete die Neue Galerie eine Ausstellung, die einen Querschnitt seines Schaffens zeigte. Ferdinand Pamberger starb am 1. Februar 1956 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Baravalle, Ferdinand Pamberger. Zu seinem 65. Geburtstag, in: Tagespost vom 13. November 1938, S. 9.

Robert Graf, Künstler im Dienst der Heimat. Zum 70. Geburtstag Ferdinand Pambergers, in: Grazer Tagespost vom 14. November 1943, S. 2.

Heimo Halbrainer, Steirische Kunst zwischen 1933–1945 – Ein kulturgeschichtlicher Streifzug, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948. Graz 2001, S. 22–45.

Günther Holler-Schuster – Otto Hochreiter (Hg.), Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

Panzenbeckgasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Karl Panzenbeck 1899–1967

Schriftsteller, Humorist. Der in Langenwang geborene Panzenbeck war als Lehrer und Hauptschuldirektor in Graz tätig. Überregionale Bekanntheit erlangte der 1930 promovierte Germanist und Veteran beider Weltkriege mit humoristischen Büchern sowie mit heiteren, volkstümlichen Hörfunkspielen. Als Vortragskünstler prägte Panzenbeck das Format des Radiofrühschoppens.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Panzenbeck erblickte als Sohn des Sägemachers Anton Panzenbäck und dessen Frau Antonia, geb. Schögggl, am 23. Jänner 1899 in Langenwang das Licht der Welt.¹ Er sollte eigentlich Schlosser werden, aufgrund seines Lerneifers wurde er aber für die Lehrerbildungsanstalt in Graz angemeldet. Er war dann Volksschullehrer in Graz. Während des Ersten Weltkriegs war er Einjährig-Freiwilliger im Schützenregiment 3 an der italienischen Front, dann ab ca. 1918 Hauptschullehrer an der Grazer Fröbelschule. Er legte die Ergänzungsmatura ab und studierte neben seinem Beruf ab 1926 in Graz Germanistik, Geschichte und Philosophie. 1930 promovierte er mit einer Dissertation über die deutsche Kurzgeschichte. Er entwickelte sich zu einem gefragten Vortragskünstler und Humoreskenschreiber bzw. gestaltete 1932 bis 1934 und wieder ab 1938 Hörspiele beim Sender Graz.² 1934 bis 1936 erteilte er bei der Sicherheitswache in Graz Unterricht in Rechtschreibung und Stilistik. 1938 erschien „Das viereckerte Dreieck“ mit Bildern von Paul Schmidtbauer und einem Geleitwort von Hans Kloepfer – 1942 war bereits die 4. Auflage zu verzeichnen.

Im Zweiten Weltkrieg diente er als Hauptmann an den Fronten in Frankreich, Norditalien und Norwegen, ehe er in englische Kriegsgefangenschaft geriet.³ Währenddessen erschienen in

¹ Vgl. Taufbuch Pfarre Langenwang. Online verfügbar unter: <https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/graz-seckau/langenwang/16962/?pg=15>

² Vgl. Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 208.

³ Vgl. Tagespost vom 15. April 1967, S. 5.

Zeitungen (trotz der wiederholten Ablehnung einer RSK-Mitgliedschaft wegen Geringfügigkeit) humoristische Kriegsberichte, v. a. aus dem Ersten Weltkrieg. Nach 1945 wurde er mit nationalen und internationalen Rundfunksendungen („Waglbacher Frühschoppen“), später auch Fernsehauftritten, sehr bekannt. Zuletzt war er Hauptschuldirektor an der Fröbelschule in Graz. Privat hatte Panzenbeck 1922 in Wien Wilhelmine Hilbert geheiratet und 1945 eine zweite Ehe mit Martha Jaufer (1921–1990) geschlossen. Er hinterließ auch einen Sohn, Karl.

Panzenbecks Humoresken, Geschichten und Szenen spielen zum Teil im fiktiven, wohl an Langenwang erinnernden steirischen Bergdorf Waglbach, aber einige Kurzgeschichten auch in Graz.⁴ Obwohl seine Texte einige Bauelemente der traditionalistischen Heimatliteratur enthalten, dürfte sich ihr Autor politisch eher neutral verhalten bzw. in Richtung Sozialdemokratie orientiert haben und „seit 1931 Mitglied der sozialistischen Bewegung“ gewesen sein.⁵ Besondere NS-Verstrickungen sind jedenfalls aufgrund der Aktenlage nicht festzustellen.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Otmar Behr, Zum Tode von Dr. Karl Panzenbeck, in: Neue Zeit vom 15. April 1967, S. 7.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999.

Nachruf, in: Tagespost vom 15. April 1967, S. 5.

Taufbuch Pfarre Langenwang. Online verfügbar unter: <https://data.matrikelonline.eu/de/oesterreich/graz-seckau/langenwang/16962/?pg=15>

⁴ Kuchling, Schriftstellernamen, S. 209.

⁵ Otmar Behr, Zum Tode von Dr. Karl Panzenbeck, in: Neue Zeit vom 15. April 1967, S. 7.

Pappenheimgasse

Datum der Benennung

28.12.1899

Text der Zusatztafel

Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim 1594–1632

Feldherr. Der mittelfränkische, zum Katholizismus konvertierte Adelige kämpfte ab 1620 im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) für die Katholische Liga. Der Reitergeneral stieg zum Feldmarschall auf, bekämpfte 1626 den Bauernaufstand in Oberösterreich und war an der Einnahme mehrerer Städte, so 1631 Magdeburgs, beteiligt. Er starb nach der Schlacht bei Lützen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gottfried Heinrich (Graf zu) Pappenheim war ein General im Dreißigjährigen Krieg. Sein Name ist Ursprung der Redewendung „Ich kenne meine Pappenheimer“. Er wurde am 8. Juni (nach gregorianischem Kalender: 29. Mai) 1594 in Pappenheim an der Altmühl (Deutschland) geboren. Seine Vorfahren waren im Zuge der Reformation zum protestantischen Glauben konvertiert. Ab 1607 studierte er in Tübingen und ab 1610 an der Akademie in Altdorf an der philosophischen Fakultät, was eine allgemeine Ausbildung bedeutete. Danach absolvierte er eine in Adelskreisen damals übliche, sogenannte Grand Tour durch verschiedene Teile Europas.¹

Unter dem Einfluss seiner katholischen Mutter und seines ebenfalls zum Katholizismus bekehrten Stiefvaters konvertierte Pappenheim 1616 zum katholischen Glauben und trat ein Jahr später als Reichshofrat in die Dienste von Kaiser Matthias ein. Um die Jahreswende 1618/1619 entschloss er sich, die militärische Laufbahn einzuschlagen. Der Tod des Kaisers am 20. März 1619 entband ihn von seinen Pflichten als Reichshofrat. Seine Bewerbung als Offizier bei einem kaiserlichen Infanterieregiment wurde zwar abgelehnt, etwas später erhielt er aber einen Posten als Rittmeister in der Katholischen Liga und gleichzeitig den Auftrag, eine 200 Mann starke Kürassierkompanie im Rheinland anzuwerben. Pappenheims Kompanie war im folgenden Sommer 1620 an der Unterwerfung Oberösterreichs beteiligt. Am 8. November desselben Jahres wurde er, bereits im Rang eines Oberstleutnants der Kavallerie, in der Schlacht am Weißen Berg nahe Prag schwer

¹ Barbara Stadler, Pappenheim und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Winterthur 1991.

verwundet. Die dort erlittenen 20, zum Teil schweren Hieb- und Stichwunden brachten ihm den Spitznamen „Schrammhans“ oder auch „Schrammenheinrich“ ein“.²

Pappenheim litt in den kommenden Jahren an den Folgen seiner Verletzungen und suchte vergeblich beim Oberbefehlshaber der Katholischen Liga, Herzog Maximilian von Bayern, um seinen Rücktritt an. Auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahr 1623 schlug ihn Kaiser Ferdinand II. zum Ritter. 1625 kämpfte er in spanischen Diensten erfolgreich im sogenannten Veltlinkrieg. Anschließend kehrte Pappenheim in bayrische Dienste zurück. Im bayerischen Auftrag schlug er den oberösterreichischen Bauernaufstand nieder. 1627 war Pappenheim an der Einnahme Wolfenbüttels beteiligt, 1631 leitete er mit seinem Befehl die Erstürmung Magdeburgs ein. Dabei und bei den anschließenden Gewaltexzessen und Bränden verloren zwischen 20.000 und 30.000 Zivilisten ihr Leben. Die sogenannte „Magdeburger Hochzeit“ gilt als eines der schlimmsten Massaker des Dreißigjährigen Krieges und bildete zugleich einen Wendepunkt in der Art der Kriegsführung. 1631 hatte Pappenheim an der vernichtenden Niederlage der „Katholischen Liga“ bei Breitenfeld Anteil. Anfang 1632 besiegte er hingegen ein schwedisch-hessisches Heer bei Brakel. Durch die Einnahme Hildesheims drängte er die Schweden in die Defensive. In der Schlacht von Lützen, die auch den schwedischen König Gustav II. Adolf das Leben kostete, wurde Pappenheim tödlich verwundet. Er starb in den Morgenstunden des 17. Novembers 1632.

Pappenheim galt gegenüber sich selbst, seinen Truppen und seinen Feinden als rücksichtsloser Militär. Daneben war er auch ein politisch denkender und zu unkonventionellen Maßnahmen fähiger Stratege.³ Die heute noch gebräuchliche Redewendung von den Pappenheimern geht auf den Ausspruch: „Ich kenne meine Pappenheimer!“, der sich ursprünglich anerkennend auf die ihm unterstellten Kürassiere bezog, zurück. Friedrich Schiller verwendete diesen Satz abgewandelt („Daran erkenn’ ich meine Pappenheimer“) in seinem Stück „Wallensteins Tod“ und trug so zur Verbreitung der Redensart bei.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Helmut Neuhaus, Pappenheim, Gottfried Heinrich Graf von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin 2001. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119020572.html#ndbcontent>

Barbara Stadler, Pappenheim und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Winterthur 1991.

² Christian Pantle, Der Dreißigjährige Krieg. Als Deutschland in Flammen stand. Berlin 2017.

³ Helmut Neuhaus, Pappenheim, Gottfried Heinrich Graf von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin 2001. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119020572.html#ndbcontent>

Karl Wittich, Pappenheim, Gottfried Heinrich Graf von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 25.
Berlin 1887. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119020572.html#adbcontent>

Paracelsusgasse

Datum der Benennung

9.10.1986

Text der Zusatztafel

Theophrastus Bombastus von Hohenheim um 1493–1541

Mediziner. Der im Kanton Schwyz geborene, in Kärnten aufgewachsene und 1515 in Ferrara promovierte Wanderarzt stieg unter dem selbstgewählten Beinamen Paracelsus zum großen Meister seines Metiers auf. Zudem war er Mystiker, Astronom, Alchemist und Philosoph. Seine publizierten Lehren, so die „Große Wundarznei“ von 1536, gaben der Heilkunde neue Impulse.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Phillipus Aureolus Theophrastus Paracelsus, eigentlich: Theophrastus Bombastus von Hohenheim, war Arzt, Naturforscher und Philosoph. Paracelsus wurde um 1493 bei Einsiedeln (Schweiz) geboren, kam aber in jungen Jahren mit seinem Vater nach Villach (Kärnten), wo er in der Folge aufwuchs. Nach seiner Ausbildung zum Wundarzt in Ferrara zog er als Feldarzt durch Europa, wirkte 1524/25 in Salzburg als Arzt, dann in Strassburg (1526) und Basel (1527/28). Auch sein weiterer Lebensweg blieb von häufigen Ortswechseln gekennzeichnet, in Nürnberg wurde er nach der Herausgabe von zwei Werken zur Syphilis mit einem Druckverbot belegt.

Zu seinen weiteren Wirkungsorten zählten St. Gallen (Schweiz), Tirol (wo er einen medizinischen Ratgeber für den dortigen Fürstabt Johann Jakob Russinger verfasste), Augsburg, Linz, Mähren, Preßburg, Wien und Kärnten. 1541 verstarb er in Salzburg.

Die „Große Wundarznei“ war die einzige umfangreichere Abhandlung, die zu seinen Lebzeiten erscheinen konnte (1536 Augsburg). Erschwert wurde seine zeitgenössische Rezeption dadurch, dass er sich gegen die erstarrte Amtskirche wandte und stattdessen für eine „Geistkirche“ eintrat. Da seine Schriften im Großen und Ganzen als schwer verständlich formuliert und teilweise unsystematisch bezeichnet werden müssen, war die Rezeption seiner Erkenntnisse lange Zeit begrenzt. Bis heute wird er vor allem auch von esoterischen Kreisen vereinnahmt, wenngleich eine

historisch-kritische Aufarbeitung mit neuen Textausgaben und Kommentaren seine Bedeutung aufzeigen konnte.¹

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Urs Leo Gantenbein, Paracelsus, in: Historisches Lexikon der Schweiz. Version vom 4.11.2008. Online verfügbar unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/012196/2010-09-27/>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolf-Dieter Müller-Jahncke, Paracelsus, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin 2001, S. 61–64. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd11859169X.html>

¹ Vgl. Wolf-Dieter Müller-Jahncke, Paracelsus, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin 2001, S. 64. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd11859169X.html>

Passinigasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Johann Nepomuk Passini 1798–1874

Maler. Der Absolvent der Akademie der bildenden Künste seiner Geburtsstadt Wien avancierte ab 1817 zum gefragten Kupferstecher. Mit seinem Wechsel an die Grazer Oberrealschule 1845 wandte sich Passini der Öl- und Aquarellmalerei zu. Aus seinem thematisch vielseitigen Werk ragen Landschaftsgemälde mit Motiven aus der Steiermark, Salzburg und Oberösterreich hervor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Nepomuk Passini war ein österreichischer Maler und Kupferstecher. Geboren am 4. September 1798 in Wien, erhielt Johann Passini seine erste Zeichenausbildung von dem Maler Caucig, dann an der Akademie der bildenden Künste in Wien und wurde, nachdem er sich der Kupferstecherei zugewandt hatte, Schüler von Georg Mansfeld. Einfluss auf seine weitere berufliche Karriere übte der Nürnberger Maler und Kupferstecher Christoph Erhard aus, der sich von 1816 bis 1819 in Wien aufhielt.

Ab 1817 erlangte Passini als Kupferstecher große Bekanntheit. 1845 gab er die Arbeit als Kupferstecher auf und wurde Professor für Zeichnen an der landschaftlichen Oberrealschule in Graz. Während dieser Zeit entstanden zahlreiche Aquarelle, vor allem Landschaftsbilder mit Motiven aus der Steiermark, Salzburg und Oberösterreich, aber auch Porträts etc. Weiters wirkte er als Lithograph.

Passini, der seine letzten Jahrzehnte in Graz verbrachte, war der Begründer einer ganzen Dynastie von namhaften Künstlern. Sein Sohn Luigi war Maler, Rita Passini ebenso und sein Urenkel Hans Fronius erreichte internationale Anerkennung.¹ Johann Nepomuk Passini starb am 14. Jänner 1874 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Kleine Zeitung vom 10. September 1967, S. 11.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

H. Schöny, Passini, Johann (1798–1874), Zeichner, Kupferstecher und Maler, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 34. Wien 1977, S. 335f.

Josef Wastler, Steirisches Künstler-Lexikon. Graz 1883.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 22. Wien 1870.

Paula-Grogger-Weg

Datum der Benennung

7.7.1988

Text der Zusatztafel

Paula Grogger 1892–1984

Schriftstellerin. Die in Öblarn geborene Heimatdichterin besuchte ab 1907 die Lehrerbildungsanstalt der Ursulinen in Salzburg, ehe sie ab 1914 an Schulen im Ennstal lehrte. Der Roman „Das Grimmingtor“ von 1926 markierte ihren literarischen Durchbruch. Ab 1929 gesundheitsbedingt im Ruhestand, schuf Grogger ein weit über der gängigen Heimatliteratur stehendes Werk.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Paula Grogger war eine österreichische Schriftstellerin. Als Tochter des Kaufmanns bzw. Maschinen- und Eisenwarenhändlers Franz Grogger (1860–1939), vulgo Stralz, und dessen Ehefrau Marie, geb. Longin (1854–1929), wurde sie am 12. Juli 1892 in Öblarn geboren. Der strenge und autoritäre Vater sah für seine Tochter (mangels männlicher Nachkommenschaft) die Übernahme des Eisenhandels vor, sodass schon früh ein entsprechender Einbezug in die kaufmännischen Belange des väterlichen Geschäfts forciert wurde. 1899 bis 1906 besuchte sie die Volksschule in Öblarn und entwickelte Wünsche nach einer Ausbildung zur Malerin, die jedoch vom Vater schroff abgelehnt wurden. 1907 gelang es Paula Grogger, den Besuch der Lehrerinnenbildungsanstalt der Ursulinen in Salzburg durchzusetzen. Nach der Ablegung der Matura erhielt sie im Herbst 1912 eine erste Anstellung als Supplentin in Wörschach, anschließend an der evangelischen Volksschule in Schladming und nach Kriegsausbruch in Öblarn.

Im Sommer 1914 erlitt sie einen Blinddarmdurchbruch mit anschließender Sepsis, 1916 erkrankte sie an einer Schrumpfniere mit einem vielwöchigen Sanatoriumsaufenthalt. Ihre literarischen Ambitionen wurden durch den jüdischen Musikkritiker Paul Stefan (1879–1943) unterstützt. Nach Kriegsende wurde sie definitive Handarbeitslehrerin für Öblarn und Niederöblarn, sie verfasste Gebrauchsliteratur für ihr privates Umfeld, besuchte Kulturveranstaltungen, unternahm Reisen nach Graz und Salzburg. Kontakte ergaben sich u. a. zu Max Mell (1882–1971), Viktor Geramb (1884–1958), Gustav Mahler (1860–1911) und Franz Werfel (1890–1945). Es wurde eine Lungentuberkulose diagnostiziert und 1925 hielt sie sich erstmals in der Lungenheilstätte Hochzirl (Tirol) auf. Nach dem Entstehen ihres historischen Romans „Das Grimmingtor“, einer Kombination von Familiensaga,

mundartlichem Heimatroman und sentimentaler Liebesgeschichte unter Einbezug pittoresker regionaler Besonderheiten aus Sprache, Brauchtum und Sagenschatz, suchte sie nach vielen Ablehnungen eine Publikationsmöglichkeit und wurde von Max Mell auf die Ostdeutsche Verlagsgesellschaft aufmerksam gemacht. Durch den Einsatz des Lektors Viktor Kubczak (1900–1967) kam es tatsächlich 1926 zur Annahme und zur Überraschung von Autorin und Verlag zu einem Sensationserfolg mit vielen Auflagen. Der literarische Erfolg wurde allerdings von massiven Krankheitsschüben begleitet – so erhielt sie das druckfrische Buch 1926 während einer neuerlichen TBC-Kur als, wie sie in der Autobiografie „Späte Matura“ schreibt, „Zeichen des Überlebens“¹ im vorarlbergischen Hochzirl.

1929 wurde sie aufgrund des internationalen Erfolgs und ihrer angeschlagenen Gesundheit ehrenhalber in den Ruhestand versetzt und erhielt eine Ehrenpension der Steiermärkischen Landesregierung. Nach weiteren Hochzirl-Aufenthalten 1929/30 konnte sie mit den Tantiemen des bereits 1930 in der 40. Auflage erschienenen Romans ab 1932 auf dem vom Vater ererbten Grundstück in Öblarn ein Haus errichten, das sie 1933 bezog und in dem heute (seit 1994 nach dem Ankauf durch die Gemeinde Öblarn) ein Museum eingerichtet ist. 1933 trat sie wie andere nationale Autoren demonstrativ aus dem P.E.N. aus und schloss sich 1936 dem „Bund deutscher Schriftsteller Österreichs“ an, einer Tarnorganisation für NS-orientierte Österreicherinnen und Österreicher. Im selben Jahr kam es zur Massenaufführung des Erzherzog-Johann-Laienspiels „Die Hochzeit“, das neben dem „Grimmingtor“ Groggers größter Erfolg werden sollte. Ihre katholisch-konservative, den Werten der Heimatliteratur verpflichtete Haltung war im Ständestaat durchaus hilfreich. 1938 warb sie mit dem Gedicht „Deutscher Gruß“² für den Anschluss und Hitler und war – allerdings mit einem zur sonstigen Hitler-Panegyrik eher harmlosen Ahnenbeschwörungsbeitrag – im „Bekenntnisbuch“ des BdSÖ vertreten.³ Während des Zweiten Weltkriegs bekam sie wiederholt Schwierigkeiten mit örtlichen Parteistellen, 1941 musste durch die Protektion von Rudolf Heß auf Vermittlung von Hans Grimm ein Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer verhindert werden. Nach 1945 beherbergte sie in ihrem Haus eine große Anzahl von Flüchtlingen. Aufgrund des Lottogewinns ihres Onkels Fritz entspannte sich die problematische finanzielle Lage. In ihrer Autobiografie „Späte Matura“ (1975) ließ sie eine deutliche Distanz zum Nationalsozialismus erkennen, nicht ohne ihre damaligen Oppositionsaktivitäten entsprechend zu unterstreichen. Paula Grogger starb am 1. Jänner 1984 in ihrem Haus in Öblarn.⁴

¹ Paula Grogger, Späte Matura oder Pegasus im Joch. Graz – Wien 1975, S. 91.

² Neue Freie Presse vom 10. April 1938, S. 33.

³ Zu Groggers NS-Zeit vgl. im Detail: Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1. Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008, S. 126–130.

⁴ Die Fakten zu Groggers Leben verzeichnet am übersichtlichsten Christoph Heinrich Binder, Paula Grogger. Ein biographischer Abriß. Trautenfels 1985.

Neben dem „Grimmingtor“ dürfte noch Groggers „Die Hochzeit“ im regionalen literarischen Gedächtnis verankert sein. 1936 hatten an die 200 Laien-Statisten und 70 Sprecher dieses in zwei Zeitebenen geteilte Historiendrama realisiert, das in gebundener, dialektaler Sprachform Elemente des Weihespiels und der Verwechslungskomödie kombinierte. Schicksalsgläubigkeit, Enthistorisierung, Gesetzesmetaphysik, Opfermentalität, Ordnungsfanatismus sind aus kritischer Sicht die Schlagworte, mit denen sich dieses Volksspiel beschreiben lässt. Nach der Wiederaufnahme 1959/60 wurde das Spektakel in Öblarn 2002, 2007, 2012, 2018 und zuletzt 2024 in Szene gesetzt.⁵

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Christoph Heinrich Binder, Paula Grogger. Ein biographischer Abriß. Trautenfels 1985.
- Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1. Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.
- Paula Grogger, Späte Matura oder Pegasus im Joch. Graz – Wien 1975.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁵ Vgl. die Vereinsgeschichte des Vereins Festspielgemeinde Öblarn. Online verfügbar unter: <https://www.festspiel.at/vereinsgeschichte.html>

Paula-Wallisch-Straße

Datum der Benennung

19.10.2006

Text der Zusatztafel

Paula Wallisch (geb. Pinter) 1893–1986

Politikerin, Widerstandskämpferin. Die gebürtige Kärntnerin fand in Szegedin/Szeged zur Sozialdemokratie und zog 1919 mit ihrem 1934 vom autoritären Ständestaat nach den Februarkämpfen hingerichteten Mann in die Steiermark. Selbst 1934 zu Haft verurteilt, im tschechoslowakischen Exil und vom NS-Regime verfolgt, war Wallisch 1945–1956 SPÖ-Nationalratsabgeordnete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Paula Wallisch war eine österreichische Politikerin der SPÖ und Widerstandskämpferin. Sie wurde am 7. Juni 1893 in St. Johann (Kärnten) in eine Arbeiterfamilie geboren und war ausgebildete Kindergärtnerin. Schon in jungen Jahren kam Paula Wallisch in Kontakt mit der Sozialdemokratie. Noch vor dem Ersten Weltkrieg lernte sie ihren Mann Koloman Wallisch kennen, der sie politisch entscheidend beeinflussen sollte. Nach dem Krieg bauten Koloman und Paula die SPÖ in Fürstenfeld wieder auf, ehe er 1921 als Parteisekretär nach Bruck an der Mur kam. Koloman Wallisch, mittlerweile Nationalratsabgeordneter, wurde 1934 im Zuge der Februarkämpfe nach Bruck an der Mur berufen, wo er mit seiner Frau am 18. Februar 1934 gefangengenommen wurde. Noch am selben Tag wurde Koloman vor ein Standgericht gestellt und zum Tode durch Erhängen am Galgen verurteilt. Das Urteil wurde am 19. Februar 1934 vollstreckt. Paula wurde zu einem Jahr schweren Kerkers verurteilt.

Nach den Februarereignissen begab sich Paula Wallisch über Marburg und Zagreb nach Brünn. Am 31. August 1934 kam sie nach Mähren. Ihre dortige Aufgabe bestand im Besuch der Flüchtlingslager. Dabei sollte sie hauptsächlich den Abwerbungsversuchen der Kommunisten entgegenwirken. Immer wieder brachte sie in dieser Zeit die illegale Arbeiterzeitung von Tschechien nach Österreich. Nach ihrer Übersiedelung nach Prag folgten immer wieder Anwerbungsversuche der Kommunistischen Partei, die sie ablehnte. Am 15. März 1939 wollte Wallisch nach Oslo emigrieren, als die Nationalsozialisten in Prag einmarschierten. Anfang Juli 1939 konnte sie Wien erreichen, dort wurde sie am 7. Juli 1939 von der Gestapo in Gewahrsam genommen, jedoch aufgrund der Intervention des

steirischen Gauleiters Uiberreither im Oktober wieder freigelassen. Sie erhielt eine Stelle im LKH Graz, auch in dieser Zeit arbeitete sie im steirischen sozialistischen Widerstand und versteckte u. a. immer wieder vom System Verfolgte bei sich.

Bald nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen in Graz begann sie am Wiederaufbau der Sozialistischen Partei zu arbeiten. Im Zuge einer Parteikundgebung in Mürzzuschlag wurde sie von sowjetischen Organen verhört. Bei den ersten Wahlen im November 1945 kandidierte sie für den obersteirischen Wahlkreis und zog am 19. Dezember 1945 in den Nationalrat ein. In diesem blieb sie bis zu ihrem 60. Lebensjahr. Paula Wallisch starb am 19. Juli 1986 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wolfram Dornik, „Das war wie im Wilden Westen“: Wirtschaftliche und soziale Konsequenzen von Grenzverschiebungen als Folge des Ersten Weltkrieges im Mikrokosmos des Dreiländerecks Österreich – SHS-Staat/Jugoslawien – Ungarn, in: Siegfried Mattl – Gerhard Botz – Stefan Karner – Helmut Konrad (Hg.), Krieg. Erinnerung. Geschichtswissenschaft. Wien – Köln – Weimar 2009, S. 73–85.

Josef Fiala, Die Februarkämpfe 1934 in Wien Meidling und Liesing. Ein Bürgerkrieg, der keiner war. Hamburg 2013.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl R. Stadler, Österreich 1938–1945. Im Spiegel der NS-Akten. München 1966.

Paula Wallisch, Der Weg weiter. Aus den Erinnerungen von Paula Wallisch. Graz 1963.

Paul-Ernst-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

(Karl Friedrich) Paul Ernst 1866–1933

Schriftsteller. Der im Harz geborene Ernst promovierte als Nationalökonom 1892 in Bern. Zunächst in der Arbeiterbewegung engagiert, wirkte er ab der Jahrhundertwende als freier Schriftsteller in Weimar. Zunehmend konservativ gesinnt, schuf er ein vielfältiges literarisches Werk im Stil der Neuklassik. Ab 1925 lebte Ernst auf Schloss St. Georgen an der Stiefing.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Paul Ernst war ein Schriftsteller und Dramatiker. Er wurde am 7. März 1866 in Elbingerode (Harz, Deutschland) geboren und begann ursprünglich ein Theologiestudium in Göttingen, Tübingen und Berlin. Dieses brach er aber 1887 ab und widmete sich fortan dem Studium der Nationalökonomie, das er 1892 mit der Promotion in Bern abschloss. Bekanntheit erlangte er v. a. mit seinem literarischen Schaffen. Er wird als „zu den prägnantesten Vertretern der ‚Literatur der Antimoderne‘“¹ gehörend beschrieben. Im Hinblick auf Form und Gattungstreue gilt Ernst als konservativer, neoklassischer Schriftsteller. Sein umfangreichstes Werk war das in sechs Bänden zwischen 1923 und 1928 publizierte, 90.000 Verse umfassende „Kaiserbuch“. Hier berichtet er über die deutschen Kaiser des Mittelalters und betont dabei die vermeintlichen Besonderheiten des deutschen Volkes bzw. dessen Sonderstellung in der Geschichte.²

Politisch war Ernst in den 1890er-Jahren der Sozialdemokratie und hier der linksradikalen Seite zuzuordnen, für die er sich sowohl als Redakteur als auch als Redner engagierte. Diese Generation der oppositionellen „Jungen“ in der SPD hatte sich in Berlin, Dresden und Magdeburg formiert und wurde vor allem von Studenten und jungen Schriftstellern geführt. Die Bewegung trat für revolutionäre, teils anarchistische, antiparlamentarische und syndikalistische Ansichten ein und

¹ Johann Michael Möller – Alexander Reck, Ernst (Karl Friedrich) Paul, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 3: Dep–Fre. Berlin – New York 2008, S. 318.

² Holger Dainat, Die Herrscher, Das Reich, Die Dichter. Vorstellungen sozialer Ordnung eines konservativen Revolutionärs: Das Kaiserbuch von Paul Ernst, in: Horst Thomé (Hg.), Paul Ernst. Außenseiter und Zeitgenosse. Würzburg 2002, S. 109f.

versuchte, das „wahre Wesen“ des Marxismus zu verteidigen. Um Letzteres entwickelte sich ein publizistischer Kleinkrieg, in dem auch Ernst vehement die Positionen der „Jungen“ vertrat. In dieser Beziehung half ihm auch sein Posten als Chefredakteur der „Berliner Volkstribüne“, dem offiziellen Organ der „Jungen“.

Nach diesem Engagement für die SPD entwickelte sich Ernst vollends zum Schriftsteller. Im politischen Bereich galt er fortan als konservativ gesinnt. Trotz einiger freundschaftlicher Verbindungen zu überzeugten Nationalsozialisten gilt er heute eher als Gegner dieser Ideologie, da er Hitlers Politik sowie den Nationalsozialismus gegen Ende seines Lebens deutlich ablehnte. Vor allem in Bezug auf den Antisemitismus scheint Ernst Wert auf eine strikte Abgrenzung zum Nationalsozialismus gelegt zu haben, da er sich schon 1928 entschieden gegen Rassismus und Antisemitismus aussprach. Trotz seiner strikten Ablehnung der von den Nazis propagierten Rassistheorien grenzte er sich öffentlich nicht von der NS-Ideologie ab, sondern versuchte, seine Werke auch über diese rechten Kreise zu vertreiben bzw. auch dort beliebt und bekannt zu machen. Dies und der Umstand, dass seine dritte Ehefrau, Elisabeth Apelt, selbst als NS-Schriftstellerin bekannt, seinen Nachlass verwaltete, begünstigte die posthume Vereinnahmung Ernsts bzw. seines schriftstellerischen Werkes für den Nationalsozialismus. So wurde sein Werk zwischen 1933 und 1945 „als künstlerischer Kampf für den Nationalsozialismus“³ interpretiert, da die in einigen Stücken stark präsenten Elemente Opferwille und Führerprinzip propagandistisch gut genutzt werden konnten.

Paul Ernst starb am 13. Mai 1933 in St. Georgen an der Stiefing. Kurz nach seinem Tod wurde noch 1933 in München die Paul-Ernst-Gesellschaft gegründet, deren ersten Vorsitz Will Vesper übernahm. 1943 wurde deren Sitz nach Graz verlegt, wo Gauleiter Uiberreither die Schirmherrschaft über die Gesellschaft übernahm.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.
- Hildegard Châtellier, Verwerfung der Bürgerlichkeit. Wandlungen des Konservatismus am Beispiel Paul Ernsts. Würzburg 2002.
- Holger Dainat, Die Herrscher, Das Reich, Die Dichter. Vorstellungen sozialer Ordnung eines konservativen Revolutionärs: Das Kaiserbuch von Paul Ernst, in: Horst Thomé (Hg.), Paul Ernst. Außenseiter und Zeitgenosse. Würzburg 2002, S. 101–132.

³ Thomas Eicher, Spielplanstrukturen 1929–1944, in: Henning Rischbieter (Hg.), Theater im „Dritten Reich“. Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik. Seelze – Velber 2000, S. 386.

Thomas Eicher, Spielplanstrukturen 1929–1944, in: Henning Rischbieter (Hg.), Theater im „Dritten Reich“. Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik. Seelze – Velber 2000, S. 279–486.

Paul Ernst, Grundlagen der neuen Gesellschaft. München 1930.

Gerhard Fuchs, Profiteure, Verfolgte, Verbotene. Dichter und Dichtung von 1938–1945, in: Stefan Karner (Hg.), Graz in der NS-Zeit 1938–1945. Graz 1998, S. 71–96.

Norbert Fuerst, Paul Ernst. Der Haudegen des Geistes. München 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Franz Mehring, Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie. Bd. 2: Von Lasalles

„Offenem Antwortschreiben“ bis zum Erfurter Programm 1863 bis 1891. Berlin 1960.

Johann Michael Möller – Alexander Reck, Ernst (Karl Friedrich) Paul, in: Wilhelm Kühlmann (Hg.), Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes. 2. erw. Auflage. Bd. 3: Dep–Fre. Berlin – New York 2008, S. 318f.

Heinrich Potthoff, Die Sozialdemokratie von den Anfängen bis 1945 (= Kleine Geschichte der SPD 1). Bonn – Bad Godesberg 1974.

Alexander Reck, Briefwechsel Paul Ernst – Will Vesper. 1919–1933. Einführung – Edition – Kommentar. Würzburg 2003.

Viktor Žmegač, Paul Ernst und das Judentum, in: Horst Thomé (Hg.), Paul Ernst. Außenseiter und Zeitgenosse. Würzburg 2002, S. 159–169.

Paul-Keller-Gasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Paul Keller 1873–1932

Schriftsteller. Der in Schlesien geborene Keller absolvierte 1890–1893 das Lehrerseminar in Breslau/Wrocław und unterrichtete bis 1908 als Volksschullehrer. Daneben stieg er zu einem der auflagenstärksten Romanciers seiner Zeit auf. Das oft märchenhaft anmutende Werk des Heimatschriftstellers war, wie „Ferien vom Ich“ von 1915, mehrmals Stoff von Verfilmungen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Paul Keller war ein deutscher Romanschriftsteller. Er wurde am 6. Juli 1873 als Sohn eines Maurers und Schnittwarenhändlers im schlesischen Arnsdorf (heute Milikowice, Polen) geboren. Keller fiel schon in der Volksschule wegen seiner Wissbegierigkeit auf und bekam auch Privatunterricht. Seine ersten literarischen Texte veröffentlichte er noch als Schüler. Von 1887 bis 1890 besuchte er die Präparandenanstalt in Bad Landeck (heute Łądek-Zdrój) und von 1890 bis 1893 das Lehrerseminar in Breslau (heute Wrocław). Nach acht Monaten als Lehrer wechselte er 1894 als Hilfslehrer an die Präparandenanstalt in Schweidnitz (heute Świdnica). Von 1896 bis 1908 arbeitete er als Volksschullehrer in Breslau, dann wandte er sich ganz der Schriftstellerei zu.¹

Keller hatte immer wieder für verschiedene Zeitungen Erzählungen, Skizzen und Plaudereien verfasst. Vor allem in seiner Zeit in Breslau widmete er sich immer mehr dem Schreiben. 1898 erschien sein zweibändiger Erzählungsband „Gold und Myrrhe“. In seinen Geschichten wandte sich Keller unter anderem gegen den materiellen Fortschrittsoptimismus und gegen selbstgerechte Moralvorstellungen. Keller beschäftigte sich in seinen Texten zwar intensiv mit dem Schicksal der „kleinen Leute“, die Tendenz seiner Erzählungen bleibt fern von jeder sozialkritischen Fragestellung dabei stets romantisch-idyllisch und konservativ-moralisch.²

¹ Roland Böhm, Keller, Paul, Schriftsteller, in: Friedrich Wilhelm Bautz – Traugott Bautz (Hg.), Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 3. Herzberg 1992.

² Eva-Suzanne Bayer-Klötzer, Keller, Paul, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118995359.html>

Der kommerzielle Durchbruch gelang ihm mit dem 1902 erschienenen Roman „Waldwinter“, der zu den meistgelesenen Büchern jener Zeit gehörte und Keller bald zu einem der meistrezipierten Autoren in Deutschland machte. 1931 erreichten seine Bücher eine Auflagenhöhe von fünf Millionen Exemplaren. In der zweiten Lebenshälfte unternahm Keller in Begleitung seines Freundes, des Schriftstellers Paul Barsch, zahlreiche Reisen durch Europa und Nordafrika, dazu kamen immer häufiger auch Lese- und Vortragstourneen durch die deutschsprachigen oder teilweise deutschsprachigen Länder Deutschland, Österreich, die Schweiz und nach dem Ersten Weltkrieg auch in die Tschechoslowakei. Außer „Waldwinter“ und seinen Erzählungen gehören die Romane „Die Heimat“ (1903), „Der Sohn der Hagar“ (1907) und „Ferien vom Ich“ (1915) zu seinen populärsten Werken. Zum Teil wurden sie auch verfilmt. 1910 war Keller Mitglied der Jury eines Preisausschreibens des Kölner Schokoladeproduzenten Ludwig Stollwerck für Sammelbilder des Stollwerck-Sammelalbums Nr. 12 „Humor in Bild und Wort“.³ Paul Keller starb am 20. August 1932 in Breslau und wurde auf dem dortigen Laurentiusfriedhof bestattet.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Eva-Suzanne Bayer-Klötzer, Keller, Paul, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. Berlin 1977. Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118995359.html>

Roland Böhm, Keller, Paul, Schriftsteller, in: Friedrich Wilhelm Bautz – Traugott Bautz (Hg.), Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 3. Herzberg 1992.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

³ Detlef Lorenz, Reklamekunst um 1900. Künstlerlexikon für Sammelbilder. Berlin 2000.

Pauluzzigasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Daniel Pauluzzi 1866–1956

Maler, Grafiker. In Deutschland und Belgien ausgebildet, war Pauluzzi ab 1894 in seiner Geburtsstadt Graz freischaffender Künstler. Sein Werk ist im naturalistischen und traditionellen Stil gehalten. Im Ersten Weltkrieg war er als Kriegsmaler eingesetzt, ab 1923 Lehrer an mehreren Grazer Kunstbildungsanstalten. Pauluzzi trat 1941 der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Daniel Pauluzzi war ein steirischer Maler und Grafiker. Er wurde am 22. Februar 1866 in Graz geboren, seine Familie litt infolge des frühen Todes des Vaters an Armut. Baronin Egkh vermittelte dem talentierten Knaben bereits im Alter von neun Jahren den Besuch der Landeskunstschule. Nach der Bürgerschule trat er mit 15 Jahren bei Jakob Gschiel als Lehrling ein, wechselte nach kurzer Zeit zur Kunstanstalt August Matthey, wo er aber bald aus dem Lehrvertrag ausstieg und mit 17 Jahren als Lithograph nach Augsburg ging. Danach zog es ihn nach Brüssel, Antwerpen und Leipzig, ehe er in Nürnberg bei Carl Jäger lernte. 1888 erfolgte die Aufnahme in die Münchner Akademie, danach war er zwei weitere Jahre als Leiter einer kleinen Kunstdruckerei in Deutschland tätig.

Ab 1894 war Pauluzzi wieder in Graz, wo er vom Grazer Arzt und Kunstfreund Hans Löschnigg gefördert wurde. Im selben Jahr folgte die Hochzeit mit Anna Ruhri, einer „Hausbesitzerstochter“¹. Nachdem er in der Kunstanstalt von Oskar Rohr in leitender Funktion tätig war, gewann er 1904 einen Förderpreis, mit dem er eine Italienreise antrat. 1910 erhielt er den August-Starke-Preis, der ihn nach Deutschland brachte, wo er eine lebenslange Freundschaft mit Gustinus Ambrosi schloss.

Während des Ersten Weltkrieges war er als Kriegsmaler an der Karpaten- und später an der Isonzofront. 1923 wurde er an der Landeskunstschule angestellt und 1926 zum Honorarprofessor an der Technischen Hochschule ernannt. Von 1924 bis 1933 war Pauluzzi Nachfolger Alfred von Schrötters in der Landeskunstschule. Daneben führte er eine Privatschule für Malerei und war

¹ Grazer Volksblatt vom 7. Oktober 1894, S. 19

Gründungsmitglied der Genossenschaft bildender Künstler Steiermark, deren Mitglieder Sympathisanten des Nationalsozialismus waren. Die Genossenschaft wurde jedoch mit 19. Oktober 1939 für aufgelöst erklärt.

Pauluzzis Stil und Kunstanschauung korrespondierte bis auf wenige Ausnahmen (z. B. „Zigeunerliebe“ und „Christus und die Ehebrecherin“) mit jener der NS-Ideologie. Am 24. Juni 1938 suchten er und seine Frau bereits um die Parteimitgliedschaft an, sie erhielten sie jedoch erst am 1. Jänner 1941. Nach dem Krieg schloss sich Pauluzzi der Berufsvereinigung bildender Künstler Steiermarks an und war bereits in den ersten Ausstellungen wieder vertreten. Daniel Pauluzzi starb am 31. Jänner 1956 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Ottfried Hafner, Tot in Graz. Lebendige österreichische Geschichte auf dem St. Leonhard-Friedhof. Graz – Wien – Köln 1990.

Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

Hanns Löschnigg, Daniel Pauluzzi. Zu seinem 60. Geburtstag am 22. Februar, in: Grazer Volksblatt vom 20. Februar 1926, S. 1f.

Kurt Hildebrand Matzak, Besuch bei Daniel Pauluzzi. Die Ernte eines reichen Lebens – Im Tuskulum am Leonhardbach, in: Grazer Tagespost vom 11. März 1944, S. 6.

Annette Rainer, Pauluzzi, Daniel, in: Günther Holler-Schuster – Otto Hochreiter (Hg.), Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011, S. 92.

Payer-Weyprecht-Straße

Datum der Benennung

1935

Text der Zusatztafel

Julius Johannes Ludovicus (Ritter von) Payer 1841–1915

Karl Georg Ludwig Wilhelm Weyprecht 1838–1881

Polarforscher. Der Offizier und Kartograf Payer führte 1871 mit dem in Darmstadt geborenen k. u. k. Marineoffizier Weyprecht eine erste gemeinsame Arktisfahrt durch. Beide leiteten 1872–1874 die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition, im Zuge derer sie die Inselgruppe Franz-Josef-Land entdeckten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Ritter von Payer war ein österreichischer Alpenforscher, Kartograf und Maler. Er wurde am 2. September 1841 in Schönau bei Teplitz (Teplice-Šanov, Böhmen) geboren. Nach dem Abschluss des Kadetteninstituts in Lobzow bei Krakau (Łobzów, Polen) und der Theresianischen Militärakademie in Wiener Neustadt, wo er auch das Kartenzeichnen lernte, wurde er 1860 dem Infanterieregiment Nr. 36 in Verona zugeteilt. Zu diesem Zeitpunkt begann er mit der Erforschung wenig bekannter Alpengebiete. Er bestieg insgesamt etwa 120 Gipfel und legte mit seinen kartografischen Aufnahmen den Grundstein zur Kenntnis der Trentiner und Südtiroler Alpen.

1869/70 nahm er auf Betreiben August Petermanns als Geograf und Glaziologe an der zweiten deutschen Nordpolarexpedition nach Grönland teil. 1870 konnte er an der Ostküste Grönlands in „Neuland“ (später König Wilhelms-Land) vorstoßen. All seine Entdeckungen hielt Payer in Karten und Skizzen fest. Bekanntheit erlangte er vor allem durch die sogenannte „Payer-Weyprecht-Expedition“, die ihn an den Nordpol führte. Es wurden die Witterungs- und Eisverhältnisse der nördlichen Barents-See erkundet, auf Spitzbergen wissenschaftliche Forschungen angestellt und die vorliegenden Karten verbessert. Es sollten weitere Forschungen entlang der Beringstraße durchgeführt werden. Durch Einschließung im Eis und einjährige Norddrift wurde am 30. August 1873 das Franz-Josef-Land entdeckt und am 1. November erstmals betreten und von Payer 1874 im Zuge von Schlittenreisen erkundet, die Ergebnisse hielt er in Zeichnungen fest. Für diese Entdeckung wurde er 1876 mit dem Namenszusatz „Ritter von“ in den Adelsstand erhoben. Durch die Hilfe eines russischen Schiffes traf die Expedition rund um Julius Payer am 3. September 1874 in Vardø

(Norwegen) ein. Da er sich von der österreichisch-ungarischen Armee nicht entsprechend gewürdigt sah, trat er aus dieser aus und widmete sich fortan seinen künstlerischen Ambitionen. Er ließ sich in Paris von Michael Munkacsy zum Kunstmaler ausbilden und eröffnete nach Wien zurückgekehrt 1890 eine Malschule für Damen. Julius Ritter von Payer starb am 29. August 1915 in Veldes an einem Herzanfall.

Karl Weyprecht war ein österreichischer Marineoffizier und Polarforscher. Karl Georg Ludwig Wilhelm Weyprecht wurde am 18. September 1838 in Darmstadt geboren. Nach dem Umzug seiner Eltern nach König im Odenwald, erhielt er dort bis zu seinem 14. Lebensjahr eine private Schulausbildung, um anschließend 1852 in das humanistische Gymnasium der Stadt Darmstadt einzutreten. Bereits im folgenden Jahr wechselte er in die „Höhere Gewerbeschule“ in Darmstadt. Nach dem Schulabschluss trat er als Kadett in die Kriegsmarine Österreichs ein. 1861 schloss er diese Ausbildung mit dem „Fähnrich zur See“ ab und wurde auf die Fregatte „Radetzky“ abkommandiert. Hier wurde er zum Instruktionsoffizier befördert und auf die Brigg „Huszar“, wo er bis 1866 blieb, versetzt.

Bereits im Jahr 1865 lernte Weyprecht auf einem Heimaturlaub August Petermann kennen und bot ihm an, ihn bei der Planung einer Expedition zu unterstützen. Allerdings wurde dieses Vorhaben durch den Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Preußen bzw. Italien zunichtegemacht. In der Seeschlacht von Lissa konnte sich Weyprecht als Navigationsoffizier auf der Panzerfregatte „Drache“ auszeichnen. Anschließend wurde er auf dem Raddampfer „Elisabeth“ zur Unterstützung Kaiser Maximilians nach Mexiko entsandt. 1868 nach Pula zurückgekehrt, wollte er sein Vorhaben einer Polarexpedition mit August Petermann wiederaufnehmen. Allerdings vereitelte eine Malariakrankheit seine Teilnahme.

Zwischen 1869 und 1870 kartierte Weyprecht die Adriaküste, bevor er dann 1872 zusammen mit Julius Payer zu einer Nordpolexpedition („Payer-Weyprecht-Expedition“) aufbrach. Nach der Rückkehr (1874) unterbreitete Weyprecht den Vorschlag, die Arktis in internationaler Zusammenarbeit zu erforschen. Weyprecht vertrat die These, dass für zukünftige Expeditionen nicht die Auffindung neuer Länder oder des Poles selbst der Hauptzweck sein sollte, sondern die wissenschaftliche Erforschung der Natur. 1875 trat er bei Naturforscherversammlungen in Graz und Wien mit der Idee an die Öffentlichkeit, dafür Forschungsstationen rund um den Pol zu errichten. Am 2. Internationalen Meteorologischen Kongress 1879 in Rom wurde die Durchführung seiner Idee als ein internationales Polarjahr beschlossen, an dem er teilnehmen sollte. Allerdings erlebte er dieses Vorhaben nicht mehr, da er während der Vorbereitungszeit am 29. März 1881 in Michelstadt an Lungentuberkulose starb.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Frank Berger, Julius Payer. Die unerforschte Welt der Berge und des Eises. Innsbruck 2015.
- Günther Hamann, Payer, Julius von (1841–1915), Offizier, Kartograph, Alpen- und Polarforscher, Maler und Schriftsteller, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 34. Wien 1977, S. 374f.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Helmut Neuhold, Österreichs Helden zur See. Kapitäne – Forscher – Entdecker. Wien – Graz – Klagenfurt 2010.
- Andreas Pöschek, Die Sucht nach dem Nordpol – Österreichisch-ungarische Nordpolexpedition 1872–1874. Wien 2000.
- Günther Schefbeck, Payer, Julius von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin 2001, S. 147f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119296055.html#ndbcontent>
- Günter Tiggesbäumker, Carl Weyprecht 1838–1881, in: Polarforschung 51/2/1981, S. 213–218.

Peballweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Leopold von Pebal 1826–1887

Chemiker. Der in Seckau geborene Pebal war nach Promotion 1851 und Habilitation 1855 in Graz kurz in Heidelberg tätig und wurde 1857 auf den Lehrstuhl für Chemie nach Lemberg/Lwiw berufen. 1865 kam er als Chemieprofessor zurück nach Graz, wo er das für Universitäten beispielhafte chemische Institut aufbaute. Pebal fiel dem Mordanschlag eines Laboranten zum Opfer.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Leopold von Pebal war ein Chemiker. Er wurde am 29. Dezember 1826 in Seckau geboren. Pebal war der Sohn eines Rechtsanwalts. Er studierte zunächst Rechtswissenschaften an der Universität Graz. Auf Anregung von Johann Gottlieb (1815–1875), Professor der Chemie am 1811 von Erzherzog Johann (1782–1859) in Graz als Museum und Lehranstalt gegründeten Joanneum, wandte er sich ab Ende 1848 dem Studium der Naturwissenschaften zu, insbesondere der Chemie. 1851 promovierte er zum Dr. phil., wurde Assistent für allgemeine und technische Chemie am Joanneum und bildete sich während der folgenden vier Jahre weiter fort. 1855 wurde er Privatdozent für theoretische Chemie an der Universität Graz. 1856 und 1857 reiste er an die Universitäten Heidelberg, wo er bei Robert Wilhelm Bunsen (1811–1899) und Gustav Robert Kirchhoff (1824–1887), und Königsberg (heute Kaliningrad in Russland), wo er bei Karl August Neumann (1771–1866) Chemie und Physik studierte. 1857 erfolgte die Berufung zum ao. Professor an der Universität Lemberg (heute Lwiw in der Ukraine) und 1865 zum o. Professor für Chemie an der Universität Graz, wo er für das Studienjahr 1867/1868 zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt wurde. Pebal war auf anorganischem, organischem und physikalischem Gebiet tätig. Unter seiner Leitung wurde das Grazer Universitätslaboratorium erbaut. Pebal starb am 17. Februar 1887 in Graz bei einem Mordanschlag eines seiner Laboranten.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Birgit Scholz, Leopold von Pebal, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar http://lithes.uni-graz.at/handbuch/pebal_leopold_von.html

Die Straße wurde irrtümlich als „Pebalweg“ bezeichnet.

Pehamweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Georg Peham 1568–1604

Maler. Peham erlernte in seiner mutmaßlichen Geburtsstadt München die Kupferstecherei. Während eines Graz-Aufenthalts schuf er 1594 eine Stadtansicht, die den Schloßberg inklusive Glockenturm und Thomaskapelle zeigt. Zudem führte er mit Daniel Hefner eine Kupferstichserie zum Leichenzug des 1590 in Graz verstorbenen Erzherzogs Karl II. von Innerösterreich aus.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Georg Peham (andere Schreibweisen: Beham, Besam, Pecham) war ein Münchner Kupferstecher des 16. Jahrhunderts. Georg Peham wurde im Jahr 1568 in München geboren.¹ Die Kupferstecherei erlernte er daselbst bei Melchior Bocksberger. Sein Probestück verfertigte Peham im Jahr 1593.² Schon im Jahr darauf ging Peham nach Graz, was offenbar auf die engen Beziehungen zwischen den Höfen in München und Graz zurückzuführen war. Hier entstand unter anderem eine mit 1594 datierte Ansicht der Stadt Graz inklusive einer Darstellung des Leichenzuges von Erzherzog Karl II., der allerdings vier Jahre davor stattgefunden hatte.³ Georg Peham starb 1604 in seiner Heimatstadt München.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Felix Joseph Lipowsky, Baierisches Künstlerlexikon. 2. Bd. München 1810.

Viktor Thiel, Die Beziehungen der Kupferstecher Georg Peham und Daniel Höfner zueinander, in: Universitätsbibliothek Heidelberg (Hg.), Die graphischen Künste. Heidelberg 1937.

¹ o. A., Georg Beham, in: Deutsche Biographie. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd129100692.html?language=de>

² Felix Joseph Lipowsky, Baierisches Künstlerlexikon. 2. Bd. München 1810.

³ Viktor Thiel, Die Beziehungen der Kupferstecher Georg Peham und Daniel Höfner zueinander, in: Universitätsbibliothek Heidelberg (Hg.), Die graphischen Künste. Heidelberg 1937.

o. A., Georg Beham, in: Deutsche Biographie. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd129100692.html?language=de>

Peinlichgasse

Datum der Benennung

1887/RB 1888

Text der Zusatztafel

(Gabriel) Richard Peinlich 1819–1882

Historiker, Lehrer, Priester. Peinlich studierte in seiner Geburtsstadt Graz Theologie, war ab 1842 Admonter Priestermonch sowie als Feldkaplan und später als Gymnasiallehrer, zuletzt ab 1854 am Grazer Akademischen Gymnasium, tätig. Der Obmann des Historischen Vereins für Steiermark 1873–1875 verfasste circa 300 Beiträge zu diversen Themen der Landesgeschichte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Gabriel (Ordensname: Richard) Peinlich wurde am 5. Mai 1819 in Graz als Sohn des Militärverwaltungsbeamten Nicolaus Peinlich und dessen Gattin Elisabeth geboren. Er verbrachte seine Kindheit in Graz und besuchte die Normalhauptschule des Ferdinandeums in der Färbergasse, sodann das sechsklassige Akademische Gymnasium. Er begann dann an der philosophischen Fakultät zu studieren, wählte ein Jus-Studium, wechselte aber aufgrund einer misslungenen Prüfung im zweiten philosophischen Jahrgang bei Julius Wilhelm Gintl (1804–1883) an die theologische Fakultät. 1838 trat er in das Benediktiner-Stift Admont ein und übernahm den Ordensnamen Richard, legte 1841 die Profess ab, wurde 1842 zum Priester geweiht und feierte am 7. August 1842 seine Primiz. Ende 1842 wurde er Grammaticallehrer der Sängerknaben im Stift Admont, 1844 Präfekt des k. k. Konvikts. Nach der Auflösung des Konvikts 1848 trat er als Feldkaplan in das I. Freiwilligen-Schützenkorps-Bataillon ein und war mit diesem bis April 1849 gegen die italienische Aufstandsbewegung in der Lombardei im Einsatz.

Im Herbst 1849 wurde er Gymnasiallehrer in Judenburg, ab Oktober 1851 am katholischen Obergymnasium in Ofen/Buda. Neben seiner Lehrtätigkeit war er Redakteur des Wochenblatts „Der katholische Christ“. Im Oktober 1854 kehrte er als Lehrer an das Akademische Gymnasium in Graz zurück, wurde dort 1861 provisorischer und von 1863 bis 1878 wirklicher Direktor. Ab 1864 erschien

¹ Die Angaben zu Peinlichs Biografie stammen größtenteils aus dem (einigermaßen panegyrischen) Artikel von Franz Ilwof, Richard Peinlich, in: Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark 31/1883, S. 91–108. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/M_H31_Richard-Peinlich-Franz-Ilwof.pdf

in mehreren Jahresberichten Peinlichs materialreiche „Geschichte des Gymnasiums in Graz“, ein Teil davon auch noch in der Festschrift anlässlich des dreihundertjährigen Bestands des nunmehrigen k. k. I. Staatsgymnasiums 1874. Kurz nach dem Festakt erkrankte er und musste aufgrund eines Herzleidens 1878 aus dem Schuldienst ausscheiden. In der Folge konzentrierte er sich noch auf seine Studien und Forschungsarbeiten, starb dann aber erst dreiundsechzigjährig am 29. Juli 1882 in Graz.

Neben seinen theologischen Schriften, biografischen und historiografischen Aufsätzen über die „Cultur des Landes, die inneren Zustände, Verwaltung, Rechtsleben, Kirche, Schule und Unterricht, Biographisches, Lebens- und Wirthschaftsverhältnisse, Humanitätsanstalten, Landescalamitäten und Aehnliches“² als wohl sein Hauptwerk anzusehen ist die kultur- als auch mentalitätsgeschichtlich aufschlussreiche zweibändige „Geschichte der Pest in Steiermark“ (1877/78), die aufgrund von umfangreichen Quellenstudien auch die „Meinungen, welche Gelehrte und Volk von den Ursachen der Pest hatte[n]“³ berücksichtigt. Politisch ist Peinlich allerdings als explizit erkonservativ-klerikaler Deutschnationaler⁴ einzustufen, möglicherweise mit antisemitischem Einschlag.⁵

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Otfried Hafner, Richard Peinlich im Urteil seiner Schüler, in: Blätter für Heimatkunde 57/1983, S. 25–27. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/B_Jg57_Otfried-HAFNER-Richard-Peinlich-im-Urteil-seiner-Sch%C3%BCler.pdf

Franz Ilwof, Richard Peinlich, in: Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark 31/1883, S. 91–108. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/M_H31_Richard-Peinlich-Franz-Ilwof.pdf

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Richard Peinlich, Geschichte der Pest in Steiermark. Bd. 1. Graz 1877. Online verfügbar unter: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11354875?q=%28peinlich+geschichte+der+pest%29>

² Ilwof, Peinlich, S. 101.

³ Richard Peinlich, Geschichte der Pest in Steiermark. Bd. 1. Graz 1877, S. 6. Online verfügbar unter: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11354875?q=%28peinlich+geschichte+der+pest%29>

⁴ In seiner Rede zur Schillerfeier 1859 polemisiert Peinlich gegen den Protestantismus, die Aufklärung, Voltaire, Rousseau, beklagt die fehlende deutsche Einheit und die nationalen Separierungsbestrebungen, wo „der wälsche Übermuth eben die Frucht der jammervollen Zersplitterung genießt“. Schiller wird in seinen Augen „als eine echtdeutsche Siegfriedsnatur zum beständigen Kämpfer gegen den Drachen des rohen Materialismus“, zu einem Vorbild, das „durch und durch deutsch ist“. Richard Peinlich, ein Lorbeer- und Olivenzweig zur Schillerfeier. Festrede. Graz 1859, S. 4, 14 und 16. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ255805905>

⁵ Vgl. Otfried Hafner, Richard Peinlich im Urteil seiner Schüler, in: Blätter für Heimatkunde 57/1983, S. 25–27, hier S. 27. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/B_Jg57_Otfried-HAFNER-Richard-Peinlich-im-Urteil-seiner-Sch%C3%BCler.pdf

Richard Peinlich, ein Lorbeer- und Olivenzweig zur Schillerfeier. Festrede. Graz 1859. Online
verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ255805905>

Pertassekweg

Datum der Benennung

20.11.1986

Text der Zusatztafel

Rudolf Pertassek 1883–1965

Beamter, Politiker. Der diplomierte Bauingenieur und Jurist begann seine Laufbahn noch in der Monarchie, zuletzt leitete der gebürtige Grazer die steirische Landesbauabteilung. Als christlichsozialer Abgeordneter war er ab 1922 im Grazer Gemeinderat und 1924–1927 Bürgermeisterstellvertreter. Pertassek machte sich um den Ausbau der Grazer Kanalisation verdient.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Pertassek war ein Bauingenieur und Bürgermeisterstellvertreter der Stadt Graz. Er wurde am 8. Februar 1883 in Graz geboren. Nach dem Studium des Bauwesens sowie der Rechts- und Staatswissenschaften (Ingenieur 1906 und Dr. iur. 1916) an der Technischen Hochschule bzw. der Universität Graz wurde er Beamter und schließlich Leiter der Bauabteilung der k. k. Statthalterei beziehungsweise nach dem Ersten Weltkrieg der Steiermärkischen Landesregierung. Für die Christlichsoziale Partei in den damals von den Sozialdemokraten dominierten Gemeinderat der Landeshauptstadt Graz gewählt, bekleidete der Wirkliche Hofrat (1936) von 1924 bis 1927 das Amt des Bürgermeisterstellvertreters. Während des Ständestaates gehörte er der Vaterländischen Front an, will aber eigenem Bekunden nach bis zum Verbot der NSDAP im Juni 1933 Beiträge für NS-Zeitungen verfasst haben. Nach dem „Anschluss“ 1938 stellte er einen Antrag auf Mitgliedschaft in der NSDAP, der allerdings wegen seiner schwankenden Haltung in den Jahren davor abgelehnt wurde; sein Status als Parteianwärter wurde widerrufen. Dies kam ihm nach dem Ende der NS-Herrschaft zugute, da er als nicht registrierungspflichtig galt und seine Beamtenkarriere ungehindert fortsetzen konnte. Pertasseks herausragendste Leistungen bildeten die Versorgung von Graz mit Milch nach dem Ersten Weltkrieg und die Einführung der Schwemmkanalisation beziehungsweise der gezielten Abwasserbeseitigung in Graz. Pertassek starb 1965 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A.Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003,
S. 374.

Pesendorferweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Josef Pesendorfer 1791–1856

Unternehmer. Der bei Weiz geborene Bauernsohn baute ein bedeutendes Eisenimperium auf. Pesendorfer erwarb 1815 in Rottenmann ein kleines Hammerwerk sowie 1821 das Fürstenwerk mit Sensenhammer, welche er zu einem modernen Walzwerk ausgestaltete. Mit Übernahme von Erzbergwerken und weiteren eisenverarbeitenden Betrieben führte er die Region ins Industriezeitalter.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Pesendorfer war ein steirischer Industrieller. Er wurde am 26. März 1791 in Offenegg geboren, wo er auch aufwuchs. Kaum 22-jährig heiratete er Anna Prettenhofer aus Pischelsdorf, die ein kleines Vermögen in die Ehe mitbrachte. Durch dieses und den Verkauf des väterlichen Besitzes erwarb er 1809 ein Bauerngut in Passail, das er jedoch bald wieder verkaufte, um 1811 eine Mühle in Bruck an der Mur zu erwerben, wo er durch die Lieferung von Mehl und Vieh für die Armee in den Jahren 1814/15 zu Geld kam.

1815 erwarb er das Windbichlgut in Rottenmann. Zu diesem Anwesen gehörte auch ein kleiner Eisenhammer, der sogenannte Mauthammer. Da Pesendorfer den Kaufpreis allein nicht aufbringen konnte, traten sein Vater und ein Kompagnon namens Johann Gruber als Mitkäufer auf. Damit war Pesendorfer zum Hammerherrn geworden. Zur Landwirtschaft gehörte auch eine Mühle. 1821 erwarb er die Waidhofener Sensenkompanie und wurde somit zum größten Eisenunternehmer in Rottenmann. Nach dem Kauf eines weiteren Hammers in Trieben avancierte er zum größten Unternehmer des Paltentales.

In den folgenden Jahren konnte Pesendorfer sein Unternehmen weiter ausbauen: Aufgrund der gestiegenen Holz- und Holzkohlepreise kaufte er das Torflager Gampermoos, im selben Jahr dann auch noch „die Herrschaft Rottenmann mit dem Landgericht, reichen Waldungen und 300

Untertanen. Den Blechhammer gestaltete P. zu einem modernen Walzwerk um.“¹ Ab 1832 erweiterte er seine Betriebe um eine Bleiweißfabrik und ein Brauhaus, weitere Torfmoore und widmete sich auch dem Abbau und der Schmelze von Eisenerz, wofür er ein Werk in der Nähe von Liezen, später dann auch ein Hammerwerk im Salzburger Lungau erwarb. In den von ihm gegründeten Fabriken wurden Grobeisen, Streckeisen, Stahl, Blech etc. erzeugt. Josef Pesendorfer starb am 27. Februar 1856 als Folge eines Schlaganfalls.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ferdinand Tremel, Pesendorfer, Josef (1791–1856), Gewerke und Großgrundbesitzer, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 35. Wien 1978, S. 436.

Ferdinand Tremel (Hg.), Steirische Unternehmer des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Lebensbildern (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 9). Graz 1965.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 22. Wien 1870.

¹ Ferdinand Tremel, Pesendorfer, Josef (1791–1856), Gewerke und Großgrundbesitzer, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 35. Wien 1978, S. 436.

Pestalozzistraße

Datum der Benennung

25.5.1897

Text der Zusatztafel

(Johann) Heinrich Pestalozzi 1746–1827

Pädagoge. Im Zug der Aufklärung entwickelte der gebürtige Zürcher als Leiter von Erziehungsanstalten für mittellose Kinder pädagogische Grundsätze. Deren Erprobung führte Pestalozzi zuletzt in der beispielhaften Heimschule Yverdon 1804–1825 durch. Der Schweizer Sozialreformer vertrat eine ganzheitliche Volksbildung und die Idee der Elementarbildung von Kindern.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

(Johann) Heinrich Pestalozzi war ein Pädagoge und Theoretiker der (Volks-)Bildung. Er wurde am 12. Januar 1746 in Zürich geboren. Sein Lebensweg ist stark durch Erfahrungen in der Familie, seiner Heimatstadt Zürich und deren Umgebung bestimmt. Nach dem frühen Tod seines Vaters besuchte er 1751–1754 die Elementarschule, 1754–1763 die Lateinschule sowie das Collegium humanitatis. 1763–1765 studierte Pestalozzi Philologie und Philosophie am Zürcher Collegium Carolinum, das insbesondere durch Johann Jakob Bodmer (1698–1783), Johann Jakob Breitinger (1701–1776) und Johann Jakob Steinbrüchel (1729–1796) aufklärerisch orientiert war. Entscheidende Anstöße für die spätere Entwicklung Pestalozzis gingen von der durch Bodmer initiierten „Helvetischen Gesellschaft zur Gerwe“ (Mitgliedschaft Pestalozzis ab 1764) aus, die den Staat und das Bildungswesen im Geiste Montesquieus und Jean Jacques Rousseaus verändern wollte. Die Gesellschaft kritisierte insbesondere die zur Oligarchie erstarrte Demokratie Zürichs, das verweichlichte Leben der Städter und die Unterdrückung der Zürcher Landbevölkerung, deren rechtlich und wirtschaftlich ungünstige Lebensverhältnisse Pestalozzi während seiner häufigen Aufenthalte bei seinem Großvater in Höggen bei Zürich kennenlernte.

Unter dem Einfluss der Helvetischen Gesellschaft, in deren Umfeld Pestalozzi Kontakte zu Johann Caspar Lavater (1741–1801), Johann Heinrich Füssli (1741–1825), Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) und Johann Georg Fichte (1762–1814) unterhielt, brach er das Studium am Carolinum vor Beginn der theologischen Jahreskurse ab, um sich unmittelbar auf eine politisch-administrative Aufgabe in Zürich vorzubereiten. Diese Pläne musste er aber aufgeben, weil er sich – wie andere

Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft – politisch missliebig gemacht hatte. Er war verdächtig, sich an Aufrufen gegen Maßnahmen des Rates der Stadt Zürich beteiligt zu haben, und wurde deswegen vom 28. bis 31. Januar 1767 in Arrest genommen.

Es waren wiederum der Einfluss Rousseaus sowie der durch die Heirat gewonnene Rückhalt, die Pestalozzi veranlassten, Zürich zu verlassen und 1769 nach einjähriger landwirtschaftlicher Lehrzeit Bauer zu werden und auf das Birrfeld bei Brugg zu ziehen. Das landwirtschaftliche Unternehmen Pestalozzis entwickelte sich wegen Finanzierungsproblemen und insbesondere aufgrund der europaweiten Missernten 1771–1772 ungünstig. Pestalozzi versuchte, die Landwirtschaft um die Weiterverarbeitung von Baumwolle zu ergänzen. Dazu wollte er auch die Arbeitskraft armer Kinder nutzen, diese aber zugleich ausbilden, um ihnen ein besseres Überleben zu ermöglichen. Aber Pestalozzis Hoffnung, die Anstalt trüge sich – wirtschaftlich selbst, erfüllte sich nicht; 1780 musste er sie aufgeben.

Bereits 1777 hatte Pestalozzi seine volksbildnerischen Ideen der Armenerziehung literarisch dargestellt. 1780 veröffentlichte er seine aphoristisch gehaltene, aber als grundlegendes pädagogisches Werk gedachte Schrift „Die Abendstunde eines Einsiedlers“: Er kritisierte die mangelnden pädagogischen Kenntnisse in der Gesellschaft, forderte eine naturgemäße Erziehung und verwarf radikal die Schule und jede schulische Methodik als künstliche und zwangbeladene gesellschaftliche Produkte. Europaweite Anerkennung erzielte der erste Band seines Romans „Lienhard und Gertrud“ (1781), der die (bildungs-)politischen Zusammenhänge illustrieren sollte, durch die die Not der Landbevölkerung entstanden sei. Der sozialkritische, in der Anlage schlichte Roman erzählt, wie die Familie des Maurers Lienhard und seiner Frau Gertrud durch die ungünstigen wirtschaftlichen und bildungsmäßigen Verhältnisse zu verkommen droht und wie durch die Initiative Gertruds, die die Unterstützung des aufgeschlossenen „Landesvaters“ Arner findet, sich die gesellschaftliche Situation im gesamten Land bessert. Mit diesem Roman wollte Pestalozzi zeigen, dass die Verbesserung der gesellschaftlichen Situation des Menschen von einer verbesserten Erziehung ausgehen muss, die an der häuslichen Erziehung orientiert sein sollte. Im ersten Band bewegt sich Pestalozzi noch weitgehend auf den Spuren Rousseaus, die er in den bis 1787 erschienenen drei Fortsetzungsbänden aber verließ. So plädierte er schließlich nachdrücklich für die von ihm bislang abgelehnte Einrichtung von Schulen und die Verbesserung der schulischen Methodik. Die breite Anerkennung, die der Roman fand, war der Anlass dafür, dass Pestalozzi 1792 zum Ehrenbürger Frankreichs ernannt wurde.

Pestalozzis gesellschaftspolitisches Hauptwerk „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ (1797) ist eine Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution, deren zentrale Grundsätze Pestalozzi unterstützte, nicht aber deren politische Methoden. Das Werk orientiert sich an zwei Fragen: Was hat „der Gang des Lebens, wie er ist, aus mir gemacht?“ und was macht „der Gang des Lebens, wie er ist, aus dem

Menschengeschlecht?“ Wie Rousseau sagt Pestalozzi zwar schließlich, dass das Menschengeschlecht sich geschichtlich aus dem Naturzustand in einen gesellschaftlichen Zustand hineinentwickelt habe, nun aber sich zu einem sittlichen Zustand erheben müsse. Dieser Dreischritt gelte auch für das Leben jedes Einzelnen, der stets ein Werk der Natur, der Gesellschaft und seiner selbst sei. Pestalozzi unterscheidet sich allerdings von Rousseau, insofern er nach den Erfahrungen der Revolution nicht mehr an einen ursprünglich unbelasteten Naturzustand glaubt. Deshalb erhalten Erziehung, Unterricht und Schule im Entwicklungsprozess ein wesentlich größeres Gewicht. Seit 1780 suchte Pestalozzi vergeblich eine neue Gelegenheit, seine volkserzieherischen Ideen umzusetzen. Als 1798 die Revolution auf die Schweiz übergriff, stellte sich Pestalozzi in den Dienst der neuen Zentralregierung, u. a. als Redakteur des „Helvetischen Volksblatts“. Ende 1798 wurde er von der Regierung gebeten, in Stans, das sich der Revolution widersetzt hatte und gewaltsam niedergeworfen worden war, zur Betreuung der dortigen Waisen eine Armenanstalt einzurichten. Zwar musste diese unter dem Druck des Krieges zwischen Frankreich und Österreich bereits nach sieben Monaten geschlossen werden, Pestalozzi konnte seine in Stans entwickelte Unterrichtsmethode aber 1799 in Burgdorf (Kanton Bern) schulisch weiter erproben. 1800 erhielt er sogar die Erlaubnis, im Burgdorfer Schloss ein Lehrerseminar einzurichten.

1801 veröffentlichte Pestalozzi seine pädagogischen Erfahrungen in der Schrift „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“. Nachdem die Schweiz 1803 wieder föderalistisch strukturiert worden war und Pestalozzi somit die Unterstützung der bisherigen Zentralregierung verloren hatte, wurde sein Institut 1804/1805 nach Iferten (Yverdon, Kanton Waadt) verlegt. Weitgehend aus privaten Mitteln finanziert, entwickelte es sich dort für etwa zwei Jahrzehnte zu einem Zentrum der Lehrerbildung in Europa; um 1809 wurden in Iferten 166 Zöglinge verschiedener Nationalität unterwiesen. Viele Pädagogen waren zu langen Studienaufenthalten in Iferten, darunter Karl August Zeller (1774–1846), Friedrich Froebel (1782–1852) und Karl von Raumer (1783–1865). Seit der politischen Restauration 1814 zeichnete sich der Niedergang des Instituts ab, der durch interne Lehrerstreitigkeiten beschleunigt wurde. 1825 löste Pestalozzi die Anstalt auf und zog sich auf seinen Neuhof im Birrfeld zurück. So überholt einzelne Positionen Pestalozzis heute erscheinen mögen: Kein anderer Pädagoge hat der Volksschule so viele Impulse gegeben und hat die Geschichte der mitteleuropäischen Schule des 19. und 20. Jahrhunderts so nachhaltig beeinflusst wie er. Die zügige Entwicklung des Volksschulwesens zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist in fast allen deutschsprachigen Ländern wesentlich den unmittelbaren Einflüssen Pestalozzis zu verdanken; durch ihn hat sich der methodische Grundsatz, jeden Unterricht anschaulich anzulegen und in der Erziehung möglichst alle Bedürfnisse der jungen Menschen zu berücksichtigen („Kopf, Herz, Hand“), weitgehend durchgesetzt. Pestalozzi starb am 17. Februar 1827 in Brugg, Kanton Aargau.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Max Liedtke, Pestalozzi, Johann Heinrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 20. Berlin 2001, S. 214–216. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118592912.html#ndbcontent>

Peter-Leardi-Weg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Peter Leardi 1758–1841

Priester. Der in Pavia geborene Offizierssohn studierte in Graz Theologie und war 1795–1804 zunächst Hofkaplan und Konsistorialsekretär. Seine Laufbahn als Pfarrseelsorger begann in Wildon, dann war er 1806–1841 Dechant und Hauptpfarrer in Straßgang. Der Verfasser der Straßganger Pfarrchronik war 1816 zum Ehrendomherrn der Diözese Seckau ernannt worden.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Leardi war ein Dechant von Straßgang in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er wurde 1758 als Sohn eines Offiziers in Pavia (Lombardei, damals österreichisch, heute Italien) geboren. Leardi studierte in Graz Theologie und wurde hier 1795 Hofkaplan und Konsistorialsekretär. 1805 ging er als Pfarrer und Dechant nach Wildon. Ein Jahr später wechselte er nach Straßgang, wo er bis zu seinem Tod als Hauptpfarrer und Dechant sowie Bezirksschulaufseher wirkte. 1816 wurde Leardi wegen seiner Verdienste als Seelsorger vom Kaiser zum Ehrendomherrn der Diözese Seckau ernannt.¹ Er verfasste unter anderem eine Historische Reihe der Erzbischöfe von Salzburg und Seggau, Leoben, Lavant und Gurk sowie eine Pfarrchronik von Straßgang.² Peter Leardi verstarb am 21. Dezember 1841 in Straßgang.³

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

k. A.

¹ „Der Wanderer“ vom 22. Dezember 1816.

² AB Nr. 6, 1954.

³ Personalakt Peter Leardi im Diözesanarchiv Graz.

Peter-Rosegger-Straße

Datum der Benennung

1919

Text der Zusatztafel

Peter Rosegger 1843–1918

Schriftsteller. Seinem Geburtsort Alpl in der Waldheimat setzte Rosegger ebenso ein literarisches Denkmal wie der bäuerlichen Kultur. Seit 1865 lebte er in Graz, holte eine geregelte Schulbildung nach und stieg ab 1869 zu einem international gefeierten Heimatdichter auf. Rosegger prägte mit seinen episodisch-pointierten Erzählungen die steirische Identität.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Rosegger war das älteste von sieben Kindern des Waldbauern Lorenz Roßegger (1814–1896) und dessen Ehefrau Maria, geb. Zeilbauer (1818–1872), und wurde am 31. Juli 1843 am steirischen Alpl bei Krieglach geboren. Der Vater war Analphabet, die Mutter konnte – für Bergbauern unüblich – lesen. Er erhielt 1848–1854 einen (beschränkten) Schulunterricht in der Wanderklasse des aus St. Kathrein verwiesenen Lehrers Michael Patterer (1805–1857). Da die Versuche, dem körperlich schwachen Jungen einen Bildungsgang als Pfarrer zu eröffnen, scheiterten, absolvierte er 1860 bis 1863 eine Schneiderlehre beim Störschneidermeister Ignaz Orthofer (1815–1902) in St. Kathrein am Hauenstein in der Steiermark und verblieb dort als Geselle bis 1865. In dieser Zeit verfasste er in der Freizeit „Jugendschriften“: an Volkskalendern orientierte Hefte mit Geschichten, Predigten, Rätseln, Tagebucheinträgen, Witzen – versehen mit Zeichnungen („Museum“). 1864 schickte er entsprechende Proben an den Chefredakteur der Grazer „Tagespost“, Adalbert Swoboda (1828–1902), der sich für ihn verwendete und im Artikel „Ein steirischer Volksdichter“ zum Mäzenatentum für den „hoffnungsvollen Volksdichter“, „begabten Autodidakten“, „jungen Naturdichter“¹ aufrief.

In der Folge wurde Rosegger vom Industriellen und Bierbrauer Johann Peter Reininghaus (1818–1901) und anderen unterstützt und konnte in Graz ab 1865 die Akademie für Handel und Industrie besuchen, wo er als Gasthörer viereinhalb Jahre seine Bildung verbesserte. 1869 erschien als erste Buchveröffentlichung der Mundartgedichtband „Zither und Hackbrett“ mit einem Vorwort des damals prominenten Dichters Robert Hamerling. Ein Stipendium des Steiermärkischen

¹ Adalbert Swoboda, Ein steirischer Volksdichter, in: Tagespost vom 13. Dezember 1864, S. 1–4, hier S. 1. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gpt&datum=18641213&seite=1&>

Landesausschusses ermöglichte Rosegger u. a. die Finanzierung von Reisen (Deutschland, Niederlande, Schweiz, Italien). Nach den bei Grazer Verlagen erschienenen Bänden „Tannenhartz und Fichtennadeln“ und „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande“ (1870) brachte der ungarische Verleger Gustav Heckenast bis zu dessen Tod (1878) jährlich mindestens einen Band mit Erzählungen, Dorfgeschichten und Reiseskizzen heraus, darunter „Die Schriften des Waldschulmeisters“ (1875) und „Waldheimat“ (1877).²

1868 wurde der elterliche Hof zwangsversteigert, 1872 starb Roseggers Mutter. Am 13. Mai 1873 heiratete er in Graz-Mariagrün die Hutfabrikantentochter Anna Pichler (1851–1875), die im Jahr darauf den Sohn Josef (Sepp, 1874–1948) zur Welt brachte und dann nach der Geburt des nächsten Kindes, Anna (1875–1932), an einer Bauchfellentzündung starb. 1879 heiratete er in Krieglach, wo er 1877 ein Landhaus (heute Museum) errichten ließ, die Bauunternehmerstochter Anna Knaur (1860–1932). In den folgenden Jahren wurden drei weitere Kinder geboren: Hans Ludwig (1880–1929), Margarethe (1883–1948) und Martha (1890–1948).

1876 gründete Rosegger in Graz die ab Oktober erscheinende Monatschrift „Heimgarten, Zeitschrift für das deutsche Haus“, die er mit einem bewundernswerten Arbeitsaufwand mit vielen eigenen, teilweise unter Pseudonym verfassten, auf aktuelle Ereignisse reagierenden journalistischen Beiträgen über den Literaturbereich hinaus zu einer auch sozialhistorisch interessanten Kulturzeitschrift ausbaute. 1910 übergab er die Herausgeberschaft an seinen deutschnational-radikalen Sohn Hans Ludwig, mit dem die Zeitschrift in den 1920er-Jahren endgültig in ein anschlussorientiertes, völkisches Fahrwasser geriet; sie erschien auch noch nach dessen Tod 1929 bis September 1934. Auf aktuelle Entwicklungen reagierte Rosegger auch mit dem 1886 geschriebenen und 1888 als Buch erschienenen Roman „Jakob der Letzte“, in dem er mit dem Protagonisten Jakob Steinreuter eine störrische Widerstandsfigur gegen das durch Industrialisierung und Kapitalismus hervorgerufene Bauernsterben zeichnet, die scheitert und als Mörder und Selbstmörder endet. Die bereits hier deutlich werdende antiurbane, sozialistenfeindliche und regressiv-romantisierende Idealisierung von Heimat, Bescheidenheit und Natürlichkeit war in den späteren Romanen „Erdsegen“ (1900) und „Weltgift“ (1903) verstärkt zu verzeichnen.

Parallel dazu näherte er sich in seinem „Abgleiten von einem liberalen Kosmopolitismus zum konservativen Nationalismus“³ – insbesondere nach den besonders in Graz 1897 erbittert

² Gesamt- und Auswahlgaben Roseggers: Nach dem Tod Heckenasts wurde Adolf Hartleben (1835–1903) sein neuer Verleger. Dort erschienen u. a. ab 1886 bis zum Bruch 1894 30 Bände „Ausgewählte Schriften“, deren Edition dann vom neuen Verlag Staackmann fortgesetzt wurde. 1913 bis 1916 sollten dann dort die 40 Bände der „Gesammelten Werke“ erscheinen. 2018 erschienen schlussendlich vier Bände „Ausgewählte Werke“ unter der Herausgeberschaft von Daniela Strigl und Karl Wagner, jeweils mit Materialien, Kommentar und Nachwort.

³ Eva Philippoff, Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz – Wien – Köln 1993, S. 131.

bekämpften Badenischen Sprachenverordnungen – den Positionen deutschnationaler Interessensvereinigungen wie des „Deutschen Schulvereins“ an und rief anlässlich des 30-jährigen Bestehens zur „Zweimillionensammlung“ zur Errichtung und Erhaltung von deutschen Schulen an den Sprachgrenzen auf, die ausgesprochen erfolgreich war. Aufgrund dieses Engagements erfolgten zwar angesichts der Nominierung zum Nobelpreis 1913 „teilweise primitive Polemiken gegen Rosegger in tschechischen Zeitungen“, tatsächlich war der Preis aber ohnehin einem anderen zugedacht: „Der Favorit war von Anfang an der Franzose Fatiguet, und nicht der Österreicher Rosegger.“⁴

In den von Rosegger für den Band „Steirischer Waffensegen“ (1916) beigesteuerten, bereits vorher publizierten Texten, bei dem er sich mit dem Hassprediger Ottokar Kernstock zusammenspannen ließ, lässt sich zwar das gängige Freund-Feind-Schema und patriotisches Wortgeklänge beobachten, allerdings (vor allem in der Prosa) deutlich relativiert durch ein humanistisch-individualisierendes Vermögen, „die Gesichter einzelner Menschen zu erkennen, Menschen mit Namen und Schicksal, hüben und drüben, an der Front wie im Hinterland“⁵.

Peter Rosegger starb am 26. Juni 1918 in Krieglach. Sein Nachlass wurde nach einem langandauernden Status als „Dauerleihgabe“ von der Steiermärkischen Landesregierung für die Landesbibliothek nach einem Rechtsstreit um 2.500.000.- öS angekauft.⁶ Teile davon – insbesondere der Korrespondenz – können online abgerufen werden.⁷

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eva Philippoff, Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz – Wien – Köln 1993.

Peter Rosegger, Deutschland–Österreich, in: Peter Rosegger – Ottokar Kernstock, Steirischer Waffensegen. Graz 1916, S. 24.

⁴ Bekommen hat den Nobelpreis dann allerdings nicht der Literaturhistoriker Émile Faguet (1847–1916), sondern der indische Autor Rabindranath Tagore (1861–1941) aufgrund der Intervention des Akademie-Mitglieds Verner von Heidenstam (1859–1940). Hans Peter Weingand (Hg.), Der unbekannt Peter Rosegger. Graz 2018, S. 184. Vgl. dort auch zitiert die entrüsteten Zeitungsberichte und der doch sehr zurückhaltende Brief Roseggers an Wilhelm Kienzl, S. 185–187. Die später immer wieder vorgebrachte Anti-Tschechen-Polemik deutschnationaler Rosegger-Interpreten entbehrt hier jedenfalls einer faktischen Grundlage.

⁵ Christian Teissl, „Man kommt sich vor wie in der Wüste“. Der langsame Abschied des Peter Rosegger. Wien – Graz – Klagenfurt 2018, S. 60.

⁶ Vgl. Weingand, Rosegger, S. 281.

⁷ Steiermärkische Landesbibliothek [Rara Bib], Nachlass Peter Rosegger. Online verfügbar unter: <https://egov.stmk.gv.at/stmk.gv.at/lbstdig/kategorie/nachlaesse>

Steiermärkische Landesbibliothek [Rara Bib], Nachlass Peter Rosegger. Online verfügbar unter:

<https://egov.stmk.gv.at/stmk.gv.at/lbstdig/kategorie/nachlaesse>

Adalbert Swoboda, Ein steirischer Volksdichter, in: Tagespost vom 13. Dezember 1864, S. 1–4. Online

verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gpt&datum=18641213&seite=1&>

Christian Teissl, „Man kommt sich vor wie in der Wüste“. Der langsame Abschied des Peter Rosegger.

Wien – Graz – Klagenfurt 2018.

Hans Peter Weingand (Hg.), Der unbekannte Peter Rosegger. Graz 2018.

Peter-Tunner-Gasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Peter (Ritter von) Tunner (zu Turrach) 1809–1897

Montanist. Der Werdegang des in Deutschfeistritz geborenen Bergbaupioniers ist eng mit der späteren Montanuniversität Leoben verknüpft. Ab 1835 lehrte er Hüttenkunde am Grazer Joanneum, prägte ab 1840 die Montanlehranstalt in Vordernberg und war nach deren Verlegung nach Leoben 1849 sowie nach dem Ausbau zur Bergakademie 1861 Direktor der Anstalt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Tunner (ab 1864 Peter Ritter von Tunner zu Turrach) war ein Montanist und Direktor der Bergakademie Leoben. Er wurde am 10. Mai 1809 in Deutschfeistritz geboren. Tunner besuchte das k. k. polytechnische Institut in Wien, wo er 1831 seine technischen Studien abschloss. Sein Vater war damals als Verwalter des Eisenhochofens in Turrach in fürstlich Schwarzenberg'schen Diensten und auch der Sohn trat 1832 als Verweser des neu errichteten Hammerwerks Katsch bei Murau in die Dienste dieses Fürsten. Dabei erwies er sich als so tüchtig, dass Erzherzog Johann (1782–1859) auf ihn aufmerksam wurde. Als 1835 am 1811 von diesem in Graz als Museum und Lehranstalt gegründeten Joanneum eine montanistische Fachschule errichtet wurde, erhielt Tunner auf Empfehlung des Erzherzogs von den steirischen Ständen die Professur der Berg- und Hüttenbaukunde übertragen. Die Stände gestatteten dem jungen Professor einen mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland, Schweden, England, Belgien, der Schweiz und Italien zum Studium des dortigen Montanwesens.

Während Tunnners Abwesenheit wurde beschlossen, die Fachschule nach Vordernberg, in die unmittelbare Nähe der steirischen Haupteisenwerke, zu verlegen. Im November 1840 begann Tunner im neu errichteten Gebäude der Lehranstalt seine Vorlesungen über Bergbau und Hüttenkunde. Die steiermärkisch-ständische montanistische Lehranstalt in Vordernberg erwarb sich nicht zuletzt dank Tunner einen exzellenten Ruf als Schule des Eisenhüttenwesens. Tunner selbst erlangte durch regen Austausch mit den montanistischen Experten des In- und Auslands sowie durch seine wissenschaftlich-schriftstellerischen Leistungen den Ruf eines ausgezeichneten Fachmanns. Als im Revolutionsjahr 1848 der Verbleib der deutschsprachigen Studenten an der Bergakademie zu

Schemnitz in Ungarn (heute Banská Štiavnica in der Slowakei) nicht mehr möglich war, wurde die Lehranstalt in Vordernberg anfangs provisorisch, schließlich jedoch dauerhaft zur Staatsakademie umfunktioniert, sodass aus der bislang ständischen Anstalt ein staatliches Institut wurde. Dieses wurde nach Verhandlungen mit den steirischen Ständen als k. k. Montan Lehranstalt (heute Montanuniversität) in Leoben gegründet und Tunner zum Direktor ernannt, ein Amt, das er über ein Vierteljahrhundert lang bekleidete. Dabei beschränkte er sich nicht auf die Lehrtätigkeit, sondern nahm auch regen Anteil an der praktischen Umsetzung sämtlicher Neuerungen im Montanwesen, insbesondere im Bereich der Eisen- und Stahlindustrie. Er leistete wesentliche Beiträge zur Stahlerzeugung im Frischherd und im Puddelofen und führte als Erster in der österreichisch-ungarischen Monarchie das Bessemer-Verfahren (1863 in Turrach) und später das Siemens-Martin-Verfahren zur Stahlherstellung ein. Aufgrund seiner publizistischen Tätigkeit und Vortragsreisen (1870 Ural; 1876 USA) galt er als weltweit angesehener Montanist.

Tunner war auch politisch tätig: 1867–1871 als Abgeordneter zum Steiermärkischen Landtag und in den Folgejahren bis 1874 als Abgeordneter zum Reichsrat. Für seine Verdienste erhielt er zahlreiche Ehrungen, darunter den Orden der Eisernen Krone dritter Klasse (1861) und das Comthurkreuz des Franz-Joseph-Ordens (1874). Auf zahlreichen Industrie- und Weltausstellungen (Wien 1845; London 1851, 1862; München 1854; Paris 1855, 1867; Wien 1873) gehörte er zu den einflussreichsten Jurymitgliedern und konnte so zum Ansehen der österreichischen Industrie beitragen. Peter Tunner starb am 8. Juni 1897 in Leoben.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Peter von Tunner, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/tunner_peter_von.html

Pfarrer-Schröttner-Platz

Datum der Benennung

4.10.1984

Text der Zusatztafel

Peter Schröttner 1888–1957

Priester. Der gebürtige Krottendorfer wirkte nach der Priesterweihe als Seelsorger in steirischen Gemeinden. 1930 kam Schröttner über die Pfarre St. Andrä nach Eggenberg und war 1932–1957 Pfarrer der neu geschaffenen Pfarre Schutzengel. Die 1932 eingeweihte alte Schutzengelkirche beruhte vornehmlich auf seinem Engagement im 1927 reaktivierten Kirchenbauverein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Schröttner war ein steirischer Priester. Er wurde am 16. Februar 1888 als Sohn des Bauern Markus Schröttner in Krottendorf geboren. Über seine Jugendzeit ist relativ wenig bekannt, lediglich, dass er 1912 seine Priesterweihe erhielt. Nach achtzehnjähriger Kaplanszeit in St. Veit am Vogau, Deutschlandsberg, Hollenegg, Feldbach und Hartberg kam er 1930 über die Grazer Pfarre St. Andrä nach Eggenberg. Mit der Seelsorge in Eggenberg eng verbunden, begründete er gemeinsam mit dem Eggenberger Bürgermeister Josef Sukalia im Jahr 1927 einen eigenen Kirchenbauverein. Mit dessen Hilfe konnte im Jahr 1932 die Schutzengelkirche mitsamt der dortigen Kirche errichtet werden. Peter Schröttner wurde Expositus und anschließend von 1932 bis 1954 Priester dieser Pfarre.

Viele Bischöfe und Priester schlossen ihre Korrespondenz in der Zeit des Nationalsozialismus mit dem „Hitlergruß“. Diese Praxis wurde auch während des Krieges beibehalten, manchmal aus Opportunismus, manchmal aus Überzeugung. So verwendete am 22. Mai 1940 auch Peter Schröttner, in seiner Funktion als Pfarrer der Schutzengelkirche, bei einem Schreiben an die Reichskanzlei diese Abschlussformel. Zweck des Schreibens war die Sicherstellung von Räumlichkeiten der Pfarre für Parteizwecke zu verhindern. „An den ‚gerechten Sinn der Regierung‘ appellierend, unterschrieb auch er mit ‚Heil Hitler!‘“¹

¹ Stefan Moritz, Grüß Gott und Heil Hitler. Katholische Kirche und Nationalsozialismus in Österreich. 2. Aufl. Wien 2002.

Nach 24 Jahren musste Peter Schröttner von Krankheit gezeichnet seinen Dienst in der Pfarre aufgeben. Er starb am 25. Jänner 1957 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Stefan Moritz, Grüß Gott und Heil Hitler. Katholische Kirche und Nationalsozialismus in Österreich. 2. Aufl. Wien 2002.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Pfeifferhofweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Theodor Pfeiffer 1867–1916

Mediziner. Aus dem Kronland Böhmen stammend, promovierte Pfeiffer 1892 in Wien und war ab 1895 klinischer Assistent in Graz, wo er sich 1900 habilitierte. Er forschte zur Tuberkulose, an der er selbst litt, und trieb federführend die Errichtung steirischer Tuberkuloseheilstätten, etwa in Hörgas 1906, voran. Zudem gründete Pfeiffer in Andritz ein Kinderheim.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Theodor Pfeif(f)er war ein aus Böhmen stammender Grazer Mediziner. Pfeiffer kam am 30. Dezember 1867 in Gablonz an der Neiße (Jablonec nad Nisou, heute Tschechien) zur Welt. Er verlor beide Eltern bereits in jungen Jahren. 1878–1881 besuchte er die Mittelschule in Zittau (Oberlausitz, Deutschland), danach in Brünn (Brno, heute Tschechien). Nach der Matura ebenda im Jahr 1886 ging Pfeiffer nach Wien, um Medizin zu studieren. Während des Studiums absolvierte er ein Semester an der Universität in Straßburg (Strasbourg, heute Frankreich). 1892 promovierte Pfeiffer zum Doktor der gesamten Heilkunde in Wien. Anschließend arbeitete er ein Jahr lang als Hospitant an der Wiener Zweiten medizinischen Klinik, danach ein weiteres Jahr als Aspirant der k. u. k. Krankenanstalt Rudolfstiftung.

Als sein Chef Friedrich Kraus im Herbst 1894 in die Steiermark berufen wurde, folgte ihm Pfeiffer an die Grazer Universitätsklinik. Dort war er ab Anfang 1895 klinischer Assistent. In Graz begann Pfeiffer auch seine Forschungstätigkeit. 1900 habilitierte sich Pfeiffer für Innere Medizin. Er beschäftigte sich in der Folge intensiv mit Forschung über die Lunge und insbesondere zur Tuberkulose, an der er selbst erkrankt war. Wegen dieser Krankheit absolvierte Pfeiffer einen zwei Jahre dauernden Kuraufenthalt in Meran (Südtirol).

Pfeiffer engagierte sich auch stark in der Tuberkulosefürsorge. Die Errichtung der Tuberkuloseheilstätte Hörgas-Enzenbach (1906) geht auf seinen Vorschlag und seine Planungen zurück. Später wurde Pfeiffer dort Direktor. Auch die Sonnenheilstätte Stolzalpe sowie die Kinderheime in Grafenegg, Neumarkt und Aflenz sind seinem Engagement zu verdanken. Auf seinem

Besitz in Andritz richtete er ebenfalls ein Kinderheim ein. Pfeiffer, der sich als Lungenspezialist auch international einen Namen machte, wurde 1914 außerordentlicher Professor in Graz. Zudem engagierte er sich im steirischen Ärzteverein und war Mitglied im Akademisch-technischen Radfahrverein. Pfeiffer starb am 27. Juni 1916. 1925 kaufte der spätere Grazer Bürgermeister Eduard Speck den „Pfeifferhof“ für die sozialdemokratische Organisation „Freie Schule – Kinderfreunde“. Heute ist auf dem Anwesen eine alternative Privatschule für 6–15-Jährige eingerichtet.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wilhelm Scholz, Professor Dr. Theodor Pfeiffer, in: Mitteilungen des Vereines der Ärzte in Steiermark 53/8/1916.

https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_P/Pfeifer_Theodor_1867_1916.xml

Pfitznergasse

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Hans Pfitzner 1869–1949

Komponist, Dirigent, Schriftsteller. Pfitzner war ab 1895 als Tonkünstler erfolgreich, die 1917 uraufgeführte Oper „Palestrina“ ragt aus seinem Werk heraus. Der Deutsche wirkte unter anderem in Berlin, Straßburg und München. In Schriften zur Musiktheorie und -politik vertrat er antisemitische Positionen. Er galt als NS-Sympathisant.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Pfitzner war ein deutscher Komponist, Dirigent und Autor theoretischer und politischer Schriften. Er wurde am 5. Mai 1869 als zweiter Sohn des Orchestergeigers und Dirigenten Carl Robert Pfitzner und dessen Gattin Wilhelmine, geborene Reimer, in Moskau geboren. 1872 zog die Familie nach Frankfurt am Main, wo der Vater als Musikdirektor des Stadttheaters arbeitete. Er erteilte Hans, der mit 11 Jahren sein erstes Werk komponierte, Musikunterricht. Pfitzner studierte von 1886 bis 1890 in Frankfurt Komposition und Klavier. Er wirkte danach als Musiklehrer, Dirigent und Komponist in mehreren deutschen Städten. 1894 nahm er eine Stelle als unbezahlter Kapellmeister am Stadttheater Mainz an, wo 1895 erstmals Kompositionen von ihm uraufgeführt wurden (die Oper „Der arme Heinrich“ und die Bühnenmusik zu einem Drama von Henrik Ibsen). 1897 zog Pfitzner nach Berlin und begann an einem Konservatorium zu unterrichten. 1901 wurde Pfitzners zweite Oper „Die Rose vom Liebesgarten“ uraufgeführt. 1907 zog die Familie in das seit 1871 zum Deutschen Reich gehörende Straßburg (heute Strasbourg in Frankreich), wo Pfitzner das Städtische Konservatorium und die Sinfoniekonzerte der Straßburger Philharmoniker leitete. 1910 wurde er zum Ehrendoktor der Universität Straßburg ernannt, 1913 erhielt er den Professorentitel. 1915 stellte er sein bedeutendstes Werk, die Oper bzw. „musikalische Legende“ „Palestrina“, fertig (1917 in München unter Bruno Walter uraufgeführt). In dem in der Renaissancezeit spielenden Werk geht es um das Spannungsverhältnis zwischen der Autonomie des Künstlers und seines Werks und den Forderungen der Gesellschaft. 1915 meldete Pfitzner sich freiwillig zum Militärdienst, wurde aber nicht angenommen.

Nach Kriegsende verlor Pfitzner alle seine Funktionen in Straßburg, das zu Frankreich zurückkehrte, und übersiedelte nach Bayern. 1919 ernannte man ihn zum Mitglied der Preußischen Akademie der Künste. 1920 war er dort als Leiter einer Meisterklasse für Komposition tätig. 1929 erfuhr Pfitzner anlässlich seines 60. Geburtstags zahlreiche Ehrungen und erhielt ein Lehramt an der Bayerischen Akademie für Tonkunst. 1930/31 schrieb er seine letzte Oper „Das Herz“. 1934 wurde er im Alter von 65 Jahren pensioniert, da er seiner Lehrverpflichtung nicht nachgekommen war. 1933 erhielt er die Goethe-Medaille, 1934 den Goethe-Preis. Er komponierte weiter und wurde zum Reichskultursenator ernannt. 1939 wurden ihm die Goethe-Plakette sowie die Beethoven-Medaille verliehen, doch waren die Ehrungen zu seinem 70. Geburtstag weniger spektakulär als jene zehn Jahre zuvor im damals demokratischen Deutschland. In München ausgebombt, verlegte Pfitzner 1943 seinen Wohnsitz nach Wien, wo er 1945 vor den Russen floh. Danach kam er in einem Münchener Altersheim unter.

Pfitzner vertrat deutschnationales Gedankengut und war bekennender Antisemit. In seinen Schriften finden sich dafür viele Belege: In „Futuristengefahr“ (1917) plädierte er für eine „deutsche Musik“. In „Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz. Ein Verwesungssymptom?“ (1920) kritisierte Pfitzner neuerlich die moderne Musik. Seine Texte sind voll von Hasstiraden. Bereits als Jugendlicher war er ein Anhänger von Richard Wagner und Arthur Schopenhauer und übernahm deren antisemitische Positionen. Pfitzner galt als egomanischer Misanthrop, der sich und seine Kunst nie genug gewürdigt wähnte. 1933 unterzeichnete er den „Protest der Richard-Wagner-Stadt München“ gegen den ins Exil gegangenen und gegen das NS-Regime agitierenden Literaturnobelpreisträger Thomas Mann. Mit dem Generalgouverneur im deutschbesetzten Polen, dem 1946 nach dem Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess hingerichteten Hans Frank, verband ihn eine Freundschaft. Pfitzner komponierte für Frank die „Krakauer Begrüßung“ und erhielt von ihm finanzielle Unterstützung. Hitler gewährte Pfitzner 1944 eine Dotation von 50.000 Reichsmark und nahm ihn in die Liste „gottbegnadeter“ Künstler auf, wo er als einer der drei wichtigsten lebenden Musiker firmierte, was ihn von allen Kriegsverpflichtungen befreite, ein Privileg, das angesichts seines Alters keine praktische Bedeutung hatte. Selbst nach Kriegsende hielt Pfitzner an seinen Ansichten fest und verteidigte Hitler. In einer Kontroverse mit dem 1933 ins Exil gezwungenen deutsch-jüdischen Dirigenten Bruno Walter, der 1917 die Uraufführung von „Palestrina“ geleitet hatte, verharmloste Pfitzner die NS-Verbrechen und äußerte, die Deutschen hätten im Krieg nur ihre Pflicht getan.

Im Zuge der Entnazifizierung nach dem Zweiten Weltkrieg stufte die Münchener Spruchkammer Pfitzner als nicht betroffen ein. Gegenwärtig (2023) findet in zahlreichen Städten mit Pfitzner-Straßen etc. eine Diskussion über den Umgang mit diesem Erbe statt; erste Umbenennungen sind bereits erfolgt. Pfitzner starb nach mehreren Schlaganfällen am 22. Mai 1949 in Salzburg und wurde auf Betreiben der Wiener Philharmoniker in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof beigesetzt.

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/2: Personen L–Z. Berlin 2009, S. 635.

Jens Malte Fischer, Hans Pfitzner und die Zeitgeschichte. Ein Künstler zwischen Verbitterung und Antisemitismus, in: Neue Zürcher Zeitung vom 13. Mai 2003. Online verfügbar unter: <http://www.rodoni.ch/busoni/revisi0n5.2003/files/pfitznernzz.html>

Jens Jessen, Kann man Hans Pfitzner retten?, in: Die Zeit vom 1. November 2007. Online verfügbar unter: http://www.zeit.de/2007/45/Spitze_45

Michael H. Kater, Die mißbrauchte Muße. Musiker im Dritten Reich. München – Wien 1998.

Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 32–61.

Michael Schwalb, Hans Pfitzner. Komponist zwischen Vision und Abgrund. Regensburg 2016.

Pfrimerweg

Datum der Benennung

1.3.1957

Text der Zusatztafel

Julius Pfrimer 1869–1955

Weinhändler. Pfrimer leitete den familiären Großhandel in seiner Heimatstadt Marburg/Maribor und engagierte sich dort lokalpolitisch als Stadtrat. Nach Abtrennung der Untersteiermark 1918 trat er für die deutsche Minderheit ein. 1941 wurde er NSDAP-Mitglied, nach 1945 organisierte er in Österreich ein Hilfswerk für vertriebene Deutsche aus der Untersteiermark.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Pfrimer war ein aus der Untersteiermark stammender Weinhändler, Politiker und Unterstützer der deutschsprachigen Bevölkerung. Julius Pfrimer wurde am 16. August 1869 in Marburg an der Drau (heute Maribor, Slowenien) geboren. Sein gleichnamiger Vater, der sich ursprünglich „Pfriemer“ schrieb, war als junger Mann aus Deutschland nach Marburg gekommen und hatte dort gemeinsam mit seinem Bruder die Weinhandlung „Julius & Robert Pfrimer“ gegründet, die später das Prädikat „k. u. k. Hoflieferanten“ erhielt.

Kurz vor dem Tod seines Vaters übernahm Julius Pfrimer Junior 1894 die Weinhandlung des Vaters. Im selben Jahr heiratete er die Marburger Arzttochter Frieda Mally¹ und hatte mit ihr in der Folge drei Söhne und eine Tochter.² Die Familie Pfrimer war in Marburg hoch angesehen und ihre Mitglieder hatten verschiedene politische und wirtschaftliche Funktionen inne. Die Familie war stark deutsch national geprägt.³ Julius Pfrimer war schon vor dem Krieg Finanzstadtrat in Marburg und im „Deutschen Volksrat für die Untersteiermark“ aktiv. Während des Ersten Weltkriegs war Pfrimer als Stadtrat für die Kriegsversorgung der Stadt zuständig. Als die jugoslawische Armee Marburg übernahm, wurde Pfrimer zunächst festgenommen, konnte aber auch im jugoslawischen Marburg wieder in der Gemeindevertretung arbeiten und hatte als einziger Gemeinderat das Privileg, deutsch

¹ Grazer Tagblatt vom 9. Mai 1934.

² Deutsche Wacht vom 10. Jänner 1895.

³ Christian Zeichner, Walter Pfrimer. Ein deutschnationaler Heimatschutzführer als Wegbereiter für den Nationalsozialismus in der Steiermark. Unpubl. Dipl. Arb. Graz 2004.

sprechen zu dürfen. Nach dem Ersten Weltkrieg errichtete Julius Pfrimer ein Auslieferungslager seiner Weinkellerei in Graz, aus dem später die „Weinkellerei G. Pfrimer“ wurde.

Pfrimer und seine Familie blieben bis zur Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der ehemaligen Untersteiermark in Marburg. Von 1941 bis 1945 war er Mitglied der NSDAP. Anlässlich der Goldenen Hochzeit mit seiner Frau bezeichnete ihn das NS-Parteiblatt „Völkischer Beobachter“ als „einen der bewährtesten und ältesten Volkstumskämpfer der Untersteiermark“. ⁴ Nach dem Krieg verlor die Familie alle Besitzungen im wiedererrichteten Jugoslawien und zog nach Graz, wo die Weinkellerei vom früheren Standort in der Keplerstraße, der durch einen Bombentreffer zerstört worden war, nach Eggenberg verlegt wurde. Im Sommer 1945 bildete Pfrimer gemeinsam mit dem evangelischen Pfarrer von Marburg in Graz einen „Ausschuss für die Flüchtlinge aus der Untersteiermark“, der den Geflüchteten erste Hilfe bot, provisorische Unterkünfte vermittelte und bei der Arbeitsbeschaffung half. Aus diesem provisorischen Ausschuss ging 1948 der „Hilfsverein der Deutsch-Untersteierer“ hervor, der 1955 in „Landsmannschaft und Hilfsverein der Deutsch-Untersteierer in Österreich“ umbenannt wurde. ⁵ Letzterer war es auch, der nach dem Tod Pfrimers am 23. Juli 1955 ⁶ das Ansuchen für die Benennung einer Grazer Straße nach ihm stellte. ⁷ Pfrimer wurde nach dem Krieg im Zuge der NS-Registrierung als „minderbelastet“ eingestuft. ⁸

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Martin Graf – Anneliese Kitzmüller (Hg.), Die Wiederaufbauleistungen der Altösterreicher in der Zweiten Republik, Unzensuriert. Verein zur Förderung der Medienvielfalt 2010.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christian Zeichner, Walter Pfrimer. Ein deutschnationaler Heimatschutzführer als Wegbereiter für den Nationalsozialismus in der Steiermark. Unpubl. Dipl. Arb. Graz 2004.

⁴ Völkischer Beobachter vom 6. Mai 1944.

⁵ Martin Graf – Anneliese Kitzmüller (Hg.), Die Wiederaufbauleistungen der Altösterreicher in der Zweiten Republik, Unzensuriert. Verein zur Förderung der Medienvielfalt 2010.

⁶ Laut amtlichem Totenprotokoll, Stadtarchiv.

⁷ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁸ StA Graz, NS-Registrierung P 1806/48.

Piccardigasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Ludwig von Piccardi 1709–1789

Bürgermeister von Graz. Der in seiner Geburtsstadt Triest promovierte Jurist und innerösterreichische Regierungsbeamte ließ sich 1739 in Graz nieder. Er erwarb 1741 das Grazer Bürgerrecht und war als Gastwirt, Bierbrauer und Kaufmann tätig. Piccardi übte zudem als Magistratsrat sowie als Bürgermeister in den Jahren 1753 und 1759 hohe Ämter der Stadt Graz aus.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig von Piccardi war Beamter, Gastwirt und Bierbrauer sowie zweifacher Grazer Bürgermeister im 18. Jahrhundert. Er entstammte einem alteingesessenen Triestiner Patriziergeschlecht und wurde am 23. August 1709 als zweiter Sohn des Francesco de Piccardi in Triest geboren. Er studierte von 1722 bis 1728 bei den Jesuiten in seiner Heimatstadt und schloss die Ausbildung mit dem Titel Dr. iur. ab. Nach einem Aufenthalt in Görz verschlug es Piccardi nach Graz, wo er zunächst als Gerichtsnotar arbeitete. Zwischenzeitlich als Beamter in seine Heimatstadt Triest zurückgekehrt, erhielt er 1735 in Graz eine Stelle als Konzipist beim damaligen Statthalter von Innerösterreich, Johann Christoph von Wildenstein.

Am 10. Februar 1739 heiratete Ludwig von Piccardi die Wirts- und Bierbrauerstochter Maria Katharina Sieber, mit der er in der Folge fünf Kinder hatte, und ließ sich endgültig in Graz nieder. 1741 erhielt er das Grazer Bürgerrecht. Nach dem Tod seines Schwiegervaters Johann Sieber vulgo „Siberer“ übernahm Piccardi dessen Betrieb. Als Regierungsbeamter und Gewerbetreibender schuf sich Piccardi eine angesehene Position. 1751 wird er als Magistratsrat erwähnt. Das Amt eines Pupillar-Kommissars legte er „aus Gewissensgründen“ zurück, eine ihm zugedachte Stelle als „Policeyaufseher“ lehnte er unter anderem unter Hinweis auf das von ihm ausgeübte Amt als Rektor

der Bruderschaft Mariae Reinigung ab.¹ Diese Funktion verbiete es ihm, „verdächtige Häuser ändern zu einem bößen Beyspill oder wenigstens vermeintlicher Ärgernuß zu visitieren.“²

In den Jahren 1753 und 1759 übte Piccardi jeweils das Amt des Bürgermeisters der Stadt Graz aus. Als solchem wird ihm die Durchführung einer Verwaltungsreform bescheinigt.³ In seiner zweiten Amtsperiode wird er außerdem als Obmann der Polizeikommission genannt. 1770 ist Piccardi als Eigentümer des Hauses Nr. 418 in der Griesgasse (heute Nr. 8, Gasthaus „Zur Alten Press“) verzeichnet. Ludwig von Piccardi starb als pensionierter Magistratsrat im 80. Lebensjahr am 11. Mai 1789 in Graz.⁴ In Triest ist eine Straße nach dem Geschlecht der Piccardi benannt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Walter Frenzel, Ludwig von Piccardi. Ein Bürgermeister von Graz aus einem Triestiner Patriziergeschlecht, in: Zeitschrift für Genealogie und Heraldik 7/1–2/1965.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gernot Peter Obersteiner, Landesfürstliches Kommissionswesen in der Steiermark um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 81/1990.

¹ Gernot Peter Obersteiner, Landesfürstliches Kommissionswesen in der Steiermark um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 81/1990.

² Steiermärkisches Landesarchiv, RuK Sach Fase 82 1753 April 213 bei 1750 Dez 199.

³ AB Nr. 7, 1948.

⁴ Walter Frenzel, Ludwig von Piccardi. Ein Bürgermeister von Graz aus einem Triestiner Patriziergeschlecht, in: Zeitschrift für Genealogie und Heraldik 7/1–2/1965.

Pichlergasse

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Alois Andreas (Edler von) Pichler 1764–1856

Realitätenbesitzer. Aus Salzburg stammend, war Pichler russischer Staatsrat und Direktor der Staatsschuldentilgungskommission in St. Petersburg. 1820 kaufte er in Graz ein Anwesen im Viertel-Graben und wirkte als Wohltäter. Der 1843 in den Adelsstand erhobene Pichler förderte etwa den Armenversorgungsverein und bedürftige Schüler des Akademischen Gymnasiums.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alois Andreas (Edler von) Pichler war Realitätenbesitzer in Graz und machte sich vor allem als Wohltäter und Gönner der Gemeinde einen Namen. Er wurde 1764 geboren und wirkte als russischer Staatsrat und Direktor der Staatsschuldenkommission. Pichler scheint ab 1820 als Realitätenbesitzer im Viertel-Graben auf und wurde wegen seiner Unterstützung des wohltätigen Armenversorgungsvereines zum Grazer Ehrenbürger ernannt,¹ 1843 wurde er in den Adelsstand erhoben. Er starb 1856 in Graz.

Pichlers Name wird im Jahr 2005 im Zusammenhang mit der Suche nach verlorenen Kulturschätzen der russischen Föderation genannt: Eine verschollene Bildsäule namens „Fliegender Merkur“ stamme aus dem Besitz von Pichler: „Die Bildsäule gehörte dem Eigentum des russischen Beraters Alois Edler von Pichler, der die 76. Villa mit dem Park in der Stadt Graz in der Grabenstraße 1820 kaufte. Er besaß auch eine große Sammlung der Kunststücke und Antiquitäten. 1945 wurde sein Haus wegen des Bombenangriffs zerstört und 1945 ganz niedergerissen“ (Ministerium für Kultur der russischen Föderation).

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Grazer Tagblatt vom 8. September 1891, S. 5.

o. A., Die Bildsäule „Fliegender Merkur“, Bildhauer ist Giambologna (1524–1608). Online verfügbar unter: <http://lostart.ru/de/restore/detail.php?ID=1402>

o. A., Pichler, Alois Edler von, Indexeintrag, in: Deutsche Biographie. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd137646194.html>

Pistotnikgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Edmund Pistotnik 1823–1891

Offizier, Erfinder. Pistotnik diente sich in seiner Geburtsstadt Klagenfurt bis zum Hauptmann hoch. 1860 gesundheitsbedingt pensioniert, trat er in Graz als vielseitiger Konstrukteur auf. Seine zivilen und militärischen, zumeist unbeachteten Patente umfassen etwa moderne Hinterladergewehre, Industriemaschinen, Gebrauchsgegenstände sowie ein lenkbares Luftschiff.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Edmund Pistotnik war ein österreichischer Offizier und Erfinder. Er wurde 1823 in Klagenfurt geboren, 1843 scheint er als Regimentskadett im 7. IR Freiherr von Prohaska auf, wo er bis zum Hauptmann vorrückte. Als solcher wurde er auch pensioniert. Wohnhaft in Graz, machte er sich als Erfinder einen Namen. Er widmete sich vor allem der Verbesserung von Schusswaffen und militärischen Einrichtungen sowie der Erfindung von Industriemaschinen. Auch alltägliche Gebrauchsgegenstände wie Bleistiftspitzer, ein Petroleumofen zum Heizen und Beleuchten und kuriose Fahrzeuge wie das „lenkbare Luftschiff“ zählten zu seinen Erfindungen. Die meisten davon ließ Pistotnik patentieren. Zur Begutachtung seiner Entwürfe zog er den Grazer Professor Joseph Winter zurate, der dazu auch Berichte verfasste und veröffentlichte.

Pistotniks Erfindungen waren u. a.: die rotierende Schaufelpumpe, die Wasserhebemaschine, ein Unterwasser-Taucherschiff, ein Ruderflottenschiff, ein mechanisches Ruder nach fünf verschiedenen Systemen, ein Tauchrad, das Modell der Resselschen lenkbaren Schiffsschraube, ein hydraulischer Schiffszug, eine hydraulische Eisenbahn, eine schwimmende Jagdmaschine, ein Rettungsapparat für Schiffbrüchige, mehrere Mäh- und Holzschneidemaschinen, eine Pendeluhr, ein lenkbares Luftschiff (1854). Im Bereich der Waffentechnik erfand Pistotnik mehrere Ausführungen von Hinterladergewehren, Pistolen, Jagd- und Militärgewehre sowie Karabiner und Sturmpatronen (1866 dem k. u. k. Kriegsministerium zur Prüfung vorgelegt). Zwölf Waffenmodelle von Pistotnik wurden schussfähig hergestellt. Damit unterstützte Pistotnik die militärische Ausrüstung der k. u. k. Armee.

Im Zeitraum von 1850 bis 1890 finden sich in mehreren Tages- und Militärzeitungen zahlreiche Berichte über Pistotniks Waffen-Erfindungen und deren Anwendung. Edmund Pistotnik starb am 9. März 1891 als pensionierter Hauptmann an Altersschwäche in der Grazer Klosterwiesgasse Nr. 58.¹

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 22. Wien 1870.

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 10. März 1891, S. 4.

Pittoniweg

Datum der Benennung

1.3.1957

Text der Zusatztafel

Josef Claudius Pittoni Ritter von Dannenfeld(t) 1797–1878

Unternehmer, Politiker. Der in Wien geborene, untersteirische Gutsherr und ab 1848 steirische Landtagsabgeordnete wirkte mannigfaltig. Pittoni erschloss ab 1834 baulich die heutige Elisabethstraße, war für das Joanneum und den Kurort Gleichenberg tätig und förderte die 1860 eröffnete Bahn Graz–Köflach. Als Botaniker pflegte er ein beispielhaftes Herbarium.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Claudius Pittoni Ritter von Dannenfeld(t) war ein österreichischer Unternehmer und Politiker. Er wurde 1797 in Wien geboren und war um 1821 gemeinsam mit seinem Vater Joseph Pittoni (gest. 1825) Inhaber einer Materialwarenhandlung in Wien. Um 1825 war er Inventur- und Schätzungskommissär, ab 1839 Truchsess, danach Ausschussrat in Graz. Pittoni war Landtagsabgeordneter. Er förderte die weststeirische Glasindustrie und unterstützte den Bau der Graz-Köflacher-Bahn maßgeblich. Auf seinem untersteirischen Anwesen in Stattenberg bei Cilli (Celje, Slowenien) richtete er ein Schulsystem ein, auch bei der Bekämpfung der Choleraseuche 1831 wirkte er maßgeblich mit. Zudem unterstützte er die Entwicklung des Kurorts Bad Gleichenberg und des Joanneums.

In Graz setzte Pittoni ab 1834 die bauliche Erschließung am Grazer Glacis fort. Er kaufte die Breunergründe und teilte diese in 22 Parzellen. Daraus entstanden vom Grünangerhaus ausgehend ab 1842 ganze Häuserreihen und Straßen samt Kanalisation. Die 1844 nach Pittoni benannte Straße wurde 1854 mit seiner Zustimmung in „Elisabethstraße“ umbenannt, da das Grazer Magistrat die neue Kaiserin ehren wollte.

Pittoni wird auch als Botaniker erwähnt – ihm zu Ehren erhielt die „Serpentin Hauswurz“ den Namen „Sempervivum pittonii“. Er war Mitglied der botanischen Gesellschaften zu Regensburg und Edinburgh. Sein Herbar war eine der größten europäischen Privatsammlungen und wurde im Jahre 1869 für das kaiserliche botanische Museum aufgekauft. Pittoni war zudem Mitglied in der k. u. k. Gartenbaugesellschaft, im „Verein zur Beförderung der bildenden Künste in Wien“ und Ehrenmitglied

des Musikvereins für Steiermark. Josef Claudius Pittoni starb am 2. April 1878 im 81. Lebensjahr in Görz.¹

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Engele, Ein neues Stadtviertel entsteht. Online verfügbar unter: http://austriaforum.org/af/Wissenssammlungen/Damals_in_der_Steiermark/Neues_Stadtviertel

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. Neuigkeits-Weltblatt vom 7. April 1878, S. 1.

Plappartweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Leopold Franz Freiherr (Ritter) von Plappart 1744–1805

Mediziner. Nach seiner Promotion 1765 in Wien war er zunächst Grazer Stadtphysikus, ab 1778 steirischer Landesprotomedicus. Als Reformator des Sanitätswesens sorgte er an der medizinisch-chirurgischen Lehranstalt für zeitgemäße Ausbildungsstandards und gründete in Graz ein Findelhaus, eine „Irrenanstalt“ und 1788 das Allgemeine Krankenhaus in der Paulustorgasse.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Leopold Franz Freiherr (Ritter) von Plappart war ein Mediziner und Reformator des Sanitätswesens. Er wurde 1744 in der Steiermark geboren. Plappart besuchte in Graz das Gymnasium und studierte danach in Wien Medizin. Am 29. Juli 1765 erlangte er die Doktorwürde, 1768 wurde er in die Wiener Medizinische Fakultät aufgenommen. Danach erhielt er eine Anstellung als Stadtphysikus in Graz. Er war Mitglied der Niederösterreichischen Sanitätskommission, wurde zum Sanitätsrat ernannt und hatte ab 1778 das Amt des steiermärkischen Landesprotomedicus inne. Plappart widmete sich in dieser Funktion der Reorganisation des Sanitätswesens in der Steiermark. Er bekämpfte die Kurfuscherei und stärkte die Ausbildung von Wund- und Geburtsärzten.

Im Zuge der Umwandlung der „Karolinischen Universität zu Graz“ in ein Lyceum 1782 wurde Plappart am 16. August 1783 die Aufsicht über das medizinisch-chirurgische Studium übertragen. Die von Kaiser Joseph II. und seinem Leibarzt Dr. Anton Freiherr von Störck angeordneten Verbesserungen des Sanitätswesens setzte Plappart tatkräftig um. Dazu zählten 1783 die Aufhebung der Klostergefängnisse, die Abstellung und allmähliche Beseitigung der Begräbnisse und Gräfte in und um Kirchen, die Neuregelung der Totenbeschau sowie die Erhebung der Chirurgie zur freien Kunst. Im Zuge seiner Reformen ließ Plappart 1784 ein Findelhaus sowie eine „Siechen- und Irrenanstalt“ errichten. Weiters erwirkte er, dass die medizinisch-chirurgische Anstalt als öffentliche Einrichtung anerkannt wurde und rechtsgültige Diplome für Wundärzte und Hebammen ausstellen durfte. Ab 1786 war Plappart als Protomedicus auch für die Bekämpfung ansteckender Krankheiten, die Errichtung von Apotheken, die Anstellung von Ärzten und Wundärzten sowie die Besetzung der öffentlichen Sanitätsbeamtenposten zuständig. 1802 wurde in seinem Auftrag die erste

Kuhpockenimpfung eingeführt. 1784 wurde Plappart wegen seiner Verdienste in den Ritterstand erhoben. Plappart starb am 29. Januar 1805 in Spielfeld, wo sich auch ein Denkmal befindet.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd 22. Wien 1870, S. 402f.

Plüddemangasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Martin Plüddemann 1854–1897

Komponist. Nach dem Leipziger Konservatorium war der westpommersche Reedersohn und glühende Wagnerianer Dirigent, Gesangslehrer und Musikkritiker in St. Gallen, München sowie 1890–1894 beim Steiermärkischen Musikverein in Graz. Obwohl seine Grazer und Berliner Balladenschulen scheiterten, belebte er mit Kompositionen von Balladen und Gesängen das Genre.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Martin Plüddemann war ein deutscher Balladen- und Liederkomponist, Gesangspädagoge sowie Musikschriftsteller. Er wurde am 29. September 1854 im pommerschen Kolberg (heute Kołobrzeg, Polen) in eine Konsul- und Schiffsreeder-Familie geboren. Gegen den familiären Widerstand studierte er beim Thomaskantor Ernst Fr. Richter am Konservatorium in Leipzig (1871–1876) und komponierte erste Lieder. Prägenden Einfluss auf das eigene (künstlerische) Leben hinterließen die Bekanntschaft mit dem Werk und der Person Richard Wagners, den Plüddemann mehrmals besuchte und in Schriften wie „Die Bühnenfestspiele in Bayreuth, ihre Gegner und ihre Zukunft“ (1876/77) „Aus der Zeit – für die Zeit“ (1880) würdigte.¹

Nach einem kurzen Engagement als Kapellmeister am Stadttheater St. Gallen (Schweiz) entschied sich Plüddemann 1878, eine Laufbahn als Sänger einzuschlagen und studierte zunächst Gesang unter anderem bei Julius Hey in München. Eine um 1880 einsetzende Stimmkrise (asthmatisches Leiden) zwang ihn dann allerdings, sich fortan in erster Linie auf die Arbeit als Gesangspädagoge zu beschränken.² Seine um 1886 entstandene gesangstheoretische Schrift „Die ersten Uebungen für die menschliche Stimme“ bezeugt seine pädagogische Begabung. In dieser Zeit ging er außerdem vermehrt zur Komposition von Balladen über, jener musikalischen Gattung, in der er seine

¹ Richard Sternfeld, Art. Plüddemann, Martin, in: Allgemeine Deutsche Biographie, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 53. Berlin 1907, S. 81–85. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116246790.html#adbcontent>

² Vgl. Linda Maria Koldau, Art. Plüddemann, Martin, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2005, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/28026>

kompositorische Meisterschaft entwickelte und die fortan das Zentrum seines Schaffens und Strebens bilden sollte.³

In seinem Bemühen, eine Lebensanstellung zu erlangen, wurde Plüddemann 1887 Leiter der Singakademie im oberschlesischen Ratibor (heute Racibórz, Polen), bis ihn 1889 der Ruf Friedrich von Hauseggers (bedeutender Musikästhetiker und Begründer der musikhistorischen Disziplin an der Grazer Universität) aus Graz erreichte. Dort wirkte er zunächst als Gesangslehrer an der Schule des Steiermärkischen Musikvereins und dann privat und präsentierte seine Balladenkompositionen in Auftritten, bei denen er gleichzeitig als Sänger und Pianist agierte. Im Kreis feinsinniger Kenner konnte Plüddemann schließlich auch seine ersehnte „Schule für Balladengesang“ realisieren. Zudem war er zwischen 1890 und 1894 als Kurator mehrerer Konzerte in Graz sowie als Redakteur für das „Grazer Tageblatt“ und das „Grazer Wochenblatt“ tätig.⁴

1894 kehrte Plüddemann Graz den Rücken und nach Berlin zurück, wo er Kritiker der „Deutschen Zeitung“ wurde und erneut – allerdings erfolglos – versuchte, eine Balladenschule aufzubauen. Er verstarb am 8. Oktober 1897 im Alter von nur 43 Jahren. Plüddemann schuf 48 Balladen und Gesänge, in denen die Einflüsse seiner Vorbilder Carl Loewe und Richard Wagner deutlich erkennbar sind,⁵ und er – um es mit Sänger Ulf Bästlein zu sagen – die „kompositorische Meisterschaft“ der klangvollen „deklamatorischen Sprachmelodik“⁶ erlangte. Friedrich von Hausegger würdigte Plüddemann, den bedeutendsten Nachfolger des deutschen „Balladenfürsten“ Carl Loewe, als einen „Meister der Form“, der „als solcher der Ballade die Errungenschaften der neuesten Musikentwicklung zu gewinnen gewusst [hat], ohne sie ihres volkstümlichen Charakters zu entkleiden. Seine Balladen sind daher, wengleich auf der Höhe künstlerischer Gestaltung stehend, populär im edelsten Sinne des Wortes.“⁷ Dennoch konnte sich Plüddemann, wie Bästlein betont, letztlich „nie in dem Maße durchsetzen, das der Qualität seiner Werke angemessen gewesen wäre. Darunter litt der Komponist zeitlebens.“⁸

Iris Mangeng
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Vgl. Ulf Bästlein, Balladen, Lieder und Legenden von Martin Plüddemann, in: Booklet zur CD: Martin Plüddemann. „Balladen, Lieder und Legenden“ [Ulf Bästlein, Bariton, und Hedayet Jonas Djeddikar, Piano], NAXOS 8.551460-61, 2020/2021, S. 7–18.

⁴ Vgl. Bästlein, Booklet, S. 14.

⁵ Vgl. Koldau, Art. Plüddemann.

⁶ Bästlein, Booklet, S. 8.

⁷ Zit. nach ebd., S. 10.

⁸ Ebd., S. 12.

Literatur

Ulf Bästlein, Balladen, Lieder und Legenden von Martin Plüddemann, in: Booklet zur CD: Martin Plüddemann. „Balladen, Lieder und Legenden“ [Ulf Bästlein, Bariton, und Hedayet Jonas Djeddikar, Piano], NAXOS 8.551460-61, 2020/2021, S. 7–18.

Linda Maria Koldau, Art. Plüddemann, Martin, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2005, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/28026>

Richard Sternfeld, Art. Plüddemann, Martin, in: Allgemeine Deutsche Biographie, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 53. Berlin 1907, S. 81–85. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116246790.html#adbcontent>

Pointnergasse

Datum der Benennung

6.7.1995

Text der Zusatztafel

Rudolf Pointner 1907–1991

Maler. Der in Zadar geborene Pointner war in jungen Jahren Mitglied der Sezession Graz sowie 1929–1938 des Wiener Hagenbundes. Die surrealistischen Werke des Autodidakten galten in der NS-Zeit als „entartet“. Nach 1945 in Graz wohnhaft, brachte er das Unkonventionelle zum künstlerischen Ausdruck und als Präsident 1953–1967 die Sezession Graz zu einer Blütezeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Pointner war ein Maler und Grafiker. Er wurde am 16. März 1907 in Zara (heute Zadar in Kroatien) geboren. Bereits in jungen Jahren wurde er Mitglied der Sezession Graz und des Hagenbundes in Wien. Nach dem Februaraufstand 1934 wurde er wegen Hochverrats kurz inhaftiert. Er hatte enge Kontakte zu widerständigen Kreisen rund um Franz Schacherl in Wien und später um Otto Basil, wobei er den Emigranten Edgar Jené traf, der seinen Zugang zum Surrealismus förderte. Pointner arbeitete an der ersten Nummer der Kulturzeitschrift PLAN mit, in der die NS-Kulturpolitik scharf kritisiert wurde. Nach dem „Anschluss“ 1938 galten Pointners Bilder als „entartet“. Er verschleppte seine Mitgliedschaft in der Reichskulturkammer (die Voraussetzung weiterer künstlerischer Berufsausübung war) und wurde nach der deutschen Besetzung Jugoslawiens (April 1941) als Lehrer in Slowenien dienstverpflichtet. Während er dort einerseits künstlerische Aufträge im Sinne der Machthaber ausführte, gestaltete er andererseits einen illegalen Privatdruck in surrealistisch-kubistischem Stil.

Anfang 1944 zur Wehrmacht eingezogen, desertierte er im Sommer 1944 und schloss sich der französischen Widerstandsorganisation FFI an, wurde aber nach Kriegsende trotzdem als deutscher Kriegsgefangener interniert. In der Nachkriegszeit lebte und arbeitete Pointner überwiegend in Graz. Seine Werke wurden international ausgestellt und vielfach ausgezeichnet. 1947 wurde er wieder Mitarbeiter des PLAN und Gründungsmitglied des ART-CLUB. Er nahm 1948 an der ersten Surrealisten-Ausstellung in Österreich teil und war 1950 Mitarbeiter der „Surrealistischen Publikationen“ Max Hölzers. Von 1953 bis 1967 war Pointner Präsident der Sezession Graz, die in

dieser Zeit den Höhepunkt ihrer Ausstrahlung erreichte. Rudolf Pointner starb am 26. August 1991 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Eisenhut, Rudolf Pointner, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), *Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Graz 2001, S. 322–341.

Poketzgasse

Datum der Benennung

8.11.1990

Text der Zusatztafel

Lorenz Poketz 1893–1943

Widerstandskämpfer. Der gebürtige Untersteirer war 1925–1934 Funktionär der steirischen Freien Gewerkschaft und der Arbeiterkammer. Poketz blieb für die vom autoritären Ständestaat und vom NS-Regime verbotene Arbeiterbewegung tätig. 1942 wurde der Mitbegründer der Grazer Widerstandsgruppe „Rote Gewerkschaft“ verhaftet und 1943 wegen Hochverrats hingerichtet.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Lorenz Poketz war ein steirischer Widerstandskämpfer. Er wurde am 5. August 1893 in St. Lorenzen in der Untersteiermark (Lovrenc na Pohorju, Slowenien) geboren, wo er auch in sehr einfachen Verhältnissen aufwuchs. 1905 zog sein Vater der Arbeit wegen nach Graz, Lorenz begleitete ihn und besuchte hier die Bürgerschule. Im Anschluss absolvierte er eine Bürolehre in einer Kreditanstalt und arbeitete bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges als Bankbeamter. 1912 trat er dem „Verband Jugendlicher Arbeiter“ bei. Während des Ersten Weltkrieges diente er als Rechnungsunteroffizier in Budapest.

Schon bald nach dem Krieg war Poketz innerhalb der steirischen Arbeiterbewegung in führenden Funktionen tätig, so als Sekretär der Freien Gewerkschaft für Handel und Transport (ab 1925), Beisitzer des Gewerbegerichts oder ab 1930 als Vorsitzender des sozialpolitischen Ausschusses der Arbeiterkammer Graz. Die sozialpolitische Besserstellung der Arbeiterschaft stand für ihn bei all seinen Tätigkeiten im Mittelpunkt, so war er auch 1928 beim Streik der Grazer Straßenbahner maßgeblich beteiligt. Am 12. Februar 1934 rief die sozialdemokratische Partei zum Generalstreik auf und lehnte sich gegen das Dollfuß-Regime auf. Aus diesem Grund wurden Poketz und weitere Funktionäre in Graz festgenommen und verloren in der Folge auch ihre Arbeitsstellen.

Nach langer Arbeitslosigkeit wurde Poketz 1936 in einer Siedlungsgenossenschaft angestellt, nach dem „Anschluss“ 1938 war er Redakteur des Grazer Adressbuchs. Doch auch in der Zeit ab 1934 bis nach dem Anschluss war Poketz für die Gewerkschaft aktiv, so betreute er die Fachgruppe der Handels-, Verkehrs- und Transportarbeiter. Bereits im Juli 1938 wurde er das erste Mal von der

Gestapo verhaftet, aber nach kurzer Zeit mit einer Verwarnung und unter der Auflage, sich forthin nicht mehr „staatsfeindlich“ zu betätigen, wieder freigelassen. Doch Poketz befolgte diese Anordnung nicht und „gründet gemeinsam mit dem ehemaligen sozialdemokratischen Gemeinderat von Wetzelsdorf, Franz Strohmeier, und dem ehemaligen Vertrauensmann der kaufmännischen Angestellten in Graz, Johann Stelzer, 1940 die ‚Rote Gewerkschaft‘, die eng mit der Leitung der illegalen KPÖ in Graz um Josef Neuhold zusammenarbeitet.“¹ Im Sommer 1942 wurden Poketz und weitere Mitglieder der „Roten Gewerkschaft“ schließlich von der Gestapo verhaftet und vom Oberreichsanwalt am Volksgerichtshof wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt. Am 17. Juni 1943 wurde er zum Tod verurteilt, am 13. September wurde das Urteil in Graz vollstreckt.

Heimo Halbrainer
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heimo Halbrainer – Gerald Lamprecht, Nationalsozialismus in der Steiermark. Opfer – Täter – Gegner (= Nationalsozialismus in den österreichischen Bundesländern 4). Innsbruck – Wien – Bozen 2015.

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 244ff.

Harald Knoll, Die Gruppe Neuhold – Drews – Weiß – Eichholzer, die „Rote Gewerkschaft“ von Lorenz Poketz und die ersten Hinrichtungen von Widerstandskämpfern, in: Stefan Karner, Graz in der NS-Zeit 1938–1945. Graz – Wien – Klagenfurt 1998.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Heimo Halbrainer – Gerald Lamprecht, Nationalsozialismus in der Steiermark. Opfer – Täter – Gegner (= Nationalsozialismus in den österreichischen Bundesländern 4). Innsbruck – Wien – Bozen 2015, S. 331.

Polstererweg

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

A(da)lbert Johann Polsterer 1798–1839

Historiker. Der Bezugspunkt des in Bayern geborenen, häufig den Wohnort wechselnden Gelehrten war Graz. Hier promovierte er 1823 in Jus sowie 1825 in Philosophie und legte 1827 mit „Grätz und seine Umgebungen“ eine wegweisende Stadtgeschichte vor. Bis 1835 als Erzieher des Komponisten Thalberg auf Reisen, war Polsterer ab 1837 Redakteur der „Grätzer Zeitung“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Albert (Adalbert) Johann Polsterer war Zeitungsredakteur und Verfasser einer historisch-topografischen Beschreibung von Graz und Umgebung. Er wurde am 18. Juni 1798 im bayrischen Geißenfeld als Sohn des k. u. k. Verpflegs-Verwalters Johann Polsterer während des Feldzuges gegen die Franzosen geboren, entstammte also einer Soldatenfamilie. Sein Großvater und vier seiner Brüder dienten in der Armee. Nach dem Tod des Vaters 1807 zog die Mutter mit ihm nach Brünn, wo er die Normalschule besuchte. 1809 zogen Mutter und Sohn nach Bayern zurück, 1810 nach Holland und 1811 schließlich nach Graz. In Graz trat Albert Johann Polsterer 1811 ins Gymnasium ein, absolvierte danach das philosophische Studium und das erste Jahr der Jurisprudenz.

1820 zog Polsterer zu seinem Onkel und Vormund nach Padua, wo er weiterstudierte. Nach Aufhalten in Venedig, Verona, Mantua und Mailand zog er 1821 mit den österreichischen Truppen nach Neapel. Auf Wunsch seiner Mutter kehrte er allerdings nach Graz zurück. Dort widmete er sich dem Studium der Philologie und Geschichte und schloss 1823 seine juristischen Studien ab. Danach wurde er zum Supplementen der Lehrkanzel bestimmt. Bis Ende 1825 hielt er Vorlesungen zur Weltgeschichte und zur Österreichischen Staatengeschichte sowie zur Diplomatie und Heraldik. Im selben Jahr erwarb er auch das Doktorat an der Philosophischen Fakultät. Danach bereiste Polsterer erneut Italien und besuchte auch Wien. Nach seiner Rückkehr nach Graz schrieb er sein Werk „Grätz und seine Umgebungen, historisch-topographisch-statistisch dargestellt“ (erschienen 1827).

1827/28 war er in Wien im k. u. k. Central-Bücher-Revisionsamt tätig. Danach übernahm er die Ausbildung von Sigismund Thalberg, dem späteren Pianisten und Komponisten, und reiste mit ihm durch Deutschland, Frankreich und Italien. 1835 erlitt er einen Blutsturz und kehrte nach Graz zurück. 1836 übernahm Polsterer die Supplentur der philosophischen Lehrkanzel, doch bereits ein Jahr später musste er diese Stelle aus gesundheitlichen Gründen zurücklegen. Nach seiner späten Heirat im Jahr 1837 übernahm Polsterer die redaktionelle Leitung der „Grätzer Zeitung“ sowie des Blattes „Der Aufmerksame“. Er starb bald darauf im Alter von 41 Jahren, am 6. Mai 1839. Von seinen Schriften sind viele nur als Manuskripte zurückgeblieben, darunter ein historisch-biografisches Lexikon zu Italien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Walter Höflechner, Das Fach Geschichte an der Universität Graz 1729–1848 (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 3). Graz 1975.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Anton Schlossar, Polsterer, Adalbert Johann, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 26. Berlin 1888, S. 400f. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd104374365.html#adbcontent>

Polzergasse

Datum der Benennung

um 1910

Text der Zusatztafel

Mat(t)hias Polzer unbekannt – 1884

Kaufmann. Polzer kam als Kaufmann zu Vermögen und betrieb in der Herrengasse einen Leinwandhandel. 1879 erwarb er die weitläufige Ugrinowitsche Behausung am Ruckerlberg. Die nunmehr Polzerscher Besitz genannten Gründe gestaltete er zu einem parkähnlichen Garten mit der Villa im Zentrum um. Polzer war ab 1878 Mitglied der steirischen Gartenbau-Gesellschaft.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Ma(t)thias Polzer dürfte laut Altersangabe im Sterbebuch um das Jahr 1820 herum geboren worden sein. Er war zunächst 18 Jahre lang beim Textilhändler Anton Zeiller in Graz tätig, zuletzt in der Funktion als Prokurist¹, bevor er am 2. Dezember 1865 in Kooperation mit seiner Ehefrau Jeannette, die eine Näherei und Stickerei betrieb, ein eigenes Leinenwarengeschäft in der Herrengasse (heutige Hausnummer 4) eröffnete.² 1874 übernahm Polzer zusätzlich die Wiener Filiale der Zwirnfabrik Weiss & Grohmann und übersiedelte im selben Jahr sein Grazer Geschäft um ein paar Häuser weiter in eine Räumlichkeit im Landhaus.³ Polzer war ab 1878 Mitglied der steirischen Gartenbau-Gesellschaft. 1879 erwarb er die sogenannte Ugrinowitsche Behausung am Ruckerlberg. Die nunmehr Polzerscher Besitz genannten Gründe gestaltete er zu einem parkähnlichen Garten mit einer älteren Villa im Zentrum um. Mathias Polzer starb am 21. August 1884 auf dem Ruckerlberg in Graz. Als Todesursache wurde Tuberkulose vermerkt.⁴ Polzers Tochter erbte seinen damals noch großen Besitz.⁵

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Grazer Zeitung vom 29. September 1863.

² Tagespost (Graz) vom 3. Dezember 1865.

³ Tagespost (Graz) vom 11. März 1874.

⁴ Diözesanarchiv Pfarre St. Peter.

⁵ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Pomisgasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Giovanni Pietro (Johann Peter) de Pomis um 1569–1633

Maler, Architekt. Der in Venedig ausgebildete Universalkünstler wirkte 1588–1595 am Tiroler Hof, dann in Graz für den späteren Kaiser Ferdinand II. Im Geist der Gegenreformation brachte er mit Renaissancebauten, Altarbildern und Medaillen die Grazer Hofkunst zur Blüte. So gestaltete Pomis etwa ab 1625 den Stammsitz der Eggenberger zur fürstlichen Residenz aus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Giovanni Pietro (Johann Peter) de Pomis war ein Maler und Architekt. Er wurde zwischen 1565 und 1570 (vermutlich 1569) entweder in der Lombardei oder im Kanton Tessin in der Schweiz geboren. Graz erfuhr in seiner kurzen Glanzzeit als innerösterreichische Residenz gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Zustrom zumeist italienischer Neubürger, die im Gegensatz zu vielen protestantischen Einheimischen allesamt glaubenstreue Untertanen der katholischen Habsburger waren. Unter ihnen befanden sich auch Künstler, die für Repräsentationsaufgaben unverzichtbar waren. In diesem Kreis galt de Pomis als der wichtigste. In Venedig ausgebildet, 1588 bis 1595 am Innsbrucker Hof tätig und von diesem empfohlen, betätigte er sich als Maler, Architekt und Medailleur, ein Universalkünstler der späten Renaissance. Zu seinen Auftraggebern zählte unter anderem Johann Ulrich von Eggenberg, der mächtigste Günstling Kaiser Ferdinands II. Für diesen im Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) zu Reichtum gekommenen Adeligen und Kriegsunternehmer wurde nach den Plänen von de Pomis der alte Stammsitz des Hauses im Westen von Graz ab 1625 zu einer fürstlichen Residenz ausgebaut, die heute ein UNESCO-Weltkulturerbe darstellt. Auch die vielen in Graz präsenten geistlichen Orden, Jesuiten, Kapuziner und Klarissen, verlangten nach Bildern: Auf großen, figurenreichen Altargemälden verherrlichte der Maler de Pomis Idee und Ziel der Gegenreformation. Den Großteil seines Werks beherbergt heute das Grazer Universalmuseum Joanneum. De Pomis starb am 6. März 1633 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Dagmar Probst, Giovanni Pietro de Pomis (1569–1633). Innerösterreichischer Hofmaler und Propagandist des religionspolitischen Programms Ferdinands II. Graz 2014.

Pommerngasse

Datum der Benennung

7.12.1921

Text der Zusatztafel

Josef Pommer 1845–1918

Musikethnologe, Politiker. Der gebürtige Steirer war nach dem Studium in Wien ab 1870 als Lehrer tätig. Er widmete sich der Sammlung und Veröffentlichung von Volksliedern und leitete ab 1904 das Österreichische Volksliedwerk. 1897–1907 war Pommer Abgeordneter der Deutschen Volkspartei im Reichsrat. Pommers Gesinnung war großdeutsch und antisemitisch.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Pommer war ein österreichischer Politiker, Volksliedsammler und -forscher. Er wurde am 7. Februar 1845 als Sohn des Landesgerichtsrats Franz Pommer in Mürzzuschlag geboren. Sein Vater war unter anderem in Laibach/Ljubljana im damaligen Kronland Krain und im untersteirischen Cilli (heute Celje in Slowenien) als Richter tätig gewesen. Josef Pommer besuchte die Volksschule und das Gymnasium in Graz, Laibach, Cilli und Marburg an der Drau (heute Maribor in Slowenien). Er studierte von 1864 bis 1870 Philosophie in Wien, wo er der Burschenschaft Silesia angehörte und zum Dr. phil. promovierte. Nach der Ablegung der entsprechenden Lehramtsprüfungen unterrichtete Pommer, zunächst als Praktikant, am Oberrealgymnasium Wien-Mariahilf die Fächer Philosophie, Mathematik und Physik. Dort erhielt er 1874, nachdem er einige Monate an einem Gymnasium in Linz tätig gewesen war, eine ordentliche Professorenstelle. Pommer blieb an dieser Schule bis 1907 Professor, war jedoch seit 1897 aufgrund seiner politischen Tätigkeit von seiner Lehrverpflichtung beurlaubt. Beginnend mit 1913 lebte er in Krens.

Pommer gehörte dem Deutschnationalen Verein um Georg Ritter von Schönerer an, aus dem er jedoch wegen des extrem regierungsfeindlichen Kurses des herrischen und streitsüchtigen Parteiführers 1889 austrat. 1895 bis 1897 war Pommer Gemeinderat in Wien. In dieser Funktion erreichte er, dass der Gemeinderat die damals beachtliche Summe von 1.000 Gulden zum Ausbau des deutschen Schülerheims im national umkämpften Cilli beisteuerte, was keineswegs zu den Aufgaben des Wiener Stadtparlaments gehörte. Nicht zuletzt deshalb stellte ihn der Cillier Deutsche Verein 1897 als Kandidat für die Reichsratswahlen im dortigen Städtewahlkreis auf, obwohl Pommer bis dahin kaum Berührung mit der Untersteiermark gehabt hatte; woher das plötzliche Engagement

des seit Langem in Wien Lebenden für diese Region herrührte, ist unklar. Pommer wurde tatsächlich gewählt und war von 1897 bis 1907 im Klub der Deutschen Volkspartei Reichsratsabgeordneter für den Wahlkreis Cilli, wobei er sich weniger radikal gebärdete als ein erheblicher Teil seiner untersteirischen Wähler.

Pommer schrieb mehrere philosophische Abhandlungen, sein Hauptinteresse galt jedoch dem deutschen Volkslied. Bereits 1884 gab er für den von ihm 1880 mitgegründeten Deutschen Schulverein das „Liederbuch für die Deutschen in Österreich“ heraus, das den kühnen Anspruch erhob, sämtliche deutschen Volkslieder in Österreich erfasst zu haben. Im letzten Jahresbericht des von Georg Ritter von Schönerer als Konkurrenzunternehmen zum Deutschen Schulverein ins Leben gerufenen, noch radikaleren Schulvereins für Deutsche veröffentlichte Pommer zusammen mit August Göllerich die Abhandlung „Die Pflege des deutschen Volksliedes – eine Ehrenpflicht der Deutschnationalen“. 1889/1890 gab Pommer in Leipzig das Büchlein „Steirerlieder für vierstimmigen Männerchor“ heraus. 1888 übernahm er die Leitung des im Jahr davor gegründeten Gesangsvereins der deutschen Steirer in Wien. 1889 gründete er den Deutschen Volksgesangsverein in Wien und kooperierte mit dem alldeutschen Politiker Karl Hermann Wolf in der Redaktion des „Deutschen Volksblatts“, von dem er sich allerdings später distanzierte.

Ab 1904 leitete Pommer das Österreichische Volksliedwerk. Zudem war er Mitbegründer des Phonogrammarchivs der Akademie der Wissenschaften und Herausgeber der Zeitschrift „Das Deutsche Volkslied“. Aufgrund dieser vielfältigen Aktivitäten gilt Pommer als Mitbegründer der österreichischen Ethnomusikologie. Pommer war sowohl in seiner politischen als auch in seiner musikalischen Tätigkeit radikal antisemitisch und großdeutsch eingestellt. In seinen zahlreichen öffentlichen Äußerungen, etwa in seinen Tiraden im Reichsrat gegen Juden und Sozialdemokraten, machte er daraus kein Hehl. Am 25. November 1918, kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Zerfall der Habsburgermonarchie, nahm sich Pommer im obersteirischen Gröbming das Leben.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Janez Cvirn, Das „Festungsdreieck“. Zur politischen Orientierung der Deutschen in der Untersteiermark (1861–1914). Wien 2016, S. 294f.

Iris Mochar-Kircher, Das echte deutsche Volkslied. Josef Pommer (1845–1918) – Politik und internationale Kultur. Frankfurt am Main – Wien 2004.

Oliver Rathkolb, Musik, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 62–93.

Pongratz-Moore-Steg

Datum der Benennung

8.10.1981

Text der Zusatztafel

Oscar (Edler von) Pongratz 1825–1892

John Moore unbekannt – 1876

Erbauer des Grazer Wasserwerks. Der gebürtige Untersteirer Pongratz leistete als Unternehmer und Gründer der Grazer Wasserversorgungsgesellschaft den finanziellen Beitrag für das Grazer Wasserwerk. Die technische Umsetzung 1870–1872 oblag dem aus Großbritannien stammenden Wasserbauingenieur Moore.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Oscar von Pongratz war ein österreichischer Bauunternehmer und Großgrundbesitzer. John Moore war ein englischer Wasserleitungsingenieur.

Oscar (von) Pongratz wurde am Weihnachtstag des Jahres 1825 in Windisch-Feistritz (heute Slovenska Bistrica, Slowenien) als Sohn des gräflich Attems'schen Güterdirektors geboren. Nach dem Gymnasium in Graz studierte er an der hiesigen Universität Jus. Danach arbeitete er zunächst in der Finanzprokuratur in Laibach (heute Ljubljana, Slowenien). In der Hauptstadt des damaligen Kronlandes Krain ließ er sich vorübergehend als Advokat nieder. Mit der Wiener Kanzlei seiner Brüder Friedrich und Guido führte er bereits damals mehrere Bauprojekte durch. 1856 heiratete er Marie Maurer, Tochter des damals in Graz lebenden Guts- und Fabrikbesitzers Franz Maurer und Erbin der Kohlegruben von Trifail (heute Trbovlje, Slowenien). Anschließend übersiedelte Pongratz nach Wien, wo er sich gemeinsam mit seinem Bruder Guido an verschiedenen Bauunternehmungen beteiligte.

1870 gründete er gemeinsam mit dem englischen Ingenieur und königlich-württembergischen Oberbaurat John Moore die Grazer Wasserversorgungsgesellschaft, deren Präsident er bis zu seinem Lebensende blieb. Moore und Pongratz errichteten in den Jahren 1870 bis 1872 das erste Grazer Wasserwerk, dessen Hauptaktionär Pongratz wurde. Oscar von Pongratz wird als Menschenfreund beschrieben. Er gründete Schulen, ließ auf seine Kosten Schulkinder verpflegen und unterstützte die Armen. Er war Besitzer der Herrschaften Dornau, Schöneegg, Maruševec, Galanec und Windisch-

Feistritz. 1890 wurde Pongratz für seine Verdienste um die österreichische Bauwirtschaft vom Kaiser in den Adelsstand erhoben. Bei seinem Tod am 29. April 1892 hinterließ er seine Ehefrau und sechs Kinder. Pongratz starb im 67. Lebensjahr und wurde in der Familiengruft im Schloss Schönegg (heute Šenek, Slowenien) beigesetzt.¹

John Moore wurde in England geboren. Er war als Wasserleitungsingenieur in königlich-württembergischen Diensten tätig und hatte in dieser Funktion den Titel Oberbaurat inne. Er war zwischen 1853 und 1873 in Deutschland, Österreich und in der Schweiz tätig. Davor baute Moore Wasserleitungen in Berlin, Magdeburg, Stuttgart, Schweinfurt, Kitzingen, Posen, Basel, Essen, Kreuznach und Köln.²

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Grazer Tagblatt vom 1. Mai 1892.

² Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Popelkaring

Datum der Benennung

24.3.1977

Text der Zusatztafel

Friedrich Popelka 1890–1973

Historiker. Popelka promovierte 1913 in seiner Geburtsstadt Graz, war kurz an der Universität Wien tätig und trat 1919 in das Steiermärkische Landesarchiv ein, das er 1950–1955 leitete. 1934 für Landesgeschichte habilitiert, wirkte er in zahlreichen historischen Gremien. Die zweibändige „Geschichte der Stadt Graz“ von 1927 und 1935 ragt aus seinem Werk heraus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Popelka war ein steirischer Historiker und Verfasser der zweibändigen „Geschichte der Stadt Graz“. Er wurde am 12. Februar 1890 in der Griesgasse Nr. 3, 1. Stock, geboren. Sein Vater, Fritz Popelka (geb. 1852) war ab 1882 Alleininhaber des Familienunternehmens, der „Likör- und Essigfabrik Popelka“. 1891 übersiedelte die Familie in die Josef-Pock-Straße Nr. 83. Friedrich Popelka erhielt Privatunterricht, besuchte die Volksschule in Gösting und danach das 1. Grazer Staatsgymnasium. 1908 maturierte er und studierte danach Geschichte und Geografie an der Grazer Universität. Zu seinen Lehrern zählten Uhlirz, Loserth, Kaser, Bauer und Sieger.

1913 promovierte er mit einer Dissertation zum steirischen Stadt- und Markthandwerk bis zur Handwerksordnung von 1527. Danach ging er ans Institut für Geschichtsforschung nach Wien. Seine dortigen Lehrer waren Emil von Ottenthal, Oswald Redlich, Max Dvorak und Alfons Dopsch. Dort befasste sich Popelka mit heimatkundlichen Themen wie z. B. den Judenburger Privilegienfälschungen, der Grazer Handwerksordnung des 13. Jahrhunderts und Forschungen zur ältesten Geschichte der Stadt Graz. Am 15. Jänner 1915 wurde er als Einjährig-Freiwilliger zum Kriegsdienst einberufen. Er war zuerst Sanitäter, dann dem Festungsartillerie-Bataillon Nr. 1 in Brixen zugeteilt. Im Juni 1916 kam er an die Isonzo-Front und war bei der Schlacht bei Flitsch und der Erstürmung von Meletta beteiligt. Von Juli 1917 bis April 1918 war er Kommandant einer armeeunmittelbaren motorisierten Mörserbatterie an der Isonzo- und Südtiroler Front.

Im August 1918 ersuchte er um Aufnahme in den staatlichen Archivdienst und trat im Juli 1919 als Kanzleihilfe ins Steiermärkische Landesarchiv ein. Bereits 1920 fasste er den Entschluss, eine

Grazer Stadtgeschichte zu schreiben. Am 19. Jänner 1934 habilitierte er sich an der Grazer Universität bei Anton Mell für österreichische Geschichte. Nach dem „Anschluss“ wurde Popelka als Archivrat in das Reichsbeamtenschema übergeleitet. 1939 wurde er vom Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung zum außerplanmäßigen Professor ernannt.

Er hielt in der Folge allerdings nur einige wenige Lehrveranstaltungen, wurde er doch 1939 zur Wehrmacht eingezogen, wobei er zwischen 1941 und 1944 in Salzburg beim Generalkommando des Wehrkreises XVIII mit militärhistorischen Studien betraut war und Beiträge für die Zeitschrift „Unser Alpenkorps. Nachrichtenblatt des XVIII. A.K.“ parallel zu den Feldzügen veröffentlichte, wie „Im Lande der Normannen“, „Germanen im Kampf um den europäischen Ostraum“, „Entscheidungsschlachten im Osten“ und anderes mehr.

Während seiner Zeit in der Wehrmacht hielt er in Graz immer wieder im Rahmen des Vereins deutscher Historiker Vorträge, vor allem, als dieser daran ging, einen „Judenkataster“ für die Steiermark anzulegen. So referierte er u. a. über „Juden und emanzipatorische Versuche im Mittelalter“ (1941) oder über „Das Eindringen der Juden in Steiermark während des 19. Jahrhunderts“ (1942).

Das Kriegsende erlebte Popelka als Angehöriger des Volkssturms an der ungarischen Front. Die Entnazifizierungskommission stellte im Herbst 1945 folgende Mitgliedschaften fest: „Nationalsoz. Klub ‚Brücke‘ in Graz, seit seiner Gründung Anfang 1937, NS-Beamtenbund (Fachschaft der Steir. Landesregierung), NS-Dozentenbund.“ Zudem war er seit dem 15. Mai 1938 Mitglied der NSDAP mit der Nummer 6,268.807 und im Jahr 1944 für drei Monate auch Blockhelfer. Obwohl die Entnazifizierungskommission an der Universität entschied, ihn aus Personalangel dennoch als supplierenden Professor an der Universität zu belassen, wurde ihm vom Staatsamt für Volksaufklärung, Erziehung und Unterricht seine Lehrbefugnis aberkannt.

Als das Professorenkollegium der philosophischen Fakultät der Universität Graz im Juli 1948 den Antrag stellte, Popelka „die Wiederausübung seiner *venia docendi* zu gestatten“, ersuchte das Ministerium die Universität Graz im Oktober 1948 noch festzustellen, ob Popelka seine Broschüre über „Die Bevölkerung von Graz und ihre blutmäßige Verteilung“ im „nationalsozialistischen Geiste verfasst hat und wie sich Dr. Popelka als Archivbeamter während der nationalsozialistischen Besetzung als Archivbeamter verhalten hat“. Nach dem Vorliegen einer positiven Stellungnahme wurde Popelka im November 1949 die Lehrbefugnis wieder erteilt und im März 1951 der Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors verliehen.

Bereits im März 1944 war er wieder als Archivar ins Steiermärkische Landesarchiv zurückgekehrt, dessen Leitung er 1950 übernahm, wo er zahlreiche Initiativen umsetzte (Benutzerordnung, Umbenennung in „Steiermärkisches Landesarchiv“, Ordnungsarbeiten, Ausstellungen, Sicherung der

Gemeindearchive sowie Schloss- und Herrschaftsarchive, Einrichtung eines Fotolabors etc.). 1951 gründete er zudem die „Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs“. Popelka war Vertreter der Steiermark im Vorstand des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine, Obmann im Ausschuss des 2. Österreichischen Archivtages und des 3. Österreichischen Historikertages 1953. 1955 trat er in den dauernden Ruhestand.

Heimo Halbrainer
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heimo Halbrainer, „... gegenwärtig der einzige besoldete Vertreter der Geschichtswissenschaft an der Universität und daher unentbehrlich.“ Entnazifizierung der Geschichtswissenschaft an der Universität Graz, in: Heimo Halbrainer – Susanne Korbel – Gerald Lamprecht (Hg.), Der „schwierige“ Umgang mit dem Nationalsozialismus an österreichischen Universitäten. Die Karl-Franzens-Universität Graz im Vergleich. Graz 2022, S. 107–142.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fritz Posch – Reiner Puschnig – Ferdinand Tremel (Hg.), Fritz Popelka (1890–1973) (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 19). Graz 1975.

Poppmeierstraße

Datum der Benennung

20.1.1994

Text der Zusatztafel

Theodor Poppmeier 1905–1965

Kaufmann. Der im Lavanttal geborene Kommerzialrat stieg 1935 mit dem Erwerb eines Grazer Handelshauses in den Großhandel ein. 1958 trat Poppmeier mit seinem Betrieb der neu gegründeten SPAR-Organisation bei, womit die freie Handelskette SPAR Steiermark und Südburgenland entstand. Der erste Markt unter dem Markennamen eröffnete 1961 in der Grazer Humboldtstraße.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Theodor Poppmeier war ein österreichischer Lebensmittelgroßhändler und Initiator des steirischen Zweigs des SPAR-Konzerns. Er wurde am 12. August 1905 in Schlatt bei Preblau im Lavanttal (Bezirk Wolfsberg, Kärnten) geboren. Poppmeier übersiedelte später mit seinen Eltern nach Graz und erlernte dort den Beruf des Buchhalters, den er auch zeitweilig ausübte. 1935 übernahm er die Grazer Firma Huber und baute sie zu einem Lebensmittelgroßhandel aus. 1944 fiel der Firmensitz allerdings einem alliierten Bombenangriff auf Graz zum Opfer. Nachdem Poppmeier ab 1942 als Soldat der Deutschen Wehrmacht am Zweiten Weltkrieg teilgenommen hatte, baute er sein zerstörtes Unternehmen in den Jahren nach Kriegsende wieder auf. Er begann damit, die ebenfalls total bombenzerstörte Dominikanerkaserne zu einem Lebensmittelgroßhandelshaus nach damals modernsten Grundsätzen umzugestalten.¹

In den 1950er-Jahren erlebte der Lebensmittelhandel in Österreich eine tiefgehende Umstrukturierung. Ihn dominierten zunehmend Handelsketten und Einkaufsgenossenschaften wie der der SPÖ zugerechnete Konsum. 1958 initiierte Poppmeier in Reaktion auf diese Veränderungen mit 47 Kaufleuten den Aufbau der Leistungsgemeinschaft bzw. Handelsvereinigung selbstständiger Lebensmittelkaufleute (SPAR), was die freie Handelskette SPAR Steiermark und Südburgenland zur Folge hatte. Poppmeier übernahm den Vorsitz der erwähnten Leistungsgemeinschaft. Er folgte damit einem Modell, das Hans F. Reisch 1954 in Kufstein (Tirol) begründet hatte, wobei er sich wiederum an die 1952 gegründete Firma SPAR Deutschland anlehnte. Das Grundkonzept bestand darin, die

¹ N. N., Komm.-Rat Theodor Poppmeier †, in: Unterkärntner Nachrichten vom 5. Februar 1965, S. 7.

Vorteile einer freiwilligen, aber engen Zusammenarbeit von Lebensmittelgroß- und -einzelhandel zu nutzen. Es ging darum, in den Bereichen Wareneinkauf, Organisation, Technik und Marketing Synergieeffekte zu erzielen, von denen gerade die selbstständigen Kaufleute profitieren konnten. 1959 war SPAR bereits flächendeckend in ganz Österreich vertreten.²

1961 öffnete in der Grazer Humboldtstraße der erste unter dem Namen SPAR geführte Lebensmittelmarkt, der dort nach mehreren Umbauten bis heute besteht. An diesem Standort wurde ab 1963 erstmals unter dem Markennamen TANN ein österreichweites Erzeugungskonzept von regionalen, qualitativ hochwertigen Fleisch- und Wurstwaren in der Praxis erprobt und umgesetzt, wobei SPAR Fleisch- und Wurstwaren selbst produzierte. 1963 baute Poppmeier in seiner Heimat, dem Lavanttal, ebenfalls eine SPAR-Organisation auf. 1964/65 entstand in Graz-Puntigam das bis heute von SPAR genutzte, damals moderne Großlagerhaus, nachdem die bis dahin zu Lagerzwecken genutzten Räumlichkeiten zu klein geworden waren.³

Viele Jahre hindurch engagierte sich Poppmeier außerdem in der damaligen Handelskammer, der heutigen Wirtschaftskammer Österreich, wo er unter anderem die Lehrlingsprüfungskommission leitete. Seine Freizeitaktivitäten sind ein Spiegel seiner Verbundenheit sowohl mit seiner alten (Lavanttal) als auch seiner neuen Heimat Graz: Poppmeier war viele Jahre hindurch Obmann der Oberlandler, eines überregional bekannten alpinen Vereins, daneben Mitglied des Jägerklubs „Hubertusbrüder“, Turner beim Allgemeinen Turnverein sowie Sänger beim Kärntner und Steirischen Männergesangsverein.⁴

1964, kurz vor seinem frühen Tod, erhielt Poppmeier den Titel Kommerzialrat verliehen und wurde in den Beirat für die Statistik des Außenhandels berufen. 1963 hatte er die bisherige Einzelfirma in die Theodor-Poppmeier-KG umgewandelt, seine beiden Söhne traten in die neue Kommanditgesellschaft ein. Zum Zeitpunkt von Poppmeiers Ableben beschäftigte sein Unternehmen rund 100 Mitarbeiter. Er war Vorsitzender der Handelsvereinigung SPAR Steiermark und Vorstandsmitglied der Österreichischen Handelsvereinigung SPAR.⁵ Theodor Poppmeier, dessen Kinder und Enkel sein aus kleinen Anfängen heraus geschaffenes Werk und sein unternehmerisches Engagement fortsetzten und bis heute führend im SPAR-Konzern tätig sind, starb am 21. Januar 1965 in Graz an einem

² Philip Markl, SPAR Zentrale Graz. 40 Jahre SPAR in der Steiermark und dem südlichen Burgenland. Graz 1998; Richard Kaufmann, SPAR Österreichische Warenhandels AG – Eine historische Betriebsanalyse. Betriebswirtschaftliche Masterarbeit Graz 2012, S. 10–21.

³ Kaufmann, SPAR, S. 21; Eintrag „Theodor Poppmeier“, in: Anton Kreuzer (Hg.), Kärntner: Biographische Skizzen. Ergänzungsband. Klagenfurt 2003, S. 163.

⁴ N. N., Poppmeier †, S. 7.

⁵ Parte der Österreichischen Handelsvereinigung SPAR, in: Unterkärntner Nachrichten vom 26. Jänner 1965, S. 7.

Herzinfarkt und wurde auf dem Grazer Zentralfriedhof in Anwesenheit mehrerer hundert Trauergäste beigesetzt.⁶

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Eintrag „Theodor Poppmeier“, in: Anton Kreuzer (Hg.), Kärntner: Biographische Skizzen. Ergänzungsband. Klagenfurt 2003, S. 163.

Richard Kaufmann, SPAR Österreichische Warenhandels AG – Eine historische Betriebsanalyse. Betriebswirtschaftliche Masterarbeit Graz 2012.

Philip Markl, SPAR Zentrale Graz. 40 Jahre SPAR in der Steiermark und dem südlichen Burgenland. Graz 1998.

N. N., Komm.-Rat Theodor Poppmeier †, in: Unterkärntner Nachrichten vom 5. Februar 1965, S. 7.

Parte der Österreichischen Handelsvereinigung SPAR, in: Unterkärntner Nachrichten vom 26. Jänner 1965, S. 7.

⁶ N. N., Poppmeier.

Porscheweg

Datum der Benennung

6.5.1954

Text der Zusatztafel

Ferdinand Porsche 1875–1951

Autokonstrukteur. Porsche war Techniker in österreichischen Betrieben, ab 1923 im Stuttgarter Daimler-Vorstand und 1930 Gründer der Porsche-Werke. Sein im Auftrag des NS-Regimes konstruiertes Auto war als „Volkswagen“ berühmt. Er trat 1937 der NSDAP bei, seine Betriebe arbeiteten für die NS-Rüstung. Sein Sohn Ferry baute 1946 in Gmünd/Kärnten den ersten Porsche.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Porsche wurde als drittes Kind des Spenglers Anton Porsche am 3. September 1875 in Maffersdorf (Böhmen) geboren. Sein technisches Talent zeigte sich früh. Nach der Volksschule begann er eine Lehre im Betrieb des Vaters und besuchte die Abendkurse der Reichenberger Staatsgewerbeschule. 1893 trat er in die Vereinigte Elektrizitäts-AG Béla Egger in Wien ein und stieg innerhalb von vier Jahren vom Mechaniker zum Leiter der Prüfabteilung auf. In dieser Zeit konstruierte er den Radnabenelektromotor, auf den er 1896 ein Patent anmeldete. 1899 wechselte er zu den Lohner-Werken, 1906 ging er als Entwicklungs- und Produktionsleiter zur Daimler-Motoren-Gesellschaft (Austro-Daimler) nach Wiener Neustadt, wo er sich mit der Entwicklung von Personenfahrzeugen, Flugmotoren und Sportwagen befasste.

Im Ersten Weltkrieg konstruierte er als Direktor eines Rüstungsbetriebes den Landwehr-Train, eine benzin-elektrisch angetriebene Zugmaschine. 1917 wurde er zum Generaldirektor von Austro-Daimler bestellt. Er erhielt den Ehrendoktor an der TH Wien und das Offizierskreuz des Franz-Joseph-Ordens für seine Verdienste um Österreich. Nach dem Ersten Weltkrieg baute Porsche Sportwagen und votierte für die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft, um ungehindert im Ausland an Automessen und Rennen teilnehmen zu können. 1923 wechselte er nach Stuttgart zur Daimler-Motoren-Gesellschaft, wo er als Leiter des Konstruktionsbüros und als Vorstandsmitglied tätig war. 1929 trat er eine Stelle als technischer Vorstand der Steyr-Werke an, diese legte er jedoch bald darauf zurück und machte sich selbstständig. 1930 gründete er in Stuttgart die „Dr. Ing. h.c. F. Porsche GmbH“ unter Mitbeteiligung des Rennfahrers Adolf Rosenberger und seines Schwiegersohns, des Wiener Rechtsanwalts Anton Piech.

Während der NS-Zeit machte Porsche mit der Entwicklung des Volkswagens und diversen Rüstungsprojekten großen Gewinn. 1937 wurde er Mitglied der NSDAP. Hitler erklärte ihn zu seinem „Lieblingsingenieur“ und überhäufte ihn mit Ehrungen, zahlreichen Aufträgen und Funktionen. 1939 ernannte man ihn zum „Wehrwirtschaftsführer“, 1940 zum Honorarprofessor an der TH Stuttgart und 1942 erhielt er als „Pionier der Arbeit“ die höchste wirtschaftliche Auszeichnung des „Dritten Reichs“. 1942 beförderte man Porsche zum Oberführer der Allgemeinen SS, einer Organisation, die im Zuge der Nürnberger Prozesse als verbrecherisch eingestuft wurde. 1944 erhielt er den Totenkopfring, eine der höchsten Auszeichnungen von Hitlers schwarzer Garde. Der Porsche-Biograf Wolfgang Fürweger merkt dazu an, dass es für Porsche kaum möglich gewesen wäre, sich den Ehrungen des NS-Regimes zu entziehen. Er habe sich selbst mehr als Techniker und Konstrukteur, denn als politische Person gesehen. Bei offiziellen Anlässen trat er stets in Zivil auf und verzichtete auf das Tragen von NS-Abzeichen.

Porsche nutzte den wirtschaftlichen Vorteil, den ihm das NS-Regime bot. Die Volkswagenwerk GmbH spielte in der deutschen Rüstungsmaschinerie eine bedeutende Rolle. Nach der Umwandlung der zivilen Autofabrik in eine Rüstungsschmiede erzeugte Porsche neben dem Kübelwagen gemeinsam mit Fieseler auch die „Vergeltungswaffe 1“ (V1). Etwa 20.000 Zwangsarbeiter mussten im Volkswagenwerk arbeiten. 1942 wurde dafür eigens in Werksnähe das „KZ Arbeitsdorf“ angelegt. 1943 übernahm Porsche auch die unternehmerische Verantwortung bei Peugeot in Frankreich, wo ebenfalls Zwangsarbeiter eingesetzt wurden. 1943 verlegte Porsche sein Konstruktionsbüro und einen Teil des Maschinenparks von Stuttgart nach Gmünd in Kärnten. Er selbst blieb bis zur Eroberung durch die US-Armee am 10. April 1945 aber offiziell im Volkswagenwerk tätig. Im Juli 1945 wurde er mit seinem Sohn für drei Monate in einem britischen Internierungslager in Hessen inhaftiert, danach stellte man ihn unter Hausarrest.

Im Dezember 1945 wurde Porsche von der französischen Geheimpolizei im Gefängnis von Baden-Baden inhaftiert. Der offizielle Vorwurf lautete, dass er während der Besetzung Frankreichs die Deportation französischer Arbeiter nach Fallersleben veranlasst habe. Während der Haft erlitt der nunmehr 70-Jährige einen ersten Schlaganfall. Im Mai 1946 brachte man ihn nach Paris, wo er französischen Ingenieuren bei der Konstruktion des Renault 4 CV helfen musste. Erst im August 1947 kam Porsche nach Bezahlung einer Kaution frei. Wegen der Verbrechen an Zwangsarbeitern oder wegen seines Engagements in der Rüstungsindustrie erfolgte keine Verurteilung Porsches durch die Alliierten.

Die Verstrickungen Porsches mit dem NS-Regime werden unterschiedlich beurteilt. Der Biograf Wolfgang Fürweger meint, Porsche habe im „Dritten Reich“ eine zentrale Rolle gespielt, aber nicht zu den politisch Verblendeten gehört.¹ Der Historiker Hans Mommsen, der im Auftrag der Volkswagen

¹ Vgl. Wolfgang Fürweger, Ferdinand Porsche und seine Nachkommen. Wien 2007, S. 78.

AG ein Forschungsprojekt zur VW-Geschichte leitete, bezeichnet Porsche als „Technokrat, der sicherlich kein Kriegsverbrecher gewesen ist“. Der Journalist Ulrich Viehöver portraitiert Porsche als „gewissenlosen Profiteur des Nazi-Regimes“ und der Biograf Fabian Müller meint, „Porsche habe im Krieg tausende Menschen mit Gewalt zur Arbeit in den VW-Fabriken herangeschafft, die Bomben bauen mussten und in deren Unterkünften Ratten hausten. Damit habe er die Nazis für seine Zwecke vereinnahmt, nicht umgekehrt.“²

1947 schloss Porsche noch einen Vertrag mit dem Volkswagen-Werk zur Weiterentwicklung des VW-Käfers. Am 30. Jänner 1951 verstarb Ferdinand Porsche 76-jährig in Stuttgart, er wurde in Zell am See begraben.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Wolfgang Fürweger, Ferdinand Porsche und seine Nachkommen. Wien 2007.

Nils Klawitter, Schatten auf den Mythos, in: Der Spiegel vom 26. September 2009, S. 80–82. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-67036844.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Mommsen, Der Führer und sein Tüftler, in: Der Spiegel vom 4. November 1996, S. 138–151. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-9114600.html>

² Nils Klawitter, Schatten auf den Mythos, in: Der Spiegel vom 26. September 2009, S. 80–82. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-67036844.html>

Portugallweg

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Ferdinand Portugall 1837–1901

Bürgermeister von Graz. Der 1863 in Graz promovierte Jurist war ab 1869 im Gemeinderat, später im Landtag und Reichsrat Abgeordneter. Als Bürgermeister 1885–1897 stand Portugall am Beginn der deutschnationalen Ära im Rathaus zugleich für die Modernisierung der Stadt. Graz bekam etwa die Technische Hochschule, ein Kanalnetz und wurde elektrifiziert.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Portugall war ein steirischer Politiker und 1885 bis 1897 Bürgermeister von Graz. Er wurde am 3. August 1837 in Oberpremsstätten bei Graz als Sohn eines Bäckermeisters und Gastwirtes geboren. Von 1858 bis 1862 absolvierte er ein Jusstudium an der Grazer Universität. 1863 promovierte er zum Dr. jur. und arbeitete danach in der größten und angesehensten Advokatenkanzlei von Graz bei Dr. Franz Sterger. Ab 1864 war er Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, ab 1869 in Graz. Von 1873 bis 1885 war Portugall Reichstagsabgeordneter der DFP. Als er 1885 zum Nachfolger des Grazer Bürgermeisters Dr. Wilhelm Kienzl gewählt wurde, legte er die Funktion als Reichstagsabgeordneter zurück.

Mit der Amtszeit Portugalls begann auch die „deutschnationale Ära“ in Graz.¹ Seine politische Haltung machte er in Form von nationalen und patriotischen Kundgebungen sichtbar. Im Jahre 1886 kam es zu einer Resolution des Gemeinderates über eine Petition des Vereines der Deutsch-Nationalen in Steiermark um vorzugsweise Berücksichtigung der Deutschen bei Stellenbesetzungen und der Vergabe von Arbeiten. Weiters trat der Gemeinderat dem Verein „Südmark“ als Mitgründer mit einer finanziellen Unterstützung bei. Gegen die geplante Errichtung eines slowenischen Untergymnasiums in Cilli (Celje, Slowenien) protestierte der Gemeinderat vehement mit der Begründung, damit den Untergang der „deutschen Kultur“ zu befördern. Weiters wurden unter Portugall große Feierlichkeiten zum 80. Geburtstag des deutschen Reichskanzlers Otto von Bismarck

¹ Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindegeldverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Unpubl. Dipl. Arb. Graz 2010, S. 86.

geplant, die in der Öffentlichkeit heftig kritisiert wurden. Weiters beschloss der Gemeinderat seine traditionelle Teilnahme an der Grazer Fronleichnamprozession auszusetzen.

In die Amtszeit von Portugall als Grazer Bürgermeister fallen unter anderem das Inkrafttreten einer neuen Radfahr-Ordnung (1887), die Errichtung von Standplätzen für Lohnkutscher (1893), der Erlass einer Dienstpragmatik für Beamte (1889), eine neue Wahlordnung sowie zahlreiche Bauprojekte – darunter das Grazer Rathaus. Die Modernisierung der Stadt war für Portugall ein zentrales Anliegen, ebenso die Stärkung von Bildungsmöglichkeiten und der Ausbau der Infrastruktur. Im Jahr 1897 trat er vom Bürgermeisteramt zurück.

Portugall war zudem als Vertreter der Bezirke Radkersburg, Mureck, Straß und Gnas Mitglied des Klubs der deutschen Landtagsabgeordneten im Steiermärkischen Landtag. Er war mit Anna, geb. Ott, verheiratet, mit der er zwei Töchter hatte. Mit Gemeinderatsbeschluss vom 10. Mai 1897 wurde er zum Ehrenbürger von Graz ernannt, er war auch Ehrenmitglied der Grazer Akademischen Sängerschaft „Gothia“. Ferdinand Portugall starb am 18. Mai 1901 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Marauschek, Die Grazer Bürgermeister 1885–1919. Ein Überblick über die deutsch-nationale Periode der Stadtgemeinde Graz, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 27/28 (1998), S. 27–49.

Reinhold Reimann (Hg.), Gaudeamus igitur! 150 Jahre Akademische Sängerschaft Gothia zu Graz. Graz 2013.

Peter Schintler, Die Stadt Graz – Politische Geschichte und öffentliche Wahrnehmung von 1885 bis 1914. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2014.

Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindegeldverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2010.

Posenergasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Johann Paul Posener 1794–1861

Ingenieur. Posener, im damals preußischen Margonin geboren, absolvierte 1816 das Prager Polytechnikum und fand Anstellung bei der Grazer Baudirektion. Der begeisterte Stenograf verbreitete ab 1834 die neue Kurzschrifttechnik in der Steiermark. Dank der Adaptierung für südslawische Sprachen durch seine Schüler gilt Graz als Geburtsort der kroatischen Stenografie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Paul Posener war ein polnisch-österreichischer Techniker und Stenograf. Er wurde am 21. Februar 1794¹ in Margonin (Polen) geboren. Nach dem frühen Tod seiner Eltern irrte er in der Welt umher, bis er durch die Unterstützung eines Pfarrers in einem Prager Kloster unterkam. Am Gymnasium in Troppau (heute Opava, Tschechien) wurde er für die Hochschule vorbereitet, anschließend studierte er am Polytechnischen Institut in Prag Technik.² 1816 schloss er sein Studium ab. Danach war er als Katastergeometer tätig. Später brachte er es bei der Grazer Baudirektion bis zum Kreisingenieur. Sofort nach dem Erscheinen von Franz Xaver Gabelsbergers „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst“ brachte sich Posener das neue Kurzschriftsystem durch Selbststudium bei und begann einen regen Briefwechsel mit Gabelsberger.

Posener half maßgeblich mit, die Stenografie in der Steiermark zu verbreiten. Zu diesem Zweck hielt er Vorlesungen an der Universität und unterrichtete Stenografie an der Grazer Realschule. Schüler von ihm übertrugen Gabelsbergers System auf die südslawischen Sprachen, was dazu führte, dass die Steiermark und insbesondere Graz als die Geburtsstätte der kroatischen Stenografie gefeiert wurde.

¹ Bei Swossil (ÖBL) wird 1793 als Geburtsjahr angegeben. Das ist vermutlich inkorrekt, da inkonsistent mit der Altersangabe in seinem Nachruf in der Grazer Zeitung vom 21. März 1861.

² O. A., Briefe von Gabelsberger an Vater und Sohn Posener sowie von Wigard an den Stenographen-Zentralverein München, herausgegeben von der Forschungs- und Ausbildungsstätte für Kurzschrift und Textverarbeitung in Bayreuth E. V. Online verfügbar unter:

<http://www.forschungsstaette.de/Stenografie/gabelsberger-briefe%20intro.htm>

Johann Paul Posener starb 67-jährig am 20. März in Graz.³ Sein Sohn, der Anwalt Heinrich Posener, setzte die Bemühungen des Vaters um die Verbreitung der Kurzschrift fort.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Briefe von Gabelsberger an Vater und Sohn Posener sowie von Wigard an den Stenographen-Zentralverein München, herausgegeben von der Forschungs- und Ausbildungsstätte für Kurzschrift und Textverarbeitung in Bayreuth E. V. Online verfügbar unter:

<http://www.forschungsstaette.de/Stenografie/gabelsberger-briefe%20intro.htm>

L. Swossil, Posener, Johann Paul (1793–1861), Techniker und Stenograph, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Lfg. 38. Wien 1981.

³ Grazer Zeitung vom 21. März 1861.

Prangelgasse

Datum der Benennung

um 1910, erneut 1947

Text der Zusatztafel

Johann Prangel 1847–1877

Gastwirt. Prangel besaß den Eggenberger Gasthof „Zum Häuslbauer“, der als Haupttreffpunkt der Bevölkerung sowie der Vereine in der damals noch eigenständigen Gemeinde fungierte. Als Schriftführer der 1874 gegründeten Freiwilligen Feuerwehr Eggenberg war der Wirt selbst im Vereinsleben engagiert. Prangel erlag im 30. Lebensjahr einer schweren Krankheit.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Prangel war ein Eggenberger Gastwirt. Er wurde am 11. Mai 1847 als Sohn des Realitätenbesitzers Franz Prangel und seiner Frau Maria im heutigen Grazer Stadtbezirk Eggenberg geboren.¹ Er betrieb das Gasthaus „Zum weißen Hirschen“ (vulgo Häuslbauer) in der Eggenberger Allee. Dieses damals älteste Gasthaus in Eggenberg war ein beliebter und bekannter Treffpunkt für Leute aus der näheren und ferneren Umgebung sowie für örtliche Vereine.² Im Gastgarten fanden immer wieder große Soireen mit Musik statt.³ Johann Prangel fungierte auch als Schriftführer der freiwilligen Feuerwehr in Eggenberg.⁴ Er starb unverheiratet am 23. November 1877. Als Todesursache ist im Sterbebuch „Lungensucht“ verzeichnet. Er hinterließ seine Mutter und drei Schwestern. Das Gasthaus wurde 1884 von Georg Daniel übernommen, der von 1901 bis 1909 Eggenberger Bürgermeister war.⁵

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ernst Engelhart, Eggenberg. Ein Heimatbuch. Eggenberg 1921.

¹ Taufbuch Pfarre Graz-St. Andrä Land.

² Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996.

³ Tagespost Graz vom 12. Juli 1868 und vom 11. August 1872.

⁴ Tagespost Graz vom 24. November 1877.

⁵ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Pratogasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Katharina (Edle von) Scheiger (verw. Pratobevera) 1818–1897

Sachbuchautorin. Die gebürtige Grazerin publizierte 1858 unter dem von ihrem damaligen Familiennamen abgeleiteten Pseudonym „Prato“ eine Rezeptsammlung. Laufend aktualisiert und erweitert, blieb „Die süddeutsche Küche“ als praxisnahes Kochbuch in allen Auflagen ein Bestseller. Die Kochlehrerin gründete zudem eine Mädchenarbeitsschule und einige Kindergärten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Katharina (Edle von) Scheiger (geborene Polt, verwitwete Pratobevera) war eine Kochbuchautorin. Sie wurde am 26. Februar 1818 in Graz als Tochter des Privatiers Franz Polt geboren und erlernte, wie damals für „höhere Töchter“ üblich, neben Hauswirtschaft auch Französisch und Klavierspielen. 1857 heiratete sie den Ex-Offizier und Historiker Eduard Pratobevera (1811–1857). Dieser war 1850 als Feldarzt krankheitshalber in Pension gegangen und betreute ab 1851 als provisorischer Vorstand das Münzen- und Antikenkabinett am Joanneum in Graz. Pratobevera litt unter einer schweren Magenkrankheit. Seine Frau reagierte darauf, indem sie sich immer neue Speisen ausdachte und deren Rezepte notierte. So entstanden die ersten Aufzeichnungen für ihr später berühmtes Kochbuch „Die süddeutsche Küche“, das 1858 unter dem Pseudonym Katharina Prato – abgeleitet von Pratobevera, dem Namen ihres Ehemanns – im Grazer Leykam-Verlag in erster Auflage mit 348 Seiten erschien. Die erste Ehe der Prato dauerte weniger als ein Jahr, da Eduard bereits am 18. Dezember 1857 verstarb.

1861 heiratete sie Johann von Scheiger (1801–1886), Postdirektor und Konservator von Steiermark und Kärnten, der den Titel „Edler von“ führen durfte, der auf sie überging. Prato begleitete ihn auf seinen zahlreichen Dienstreisen und sammelte in Gasthäusern Rezepte, die sie schätzte und in die folgenden Auflagen der „Süddeutschen Küche“ aufnahm. Pratos besonderes Anliegen war es, ein Kochbuch zu verfassen, das Anfängerinnen dienen und den Selbstunterricht fördern sollte. Da zahlreiche Hausfrauen sich damals keine Köchin leisten konnten und daher selbst kochen mussten, wollte Prato mit einem praxisorientierten Kochbuch dazu beitragen. Diese Zielsetzung war einer der Hauptgründe für den Erfolg ihres Werks, da sich die damaligen Kochbücher kaum an der Praxis

orientierten. Das Buch wurde laufend aktualisiert, Kapitel über das moderne Servieren, die Gesetze der Chemie und Berechnungen nach dem metrischen Maß und Gewicht kamen hinzu.

Pratos „Süddeutsche Küche“ wurde zu einem Küchenbest- und Longseller. 1957 gab Dora Larin-Zelinka die 80. Auflage unter dem Titel „Die große Prato. Kochbuch der österreichischen und süddeutschen Küche, mit böhmischen, englischen, französischen, italienischen, serbischen und ungarischen National Speisen“ heraus. Bereits 1931 war, zusammengestellt von Victorine Leitmeier, eine gekürzte Fassung „Die kleine Prato – Kochbuch für den kleinen Haushalt“ erschienen, ein ebenfalls sehr erfolgreiches Werk, das bis 1966 fünf Auflagen erlebte. 2006 gab der Gourmetkritiker und Kochbuchautor Christoph Wagner (1954–2010) die „Süddeutsche Küche“ unter dem Titel „Prato. Die gute alte Küche. Der Kochbuchklassiker in kommentierter Neuausgabe“ heraus, 2007 kam ein Reprint der Ausgabe von 1858 auf den Markt. Bis heute erschienen 82 Auflagen. Das Buch soll in 16 Sprachen übersetzt worden sein und prägte die Küche der k. u. k. Monarchie nachhaltiger als jedes andere Kochbuch.

Neben den rasch aufeinanderfolgenden und stets sorgfältig erweiterten und verbesserten Ausgaben der „Süddeutschen Küche“ verfasste Prato 1866 ein „Kochbuch für Officiers-Menagen“ und 1873 die wahrscheinlich erste „Haushaltungskunde“ der Habsburgermonarchie als „Leitfaden für Frauen und Mädchen aller Stände“, in der sie ihr umfangreiches Wissen über Einrichtung, Erhaltung und Verbesserung des Haushalts einer bürgerlichen Familie detailliert beschrieb. Neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit war Prato in sozialen Fragen engagiert. Sie gründete den Verein „Volksküche“, der in der ersten Nachkriegszeit als „Kleinrentnerküche“ in der Grazer Wielandgasse wieder entstand. Viele Jahre lang war sie Ökonomin des Vereins „Frauenheim“ in Graz. Auf ihre Initiative gehen außerdem eine Mädchenarbeitsschule und mehrere Kindergärten zurück. Die meisten Auszeichnungen für die „Süddeutsche Küche“ erlebte Prato nicht mehr: 1898 im Rahmen der Kochkunstausstellung in Triest, 1906 in Wien, 1909 in Mährisch-Ostrau/Ostrava. Einzig eine Goldmedaille anlässlich der Kochkunstausstellung 1897 in Baden erhielt sie noch zu Lebzeiten. Prato starb am 24. September 1897 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Katharina von Scheiger geborene Polt, verheiratete Pratobevera, wiederverheiratete (Edle) von Scheiger Pseudonym: Prato, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz (2011). Online verfügbar http://lithes.uni-graz.at/handbuch/scheiger_katharina_von.html

Erika Thümmel, Von Kuheutern, Wildschweinköpfen und Kalbsohren. Die „schriftstellende Kochkünstlerin“ Katharina Prato und ihre „Süddeutsche Küche“, in: Carmen Unterholzer – Ilse Wieser

(Hg.), Über den Dächern von Graz ist Liesl wahrhaftig. Eine Stadtgeschichte der Grazer Frauen. Graz
1996, S. 54–74.

Prießnitzweg

Datum der Benennung

30.4.1975

Text der Zusatztafel

Vincenz Prießnitz 1799–1851

Naturheiler. Prießnitz übernahm als Landwirt den väterlichen Betrieb in Österreichisch-Schlesien. Nach einem selbstkurierten Rippenbruch 1816 erkannte er die heilende Wirkung von kaltem Wasser und schuf die Heilmethode der Prießnitz-Umschläge. Als „Wasserdoktor“ gründete er in seinem Geburtsort Gräfenberg/Lázně Jeseník die weltweit erste Wasserheilanstalt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Vincenz Prießnitz (andere Schreibweisen: (Vincenz; Prissnitz, Prißnitz) war ein österreichisch-schlesischer Landwirt und Naturheiler. Er gilt als einer der Pioniere der modernen Hydrotherapie. Geboren am 5. Oktober 1799 als Sohn eines Bauern in Gräfenberg (heute Lázně Jeseník, Tschechien), ging er zunächst an die städtische Schule in Freiwaldau (Jeseník), musste aber schon nach kurzer Zeit auf den Hof zurück, um anstelle des erblindeten Vaters und des verstorbenen älteren Bruders in der Landwirtschaft zu arbeiten. Wegen des frühen Schulabbruchs konnte Prießnitz Zeit seines Lebens nur rudimentär lesen und schreiben.

Schon als Kind beobachtete er bei der landwirtschaftlichen Arbeit die Auswirkungen des Witterungswechsels auf Pflanzen und Tiere sowie die heilende Wirkung von kaltem Wasser bei äußeren Verletzungen. Angeblich kamen Leute aus der Umgebung schon damals zu ihm, um sich von ihm Rat zu holen.¹ Mit 17 Jahren hatte er einen schweren Arbeitsunfall mit einem Pferdeuhrwerk, bei dem er sich die Beine und mehrere Rippen brach. Prießnitz therapierte sich selbst erfolgreich mit kalten Umschlägen. Das war de facto die Geburtsstunde des heute noch bekannten Prießnitz-Umschlages oder Prießnitz-Wickels. Seine schnelle Genesung sprach sich herum und bald hatte Prießnitz im weiten Umkreis den Ruf eines „Wasserdoktors“.²

¹ Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 23. Wien 1872.

² J. E. M. Selinger, Vincenz Priessnitz; eine Lebensbeschreibung. Gerold 1852.

Er war so erfolgreich, dass er 1822 begann, in provisorischen Badeeinrichtungen auf seinem Hof Wasserbehandlungen durchzuführen.³ 1829 wurde er deshalb wegen Kurpfuscherei angeklagt, vor Gericht jedoch in zweiter Instanz freigesprochen. Bereits im Jahr davor hatte er die Tochter des Gemeindevorstehers von Böhmischdorf bei Freiwaldau (heute Czeska Wieś, Polen) geheiratet. Mit ihr hatte er einen Sohn und sechs Töchter.

1830 erhielt er die offizielle Genehmigung zur Errichtung und Führung einer Kaltwasser-Heilanstalt. Im neuen Badehaus in Prießnitz wurde ein Becken von zehn Metern Durchmesser installiert, in dem die Patienten auch schwimmen konnten. Außerdem enthielt es einen Brunnen. Schon 1832 wurde ein zweites Anstaltsgebäude errichtet. In der Folge konnte Prießnitz seine Anstalt großzügig ausbauen. Er erhielt mehrere Auszeichnungen für seine Arbeit. 1848 erlitt Prießnitz einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte. Er starb am 28. November 1851 in Gräfenberg.

Vincenz Prießnitz hinterließ neben seiner Kaltwasser-Heilanstalt, die heute noch existiert, ein beträchtliches Vermögen. Prießnitz' Heimatort Gräfenberg wurde zum Kurort erhoben und hieß in der Folge „Bad Gräfenberg“.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Jürgen Helfricht, Vincenz Prießnitz (1799–1851) und die Rezeption seiner Hydrotherapie bis 1918. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturheilbewegung. Husum 2006.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Das heilende Wasser aus dem Altvatergebirge, auf: Radio Prag, 23. Juli 2021. Online verfügbar unter: <https://deutsch.radio.cz/tschechische-kurbaeder-8721886/4>

Julius Leopold Pagel, Prießnitz, Vincenz, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 26. Leipzig 1888.

J. E. M. Selinger, Vincenz Priessnitz; eine Lebensbeschreibung. Gerold 1852.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 23. Wien 1872.

³ o. A., Das heilende Wasser aus dem Altvatergebirge auf: Radio Prag, 23. Juli 2021. Online verfügbar unter: <https://deutsch.radio.cz/tschechische-kurbaeder-8721886/4>

Prinzhoferweg

Datum der Benennung

26.2.1981

Text der Zusatztafel

August Prinzhofer 1816–1885

Maler. Der in St. Veit/Glan geborene Porträtist absolvierte neben dem Jusstudium in Wien und Padua die Kunstakademie in Venedig. Zum Lieblingsmaler des Wiener Adels avanciert, gab Prinzhofer 1854 die Anstellung am Wiener Zivilgericht für die Malerei auf. Ab 1861 lebte er in Graz, wo er sich der Ölmalerei für Porträts und dem Aquarell für Miniaturen zuwandte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

August Prinzhofer war ein österreichischer Porträtmaler. Er wurde am 12. September 1816 als Sohn des Werksdirektors Karl Prinzhofer und seiner Frau Aloisia von Sinn in St. Veit an der Glan (Kärnten) geboren. Schon als Kind offenbarte sich sein zeichnerisches Talent und so erhielt er bereits während der Schulzeit Zeichenunterricht.¹ 1836 begleitete ihn der Vater auf einer künstlerischen Bildungsreise, die die beiden wegen des Ausbruchs einer Choleraepidemie jedoch abbrechen mussten. Prinzhofer begann anschließend in Wien Jus zu studieren.

Bald darauf zog es ihn wieder nach Italien, wo er in Venedig an der Kunstakademie studierte und parallel dazu in Padua sein Rechtsstudium abschloss. Nach der Richteramtsprüfung in Klagenfurt erhielt er 1844 eine Stelle am Wiener Zivilgericht, widmete sich daneben aber zunehmend seiner künstlerischen Arbeit. Nach zehn Jahren gab er seine Stelle bei Gericht auf, um ausschließlich als Künstler zu leben. Seine Bilder, ein großer Teil davon Lithografien, waren beim Wiener Hochadel sehr beliebt und sicherten ihm ein tragfähiges Einkommen. 1848 fertigte er das erste Portrait von Kaiser Franz Josef I. an. Zu den weiteren prominenten Personen, die Prinzhofer in dieser Zeit porträtierte, zählen Hector Berlioz, Ludwig von Benedek, Ignaz Franz Castelli, Robert Hamerling, Erzherzog Johann, Lajos Kossuth, Albert Lortzing, Alois Negrelli, Papst Pius IX. und Johann Nestroy.²

1858 zog sich Prinzhofer krankheitshalber nach Kärnten zurück und verbrachte zwei Jahre in St. Veit bei seinem Vater. Danach übersiedelte er nach Graz, wo er seine künstlerische Arbeit fortsetzte. Hier

¹ Grazer Volksblatt vom 8. August 1885.

² G. Gsodam, Prinzhofer August, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Wien 1983.

widmete er sich vermehrt der Ölmalerei für Porträts und dem Aquarell für Miniaturen. Seine Bilder wurden in zahlreichen Ausstellungen gezeigt.³ August Prinzhofer starb am 4. August 1885 im Kurhaus Steinerhof in Kapfenberg.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

G. Gsodam, Prinzhofer August, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Wien 1983.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 23. Wien 1872.

³ Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 23. Wien 1872.

Prochaskagasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Friedrich (Fritz) Prochaska 1873–1927

Bürgermeister von Andritz. Der in Graz geborene Prochaska absolvierte eine Schriftsetzerlehre bei „Styria“, während der er zur Sozialdemokratie fand. Nach seiner Walz- und Militärzeit war er für parteinahe Organisationen tätig, so als Schriftsetzer und Leiter der Druckerei des „Arbeiterwille“. 1919–1927 stand Prochaska der eigenständigen Gemeinde Andritz vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich (Fritz) Prochaska war Bürgermeister der vormals eigenständigen Gemeinde Andritz. Er wurde am 6. Juli 1873 in Graz (Bezirk Lend) geboren und besuchte hier auch die Bürgerschule. Im Anschluss absolvierte er bei der Druckerei „Styria“ eine Schriftsetzerlehre. Bereits zu dieser Zeit schloss er sich den Ideen der Sozialdemokratie an, was von den Vorgesetzten nicht gutgeheißen wurde. Nach Abschluss der Lehre begab er sich – wie damals für Handwerker üblich – durch Österreich und Deutschland ziehend auf die Walz.

Nach seiner Rückkehr nach Graz wurde er zum Militärdienst eingezogen, den er in der Hauptsache bei der Justizwache absolvierte. Nach seiner Militärzeit arbeitete er für die Berufsorganisation der Buchdrucker als Reisekassenverwalter, d. h. er bezahlte durchreisenden, arbeitslosen Buchdruckern eine Reiseunterstützung aus. Auch im Arbeitergesangverein war er aktiv. 1901 übersiedelte die Zeitung „Arbeiterwille“ in die Genossenschaftsdruckerei und Prochaska wurde zuerst als Schriftsetzer angestellt, übernahm später dann die Leitung der Druckerei. 1919 wurde er zum Bürgermeister von Andritz gewählt und blieb bis zu seinem Tod am 26. Mai 1927 in diesem Amt.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Arbeiterwille vom 27. Mai 1927, S. 3.

Arbeiterwille vom 29. Mai 1927, S. 3.

Prof.-Franz-Spath-Ring

Datum der Benennung

10.4.1986

Text der Zusatztafel

Franz Spath 1899–1984

Mediziner. In seiner Geburtsstadt Graz 1922 promoviert und 1934 habilitiert, wirkte Spath ab 1937 als Primar an der Grazer Universitätsklinik. Als deren Leiter 1948–1970 schuf er die Blutbank und baute die Anästhesie sowie die Neuro- und Unfallchirurgie aus. Er führte in Österreich wegweisende Operationsverfahren ein, etwa 1968 die erste Nierentransplantation.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Spath war ein Grazer Chirurg und langjähriger Leiter der hiesigen Universitätsklinik. Er führte unter anderem die erste Nierentransplantation in Österreich durch. Er wurde am 2. Dezember 1899 in Graz geboren. Nach der Matura meldete er sich freiwillig zum Kriegsdienst. Nach dem Krieg studierte er an der Universität Graz Medizin und promovierte im Jahr 1922. 1934 habilitierte er sich im Fach Chirurgie. Noch im selben Jahr wurde er Primararzt an der 2. Chirurgischen Abteilung des LKH Graz. 1937 wurde er zum außerordentlichen Professor und zum Primararzt an der Universitätsklinik ernannt. Eine Bewerbung Spaths für eine Stelle in Königsburg wurde von den NS-Behörden mit dem Vermerk, er habe den Ruf, ein Opportunist („Konjunkturritter“) zu sein, abgewiesen.¹

Nach dem sogenannten „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich wurde Spath seiner Funktionen enthoben und war kurzzeitig sogar inhaftiert. 1939 wurde er gleich zu Kriegsbeginn eingezogen und während des Polenfeldzugs in einem Feldlazarett eingesetzt. Es folgten Versetzungen nach Lothringen (1940) und Oslo (1941), wo er jeweils Kriegslazarette leitete. 1945 war er in Dänemark, zuletzt als beratender Chirurg beim Wehrmachtbefehlshaber Jütland eingesetzt. Spath geriet in britische Kriegsgefangenschaft, aus der er Ende November 1945 entlassen wurde. Ab 1946 bekam Spath seine Stelle als Primararzt an der Universitätsklinik zurück und leitete diese als Ordinarius von 1948 bis 1970. 1957/58 war er Dekan der Universität Graz, 1962/1963 deren Rektor.²

¹ BAArch R 9361_VI/2964.

² o. A., Franz Spath, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek. Online verfügbar unter: http://data.onb.ac.at/nlv_lex/perslex/S/Spath_Franz.htm

Auf seine Initiative gehen unter anderem der Aufbau einer Blutbank, der Ausbau der Anästhesie, die kontinuierliche Entwicklung der Neuro- sowie der Unfallchirurgie zurück. Seine Spezialgebiete waren die Bauch-, Gefäß- und Thoraxchirurgie. Am 19. November 1962 führte er die erste offene Herzoperation mithilfe einer Herz-Lungen-Maschine und am 3. April 1968 die erste Nierentransplantation mit Erfolg durch.

Spath war Präsident des Wissenschaftlichen Vereins der Ärzte für Steiermark (1956), der Österreichischen Gesellschaft für Chirurgie (1959 und 1969) sowie des Landessanitätsrats für Steiermark (1966–1971). Weiters war er Ehrenmitglied in mehreren österreichischen und internationalen chirurgischen Gesellschaften und erhielt zahlreiche Ehrungen. Er war mit einer Ärztin verheiratet, mit der er zwei Töchter und einen Sohn hatte. Franz Spath starb am 27. Mai 1984 in Graz.³

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Franz Spath, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek. Online verfügbar unter: http://data.onb.ac.at/nlv_lex/perslex/S/Spath_Franz.htm

Petra Scheiblechner, „... politisch ist er einwandfrei ...“ Kurzbiographien der an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz in der Zeit von 1938 bis 1945 tätigen WissenschaftlerInnen (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 39). Graz 2002.

³ Petra Scheiblechner, „... politisch ist er einwandfrei ...“ Kurzbiographien der an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz in der Zeit von 1938 bis 1945 tätigen WissenschaftlerInnen (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 39). Graz 2002.

Prokesch-Osten-Gasse

Datum der Benennung

28.5.1936

Text der Zusatztafel

Anton (Graf) Prokesch (von Osten) 1795–1876

Diplomat, Historiker. Der gebürtige Grazer brach sein Jusstudium ab und verfolgte eine Militärlaufbahn, ehe er ab 1824 als Soldat und Diplomat in Palästina, Ägypten und Kleinasien tätig war. Er wirkte 1834–1849 in Athen und 1855–1871 im Osmanischen Reich. Mit Reiseberichten und historischen Schriften zählt er zu den bedeutendsten Orientalisten seiner Zeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Anton Graf von Prokesch-Osten wurde am 10. Dezember 1795 als Sohn der Grazerin Anna Prokesch, geb. von Stadler (1770–1804) in Graz geboren. Sein Vater, der Amtsrichter und Landesgerichtsverwalter Maximilian Franz Prokesch (1767–1811), heiratete zwei Jahre nach dem Tod von Anna die siebzehnjährige Gabriele Piller (1789–1847), verlor 1811 durch den österreichischen Staatsbankrott sein Vermögen und starb im gleichen Jahr. Gabriele Prokesch verkaufte das Gut Krottenbach, das vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch gerettet worden war, und zog mit den sechs Kindern nach Graz. Hier besuchte Anton das Lyceum, wo er durch den aufklärerischen Historiker und Schriftsteller Julius Franz Schneller (1777–1833), der dann 1815 seine Stiefmutter heiraten sollte und mit dem ihn – durch einen intensiven Briefwechsel dokumentierte – Freundschaft verband, gefördert wurde.

1812 begann er ein Studium der Rechtswissenschaften in Graz, das er zugunsten einer Offizierslaufbahn aufgab. 1813 meldete er sich freiwillig zur Armee und nahm an den Feldzügen gegen Napoleon 1813 und 1815 teil. 1815 wurde er von Erzherzog Karl (1771–1845), dem Sieger von

¹ Die maßgebliche, umfassende und auch biografische Aspekte berücksichtigende Monografie zu Prokesch stammt von Daniel Bertsch, Anton Prokesch von Osten (1795–1876). München 2005. Detaillierter zur Biografie, insbesondere mit Zitaten von Freunden zu Julius Franz Schneller: Muhammad as-Sayyid Omar, Anton Prokesch-Osten. Ein österreichischer Diplomat im Orient. Frankfurt am Main 1993; zur Frühzeit Prokeschs ist nach wie vor unverzichtbar die (verbotene) Studie des exilierten Historikers Friedrich Engel-Jánosi, Die Jugendzeit des Grafen Prokesch von Osten. Innsbruck 1938; zur übersichtlichen zeitlichen Orientierung sehr hilfreich: Zeittafel, in: Karl Peitler – Elisabeth Trinkl (Hg.), Anton von Prokesch-Osten. Sammler, Gelehrter und Vermittler zwischen den Kulturen. Akten des internationalen Symposiums Graz, 20.–22. Oktober 2016. Graz 2019, S. 8–12.

Aspern gegen Napoleon (1809), als Ordonnanzoffizier nach Mainz beordert. 1816 kam er nach Linz und 1817 wurde er zum Professor für Mathematik an der Militärkadettenschule in Olmütz (Olomouc) ernannt. Auf die Empfehlung Schnellers hin nahm ihn 1818 Karl Philipp Fürst Schwarzenberg (1771–1820) in seinen persönlichen Stab in Wien auf und übersiedelte 1820 mit ihm nach Prag und Leipzig. Prokesch lernte viele Künstler kennen, u. a. Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) in Jena durch einen Besuch mit dessen Gesellschafter Johann Baptist Graf Paar (1780–1849), und Wilhelm von Meyern (1759–1829), „einen der verehrungswürdigsten, seltsamsten Menschen, die mir je vorgekommen sind“², dessen Roman „Dya-Na-Sore“ ihn sehr beeindruckte.³

Nach zwei Jahren als Landvermesser in den oberungarischen Karpaten ließ er sich 1823 nach Triest versetzen und begann 1824 eine diplomatische Laufbahn bei der österreichischen Levanteflotte. Er schiffte sich an Bord des österreichischen Kriegsschiffs „Il Veloce“ nach der Ägäis ein und berichtete ab 1825 Klemens Wenzel Fürst Metternich (1772–1859) als Kriegsberichterstatte vom griechischen Unabhängigkeitskrieg gegen die Türkei. Auf seinen Reisen durch Griechenland, Kleinasien, Ägypten, Syrien engagierte er sich für den Kriegsgefangenen austausch, für die Bekämpfung von Seeräubern und sammelte Informationen für die österreichische Regierung und Material für seine Publikationen und Sammlungen.⁴ Nach Kriegsende 1829 wurde er als Diplomat in den Auswärtigen Dienst berufen und 1830 als „von Osten“ in den Adelsstand erhoben.

Nach seiner Rückkehr verkehrte er „fast täglich“⁵ privatim mit seinen Gönnern Metternich und Friedrich von Gentz (1764–1832)⁶ und freundete sich mit dem Herzog von Reichstadt (1811–1832) an, 1831 wurde er als diplomatischer Kommissär für sechs Monate nach Italien (Bologna und Rom), 1833 nach Ägypten entsandt. 1832 hatte er sich vermählt, und zwar mit Irene Kiesewetter (1811–1872), nachdem er die Pianistin bei einem historischen Konzertabend im Haus ihrer Eltern in Wien kennengelernt hatte. Seine Frau begleitete ihn dann bei seinen Auslandsaufenthalten im Rahmen des diplomatischen Dienstes: 1834 bis 1849 als Gesandter in Athen, 1849 bis 1852 (gegen seinen Willen nach Absetzung Metternichs) in Berlin, 1853 bis 1855 als Präsidialgesandter am Deutschen Bundestag in Frankfurt am Main, 1855 bis 1861 war er als kaiserlicher Internuntius in Konstantinopel (Istanbul). 1859 erwarb das Paar ein Haus in Graz (heute Palais Prokesch-Osten, Ecke Elisabethstraße/Merangasse), das Irene als Alterssitz wählte, während Anton noch von 1861 bis 1871 als Botschafter in Istanbul verblieb.

² Prokeschs Charakterisierung Wilhelm von Meyerns [ca. 1830], in: Bertsch, Prokesch, S. 631.

³ Vgl. Omar, Prokesch-Osten, S. 18f.

⁴ Die Sammlungen umfassen Epigraphik, archäologische Funde und – vor allem – eine bedeutende Münzsammlung, die er 1875 an das Berliner Münzkabinett verkaufte. Vgl. Bertsch, Prokesch, S. 465–521 sowie Brunhild A. Tanzmeister, Anton Graf Prokesch und seine archäologischen Sammlungen. Altaussee 2021, S. 49–78.

⁵ Omar, Prokesch-Osten, S. 52.

⁶ Vgl. zur Beziehung Prokesch–Gentz: Engel-Jánosi, Jugendzeit, S. 84–94.

Prokesch zog nach seiner (Zwangs-)Pensionierung zurück nach Graz und begann mit der Niederschrift der Memoiren „16 Jahre in Konstantinopel. Anfang 1856 bis Anfang 1872“. Nach dem Tod seiner Frau 1872 „wurde er in Österreich nicht wieder seßhaft. Unruhig und heimatlos zog er bis zu seinem Tod durch Europa und Nordafrika.“⁷ Anton Prokesch von Osten starb am 26. Oktober 1876 in Wien und wurde in der Familiengruft (Grabkapelle) am St.-Leonhard-Friedhof in Graz begraben. Von den fünf Söhnen starben drei relativ früh, zwei davon im Kleinkindalter in Athen. Nur Anton (1837–1919) und Karl (1840–1864) erreichten das Erwachsenenalter. Die einzige Tochter Irene (1841–1898) heiratete 1860 den ebenfalls in Konstantinopel tätigen Diplomaten und späteren Kärntner Landstand Franz Thadäus Freiherr Reyer (1824–1909), mit dem sie dann nach Österreich zurückkehrte und sich hier – wie seinerzeit der Vater als Reiseschriftsteller und Lyriker – schriftstellerisch betätigte.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Daniel Bertsch, Anton Prokesch von Osten (1795–1876). München 2005.

Friedrich Engel-Jánosi, Die Jugendzeit des Grafen Prokesch von Osten. Innsbruck 1938.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Muhammad as-Sayid Omar, Anton Prokesch-Osten. Ein österreichischer Diplomat im Orient. Frankfurt am Main 1993.

Brunhild A. Tanzmeister, Anton Graf Prokesch und seine archäologischen Sammlungen. Altaussee 2021.

Zeittafel, in: Karl Peitler – Elisabeth Trinkl (Hg.), Anton von Prokesch-Osten. Sammler, Gelehrter und Vermittler zwischen den Kulturen. Akten des internationalen Symposiums Graz, 20.–22. Oktober 2016. Graz 2019, S. 8–12.

⁷ Bertsch, Prokesch, S. 35.

Puchleitnerweg

Datum der Benennung

5.12.1996

Text der Zusatztafel

Seraphine Puchleitner 1870–1952

Lehrerin. Die in Knittelfeld geborene Volksschullehrerin besuchte ab 1897 als Hospitantin Hochschulvorlesungen und war ab 1898 die erste Studentin sowie 1902 die erste Doktorin der Universität Graz. Puchleitner unterrichtete als Geografie- und Geschichtelehrerin in Brünn/Brno, ab 1904 an den Lehrerinnenbildungsanstalten in Marburg an der Drau/Maribor und Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Seraphine Puchleitner war eine steirische Pädagogin. Sie war die erste reguläre Studentin an der Universität Graz. Sie wurde am 5. November 1870 in Knittelfeld geboren. Nach der Volksschule in Judenburg und der Bürgerschule in Graz absolvierte sie 1886 bis 1890 die k. u. k. Lehrerinnenbildungsanstalt in Graz. Nach deren Abschluss war sie zunächst als provisorische Unterlehrerin an der Volksschule in Friedau tätig. 1895 wurde sie zur definitiven Unterlehrerin an der gemischten Volksschule in Puch bei Weiz ernannt. Schon 1897 begann sie als außerordentliche Hörerin historische und philosophische Vorlesungen an der Universität Graz zu besuchen. Im Herbst 1898 maturierte sie als erste Frau am Akademischen Gymnasium (damals Erstes Staatsgymnasium) in Graz. Diesen Umstand befand man in der damaligen Grazer Presse als „bemerkenswert“¹.

Im Wintersemester 1898/99 inskribierte Puchleitner an der Universität Graz und wurde auch dort als erste reguläre Studentin immatrikuliert. Ihren Studienunterhalt verdiente sich Puchleitner in den folgenden Jahren als Privatlehrerin. Am 1. Juli 1902 wurde sie zur Doktorin der Philosophie promoviert. Somit war sie auch die erste Frau, die einen Doktorgrad an der Universität Graz erlangte. Nach der Ablegung der Lehramtsprüfung für die Fächer Geschichte und Geografie war Puchleitner bis Ende des Schuljahres 1903/04 als provisorische Lyzeallehrerin am Städtischen Mädchen-Lyzeum in Brünn (heute Brno, Tschechien) tätig. Von 1904 bis 1918 war sie Hauptlehrerin an der Landes-Lehrerinnenbildungsanstalt in Marburg an der Drau (heute Maribor, Slowenien).

¹ Grazer Tagblatt vom 6. Juli 1899.

Nach der Teilung der Steiermark und dem Verbleib Marburgs bei Jugoslawien wurde Puchleitner an die Lehrerinnenbildungsanstalt nach Graz versetzt. 1923 trat sie in den Ruhestand. Schon im Jahr davor hatte Puchleitner die Ortsgruppe Graz der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit in Österreich“ gegründet. Sie setzte sich in der Pension verstärkt für Völkerverständigung und Internationalismus ein. 1936 wurde die Grazer Ortsgruppe der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit in Österreich“ zwangsweise aufgelöst.

Noch während der Zeit des Nationalsozialismus engagierten sich Puchleitner und weitere ehemalige Mitglieder dieser Gruppe im entsprechenden Sinn, wodurch sie immer wieder Missfallen beim neuen Regime erregten.² Nach dem Zweiten Weltkrieg engagierte sich Seraphine Puchleitner im antifaschistischen „Bund demokratischer Frauen Österreichs“.³ Sie starb am 17. November 1952 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Reinholt Aigner, Seraphine Puchleitner. Der erste weibliche Student und Doktor an der Universität Graz, in: Blätter für Heimatkunde 51/1977.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

² Reinholt Aigner, Seraphine Puchleitner. Der erste weibliche Student und Doktor an der Universität Graz, in: Blätter für Heimatkunde 51/1977.

³ Neue Zeit vom 18. November 1948.

Puchsteg

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Johann Puch (geb. Janez Puh) 1862–1914

Unternehmer. Der aus dem untersteirischen Bezirk Pettau/Ptuj stammende Schlosser kam 1885 nach Graz und baute in seine „Styria“-Räder die neueste Technik ein. Mit seinem 1899 gegründeten Werk in Puntigam trieb er neben der Fahrradtechnik als Motorpionier die Motorrad- und Autoproduktion voran. „Puch“ stand jahrzehntelang für eine bekannte Motorrad- und Automarke.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Puch (Janez Puh) war ein steirischer Unternehmer und Fahrzeughersteller. Er wurde am 27. Juni 1862 in Sakušak in der Nähe von Ptuj (damals: Pettau) in eine slowenische Kleinbauernfamilie geboren. Er absolvierte eine Schlosserlehre in Ptuj und Radkersburg. Danach ging er auf Gesellenwanderung, auf der es ihn unter anderem nach Wien und nach Sachsen (Deutschland) verschlug. Den Militärdienst leistete er 1882 als Artillerie-Schlosser im Zeugdepot in Graz. Puch ließ sich in Graz nieder und arbeitete zunächst in verschiedenen Betrieben als Nähmaschinen- und Fahrradmechaniker. 1888 wurde er Werkführer der Fahrradfabrik Albl auf dem Grazer Lendplatz.

1889 erwarb Puch den Gewerbeschein als selbstständiger Kunstschlosser und machte sich selbstständig. 1890 gründete er seine erste eigene Firma – zuerst in der Arche-Noah-Gasse, dann in der Strauchergasse, später in der Karlauerstraße und schließlich in der Köstenbaumstraße. Neben dem Import englischer Fahrräder begann Puch mit der Produktion eigener Typen. Im Laufe eines knappen Jahrzehnts wurde aus seiner kleinen Betriebsstätte ein Industrieunternehmen. Unter Beteiligung der Bielefelder Maschinenfabrik entstand 1899 die Erste Steiermärkische Fahrrad Fabrik AG.

Der Sieg des deutschen Radrennfahrers Josef Fischer beim Radrennen Bordeaux-Paris mit einem Puch-Fahrrad im Jahr 1900 brachte den internationalen Durchbruch. Kurz nach der Jahrhundertwende erweiterte Puch die Produktionspalette auf Motorräder und Fahrzeugmotoren. In den folgenden Jahren erlangte die Marke Puch europaweite Bedeutung. Puchs Erfolgsrezepte waren vor allem die für seine Zeit bahnbrechende Marketingstrategie über Sportereignisse sowie ein

untrüglisches Gespür für optisch ansprechende Logos, die er selbst entwarf. Die Puchwerke entwickelten sich unter der Leitung ihres Gründers zu einem der innovativsten und erfolgreichsten Industrieunternehmen der Donaumonarchie.

1904 stellte Puch den ersten Automobil-Prototyp fertig, der zwei Jahre später in Serie ging. 1908 lief das 100.000. Fahrrad vom Band. Das Unternehmen beschäftigte 1.200 Mitarbeiter. 1905 führte Puch in seinen Fabriken den Neun-Stunden-Tag mit Samstagsperre um fünf Uhr ein. Puch war Präsident des Grazer Trabrennvereins und unterhielt einen eigenen Trabrennstall. 1912 erlitt Johann Puch bei einer Flugzeugnotlandung eine Herzattacke, zwei weitere Anfälle bei Pferderennen folgten. Danach zog er sich vom operativen Geschäft aus seiner Firma weitgehend zurück. Johann Puch erlitt im Sommer 1914 bei einem Trabrennen einen Gehirnschlag, an dessen Folgen er am 19. Juli 1914 starb. Zu diesem Zeitpunkt hatte seine Firma bereits 21 Autotypen und 11 Motorradmodelle im Programm. Puchs Herkunft aus der heute slowenischen Untersteiermark (Štajerska) hat nach der Unabhängigkeit Sloweniens gelegentlich zu Kontroversen bezüglich seiner Einstufung als „österreichischer“ oder als „slowenischer“ Fahrradpionier geführt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Pferschy, Johann Puch, ein Pionier des Fahrzeugbaues, in: Ferdinand Tremel (Hg.), Steirische Unternehmer des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Lebensbildern (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 9). Graz 1965.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Puchstraße

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Johann Puch (geb. Janez Puh) 1862–1914

Unternehmer. Der aus dem untersteirischen Bezirk Pettau/Ptuj stammende Schlosser kam 1885 nach Graz und baute in seine „Styria“-Räder die neueste Technik ein. Mit seinem 1899 gegründeten Werk in Puntigam trieb er neben der Fahrradtechnik als Motorpionier die Motorrad- und Autoproduktion voran. „Puch“ stand jahrzehntelang für eine bekannte Motorrad- und Automarke.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Puch (Janez Puh) war ein steirischer Unternehmer und Fahrzeughersteller. Er wurde am 27. Juni 1862 in Sakušak in der Nähe von Ptuj (damals: Pettau) in eine slowenische Kleinbauernfamilie geboren. Er absolvierte eine Schlosserlehre in Ptuj und Radkersburg. Danach ging er auf Gesellenwanderung, auf der es ihn unter anderem nach Wien und nach Sachsen (Deutschland) verschlug. Den Militärdienst leistete er 1882 als Artillerie-Schlosser im Zeugdepot in Graz. Puch ließ sich in Graz nieder und arbeitete zunächst in verschiedenen Betrieben als Nähmaschinen- und Fahrradmechaniker. 1888 wurde er Werkführer der Fahrradfabrik Albl auf dem Grazer Lendplatz.

1889 erwarb Puch den Gewerbeschein als selbstständiger Kunstschlosser und machte sich selbstständig. 1890 gründete er seine erste eigene Firma – zuerst in der Arche-Noah-Gasse, dann in der Strauchergasse, später in der Karlauerstraße und schließlich in der Köstenbaumstraße. Neben dem Import englischer Fahrräder begann Puch mit der Produktion eigener Typen. Im Laufe eines knappen Jahrzehnts wurde aus seiner kleinen Betriebsstätte ein Industrieunternehmen. Unter Beteiligung der Bielefelder Maschinenfabrik entstand 1899 die Erste Steiermärkische Fahrrad Fabrik AG.

Der Sieg des deutschen Radrennfahrers Josef Fischer beim Radrennen Bordeaux-Paris mit einem Puch-Fahrrad im Jahr 1900 brachte den internationalen Durchbruch. Kurz nach der Jahrhundertwende erweiterte Puch die Produktionspalette auf Motorräder und Fahrzeugmotoren. In den folgenden Jahren erlangte die Marke Puch europaweite Bedeutung. Puchs Erfolgsrezepte waren vor allem die für seine Zeit bahnbrechende Marketingstrategie über Sportereignisse sowie ein

untrüglisches Gespür für optisch ansprechende Logos, die er selbst entwarf. Die Puchwerke entwickelten sich unter der Leitung ihres Gründers zu einem der innovativsten und erfolgreichsten Industrieunternehmen der Donaumonarchie.

1904 stellte Puch den ersten Automobil-Prototyp fertig, der zwei Jahre später in Serie ging. 1908 lief das 100.000. Fahrrad vom Band. Das Unternehmen beschäftigte 1.200 Mitarbeiter. 1905 führte Puch in seinen Fabriken den Neun-Stunden-Tag mit Samstagsperre um fünf Uhr ein. Puch war Präsident des Grazer Trabrennvereins und unterhielt einen eigenen Trabrennstall. 1912 erlitt Johann Puch bei einer Flugzeugnotlandung eine Herzattacke, zwei weitere Anfälle bei Pferderennen folgten. Danach zog er sich vom operativen Geschäft aus seiner Firma weitgehend zurück. Johann Puch erlitt im Sommer 1914 bei einem Trabrennen einen Gehirnschlag, an dessen Folgen er am 19. Juli 1914 starb. Zu diesem Zeitpunkt hatte seine Firma bereits 21 Autotypen und 11 Motorradmodelle im Programm. Puchs Herkunft aus der heute slowenischen Untersteiermark (Štajerska) hat nach der Unabhängigkeit Sloweniens gelegentlich zu Kontroversen bezüglich seiner Einstufung als „österreichischer“ oder als „slowenischer“ Fahrradpionier geführt.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Pferschy, Johann Puch, ein Pionier des Fahrzeugbaues, in: Ferdinand Tremel (Hg.), Steirische Unternehmer des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Lebensbildern (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 9). Graz 1965.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Purgleitnerstraße

Datum der Benennung

24.1.1929

Text der Zusatztafel

Josef Purgleitner 1850–1916

Apotheker. Purgleitner führte nach dem Studium in seiner Geburtsstadt Graz erst die Apotheke St. Anna im Münzgraben, ab 1875 jene „Zum Goldenen Hirschen“ in der Sporgasse. Seit 1868 war er Mitglied der Turnerfeuerwehr. 1891 initiierte der spätere Hauptmann der daraus hervorgegangenen Freiwilligen Feuerwehr Graz erste geregelte Feuerwehrausbildungen der Monarchie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Purgleitner war ein Grazer Apotheker und Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr. Als Sohn des Apothekers Josef Purgleitner (Senior) am 1. Oktober 1850 in Graz geboren, trat er früh in die Fußstapfen des Vaters. Nach der Beendigung des Unterstufengymnasiums absolvierte er von 1864 bis 1867 eine pharmazeutische Lehre an der St. Johann-Spitalsapotheke in Salzburg. Nach der Abschlussprüfung kehrte er nach Graz zurück und trat 1868 in das Geschäft seines Vaters ein. Nebenbei studierte er Pharmazie an der Universität Graz. 1871 schloss er das Studium als Magister ab. Danach arbeitete Purgleitner kurze Zeit in Wiener Neustadt.

1872 übernahm er die Apotheke St. Anna im Münzgraben, die er drei Jahre später an Urban Stühlinger verkaufte. 1875 übernahm er gemeinsam mit seinem Bruder Fritz die Apotheke „Zum Goldenen Hirschen“ in der Sporgasse. Nach dem Tod des Bruders 1887 führte er die Apotheke alleine weiter und baute das Gebäude um. 1913 übergab er die Apotheke seinem langjährigen Mitarbeiter Adolf Fizia, dem Ehemann seiner Nichte.

1868 trat Purgleitner in den Allgemeinen Turnverein und in die Turnerfeuerwehr ein. Krankheitsbedingt war er ab 1885 beurlaubt. 1889 setzte ihn Bürgermeister Ferdinand Portugall wieder in den aktiven Feuerwehrdienst ein. Als die Turnerfeuerwehr 1893 in die Grazer Freiwillige Feuerwehr umgewandelt wurde, wurde Purgleitner zu deren Hauptmann gewählt. Obwohl er anfangs gegen eine Rettungsabteilung war, veranlasste er die Gründung der Ärzteabteilung im Verband der Freiwilligen Feuerwehr. 1891 hielt er in Graz eine „Exerziermeisterschule“ ab. Das war die Geburtsstunde einer geregelten Feuerwehrausbildung in Österreich.

Purgleitner führte auch Wohlfahrtseinrichtungen und eine Unfallversicherung für die Feuerwehrleute ein. Ab 1889 gehörte er der Leitung des Steiermärkischen Landes-Feuerwehrverbandes an. Purgleitner war Mitglied der akademischen Burschenschaft „Styria“. Josef Purgleitner starb am 5. Juni 1916 in Graz.¹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

k. A.

¹ Grazer Tagblatt vom 5. Juni 1916.

Puschweg

Datum der Benennung

15.12.1955

Text der Zusatztafel

Sigismund Pusch 1669–1735

Jesuit, Historiker. Der gebürtige Grazer lehrte als promovierter Philosoph und Theologe an den Jesuitenuniversitäten Wien und Graz. Pusch verfasste neben mathematischen und theologischen vor allem historische Schriften. Sein bedeutendstes Werk „Diplomataria sacra ducatus Styriae“, die älteste steirische Urkundensammlung, gab Erasmus Froelich 1756 heraus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Sigismund Pusch war ein Jesuit und Universitätsprofessor in Graz und Wien im 17./18. Jahrhundert. Er wurde am 16. August 1669 in Graz geboren. Im Alter von 17 Jahren trat er in den Jesuitenorden ein. Anschließend studierte er Philosophie und Theologie, erlangte den Dokortitel und lehrte anschließend in Wien und Graz. Zunächst unterrichtete er die Fächer Mathematik und Philosophie, später Bibel und Dogmatik. Am Ende seiner Laufbahn war er 14 Jahre lang Kanzler an der Grazer Jesuitenuniversität.

Neben seiner Lehrtätigkeit verfasste Pusch etliche theologische, mathematische und historische Schriften auf Latein.¹ Vor allem seine historischen Schriften über die Steiermark gelten als bedeutsam. Ein Teil seiner Werke wurde erst posthum durch seinen Ordensbruder Erasmus Fröhlich (auch: Froelich) herausgegeben.² Sigismund Pusch verstarb am 29. Juli 1735 in seiner Heimatstadt.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 24. Wien 1872.

¹ Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 24. Wien 1872.

² Steyermärkische Zeitschrift 2/1841.

Quringasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Theophil Quirin 1864–1942

Feuerwehrmann, Beamter. In Kirchberg am Wechsel geboren, absolvierte er die Technische Hochschule in Graz und kam 1894 zur Grazer Berufsfeuerwehr. 1901 zum Kommandanten berufen und 1918–1938 Leiter des Steirischen Landesfeuerwehrverbandes, strebte er die Vereinheitlichung der steirischen Wehren an. Ab 1927 war Quirin zudem Direktor des Grazer Stadtbauamtes.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Theophil Quirin war ein Feuerwehrmann und Beamter. Er wurde am 18. Juni 1864 in Kirchberg am Wechsel geboren. Nach der Absolvierung der Grazer Technischen Hochschule als Assistent an derselben tätig, schlug er später die Beamtenlaufbahn ein und wurde 1927 Grazer Stadtbauamtsdirektor. Seit 1894 gehörte Quirin der Grazer Berufsfeuerwehr an, wurde 1895 zum Brandinspektor gewählt und 1901 sogar mit dem Kommando der Grazer Feuerwehr betraut. Im selben Jahr wurde er in den Steirischen Landesfeuerwehrverband gewählt und machte sich bald einen Namen im technischen Ausschuss des Österreichischen Feuerwehr-Reichsverbandes.

Mit Kriegsende 1918 übernahm der leidenschaftliche Feuerwehrmann den Landesverband der steirischen Feuerwehren und führte ihn während der nächsten zwei Jahrzehnte. Dabei arbeitete er mit voller Kraft an der Vereinheitlichung des Feuerwehrwesens und war vom Gedanken beseelt, den „Einheitsfeuerwehrmann“ zu schaffen. Dieser sollte imstande sein, sofort und jederzeit in jeder beliebigen Feuerwehr jede nur denkbare Aufgabe zu erfüllen. Quirin achtete zudem auf die Herausgabe vereinheitlichter Baupläne für Feuerwehrrüsthäuser und erfand die nach ihm benannte Quirinsche Schlauchkiste. Unter seiner Leitung erreichte das steirische Feuerwehrwesen trotz massiver finanzieller Schwierigkeiten einen Höchststand.

Gleichzeitig war es seit dem Beginn der 1930er-Jahre einer steten Politisierung ausgesetzt, die ein gemeinsames, ersprießliches Arbeiten gegen Ende der 30er-Jahre beinahe unmöglich machte. Quirins Rücktritt als Landesverbandsobmann am 14. Februar 1938 hatte beinahe Symbolcharakter.

Vier Wochen danach kam es zum „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich. Quirin starb am 11. Oktober 1942 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 398.

Die Straße wurde irrtümlich als „Quringasse“ bezeichnet.

Radetzkybrücke

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

(Johann) Josef Wenzel Graf Radetzky von Radetz 1766–1858

Offizier. Der böhmischstämmige Adelige trat 1784 in die österreichische Armee ein, stieg 1805 in den Generalsrang auf und trug mit dem „Trachenberger Kriegsplan“ 1813 zum Sieg über Napoleon bei der Völkerschlacht von Leipzig bei. Radetzky, seit 1836 Feldmarschall, schlug 1848–1849 als Generalkommandant in Lombardo-Venetien die Revolution in Italien blutig nieder.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Josef Wenzel Graf Radetzky von Radetz wurde am 2. November 1766 auf Schloss Trzebnitz in Böhmen geboren. Seine Mutter starb im Kindbett, seinen Vater verlor er mit zehn Jahren. Nach dessen Tod holte ihn sein Großvater nach Prag, wo er die Volksschule und das Gymnasium besuchte. 1784 schaffte er die Aufnahme ins Kürassierregiment Caramelli. Im „Türkenkrieg“ (1787–1792) kämpfte er von 1788 bis 1790 unter Gideon Freiherr von Laudon und stieg zum ständigen Ordonnanzoffizier auf. Nach dem Frieden von Sistowa kämpfte Radetzky in den Niederlanden gegen französische Revolutionsheere, wurde dabei zwei Mal verwundet und zum Rittmeister befördert. 1796 wurde er zum Major, 1799 zum Oberstleutnant und 1805 zum Generalmajor erhoben.

Im Mai 1809 wurde er zum Feldmarschallleutnant ernannt und gleichzeitig zum Chef des General-Quartiermeisterstabes befördert. Radetzky wollte die Armee der Habsburger reformieren, die französischen Vorgaben aus dem Frieden von Znaim bzw. dem Vertrag von Schönbrunn sowie die schlechte finanzielle Lage verhinderten dieses Vorhaben allerdings weitestgehend. 1812 beteiligte sich Radetzky mit einem 30.000 Mann starken Heer am Russlandfeldzug Napoleons. Am 12. August 1813 erfolgte wiederum die Kriegserklärung der Habsburger an Napoleon. Radetzky tat sich als Generalstabschef des alliierten Oberbefehlshabers Schwarzenberg, besonders in der „Völkerschlacht“ von Leipzig, hervor. Nach dem zweiten Frieden von Paris (1815) wurde er auf relativ bedeutungslose Posten verschoben.

Mit 62 Jahren (1829) wurde er zum General der Kavallerie befördert und im selben Jahr zum Festungskommandanten von Olmütz ernannt. 1830 wurde Radetzky nach Mailand geschickt, wo er

im Dezember 1831, nach der Beförderung Frimonts zum Hofkriegspräsidenten, zum Kommandanten der 2. k. u. k. Armee ernannt wurde. 1836 wurde Radetzky zum Feldmarschall befördert. Die Revolution 1848 griff im März auf die italienischen Gebiete Österreichs über und zusätzlich erklärte das Königreich Piemont-Sardinien der Habsburgermonarchie den Krieg. Radetzky musste Mailand schließlich aufgeben und zog sich in das sogenannte Festungsviereck (Mantua-Verona-Peschiera-Legnano) zurück. Hier führte Radetzky schließlich am 25. Juli die Entscheidungsschlacht von Custoza und Volta herbei und konnte im August wieder in Mailand einziehen. Er akzeptierte den angebotenen Waffenstillstand von König Carlo Alberto von Piemont-Sardinien, musste ihn allerdings, nach dessen Friedensbruch, im März 1849 neuerlich besiegen. Radetzky trat 1857 von seinen Ämtern in Italien zurück.

Radetzky's Lebenserinnerungen und militärische Schriften scheinen Großteils vergessen zu sein. Das von ihm eingeführte „Du-Wort“ blieb bis zum Ende der Habsburgermonarchie kennzeichnend für das österreichische Offizierskorps. Seine Rolle in Mailand wird mittlerweile auch von der italienischen Bevölkerung positiver gesehen. Radetzky erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter u. a. das Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens (1848), den Orden vom Goldenen Vlies (1849), weiters wurde er russischer Feldmarschall und Ehrenbürger der Stadt Wien (1849), ebenfalls 1849 erhielt er die Ehrenbürgerschaft der Stadt Graz.¹ Josef Wenzel Graf Radetzky verstarb am 5. Jänner 1858 nach einem Unfall in Mailand.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Helmut Neuhold, Österreichs Kriegshelden. Landsknechte, Haudegen, Feldherren. Graz 2012.

Manfried Rauchensteiner, Radetzky, Josef Wenzel Graf, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 87–88. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd118597647.html#ndbcontent>

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 8. September 1891, S. 5.

Radetzkystraße

Datum der Benennung

um 1850

Text der Zusatztafel

(Johann) Josef Wenzel Graf Radetzky von Radetz 1766–1858

Offizier. Der böhmischstämmige Adelige trat 1784 in die österreichische Armee ein, stieg 1805 in den Generalsrang auf und trug mit dem „Trachenberger Kriegsplan“ 1813 zum Sieg über Napoleon bei der Völkerschlacht von Leipzig bei. Radetzky, seit 1836 Feldmarschall, schlug 1848–1849 als Generalkommandant in Lombardo-Venetien die Revolution in Italien blutig nieder.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Josef Wenzel Graf Radetzky von Radetz wurde am 2. November 1766 auf Schloss Trzebnitz in Böhmen geboren. Seine Mutter starb im Kindbett, seinen Vater verlor er mit zehn Jahren. Nach dessen Tod holte ihn sein Großvater nach Prag, wo er die Volksschule und das Gymnasium besuchte. 1784 schaffte er die Aufnahme ins Kürassierregiment Caramelli. Im „Türkenkrieg“ (1787–1792) kämpfte er von 1788 bis 1790 unter Gideon Freiherr von Laudon und stieg zum ständigen Ordonnanzoffizier auf. Nach dem Frieden von Sistowa kämpfte Radetzky in den Niederlanden gegen französische Revolutionsheere, wurde dabei zwei Mal verwundet und zum Rittmeister befördert. 1796 wurde er zum Major, 1799 zum Oberstleutnant und 1805 zum Generalmajor erhoben.

Im Mai 1809 wurde er zum Feldmarschallleutnant ernannt und gleichzeitig zum Chef des General-Quartiermeisterstabes befördert. Radetzky wollte die Armee der Habsburger reformieren, die französischen Vorgaben aus dem Frieden von Znaim bzw. dem Vertrag von Schönbrunn sowie die schlechte finanzielle Lage verhinderten dieses Vorhaben allerdings weitestgehend. 1812 beteiligte sich Radetzky mit einem 30.000 Mann starken Heer am Russlandfeldzug Napoleons. Am 12. August 1813 erfolgte wiederum die Kriegserklärung der Habsburger an Napoleon. Radetzky tat sich als Generalstabschef des alliierten Oberbefehlshabers Schwarzenberg, besonders in der „Völkerschlacht“ von Leipzig, hervor. Nach dem zweiten Frieden von Paris (1815) wurde er auf relativ bedeutungslose Posten verschoben.

Mit 62 Jahren (1829) wurde er zum General der Kavallerie befördert und im selben Jahr zum Festungskommandanten von Olmütz ernannt. 1830 wurde Radetzky nach Mailand geschickt, wo er

im Dezember 1831, nach der Beförderung Frimonts zum Hofkriegspräsidenten, zum Kommandanten der 2. k. u. k. Armee ernannt wurde. 1836 wurde Radetzky zum Feldmarschall befördert. Die Revolution 1848 griff im März auf die italienischen Gebiete Österreichs über und zusätzlich erklärte das Königreich Piemont-Sardinien der Habsburgermonarchie den Krieg. Radetzky musste Mailand schließlich aufgeben und zog sich in das sogenannte Festungsviereck (Mantua-Verona-Peschiera-Legnano) zurück. Hier führte Radetzky schließlich am 25. Juli die Entscheidungsschlacht von Custoza und Volta herbei und konnte im August wieder in Mailand einziehen. Er akzeptierte den angebotenen Waffenstillstand von König Carlo Alberto von Piemont-Sardinien, musste ihn allerdings, nach dessen Friedensbruch, im März 1849 neuerlich besiegen. Radetzky trat 1857 von seinen Ämtern in Italien zurück.

Radetzky's Lebenserinnerungen und militärische Schriften scheinen Großteils vergessen zu sein. Das von ihm eingeführte „Du-Wort“ blieb bis zum Ende der Habsburgermonarchie kennzeichnend für das österreichische Offizierskorps. Seine Rolle in Mailand wird mittlerweile auch von der italienischen Bevölkerung positiver gesehen. Radetzky erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter u. a. das Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens (1848), den Orden vom Goldenen Vlies (1849), weiters wurde er russischer Feldmarschall und Ehrenbürger der Stadt Wien (1849), ebenfalls 1849 erhielt er die Ehrenbürgerschaft der Stadt Graz.¹ Josef Wenzel Graf Radetzky verstarb am 5. Jänner 1858 nach einem Unfall in Mailand.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Helmut Neuhold, Österreichs Kriegshelden. Landsknechte, Haudegen, Feldherren. Graz 2012.

Manfried Rauchensteiner, Radetzky, Josef Wenzel Graf, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 87–88. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd118597647.html#ndbcontent>

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 8. September 1891, S. 5.

Raffaltweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Ignaz Raffalt 1800–1857

Johann Gualbert Raffalt 1836–1865

Maler. Vater und Sohn absolvierten die Wiener Akademie der bildenden Künste. Der spätberufene, in Weißkirchen geborene Ignaz Raffalt schuf Landschaften, Stillleben und als Protegé Erzherzog Johanns Genrebilder. Johann Raffalt, in Murau geboren, war mit ungarischen Motiven als „Pusztamaler“ bekannt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ignaz Raffalt war ein österreichischer Landschaftsmaler des 19. Jahrhunderts. Als uneheliches Kind der Maria Gröbner wurde er am 21. Juli 1800 im obersteirischen Weißkirchen geboren. Durch die Heirat der Mutter mit dem Murauer Gastwirt Lorenz Raffalt zwei Jahre später wurde seine ledige Abkunft legitimiert. Schon als Kind beschäftigte er sich neben der Arbeit im heimatlichen Gasthof mit Zeichnen und Malen. Lorenz Raffalt hatte für seinen Ziehsohn die kaufmännische Laufbahn vorgesehen, Ignaz ging stattdessen als 20-Jähriger nach Wien und studierte dort an der Akademie der bildenden Künste. Den Studienunterhalt verdiente er sich als Porträtmaler.

Nach dem Studium kehrte er in die Steiermark zurück und arbeitete in der elterlichen Gastwirtschaft. Er unternahm etliche Wanderreisen durch die Steiermark und Kärnten. 1833 übernahm er das Gasthaus des verstorbenen Ziehvaters. In seiner künstlerischen Arbeit widmete er sich damals vorwiegend Porträts und Genrebildern. Er lernte Erzherzog Johann kennen und war mit ihm in der Folge auch befreundet.¹

Seine erste Ausstellung mit den in Murau entstandenen Gemälden wurde 1837 in Graz gezeigt, wohin Raffalt auch übersiedelte. 1840 zog er nach Wien, wo er sich hauptsächlich als

¹ Raffalt, Ignaz, in: Josef Wastler, Steirisches Künstler-Lexikon. Graz 1883.

Landschaftsmaler etablierte.² Besonders viele seiner zumeist kleinformatigen Bilder entstanden in den Flusslandschaften von Donau, March und Waag.

Bei einer Malexkursion in den Wienerwald erlag Ignaz Raffalt am 6. Juli 1857 in der Nähe von Hainbach einem Schlaganfall. Er wurde auf dem Friedhof von Mariabrunn bestattet. Zwei seiner Söhne, Johann Gualbert und Joseph, widmeten sich ebenfalls der Malerei, waren aber nicht so erfolgreich wie ihr Vater.³

Johann Gualbert Raffalt war ein österreichischer Maler des 19. Jahrhunderts. Er wurde als Sohn des Malers Ignaz Raffalt am 9. Juli 1836 in Murau geboren. Die Eltern betrieben dort am „Oberen Markt“ eine Gastwirtschaft. Als Johann Gualbert vier Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Wien. Seinen ersten Zeichenunterricht erhielt er vom Vater. Nach der Schule studierte er von 1850 bis 1855 an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Für seine Porträtmalerei erhielt er während des Studiums eine Auszeichnung, die ihm die Befreiung vom Militärdienst ermöglichte.⁴

Nach dem Studium nahm ihn sein Künstlerkollege, der Maler August von Pettenkofen, in die Künstlerkolonie in Szolnok (Ungarn) mit. Pettenkofens Stil beeinflusste Raffalt in der Folge maßgeblich. Nach Ungarn, das Raffalt im Rahmen von Kunstaustausflügen oftmals bereiste, unternahm er 1861 eine Studienreise nach Paris, 1863 weitere Reisen nach Dalmatien und Montenegro. Seine oft strapaziösen Exkursionen beeinträchtigten Raffalts Gesundheit. Er starb auf einer Italienreise, die er wenige Monate zuvor begonnen hatte, am 16. August 1865 in Rom. Johann Gualbert Raffalt wurde 29 Jahre alt. Er wurde auf dem „Deutschen Friedhof“ in Rom begraben.

Trotz seiner kurzen Lebensspanne hinterließ er einen reichhaltigen Nachlass. Wegen seiner Vorliebe für ungarische Motive galt er schon zu Lebzeiten als „Pusztamaler“. Innerhalb der österreichischen Malerei wird er mitunter als Vorläufer des Impressionismus angesehen.⁵ 1965 fand in Graz eine Ausstellung zu seinen Ehren statt.

Von Johann Gualberts Bruder Joseph Raffalt, der ebenfalls Maler war, ist lediglich bekannt, dass er 1866 ein Landschaftsbild in Öl im österreichischen Kunstverein ausstellte. Belegt ist auch seine Beteiligung an einer Kunstaussstellung in der Galerie des Wiener Kunstsammlers und Mäzens Rudolf

² G. Gsodam, Raffalt, Ignaz (1800–1857), in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Lfg. 40. Wien 1983.

³ Sissy Gierke, Ignaz Raffalt – Ein steirischer Maler des Biedermeier. Diss. Innsbruck 1964.

⁴ Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 24. Wien 1872.

⁵ G. Gsodam, Raffalt, Johann Gualbert (1836–1865), Maler, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Lfg. 40. Wien 1983.

von Arthaber im Jahr 1868.⁶ In der Widmung der Grazer Straßenbezeichnung werden nur Ignaz und Johann Gualbert Raffalt genannt.⁷

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Sissy Gierke, Ignaz Raffalt – Ein steirischer Maler des Biedermeier. Diss. Innsbruck 1964.
- G. Gsodam, Raffalt, Ignaz (1800–1857), Maler und Radierer, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Lfg. 40. Wien 1983.
- G. Gsodam, Raffalt, Johann Gualbert (1836–1865), Maler, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Lfg. 40. Wien 1983.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Raffalt, Ignaz, in: Josef Wastler, Steirisches Künstler-Lexikon. Graz 1883.
- Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 24. Wien 1872.

⁶ Die Debatte vom 4. April 1868.

⁷ AB Nr. 7, 1948.

Raiffeisenstraße

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Friedrich Wilhelm Heinrich Raiffeisen 1818–1888

Sozialreformer. Raiffeisen war in seiner strukturschwachen Heimat im Westerwald als Bürgermeister in der Kommunalverwaltung tätig. Sein 1847 gegründeter „Brodverein“ sowie regionale Darlehenskassen zur Unterstützung mittelloser Bauern bildeten die Grundlage für landwirtschaftliche Genossenschaftskassen, die ab 1886 auch in Österreich-Ungarn Verbreitung fanden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Wilhelm Raiffeisen war der Begründer der landwirtschaftlichen Genossenschaftskassen. Er wurde am 30. März 1818 in Hamm geboren. Da ihm die Familie keine höhere Schulbildung ermöglichen konnte, trat er, nach dem Besuch der Volksschule und Unterricht beim örtlichen Pfarrer, 1835 in die 7. Artilleriebrigade in Köln ein, wo er die Unteroffiziersausbildung absolvierte. 1840 legte er die Prüfung zum Oberfeuerwerker ab und wurde Inspekteur bei der Sayner Hütte. 1843 schied Raiffeisen wegen eines Augenleidens aus dem Militärdienst aus. Anschließend erhielt er Anstellungen bei der Regierung in Koblenz, als Kreissekretär in Mayen und 1845 als Bürgermeister in Weyerbusch. 1848 kam er nach Flammersfeld und 1852 nach Heddesdorf bei Neuwied, ehe er aufgrund seines Augenleidens 1865 in den Ruhestand versetzt wurde.

Während der Hungersnot 1846/47 gründete er in Weyerbusch zusammen mit wohlhabenden Bürgern einen Konsumverein, den „Weyerbuscher Brodverein“, der preiswert Lebensmittel an die Armen verkaufte und später Saatgut auf Kredit vermittelte. 1849 rief Raiffeisen in Flammersfeld einen Darlehensverein ins Leben, dessen vermögende Mitglieder bei Krediten als Bürgen für die ärmeren Bevölkerungsschichten auftraten. 1852 gründete er den „Heddesdorfer Wohlthätigkeits-Verein“. Standen zuerst wohltätige Zwecke im Vordergrund, wurde der Verein 1862 nach der Gründung des „Darlehenskassen-Vereins“ in Anhausen bei Neuwied in eine Selbsthilfeorganisation umgestaltet.

Zusätzlich entwickelte Raiffeisen Ideen, wie sich die Vereine gegenseitig helfen können, wenn manche zu hohe Einlagen und andere einen zu hohen Kreditbedarf hatten. Daraus entstanden 1872

die Geldausgleichsstelle der rheinischen landwirtschaftlichen Genossenschaftsbank und 1874 die „Deutsche landwirtschaftliche Centralbank“. Die von Raiffeisen gegründeten Genossenschaften waren keine Genossenschaften im heutigen Sinn, sondern entstanden eher aus karitativen Gründen, um ohne jedes Gewinnstreben Bedürftigen zu helfen. Kennzeichnend war die praktizierte christliche Nächstenliebe, bei der Wohlhabendere Notleidenden uneigennützig Hilfe leisteten. Friedrich Wilhelm Raiffeisen starb am 11. März 1888 in Neuwied.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Werner Schubert, 100 Jahre Genossenschaftsgesetz. Quellen zur Entstehung und jetziger Stand. Tübingen 1989.

Ulrich S. Soenius, Raiffeisen, Friedrich Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 115f. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd118597884.html#ndbcontent>

Jürgen Wiehr – Silke Bonse – Ulrich Gross, Friedrich Wilhelm Raiffeisen, in: Angelika Humann (Hg.), Menschen, die die Welt bewegten. Norderstedt 2012, S. 113–158.

Raimundgasse

Datum der Benennung

um 1894

Text der Zusatztafel

Ferdinand Jakob Raimann (Raimund) 1790–1836

Schauspieler, Schriftsteller. Der gebürtige Wiener begann nach einer Zuckerbäckerlehre ab 1814 seine Theaterkarriere, wirkte am Leopoldstädter Theater 1817–1830 und stieg zum Spielleiter und Direktor auf. Raimunds Bühnenwerke, die Barocktradition, Zauberpossen und Märchen zu allegorisch-moralischen Volkskomödien vereinen, prägten das Alt-Wiener Volkstheater.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Raimund war ein österreichischer Schauspieler und Schriftsteller. Er wurde am 1. Juni 1790 in Pottenstein geboren. Nach dem Besuch der Normalschule in St. Anna wurde er Zuckerbäckerlehrling und kam als Verkäufer von Erfrischungen und Süßigkeiten ans Wiener Hofburgtheater. 1808 schloss er sich einer kleinen Theatertruppe an, die ihn u. a. nach Ödenburg und Raab brachte. 1814 kam er an das Theater in der Josefstadt, wo er als Franz Moor in Schillers „Räubern“ debütierte. Nach diesem Auftritt schrieb J. A. Gleich mit der Figur des Geigers Kratzerl in der Posse „Die Musikanten am Hohen Markt“ Raimunds Glanzrolle, die seinen Ruhm begründete.¹

Ab 1817 war Raimund Mitglied des Ensembles des Theaters in der Leopoldstadt. Anfänglich verfasste er einzelne Szenen und Einlagen, ehe er ab 1823 mit dem Schreiben ganzer Stücke begann. Ab 1821 war er als Regisseur am Theater tätig, 1828 wurde er sogar dessen Direktor. 1830 verließ er das Theater, hatte aber weiterhin zahlreiche Gastspiele in München, Hamburg, Prag, Berlin und London. 1834 erwarb er einen Landsitz in Gutenstein. Aus Angst vor der Tollwut nach einem Hundebiss nahm sich Ferdinand Raimund am 5. September 1836 das Leben.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. W. Schmidt-Dengler, Raimund (Raimann) Ferdinand, Schriftsteller und Schauspieler, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Lfg. 40. Wien 1983, S. 394f., hier S. 394.

Literatur

Barbara Boisits, Raimund (eig. Raimann), Ferdinand Jakob, in: Österreichisches Musiklexikon, Online-Version. Online verfügbar unter:

http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_R/Raimund_Ferdinand.xml?frames=yes

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

W. Schmidt-Dengler, Raimund (Raimann) Ferdinand, Schriftsteller und Schauspieler, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 8. Lfg. 40. Wien 1983, S. 394f.

Rechbauerstraße

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Karl Rechbauer 1815–1889

Politiker. Der 1839 in seiner Geburtsstadt Graz promovierte Jurist war Finanzbeamter und ab 1845 Rechtsanwalt. Als freisinniger Politiker im Grazer Gemeinderat, Landtag und Reichsrat stand er liberalen Splitterparteien vor und war 1873–1879 Präsident des ersten direkt gewählten Abgeordnetenhauses. Rechbauer erhielt schon zu Lebzeiten die Grazer Ehrenbürgerschaft.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Rechbauer war ein Grazer Politiker und Jurist. Er wurde am 6. Jänner 1815 in Graz geboren, wo er nach der schulischen Ausbildung von 1833 bis 1839 an der Universität Graz Jus studierte. Nach seiner Promotion 1839 arbeitete er bei der Finanzprokurator, ehe er ab 1845 als Rechtsanwalt in Graz tätig war. 1848 wurde er von der Universität in den provisorischen Landtag der Steiermark entsandt, zusätzlich war er von 1850 bis 1852 Gemeinderat in Graz. Während der neoabsolutistischen Ära enthielt er sich jeder öffentlichen politischen Tätigkeit.

1859 wurde Rechbauer neuerlich Gemeinderat und war im Zuge dessen an der Ausarbeitung eines neuen Gemeindestatuts beteiligt. Im selben Jahr wurde er Hof- und Gerichtsadvokat in Graz und von 1861 bis 1885 Landtags- und Reichstagsabgeordneter, weiters war er von 1873 bis 1879 Präsident des Abgeordnetenhauses. Rechbauer trat für eine freisinnige Regelung der Nationalitätenfrage unter Sicherung der Eigenart jedes Volkes bei gleichzeitiger Wahrung des historisch begründeten Vorrangs des deutschen Elementes ein.¹

Nach 1861 entwickelte er sich als Landtags- und Reichstagsabgeordneter zum wichtigsten Sprecher der Autonomisten im Abgeordnetenhaus. 1867 und 1869 war er federführend bei der Gründung der Fraktion der Linken beteiligt. Höbelt bezeichnet ihn als „wichtigste[n] Vertreter der radikalliberalen d[eu]t[sch]. nationalen Bewegung in der Habsburgermonarchie in der Generation zwischen 1848 und

¹ Vgl. Helmut Melzer-Andelberg, Rechbauer Karl, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 41. Wien 1984, S. 3f.

der antisemitischen und irredentistischen Wende, wie sie seit den 80er Jahren mit Georg v. Schönerer an Boden gewann.“² Er wurde am 26. März 1867 zum Ehrenbürger der Stadt Graz ernannt.³ Karl Rechbauer verstarb am 4. Jänner 1889 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Lothar Höbelt, Rechbauer, Karl, Politiker, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 228.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Helmut Melzer-Andelberg, Rechbauer Karl, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 41. Wien 1984, S. 3f.

² Lothar Höbelt, Rechbauer, Karl, Politiker, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 228.

³ Vgl. Grazer Tagblatt vom 10. September 1891, S. 5.

Reininghauspark

Datum der Benennung

16.11.2017

Text der Zusatztafel

Johann Peter (Edler von) Reininghaus 1818–1901

Therese (Edle von) Reininghaus 1832–1926

Industrielle. Johann Peter Reininghaus baute ab 1853 gemeinsam mit seinem Bruder Julius eine Brauerei auf dem Steinfeld zum Großbetrieb aus. Das Ehepaar engagierte sich vielfach wohlätig, unter anderem beim Bau der Grazer Schloßbergbahn. Nach dem Tod ihres Mannes übernahm Therese die Brauerei.

EKSN / Andreas Stangl

Biografie

Johann Peter (von) Reininghaus war ein österreichischer Industrieller und Brauereibesitzer. Er wurde am 2. Oktober 1818 als Sohn des Hammerherrn Johann Diederich Wilhelm Reininghaus in der Nähe von Kierspe (Westfalen/Deutschland) geboren. Er besuchte die Gewerbeschule in Hagen und arbeitete danach bei einem Grobschmied. Gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Julius ging er nach Berlin, wo er an der Technischen Hochschule mithilfe eines Stipendiums von 1838 bis 1841 Chemie studierte. Danach arbeitete er als Teilhaber und Firmenchef in der Chemikalienfabrik Nikscha in Breslau (heute Wrocław, Polen). 1848 wanderte er nach Österreich aus, wo unterdessen sein Bruder Julius als Gastechner in der Brauerei des Wiener Industriellen Adolf Ignaz Mautner (1872 nobilitiert als von Markhof) arbeitete.

Therese von Reininghaus wurde am 4. Mai 1832 im nordböhmischen Smirschitz (heute Smiřice, Tschechien) als Therese Friederica Mautner geboren.¹ Ihr Vater war der Arbeitgeber von Julius Reininghaus. Am 27. Juni 1850 heiratete sie Johann Peter Reininghaus. Sechs Jahre später ehelichte Julius eine weitere Tochter Mautners, Emilie.

1853 erwarben Johann Peter und Julius Reininghaus die Brauerei von Karl und Johanna Königshofer auf dem Steinfeld bei Graz. 1854 erhielt Peter die österreichische Staatsbürgerschaft und die Konzession zur Erzeugung von „Spiritus, Likör, Essig und Presshefe“. Die Brüder Reininghaus stellten

¹ <https://www.dynastiemautnermarkhof.com/de/adolf-ignaz-ritter-mautner-von-markhof/therese-edle-von-reininghaus/>

als Erste in der Steiermark sukzessive die gesamte Erzeugung auf Dampfbetrieb um.² Nach dem Tod von Julius Reininghaus im Jahr 1862 übernahm Johann Peter die Fabrik allein und baute sie zu einem Großunternehmen aus, das seine Produkte bis in den Orient exportierte. 1883 wurde er aufgrund seiner Verdienste um die österreichische Industrie von Kaiser Franz Joseph I. in den Adelsstand erhoben. Der Kaiser hatte kurz davor die Brauerei in Graz besucht.

Johann Peter Reininghaus beteiligte sich 1887 gemeinsam mit seiner Frau an der Gründung der Grazer Tramwaygesellschaft sowie an der Grazer Schloßbergbahn, 1898 an der Errichtung des Lebringer Elektrizitätswerkes. Auch einige Erneuerungen in der Brauindustrie gehen auf ihn zurück.³ Die Eheleute Reininghaus traten verschiedentlich als Wohltäter auf. So gründete Johann Peter Reininghaus eine nach ihm benannte Stiftung für Arbeiterwaisenkinder, die auch nach seinem Tod Bestand hatte.⁴ Das Ehepaar förderte weiters Künstler und Wissenschaftler, darunter den Schriftsteller Peter Rosegger oder den Meteorologen und Seismologen Rudolf Falb.

Johann Peter Reininghaus starb am 7. Mai 1901 in Graz. Als Alleinerbin eingesetzt, musste Therese Reininghaus die Brauerei nach dem Tod ihres Mannes übernehmen. Der ursprünglich als Erbe vorgesehene Sohn Gustav war davor 32-jährig verstorben. Obwohl Therese Reininghaus zu keinem Zeitpunkt operativ am Betriebsgeschehen teilnahm, sicherte sie durch die rasche Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft und die Wahl geeigneter Personen für die Unternehmensführung das Bestehen der Brauerei.

Therese blieb auch nach dem Tod ihres Mannes sozial engagiert. Sie gründete in Graz eine Stiftung für Witwen und Waisen. Überdies setzte sie sich für Mädchenschulen sowie für die Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium ein. Sie wohnte in Thal bei Graz, wo sie gemeinsam mit ihrem Mann das Schloss Hardt erworben und renovieren lassen hatte. Therese Reininghaus starb hochbetagt am 20. März 1926 in Graz.⁵ Damals lebten nur noch fünf der insgesamt zehn gemeinsamen Kinder mit Johann Peter Reininghaus. Außerdem hinterließ sie zahlreiche Enkel und Urenkel.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

² Grazer Volksblatt vom 8. Mai 1901.

³ P. W. Roth, Reininghaus, Johann Peter von (1818–1901), Fabrikant, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 41. Wien 1984.

⁴ Grazer Volksblatt vom 25. August 1900.

⁵ Grazer Volksblatt vom 21. März 1926.

Gerhard Kurzmann – Wiltraud Resch, Denkmäler und Schicksale. Der St. Peter Stadtfriedhof in Graz.
Graz 2002.

P. W. Roth, Reininghaus, Johann Peter von (1818–1901), Fabrikant, in: Österreichisches
Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 41. Wien 1984.

<https://www.dynastiemautnermarkhof.com/de/adolf-ignaz-ritter-mautner-von-markhof/therese-edle-von-reininghaus/>

Reininghausstraße

Datum der Benennung

um 1900 (lt. SVA)

Text der Zusatztafel

Johann Peter (Edler von) Reininghaus 1818–1901

Industrieller. Der gebürtige Westfale studierte in Berlin Chemie, war Unternehmer und kam 1848 nach Wien. In Graz baute er ab 1853 mit seinem Bruder die nunmehrige Reininghaus Brauerei auf dem Steinfeld zum Großbetrieb aus. Als Großindustrieller und Wohltäter förderte Reininghaus, so bei der Gründung der Tramwaygesellschaft 1887, fortan die Entwicklung von Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Peter von Reininghaus war ein österreichischer Industrieller und Brauereibesitzer. Er wurde am 2. Oktober 1818 als Sohn des Hammerherrn Johann Diederich Wilhelm Reininghaus in der Nähe von Kierspe (Westfalen/Deutschland) geboren. Er besuchte die Gewerbeschule in Hagen und arbeitete danach bei einem Grobschmied. Gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Julius ging er nach Berlin, wo er an der Technischen Hochschule mithilfe eines Stipendiums von 1838 bis 1841 Chemie studierte. Danach arbeitete er als Teilhaber und Firmenchef in der Chemikalienfabrik Nikscha in Breslau (heute Wrocław, Polen). 1848 wanderte er nach Österreich aus, wo unterdessen sein Bruder Julius als Gastechner in der Brauerei des Wiener Industriellen Adolf Ignaz Mautner (1872 nobilitiert als von Markhof) arbeitete. 1850 heiratete Johann Peter Reininghaus die älteste Tochter Mautners, Therese. Sechs Jahre später heiratete Julius Reininghaus eine weitere Tochter Mautners.

1853 erwarben Johann und Julius die Brauerei von Karl und Johanna Königshofer auf dem Steinfeld bei Graz. 1854 erhielt Johann die österreichische Staatsbürgerschaft und die Konzession zur Erzeugung von „Spiritus, Likör, Essig und Presshefe“. Die Brüder Reininghaus stellten als Erste in der Steiermark sukzessive die gesamte Erzeugung auf Dampfbetrieb um.¹ Nach dem Tod von Julius Reininghaus im Jahr 1862 übernahm Johann die Fabrik alleine und baute sie zu einem Großunternehmen aus, das seine Produkte bis in den Orient exportierte. 1883 wurde Johann aufgrund seiner Verdienste um die österreichische Industrie von Kaiser Franz Joseph I. in den Adelsstand erhoben. Der Kaiser hatte kurz davor die Brauerei in Graz besucht.

¹ Grazer Volksblatt vom 8. Mai 1901.

Reininghaus beteiligte sich 1887 an der Gründung der Grazer Tramwaygesellschaft und der Grazer Schloßbergbahn sowie 1898 an der Errichtung des Lebringer Elektrizitätswerkes. Auch einige Erneuerungen in der Brauindustrie gehen auf Johann Reininghaus zurück.² Johann und Therese Reininghaus traten verschiedentlich als Wohltäter auf.³ So gründete Johann Reininghaus etwa eine nach ihm benannte Stiftung für Arbeiterwaisen Kinder, die auch nach seinem Tod Bestand hatte.⁴ Reininghaus fördert auch begabte Künstler und Wissenschaftler wie den Schriftsteller Peter Rosegger oder den Meteorologen und Seismologen Rudolf Falb. Johann Peter Reininghaus starb am 7. Mai 1901 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Wiltraud Resch, Denkmäler und Schicksale. Der St. Peter Stadtfriedhof in Graz. Graz 2002.

P. W. Roth, Reininghaus, Johann Peter von (1818–1901), Fabrikant, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 41. Wien 1984.

² P. W. Roth, Reininghaus, Johann Peter von (1818–1901), Fabrikant, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 41. Wien 1984.

³ Gerhard Kurzmann – Wiltraud Resch, Denkmäler und Schicksale. Der St. Peter Stadtfriedhof in Graz. Graz 2002.

⁴ Grazer Volksblatt vom 25. August 1900.

Reinitzerweg

Datum der Benennung

30.11.1989

Text der Zusatztafel

Friedrich Richard Kornelius Reinitzer 1857–1927

Chemiker, Botaniker. Der gebürtige Prager Reinitzer habilitierte sich 1883 an der Prager Technischen Hochschule. Sein größtes wissenschaftliches Verdienst war 1888 die Entdeckung der Flüssigkristalle. Ab 1895 lehrte und forschte Reinitzer an der Technischen Hochschule Graz. 1925 war er Gründungsmitglied der Grazer Ortsgruppe der Rassenhygienischen Gesellschaft.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Reinitzer war Chemiker und Botaniker und gilt als Entdecker der Flüssigkristalle. Er wurde am 27. Februar 1857 in Prag als Sohn eines Weinbauers geboren und studierte von 1874 bis 1877 an der Technischen Hochschule in Prag. Von 1877 bis 1880 war er Assistent der Lehrkanzel für Chemie an der Deutschen Technischen Hochschule in Prag. 1883 legte Reinitzer die Lehrbefähigungsprüfung aus Chemie und Naturgeschichte für Oberrealschulen ab und absolvierte 1883/84 sein Probejahr. Ebenfalls 1883 wurde er Privatdozent für technische Mikroskopie und Warenkunde an der Deutschen Technischen Hochschule in Prag, 1885 supplierte er die Lehrkanzel für Botanik und Rohwarenkunde, 1888 wurde er außerordentlicher Professor der Botanik, Warenkunde und technischen Mikroskopie ebenda. In den 1880er-Jahren gelangen Reinitzer einige Entdeckungen, die ihn als „Vater der Flüssigkristalle“ bekannt machen sollten. Seine Schlüsselarbeit, die „Beiträge zur Kenntnis des Cholesterins“, erschien 1888, also in seiner Prager Zeit. Erst 1895 wechselte Reinitzer an die Technische Hochschule in Graz, wo er 1902 zum Ordinarius für Botanik, organische Rohstofflehre und technische Mikroskopie berufen wurde. Reinitzer war 1925 Gründungsmitglied der Gesellschaft für Rassenhygiene Ortsgruppe Graz und bis zu seinem Tod der zweite Vorsitzende dieser Gesellschaft.¹ Friedrich Reinitzer starb am 16. Februar 1927 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Klaus Hödl, Die Konturen der „Grazer Rassenhygiene“, in: Wolfgang Freidl – Werner Sauer (Hg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark. Wien 2004, S. 139–176, hier S. 148–150.

Literatur

Klaus Hödl, Die Konturen der „Grazer Rassenhygiene“, in: Wolfgang Freidl – Werner Sauer (Hg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark. Wien 2004, S. 139–176.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Peter Laggner, Friedrich Reinitzer (1857–1927): vom Entdecker der Flüssigkristalle zum Kämpfer gegen den „Cognac-Wahn“, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 319–326.

K. Mecenovic, Reinitzer, Friedrich Richard Kornelius (1857–1927), Botaniker und Chemiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. IX. Wien – Graz 1984, S. 51.

Rembrandtgasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Rembrandt Hermeszoon van Rijn 1606–1669

Maler. Das Hauptwerk des in seiner Geburtsstadt Leiden ausgebildeten niederländischen Barockmalermeisters ist ab 1631 mit Amsterdam verknüpft. Rembrandt prägte die Porträtmalerei und Lichttechnik des Helldunkels und schuf meisterhafte biblische Szenen und Motive des Bürgertums. Zudem trat der schon zu Lebzeiten gefeierte Künstler als Zeichner und Radierer hervor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rembrandt war ein niederländischer Maler des 17. Jahrhunderts. Vor allem seine Porträts und Historienmalereien zählen zu den bedeutendsten Gemälden des Barock. Rembrandt Hermeszoon (Harmenszoon) van Rijn wurde am 15. Juli 1606 als zweitjüngstes Kind des Müllers Harmen van Rijn und dessen Ehefrau, der Bäckertochter Neeltgen van Zuidbroeck, in Leiden geboren. Zwischen 1613 und 1620 besuchte er als einziges der neun Kinder der Familie die Grund- und Lateinschule in Leiden. 1620 begann er an der philosophischen Fakultät der Universität Leiden zu studieren, brach dieses Studium aber nach kurzer Zeit wieder ab. Stattdessen nahm er Mal- und Zeichenunterricht, zuerst in Leiden und später in Amsterdam.

1625 gründete Rembrandt zusammen mit seinem Freund und Malerkollegen Jan Lievens eine eigene Kunstwerkstatt in Leiden. Nachdem er einige Aufträge erhalten hatte, zog Rembrandt 1631 nach Amsterdam, wo er als Porträtmaler in der Oberschicht erfolgreich war. Im Jahr 1634 heiratete Rembrandt Saskia, die Nichte seines Kunsthändlers Hendrick van Uylenburgh. 1636 zog das Ehepaar zunächst in die Nieuwe Doelenstraat, wo Rembrandt einen Kunsthandel aufmachte. Drei Jahre später kaufte sich Rembrandt mithilfe eines Kredits ein Haus in der Breestraat. 1638 verklagte Rembrandt Verwandte seiner Frau in einem Beleidigungsprozess, weil diese ihr Verschwendung vorgeworfen hatten. Nachdem die ersten drei Kinder Rembrandts und Saskias jeweils bald nach der Geburt gestorben waren, kam 1641 Sohn Titus auf die Welt. Die Mutter verstarb hingegen zwei Jahre später. Rembrandts künstlerische Produktivität ließ daraufhin nach. Er kümmerte sich zunächst alleine um seinen Sohn.

Als Hilfe stellte er die Haushälterin Geertje Dircx ein und lebte zeitweise mit ihr in Lebensgemeinschaft. Als Dircx erkrankte, übernahm ihren Platz die wesentlich jüngere Hendrickje Stoffels. Dircx verklagte ihn wegen eines angeblich gegebenen Eheversprechens und erhielt 200 Gulden jährliche Unterhaltszahlungen zuerkannt. Als Dircx einen Teil jener Wertsachen verpfändete, die sie Rembrandts Sohn Titus als Erbe versprochen hatte, ging Rembrandt juristisch gegen sie vor und erreichte wiederum ihre Verurteilung und die Einweisung in ein Frauengefängnis.¹

Weil Rembrandt über seine Verhältnisse lebte, war er trotz zahlreicher Aufträge und eines guten Einkommens immer wieder gezwungen, sich Geld auszuleihen. 1654 bekam Stoffels wegen ihrer Beziehung mit Rembrandt Ärger mit ihrer Kirchengemeinschaft. Im selben Jahr gebar sie eine gemeinsame Tochter, Cornelia. 1656 überschrieb Rembrandt sein Haus an seinen Sohn Titus. Kurz darauf wurde Rembrandt für zahlungsunfähig erklärt. 1657 und 1658 wurde Rembrandts umfangreiche Sammlung von Exotika, Antiquitäten und Kunstgegenständen versteigert. Der Erlös reichte jedoch nicht aus, um seine Schulden zu tilgen. Rembrandt war gezwungen, sein Haus zu verkaufen und zog in eine bescheidene Behausung in der Rozengracht. Um einen Boykott von Rembrandts Werken durch die Gilde zu umgehen, errichteten Titus und Hendrickje eine Scheinfirma, in der Rembrandt angestellt wurde.²

Hendrickje Stoffels starb 1663, nur 37 Jahre alt. Sohn Titus heiratete 1668 Magdalena von Loo, starb aber ein halbes Jahr später. Rembrandt zog zur Schwiegertochter und wurde im März 1669 Großvater und Pate von Titus' nachgeborenem Sohn. Am 4. Oktober 1669 starb schließlich auch Rembrandt.³

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Michael Bockemühl, Rembrandt 1606–1669. Das Rätsel der Erscheinung. Hong Kong – Köln – London – Los Angeles – Madrid – Paris – Tokyo 2007.

Kenneth Clark, An Introduction to Rembrandt. London 1978.

Christoph Driessen, Rembrandt und die Frauen. Regensburg 2011.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christian Tümpel, Rembrandt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1977.

¹ Christoph Driessen, Rembrandt und die Frauen. Regensburg 2011.

² Kenneth Clark, An Introduction to Rembrandt. London 1978.

³ Michael Bockemühl, Rembrandt 1606–1669. Das Rätsel der Erscheinung. Hong Kong – Köln – London – Los Angeles – Madrid – Paris – Tokyo 2007.

Remygasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Wilhelm Mayer 1831–1898

Komponist. Der 1856 in seiner Geburtsstadt Prag promovierte Jurist quittierte 1861 den Staatsdienst, um sich unter dem Pseudonym W. A. Rémy der Musik zu widmen. Als Direktor des Musikvereins für Steiermark 1862–1870 und Lehrer der Theorieklasse brachte er die Grazer Kompositionsschule zur Blüte. Rémy selbst schuf Sinfonien im Stil der Romantik sowie Klavierwerke.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Mayer (späteres Pseudonym: Rémy) war ein Komponist und Musiklehrer. Er wurde am 10. Juni 1831 in Prag als Sohn eines musikalisch hoch gebildeten Rechtsanwalts geboren. Dessen Interessen und Finanzierung ist es zu verdanken, dass der Jugendliche 1846 in die Prager Orgelschule eintrat und Schüler des Komponisten und Organisten Karl Franz Pitsch (1786–1858) wurde. Mit den späteren Musikschriftstellern und Komponisten August Wilhelm Ambros (1816–1876), Eduard Hanslick (1825–1904) und Karl Maria Kappel von Savenau (1837–1916) bildete er nach dem Vorbild Robert Schumanns (1810–1856) den Kreis der Davidsbündler, eine Art jungromantischen Freundeskreis. Nach dem Abschluss des Gymnasiums absolvierte Mayer ein Studium der Rechtswissenschaften an der Prager Universität, das er 1856 mit der Promotion abschloss. Im selben Jahr trat er in den Staatsdienst ein.

Seine erste Stelle hatte er in Budapest, wo er mit Friedrich von Hausegger (1837–1899) und dessen früh verstorbenem Bruder Siegmund Freundschaft schloss und Gedichte von Joseph von Eichendorff (1788–1857) und Heinrich Heine (1797–1856) vertonte. Nach einer weiteren Beamten­tätigkeit in Wien quittierte er 1861 den Staatsdienst und wurde 1862 als artistischer Direktor des Steyer­märkischen Musikvereins (heute: Musikverein für Steiermark) nach Graz berufen. Er dirigierte die Konzerte des Vereins und stand der Vereinsschule vor. In dieser Funktion erfolgreich, komponierte er nebenbei. Seine Kompositionen erschienen unter dem Pseudonym „W. A. Rémy“; mitunter taucht er als „Mayer-Rémy“ in der Literatur auf. 1870 trat er von der Direktion zurück, um mehr Zeit für Komposition und Lehrtätigkeit zu haben. Zu seinen Kompositionsschülern gehörten der Pianist Ferruccio Busoni (1866–1924), der Komponist und Musikschriftsteller Richard Franz Joseph

Heuberger (1850–1914), der Komponist Wilhelm Kienzl (1857–1941), der Komponist und Dirigent Emil Nikolaus von Rezníček (1860–1945), der Komponist und Arzt Josef Peter (Sepp) Rosegger (1874–1948), der Dirigent, Komponist, Pianist und Schriftsteller Felix von Weingartner (1863–1942), der Volksliedforscher Viktor Zack (1854–1939) und Josef Gauby (1851–1932). Mayers Theorieklasse bildete in den 1870er- und 1880er-Jahren das geistige Zentrum der Musikvereinschule. 1887 wurde zur Feier seines 25-jährigen Wirkens in Graz Mayers 4. Sinfonie („Die Romantische“) unter der Leitung seines Schülers und Nachfolgers als artistischer Direktor des Musikvereins, Wilhelm Kienzl, uraufgeführt. Im selben Jahr wurde Mayer, dessen Frau Emmy ebenfalls Musikerin war und in Graz als Konzertsängerin auftrat, mit dem Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens ausgezeichnet. Mayer starb am 23. Januar 1898 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Wilhelm Mayer. Pseudonym: W. A. Rémy (bzw. Remy), in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/mayer_wilhelm.html

Resselgasse

Datum der Benennung

1877

Text der Zusatztafel

Josef Ludwig Franz Ressel 1793–1857

Erfinder. Der in Böhmen geborene Ressel trat als Absolvent der Forstakademie Mariabrunn 1817 in den Staatsdienst ein und war als Förster zunächst in Krain und Illyrien, ab 1835 für die Kriegsmarine tätig. Daneben arbeitete er an technischen Erfindungen, so am 1827 patentierten Schiffspeller. 1829 erprobte Ressel in Triest die erste ausgereifte Schiffsschraube.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Ressel war der Erfinder der Schiffsschraube. Er wurde am 29. Juni 1793 in Chrudim (Böhmen) geboren. Nach dem Besuch der Pfarrschule in seiner Geburtsstadt absolvierte er das Gymnasium in Linz, um dann von 1812 bis 1814 an der Universität Wien zu studieren. Aus dieser Zeit stammt vermutlich eine erste Zeichnung der bekannten Schiffsschraube. Aus finanziellen Gründen musste er das Studium allerdings abbrechen. Mithilfe eines kaiserlichen Stipendiums konnte er die Forstakademie in Mariabrunn bei Wien absolvieren. 1817 trat Ressel als Distriktsförster in Pleterjach (Pleterje, Slowenien) in den Staatsdienst und lehrte daneben am Gymnasium in Rudolfswert (Novo Mesto, Slowenien) Kalligrafie. Aus dieser Zeit stammen die ersten Versuche einer handbetriebenen Schiffsschraube.

1820/21 war Ressel als Vizewaldmeister bei der Staatsgüterverwaltung Laibach und danach in Triest (Trieste, Italien) (1831–35), Montona (Motovun, Kroatien) (1835–46) und Venedig (Venezia, Italien) bzw. ab 1848 wieder in Triest tätig. Ab 1835 stand Ressel im Dienst der k. u. k. Kriegsmarine/Forstverwaltung (Marine-Wald-Agent III. Kl.) und verwaltete die Marinewälder in Istrien (Wiederbewaldungsplan), zuletzt im Rang eines Marineforstintendanten.

Ressel erhielt für zehn seiner Erfindungen Privilegien (Patente). Seine bedeutendste Erfindung war eine „Schraube ohne Ende zur Fortbewegung der Schiffe“. Diese wurde 1829 im Hafen von Triest bei der Probefahrt der „Civetta“ erprobt. Ein Defekt beendete diese Probefahrt allerdings vorzeitig. Den endgültigen Durchbruch schaffte der Schraubendampfer gegenüber dem Raddampfer erst bei einer Vergleichsfahrt 1845 in England. Von Ressels sonstigen Entwürfen sind verschiedene Pressen und

Dampfmaschinen, ein Lager ohne Reibung und Schmiere sowie ein Dampffuhrwerk für Personen- und Warenbeförderung zu nennen. 1821 beschäftigte er sich außerdem mit der pneumatischen Briefpost, die 1854 für die Strecke Wien–Triest vorgeschlagen, aber erst 1875 in Wien in Betrieb genommen wurde. Ferner erfand er eine neue Methode zur Seifenherstellung, ein chemisches Heizmittel für Dampfmaschinen und einen Apparat zur Extraktion von Farben und Gerbstoffen aus Pflanzen.¹ Josef Ressel verstarb am 10. Oktober 1857 auf einer Dienstreise in Laibach (Ljubljana, Slowenien) an Typhus.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale. Graz – Wien 2000.

Reinhard Keimel, Ressel, Joseph, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 443f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd139101292.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hubert Weitensfelder, Die großen Erfinder. Wiesbaden 2009.

¹ Reinhard Keimel, Ressel, Joseph, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 443f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd139101292.html#ndbcontent>, S. 443f

Richard-Strauss-Gasse

Datum der Benennung

1927

Text der Zusatztafel

Richard Strauss 1864–1949

Komponist, Dirigent. Der gebürtige Bayer schuf als Vertreter der Spätromantik Opern, Lieder und Tondichtungen. 1919–1924 war er Leiter der Wiener Staatsoper und 1920 Mitbegründer der Salzburger Festspiele. 1933 wurde er Präsident der Reichsmusikkammer. Trotz seines 1935 erzwungenen Rücktritts biederte sich Strauss danach erfolgreich dem NS-Regime an.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Strauss war ein deutscher Komponist und Dirigent. Er wurde am 11. Juni 1864 in München geboren, wo sein Vater beim Hoforchester tätig war. Seine musikalische Ausbildung begann früh, bereits 1881 wurden erste seiner Kompositionen in München aufgeführt. Nach dem Schulabschluss 1882 besuchte Strauss ein Semester lang philosophische und kulturgeschichtliche Vorlesungen an der Universität München, ehe er 1885 Hofkapellmeister in Meiningen wurde. Von 1886 bis 1889 war er dritter Kapellmeister in München, bevor er als zweiter Kapellmeister ans Hoftheater in Weimar ging. 1894 leitete Strauss die Uraufführung seiner ersten Oper „Guntram“. Im selben Jahr wurde er zum Hofkapellmeister in München bestellt. 1898 nahm er den Ruf als erster königlich-preußischer Hofkapellmeister in Berlin an, wo er mit Richard Wagners Oper „Tristan und Isolde“ sein Debüt gab. 1901 übernahm Strauss den Vorsitz des Allgemeinen deutschen Musikvereins; an der Gründung der Genossenschaft Deutscher Tonsetzer (1903) hatte er ebenfalls maßgeblichen Anteil. Im Ersten Weltkrieg teilte Strauss den Patriotismus seiner Zeitgenossen. Besonders zu Kriegsbeginn vertrat er die Überlegenheit der „deutschen Rasse“ und feierte die Siege des deutschen Heeres.

1919 wurde Strauss zum Leiter der Wiener Staatsoper berufen, 1922 dirigierte er zum ersten Mal bei den Salzburger Festspielen, zu deren Initiatoren er gehörte. 1924 legte er aufgrund zahlreicher anderer Verpflichtungen seine Funktion bei der Wiener Staatsoper zurück und widmete sich von nun an ausschließlich dem Komponieren. Nach der NS-Machtergreifung in Deutschland blühte Strauss' Begeisterung für Hitler auf. Im November 1933 ernannte Reichspropagandaminister Joseph Goebbels den fast 70-jährigen Strauss zum Präsidenten der neu geschaffenen Reichsmusikkammer (RMK); eine wohlfeile Tarnung der anti-modernen Kulturpolitik des Regimes, wie viele meinen. Ein abgefangener

Brief an den im Exil lebenden jüdischen Schriftsteller Stefan Zweig zwang Strauss allerdings bald zum Rücktritt. Dennoch kam es zu keinem Bruch des Meistros mit dem Regime, das auf seinen weltweit bekannten Namen als Feigenblatt nicht verzichten wollte; so konnte Strauss 1936 die Eröffnungsmusik für die Olympischen Sommerspiele in Berlin komponieren. Wenngleich antisemitische Züge bei Strauss bekannt sind, zeigt seine Zusammenarbeit mit Zweig und anderen jüdischen Künstlern wie Hugo von Hofmannsthal, dass er kein fanatischer Antisemit war, sondern die Leistungen einzelner Juden zu schätzen wusste. Ein noch wichtigerer Grund war seine jüdische Schwiegertochter, denn nach der NS-Rassenideologie galten seine Enkel als jüdische Mischlinge.

Trotz vielerlei Friktionen wurde Strauss, der mit Abstand berühmteste im NS-Machtbereich verbliebene Musiker, von den Nationalsozialisten weiter gefördert und geehrt. Er stand etwa auf der Sonderliste der drei wichtigsten Musiker des Reichs. 1944 zog der 80-jährige Strauss sich in sein Haus in Garmisch zurück, da er für die Nationalsozialisten aufgrund des Kriegsverlaufs nicht mehr von Nutzen war. Vollends in Ungnade fiel der greise Komponist, als er sich standhaft weigerte, Ausgebombte in seiner geräumigen Villa unterbringen zu lassen, was ihm das Regime als egoistischen Verstoß gegen die Prinzipien der „Volksgemeinschaft“ ankreidete. Anfang 1947 wurde das Entnazifizierungsverfahren gegen Strauss eröffnet, das feststellte, er sei nie Mitglied einer NSDAP-Organisation, aber 1934 bis 1935 als Präsident der RMK tätig gewesen. Das Verfahren wurde eingestellt und Strauss am 7. Juni 1948 als nicht belastet rehabilitiert.

In seinem langen Leben schuf der musikalisch stark von Richard Wagner beeinflusste Strauss unter anderem sogenannte Tondichtungen („Don Juan“ 1888, „Also sprach Zarathustra“ 1896), sonstige Orchesterkompositionen, Ballettmusik, Lieder, Kammermusik und insbesondere 15 sowohl tragische als auch heitere Opern, von denen viele bis heute regelmäßig auf dem Spielplan stehen, allen voran in der Festspielstadt Salzburg. Hervorzuheben sind „Salome“ (nach Oscar Wilde, uraufgeführt 1905), „Elektra“ (1909), „Der Rosenkavalier“ (1911), „Ariadne auf Naxos“ (1912), „Die Frau ohne Schatten“ (1919), „Arabella“ (1933) und „Capriccio“ (1942). Strauss verwendete wiederholt antike bzw. historische Stoffe und ließ die Libretti etlicher seiner Opern von dem jüdischen Dichter Hugo von Hofmannsthal, in einem Fall von Stefan Zweig, verfassen. Strauss starb hochbetagt am 8. September 1949 in Garmisch-Partenkirchen.

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Brosche, Richard Strauss: Werk und Leben. Wien 2008.

Daniel Ender, Richard Strauss: Meister der Inszenierung. Wien 2014.

Franz Kammerhofer, Eggenberg. Mit Straßennamen beehrte Persönlichkeiten, benannte Gebiete und Institutionen. Graz 1996.

Michael H. Kater, Komponisten im Nationalsozialismus. Acht Porträts. Berlin 2004.

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Dietrich Kröncke, Richard Strauss und die Juden. Jüdische Freunde, Dichter und Musiker. Die Jahre 1933–1949. Wien 2021.

Julia Liebscher, Richard Strauss und das Musiktheater. Berlin 2005.

Richard-Wagner-Gasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

(Wilhelm) Richard Wagner 1813–1883

Komponist. Der gebürtige Leipziger gilt als Erneuerer des Musikdramas. Er komponierte wegweisende Opern, die er als Gesamtkunstwerk anlegte. Die von Wagner 1876 begründeten Bayreuther Festspiele wurden mit der Uraufführung des „Ring des Nibelungen“ eröffnet. Wagners antisemitische Einstellung schlug sich in seinen Schriften und musikalischen Werken nieder.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Wagner war ein deutscher (Opern-)Komponist. Er wurde am 22. Mai 1813 in Leipzig geboren. Nach dem frühen Tod seines Vaters und der Wiederverheiratung seiner Mutter zog die Familie ins ebenfalls zum Königreich Sachsen gehörende Dresden, wo Wagner ab 1822 die Kreuzschule besuchte, ehe er 1828 ans Gymnasium nach Leipzig wechselte. 1831 begann er an der dortigen Universität das Studium der Musik. 1832 erlebte seine erste Ouvertüre ihre Uraufführung. 1833 wurde Wagner Chordirektor am Würzburger Theater (Königreich Bayern), wo er seine erste Oper „Die Feen“ komponierte. 1837 wurde er Musikdirektor am Theater im ostpreußischen Königsberg (heute Kaliningrad in der gleichnamigen russischen Exklave), ehe er 1838 Kapellmeister am Theater im zu Russland gehörenden, heute lettischen Riga wurde. Von dort musste er hochverschuldet nach Paris und London fliehen, wo die Opern „Rienzi“ und „Der fliegende Holländer“ entstanden. Wagner kehrte nach Dresden zurück und wurde dort von 1843 bis 1849 Hofkapellmeister. Nach dem Dresdener Maiaufstand 1849, einem der letzten Ausläufer der Revolution von 1848/49, an der er sich aktiv beteiligte, flüchtete er nach Zürich.

In dieser Zeit lebte Wagner abwechselnd in mehreren europäischen Städten, so in Paris, in dem zur Habsburgermonarchie gehörenden Venedig, in London und Wien. In Wien hielt er sich zwischen 1861 und 1864 auf, hier entstand auch die Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“. Sein kostspieliger Lebensstil zwang ihn zum fluchtartigen Verlassen Wiens in Richtung München. 1866 bis 1872 lebte Wagner mit seiner späteren Gattin Cosima, der Tochter des ungarischen Komponisten Franz Liszt, in Tribschen bei Luzern in der Schweiz, wo er den Philosophen Friedrich Nietzsche kennenlernte. Von 1872 bis kurz vor seinem Tod 1883 lebte Wagner in Bayreuth im nordöstlichen Bayern, mit dessen

extravaganter König Ludwig II. er eine freundschaftsähnliche Beziehung führte. Der wegen seines bombastischen Schlösserbaus (Herrenchiemsee, Neuschwanstein) als Märchenkönig apostrophierte, dem längst unzeitgemäßen Gottesgnadentum seiner Stellung verhaftete Monarch war von den Bühnenwerken des einstigen Revolutionärs Wagner fasziniert; der Wittelsbacher unterstützte ihn aus seiner Privatschatulle und ermöglichte so den Bau des exklusiv der Aufführung von Wagners Werken vorbehaltenen Festspielhauses in Bayreuth, das bis heute der Wagner-Gemeinde als Pilgerstätte dient. In Bayreuth vollendete Wagner als Protegé Ludwigs II. die aus dem Vorspiel „Das Rheingold“ und den drei überlangen Opern „Die Walküre“, „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ bestehende Tetralogie „Der Ring des Nibelungen“, die 1876 in Bayreuth ihre Uraufführung erlebte.

Mit Ausnahme der Vertonung einiger Gedichte (Wesendonck-Lieder) besteht Wagners Schaffen nahezu ausschließlich aus Opern, für die er selbst die Libretti schrieb. Die Opernstoffe und vor allem Wagners Werke galten schon manchen Zeitgenossen als schwülstig und antiquiert, wie seinerzeit beim Publikum für Lachstürme sorgende Persiflagen der Oper „Lohengrin“ wie „Lohengrin oder Die Jungfrau von Dragant“ nach einer Vorlage von Johann Nepomuk Nestroy mit der Musik von Franz von Suppé belegen. Spötter machten und machen sich insbesondere über Wagners im „Ring“ auf die Spitze getriebenen Alliterationen („gleißender Glimmer“) und bizarre, in diesem Fall den Inzest verbrämende Wortschöpfungen („bräutliche Schwester“) lustig. Während Wagners Fans auf die in der Tat berausende, alle Sinne erfassende Musik verweisen, teilt sein Schaffen die Musikwelt bis heute in glühende Anhänger und leidenschaftliche Gegner.

Mit Ausnahme der Opern „Rienzi“ und „Die Meistersinger von Nürnberg“ mit ihren historischen, aber realen mittelalterlichen Stoffen griff Wagner stets auf mythologische Vorlagen sowohl christlicher („Parsifal“) als auch heidnisch-germanischer Provenienz zurück. Einige davon sind wie die ihnen zugrunde liegenden Sagen geografisch zuordenbar („Tristan und Isolde“ in Cornwall, „Lohengrin“ in Brabant, „Der fliegende Holländer“ in Norwegen und „Tannhäuser“ auf der Wartburg nahe Eisenach), andere bewegen sich in der gesamteuropäischen oder zumindest germanischen Sagenwelt ohne erkennbaren lokalen Bezug. Wenngleich Wagner als ein herrischer, keinen Widerspruch duldender Mensch galt, stellt die Liebe doch eines seiner bevorzugten Themen dar, insbesondere in ihrer tragischen, die Liebenden schicksalhaft in den Tod führenden Spielart, die freilich auch bei Zeitgenossen wie Giuseppe Verdi und Nachfolgern wie Giacomo Puccini präsent ist. Im „Ring“ behandelt Wagner die menschliche Gier nach Macht und Reichtum, die (sofern sie über Leichen zu gehen bereit ist und sämtliche ethisch-normativen Bindungen über Bord wirft) alle Akteure ins Verderben, in die „Götterdämmerung“, den Untergang der Welt stürzt. Neuere Interpretationen wollen hierin eine Kritik an dem zu Wagners Lebzeiten omnipräsenten, schrankenlosen Kapitalismus sehen, doch hat sein Werk in den vergangenen mehr als 150 Jahren für unzählige Auslegungen und Deutungen Material geboten, was die Aktualität von Wagners Stoffen über seine fesselnde Musik hinaus unterstreicht.

Wagners Opern sind durchkomponiert, sie verzichten also auf das bis in seine Jugend hinein übliche Rezitativ. Wie Wagners theoretische Schriften offenbaren, ging es ihm um die Schaffung eines „Gesamtkunstwerks“, das Musik, Libretto, Kostüme, Bühnenbild und Theatergebäude zu einem das Publikum überwältigenden Gesamterlebnis vereinigen sollte. Das aufgrund seiner Bühnentechnik als modernstes Theatergebäude seiner Zeit geltende Festspielhaus in Bayreuth sollte hierfür als allorts nachzuahmendes Vorbild dienen, was insoweit gelungen zu sein scheint, als es nach Wagner kein Zurück mehr in eine Zeit vor dem Gesamtkunstwerk geben konnte und sich spätere Komponisten wie Puccini und Richard Strauss von Wagners Schaffen tief beeindruckt zeigten.

Wagner betätigte sich auch nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 politisch. Für das deutschnationale Bildungsbürgertum der Habsburgermonarchie und des Deutschen Reichs avancierte er gerade wegen seiner Germanentümelei, der er maßgeblich, wenngleich nicht als Einziger, zum Durchbruch verhalf, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und weit über seinen Tod hinaus neben Otto von Bismarck zur zweiten Leitfigur, wie die allorts aus dem Boden schießenden, bis heute aktiven Richard-Wagner-Vereine unter Beweis stellen. Neben Wagners Glorifizierung und Heroisierung der germanisch-deutschen Vergangenheit spielte als Kontrapunkt seine Gegenwarts kritik, insbesondere der Antisemitismus, eine entscheidende Rolle. Wagners Hass auf die Juden zog sich spätestens ab 1850 bis zu seinem Tod durch sein Leben. Er verfasste nicht nur dezidiert antijüdische Schriften, sondern es sind darüber hinaus zahlreiche einschlägige (wenn auch privat gefallene) Bemerkungen Wagners überliefert. 1850 veröffentlichte er unter einem Pseudonym den Artikel „Das Judentum in der Musik“, den er 1869 in verschärfter Form unter seinem richtigen Namen erneut publizierte. Darin agitierte er gegen jüdische Künstler wie etwa seinen Zeitgenossen, den heute weitgehend in Vergessenheit geratenen französischen Komponisten und zeitweiligen finanziellen Unterstützer Wagners, Giacomo Meyerbeer, die angeblich die deutsche Nation bedrohten. Hier war bereits ein Gedanke formuliert, den Hitler später aufgriff: Nur Arier, niemals jedoch Juden könnten kulturschöpferische Leistungen vollbringen. Diese Haltung erlebte ihren Höhepunkt in einer umfassenden Verschwörungstheorie und antijüdischen Paranoia und gipfelte in einer Polemik gegen die ökonomische Entwicklung seiner Epoche, für die Wagner jüdische Kapitalisten verantwortlich machte. Wagners Frau Cosima und ihr Schwiegersohn Houston Stewart Chamberlain, der Autor von „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ (1899), zeichneten für die Weitervermittlung der antisemitischen Ideen ihres Idols Wagner verantwortlich. Eine ebenso wichtige Rolle spielte Wagners Schwiegertochter Winifred, ebenfalls eine gebürtige Britin und mit Wagners Sohn Siegfried verheiratet, die früh Kontakte zu Adolf Hitler herstellte und sie während der NS-Zeit weiter vertiefte. Richard Wagner starb am 13. Februar 1883 in Venedig an einem Herzleiden. Sein einbalsamierter Leichnam wurde nach Bayreuth überführt und dort in der Villa Wahnfried auf dem Areal seines Festspielhauses beigesetzt.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Christoph Ballmer, Wagner, Richard, in: Historisches Lexikon der Schweiz. Online verfügbar unter:
<http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11644.php>

Udo Bermbach, Mythos Wagner. Berlin 2013.

Dieter Borchmeyer, Richard Wagner: Werk, Leben, Zeit. Stuttgart 2013.

Ulrich Drüner – Georg Günther, Musik und „Drittes Reich“. Fallbeispiele 1910 bis 1960 zu Herkunft, Höhepunkt und Nachwirkungen des Nationalsozialismus in der Musik. Wien – Köln – Weimar 2012.

Jens Malte Fischer, Richard Wagner und seine Wirkung. Wien 2013.

Jens Malte Fischer, Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“. Eine kritische Dokumentation. Frankfurt am Main 2000.

Martin Geck, Wagner: Biographie. München 2015.

Eckart Kröplin, Richard Wagner Chronik. Stuttgart 2016.

Laurenz Lütteken (Hg.), Wagner-Handbuch. Gemeinschaftsausgabe. Kassel 2012.

Oliver Rathkolb, Musik, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 62–93.

Dieter David Scholz, Richard Wagner. Eine europäische Biographie. Berlin 2006.

Peter Wapnewski, Richard Wagner – die Szene und ihr Meister. Berlin 2010.

Richard-Zach-Gasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Richard Zach 1919–1943

Widerstandskämpfer. Um den aus Graz gebürtigen Volksschullehrer bildete sich noch vor dem „Anschluss“ 1938 ein kommunistischer Widerstandskreis, der Flugschriften gegen das NS-Regime verbreitete. Zach, 1941 in Graz verhaftet und 1943 in Brandenburg hingerichtet, hinterließ ein lyrisches Werk, das er größtenteils in Haft schuf und teils aus dem Gefängnis schmuggelte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Zach wurde am 23. März 1919 in Graz geboren.¹ Sein Vater Franz (1887–1946) war Fassbinder in der Brauerei Puntigam, die Mutter Wilhelmine, geb. Franz (1891–1932), Pächterin der Nebengebäude des Gasthauses ihrer Schwiegermutter Josefa in der Grazer Lazarettgasse. 1924 kam es zum erzwungenen Auszug der Familie, die dann bis 1931 in der Grazer Idlhofgasse ansässig war. Nach dem Besuch der Volksschule St. Andrä (1926–1930) besuchte Richard Zach die Hauptschule. 1932 starb die Mutter, Richard kam zu einer Tante, sein Bruder Alfred (1913–2001) zum Großvater. 1934 bis 1938 besuchte Zach die Lehrerbildungsanstalt am Hasnerplatz und bestand 1938 die Matura mit Auszeichnung. Wohnhaft war er seit 1936/37 bei dem seit 1934 mit Theresia, geb. Vratar, wiederverheirateten Vater. Während seiner Studienzeit lernte er Alois Geschwinder (1921–1998) und Elfriede Neuhold, verh. Geschwinder (1921–2007) kennen. 1937 wurde ein geheimer marxistischer Arbeitskreis, der aus dem offiziellen christlichsozialen „Freiheitsbund“ als „Jungfreiheitsbund“ (dann „Studentenarbeitsbund“) herausentwickelt wurde, gegründet.

¹ Die folgenden Informationen zur Biografie orientieren sich an dem Biografie-Teil von: Christian Hawle (Hg.), Richard Zach, „Streut die Asche in den Wind“. Österreichische Literatur im Widerstand. Ausgewählte Gedichte. Stuttgart 1988, S. 15–46. Weitere wertvolle zusätzliche Informationen finden sich – allerdings mit vergleichsweise wenigen Quellenbelegen – in: Christian Hawle, Richard Zach, „Gelebt habe ich doch!“. Wien 1989, passim. Einige Details und die Lebensdaten von Personen im Umfeld Zachs wurden aktualisiert. Biografien zu relevanten Mitstreitern Zachs finden sich bei: Heimo Halbrainer, Biographische Skizzen der steirischen Widerstandskämpfer/innen, in: Heimo Halbrainer – Karl Wimmeler (Hg.), Josef Martin Presterl. Im Schatten des Hochschwabs. Skizzen aus dem steirischen Widerstand. Graz 2010, S. 301–339, hier zu Alois Geschwinder (S. 307f.), Friedrich Grießl (S. 309f.), Elfriede Neuhold (S. 322), Richard und Alfred Zach (S. 335f.).

1938 meldete Zach sich nach einigen Monaten als Lehrer in der Hirtenschule in der Hoffnung, „die Militärzeit vor dem absehbaren Kriegsbeginn schnell hinter sich bringen zu können“², freiwillig zur Wehrmacht und wurde am 29. November 1938 zum Flak-Regiment 38 einberufen.³ 1939 musste er als Kanonier und Chauffeur beim Angriff auf Polen Kriegsdienst leisten. Beim Heimaturlaub im Januar 1940 fügte ihm der Bruder Alfred eine massive Verletzung des Schienbeins zu, der als Skiunfall etikettiert wurde. Nach fast einjährigem Lazarettaufenthalt wurde er am 21. Jänner 1941 aus der Wehrmacht entlassen und war ab 1. Februar 1941 wieder als Lehrer tätig. Während des Lazarettaufenthalts beschlossen Zach und drei Freunde, darunter Elfriede Neuhold, verh. Geschwinder⁴, kommunistische Flugschriften und -blätter zu produzieren, auch (mindestens) vier Ausgaben der Zeitschrift „Roter Stoßtrupp“ wurden bis zum Jänner 1941 erstellt und zum Teil verteilt.⁵ Aus Tarngründen wurde Zach nunmehr Angehöriger der Hitlerjugend. Schon ab 1. November 1938 war er aus dem gleichen Motiv Mitglied des NS-Lehrerbundes (Mglnr. 394728) gewesen, am 18. Mai 1940 ausgetreten, am 31. Mai 1941 wieder eingegliedert und 1942 nach der Verhaftung wegen „kommunistischer Betätigung“ endgültig ausgeschlossen worden.⁶

Am 31. Oktober 1941 wurde er „wegen Widerstands gegen den Nationalsozialismus – Produktion und Verbreitung einer kommunistischen Zeitschrift, Streuzetteln und Schmieraktionen“ durch die Gestapo verhaftet, ins Grazer Polizeigefängnis am Paulustor eingeliefert und wegen Hochverrats angeklagt. Es gelang – zuerst mithilfe der Freundin Hermine Kohlhauser (verh. Planner, 1924–2015), dann mit seinem ebenfalls verhafteten Freund Alois Geschwinder – Kassiber mit Informationen und auch Gedichten aus der Zelle zu schmuggeln: Es wurde u. a. über Klopf- und Morsezeichen kommuniziert, Gedichte durch stenografische Protokolle aufgezeichnet, die dann nach außen gelangten und vom Bruder Alfred übertragen wurden. Anfang April 1942 wurde Zach nach Berlin-Moabit überstellt. Dort verlor er während der Haftmonate fast 20 kg und wurde am 8. August 1942 vom Reichskriegsgericht wegen „Wehrkraftzersetzung“ zum Tod verurteilt. Anfang Dezember 1942 kam er noch einmal als Zeuge im Prozess gegen den dann zum Tod verurteilten Friedrich Griebel (1905–1943) nach Graz, was zur Weitergabe von weiteren Kassibern genutzt wurde. Richard Zach wurde am 17. Jänner 1943 im Zuchthaus Berlin-Brandenburg hingerichtet, die Asche konnte erst 1947 nach Graz überführt werden.

² Karl Wimmeler, Richard Zachs anhaltende Aktualität, in: Mitteilungen der Klahr-Gesellschaft 4/2017, S. 7–12, hier S. 10. Online verfügbar unter: https://www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Wimmeler_4_17.pdf

³ Vgl. das Feldurteil des Reichskriegsgerichts vom 17.8.1942, das einige behördliche Daten enthält, die biografisch relevant sind. Online verfügbar unter: https://www.doew.at/cms/download/52k9m/urteil_zach_red_graubner_kaindl.pdf

⁴ Vgl. biografieA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. Online verfügbar unter: <http://biografia.sabiado.at/geschwinder-elfriede/>

⁵ Vgl. Feldurteil.

⁶ Vgl. Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008, S. 349.

Während seiner Haft schrieb Zach rund 200 Gedichte, die nach außen geschmuggelt wurden.
Weitere 600 Gedichte konnten mit „Schreiberlaubnis“ der Nationalsozialisten notiert werden.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.
- biografiA. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. Online verfügbar unter: <http://biografia.sabiado.at/geschwinder-elfriede/>
- Heimo Halbrainer, Biographische Skizzen der steirischen Widerstandskämpfer/innen, in: Heimo Halbrainer – Karl Wimmeler (Hg.), Josef Martin Presterl. Im Schatten des Hochschwabs. Skizzen aus dem steirischen Widerstand. Graz 2010, S. 301–339.
- Christian Hawle (Hg.), Richard Zach, „Streut die Asche in den Wind“. Österreichische Literatur im Widerstand. Ausgewählte Gedichte. Stuttgart 1988.
- Christian Hawle, Richard Zach, „Gelebt habe ich doch!“. Wien 1989.
- Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 244ff.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Karl Wimmeler, Richard Zachs anhaltende Aktualität, in: Mitteilungen der Klahr-Gesellschaft 4/2017, S. 7–12. Online verfügbar unter: https://www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Wimmeler_4_17.pdf
- Feldurteil des Reichskriegsgerichts vom 17.8.1942. Online verfügbar unter: https://www.doew.at/cms/download/52k9m/urteil_zach_red_graubner_kaindl.pdf

Riedlerweg

Datum der Benennung

24.10.1996

Text der Zusatztafel

Alois Riedler 1850–1936

Ingenieur. Riedler studierte 1866–1871 an der Technischen Hochschule seiner Geburtsstadt Graz Maschinenbau. Als Professor kam er 1880 nach München und 1888 über Aachen an seine Hauptwerkstätte Berlin-Charlottenburg. Er förderte die praxisnahe Ausbildung, gründete 1895 das erste Maschinenlaboratorium und trat für das Promotionsrecht für Technische Hochschulen ein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alois Riedler war ein österreichischer Ingenieur, der vor allem im Bereich von Dieselmotoren und Kleinautomobilen seinen Forschungsschwerpunkt hatte. Er wurde am 15. Mai 1850 in Graz geboren, wo er zwischen 1866 und 1871 auch Maschinenbau an der Technischen Hochschule studierte. 1871 wurde er zum Assistenten an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn berufen, ehe er 1873 als Assistent an die Technische Hochschule in Wien kam, wo er 1875 Maschinenkonstrukteur wurde.

Nach weiteren Stationen in München und Aachen wurde Riedler 1888 zum ordentlichen Professor an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg bestellt, wo er im Studienjahr 1899/1900 auch Rektor war.¹ Hier wurde unter Riedler auch das erste Maschinenlaboratorium gegründet. Er verlangte, dass Technische Hochschulen, analog den Universitäten, die höchsten wissenschaftlichen Ziele verfolgen sollten, und trat für eine Gleichstellung der Hochschulen und Universitäten ein. Der preußische König verlieh dementsprechend der Technischen Hochschule Charlottenburg 1899 das Promotionsrecht. Riedlers

Bemühungen um eine „Akademie der technischen Wissenschaften“ scheiterten hingegen. Nach 1900 setzte sich Riedler dafür ein, dass nur Hochschulabsolventen den Ingenieurs-Titel führen sollten, und veröffentlichte Vorschläge zur Reform der Technischen Hochschulen, wobei er höchstes wissenschaftliches Niveau mit Praxisnähe verbinden wollte.

¹ Vgl. G. Grüner, Riedler Alois, Techniker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 42. Wien 1985, S. 145.

1907 trat Riedler nochmals mit der Gründung des „Instituts für Verbrennungskraftmaschinen und Kraftfahrzeugtechnik“ an der Technischen Hochschule Charlottenburg hervor. Die fachbezogenen Arbeiten Riedlers behandeln u. a. schnelllaufende Pumpen („Riedlers Schnellläufer“), Kompressoren und Dampfturbinen. Außerdem vertrat er die Einführung einer strikt an den technischen Erfordernissen orientierten Methode des Maschinenzeichnens. 1921 emeritiert, verbrachte Riedler seine letzten Lebensjahre in Wien. Alois Riedler verstarb am 25. Oktober 1936 am Semmering.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

G. Grüner, Riedler Alois, Techniker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 42. Wien 1985, S. 145f.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Claus Priesner, Riedler, Alois, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 576f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd116536039.html#ndbcontent>

Rilkeweg

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

(René) Rainer Maria Rilke 1875–1926

Schriftsteller, Lyriker. Der gebürtige Prager führte ein ruheloses Dichterleben mit wechselnden Wohnsitzen in Europa und ausgedehnten Reisen. Rilke setzte mit lyrisch-impressionistischen Erzählungen und Aufsätzen zu Kunst und Kultur Maßstäbe für die moderne Literatur. Die „Neuen Gedichte“ von 1907 und 1908 vervollkommneten die metaphorische Poesie der Dinglyrik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rainer (eig. René Karl Wilhelm Johann Josef) Maria Rilke wurde am 4. Dezember 1875 in Prag geboren. Ab 1886 besuchte er eine Militärrealschule in St. Pölten, die ihn auf seine Offizierslaufbahn vorbereiten sollte. Nach krankheitsbedingtem Abbruch folgte ein kurzer Besuch der Handelsakademie in Linz (bis 1892), ehe ihm ein Onkel im Jahr 1895 die Privatistenmatura ermöglichte. Rilke begann Kunst- und Literaturwissenschaften in Prag zu studieren, wechselte 1896 nach München, wo eine langjährige Beziehung mit Lou Andreas-Salome ihren Anfang nahm. 1897 übersiedelte er nach Berlin. Zu dieser Zeit begannen ausgedehnte Reisen nach Russland, Skandinavien, Mittel- und Südeuropa, unter anderem traf er auf diesen Reisen auf Lew Tolstoi sowie Leonid und Boris Pasternak.

Ab 1902 weilte Rilke in Paris, um den Bildhauer Auguste Rodin kennenzulernen. In Rom begann er im September 1903 mit Studien zu den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, die er 1904 in Südschweden und Kopenhagen weiterführte. Von September 1905 bis Juli 1906 arbeitete er in Paris als Privatsekretär Rodins, mit dem er sich jedoch zerstritt. Nach weiteren Reisen folgten 1907 sowie von 1908 bis 1911 Aufenthalte in Paris. 1910/11 reiste Rilke nach Nordafrika (Algier, Tunis, Ägypten), was sich ebenso auf sein Spätwerk auswirkte wie der Aufenthalt auf Schloss Duino bei Triest von Oktober 1911 bis Mai 1912, zu dem ihm seine bedeutendste Förderin, Fürstin Marie von Thurn und Taxis, eingeladen hatte. Anschließend reiste er nach Spanien (Toledo, Cordoba, Ronda), hielt sich 1913/14 wieder in Paris auf, um dann für fünf Jahre nach München zu übersiedeln.

Anfang 1916 wurde Rilke eingezogen und musste eine militärische Grundausbildung absolvieren. Er wurde jedoch zur Arbeit ins Kriegsarchiv überstellt und am 9. Juni 1916 aus dem Militärdienst entlassen. Als er 1919 seine Hoffnungen auf die bayerische Räterepublik enttäuscht sah, folgte er Lesungseinladungen in die Schweiz. Bis zum Lebensende wohnte Rilke, von kurzen Auslandsreisen (1925 ein letztes Mal nach Paris) abgesehen, in Schönenberg bei Pratteln, Berg am Irchel und von 1921 bis 1923 im Chateau de Muzot, das ihm sein Schweizer Mäzen Werner Reinhart zur Verfügung stellte. Anfang 1926 schickte Rilke der Mussolini-Gegnerin Gallarati Scotti drei Briefe nach Mailand, in denen er die Herrschaft Benito Mussolinis lobte und den Faschismus als ein Heilmittel pries. Er akzeptierte vorübergehende Gewaltanwendung und Freiheitsberaubung und sah Italien als einziges Land, das im Aufstieg begriffen war. Mussolini sei der Inbegriff des neuen italienischen Willens, dem es zu folgen galt.¹ Rainer Maria Rilke starb am 29. Dezember 1926 in Val-Mont (Montreux, Schweiz) an Leukämie.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

H. Himmel, Rilke, Rainer Maria; eigentlich René (1875–1926), Schriftsteller, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 42. Wien 1985, S. 164–166.

Stefan Karner, Rilke und Rußland (unveröff. Manuskript Graz 2022).

Ralph M. Köhnen, Rilke, Rainer Maria, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003, S. 621–623.

Online verfügbar unter: <https://www.deutschebiographie.de/gnd118601024.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Rainer Maria Rilke, Lettres Milanaises. 1921–1926. Paris 1956.

¹ Vgl. Rainer Maria Rilke, Lettres Milanaises. 1921–1926, Paris 1956, S. 84f, S. 184–186.

Ritter-von-Formentini-Allee

Datum der Benennung

19.11.1987

Text der Zusatztafel

Johann Heinrich Ritter von Formentini 1734–1814

Verwaltungsbeamter. Der in Graz geborene Sohn einer Künstlerfamilie aus Görz/Gorizia war ein bedeutender Grazer Rokoko-Stukkateur, dann ständischer Bauinspektor und Administrator des Zeughauses. Am Freigelände der 1782 aufgelassenen Stadtbefestigung legte Formentini 1787–1790 die von Rosskastanien gesäumte Dammallee an und schuf so den Vorläufer des Stadtparks.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Heinrich Ritter von Formentini war ein bedeutender Grazer Rokoko-Stukkateur, die von ihm angelegte Dammallee auf der aufgelassenen Stadtbefestigung gilt als Vorläufer des Stadtparks. Er wurde am 16. Februar 1734 in Graz als Sohn einer Künstlerfamilie, die ursprünglich aus Görz (Gorizia, Italien) stammte, geboren. Über seine Ausbildung ist weiter nichts bekannt, er scheint dann in Graz als steiermärkischer ständischer Bauinspektor, Zeughaus-Administrator und Kommandant der ständischen Artillerie auf. Am 25. August 1754 ehelichte er Maria Anna Theresia Schottner.¹

Bekanntheit erlangte Formentini durch die von ihm initiierte und ab 1787 auch angelegte Dammallee auf dem Glacis, dem Freigelände der aufgelassenen Befestigungsanlagen. Finanziert wurde die Anlage z. T. aus einem von ihm gegründeten Fonds, der sich aus Pachteinahmen des drei Jahre lang verpachteten Geländes des Stadtgrabens speiste.²

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Anton Adalbert Klein, Die Geschichte der Erschließung des Grazer Stadtparks, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 54/2/1963, S. 379–386.

¹ Vgl. Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser. Bd. 8. Gotha 1858, S. 165.

² Vgl. Anton Adalbert Klein, Die Geschichte der Erschließung des Grazer Stadtparks, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 54/2/1963, S. 379–386, hier S. 382.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

Carl Schmutz, Historisch Topographisches Lexicon von Steyermark. Erster Theil. Gratz 1822.

Robert-Fuchs-Straße

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Robert Fuchs 1847–1927

Komponist. Der gebürtige Frauentaler absolvierte nach dem Grazer Lehrpräparandeninstitut das Wiener Konservatorium, wo er 1875–1912 als Professor für Harmonielehre wirkte und dem er ab 1893 als Direktor vorstand. Fuchs schuf ein vielfältiges Werk, das Opern, Kammermusik, Klaviersonaten und Sinfonien umfasste, er erlangte aber vor allem mit Serenaden Bekanntheit.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Fuchs war ein österreichischer Komponist und Musikpädagoge. Er wurde als 13. Kind des Lehrers Patriz Fuchs und seiner Gattin Maria, geborene Rothleitner, am 15. Februar 1847 in Frauental an der Laßnitz geboren. Bereits mit sieben Jahren erteilte ihm sein Schwager Martin Bischof Musikunterricht. Er absolvierte die Hauptschule in Marburg an der Drau/Maribor und danach die Haupt- und Realschule sowie in Graz das Lehrerpräparandeninstitut zur Lehrbefähigung an der Hauptschule, dessen Abschlussprüfung er 1865 bestand; er wollte jedoch nicht als Schullehrer tätig sein. 1865 beschloss Fuchs daher nach Wien zu gehen, um am dortigen Konservatorium zu studieren. Seine große Begabung wurde erkannt und gefördert. Das Konservatorium prämierte seine Klaviersonate in G-Dur mit der Silbermedaille, 1868 wurden in einem öffentlichen Konzert des Schülerorchesters zwei Sätze seiner Sinfonie in h-Moll uraufgeführt. In diesem Jahr schloss Fuchs sein Studium ab und wurde Organist in der Piaristenkirche in Wien. Sein Einkommen reichte offenbar nicht aus, da ihm drei Jahre in Folge das Jahresstipendium des Konservatoriums zugesprochen wurde. Für seine Streicherserenade op. 9 (1874) erhielt er die Ehrengabe der Wiener Philharmoniker; es wurde beim Leipziger Verlagshaus Fr. Kistner angenommen. Im selben Jahr berief ihn die Wiener Gesellschaft der Musikfreunde zum Dirigenten des Orchestervereins.

In Johannes Brahms fand Fuchs seinen größten Förderer. So wurde ihm auf dessen Anraten 1884, 1892 und 1896 der Preis der Schwestern-Fröhlich-Stiftung verliehen. Zwischen 1894 und 1905 war Fuchs Organist an der Wiener Hofkapelle. Als Pädagoge erlangte er weitaus größere Bedeutung als als Komponist. Bereits 1874 war er am Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde als Supplent für Harmonielehre tätig, 1875 wurde er Lehrer für Harmonielehre als Nebenfach für

männliche Zöglinge und 1888 Professor für Kontrapunkt und Harmonielehre. Ab 1893 unterrichtete Fuchs auch Komposition I und im Jahr darauf Komposition für alle Jahrgänge. Ab 1898 lehrte er ausschließlich Kontrapunkt und Komposition. Nach der Verstaatlichung des Konservatoriums wurde er 1912 in den Ruhestand versetzt.

Fuchs hatte eine Reihe später zu Weltruhm gelangter Schüler, darunter Hugo Wolf, Richard Heuberger, Gustav Mahler, Leo Fall, Franz Schmidt, Richard Strauss, Robert Stolz, Franz Schreker und den Finnen Jean Sibelius. 1866 erhielt Fuchs den Beethoven-Kompositionspreis, 1880 und 1884 gewann er den Kompositionswettbewerb der Gesellschaft der Musikfreunde. Zu seinem umfangreichen Schaffen gehören zwei Opern („Die Königsbraut“ 1889 und „Die Teufelsglocke“ 1893), drei Sinfonien, fünf Orchesterserenaden, ein Klavierkonzert, vier Streichquartette, drei Sonaten für Klavier, sechs für Violine, zwei für Cello und je eine für Viola und Kontrabass, ferner Trios für Klavier und Streicher sowie Kammer- und Kirchenmusik. Berühmt wurde er mit seiner ersten Serenade von 1874, die ihm den Beinamen „Serenaden-Fuchs“ eintrug, auch in Abgrenzung zu seinem fünf Jahre älteren, ebenfalls als Komponist tätigen und erfolgreicheren Bruder Johann Nepomuk. Die beiden ersten Sinfonien (1886 und 1887) festigten Fuchs' Ruhm, während seine Opern wenig Anklang fanden. Dies lag unter anderem daran, dass Fuchs als Epigone von Johannes Brahms galt, nach dessen Tod 1897 ein von Gustav Mahler verkörperter modernerer Stil in Mode kam, dem sich Fuchs jedoch nicht anschließen wollte. Obendrein unterließ es der überaus bescheidene Fuchs sein Leben lang, sich und seine Kompositionen entsprechend zu vermarkten. Seine Werke werden heute nur mehr selten gespielt. 1932 wurde ihm zu Ehren posthum die Robert-Fuchs-Gesellschaft gegründet, die jedoch nur bis zu ihrer zwangsweisen Auflösung 1939 bestand. Robert Fuchs starb am 19. Februar 1927 in Wien, wo er in einem Ehrengrab am Zentralfriedhof beigesetzt ist.

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Adalbert Grote, Robert Fuchs. Studien zu Person und Werk des Wiener Komponisten und Theorielehrers. München – Salzburg 1994.

N. N., Fuchs, Robert (1847–1927), Komponist, Organist und Pädagoge, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 1. Wien 1957, S. 379.

Alfons Ott, Fuchs Robert, Komponist und Musikpädagoge, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961, S. 672f.

Robert-Mlekus-Weg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Robert Mlekus 1866–1930

Gastwirt, Feuerwehrmann. Der gebürtige Grazer betrieb das Wirtshaus „Wienerhof“ in der Wiener Straße und das Göstinger „Brauhaus“. Kurzzeitig pachtete Mlekus zudem das „Stubenberghaus“ am Schöckl. Große Verdienste im Feuerwehrwesen erwarb er sich 1895–1930 als Hauptmann der Freiwilligen Wehr Gösting sowie als Bezirksobmann der Feuerwehren der Grazer Vororte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Mlekus war ein Gastwirt und Feuerwehrmann. Er wurde 1866 in Graz geboren. Mlekus war einer der verdientesten Feuerwehrmänner der Stadt Graz und ihres Umlands. Als Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr Gösting von 1895 bis 1930 leitete er zahlreiche bedeutende Einsätze dieser Wehr, darunter besonders mehrere Hochwassereinsätze. Neben seiner Tätigkeit als Kommandant der Göstinger Wehr und als Bezirksobmann der Feuerwehren der Grazer Vororte betrieb Mlekus die Gasthäuser „Wienerhof“ in der Wienerstraße und „Brauhaus“ in Gösting. Kurzzeitig pachtete Mlekus zudem das „Stubenberghaus“ am Schöckl. An seinem Begräbnis nahmen rund 800 Feuerwehrmänner teil. Mlekus starb 1930 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 328.

Robert-Musil-Gasse

Datum der Benennung

15.1.1981

Text der Zusatztafel

Robert (Edler von) Musil 1880–1942

Schriftsteller. Der gebürtige Kärntner trat 1906 noch vor Abschluss seiner Berliner Studien der Philosophie und Experimentalpsychologie als Romancier hervor. Musils unvollendeter Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“, der ab 1925 in Wien und Berlin sowie ab 1938 im Schweizer Exil entstand, zeichnet den Verfall der Donaumonarchie nach und zählt zur Weltliteratur.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Musil war ein österreichischer Schriftsteller, der vor allem mit seinem unvollendeten Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ Bekanntheit erlangte. Er wurde am 6. November 1880 in Klagenfurt geboren. Nach Auseinandersetzungen mit der Mutter wurde er 1892 auf die Militärrealschule in Eisenstadt und Mährisch-Weißkirchen (Hranice na Moravě, Tschechien) geschickt. Die Ausbildung zum Artillerieoffizier an der Wiener Militärakademie brach Musil schon nach einem Vierteljahr im Dezember 1897 ab und wechselte an die Technische Hochschule Brünn, um Maschinenbau zu studieren.

Von 1903 bis 1908 absolvierte er ein Studium der Philosophie und der experimentellen Psychologie in Berlin, wo er 1908 auch promovierte. Mit der Konstruktion des „Variationskreises nach Musil“ machte er sich einen Namen. Angebote aus Berlin, Stuttgart und Graz lehnte er ab, da sein 1906 veröffentlichter Roman „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“ international Beachtung fand und ihm die nötige Zuversicht gab, sich dem Schriftstellerberuf zu widmen. 1911 nahm er eine Stelle als Bibliothekar an der Technischen Hochschule in Wien an.

Von 1914 bis 1918 diente er als Offizier in der k. u. k. Armee, zuletzt als Hauptmann an der italienischen Front. Von Juli 1916 bis April 1917 gab er in Bozen das Propagandablatt „Soldaten-Zeitung“, seit März 1918 in Wien ein ähnliches Blatt namens „Heimat“, heraus. Organe, für die er auch zahlreiche anonyme Artikel schrieb.¹ 1920 bis 1922 war er als Fachbeirat im Staatsamt für das

¹ Karl Corino, Musil, Robert, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin 1997, S. 632–636, hier S. 633. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118585916.html#ndbcontent>

Heereswesen tätig, was sein letztes Angestelltenverhältnis sein sollte. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes von „Der Mann ohne Eigenschaften“ wurde in Berlin 1932 die Robert-Musil-Gesellschaft gegründet, um dem Dichter die notwendige finanzielle Unterstützung zukommen zu lassen. 1933 verließ er Berlin, um sich in Wien anzusiedeln, wo für die verbotene Berliner Robert-Musil-Gesellschaft ein Wiener Pendant gegründet wurde.

Aufgrund der jüdischen Herkunft seiner Frau und des Verbots seiner Bücher musste Musil 1938 zusammen mit Fritz Wotruba in die Schweiz emigrieren. In Zürich machte er Bekanntschaft mit dem Pfarrer Robert Lejeune, der ihn fortan, anstelle der Gesellschaften, finanziell unterstützte. 1939 übersiedelte Musil nach Genf. Der in der Schweiz isoliert lebende Musil starb dort am 15. April 1942.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl Corino, Musil, Robert, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 18. Berlin 1997, S. 632–636. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118585916.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

A. Obermayer, Musil, Robert von (1880–1942), Schriftsteller, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 7. Lfg. 31. Wien 1976, S. 2f.

Josef Strutz, Vulkanische Menschen. Eine Einführung in Leben und Werk des österreichischen Romanciers Robert Musil. Klagenfurt – Wien 2013.

Rosmarie Zeller, Musil, Robert, in: Historisches Lexikon der Schweiz. Online verfügbar unter: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D12180.php>

Robert-Stolz-Gasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Robert Stolz 1880–1975

Komponist. Stolz begann seine vielfältige Karriere 1897 als Kapellmeister in seiner Geburtsstadt Graz. Der letzte Meister der Operette und Schöpfer von Filmmusik und Schlagern wirkte primär in Wien, zudem in Berlin und 1938–1946 im freiwilligen Exil in Frankreich und den USA. Zu seinem Werk zählen auch Eis-Operetten, die er ab 1952 für die Wiener Eisrevue schuf.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Stolz war ein österreichischer Komponist primär von Operetten und Filmmusik. Er wurde am 25. August 1880 als Sohn des Musikpädagogen Jakob Stolz und seiner Frau Ida in Graz geboren. Ersten Klavierunterricht erteilte ihm seine Mutter. Er wechselte früh ans Wiener Konservatorium, um bei Robert Fuchs Harmonielehre, Kontrapunkt und Komposition zu studieren. 1897 wurde er Repetiteur-Assistent am Grazer Stadttheater (der heutigen Oper) und 1898 Korrepetitor und zweiter Kapellmeister in Marburg an der Drau/Maribor, wo 1901 seine erste Operette „Studentenulke“ uraufgeführt wurde. 1902 wurde Stolz Kapellmeister am Salzburger Stadttheater, 1903 war er als Dirigent eines Wiener Operettenensembles in Russland und als Kapellmeister eines französischen Zirkus in Berlin. 1903 bis 1905 war Stolz am Deutschen Theater in Brünn/Brno und ab 1907 am Theater an der Wien, wo er sich als Dirigent der „silbernen“ (i.e. zweiten) Operettenära einen Namen machte. Nachdem er in Wien mit eigenen Werken überzeugen konnte, gab er 1910 seine Kapellmeistertätigkeit auf, um sich ganz der Komposition zu widmen. Nach dem Ersten Weltkrieg, an dem er als Soldat teilnahm, war Stolz einer der ersten Komponisten des deutschsprachigen Raums, der den Jazz aufgriff. 1924 übernahm er ein Theater in Wien, die „Robert Stolz Bühne“, die jedoch nach nur einer Spielzeit bankrott ging. 1925 folgte die Übersiedelung nach Berlin, wo Stolz für das Kabarett der Komiker und andere Bühnen arbeitete, ehe er 1930 in das brandneue Genre des Tonfilms einstieg.

Obwohl Stolz nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten 1933 nicht wie viele seiner Kollegen aus rassistischen oder politischen Gründen verfolgt, sondern vielmehr heftig umworben wurde, hielt er von Anfang an Distanz zum NS-Regime. 1936 kehrte er nach Wien zurück und nutzte seine zahlreichen

Fahrten zwischen Wien und Berlin, um einer Reihe jüdischer Kollegen zur Flucht zu verhelfen. Bei Kriegsbeginn 1939 befand sich Stolz gerade in Paris, wo er seine 22 Jahre jüngere, fünfte und letzte Frau Yvonne Louise Ulrich, genannt „Einzi“, eine polnische Jüdin, kennenlernte. Sie war es, die für Stolz die Entlassung aus dem Internierungslager Colombes, in das er am 30. November 1939 als „feindlicher Ausländer“ eingeliefert worden war, erwirken konnte. Sie verhalf ihm zur Emigration nach New York, wo er am 1. April 1940 ankam. In den USA blieb Stolz der Filmbranche treu, zusätzlich begann er am Broadway als Produzent Fuß zu fassen. Stolz kehrte bereits 1946 nach Österreich zurück, wo er allerdings mit der Ablehnung seiner neuen Werke zu kämpfen hatte. Ab 1952 war er musikalischer Leiter und Komponist der Wiener Eisrevue. Bis kurz vor seinem Tod dirigierte er Konzerttourneen unter dem Motto „Eine Nacht in Wien“.

In Erinnerung geblieben ist Stolz als letzter Vertreter der klassischen Wiener Operette, der das aus dem 19. Jahrhundert stammende Genre mit dem gewandelten Publikumsgeschmack und modernen Präsentationsformen (Kino, Broadway-Revuen) des 20. Jahrhunderts in Einklang brachte, dabei jedoch den romantischen, mitunter als leicht empfundenen Stoffen seiner Vorgänger verhaftet blieb. Sein riesiges Werk weist nur wenig Abwechslung auf. Stolz ist der Komponist der Oper „Die Rosen der Madonna“ (uraufgeführt 1920), von 19 Eisrevuen, Dutzenden Filmmusiken und nicht weniger als 76 Operetten, darunter „Der Tanz ins Glück“ (1920), „Das Vorstadtmädel“ (1921) und „Zwei Herzen im Dreivierteltakt“ (1933). Robert Stolz starb am 27. Juni 1975 bei Aufnahmen in Berlin.

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Barbara Boisits, Stolz Robert Elisabeth, in: Österreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Stolz_Familie.xml

Stephan Frey, Robert Stolz, in: Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit. Online verfügbar unter: http://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00002669

Eugen Semrau, Robert Stolz: sein Leben, seine Musik. Salzburg – Wien – Frankfurt am Main 2002.

Robert-Stolz-Promenade

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Robert Stolz 1880–1975

Komponist. Stolz begann seine vielfältige Karriere 1897 als Kapellmeister in seiner Geburtsstadt Graz. Der letzte Meister der Operette und Schöpfer von Filmmusik und Schlagern wirkte primär in Wien, zudem in Berlin und 1938–1946 im freiwilligen Exil in Frankreich und den USA. Zu seinem Werk zählen auch Eis-Operetten, die er ab 1952 für die Wiener Eisrevue schuf.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Stolz war ein österreichischer Komponist primär von Operetten und Filmmusik. Er wurde am 25. August 1880 als Sohn des Musikpädagogen Jakob Stolz und seiner Frau Ida in Graz geboren. Ersten Klavierunterricht erteilte ihm seine Mutter. Er wechselte früh ans Wiener Konservatorium, um bei Robert Fuchs Harmonielehre, Kontrapunkt und Komposition zu studieren. 1897 wurde er Repetiteur-Assistent am Grazer Stadttheater (der heutigen Oper) und 1898 Korrepetitor und zweiter Kapellmeister in Marburg an der Drau/Maribor, wo 1901 seine erste Operette „Studentenulke“ uraufgeführt wurde. 1902 wurde Stolz Kapellmeister am Salzburger Stadttheater, 1903 war er als Dirigent eines Wiener Operettenensembles in Russland und als Kapellmeister eines französischen Zirkus in Berlin. 1903 bis 1905 war Stolz am Deutschen Theater in Brünn/Brno und ab 1907 am Theater an der Wien, wo er sich als Dirigent der „silbernen“ (i.e. zweiten) Operettenära einen Namen machte. Nachdem er in Wien mit eigenen Werken überzeugen konnte, gab er 1910 seine Kapellmeistertätigkeit auf, um sich ganz der Komposition zu widmen. Nach dem Ersten Weltkrieg, an dem er als Soldat teilnahm, war Stolz einer der ersten Komponisten des deutschsprachigen Raums, der den Jazz aufgriff. 1924 übernahm er ein Theater in Wien, die „Robert Stolz Bühne“, die jedoch nach nur einer Spielzeit bankrott ging. 1925 folgte die Übersiedelung nach Berlin, wo Stolz für das Kabarett der Komiker und andere Bühnen arbeitete, ehe er 1930 in das brandneue Genre des Tonfilms einstieg.

Obwohl Stolz nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten 1933 nicht wie viele seiner Kollegen aus rassistischen oder politischen Gründen verfolgt, sondern vielmehr heftig umworben wurde, hielt er von Anfang an Distanz zum NS-Regime. 1936 kehrte er nach Wien zurück und nutzte seine zahlreichen

Fahrten zwischen Wien und Berlin, um einer Reihe jüdischer Kollegen zur Flucht zu verhelfen. Bei Kriegsbeginn 1939 befand sich Stolz gerade in Paris, wo er seine 22 Jahre jüngere, fünfte und letzte Frau Yvonne Louise Ulrich, genannt „Einzi“, eine polnische Jüdin, kennenlernte. Sie war es, die für Stolz die Entlassung aus dem Internierungslager Colombes, in das er am 30. November 1939 als „feindlicher Ausländer“ eingeliefert worden war, erwirken konnte. Sie verhalf ihm zur Emigration nach New York, wo er am 1. April 1940 ankam. In den USA blieb Stolz der Filmbranche treu, zusätzlich begann er am Broadway als Produzent Fuß zu fassen. Stolz kehrte bereits 1946 nach Österreich zurück, wo er allerdings mit der Ablehnung seiner neuen Werke zu kämpfen hatte. Ab 1952 war er musikalischer Leiter und Komponist der Wiener Eisrevue. Bis kurz vor seinem Tod dirigierte er Konzerttourneen unter dem Motto „Eine Nacht in Wien“.

In Erinnerung geblieben ist Stolz als letzter Vertreter der klassischen Wiener Operette, der das aus dem 19. Jahrhundert stammende Genre mit dem gewandelten Publikumsgeschmack und modernen Präsentationsformen (Kino, Broadway-Revuen) des 20. Jahrhunderts in Einklang brachte, dabei jedoch den romantischen, mitunter als leicht empfundenen Stoffen seiner Vorgänger verhaftet blieb. Sein riesiges Werk weist nur wenig Abwechslung auf. Stolz ist der Komponist der Oper „Die Rosen der Madonna“ (uraufgeführt 1920), von 19 Eisrevuen, Dutzenden Filmmusiken und nicht weniger als 76 Operetten, darunter „Der Tanz ins Glück“ (1920), „Das Vorstadtmädel“ (1921) und „Zwei Herzen im Dreivierteltakt“ (1933). Robert Stolz starb am 27. Juni 1975 bei Aufnahmen in Berlin.

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Barbara Boisits, Stolz Robert Elisabeth, in: Österreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Stolz_Familie.xml

Stephan Frey, Robert Stolz, in: Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit. Online verfügbar unter: http://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00002669

Eugen Semrau, Robert Stolz: sein Leben, seine Musik. Salzburg – Wien – Frankfurt am Main 2002.

Robert-Viertl-Straße

Datum der Benennung

20.9.2012

Text der Zusatztafel

Robert Viertl 1920–1976

Architekt, Unternehmer. Der gebürtige Tiroler übernahm nach dem Studium an der Technischen Hochschule in Graz und der Baumeisterprüfung einen Grazer Baubetrieb, mit dem er etwa den neuen Trakt der Leonhardkirche gestaltete. Viertl war als Lehrer an der HTBLA Ortwein tätig und gründete 1956 mit dem „Betonwerk Straßgang“ eine Leichtbeton- und Fertigteilproduktion.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Viertl war ein aus Tirol stammender Grazer Baumeister und Betonunternehmer. Er wurde am 23. Mai 1920 als Sohn des Salinenmeisters Josef Viertl und seiner Frau Paula, geborene Leitner, in Hall in Tirol geboren. Nach der Hauptschule in Hall besuchte er ab 1936 die HTL Anichstraße in Innsbruck, wo er am 1. März 1940 in Hochbautechnik maturierte.¹ Danach studierte er vermutlich an der NS-ideologisch geprägten Staatlichen Hochschule für Baukunst, bildende Künste und Handwerk in Weimar. Während des Krieges war er als Bauleiter mit Wehrmachtsbauten in Tirol und Bayern beschäftigt.²

Am 20. Oktober 1945 heiratete er in Graz Gertrude Oechs.³ 1948 gründete Viertl ebenfalls in Graz seine erste Firma. Viertl wird in Verwaltungsdokumenten als „Stadtbaumeister“ bezeichnet. Ein Studium an der Technischen Hochschule in Graz ist nicht nachweisbar.⁴ 1956 gründete Viertl in Graz-Straßgang ein Betonwerk, das unter seinem Namen geführt wurde.

Viertl war Obmann der Berufsgruppe Betonwarenerzeuger und Mitglied im Ausschuss der Bundesinnung in Wien. Einige Neuerungen in der Betonerzeugung sowie Patente gehen auf Robert

¹ Telefonische Auskunft von Anton Walch, HTL Trenkwaldstraße, Innsbruck am 14. Dezember 2022.

² Viertel (sic!), Robert, Ing., in: Kurt Reichl, Lexikon der Persönlichkeiten und Unternehmungen Steiermark. Graz 1955.

³ Antrag auf Ausstellung eines Staatsbürgerschaftsnachweises vom 19. Jänner 1949, Stadtarchiv Graz.

⁴ Telefonische Anfrage im Archiv der TU Graz am 29. November 2022.

Viertel zurück.⁵ Er war offenbar als Baumeister oder Bauunternehmer in den vom Architekten Karl Leibold geplanten Erweiterungsbau der Leonhardkirche involviert.⁶ Robert Viertel starb am 10. Jänner 1976 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Viertel (sic!), Robert, Ing., in: Kurt Reichl, Lexikon der Persönlichkeiten und Unternehmungen Steiermark. Graz 1955.

⁵ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁶ Bericht des SVA an den GR vom 2. August 2012.

Roseggergarten

Datum der Benennung

17.3.1955

Text der Zusatztafel

Peter Rosegger 1843–1918

Schriftsteller. Seinem Geburtsort Alpl in der Waldheimat setzte Rosegger ebenso ein literarisches Denkmal wie der bäuerlichen Kultur. Seit 1865 lebte er in Graz, holte eine geregelte Schulbildung nach und stieg ab 1869 zu einem international gefeierten Heimatdichter auf. Rosegger prägte mit seinen episodisch-pointierten Erzählungen die steirische Identität.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Rosegger war das älteste von sieben Kindern des Waldbauern Lorenz Roßegger (1814–1896) und dessen Ehefrau Maria, geb. Zeilbauer (1818–1872), und wurde am 31. Juli 1843 am steirischen Alpl bei Krieglach geboren. Der Vater war Analphabet, die Mutter konnte – für Bergbauern unüblich – lesen. Er erhielt 1848–1854 einen (beschränkten) Schulunterricht in der Wanderklasse des aus St. Kathrein verwiesenen Lehrers Michael Patterer (1805–1857). Da die Versuche, dem körperlich schwachen Jungen einen Bildungsgang als Pfarrer zu eröffnen, scheiterten, absolvierte er 1860 bis 1863 eine Schneiderlehre beim Störschneidermeister Ignaz Orthofer (1815–1902) in St. Kathrein am Hauenstein in der Steiermark und verblieb dort als Geselle bis 1865. In dieser Zeit verfasste er in der Freizeit „Jugendschriften“: an Volkskalendern orientierte Hefte mit Geschichten, Predigten, Rätseln, Tagebucheinträgen, Witzen – versehen mit Zeichnungen („Museum“). 1864 schickte er entsprechende Proben an den Chefredakteur der Grazer „Tagespost“, Adalbert Swoboda (1828–1902), der sich für ihn verwendete und im Artikel „Ein steirischer Volksdichter“ zum Mäzenatentum für den „hoffnungsvollen Volksdichter“, „begabten Autodidakten“, „jungen Naturdichter“¹ aufrief.

In der Folge wurde Rosegger vom Industriellen und Bierbrauer Johann Peter Reininghaus (1818–1901) und anderen unterstützt und konnte in Graz ab 1865 die Akademie für Handel und Industrie besuchen, wo er als Gasthörer viereinhalb Jahre seine Bildung verbesserte. 1869 erschien als erste Buchveröffentlichung der Mundartgedichtband „Zither und Hackbrett“ mit einem Vorwort des damals prominenten Dichters Robert Hamerling. Ein Stipendium des Steiermärkischen

¹ Adalbert Swoboda, Ein steirischer Volksdichter, in: Tagespost vom 13. Dezember 1864, S. 1–4, hier S. 1. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gpt&datum=18641213&seite=1&>

Landesausschusses ermöglichte Rosegger u. a. die Finanzierung von Reisen (Deutschland, Niederlande, Schweiz, Italien). Nach den bei Grazer Verlagen erschienenen Bänden „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande“ (1870) brachte der ungarische Verleger Gustav Heckenast bis zu dessen Tod (1878) jährlich mindestens einen Band mit Erzählungen, Dorfgeschichten und Reiseskizzen heraus, darunter „Die Schriften des Waldschulmeisters“ (1875) und „Waldheimat“ (1877).²

1868 wurde der elterliche Hof zwangsversteigert, 1872 starb Roseggers Mutter. Am 13. Mai 1873 heiratete er in Graz-Mariagrün die Hutfabrikantentochter Anna Pichler (1851–1875), die im Jahr darauf den Sohn Josef (Sepp, 1874–1948) zur Welt brachte und dann nach der Geburt des nächsten Kindes, Anna (1875–1932), an einer Bauchfellentzündung starb. 1879 heiratete er in Krieglach, wo er 1877 ein Landhaus (heute Museum) errichten ließ, die Bauunternehmerstochter Anna Knaur (1860–1932). In den folgenden Jahren wurden drei weitere Kinder geboren: Hans Ludwig (1880–1929), Margarethe (1883–1948) und Martha (1890–1948).

1876 gründete Rosegger in Graz die ab Oktober erscheinende Monatschrift „Heimgarten, Zeitschrift für das deutsche Haus“, die er mit einem bewundernswerten Arbeitsaufwand mit vielen eigenen, teilweise unter Pseudonym verfassten, auf aktuelle Ereignisse reagierenden journalistischen Beiträgen über den Literaturbereich hinaus zu einer auch sozialhistorisch interessanten Kulturzeitschrift ausbaute. 1910 übergab er die Herausgeberschaft an seinen deutschnational-radikalen Sohn Hans Ludwig, mit dem die Zeitschrift in den 1920er-Jahren endgültig in ein anschlussorientiertes, völkisches Fahrwasser geriet; sie erschien auch noch nach dessen Tod 1929 bis September 1934. Auf aktuelle Entwicklungen reagierte Rosegger auch mit dem 1886 geschriebenen und 1888 als Buch erschienenen Roman „Jakob der Letzte“, in dem er mit dem Protagonisten Jakob Steinreuter eine störrische Widerstandsfigur gegen das durch Industrialisierung und Kapitalismus hervorgerufene Bauernsterben zeichnet, die scheitert und als Mörder und Selbstmörder endet. Die bereits hier deutlich werdende antiurbane, sozialistenfeindliche und regressiv-romantisierende Idealisierung von Heimat, Bescheidenheit und Natürlichkeit war in den späteren Romanen „Erdsegen“ (1900) und „Weltgift“ (1903) verstärkt zu verzeichnen.

Parallel dazu näherte er sich in seinem „Abgleiten von einem liberalen Kosmopolitismus zum konservativen Nationalismus“³ – insbesondere nach den besonders in Graz 1897 erbittert

² Gesamt- und Auswahlgaben Roseggers: Nach dem Tod Heckenasts wurde Adolf Hartleben (1835–1903) sein neuer Verleger. Dort erschienen u. a. ab 1886 bis zum Bruch 1894 30 Bände „Ausgewählte Schriften“, deren Edition dann vom neuen Verlag Staackmann fortgesetzt wurde. 1913 bis 1916 sollten dann dort die 40 Bände der „Gesammelten Werke“ erscheinen. 2018 erschienen schlussendlich vier Bände „Ausgewählte Werke“ unter der Herausgeberschaft von Daniela Strigl und Karl Wagner, jeweils mit Materialien, Kommentar und Nachwort.

³ Eva Philippoff, Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz – Wien – Köln 1993, S. 131.

bekämpften Badenischen Sprachenverordnungen – den Positionen deutschnationaler Interessensvereinigungen wie des „Deutschen Schulvereins“ an und rief anlässlich des 30-jährigen Bestehens zur „Zweimillionensammlung“ zur Errichtung und Erhaltung von deutschen Schulen an den Sprachgrenzen auf, die ausgesprochen erfolgreich war. Aufgrund dieses Engagements erfolgten zwar angesichts der Nominierung zum Nobelpreis 1913 „teilweise primitive Polemiken gegen Rosegger in tschechischen Zeitungen“, tatsächlich war der Preis aber ohnehin einem anderen zugedacht: „Der Favorit war von Anfang an der Franzose Fatiguet, und nicht der Österreicher Rosegger.“⁴

In den von Rosegger für den Band „Steirischer Waffensegen“ (1916) beigesteuerten, bereits vorher publizierten Texten, bei dem er sich mit dem Hassprediger Ottokar Kernstock zusammenspannen ließ, lässt sich zwar das gängige Freund-Feind-Schema und patriotisches Wortgeklänge beobachten, allerdings (vor allem in der Prosa) deutlich relativiert durch ein humanistisch-individualisierendes Vermögen, „die Gesichter einzelner Menschen zu erkennen, Menschen mit Namen und Schicksal, hüben und drüben, an der Front wie im Hinterland“⁵.

Peter Rosegger starb am 26. Juni 1918 in Krieglach. Sein Nachlass wurde nach einem langandauernden Status als „Dauerleihgabe“ von der Steiermärkischen Landesregierung für die Landesbibliothek nach einem Rechtsstreit um 2.500.000.- öS angekauft.⁶ Teile davon – insbesondere der Korrespondenz – können online abgerufen werden.⁷

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eva Philippoff, Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz – Wien – Köln 1993.

Peter Rosegger, Deutschland–Österreich, in: Peter Rosegger – Ottokar Kernstock, Steirischer Waffensegen. Graz 1916, S. 24.

⁴ Bekommen hat den Nobelpreis dann allerdings nicht der Literaturhistoriker Émile Faguet (1847–1916), sondern der indische Autor Rabindranath Tagore (1861–1941) aufgrund der Intervention des Akademie-Mitglieds Verner von Heidenstam (1859–1940). Hans Peter Weingand (Hg.), Der unbekannt Peter Rosegger. Graz 2018, S. 184. Vgl. dort auch zitiert die entrüsteten Zeitungsberichte und der doch sehr zurückhaltende Brief Roseggers an Wilhelm Kienzl, S. 185–187. Die später immer wieder vorgebrachte Anti-Tschechen-Polemik deutschnationaler Rosegger-Interpreten entbehrt hier jedenfalls einer faktischen Grundlage.

⁵ Christian Teissl, „Man kommt sich vor wie in der Wüste“. Der langsame Abschied des Peter Rosegger. Wien – Graz – Klagenfurt 2018, S. 60.

⁶ Vgl. Weingand, Rosegger, S. 281.

⁷ Steiermärkische Landesbibliothek [Rara Bib], Nachlass Peter Rosegger. Online verfügbar unter: <https://egov.stmk.gv.at/stmk.gv.at/lbstdig/kategorie/nachlaesse>

Steiermärkische Landesbibliothek [Rara Bib], Nachlass Peter Rosegger. Online verfügbar unter:

<https://egov.stmk.gv.at/stmk.gv.at/lbstdig/kategorie/nachlaesse>

Adalbert Swoboda, Ein steirischer Volksdichter, in: Tagespost vom 13. Dezember 1864, S. 1–4. Online

verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gpt&datum=18641213&seite=1&>

Christian Teissl, „Man kommt sich vor wie in der Wüste“. Der langsame Abschied des Peter Rosegger.

Wien – Graz – Klagenfurt 2018.

Hans Peter Weingand (Hg.), Der unbekannte Peter Rosegger. Graz 2018.

Roseggerkai

Datum der Benennung

25.6.1913

Text der Zusatztafel

Peter Rosegger 1843–1918

Schriftsteller. Seinem Geburtsort Alpl in der Waldheimat setzte Rosegger ebenso ein literarisches Denkmal wie der bäuerlichen Kultur. Seit 1865 lebte er in Graz, holte eine geregelte Schulbildung nach und stieg ab 1869 zu einem international gefeierten Heimatdichter auf. Rosegger prägte mit seinen episodisch-pointierten Erzählungen die steirische Identität.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Rosegger war das älteste von sieben Kindern des Waldbauern Lorenz Roßegger (1814–1896) und dessen Ehefrau Maria, geb. Zeilbauer (1818–1872), und wurde am 31. Juli 1843 am steirischen Alpl bei Krieglach geboren. Der Vater war Analphabet, die Mutter konnte – für Bergbauern unüblich – lesen. Er erhielt 1848–1854 einen (beschränkten) Schulunterricht in der Wanderklasse des aus St. Kathrein verwiesenen Lehrers Michael Patterer (1805–1857). Da die Versuche, dem körperlich schwachen Jungen einen Bildungsgang als Pfarrer zu eröffnen, scheiterten, absolvierte er 1860 bis 1863 eine Schneiderlehre beim Störschneidermeister Ignaz Orthofer (1815–1902) in St. Kathrein am Hauenstein in der Steiermark und verblieb dort als Geselle bis 1865. In dieser Zeit verfasste er in der Freizeit „Jugendschriften“: an Volkskalendern orientierte Hefte mit Geschichten, Predigten, Rätseln, Tagebucheinträgen, Witzen – versehen mit Zeichnungen („Museum“). 1864 schickte er entsprechende Proben an den Chefredakteur der Grazer „Tagespost“, Adalbert Swoboda (1828–1902), der sich für ihn verwendete und im Artikel „Ein steirischer Volksdichter“ zum Mäzenatentum für den „hoffnungsvollen Volksdichter“, „begabten Autodidakten“, „jungen Naturdichter“¹ aufrief.

In der Folge wurde Rosegger vom Industriellen und Bierbrauer Johann Peter Reininghaus (1818–1901) und anderen unterstützt und konnte in Graz ab 1865 die Akademie für Handel und Industrie besuchen, wo er als Gasthörer viereinhalb Jahre seine Bildung verbesserte. 1869 erschien als erste Buchveröffentlichung der Mundartgedichtband „Zither und Hackbrett“ mit einem Vorwort des damals prominenten Dichters Robert Hamerling. Ein Stipendium des Steiermärkischen

¹ Adalbert Swoboda, Ein steirischer Volksdichter, in: Tagespost vom 13. Dezember 1864, S. 1–4, hier S. 1. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gpt&datum=18641213&seite=1&>

Landesausschusses ermöglichte Rosegger u. a. die Finanzierung von Reisen (Deutschland, Niederlande, Schweiz, Italien). Nach den bei Grazer Verlagen erschienenen Bänden „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande“ (1870) brachte der ungarische Verleger Gustav Heckenast bis zu dessen Tod (1878) jährlich mindestens einen Band mit Erzählungen, Dorfgeschichten und Reiseskizzen heraus, darunter „Die Schriften des Waldschulmeisters“ (1875) und „Waldheimat“ (1877).²

1868 wurde der elterliche Hof zwangsversteigert, 1872 starb Roseggers Mutter. Am 13. Mai 1873 heiratete er in Graz-Mariagrün die Hutfabrikantentochter Anna Pichler (1851–1875), die im Jahr darauf den Sohn Josef (Sepp, 1874–1948) zur Welt brachte und dann nach der Geburt des nächsten Kindes, Anna (1875–1932), an einer Bauchfellentzündung starb. 1879 heiratete er in Krieglach, wo er 1877 ein Landhaus (heute Museum) errichten ließ, die Bauunternehmerstochter Anna Knaur (1860–1932). In den folgenden Jahren wurden drei weitere Kinder geboren: Hans Ludwig (1880–1929), Margarethe (1883–1948) und Martha (1890–1948).

1876 gründete Rosegger in Graz die ab Oktober erscheinende Monatschrift „Heimgarten, Zeitschrift für das deutsche Haus“, die er mit einem bewundernswerten Arbeitsaufwand mit vielen eigenen, teilweise unter Pseudonym verfassten, auf aktuelle Ereignisse reagierenden journalistischen Beiträgen über den Literaturbereich hinaus zu einer auch sozialhistorisch interessanten Kulturzeitschrift ausbaute. 1910 übergab er die Herausgeberschaft an seinen deutschnational-radikalen Sohn Hans Ludwig, mit dem die Zeitschrift in den 1920er-Jahren endgültig in ein anschlussorientiertes, völkisches Fahrwasser geriet; sie erschien auch noch nach dessen Tod 1929 bis September 1934. Auf aktuelle Entwicklungen reagierte Rosegger auch mit dem 1886 geschriebenen und 1888 als Buch erschienenen Roman „Jakob der Letzte“, in dem er mit dem Protagonisten Jakob Steinreuter eine störrische Widerstandsfigur gegen das durch Industrialisierung und Kapitalismus hervorgerufene Bauernsterben zeichnet, die scheitert und als Mörder und Selbstmörder endet. Die bereits hier deutlich werdende antiurbane, sozialistenfeindliche und regressiv-romantisierende Idealisierung von Heimat, Bescheidenheit und Natürlichkeit war in den späteren Romanen „Erdsegen“ (1900) und „Weltgift“ (1903) verstärkt zu verzeichnen.

Parallel dazu näherte er sich in seinem „Abgleiten von einem liberalen Kosmopolitismus zum konservativen Nationalismus“³ – insbesondere nach den besonders in Graz 1897 erbittert

² Gesamt- und Auswahlgaben Roseggers: Nach dem Tod Heckenasts wurde Adolf Hartleben (1835–1903) sein neuer Verleger. Dort erschienen u. a. ab 1886 bis zum Bruch 1894 30 Bände „Ausgewählte Schriften“, deren Edition dann vom neuen Verlag Staackmann fortgesetzt wurde. 1913 bis 1916 sollten dann dort die 40 Bände der „Gesammelten Werke“ erscheinen. 2018 erschienen schlussendlich vier Bände „Ausgewählte Werke“ unter der Herausgeberschaft von Daniela Strigl und Karl Wagner, jeweils mit Materialien, Kommentar und Nachwort.

³ Eva Philippoff, Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz – Wien – Köln 1993, S. 131.

bekämpften Badenischen Sprachenverordnungen – den Positionen deutschnationaler Interessensvereinigungen wie des „Deutschen Schulvereins“ an und rief anlässlich des 30-jährigen Bestehens zur „Zweimillionensammlung“ zur Errichtung und Erhaltung von deutschen Schulen an den Sprachgrenzen auf, die ausgesprochen erfolgreich war. Aufgrund dieses Engagements erfolgten zwar angesichts der Nominierung zum Nobelpreis 1913 „teilweise primitive Polemiken gegen Rosegger in tschechischen Zeitungen“, tatsächlich war der Preis aber ohnehin einem anderen zugedacht: „Der Favorit war von Anfang an der Franzose Fatiguet, und nicht der Österreicher Rosegger.“⁴

In den von Rosegger für den Band „Steirischer Waffensegen“ (1916) beigesteuerten, bereits vorher publizierten Texten, bei dem er sich mit dem Hassprediger Ottokar Kernstock zusammenspannen ließ, lässt sich zwar das gängige Freund-Feind-Schema und patriotisches Wortgeklänge beobachten, allerdings (vor allem in der Prosa) deutlich relativiert durch ein humanistisch-individualisierendes Vermögen, „die Gesichter einzelner Menschen zu erkennen, Menschen mit Namen und Schicksal, hüben und drüben, an der Front wie im Hinterland“⁵.

Peter Rosegger starb am 26. Juni 1918 in Krieglach. Sein Nachlass wurde nach einem langandauernden Status als „Dauerleihgabe“ von der Steiermärkischen Landesregierung für die Landesbibliothek nach einem Rechtsstreit um 2.500.000.- öS angekauft.⁶ Teile davon – insbesondere der Korrespondenz – können online abgerufen werden.⁷

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eva Philippoff, Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz – Wien – Köln 1993.

Peter Rosegger, Deutschland–Österreich, in: Peter Rosegger – Ottokar Kernstock, Steirischer Waffensegen. Graz 1916, S. 24.

⁴ Bekommen hat den Nobelpreis dann allerdings nicht der Literaturhistoriker Émile Faguet (1847–1916), sondern der indische Autor Rabindranath Tagore (1861–1941) aufgrund der Intervention des Akademie-Mitglieds Verner von Heidenstam (1859–1940). Hans Peter Weingand (Hg.), Der unbekannt Peter Rosegger. Graz 2018, S. 184. Vgl. dort auch zitiert die entrüsteten Zeitungsberichte und der doch sehr zurückhaltende Brief Roseggers an Wilhelm Kienzl, S. 185–187. Die später immer wieder vorgebrachte Anti-Tschechen-Polemik deutschnationaler Rosegger-Interpreten entbehrt hier jedenfalls einer faktischen Grundlage.

⁵ Christian Teissl, „Man kommt sich vor wie in der Wüste“. Der langsame Abschied des Peter Rosegger. Wien – Graz – Klagenfurt 2018, S. 60.

⁶ Vgl. Weingand, Rosegger, S. 281.

⁷ Steiermärkische Landesbibliothek [Rara Bib], Nachlass Peter Rosegger. Online verfügbar unter: <https://egov.stmk.gv.at/stmk.gv.at/lbstdig/kategorie/nachlaesse>

Steiermärkische Landesbibliothek [Rara Bib], Nachlass Peter Rosegger. Online verfügbar unter:

<https://egov.stmk.gv.at/stmk.gv.at/lbstdig/kategorie/nachlaesse>

Adalbert Swoboda, Ein steirischer Volksdichter, in: Tagespost vom 13. Dezember 1864, S. 1–4. Online

verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gpt&datum=18641213&seite=1&>

Christian Teissl, „Man kommt sich vor wie in der Wüste“. Der langsame Abschied des Peter Rosegger.

Wien – Graz – Klagenfurt 2018.

Hans Peter Weingand (Hg.), Der unbekannte Peter Rosegger. Graz 2018.

Roseggerweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Peter Rosegger 1843–1918

Schriftsteller. Seinem Geburtsort Alpl in der Waldheimat setzte Rosegger ebenso ein literarisches Denkmal wie der bäuerlichen Kultur. Seit 1865 lebte er in Graz, holte eine geregelte Schulbildung nach und stieg ab 1869 zu einem international gefeierten Heimatdichter auf. Rosegger prägte mit seinen episodisch-pointierten Erzählungen die steirische Identität.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Peter Rosegger war das älteste von sieben Kindern des Waldbauern Lorenz Roßegger (1814–1896) und dessen Ehefrau Maria, geb. Zeilbauer (1818–1872), und wurde am 31. Juli 1843 am steirischen Alpl bei Krieglach geboren. Der Vater war Analphabet, die Mutter konnte – für Bergbauern unüblich – lesen. Er erhielt 1848–1854 einen (beschränkten) Schulunterricht in der Wanderklasse des aus St. Kathrein verwiesenen Lehrers Michael Patterer (1805–1857). Da die Versuche, dem körperlich schwachen Jungen einen Bildungsgang als Pfarrer zu eröffnen, scheiterten, absolvierte er 1860 bis 1863 eine Schneiderlehre beim Störschneidermeister Ignaz Orthofer (1815–1902) in St. Kathrein am Hauenstein in der Steiermark und verblieb dort als Geselle bis 1865. In dieser Zeit verfasste er in der Freizeit „Jugendschriften“: an Volkskalendern orientierte Hefte mit Geschichten, Predigten, Rätseln, Tagebucheinträgen, Witzen – versehen mit Zeichnungen („Museum“). 1864 schickte er entsprechende Proben an den Chefredakteur der Grazer „Tagespost“, Adalbert Swoboda (1828–1902), der sich für ihn verwendete und im Artikel „Ein steirischer Volksdichter“ zum Mäzenatentum für den „hoffnungsvollen Volksdichter“, „begabten Autodidakten“, „jungen Naturdichter“¹ aufrief.

In der Folge wurde Rosegger vom Industriellen und Bierbrauer Johann Peter Reininghaus (1818–1901) und anderen unterstützt und konnte in Graz ab 1865 die Akademie für Handel und Industrie besuchen, wo er als Gasthörer viereinhalb Jahre seine Bildung verbesserte. 1869 erschien als erste Buchveröffentlichung der Mundartgedichtband „Zither und Hackbrett“ mit einem Vorwort des damals prominenten Dichters Robert Hamerling. Ein Stipendium des Steiermärkischen

¹ Adalbert Swoboda, Ein steirischer Volksdichter, in: Tagespost vom 13. Dezember 1864, S. 1–4, hier S. 1. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gpt&datum=18641213&seite=1&>

Landesausschusses ermöglichte Rosegger u. a. die Finanzierung von Reisen (Deutschland, Niederlande, Schweiz, Italien). Nach den bei Grazer Verlagen erschienenen Bänden „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande“ (1870) brachte der ungarische Verleger Gustav Heckenast bis zu dessen Tod (1878) jährlich mindestens einen Band mit Erzählungen, Dorfgeschichten und Reiseskizzen heraus, darunter „Die Schriften des Waldschulmeisters“ (1875) und „Waldheimat“ (1877).²

1868 wurde der elterliche Hof zwangsversteigert, 1872 starb Roseggers Mutter. Am 13. Mai 1873 heiratete er in Graz-Mariagrün die Hutfabrikantentochter Anna Pichler (1851–1875), die im Jahr darauf den Sohn Josef (Sepp, 1874–1948) zur Welt brachte und dann nach der Geburt des nächsten Kindes, Anna (1875–1932), an einer Bauchfellentzündung starb. 1879 heiratete er in Krieglach, wo er 1877 ein Landhaus (heute Museum) errichten ließ, die Bauunternehmerstochter Anna Knaur (1860–1932). In den folgenden Jahren wurden drei weitere Kinder geboren: Hans Ludwig (1880–1929), Margarethe (1883–1948) und Martha (1890–1948).

1876 gründete Rosegger in Graz die ab Oktober erscheinende Monatschrift „Heimgarten, Zeitschrift für das deutsche Haus“, die er mit einem bewundernswerten Arbeitsaufwand mit vielen eigenen, teilweise unter Pseudonym verfassten, auf aktuelle Ereignisse reagierenden journalistischen Beiträgen über den Literaturbereich hinaus zu einer auch sozialhistorisch interessanten Kulturzeitschrift ausbaute. 1910 übergab er die Herausgeberschaft an seinen deutschnational-radikalen Sohn Hans Ludwig, mit dem die Zeitschrift in den 1920er-Jahren endgültig in ein anschlussorientiertes, völkisches Fahrwasser geriet; sie erschien auch noch nach dessen Tod 1929 bis September 1934. Auf aktuelle Entwicklungen reagierte Rosegger auch mit dem 1886 geschriebenen und 1888 als Buch erschienenen Roman „Jakob der Letzte“, in dem er mit dem Protagonisten Jakob Steinreuter eine störrische Widerstandsfigur gegen das durch Industrialisierung und Kapitalismus hervorgerufene Bauernsterben zeichnet, die scheitert und als Mörder und Selbstmörder endet. Die bereits hier deutlich werdende antiurbane, sozialistenfeindliche und regressiv-romantisierende Idealisierung von Heimat, Bescheidenheit und Natürlichkeit war in den späteren Romanen „Erdsegen“ (1900) und „Weltgift“ (1903) verstärkt zu verzeichnen.

Parallel dazu näherte er sich in seinem „Abgleiten von einem liberalen Kosmopolitismus zum konservativen Nationalismus“³ – insbesondere nach den besonders in Graz 1897 erbittert

² Gesamt- und Auswahlgaben Roseggers: Nach dem Tod Heckenasts wurde Adolf Hartleben (1835–1903) sein neuer Verleger. Dort erschienen u. a. ab 1886 bis zum Bruch 1894 30 Bände „Ausgewählte Schriften“, deren Edition dann vom neuen Verlag Staackmann fortgesetzt wurde. 1913 bis 1916 sollten dann dort die 40 Bände der „Gesammelten Werke“ erscheinen. 2018 erschienen schlussendlich vier Bände „Ausgewählte Werke“ unter der Herausgeberschaft von Daniela Strigl und Karl Wagner, jeweils mit Materialien, Kommentar und Nachwort.

³ Eva Philippoff, Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz – Wien – Köln 1993, S. 131.

bekämpften Badenischen Sprachenverordnungen – den Positionen deutschnationaler Interessensvereinigungen wie des „Deutschen Schulvereins“ an und rief anlässlich des 30-jährigen Bestehens zur „Zweimillionensammlung“ zur Errichtung und Erhaltung von deutschen Schulen an den Sprachgrenzen auf, die ausgesprochen erfolgreich war. Aufgrund dieses Engagements erfolgten zwar angesichts der Nominierung zum Nobelpreis 1913 „teilweise primitive Polemiken gegen Rosegger in tschechischen Zeitungen“, tatsächlich war der Preis aber ohnehin einem anderen zugedacht: „Der Favorit war von Anfang an der Franzose Fatiguet, und nicht der Österreicher Rosegger.“⁴

In den von Rosegger für den Band „Steirischer Waffensegen“ (1916) beigesteuerten, bereits vorher publizierten Texten, bei dem er sich mit dem Hassprediger Ottokar Kernstock zusammenspannen ließ, lässt sich zwar das gängige Freund-Feind-Schema und patriotisches Wortgeklänge beobachten, allerdings (vor allem in der Prosa) deutlich relativiert durch ein humanistisch-individualisierendes Vermögen, „die Gesichter einzelner Menschen zu erkennen, Menschen mit Namen und Schicksal, hüben und drüben, an der Front wie im Hinterland“⁵.

Peter Rosegger starb am 26. Juni 1918 in Krieglach. Sein Nachlass wurde nach einem langandauernden Status als „Dauerleihgabe“ von der Steiermärkischen Landesregierung für die Landesbibliothek nach einem Rechtsstreit um 2.500.000.- öS angekauft.⁶ Teile davon – insbesondere der Korrespondenz – können online abgerufen werden.⁷

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eva Philippoff, Peter Rosegger. Dichter der verlorenen Scholle. Eine Biographie. Graz – Wien – Köln 1993.

Peter Rosegger, Deutschland–Österreich, in: Peter Rosegger – Ottokar Kernstock, Steirischer Waffensegen. Graz 1916, S. 24.

⁴ Bekommen hat den Nobelpreis dann allerdings nicht der Literaturhistoriker Émile Faguet (1847–1916), sondern der indische Autor Rabindranath Tagore (1861–1941) aufgrund der Intervention des Akademie-Mitglieds Verner von Heidenstam (1859–1940). Hans Peter Weingand (Hg.), Der unbekannt Peter Rosegger. Graz 2018, S. 184. Vgl. dort auch zitiert die entrüsteten Zeitungsberichte und der doch sehr zurückhaltende Brief Roseggers an Wilhelm Kienzl, S. 185–187. Die später immer wieder vorgebrachte Anti-Tschechen-Polemik deutschnationaler Rosegger-Interpreten entbehrt hier jedenfalls einer faktischen Grundlage.

⁵ Christian Teissl, „Man kommt sich vor wie in der Wüste“. Der langsame Abschied des Peter Rosegger. Wien – Graz – Klagenfurt 2018, S. 60.

⁶ Vgl. Weingand, Rosegger, S. 281.

⁷ Steiermärkische Landesbibliothek [Rara Bib], Nachlass Peter Rosegger. Online verfügbar unter: <https://egov.stmk.gv.at/stmk.gv.at/lbstdig/kategorie/nachlaesse>

Steiermärkische Landesbibliothek [Rara Bib], Nachlass Peter Rosegger. Online verfügbar unter:

<https://egov.stmk.gv.at/stmk.gv.at/lbstdig/kategorie/nachlaesse>

Adalbert Swoboda, Ein steirischer Volksdichter, in: Tagespost vom 13. Dezember 1864, S. 1–4. Online

verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gpt&datum=18641213&seite=1&>

Christian Teissl, „Man kommt sich vor wie in der Wüste“. Der langsame Abschied des Peter Rosegger.

Wien – Graz – Klagenfurt 2018.

Hans Peter Weingand (Hg.), Der unbekannte Peter Rosegger. Graz 2018.

Roßmanngasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Adolf Anton Rosmann 1847–1911

Architekt. Der auf Schloss Kornberg geborene Absolvent der Technischen Hochschule Graz durchlief ab 1870 eine Landesbeamtenkarriere und stieg 1901 zum Landesbaudirektor auf. Nach seinen Plänen entstanden mehrere steirische Krankenhäuser, doch den Abschluss seines größten Projektes, des 1912 eröffneten Landeskrankenhauses in St. Leonhard, erlebte er nicht mehr.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Adolf Anton Rosmann (auch: Roßmann) war ein Architekt. Er wurde am 24. Juli 1847 auf Schloss Kornberg bei Feldbach geboren. Rosmann kam nach seiner profunden Ausbildung an der Grazer Technischen Hochschule und einem Arbeitsverhältnis beim Grazer Bauunternehmer Moritz Fröhlich 1868 zur k. k. Südbahngesellschaft. Bei dieser war er bis 1870 als Ingenieurassistent tätig, um schließlich eine Stellung bei der k. k. Statthalterei anzutreten. Ab 1893 mit dem Titel Ingenieur versehen, wurde er im Juni 1896 zum Landesbaurat und mit 6. August 1901 zum Landesbaudirektor befördert. Im Landesdienst plante Rosmann mehrere Krankenhäuser der Steiermark, so das Leobener Stephanie-Spital, das Krankenhaus Knittelfeld und das Landesaltenpflegeheim Kindberg. Dazu kamen das 1908 bis 1910 in Graz errichtete Landesbauamt und die Heilanstalt Feldhof. Das neue Grazer Landeskrankenhaus in St. Leonhard plante er seit 1888. Gemeinsam mit Karl Hupfer hatte Rosmann auch die Bauleitung dieses Großprojekts inne. Enttäuscht über den schleppenden Baufortgang und massiver Medienkritik wegen der Explosion der Baukosten ausgesetzt, erschoss sich Rosmann ein Jahr vor der Fertigstellung des später hochgelobten Projekts auf der Baustelle. Rosmann starb am 14. November 1911 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 416.

Rückertgasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Friedrich Johann Michael Rückert 1788–1866

Schriftsteller. Der in Schweinfurt geborene, 1811 in Jena habilitierte Philologe beherrschte 44 Sprachen. Als Privatgelehrter nahm er 1826 die Erlanger Professur für Orientalistik und 1841 jene in Berlin an. Rückert legte neben Lyrik wie „Kindertodtenlieder“ von 1834 Übersetzungen orientalischer Literatur vor, etwa die erste deutsche Übertragung des Koran.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Rückert war ein deutscher Dichter und Orientalist des 19. Jahrhunderts. Er wurde als Friedrich Johann Michael Rückert am 16. Mai 1788 als Sohn eines Finanzbeamten in Schweinfurt (Unterfranken) geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Oberlauringen. Nach der Lateinschule in Schweinfurt begann er 1805 in Würzburg Rechtswissenschaften zu studieren, wechselte jedoch bald darauf die Studienrichtung und beschäftigte sich mit Philosophie und Ästhetik. In seiner Studienzeit war er Mitglied bei der Studentenverbindung Corps Frankonia. 1810 wurde er in Hildburghausen in die Freimaurerloge „Karl zum Rautenkranz“ aufgenommen. Zwei unglücklich verlaufende Liebesgeschichten aus dieser Zeit verarbeitete er in den Gedichtzyklen „Agnes“ und „Amaryllis“.

Nach Abschluss seines Studiums arbeitete er kurzzeitig als Privatdozent und Gymnasiallehrer. 1815 übernahm Rückert in Stuttgart die Redaktion des poetischen Teils des „Cotta’schen Morgenblatts“ für gebildete Stände. 1817 folgte eine Italienreise. 1818 lernte er in Wien den Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall kennen, der ihm Persisch beibrachte und ihn in die Orientalistik einführte. Zwischen 1819 und 1826 lebte Rückert in Ebern und in Coburg als Privatgelehrter. Seine schriftstellerische Arbeit aus der Zeit konzentrierte sich auf orientalische Themen. 1821 heiratete er die Tochter seines Archivars, Luise Wiethaus-Fischer, mit der er im Weiteren zehn Kinder hatte. 1826 nahm Rückert eine Professur für orientalische Sprachen und Literatur an der Universität Erlangen an. Den Tod zweier seiner Kinder in den Jahren 1833 und 1834 verarbeitete er in seinen „Kindertodtenliedern“, die später als „Kindertotenlieder“ von Gustav Mahler vertont weltweit bekannt wurden. Ab 1832 war Rückert korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

1841 nahm er eine Professur in Berlin an. Rückert fühlte sich jedoch in Berlin nicht wohl und 1848 wurde er von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen seines Amtes entbunden und mit einer Pension versehen. 1848 zog sich Rückert auf sein Landgut in Neuses zurück. Rückert blieb auch in seinen letzten beiden Lebensjahrzehnten sehr produktiv. Unter anderem schrieb er die Haus- und Jahreslieder und sein mehrere Tausend autobiografisch geprägte Gedichte umfassendes sogenanntes Liedertagebuch. Darin kommentierte er oft resignativ den Untergang seiner Epoche, kritisierte die Adelsgesellschaft und wies auf die Gefahren der Industrialisierung hin. Friedrich Rückert starb am 31. Jänner 1866 in Neuses, wo er auch begraben wurde.¹

Viele seiner Gedichte wurden teils zu seinen Lebzeiten, aber auch noch lange nach seinem Tod vertont. Rückert-Lieder gibt es unter anderem von Franz Schubert, Robert Schumann, Clara Schumann, Johannes Brahms, Carl Loewe, Heinrich Kaspar Schmid und Richard Strauss. Rückert beschäftigte sich Zeit seines Lebens mit über 40 verschiedenen Sprachen. Sein orientalistischer Nachlass wird von der Universität Münster verwaltet, der Großteil seines übrigen Nachlasses befindet sich im Schweinfurter Stadtarchiv.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Richard Dove, Rückert, (Johann Michael) Friedrich, in: Walther Killy (Hg.), Literatur-Lexikon. Bd. 10. Gütersloh – München 1991.

Rudolf Kreutner, Rückert, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118603817.html#ndbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Rückert, Friedrich, in: Meyers Konversations-Lexikon. Bd. 14. 4. Aufl. Leipzig – Wien 1885–1892.

¹ Rudolf Kreutner, Rückert, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118603817.html#ndbcontent>

Rudolf-Hans-Bartsch-Straße

Datum der Benennung

9.9.1965

Text der Zusatztafel

Rudolf Hans Bartsch 1873–1952

Schriftsteller. Der Offizier im Wiener Kriegsarchiv, ab 1908 zudem erfolgreicher Novellen- und Romanautor, arbeitete im Ersten Weltkrieg im Kriegspressequartier. Dann lebte er als freier Schriftsteller in seiner Geburtsstadt Graz, die in seinem literarischen Werk, das antisemitische Tendenzen aufweist, eine zentrale Stellung einnahm.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Hans Bartsch wurde am 11. Februar 1873 in Graz als Sohn des Militäroberarztes Dr. Leopold Bartsch (1844–1875) und dessen Frau Sophie, geb. Haller (1850–1937), in Graz geboren. Nach dem Selbstmord des Vaters am 11. November 1875 in Innsbruck kehrte die dorthin übersiedelte Mutter mit dem Kind nach Graz zurück. Der Knabe besuchte die Landesbürgerschule Ferdinandeum, schrieb allerdings aufgrund der strengen Erziehung durch die Mutter und zwei Tanten einen Brief an den Kaiser um die Gewährung eines Stipendiums für das Militärwaisenhaus in Fischau. Diesem Ersuchen wurde auch tatsächlich stattgegeben, es kam allerdings zu Strafversetzungen in die Kadettenanstalten nach Eisenstadt und dann nach Graz-Liebenau.¹

1894 meldete sich Bartsch zum „47. steirischen Regiment“ und arbeitete dort in der Regimentskanzlei. Durch eine persönliche Audienz beim Kaiser wurde er dem Generalstab zugeteilt und war ab 1895 bis zur Quittierung des Dienstes 1911 im k. u. k. Kriegsarchiv in Wien. Die Ferien verbrachte er regelmäßig in Graz, wo er auch seine Frau Berta Koscher (1885–1952) kennenlernte, die er 1903 heiratete und mit der er drei Töchter (Margaretha, Brigitta, Amrei) hatte. Nach Kriegsausbruch 1914 meldete er sich wieder zum Dienst im Kriegsarchiv und wurde der „Literarischen Gruppe“ zugewiesen, wo er sich zusammen mit seinem Freund Franz Karl Ginzkey

¹ Vgl. Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 70.

(1871–1963) „umgehend für die Zuweisung von Kollegen“² engagierte. Die Gruppe sollte die Feldzüge des Heeres wissenschaftlich dokumentieren, wobei populistische und propagandistische Publikationen zunehmend im Vordergrund standen. Bartsch selbst war es vor allem um eine Harmonisierung deutsch-preußischer und österreichischer Charaktereigenschaften zu tun: „Die tiefe Sittlichkeit und Ordnung deutschen Gemütes und das glückliche Lebenskünstlertum des Östreichers in Eins gegossen!“³ Nach dem Krieg kehrte Bartsch nach Graz zurück, begleitet von seiner zweiten Frau Margarethe (Grete) Noë (1891–1983). Weitere Domizile begründete er in Baden bei Wien und in Seewalchen am Attersee.

1938 warb er für die „Heimkehr ins Reich“ und akzeptierte ein Angebot, die Funktion des Landesleiters der Reichsschrifttumskammer zu übernehmen, was allerdings durch den NS-Kulturlandesrat Joseph Papesch verhindert wurde.⁴ Publizistisch trat Bartsch in der NS-Zeit nur mit einer zweiten Neufassung des bereits 1905 erstveröffentlichten Romans „Als Österreich zerfiel“ hervor, in der er eine den ideologischen Anforderungen entsprechende Umarbeitung vornahm.⁵ Finanziell war er u. a. aufgrund hoher Unterhaltszahlungen und sinkender Publikationstätigkeit bereits Ende der 1930er-Jahre in eine Schieflage geraten, obschon er seit dem einigermaßen kitschigen Schubert-Roman „Schwammerl“ (1912) „bis Ende der 1920er einer der meistgelesenen Autoren des deutschen Sprachraums“ gewesen war.⁶ Ab 1949 gewährte die Stadt Graz eine Ehrenrente, die 1951 von 300.- auf 800.- Schilling erhöht wurde. Im selben Jahr erhielt Bartsch – so wie viele andere nationale oder ehemalige NS-Autoren – den Peter-Rosegger-Preis verliehen. Rudolf Hans Bartsch starb am 7. Februar 1952 in seinem Haus in St. Peter in Graz. Seine Urne wurde in der ehemaligen Stallbastei am Schloßberg eingemauert und mit einer Gedenktafel versehen, deren Gedichtzeilen vom massiv NS-belasteten ehemaligen stellvertretenden RSK-Landesleiter Kärnten, Josef Friedrich Perkonig (1890–1959), stammen.

Als Schriftsteller feierte er einen Sensationserfolg mit dem 1908 in Buchform erschienenen Roman „Zwölf aus der Steiermark“. In einer Mischung von pantheistischer Naturseligkeit und schwärmerischer Jugendverehrung beschrieb Bartsch in Form von Kurzepisoden die unterschiedlichen Charaktere, Wahrnehmungsformen und Einstellungen von einem Dutzend Jünglingen, die in einem mit konkreten Ortsangaben und Beschreibungen konkretisierten Graz die

² Hannes Gruber, „Die Wortemacher des Krieges“. Zur Rolle österreichischer Schriftsteller im Kriegspressequartier des Armeeoberkommandos 1914–1918. Unpubl. Dipl.arb. Graz 2012, S. 66. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/224973?originalFilename=true>

³ Rudolf Hans Bartsch, Das deutsche Volk in schwerer Zeit. Berlin – Wien 1916, S. 249.

⁴ Vgl. Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Bd. 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008, S. 44.

⁵ Vgl. Gerhard Pail, Rudolf Hans Bartsch und sein Roman „Brüder im Sturm“, in: Donald D. Daviau (Hg.), Austrian Writers and the Anschluss: Understanding the Past – Overcoming the Past. Riverside/CA 1991, S. 168–187, v. a. S. 175–178.

⁶ Baur – Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945, S. 76.

schöne Else von Karminell umschwärmen. Der lyrische Grundton, die expressiv-pathetische Gefühlsbeschwörung vor dem Hintergrund einer erotisierenden Naturmetaphorik bilden einen Gegensatz zur bedächtig-statischen Abschildung der urbanen Umgebung – etwa bei Wilhelm Fischer (1846–1932). Die Figuren entsprechen keineswegs den deutschnationalen Konzepten vom kämpfenden Deutschtumsritter und es „gibt keine stämmigen Bauernrecken, seine Romanhelden lassen sich treiben, es sind sensible Menschen, die brüchig wirken.“⁷ Trotz der Vorbehalte eines Teils der politischen Rechten wurde Bartsch aufgrund seiner germanophilen Sympathie für den Nationalsozialismus und vor allem auch wegen seines Renommées als Erfolgsautor vom NS-Regime umworben,⁸ eine NS-Mitgliedschaft lag aber offenbar nicht vor.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Rudolf Hans Bartsch, *Das deutsche Volk in schwerer Zeit*. Berlin – Wien 1916.

Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, *Literatur in Österreich 1938–1945*. Handbuch eines literarischen Systems. Band 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.

Hannes Gruber, „Die Wortemacher des Krieges“. Zur Rolle österreichischer Schriftsteller im Kriegspressequartier des Armeekommandos 1914–1918. Unpubl. Dipl.arb. Graz 2012. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugrhs/download/pdf/224973?originalFilename=true>
Hans Heinz Hahnl, *Hofräte. Revoluzzer. Hungerleider. Vierzig verschollene österreichische Literaten*. Wien 1990.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mirella Kuchling, *Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen*. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999.

Gerhard Pail, Rudolf Hans Bartsch und sein Roman „Brüder im Sturm“, in: Donald D. Daviau (Hg.), *Austrian Writers and the Anschluß: Understanding the Past – Overcoming the Past*. Riverside/CA 1991, S. 168–187.

⁷ Hans Heinz Hahnl, *Hofräte. Revoluzzer. Hungerleider. Vierzig verschollene österreichische Literaten*. Wien 1990, S. 159.

⁸ Baur – Gradwohl-Schlacher, *Literatur in Österreich*, S. 77.

Rudolf-List-Gasse

Datum der Benennung

5.12.1985

Text der Zusatztafel

Rudolf List 1901–1979

Schriftsteller, Journalist, Kunstkritiker. Der gebürtige Leobener war Kultur- und Chefredakteur mehrerer Zeitungen und schuf Prosa- wie Lyrikbände. Das Mitglied des Cartellverbands war im autoritären Ständestaat bei der Vaterländischen Front, 1940 trat er der NSDAP bei. 1967–1982 schrieb List das dreibändige Nachschlagewerk „Kunst und Künstler in der Steiermark“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf List wurde am 11. Oktober 1901 in Leoben als Sohn des Gastwirts und Likörerzeugers Rudolf List (1866–1909) und der Kleinbauern- und Gastwirtschaftstochter Antonia List, geb. Mayer-Kaibič (1879–1922), geboren. Ab 1907 besuchte er die Volksschule in Leoben, dann das Leobner Staatsgymnasium, an dem er 1919 die Matura mit Auszeichnung ablegte. Anschließend begann er ein Studium der Germanistik und Geschichte mit Vorlesungen zur Kunstgeschichte, Geografie, Volkskunde und Philosophie in Graz. Nach dem Tod der Mutter 1922 schloss er das Studium mit dem Absolutorium ab und übernahm das Geschäft der Eltern, das aber dann aufgrund der Wirtschaftskrise verkauft werden musste.¹

In der Folge war List als Journalist tätig: 1924 gründete und leitete er bis 1928 die christlichsoziale „Leobner Zeitung“ und arbeitete im „Grazer Volksblatt“ mit. Auf Einladung von Friedrich Funder (1872–1959) wechselte er zur „Reichspost“, wo ihm die Leitung des Ressorts für Kultur und Feuilleton von 1928 bis 1938 oblag. Seit 1929 war er auch Mitarbeiter beim Österreichischen Rundfunk. Seine katholische Ausrichtung manifestierte sich in seiner Mitglied- und Präsidentschaft im Verband katholischer Schriftsteller und Journalisten Österreichs in den 1930er-Jahren. 1932 veröffentlichte er einen Band „Gedichte“, arbeitete aber prinzipiell in erster Linie als Journalist und Literaturhistoriker. „In der katholisch geprägten Ständestaatsdiktatur machte List rasch Karriere“ mit diversen Funktionen im staatlichen Kulturbereich, in den Medien und beeinflusste die Preisvergabe an meist

¹ Vgl. Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 181.

katholische oder nationale Autoren.² Nach dem „Anschluss“ veröffentlichte er im „Bekenntnisbuch“ des BdsÖ ein begeistert-martialisches Begrüßungsgedicht für den Nationalsozialismus mit einer Aufgabenstellung für die „eherne Mark“, „die Wehr zu vollenden / Heiligen Reiches schimmernde Wehr, du Schwert in den Händen“³. Kurz vor der Volksabstimmung hatte List gegen Schnitzler und die „marxistisch-materialistisch gefärbte liberale Geistigkeit“ und gegen die „deutschsprachige Judenliteratur in hundertfachen Spielarten“ polemisiert.⁴

1940 trat er der NSDAP bei, allerdings wurde er 1941 von der Gestapo einvernommen. Anfang November 1940 wanderte er ins Reichsprotectorat Böhmen und Mähren ab und hatte bis 1945 die Leitung des Kultur- und Feuilletonressorts beim „Brünner Tagblatt“ inne. Neben literarhistorischen und propagandistischen Werken veröffentlichte er 1941 die „mährische Rhapsodie“, „Der große Gesang“ von der Verfolgung der deutschen Minderheit in Tschechien, deren weitere Auflagen er allerdings 1943 verweigerte und im selben Jahr auch in Prag wegen eines Verstoßes gegen das Kritikverbot Josef Goebbels' vom Pressegericht verurteilt wurde.⁵ 1945 wurde er aus Brünn vertrieben und lebte eineinhalb Jahre in Oberösterreich, wo er im Herbst 1946 für die „Oberösterreichischen Nachrichten“ schrieb. 1947 kehrte er wieder nach Leoben zurück und gründete die „Obersteirische Zeitung“, 1946 bis 1948 war er Herausgeber der Kulturzeitschrift „Austria“. 1954 bis 1967 schrieb er für die „Südost-Tagespost“.⁶

Verdienste erwarb sich List vor allem um das in einzelnen Lieferungen erschienene Lexikon „Kunst und Künstler in der Steiermark (1967–1982), das erst posthum von Heribert Schwarzbauer (1922–2009), der ab dem Buchstaben S für den Verstorbenen einsprang, fertiggestellt wurde. Rudolf List starb am 28. November 1979 im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder und wurde auf dem St.-Leonhard-Friedhof beigesetzt. Seit 1931 war List mit Anna Grossauer (1904-2002) verheiratet, das Paar hatte drei Kinder: Margarita („Grita“), Erhard und Michael.

Insgesamt hatte Rudolf List in der NS-Zeit zwar einigen Gegenwind, passte sich aber ideologisch und publizistisch den Zeitläuften an, auch wenn er „nicht als überzeugter Nationalsozialist bezeichnet werden kann. Trotz öffentlicher antisemitischer Aussagen scheint es sich bei dem steirischen

² Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Band 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008, S. 227.

³ Rudolf List, Steirische Hymne, in: Bund deutscher Schriftsteller Österreichs (Hg.), Bekenntnisbuch österreichischer Dichter. Wien 1938, S. 62f., hier S. 62.

⁴ Rudolf List, Deutsches Sehnen und Kämpfen. Der Weg des Wiener Schrifttums zwischen Dunkel und Befreiung, in: Reichspost vom 8. April 1938, S. 11f., hier S. 11. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=rpt&datum=19380408&seite=11&zoom=33>

⁵ Vgl. Gudrun Ganglbauer, Eine kritische Aufarbeitung der Lebensgeschichte des steirischen Journalisten und Schriftstellers Rudolf List mit besonderem Fokus auf der Grazer Straßennamendebatte. Masterarb. Graz 2020, S. 176. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvu-grh/download/pdf/5805937>

⁶ Vgl. Ganglbauer, List, S. 112.

Journalisten und Schriftsteller vielmehr um einen Karrieristen und Opportunisten zu handeln, der nach sämtlichen politischen Systemwechseln versuchte, sich mit den neuen Machthabern und Machthaberinnen gut zu stellen“⁷.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

- Uwe Baur – Karin Gradwohl-Schlacher, Literatur in Österreich 1938–1945. Handbuch eines literarischen Systems. Band 1: Steiermark. Wien – Köln – Weimar 2008.
- Gudrun Ganglbauer, Eine kritische Aufarbeitung der Lebensgeschichte des steirischen Journalisten und Schriftstellers Rudolf List mit besonderem Fokus auf der Grazer Straßennamendebatte. Masterarb. Graz 2020. Online verfügbar unter: <https://unipub.uni-graz.at/obvugr/hs/download/pdf/5805937>
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999.
- Rudolf List, Steirische Hymne, in: Bund deutscher Schriftsteller Österreichs (Hg.), Bekenntnisbuch österreichischer Dichter. Wien 1938, S. 62f.
- Rudolf List, Deutsches Sehnen und Kämpfen. Der Weg des Wiener Schrifttums zwischen Dunkel und Befreiung, in: Reichspost vom 8. April 1938, S. 11f. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=rpt&datum=19380408&seite=11&zoom=33>

⁷ Ganglbauer, List, S. 176.

Rungeweg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Friedlieb Ferdinand Runge 1794–1867

Chemiker. Der gelernte Apotheker aus Hamburg promovierte in Medizin und Chemie und isolierte dabei 1819 erstmals Koffein. Der habilitierte Chemiker, 1828–1832 nach Breslau/Wrocław berufen, leistete Pionierarbeit zur Chromatografie. Runge entdeckte 1833 als technischer Direktor der „Chemischen Produktenfabrik Oranienburg“ die Teersubstanzen Phenol und Anilin.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedlieb Ferdinand Runge war ein Chemiker und erlangte als Entdecker von Koffein, Phenol und Anilin Bekanntheit. Er wurde am 8. Februar 1794¹ in Hamburg-Billwerder geboren. Nach einer Apothekerlehre in Lübeck begann er 1816 in Berlin das Studium der Medizin, welches er 1818 in Göttingen fortsetzte. 1819 promovierte er schließlich in Jena zum Doktor der Medizin. Im selben Jahr begannen seine Experimente mit Kaffeebohnen, deren Ergebnis die Entdeckung des Coffeins waren.

1820 zog es Runge an die Berliner Universität, wo er mit einer Arbeit über den Farbstoff Indigo und dessen Verbindungen sein zweites Doktorat erhielt. Anschließend hielt er als Privatdozent zahlreiche Vorlesungen über die Pflanzenchemie sowie die technische Chemie. 1828 wurde er zum ao. Professor für technische Chemie an der Universität Breslau berufen. Aus dieser Zeit stammen die Pionierarbeiten zur Chromatografie. Seine akademische Laufbahn beendete Runge 1832 mit dem Eintritt in die „chemische Produktenfabrik“ in Oranienburg.

Bei der Herstellung von Koks und Leuchtgas fiel als Abfallprodukt Steinkohlenteer an. Bei einer Untersuchung des Teers entdeckte Runge 1833 Phenol und Anilin. Das Phenol erhielt die Bezeichnung „Carbolsäure“. Aus Phenol gewann er die Rosolsäure (Aurin), aus dem Anilin das Anilinschwarz, die ersten synthetischen Teerfarbstoffe überhaupt. 1834 erschien Runges Buch „Farbenchemie, die Kunst zu färben gegründet auf das chemische Verhalten der Baumwollfaser zu

¹ Häufig wird in der Literatur auch 1795 genannt. Berthold Anft hat mit einem Auszug aus dem Taufregister nachgewiesen, dass wohl 1794 korrekt ist; vgl. Berthold Anft, Friedlieb Ferdinand Runge, sein Leben und Werk (= Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 23). Berlin 1937.

den Salzen und Säuren, Lehrbuch der praktischen Baumwollfärberei“. 1852 wurde er entlassen. Runge lebte in ärmlichen Verhältnissen und geriet in Vergessenheit. Er starb am 27. März 1867 in Oranienburg.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Berthold Anft, Friedlieb Ferdinand Runge, sein Leben und Werk (= Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 23). Berlin 1937.

Wolfgang Asche, Erste Teerfarben aus der Berliner Region. Der Chemiker Friedlieb Ferdinand Runge (1794–1867), in: Berlinische Monatsschrift 2/1996, S. 52–54.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Claus Priesner, Runge, Friedlieb Ferdinand, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005, S. 263f. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd118604147.html#ndbcontent>

Sahlaweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Richard Sahla 1855–1931

Dirigent, Komponist. Der gebürtige Grazer besuchte 1868–1872 das Leipziger Konservatorium und errang den Ruf eines Violinvirtuosen. Sahla war Konzertmeister in Göteborg, an der Wiener Hofoper sowie in Hannover, ehe er 1888–1918 als Schaumburg-Lippischer Hofkapellmeister in Bückeburg wirkte. Mit Violin- und Klavierwerken bewies Sahla zudem sein Kompositionstalent.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Sahla war ein österreichisch-deutscher Komponist, Dirigent und Violinvirtuose. Er wurde am 17. September 1855 in Graz als Sohn des Schriftensmalers, Geigers und Musiklehrers Wilhelm Sahla geboren. Seinen ersten Geigenunterricht erhielt er von seinem Vater, ehe er ab 1861 unter anderem von Ferdinand Kasper (Violine 1861–1868), Cölestine Hope/Hoppe (Klavier), Kuno/Cuno Heß (Klavier) und Wilhelm Mayer (Pseudonym Rémy, Komposition) unterrichtet wurde. 1868 bis 1872 studierte der als Wunderkind geltende Sahla am Konservatorium in Leipzig im damaligen Königreich Sachsen bei Engelbert Röntgen und Ferdinand David. 1873 debütierte er am dortigen Gewandhaus, einem der renommiertesten Konzertstätten Europas, unternahm anschließend mehrere Tournées und war Konzertmeister und gefeierter Sologeiger der Hofkapelle in Bückeburg im damaligen Fürstentum Schaumburg-Lippe (heute Niedersachsen).

1876/1877 wirkte Sahla im Musikverein Göteborg in Schweden, 1878 bis 1880 war er erster Geiger im Orchester der Wiener Hofoper, der heutigen Staatsoper. Mit dem Grazer Komponisten Wilhelm Kienzl und der Sängerin Aglaja Orgéni unternahm Sahla 1880/1881 eine 66 Auftritte umfassende Konzertreise durch Ungarn, Kroatien und Deutschland. Im damals zu Preußen gehörenden Hannover, wo er von 1882 bis 1888 die Konzertmeisterstelle des königlichen Theaterorchesters innehatte, gründete er ein Streichquartett und leitete den Richard-Wagner-Verein. Vom 1. April 1888 bis 1918 war er erneut Hofkapellmeister in Bückeburg, wo er außerdem die Leitung der Fürstlichen Orchesterschule (seit 1914: Orchesterhochschule des Verbandes deutscher Konzertmeister) übernahm. Als Dirigent setzte sich Sahla für die Aufführung von Werken damals noch wenig bekannter Komponisten wie Hector Berlioz, Jean Sibelius, Gustav Mahler, Anton Bruckner, Claude

Debussy und Richard Strauss ein. 1895 wurde ihm der Professorentitel verliehen. Als der Fürst von Schaumburg-Lippe gegen Ende des Ersten Weltkriegs abdanken musste, geriet Sahla eine Zeit lang in existenzielle Nöte; er konnte nie mehr an seine frühere Glanzzeit anschließen und hielt sich zeitweilig in der Heimat seiner Frau, den USA, auf. Sahla galt als glänzender Klavier- und Geigenvirtuose und absolvierte zahlreiche Gastspielreisen als Dirigent, Solist und Kammermusiker. Als Dirigent leitete Sahla unter anderem Konzerte in Hamburg, Bremen und St. Petersburg, als Solist und Kammermusiker trat er vielfältig in Erscheinung. Seine Violin- und Klavierwerke (etwa die „Rumänische Rhapsodie“ 1881) bezeugen sein kompositorisches Talent. Sahla starb am 30. April 1931 in Bückeburg.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Barbara Boisits, Sahla, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon online. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Sahla_Familie.xml

I. Fuchs, Sahla, Richard (1855–1931), Violinvirtuose und Dirigent, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Wien 1987, S. 379.

Eva Rademacher, Zur Erinnerung an Richard Sahla, in: Schaumburg-Lippische Heimatblätter 32/4/1981.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

Saitzgasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Johann Saiz 1827–1895

Unternehmer, Gastwirt. Saiz leitete das in der heutigen Göstinger Straße gelegene damalige Wirtshaus „Zur blauen Flasche“. Seine 1870 gleichfalls dort begründete Kesselschmiede, die vorrangig Dampfkessel erzeugte, war das älteste steirische Spezialunternehmen dieser Art. Saiz baute den Betrieb zur Fabrik aus, aus der das heutige Unternehmen Tschuda hervorging.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Saiz (im Sterbebuch irrtümlich Saitz geschrieben) war ein Grazer Unternehmer und Fabrikbesitzer. Er wurde 1827 geboren und dürfte seine Berufslaufbahn als Huf- und Wagenschmied in Gösting begonnen haben.¹ In den 1870er-Jahren gründete Johann Saiz eine Dampfkesselfabrik mit angeschlossener Kesselschmiede in der damaligen Plabutscher Straße (heute Göstinger Straße). Er war außerdem Besitzer der Gastwirtschaft „Zur blauen Flasche“. Johann Saiz war Ehrenmitglied des Erzherzog Heinrich I. Grazer Militär-Veteranen-Corps.²

Er war mit Juliana, geborene Schmickl, verheiratet und hatte mit ihr zwei Söhne, Alois, der nach dem Tod des Vaters Prokurist in der Firma wurde, und Josef Saiz, später Kaffeehausbesitzer am Griesplatz. Johann Saiz starb am 19. Juni 1895 in Graz-Gösting. Die Kesselfabrik wurde nach dem Tod von Saiz' Witwe im Jahr 1909³ am 16. Juli 1910 gemeinsam mit anderen Liegenschaften der Familie zwangsversteigert.⁴ Alois Saiz starb wenige Monate nach der Versteigerung der Fabrik am 15. Dezember 1910. Der Grazer Ingenieur Rudolf Tschuda führte die Göstinger Kesselfabrik unter eigenem Namen weiter.⁵

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ https://tschuda.at/de/unternehmen/#19_Jahrhundert

² Grazer Tagblatt vom 21. Juni 1895.

³ Grazer Volksblatt vom 10. September 1909.

⁴ Grazer Tagblatt vom 17. Juli 1910.

⁵ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Sanzingasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Rudolf Sanzin 1874–1922

Ingenieur. Der gebürtige Mürzzuschlager studierte 1895–1900 an der Technischen Hochschule Graz Maschinenbau und trat als Experte für Dampflokomotiven in den Dienst der Südbahn. Nach der Habilitation 1906 in Graz war er bahnbrechend im Lokomotivbau tätig, was er ab 1911 im Eisenbahnministerium und ab 1919 als Professor der Technischen Hochschule Wien fortführte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Sanzin war ein österreichischer Ingenieur, der vor allem im Lokomotivbau bahnbrechend tätig war. Er wurde am 4. Juni 1874 in Mürzzuschlag als Sohn eines Inspektors der Südbahngesellschaft geboren und verlebte seine Kindheit an verschiedenen Stationen entlang der Südbahnstrecke, wo sein Vater als Verkehrsbeamter tätig war. Die Realschule besuchte er in Triest, wo er auch die Matura ablegte. Nach der Beendigung der Schule meldete er sich im k. u. k. Infanterieregiment Nr. 97 ein Jahr freiwillig. Anschließend zog es ihn nach Graz, wo er von 1895 bis 1900 an der Technischen Hochschule Maschinenbau studierte. Von 1900 bis 1901 wirkte er als Assistent an der Lehrkanzel für Maschinenbau, ehe er 1901 in die Dienste der Südbahngesellschaft trat. Zu dieser Zeit veröffentlichte er viele Arbeiten über den technischen und auch praktischen Umgang mit Dampflokomotiven.¹

1904 wurde Sanzin zum ersten Doktor der Technik in Österreich promoviert. Ab demselben Jahr arbeitete er im Wiener Konstruktionsbüro der Südbahngesellschaft, wo er mit der Berechnung und dem Entwurf von Lokomotiven betraut war. Ab 1905 war er Supplent für theoretische Maschinenlehre an der Technischen Hochschule in Graz, ab 1906 Privatdozent für Eisenbahnmaschinenwesen. 1909 wurde er Honorarprofessor für Lokomotivbau an der Technischen Hochschule in Wien.

1911 wurde Sanzin als Mitarbeiter von Gölsdorf in das Eisenbahnministerium berufen, wo er mit theoretischen Entwurfsarbeiten für neue Lokomotiven und deren technischer Erprobung betraut

¹ J. Rihosek, Dr. techn. Rudolf Sanzin, in: Die Lokomotive 19/11/1922, S. 157.

war. Ab 1915 durchlief er im Eisenbahnministerium in rascher Folge alle Titel und Rangstufen und wurde so 1918 als Oberstaatsbahnrat zum Vorstand-Stellvertreter für Lokomotivbau. 1919 ernannte man ihn zum Leiter der Abteilung für elektronische Triebfahrzeuge, er blieb aber weiterhin Vorstand-Stellvertreter im Dampflokomotivbau. Bereits 1919 war er a.o. Professor geworden. 1920 wurde er Vorstand für Dampflokomotivbau, gleichzeitig erhielt er den Titel eines Ministerialrates und wurde Mitglied des österreichischen Patentgerichtshofs. Rudolf Sanzin starb am 3. Juni 1922 in Triest.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

K. H. Knauer, Sanzin, Rudolf (1874–1922), Techniker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 45. Wien 1988, S. 419.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

J. Rihosek, Dr. techn. Rudolf Sanzin, in: Die Lokomotive 19/11/1922, S. 157–159.

Sartorigasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Franz Sartori 1782–1832

Schriftsteller. Der gebürtige Unzmarkter war 1804–1806 Redakteur der Grazer „Zeitung für Innerösterreich“, ehe er in Wien Zeitungen und Zeitschriften redigierte und herausgab. Zugleich promovierte Sartori 1808 in Erlangen in Medizin, blieb aber dem Publizieren landeskundlich-geografischer Schriften treu und leitete zuletzt das Wiener Bücher-Revisionsamt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Sartori war ein österreichischer Schriftsteller, der vor allem als Reiseschriftsteller über die Steiermark und ihre Fauna hervortrat. Er wurde am 7. März 1782 in Unzmarkt geboren, wo er auch ersten Unterricht erhielt, ehe er mit seinen Eltern nach Graz übersiedelte. Hier war er ab 1802 als Buchhalter tätig. Schon während seiner Ausbildung zeigte Sartori Interesse für geografische Werke und begann bald verschiedene Aufsätze in einer Zeitschrift in Brünn zu publizieren. 1802 trat er in den Orden der Minoriten in Graz ein, den er aber schon nach zwei Jahren wieder verließ.¹

1804 übernahm Sartori in Graz die Redaktion der „Zeitung für Innerösterreich“. 1806 übersiedelte er nach Wien, wo er die Redaktion der „Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthumes“ bis 1810 innehatte. 1808 erfolgte die Promotion zum Doktor der Medizin an der Universität Erlangen. Im selben Jahr wurde er am Bücher-Revisionsamt in Wien angestellt. Von 1814 bis zu seinem Tod war er dessen Vorsteher im Rang eines Regierungssekretärs, zeitweise auch Zensor. Ab 1813 redigierte er die „Wiener Literatur-Zeitung“ und ab 1814 die „Vaterländischen Blätter“, ab 1819 gab er einen Hauskalender heraus.

Sartori kann als bedeutendster Schriftsteller Wiens in der Zeit des frühen Biedermeiers bezeichnet werden. Er verfasste mehr als zwei Dutzend Bücher, vor allem zur Landeskunde, Geografie, Geschichte, Kultur- und Naturgeschichte des österreichischen Kaiserstaates, mit der Zielsetzung, „Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu befördern“. In seinen landeskundlich-geografischen

¹ Vgl. Anton Schlossar, Sartori, Franz, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 30. Berlin 1890, S. 376–378, hier S. 376. Onlinefassung verfügbar unter: <https://www.deutschebiographie.de/gnd119130424.html#adbcontent>

Schriften werden auch eigene Reiseerfahrungen bearbeitet, doch stellen die unkritischen Kompilationen aus heterogenen Quellen sicherlich den Schwerpunkt dar.² Franz Sartori starb am 31. März 1832 in Wien und wurde am St. Marxer Friedhof beigesetzt.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien in 6 Bänden. Bd. 3. Wien 2004.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

H. Reitterer, Sartori, Franz (1782–1832), Schriftsteller, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 45. Wien 1988, S. 427f.

Anton Schlossar, Sartori, Franz, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 30. Berlin 1890, S. 376–378.

Onlinefassung verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd119130424.html#adbcontent>

² Vgl. H. Reitterer, Sartori, Franz (1782–1832), Schriftsteller, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 9. Lfg. 45. Wien 1988, S. 427f.

Savenauweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Carl (Borromäus) Maria (Frh.) Kappel (v. Savenau) 1837–1916

Komponist. Savenau kam nach dem Konservatorium in seiner Geburtsstadt Prag und einer Zeit in Wien 1864–1870, wo er kurz Kapellmeister an der Hofoper war, an seine Hauptwirkstätte Graz. Hier übte er Funktionen im Musikclub und Musikverein aus, war Musikkritiker der „Tagespost“ und scharte einen Musikerkreis um sich. Savenaus Werk ist im romantischen Stil gehalten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Kappel (ab 1865: Carl Borromäus Maria Josephus Wenzeslaus Freiherr Kappel von Savenau) war ein österreichischer Musiker, Komponist und Musikkritiker. Er wurde als Sohn eines Finanzbeamten am 3. Februar 1837 in Prag geboren. Teile seiner Kindheit verbrachte er in Graz, wo er ab 1844 Violinunterricht erhielt. Seinen ersten öffentlichen Auftritt hatte er bereits mit zehn Jahren. 1849 übersiedelte Savenau mit seiner Familie nach Agram/Zagreb, wo er seine in Graz begonnenen Kompositionsversuche fortsetzte. 1852 kehrte Savenau nach Prag zurück und erhielt dort Unterricht von Karl Franz Pitsch (Harmonielehre, Kontrapunkt, Komposition), Moritz Mildner (Violine) und Franz Arnold Vogl (Gesang), bevor er 1857 ans Prager Konservatorium kam und bei Johann Friedrich Kittl Unterricht in Orchesterspiel und Dirigieren erhielt.

1864 ging Savenau nach Wien, wo er zunächst als freischaffender Künstler tätig war. In Wien arbeitete er vorerst kurze Zeit als Kapellmeister an der Hofoper, der heutigen Staatsoper, ehe er 1867 an der Hofbibliothek beschäftigt wurde. 1870 erfolgte die Übersiedelung nach Graz, wo er sein restliches Leben als freischaffender Künstler und Musikkritiker verbrachte. 1873 trat Savenau in die k. u. k. Landwehr ein und wurde 1878 Oberleutnant, aber bereits 1879 außer Dienst gestellt. Schon ab 1877 war er als Musikrezensent der „Grazer Tagespost“ und ab 1878 als Korrespondent mehrerer Leipziger Musikzeitschriften tätig. Zwischen 1883 und 1885 war Savenau als Nachfolger Friedrich von Hauseggers der Obmann des Grazer Musikclubs, 1885 wurde er außerdem Schul- und Konzertdirektor des Steiermärkischen Musikvereins. Aufgrund heftiger Kritik konnte er diese Position nur ein Jahr lang behalten. Daneben war er in Graz als Kompositions- und Klavierlehrer tätig. Dem Steiermärkischen Tonkünstler-Verein stand Savenau von 1890 bis zu dessen Auflösung 1912 als

Obmann vor. Savenau Kompositionen (unter anderem 4 Streichquartette, 3 Melodramen, Musikstücke, Lieder, Chöre, eine Konzert-Ouvertüre und ein „Symphonisches Konzertstück“) können mit dem romantischen Stil eines Carl Maria von Weber in Verbindung gebracht werden. Richard Wagner lehnte er hingegen ab, was seiner Stellung im wagnerbegeisterten Graz nicht förderlich war. Savenau starb am 27. Januar 1916 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Monika Kornberger, Savenau, Carl Borromäus Maria Josephus Wenzeslaus von (eig. Kappel, ab 1855 Kappel Ritter von S., ab 1865 Freiherr), in: Oesterreichisches Musiklexikon online. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Savenau_Carl_Maria_von.xml

Monika Kornberger, Der Tonkünstler und Musikschriftsteller Carl Maria von Savenau (1837–1916): Leben und Werk eines Wahlgrazers. Dipl.Arb. Universität Graz 1997.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966, S. 494.

Schäffersfeldweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Johann Anton Schäffer (Edler von Schäffersfeld) 1733–1790

Verwaltungsbeamter. Die Ernennungen zum Hofrichter am Damenstift Göß sowie 1782 zum kaiserlichen Rat und Staatsgütervizeadministrator Innerösterreichs bilden die Eckpunkte seiner Laufbahn. Der in Predlitz bei Murau geborene Schäffersfeld initiierte als Agrarökonom den Kleeanbau in der Steiermark und verfasste Schriften zu agrarischen Themen, etwa zur Schafzucht.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Anton Schäffer war ein österreichischer Verwaltungsbeamter und trat vor allem als Agrarökonom in Erscheinung. Er wurde am 13. Mai 1733 als Sohn eines Zollbeamten in Predlitz bei Murau geboren. Bereits im Alter von sieben Jahren wurde er zum Vollwaisen. Aufgrund fehlender Geldmittel wurde er in die Obhut eines nahen Verwandten, dem Dechant von Murau, gegeben. Dort erhielt er ersten Schulunterricht, ehe er nach Leoben und später nach Graz zog, wo er seine Ausbildung abschloss. Noch während seiner Studienzeit konnte er bei einem Advokaten in Graz Arbeit finden. Anschließend wurde er als Unterbeamter auf die Herrschaft Wallegg in der Untersteiermark befördert.

1759 wurde Schäffersfeld zum Hofrichter am adeligen Frauenstift Göß berufen. Durch die Klostersaufhebung 1782 wurde er zur Leitung der innerösterreichischen Staatsgütergeschäfte zum kaiserlichen Rat und Vize-Administrator ernannt. Diesen Posten sollte er bis zu seinem Tod 1790 innehaben. Schäffersfeld war ein landwirtschaftlicher Ökonom, dem die Steiermark vielerlei Verbesserungen zu verdanken hat. Unter anderem geht auf seine Initiative die Einführung des Kleeanbaues zurück. Auch wurde auf seine Anregung hin jedem ansässigen Untertan der freie Handel mit inländischen Produkten in allen innerösterreichischen Ländern gewährt. Am 6. Juni 1767 wurde Schäffersfeld von Kaiserin Maria Theresia in den Reichsritterstand erhoben. Johann Anton Schäffer starb am 11. Oktober 1790 in Graz an der Wassersucht.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mathias Kunitsch, Biographien merkwürdiger Männer der österreichischen Monarchie. Bd. 3. Graz 1805.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 29. Wien 1875.

Schauensteingasse

Datum der Benennung

14.11.1979

Text der Zusatztafel

Walter Schauenstein 1870–1943

Mediziner, Gynäkologe. Der 1896 in Graz promovierte Schauenstein lehrte an den Universitäten Graz und Prag. 1909 folgte die Habilitation an der Frauenklinik Graz. Verdienste erwarb er sich mit Forschungen zur Früherkennung von Gebärmuttermundkrebs. 1932–1938 war er Präsident der Ärztekammer Steiermark. 1933 trat er der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Walter Schauenstein war ein österreichischer Mediziner und Gynäkologe und vor allem in der Erforschung zur Früherkennung des Gebärmuttermundkrebses tätig. Er wurde am 12. August 1870 in Graz geboren und studierte ebendort von 1889 bis 1896 Medizin. Während seines letzten Semesters und von 1897 bis 1899 war er Assistent an der Lehrkanzel für allgemeine Pathologie an der Universität Graz. 1899/1900 war er Operationszögling an der chirurgischen Klinik der deutschen Universität Prag. Von 1901 bis 1903 hatte er dieselbe Anstellung an der Frauenklinik der Universität Graz inne. 1909 habilitierte sich Schauenstein für Geburtshilfe und Gynäkologie und ab 1913 war er als Gynäkologe und Geburtshelfer tätig. Er erkannte, dass in der von ihm beschriebenen „epithelialen Atypie“ an der Zervix die erste Stufe der formalen Entwicklung des Gebärmuttermundkrebses gegeben war und schuf damit die Grundlage zur Früherkennung dieser Form des Krebses.

Neben seiner ärztlichen Tätigkeit widmete er sich auch Standesfragen: So war er von 1932 bis 1938 Präsident der Ärztekammer Steiermark und begründete in dieser Funktion einen Vorsorgefonds für Hinterbliebene von Ärzten. Schauenstein wurde rückwirkend mit 1. Juni 1933 Mitglied der NSDAP, der Aufnahmeantrag stammt vom 18. Juni 1933. Er war entgegen des deutschen Sterilisationsgesetzes vom Juli 1933 für den freiwilligen Verzicht auf Nachkommenschaft anstatt der Zwangssterilisation.¹

¹ Vgl. Klaus Hödl, Die Konturen der „Grazer Rassenhygiene“, in: Wolfgang Freidl – Werner Sauer (Hg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark. Wien 2004, S. 139–176, hier S. 160.

Walter Schauenstein starb am 8. Februar 1943 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Klaus Hödl, Die Konturen der „Grazer Rassenhygiene“, in: Wolfgang Freidl – Werner Sauer (Hg.), NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark. Wien 2004, S. 139–176.

Alois Kernbauer, Schauenstein, Walther (1870–1943), Mediziner, in: Österreichisches Biographisches Lexikon. 1815–1950. Bd. X. Wien – Graz 1990, S. 48.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Scheidtenberggasse

Datum der Benennung

1.2.1935

Text der Zusatztafel

Karl Scheidtenberger 1827–1910

Ingenieur. Der 1837–1848 am Wiener Polytechnikum ausgebildete, gebürtige Grazer war ab 1866 Professor für Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbau an der Technischen Hochschule Graz.

Scheidtenbergers Praxiserfahrung, so die Trassierung Linz–Passau 1853 oder der Tunnelbau an der Karststrecke 1857, begründete den Ruf der Hochschule als Lehrstätte für den Eisenbahnbau.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Scheidtenberger war ein österreichischer Ingenieur und maßgeblich auf dem Gebiet des Eisenbahnbaus. Er wurde am 25. Dezember 1827 in Graz geboren. Seine Ausbildung absolvierte er von 1837 bis 1848 am Polytechnischen Institut in Wien. Ab 1848 arbeitete er bei der Triester Steinkohlgewerkschaft, wo er u. a. bei der Hrastnigger Kohlenbahn in Slowenien eingesetzt war. 1850 wechselte er in die Zentralkommission für Eisenbahnbauten, 1859 erfolgte der Wechsel zur Südbahngesellschaft. 1866 wurde Scheidtenberger zum Professor für Wasser-, Straßen- und Eisenbahnbau der Technischen Hochschule in Graz berufen. 1872/73 und 1878/79 bekleidete er sogar das Amt des Rektors.¹

Ab 1879 war er Mitglied bzw. ab 1887 Präses der 2. Staatsprüfungskommission für das Ingenieursfach. 1884 trat er aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand. Verdient machte sich Scheidtenberger vorerst im praktischen Eisenbahndienst. Auf Wunsch der Studenten nach Graz an die Hochschule berufen, musste er dort erst den Lehrbetrieb aufbauen. Vor allem aufgrund seines praktischen Wissens gelang es ihm bald, eine auch im Ausland geschätzte Schule einzurichten, aus der zahlreiche angesehene Techniker des Eisenbahnwesens hervorgingen. Testamentarisch verfügte er 5.000 Gulden als Basis für eine Stiftung zur Unterstützung jeweils eines deutschen Studenten an der Grazer Ingenieurs-Schule.

¹ Vgl. Marcus Ludescher – Josef W. Wohinz, Vom Erzherzog zur scientific community, in: Josef W. Wohinz (Hg.), Die Technik in Graz. Vom Joanneum zur Erzherzog-Johann-Universität. Graz – Wien – Köln 2002, S. 111–126, hier S. 116.

Scheidtenbergers Wirken fand vielfach Anerkennung. So wurde er 1875 Regierungsrat, 1907 Dr. h.c. der technischen Wissenschaft der Technischen Hochschule Graz. Scheidtenberger hatte wesentlichen Anteil an der Entwicklung der Technischen Hochschule Graz, besonders am Ausbau einer international anerkannten Lehrstätte des Eisenbahnbaues. Karl Scheidtenberger starb am 25. März 1910 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Marcus Ludescher – Josef W. Wohinz, Vom Erzherzog zur scientific community, in: Josef W. Wohinz (Hg.), Die Technik in Graz. Vom Joanneum zur Erzherzog-Johann-Universität. Graz – Wien – Köln 2002, S. 111–126.

R. Mauterer, Scheidtenberger, Karl (1827–1910), Techniker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 10. Lfg. 46. Wien 1990, S. 64.

Scheigergasse

Datum der Benennung

27.10.1909

Text der Zusatztafel

Josef (Edler von) Scheiger 1801–1886

Kulturhistoriker. Ab 1827 bei der Post, kam der in seiner Geburtsstadt Wien promovierte Jurist 1845 nach Graz. 1850 zum Postdirektor ernannt, war Scheiger zudem für den Historischen Verein für Steiermark tätig und fungierte als Konservator bei der Erforschung und Erhaltung steirischer Baudenkmäler sowie als Pionier der topografischen Burgenarchäologie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Scheiger wurde am 2. Februar 1801 als Sohn eines Juweliers in Wien geboren. Er studierte bis 1823 Jus an der Universität Wien. In dieser Zeit kam er wegen burschenschaftlicher Betätigung in Untersuchungshaft. Nach Beendigung der rechtswissenschaftlichen Studien wurde er 1824 bei Gericht in der Stiftsherrschaft Schotten in Wien, zuletzt als Stiftsrichter, angestellt. 1827 trat er in den Staatsdienst und wurde Konzepts-Praktikant bei der k. u. k. Post-Direktion in Wien. 1835 wurde er zum Oberpostverwalter in Zara ernannt, bevor er 1839 als Adjunkt zur Postdirektion nach Venedig versetzt wurde. 1845 erfolgte schließlich die Versetzung nach Graz, wo es ihm gelang, seine Schriftstellertätigkeiten und seine Forschungstätigkeiten mit seiner Arbeit zu vereinen. Am 29. November 1850 wurde Scheiger zum Postdirektor in Graz ernannt und bekleidete dieses Amt für 19 Jahre.

Erste literarische Versuche stammen aus dem Jahr 1819. Bald danach wandte er sich kulturhistorischen Arbeiten, später vor allem der Burgenarchäologie zu. Richtungsweisend dabei war seine Abkehr von der romantisch-schwärmerischen Betrachtungsweise von Baudenkmälern. In den Jahren von 1851 bis 1871 war er ehrenamtlich als Konservator, anfänglich für den Grazer Kreis, ab 1855 für die Steiermark, tätig. Scheiger „begründete“ das Feld der archäologischen Topografie. Er förderte zahlreiche gemeinnützige Tätigkeiten und war in zahlreichen Vereinen ehrenamtlich tätig. 1872 wurde er für seine Verdienste in den erbländischen Adelsstand mit dem Titel „Edler von“ erhoben. Josef Edler von Scheiger starb am 6. Mai 1886 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Franz Ilwof, Scheiger, Josef Edler von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 53. Berlin 1907, S. 740–745. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd129263710.html#adbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

H. Reitterer, Scheiger, Josef von (1801–1886), Kulturhistoriker und Postbeamter, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 10. Lfg. 46. Wien 1990, S. 64f.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 29. Wien 1875.

Schererstraße

Datum der Benennung

8.11.1990

Text der Zusatztafel

Sophie von Scherer (geb. Sockl) 1817–1876

Schriftstellerin. Die gebürtige Wienerin war Malerin, bevor sie als Autorin hervortrat. Seit 1841 lebte Scherer in Graz, wo sie 1848 ihr dreibändiges Bildungs- und Erziehungswerk in Briefromanform publizierte, das praktische Kindererziehungstipps gab und Frauen die Rolle als Gattin und Mutter zwies. Scherer setzte sich für soziale und kirchliche Reformen ein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Sophie Scherer wurde am 5. Februar 1817 in Wien als Tochter des Tischlermeisters und Erfinders Johann Gottlieb Sockl (1783–1848) und von dessen Gattin Sophie, geb. Schürer von Waldheim (1792–1844), geboren. Zu ihren Geschwistern gehörte u. a. der Maler und Fotograf Theodor Sockl (1815–1861). 1841 heiratete sie Anton Ritter von Scherer (1803–1867), mit dem sie fünf Kinder (Rudolf, Ernestine, Moriz, Mariana, Sophie) hatte.

In ihrer Jugend hatte sie sich wie ihr Bruder intensiv mit Malerei beschäftigt¹ und sich als Schriftstellerin versucht, nach der Heirat übersiedelte sie 1841 nach Graz.² Nach der Geburt der ersten Kinder verfasste sie ihr „Bildungs- und Erziehungswerk Erfahrungen aus dem Frauenleben“ in Form eines Briefromans in drei Bänden (1848) und setzte sich darin aus katholischer Perspektive für soziale Rechte (Frauenrechte, Altersversorgung, Kindergärten und Kinderbeihilfe, Jugendfürsorge, sozial schwache Familien und Dienstpersonal) ein. Eigene Erfahrungen flossen in die Figur der Briefschreiberin „Frau von S.“ ein. Sie forderte innerkirchliche Reformen (vereinfachter und auf Deutsch abgehaltener Gottesdienst, Aufhebung des Zölibats etc.), lehnte aber radikale Ziele der 1848er-Revolution ab.

¹ So hatte sie 1837 gemeinsam mit ihrem Bruder Theodor an einer öffentlichen Ausstellung teilgenommen und dort drei Bilder (ein Porträt, zwei Tierbilder) ausgestellt. Vgl.: Kunstwerke öffentlich ausgestellt im Gebäude der Österreichisch-kaiserlichen Akademie der bildenden Künste bei St. Anna im Jahre 1837. Wien 1837, S. 10. Online verfügbar unter: <https://digitale-bibliothek.belvedere.at/viewer/image/1522843583930/13/>

² Herta Neunteufl, Frauen im Vormärz. Nach dem Bildungs- und Erziehungsbuch „Erfahrungen aus dem Frauenleben“ der Grazerin Sophie von Scherer, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 7/8. Graz 1975, S. 149–164, hier S. 153.

In einem „Offenen Sendschreiben“ an die in Würzburg tagende gesamtdeutsche Bischofskonferenz, datiert mit 17. November 1848, präsentierte sie sich als konservative Reformerin: „Als romtreue, überzeugte Katholikin wendet sie sich gegen die auftauchenden Deutschkatholiken und deponiert öffentlich ihre im Erziehungswerk bereits angeführten kirchlichen Reformüberlegungen [...]“.³ Innerfamiliär führte Scherers Sendschreiben zu einem Konflikt mit dem Bruder Theodor, der als überzeugter antipäpstlicher Deutschkatholik in einem offenen Brief seinerseits seiner Schwester vorwarf, „daß du dich nur römisch-katholisch nennest, im Geiste aber protestantisch gesinnt bist“⁴, was wiederum zu einer weiteren öffentlichen „Erwiderung auf den an mich gerichteten offenen Brief meines Bruders“ (1848) führte. Abgesehen von diesem Geschwisterzwist engagierte sich Scherer insbesondere für die Dienstboten und regte „wesentliche finanzielle und damit soziale Verbesserungen an, wie die Abfertigung von Dienstnehmerinnen bei Heirat, die Altersversicherung, die Errichtung von Kindergärten, Maßnahmen der Jugendfürsorge und eine Art Kinderbeihilfe für sozial schwache Familien“⁵, Forderungen, die erst viel später im Rahmen der gesetzlichen Sozialversicherung und der staatlichen Familienförderung erfüllt werden sollten. Sophie von Scherer trat in der Folge publizistisch nicht mehr hervor, sie starb am 29. Mai 1876 in Graz.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Michaela Kronthaler, Kirche und Christentum in der Steiermark. Bd. 5: Prägende Frauen der steirischen Kirchengeschichte. Kehl am Rhein 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kunstwerke öffentlich ausgestellt im Gebäude der Österreichisch-kaiserlichen Akademie der bildenden Künste bei St. Anna im Jahre 1837. Wien 1837. Online verfügbar unter: https://digitalebibliothek.belvedere.at/viewer/image/1522843583930/4/LOG_0002/

Herta Neunteufl, Frauen im Vormärz. Nach dem Bildungs- und Erziehungsbuch „Erfahrungen aus dem Frauenleben“ der Grazerin Sophie von Scherer, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 7/8. Graz 1975, S. 149–164.

Theodor Sockl, Offener Brief an meine Schwester. Beleuchtend das von ihr verfasste Offene Sendschreiben an den Congreß der hochwürdigsten Erzbischöfe und Bischöfe zu Würzburg. Graz 1849, S. 5.

³ Michaela Kronthaler, Kirche und Christentum in der Steiermark. Bd. 5: Prägende Frauen der steirischen Kirchengeschichte. Kehl am Rhein 2000, S. 1.

⁴ Theodor Sockl, Offener Brief an meine Schwester. Beleuchtend das von ihr verfasste Offene Sendschreiben an den Congreß der hochwürdigsten Erzbischöfe und Bischöfe zu Würzburg. Graz 1849, S. 5.

⁵ Kronthaler, Prägende Frauen, S. 31.

Schillerplatz

Datum der Benennung

14.9.1874

Text der Zusatztafel

(Johann Christoph) Friedrich (von) Schiller 1759–1805

Schriftsteller. Der Freiheitsdichter aus Marbach am Neckar, 1782 mit dem Drama „Die Räuber“ berühmt geworden, entfloh Württemberg sowie der Laufbahn als Militärarzt und stieg ab 1787 zu einem Protagonisten der Weimarer Klassik auf. 1789 in Jena zum Professor für Geschichte ernannt, setzte Schiller als Lyriker, Essayist und Dramatiker neue literarische Maßstäbe.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Christoph Friedrich Schiller war ein deutscher Schriftsteller. Er wurde am 10. November 1759 in Marbach am Neckar geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Marbach, Lorch und Ludwigsburg, wo er 1766 in die Lateinschule eintrat. Von 1773 bis 1780 besuchte er die Militärakademie des württembergischen Herzogs Karl Eugen in Stuttgart. 1774 begann Schiller das Studium der Rechtswissenschaften, wechselte aber bereits 1775 zur Medizin. Dieses Studium schloss er 1780 nach dem dritten Dissertationsversuch ab. Danach trat er als Regimentsarzt in Stuttgart in herzogliche Dienste, wo er sich ausführlicher der Dichtung widmen konnte. Bereits 1781 beendete er „Die Räuber“, das klassische Drama der Periode des „Sturm und Drang“. 1782 ordnete der Herzog an, dass Schiller seine Dichtungen beenden solle. Daraufhin floh Schiller im selben Jahr von Stuttgart nach Mannheim. Im folgenden Jahr schloss er einen einjährigen Vertrag als Theaterdichter ab, zu dessen Erfüllung er neben den Dramen „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“ und „Kabale und Liebe“ ein weiteres Stück liefern sollte. Da er den Vertrag nicht erfüllen konnte, versuchte er, der sich abzeichnenden finanziellen Misere u. a. durch Gründung der Zeitschrift „Rheinische Thalia“ zu entgehen.

1785 kam er auf Einladung Christian Gottfried Körners nach Leipzig und lebte, von diesem unterstützt, bis 1787 in Dresden und Leipzig. Danach erfolgte eine Übersiedelung nach Weimar in das gleichnamige Großherzogtum, wo er bis 1789 blieb. Im selben Jahr erhielt er einen Ruf an die Universität Jena. Zwischen 1792 und 1795 dominierten philosophische Studien und Abhandlungen Schillers Schaffen. Zu den bemerkenswerten Ereignissen in den letzten zwölf Lebensjahren zählen seine Reisen nach Schwaben (1793/94) und Berlin (1804), die Freundschaft mit Wilhelm von

Humboldt (1794) und das „Bündnis“ mit Johann Wolfgang von Goethe (1794). 1799 erfolgte die neuerliche Übersiedelung nach Weimar, wo in rascher Abfolge viele seiner berühmten Bühnenstücke entstanden.

Insbesondere mit seinen Dramen, daneben auch mit seinen Balladen („Die Glocke“, „Die Bürgschaft“ u. a.), erwarb sich Schiller den Ruf, der neben Goethe bedeutendste Dichter der deutschen Klassik, ja der deutschen Literatur überhaupt, zu sein. Schiller und Goethe gingen als die „zwei Dioskuren“ in die Literaturgeschichte ein, so wie sie ein berühmtes Denkmal an ihrer einstigen Wirkungsstätte in Weimar zeigt. Schiller wählte gerne historische Stoffe für seine Dramen, etwa in „Wilhelm Tell“, „Maria Stuart“, „Wallenstein“ und „Don Carlos“. Mehrfach stehen Personen, die sich für die Freiheit gegen monarchische Macht einsetzen, im Zentrum der Handlung, was dazu beitrug, Schiller bei den um eine Verfassung kämpfenden Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts so ungeheuer populär zu machen. Legendär ist die Forderung des Marquis Posa an König Philipp II. von Spanien in „Don Carlos“: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ Andere Zitate aus Schillers Dramen („Durch die hohle Gasse muss er kommen“; „Ich kenne meine Pappenheimer“; „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen“) waren einst Klassiker des deutschsprachigen Bildungsbürgertums, geraten aber zunehmend in Vergessenheit. Den einem antiken Stoff gewidmeten „Demetrius“ konnte Schiller vor seinem Tod nicht mehr vollenden. Schiller starb am 9. Mai 1805 in Weimar.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Norbert Oellers, Schiller, Friedrich von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005, S. 759–763.
Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118607626.html#ndbcontent>

Schillerstraße

Datum der Benennung

1852

Text der Zusatztafel

(Johann Christoph) Friedrich (von) Schiller 1759–1805

Schriftsteller. Der Freiheitsdichter aus Marbach am Neckar, 1782 mit dem Drama „Die Räuber“ berühmt geworden, entfloh Württemberg sowie der Laufbahn als Militärarzt und stieg ab 1787 zu einem Protagonisten der Weimarer Klassik auf. 1789 in Jena zum Professor für Geschichte ernannt, setzte Schiller als Lyriker, Essayist und Dramatiker neue literarische Maßstäbe.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Christoph Friedrich Schiller war ein deutscher Schriftsteller. Er wurde am 10. November 1759 in Marbach am Neckar geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Marbach, Lorch und Ludwigsburg, wo er 1766 in die Lateinschule eintrat. Von 1773 bis 1780 besuchte er die Militärakademie des württembergischen Herzogs Karl Eugen in Stuttgart. 1774 begann Schiller das Studium der Rechtswissenschaften, wechselte aber bereits 1775 zur Medizin. Dieses Studium schloss er 1780 nach dem dritten Dissertationsversuch ab. Danach trat er als Regimentsarzt in Stuttgart in herzogliche Dienste, wo er sich ausführlicher der Dichtung widmen konnte. Bereits 1781 beendete er „Die Räuber“, das klassische Drama der Periode des „Sturm und Drang“. 1782 ordnete der Herzog an, dass Schiller seine Dichtungen beenden solle. Daraufhin floh Schiller im selben Jahr von Stuttgart nach Mannheim. Im folgenden Jahr schloss er einen einjährigen Vertrag als Theaterdichter ab, zu dessen Erfüllung er neben den Dramen „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“ und „Kabale und Liebe“ ein weiteres Stück liefern sollte. Da er den Vertrag nicht erfüllen konnte, versuchte er, der sich abzeichnenden finanziellen Misere u. a. durch Gründung der Zeitschrift „Rheinische Thalia“ zu entgehen.

1785 kam er auf Einladung Christian Gottfried Körners nach Leipzig und lebte, von diesem unterstützt, bis 1787 in Dresden und Leipzig. Danach erfolgte eine Übersiedelung nach Weimar in das gleichnamige Großherzogtum, wo er bis 1789 blieb. Im selben Jahr erhielt er einen Ruf an die Universität Jena. Zwischen 1792 und 1795 dominierten philosophische Studien und Abhandlungen Schillers Schaffen. Zu den bemerkenswerten Ereignissen in den letzten zwölf Lebensjahren zählen seine Reisen nach Schwaben (1793/94) und Berlin (1804), die Freundschaft mit Wilhelm von

Humboldt (1794) und das „Bündnis“ mit Johann Wolfgang von Goethe (1794). 1799 erfolgte die neuerliche Übersiedelung nach Weimar, wo in rascher Abfolge viele seiner berühmten Bühnenstücke entstanden.

Insbesondere mit seinen Dramen, daneben auch mit seinen Balladen („Die Glocke“, „Die Bürgschaft“ u. a.), erwarb sich Schiller den Ruf, der neben Goethe bedeutendste Dichter der deutschen Klassik, ja der deutschen Literatur überhaupt, zu sein. Schiller und Goethe gingen als die „zwei Dioskuren“ in die Literaturgeschichte ein, so wie sie ein berühmtes Denkmal an ihrer einstigen Wirkungsstätte in Weimar zeigt. Schiller wählte gerne historische Stoffe für seine Dramen, etwa in „Wilhelm Tell“, „Maria Stuart“, „Wallenstein“ und „Don Carlos“. Mehrfach stehen Personen, die sich für die Freiheit gegen monarchische Macht einsetzen, im Zentrum der Handlung, was dazu beitrug, Schiller bei den um eine Verfassung kämpfenden Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts so ungeheuer populär zu machen. Legendär ist die Forderung des Marquis Posa an König Philipp II. von Spanien in „Don Carlos“: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ Andere Zitate aus Schillers Dramen („Durch die hohle Gasse muss er kommen“; „Ich kenne meine Pappenheimer“; „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen“) waren einst Klassiker des deutschsprachigen Bildungsbürgertums, geraten aber zunehmend in Vergessenheit. Den einem antiken Stoff gewidmeten „Demetrius“ konnte Schiller vor seinem Tod nicht mehr vollenden. Schiller starb am 9. Mai 1805 in Weimar.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Norbert Oellers, Schiller, Friedrich von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 22. Berlin 2005, S. 759–763.
Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118607626.html#ndbcontent>

Schippingerstraße

Datum der Benennung

um 1910

Text der Zusatztafel

Anton Schippinger 1859–1914

Landwirt, Gastwirt. Schippinger führte einen landwirtschaftlichen Betrieb sowie das Gasthaus „Zum Wiesenwirt“ in der noch eigenständigen Gemeinde Gösting. Als langjähriges Mitglied der Gemeindevertretung wirkte er vor allem verdienstvoll im Ortsschulausschuss. Schippinger war zudem Gründungs- und Ehrenmitglied der 1894 gestifteten Freiwilligen Feuerwehr Gösting.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Schippinger war ein Göstinger Gasthausbesitzer und Unternehmer. Er wurde am 9. Jänner 1859 in Graz-Gösting geboren¹ und war zunächst Landwirt. Weil er als Bauer aber offenbar nicht mehr das Auskommen hatte, eröffnete Schippinger den Gasthof „Zum Wiesenwirt“ und betrieb einen Fuhrpark sowie eine Sandgrube. Sein Bruder Karl betrieb das Einkehrstaus „Zum Brettschlager“ sowie eine Huf- und Wagenschmiede.² Anton Schippinger war Gründungsmitglied der Freiwilligen Feuerwehr in Gösting, auch deren Ehrenmitglied und wurde zum 25. Dienstjubiläum mit der kaiserlichen Ehrenmedaille ausgezeichnet. Er war im Gemeinderat tätig und bemühte sich um das Göstinger Schulwesen. Schippinger war auch Mitglied des Ortsschulrats.³ Anton Schippinger starb am 21. April 1914 in Graz-Gösting.⁴ Zum Zeitpunkt seines Todes war er verwitwet.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Sterbebuch Pfarre Graz-Kalvarienberg.

² Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

³ Grazer Vorortzeitung vom 26. April 1914.

⁴ Grazer Tagblatt vom 21. April 1914.

Schirrmanngasse

Datum der Benennung

15.6.1972

Text der Zusatztafel

Richard Schirrmann 1874–1961

Pädagoge. Der gebürtige Ostpreuße initiierte 1909 mit der weltweit ersten Jugendherberge die Gründung ähnlicher Herbergen und widmete sein Leben fortan dem Aufbau einer internationalen Jugendherbergen-Föderation, deren Präsident er 1932 wurde. Ab September 1933 war Schirrmann Unterbannführer der Hitlerjugend, die ihn 1936 aus disziplinarischen Gründen ausschloss.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Schirrmann war Volksschullehrer und Begründer eines Netzwerks von Jugendherbergen. Er wurde am 15. Mai 1874 in Grünefeld (Ostpreußen) geboren. Bis zu seinem 15. Lebensjahr besuchte er ebendort die vom Vater geleitete Dorfschule, anschließend die vom Großvater geführte zweiklassige Schule in Eisenberg. Danach folgte die Präparandenanstalt in Friedrichsdorf bei Ortelsburg und das Lehrerseminar in Waldau bei Königsberg (1891–1894). Zunächst war er ohne Abschluss Privatlehrer in Drebnau, nach seinem Lehrerexamen unterrichtete er von 1895 bis 1898 an der Grundschule in Königshöhe. Anschließend war er in Schrombrehnen tätig, bevor er ab 1901 Lehrer in Gelsenkirchen und ab 1903 in Altena war. Dazwischen musste er auch seinen Militärdienst leisten.

Schirrmanns Lehrtätigkeit setzte auf eine umfassende Bildung, die mit Naturerlebnissen und Heimatliebe verbunden wurde. 1909 erging sein Aufruf zur Bildung eines flächendeckenden Netzes von Jugendherbergen, die nur einen Wandertag voneinander entfernt liegen und Jugendliche preisgünstig unterbringen und verpflegen sollten, nachdem er in Altena die erste provisorische Herberge für wandernde Schüler in einer Schule eingerichtet hatte, welche zum Grundstein für das Jugendherbergswesen in Deutschland werden sollte. 1912 wurde die erste ständige Jugendherberge in Altena eröffnet. Bis zum Ersten Weltkrieg entstanden in Deutschland 372 Jugendherbergen. Von Schirrmann auch als Einrichtungen zur körperlichen Ertüchtigung und vaterländischen Erziehung propagiert, wurden sie u. a. durch hochrangige Militärs unterstützt und aus Mitteln des Jungdeutschlandbundes finanziert.

Den Ersten Weltkrieg erlebte Schirrmann als Freiwilliger an der Westfront, ehe er als Herbergsvater nach Altena zurückkehrte. 1922 wurde er vom Schuldienst beurlaubt und konnte sich nun vollständig der Jugendherbergsbewegung widmen. 1932 wurde Schirrmann Mitbegründer und Präsident der in Amsterdam ins Leben gerufenen „International Youth Hostel Federation“.¹ Das Köseener Abkommen zur Zusammenarbeit von Jugendherbergsvorstand und Reichsjugendführung der NSDAP vom 12. April 1933 besiegelte die Integration des deutschen Jugendherbergsvorstands in die Hitlerjugend. Als Ehrenpräsident des gleichgeschalteten deutschen Jugendherbergsvorstands hatte Schirrmann ab September 1933 den Rang eines Unterbannführers (= Major) in der Reichsjugendführung, mit 1. Mai 1934 war er zudem parteiloses Mitglied des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB), eines der NS-Parteigliederung angeschlossenen Verbandes. Wegen Disziplinlosigkeiten und schädigendem Verhalten wurde er am 14. Juli 1936 aus der Hitlerjugend ausgeschlossen.² Aufgrund des Ausschlusses erfolgte die Aufnahme in die „Warnkartei“ der NSDAP. Auf Druck der Reichsjugendführung musste er auch den Vorsitz der International Youth Hostel Federation zurücklegen. Aus Altena vertrieben, ließ er sich in Grävenwiesbach nieder, wo er zwischen 1939 und 1945 als Volksschullehrer tätig war. Nach dem Zweiten Weltkrieg beteiligte sich Schirrmann am Wiederaufbau des Deutschen Jugendherbergswerkes und wurde 1949 dessen Vorstandsmitglied und Ehrenpräsident. Richard Schirrmann verstarb am 14. Dezember 1961 in Grävenwiesbach.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Peter Autengruber, Richard Schirrmann, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch*. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 272.

Michael Buddrus, Schirrmann, Richard, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 23. Berlin 2007, S. 13–15. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118755196.html#ndbcontent>
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. Michael Buddrus, Schirrmann, Richard, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 23. Berlin 2007, S. 13–15, hier S. 13f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118755196.html#ndbcontent>

² Vgl. Peter Autengruber, Richard Schirrmann, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), *Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch*. Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 272.

Schmiedlstraße

Datum der Benennung

6.2.1992

Text der Zusatztafel

Friedrich Schmiedl 1902–1994

Raketenpionier. Der in Schwertberg geborene Schmiedl kam 1919 mit der Idee ziviler Postraketen nach Graz und führte aufsehenerregende Raketenversuche durch. 1931 flog die weltweit erste Postrakete vom Schöckl nach St. Radegund. Als Pazifist verweigerte er dem Militär seine Erfindungen, arbeitete nach 1945 an Bootsantrieben und trat 1955 in den Landesdienst ein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Schmiedl war ein österreichischer Raketenpionier. Er gilt als der Erfinder der Raketenpost. Friedrich Schmiedl wurde am 14. Mai 1902 in Schwertberg (Oberösterreich) geboren. Die Familie zog schon im Jahr darauf in die Nähe von Spielfeld, in das heutige Ceršak (Slowenien). Nach der Volksschule und kurzer Zeit in einem Internat in Freistadt besuchte er die k. u. k. Staatsgewerbeschule in Salzburg. Schon damals begann er, Raketen zu bauen und noch während des Ersten Weltkriegs konstruierte er die erste Feldpostrakete. 1919 testete er seine erste Stufenrakete.¹ Nach der Matura ging Schmiedl nach Graz an die Technische Hochschule (heute Technische Universität) und belegte dort vor allem chemisch-technische und bautechnische Fächer. In Graz führte er seine Raketenexperimente weiter. 1925/26 entwarf er Raffinerieanlagen zur Herstellung von Spezialtreibstoffen. 1928 plante er, Raketen von Stratosphärenballons aus zu starten.²

Am 2. Februar 1931 startete Schmiedl auf dem Grazer Schöckl die erste Postrakete der Welt und transportierte damit rund 100 Briefe nach St. Radegund. Weitere erfolgreiche Postraketenstarts folgten. In den 1930er-Jahren entwickelte Schmiedl Wetterraketen und rüstete Raketen mit Fotoapparaten, Lenkmechanismen und Fallschirmen aus. Er plante sogar, eine Raketenpostlinie zwischen Graz, Ljubljana und Basel zu errichten. 1934 verbot die Österreichische Post seine privaten

¹ Karl Trobas, Raketen – Raketenpost – Postraketen. Der österreichische Raketenpionier Friedrich Schmiedl. Graz 1992.

² Bruno Besser, Friedrich Schmiedl – Raketenpionier und Wegbereiter der Weltraumforschung, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaften, Medizin und Technik aus Graz. Wien – Köln – Weimar 2007.

„Wertmarken“ für die Raketenpost. Im Jahr darauf wurde außerdem der Besitz von Sprengstoff unter Todesstrafe gestellt, was Schmiedl die Arbeit mit Raketentreibstoffen verunmöglichte.

Seine Versuche mit Raketen stellte Schmiedl noch vor dem Zweiten Weltkrieg ein. Er vernichtete Pläne und Modelle.³ Um einer Dienstverpflichtung zur Entwicklung von Raketenwaffen zu entgehen, meldete er sich beim Heeresbauamt, wo er zunächst als Bauleiter auf Großbaustellen im Raum Graz eingesetzt wurde. 1943/44 war er bei einem Pionierbataillon auf der Halbinsel Krim eingesetzt, wo er sich eine schwere Infektion zuzog und mehrere Monate in Lazaretten verbringen musste. Ende des Krieges geriet Schmiedl in britische Kriegsgefangenschaft, aus der er bereits im September 1945 entlassen wurde.

Nach dem Krieg erhielt Schmiedl zunächst eine Anstellung bei einer Baufirma in Feldkirch. 1951 wurde Schmiedl ehrenhalber Leiter der Geschäftsstelle der Österreichischen Gesellschaft für Weltraumforschung. Er beschäftigte sich nun unter anderem mit Bootsantrieben. Angebote, etwa in den USA an der Raketenentwicklung mitzuwirken, lehnte er ab. 1955 trat er in den Dienst des Landes Steiermark ein. Friedrich Schmiedl starb 92-jährig am 11. September 1994 in Graz. Seine bekannteste Erfindung, die Postrakete, erwies sich als Sackgasse. Viele von Schmiedls gedanklichen Ansätzen sind heute jedoch in der Drohnentechnologie Realität und weit verbreitet.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Bruno Besser, Friedrich Schmiedl – Raketenpionier und Wegbereiter der Weltraumforschung, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaften, Medizin und Technik aus Graz. Wien – Köln – Weimar 2007.

Otto Hochreiter, Friedrich Schmiedl, Raketenkonstrukteur. Online verfügbar unter:

<http://www.graz.at/cms/beitrag/10096234/1869835/>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl Trobas, Raketen – Raketenpost – Postraketen. Der österreichische Raketenpionier Friedrich Schmiedl. Graz 1992.

³ Otto Hochreiter, Friedrich Schmiedl, Raketenkonstrukteur. Online verfügbar unter:
<http://www.graz.at/cms/beitrag/10096234/1869835/>

Schmölzergasse

Datum der Benennung

1890

Text der Zusatztafel

Jakob Eduard Schmölzer 1812–1886

Komponist. Der gebürtige Grazer konzertierte bereits 1825 im Musikverein für Steiermark. Neben seiner Tätigkeit als Beamter komponierte Schmölzer Flötenstücke und gab erfolgreiche Konzertreisen. Schmölzer engagierte sich auch für Männerchöre, so beim 1846 gegründeten Grazer Männergesangsverein, und sammelte als „Vater des Steirerliedes“ Volkslieder und Tänze.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Jakob Eduard Schmölzer war ein Komponist und Volksliedsammler. Er wurde am 9. März 1812 in Graz geboren. Sein musikalisches Talent zeigte sich früh, er erhielt Flöten- und Klavierunterricht. 1825, im Alter von nur 13 Jahren, gab er sein erstes Konzert im Steyermärkischen Musikverein (heute Musikverein für Steiermark). Nach dem frühen Tod seines Vaters (1825) war er gezwungen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und wurde Kanzleiassistent. Er erhielt jedoch weiterhin Unterricht von dem deutschen Flötisten Theobald Böhm (1794–1881) und setzte seine Studien in Generalbass und Harmonielehre bei Anselm Hüttenbrenner (1794–1868) sowie in Wien bei Anton Halm (1789–1872) fort. Bereits 1830 trat er mit eigenen Kompositionen hervor, einer Konzertouvertüre sowie der Musik zu dem Singspiel „Der vierjährige Posten“ des deutschen Dichters Theodor Körner (1791–1813). Er gab Konzerte und komponierte Flötenstücke. Ab 1835 war Schmölzer Amtsschreiber bzw. Steuereinnahmer in verschiedenen kleineren steirischen Orten, zuletzt im Stift Rein bei Graz. Ende 1839 unternahm er eine erfolgreiche Konzertreise nach Salzburg, München, Stuttgart, Frankfurt am Main, Leipzig, Dresden, Prag und Wien. So lernte er u. a. Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809–1847) und Franz Liszt (1811–1886) kennen.

Obwohl Schmölzer in Wien als „Flöten-Liszt“ gefeiert wurde, war er gezwungen, seinen Lebensunterhalt in verschiedenen Beamtenstellungen zu verdienen. 1844 war er Rentmeister und Steuereinnahmer in Oberradkersburg (heute Gornja Radgona in Slowenien), ab 1845 arbeitete er bei der ständischen Buchhaltung in Graz und übernahm im selben Jahr das Musikreferat der Zeitung „Stiria“. 1846 beteiligte er sich an der Gründung des Grazer Männergesangsvereins, den er 1849/50 als Sangmeister leitete. Auch in Radkersburg, wo er ab 1850 Kontrollor beim Steueramt war, sowie in

Wildon, wo er 1852–1857 tätig war, engagierte Schmörlzer sich für das Männerchorwesen. 1857 trat er eine Stelle als Steuereinnehmer in Kindberg an und gründete 1858 dort den Mürztaler Sängerbund. Seine deutschnationale Gesinnung – sie zeigte sich u. a. daran, dass er 1860 als einziger Österreicher am Coburger Sängertag teilnahm und dort die Idee eines allgemeinen Deutschen Sängerbundes propagierte – führte 1862 zu seiner vorzeitigen Pensionierung. Danach wurde er von Friedrich Graf Attems (1818–1901) als Gutsverwalter in Oberkindberg angestellt. Als Mitglied des Historischen Vereines für Steiermark legte Schmörlzer ab 1849 eine Chronik der steirischen Männergesangsvereine an.

Auf Anregung von Erzherzog Johann (1782–1859) und des Germanisten Karl Weinhold (1823–1901) sammelte er steirische Volkslieder und Tänze, was ihm den Beinamen „Vater des Steirerliedes“ eintrug. Eine erste Sammlung „Volkslieder aus Steyermark“ erschien 1862, die zweite, in der er Eigenkompositionen mit Volksliedern vermischte, 1880. Seine Versuche, das Volkslied durch Männerchöre zu verbreiten, stieß auf die Ablehnung des Musiktheoretikers Friedrich von Hausegger (1837–1899). Schmörlzer war Ehrenmitglied zahlreicher Gesangsvereine. Trotz des Verlusts eines Auges malte und komponierte er bis an sein Lebensende. Schmörlzer starb am 9. Januar 1886 in Kindberg.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Jakob Eduard Schmörlzer, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/schmoelzer_jakob_eduard.html

Schoygasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Johann Jacob Schoy 1686–1732

Bildhauer. Der in Marburg an der Drau/Maribor geborene Schoy hielt sich nachweislich ab 1713 als Hofkammer- und landschaftlicher Bildhauer in Graz auf und avancierte zum führenden steirischen Skulpteur seiner Zeit. Als Hauptwerk schuf er 1730–1732 den Figurenaufsatz des Hochaltars im Grazer Dom, außerdem das Vesperbild in der Außennische der Bürgerspalkirche.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Jacob Schoy war ein österreichischer Bildhauer und schuf z. B. den Figurenaufsatz des Hochaltars im Grazer Dom. Er wurde am 20. Juli 1686 als Sohn des Bildhauers Johannes Schoy und dessen Gattin Katharina Theresie Puecher in Marburg getauft. Schoy kann als der führende Grazer und steirische Bildhauer der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bezeichnet werden. Von ihm stammen in Graz u. a. die Kalksteinfiguren im Aufsatz des Hochaltars im Dom, die Immaculata in einer Außennische der Bürgerspalkirche und vermutlich die steinerne Kreuzigungsgruppe vor der Andräkirche. Johann Jacob Schoy starb am 4. April 1732 in Graz und ist am St.-Andrä-Friedhof begraben. Seine Witwe heiratete 1733 seinen Schüler Philipp Jakob Straub, der später zum Hofkammerbildhauer avancierte.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Rochus Kohlbach, Steirische Bildhauer. Vom Römerstein zum Rokoko. Graz 1956.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Rudolf List, Kunst und Künstler in der Steiermark. Ein Nachschlagewerk. Ried im Innkreis 1974.

Horst Schweiger, Eine unbekannte Marienfigur des Barockbildhauers Johann Jakob Schoy in Graz. Zur Frage der barocken Grazer Maria-Immaculata-Darstellungen, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 11/12. Graz 1980, S. 67–84.

Schreinerstraße

Datum der Benennung

um 1925

Text der Zusatztafel

Franz Schreiner 1854–1921

Unternehmer. Der gebürtige Grazer stieg 1876 nach dem Besuch der Brauakademie Weihenstephan bei Freising und dreijähriger Wanderschaft in die väterliche Brauerei Schreiner ein. Unter seiner Ägide fusionierte diese 1889 mit der Holdschen Brauerei in Puntigam zur Ersten Grazer Actienbrauerei. Schreiner übte zudem zentrale Funktionen im steirischen Wirtschaftsleben aus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Schreiner war ein Grazer Brau-Unternehmer. Er wurde am 5. August 1854 als Sohn des Brauereibesitzers Franz Schreiner (senior) und dessen Frau Anna in Graz geboren. Nach dem Besuch der landwirtschaftlichen Oberrealschule in Graz absolvierte er von 1871–1873 eine Brauereilehre und studierte zusätzlich an der Technischen Hochschule (heute TU) Graz an der chemisch-technischen Abteilung. Nach dem Lehrabschluss setzte er seine Ausbildung an der königlich bayrischen Brauakademie in Weihenstephan fort. Seine Wanderjahre verbrachte er in verschiedenen Brauereien in München, Frankfurt am Main, Dortmund, Düsseldorf, Berlin und Burton upon Trent.

1876 trat er in die Brauerei seines Vaters ein und erhielt ein Jahr später die Prokura. 1880 wurde der Name der Brauerei auf „Franz Schreiner und Söhne“ erweitert. Als kurz darauf Franz Schreiner senior starb, übernahm Franz Schreiner junior gemeinsam mit seinen Brüdern Karl und Hans die Leitung der Brauerei. Ebenfalls 1880 heiratete Franz Schreiner Marie Lucheschitz. Das Ehepaar hatte in der Folge drei Kinder: Marianne, Franz und Robert.

In den folgenden Jahren bauten die Brüder Schreiner die vordem kleine Familienbrauerei zu einem Industrieunternehmen aus, das unter anderem Italien, Südfrankreich und den Orient zu seinen Exportmärkten zählte.¹ 1887 wurde die Brauerei in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und Franz Schreiner zum Präsidenten gewählt. In dieser Funktion verblieb er bis zu seinem Tod. Durch die

¹ Grazer Tagblatt vom 27. Dezember 1921.

Übernahme der Großbrauerei Hold in Puntigam im Jahr 1889 wurde die „Erste Grazer Aktienbrauerei“ zu einer der größten Brauereien in der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Neben seiner unternehmerischen Tätigkeit nahm Schreiner auch anderwärtig am öffentlichen Leben teil. Von 1892 bis 1902 war er Präsident der Handels- und Gewerbekammer und vertrat diese im steirischen Landtag. 1908 erhielt er den eisernen Kronenorden und war Obmann des Vereines Kolonie zur Bekleidung armer Schulkinder.² Zusätzlich war er Mitglied der Brauerkommission, dann der österreichischen Brauerstelle in Wien, Verwaltungsrat der Steirischen Nahrungsmittelwerke AG und Mitarbeiter des Vereins „Grazer Wärmestuben“. 1905 einigten sich die drei großen steirischen Brauereien Puntigam, Reininghaus und Göß wegen der immer stärker werdenden Konkurrenz auf eine Festlegung des jeweiligen Kundenstocks. Aus dieser Einigung ging der „Schutzverband Alpenländischer Brauereien“ hervor, deren Vorstand Franz Schreiner wurde.³ Franz Schreiner starb 68-jährig am 24. Dezember 1921 in Graz an einem Schlaganfall.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Olaf Fuchs, „Brüder Reininghaus Brauerei-AG“ – eine historische Betriebsanalyse. Unpubl. Dipl. Arb. Graz 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

W. Wittinghausen – E. Lebensaft, Schreiner, Franz d. J. (1854–1921), Brauereiunternehmer und Verbandsfunktionär, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 11. Lfg. 52. Wien 1997.

² Grazer Tagespost vom 27. Dezember 1921.

³ Olaf Fuchs, „Brüder Reininghaus Brauerei-AG“ – eine historische Betriebsanalyse. Unpubl. Dipl. Arb. Graz 1985.

⁴ W. Wittinghausen – E. Lebensaft, Schreiner, Franz d. J. (1854–1921), Brauereiunternehmer und Verbandsfunktionär, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 11. Lfg. 52. Wien 1997.

Schröckingerweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Karl Johann Nepomuk Franz Xaver Schröckinger 1798–1819

Schriftsteller. Der gebürtige Grazer absolvierte das Akademische Gymnasium und war ab 1813 Student der Philosophischen, ab 1817 der Juridischen Fakultät in Graz. Sein literarisches Talent bewies Schröckinger mit dem 1816 am ständischen Theater uraufgeführten Erstlingswerk „Alix Gräfin von Toulouse“. Bis zu seinem frühen Tod verfasste er insgesamt sieben Dramen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl (Carl Johann Franz Xaver) Schröckinger (Edler von Neudenberg, Taufname Schröckinger) wurde am 16. November 1798 in Graz als Sohn des Staatsbuchhaltungsbeamten Catejan Schröckinger und dessen Gattin Therese, geb. Widerkehr zu Widersbach, geboren. Ab 1807 besuchte er das Gymnasium in Graz, 1810 erhielt er einen Stiftungsplatz am Konvikt und zeichnete sich bei der Abfassung von Stilübungen des Lehrers Ulrich Speckmoser (1781–1845) durch eine Verifizierung der Aufgabenlösung aus. Im Herbst 1813 begann er mit den „philosophischen Studien“, einer Vorschule zum Studium. Von 1815 bis 1817 studierte Schröckinger Philosophie – ermuntert durch den Historiker Julius Franz Schneller (1777–1833) und angeleitet beim Studium der Klassiker durch den Gymnasiallehrer Justus Zedler (1783–1854). Ab Herbst 1817 trat er aus dem Konvent aus, lebte beim Vater und dessen zweiter Frau Elise (geb. von Lierwald) und begann in Graz ein Studium der Rechtswissenschaften. Die Ferien verbrachte er in Göß bei Leoben. Ab September 1819 ging er zur Fortsetzung des Studiums nach Wien und knüpfte Kontakte zu Zeitschriftenherausgebern (Adolf Bäuerle, Josef von Hormayr, Johann Schickh) und Autoren wie Ignaz Franz Castelli oder Anton Prokesch-Osten. Bald nach seiner Ankunft starb Schröckinger aber am 24. Dezember 1819 im Alservorstadt-Krankenhaus an „Brustübel“ und folgender „Wassersucht“. Er wurde am Währinger Friedhof begraben, Anselm Hüttenbrenner und Franz Schubert „begleiteten die irdische Hülle des verbliebenen Dichters“.¹

¹ Franz Ilwof, Karl Schröckinger, in: Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft 17/1907, S. 292–303, hier S. 296. Die Faktenwiedergabe von Daten aus Schröckingers Vita basiert fast ausschließlich auf dem Eintrag in Wurzbachs „Biographischem Lexikon“ 31/1876, S. 316–319. Ergänzt werden die Daten bei Ilwof durch Textproben.

Ab 1816 wurden im Ständischen Theater in Graz vier Stücke Schröckingers aufgeführt: „Alix Gräfin von Toulouse“ (1816), „Gilles, Prinz von Bretagne“ (1817), „Der Hirtenknabe“ (1819) und das Schicksalsdrama „Der Fluch“ (1819). Drei weitere Stücke wurden nicht gespielt. Außerdem veröffentlichte Schröckinger Sagen, Gedichte, Balladen u. a. im Grazer „Aufmerksamen“, in Bäuerles „Theaterzeitung“, in Hormayrs „Archiv“ und in der „Carinthia“. Nach seinem Tod errichteten seine Grazer Kollegen und Freunde nach einem Aufruf von Julius Franz Schneller eine Gedenktafel an der Leechkirche. Eine aus dem Nachlass Schröckingers von Karl Gottfried Ritter von Leitner fertig zusammengestellte Edition kam doch nicht zustande. Der Regionalliterarhistoriker Anton Schlossar glaubte in seiner Suche nach Schröckingers Vorbildern in einem vorwiegend mit lyrischen Beispielen angereicherten Beitrag beobachten zu können, dass „der Dichter in seinen Werken die eifrige Lektüre Schillers und etwa Körners verrät [...] seinem großen Vorbilde Schiller oft sogar in der Wahl des Versmaßes folgend“². Insgesamt bleibt Karl Schröckinger wohl ein vergessener Dichter ...

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Franz Ilwof, Karl Schröckinger, in: Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft 17/1907, S. 292–303.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Anton Schlossar, Karl Schröckinger, ein vergessener Dichter der Steiermark. Vier Jahrhunderte deutschen Kulturlebens in der Steiermark. Gesammelte Aufsätze. Graz – Leipzig 1908, S. 130–151.

² Anton Schlossar, Karl Schröckinger, ein vergessener Dichter der Steiermark. Vier Jahrhunderte deutschen Kulturlebens in der Steiermark. Gesammelte Aufsätze. Graz – Leipzig 1908, S. 130–151, hier S. 134f. Die eher spärlichen Lebensdaten bei Schlossar folgen ebenfalls Wurzbach.

Schrödingerstraße

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Erwin Schrödinger 1887–1961

Physiker, Nobelpreisträger. Am Beginn und Ende der akademischen Karriere des Wegbereiters der Quantenphysik stand seine Geburtsstadt Wien. In Zürich stellte er 1926 mit der „Schrödingergleichung“ die zeitliche Entwicklung aller quantenmechanischen Systeme dar. Als NS-Gegner 1933 von Berlin nach Oxford gewechselt, wirkte Schrödinger dazwischen 1936–1938 in Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Erwin Schrödinger war ein österreichischer Physiker und Wissenschaftstheoretiker. Er gilt als einer der Begründer der Quantenmechanik. Er wurde am 12. August 1887 als Sohn des Wachtuchfabrikanten Rudolf Schrödinger und seiner Frau Georgine, der Tochter eines Chemieprofessors, in Wien geboren. Bereits als Kind lernte er Englisch, da seine Großmutter Britin war. Nach Abschluss des Wiener Akademischen Gymnasiums im Jahr 1906 studierte Erwin Schrödinger an der Universität Wien Mathematik und Physik. 1910 promovierte er am II. Physikalischen Institut bei Franz Exner. Nach einem Freiwilligen-Jahr als Artillerist bei der Armee nahm er eine Assistentenstelle an der Universität an. Im Oktober 1913 habilitierte er sich am Physikalischen Institut und wurde Privatdozent.

Im Ersten Weltkrieg war Schrödinger in Kärnten, Ungarn und Italien im Einsatz. Aber auch während des Krieges konnte er sich wissenschaftlich betätigen. Von August 1917 bis Februar 1918 lehrte er Meteorologie an der Fliegeroffiziersschule in Wiener Neustadt.¹ Nach dem Krieg nahm er nacheinander akademische Posten an den Hochschulen in Jena, Stuttgart und Breslau (heute Wrocław, Polen) an. Schon zu dieser Zeit entwickelte Schrödinger Modelle für ein neues Verständnis der Atomphysik.² 1920 heiratete er Annemarie Bertel.

¹ Helmut Reichenberg, Erwin Schrödinger und die Vision des Atoms, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007.

² Karl von Meyenn, Schrödinger, Erwin, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 23. Berlin 2007. Online verfügbar unter <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118823574.html#ndbcontent>

1921 ging er als Nachfolger von Albert Einstein und Max von Laue an die Universität Zürich. 1927 folgte er Max Planck auf dessen Lehrstuhl an der Universität Berlin. Im selben Jahr erhielt er gemeinsam mit seinem Kollegen Paul Dirac den Nobelpreis für Physik. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verließ Schrödinger Deutschland. Nach einem Intermezzo in Oxford nahm er 1934 eine Gastprofessur an der Universität Princeton an. Zu dieser Zeit ersann Schrödinger sein berühmtes Gedankenexperiment mit der Katze, die zugleich lebend und tot ist. 1936 wechselte er nach Graz. Zwei Jahre später musste Schrödinger nach Irland emigrieren, obwohl er versucht hatte, seine bekannt ablehnende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus in einem Zeitungsartikel in der Grazer „Tagespost“ öffentlich zu revidieren.³

1940 wurde er am „Institute for Advanced Studies“ zum Direktor der Abteilung Theoretische Physik am Trinity College in Dublin ernannt, eine Stelle, die er bis zu seiner Emeritierung 1955 innehatte. 1948 nahm Schrödinger neben der österreichischen auch die irische Staatsbürgerschaft an.⁴ Von 1956 bis 1958 übte er ein Ordinariat an der Universität Wien aus. Erwin Schrödinger starb am 4. Jänner 1961 an den Folgen einer langjährigen Tuberkulose-Erkrankung 73-jährig in Wien. Schrödinger lebte im Laufe seines Lebens neben seiner Ehe in mehreren außerehelichen Beziehungen und suchte auch immer wieder sexuellen Kontakt zu minderjährigen Mädchen. Jenes Tagebuch, in dem er sein Sexualeben festhielt, existiert heute noch an der Universität Innsbruck.⁵

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Walter Höflechner, Zur Geschichte der Universität Graz, in: Kurt Feistritzer – Walter Höflechner – Hans-Ludwig Holzer – Wolfgang Mantl, Tradition und Herausforderung. 400 Jahre Universität Graz. Graz 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl von Meyenn, Schrödinger, Erwin, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 23. Berlin 2007. Online verfügbar unter <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118823574.html#ndbcontent>

Helmut Reichenberg, Erwin Schrödinger und die Vision des Atoms, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007.

³ Walter Höflechner, Zur Geschichte der Universität Graz, in: Kurt Feistritzer – Walter Höflechner – Hans-Ludwig Holzer – Wolfgang Mantl, Tradition und Herausforderung. 400 Jahre Universität Graz. Graz 1985.

⁴ Schrödinger, Erwin, in: Dictionary of Irish Biography. Online verfügbar unter: <https://www.dib.ie/biography/schrodinger-erwin-a7947>

⁵ Klaus Taschwer, Erwin Schrödinger: Missbrauchstäter und/oder Rufmordopfer?, in: Der Standard vom 19. Jänner 2022.

Schrottenbachgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Heinrich Schrottenbach 1848–1937

Schriftsteller, Sportpionier. Der in Baden geborene Schrottenbach lebte drei Jahre in den USA, ehe er um 1880 nach Graz kam. Der Radpionier war 1882 Mitbegründer des „Bicycle-Clubs“ Graz und Sportjournalist. Später schrieb er einige Volksstücke, wobei Alexander Girardi beim 1901 am Raimundtheater uraufgeführten Stück „Die Schröderischen“ die Hauptrolle übernahm.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich Schrottenbach war ein österreichischer Schriftsteller und Radpionier. Er wurde am 8. Mai 1848 in Baden bei Wien geboren. Wenngleich seine Eltern früh verstarben, erhielt er in einer Wiener Privatanstalt eine gute Erziehung. Als er von seinem Vormund nicht das Einverständnis erhielt, Förster werden zu dürfen, ging Schrottenbach nach Amerika, wo er sich mit vielerlei Beschäftigungen über Wasser hielt. Nach drei Jahren, zu Beginn der 1870er-Jahre, kehrte er nach Wien zurück. Dort begann er als erster Österreicher amerikanische Eishäuser zu bauen. Zu Beginn der 1880er-Jahre kam Schrottenbach nach Graz, wo er als Buchhalter Anstellung fand.

Schrottenbach gehörte zu den ersten Protagonisten des neu aufkommenden Radsports. So war er 1882 Mitbegründer des ältesten Grazer Radfahrvereines, des „Grazer Bicycle-Clubs“, in dem er auch als Funktionär tätig war. Zusätzlich war er als aktiver Radrennfahrer erfolgreich. 1885 gab er den Anstoß zur Gründung des Steirischen Radfahrer-Gauverbandes. Daneben betätigte er sich als Fachschriftsteller und publizierte in verschiedensten Radfahrfachzeitschriften. Durch seine Erfolge bestärkt, widmete er sich weiteren literarischen Publikationen. Es entstanden einige bühlenwirksame Volksstücke wie zum Beispiel „Die Schröderischen“, das 1901 am Raimundtheater in Wien uraufgeführt wurde. Heinrich Schrottenbach verstarb am 20. Februar 1937 in Graz. Sein Grab auf dem Steinfeldfriedhof ist heute nicht mehr auffindbar.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999.

E. Lebensaft – Ch. Mentsch, Schrottenbach, Heinrich (1848–1937), Sportpionier und Schriftsteller, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 11. Lfg. 53. Wien 1998, S. 262.

Hanns Löschnigg, Schrottenbach Heinrich. Zu seinem 80. Geburtstag, in: Grazer Tagespost vom 1. Mai 1928, S. 1f.

Schröttergasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Anton Schrötter (Ritter von Kristelli) 1802–1875

Chemiker. Der in Olmütz/Olomouc geborene und in Wien ausgebildete Naturwissenschaftler wirkte 1830–1843 am Joanneum und an der Universität Graz, ehe er als Professor an die Universität Wien zurückkehrte. Schrötter forcierte die Kristallografie, entdeckte den roten Phosphor, war 1847 Mitbegründer der Akademie der Wissenschaften und leitete ab 1868 das Hauptmünzamt.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Schrötter war ein österreichischer Chemiker, der den roten Phosphor entdeckte. Er wurde am 26. November 1802 in Olmütz/Olomouc geboren und besuchte ebendort das Gymnasium. Ab 1822 studierte er an der Universität Wien zunächst Medizin, ehe er 1824 zu den Naturwissenschaften wechselte. Friedrich Mohs weckte sein Interesse für die Fächer Chemie und Mineralogie, die zu dieser Zeit an der Universität nur theoretisch gelehrt wurden. An einer Artillerieschule konnte er die Methoden chemischer Analysen praktisch erlernen. 1827 wurde er zum Assistenten Ettingshausens bzw. Baumgartners an der Universität Wien ernannt, 1830 erhielt er eine supplierende Professur für Physik und Chemie am Technischen Institut des Joanneums in Graz. Von 1834 bis 1836 supplierte er Physik und Chemie am Grazer Medizin-Chirurgischen-Studium.

1843 wurde Schrötter ordentlicher Professor der Technischen Chemie am Polytechnischen Institut in Wien, wo er ab 1845 auch Allgemeine Chemie lehrte und von 1866 bis 1868 sogar als Vorstand der Chemisch-Technischen Schule fungierte. Von 1868 bis 1874 war er Direktor der Wiener Hauptmünze. Durch verschiedene Studienreisen angeregt, widmete er sich am Polytechnischen Institut in Wien dem Ausbau der Laboratorien, der Verbesserung des Lehrplanes sowie des Lehrbetriebes. Als wichtigstes Ergebnis seiner Forschungen kann wohl die Entdeckung des roten Phosphors bezeichnet werden, der v. a. für die Zündholzindustrie von Bedeutung wurde.

Schrötter war an der Gründung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften beteiligt, deren Generalsekretär er ab 1851 war. Zusätzlich war er ein Organisator innerhalb der Industrie und

Wissenschaft und unter anderem auch Berater bei den Vorbereitungen für die Novara-Expedition.¹ Er erfuhr zahlreiche Ehrungen, so wurde er u. a. 1852 Dr. phil. h. c. der Universität Halle, 1873 Ehrenmitglied der Deutschen Chemischen Gesellschaft, 1855 erhielt er das Ritter-, 1870 das Offiziers-Kreuz der französischen Ehrenlegion, 1867 das Großkreuz des Guadeloupeordens. Er fand auch Aufnahme in zahlreiche Gelehrten-Gesellschaften und wurde 1868 in den österreichischen Ritterstand erhoben. Anton Schrötter starb am 15. April 1875 in Wien.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl Acham, Vorbemerkungen, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 301–306.

A. Kernbauer – M. Friedrich, Schrötter von Kristelli, Anton (Konrad Friedrich Dismas) (1802–1875), Chemiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 11. Lfg. 53. Wien 1998, S. 246f.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Claus Priesner, Schrötter von Kristelli, Anton, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 23. Berlin 2007, S. 594–595. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd117098981.html#ndbcontent>

¹ Vgl. Karl Acham, Vorbemerkungen, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 301–306, hier S. 301.

Schubertstraße

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Franz Peter Schubert 1797–1828

Komponist. Der gebürtige Wiener war Sängerknabe und trat bereits 1811 mit Kompositionen hervor. Als Meister des Kunstliedes komponierte Schubert trotz frühen Todes über 600 lyrische Stücke, zudem Chormusik, Sinfonien und Opern im Übergang von der Klassik zur Romantik. Dank enger Kontakte nach Graz war er ab 1823 Ehrenmitglied des Musikvereins für Steiermark.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Schubert war ein österreichischer Komponist. Er wurde am 31. Januar 1797 als Sohn eines Schulmeisters in der heute zu Wien gehörenden Gemeinde Himmelpfortgrund geboren. Er besuchte das von den Piaristen geleitete Akademische Gymnasium, war Sängerknabe in der Konviktschule des Wiener Stephansdoms und erhielt unter anderem von Antonio Salieri Unterricht im Generalbass. Schubert absolvierte anschließend die Lehrerausbildung in der Normalhauptschule im Jesuitenkloster und war 1814 bis 1818 Schulgehilfe seines Vaters, bei dem er mit einer einjährigen Unterbrechung 1816/17 wohnte. Erste Werke dürften in dieser Zeit entstanden sein. Durch seinen Freundeskreis bzw. seine Mitschüler bei Salieri entstand die Bekanntschaft mit dem Hofopernsänger Johann Michael Vogl, der zu einem seiner wichtigsten Förderer und Interpreten werden sollte. 1818 wurde Schubert Privatmusiklehrer von Marie und Karoline Esterházy von Galánta, was 1818 und 1824 einen halbjährigen Aufenthalt auf Schloss Zseliz/Zelis (heute Želiezovce, Slowakei) zur Folge hatte. 1826 bis 1828 hielt sich Schubert, abgesehen von einem kurzen Aufenthalt in Graz, in Wien und Umgebung auf.

Schubert schrieb nicht nur über 600 herrliche Lieder, darunter die Zyklen „Die schöne Müllerin“ und „Winterreise“, die Vertonung von Goethes Ballade „Erkönig“, „Die Forelle“ und „Der Tod und das Mädchen“, sondern war darüber hinaus einer der größten Instrumentalkomponisten. Er hinterließ sieben vollendete und fünf unvollendete Sinfonien (darunter die 4. „Die Tragische“), weltliche und geistliche Chormusik (die „Deutsche Messe“ und sechs lateinische Messen), Klavier- und Kammermusik, Ouvertüren und zu Schuberts Lebzeiten kaum Resonanz findende 17 Bühnenwerke. Schubert fand in seinem kurzen Leben zwar wenig Anerkennung, wie seine stets prekären

Einkommensverhältnisse zeigen, aber spätere Komponisten wie Johannes Brahms, Franz Liszt, Robert Schumann und Felix Mendelssohn Bartholdy würdigten bereits seine heute unbestrittene Vorreiterrolle als neben Ludwig van Beethoven wichtigster Initiator der Frühromantik und Schöpfer des modernen Kunstliedes. Seine frühen Bewunderer organisierten mit ihm musikalische Abende, die als Schubertiaden bekannt wurden und bis heute existieren.

Schubert wurde 1820 durch die Brüder Anselm und Josef Hüttenbrenner, den Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall, den Dichter Heinrich Schröckinger, das kunstsinnige Haus Pachler und den Beamten Johann B. Jenger in Verbindung zur Steiermark gebracht. Von Schröckinger ging die Initiative zur Aufnahme Schuberts in den Steirischen Musikverein als Ehrenmitglied 1823 aus, im selben Jahr erkrankte er allerdings schwer, vermutlich an Syphilis. Am 8. September 1827 trat Schubert in einer musikalischen Akademie des Musikvereins in Graz auf und komponierte einige Lieder. Im September 1827 kehrte er nach Wien zurück, wo er am 19. November 1828 im Alter von 31 Jahren vermutlich an Typhus starb. Seit 1888 ruhen seine zuvor an anderer Stelle exhumierten sterblichen Überreste in einem Ehrengrab des Wiener Zentralfriedhofs.

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Werner Aderhold, Schubert, Franz Peter (1797–1828), Komponist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 11. Wien 1998, S. 271–273.
Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien in 6 Bänden. Bd. 3. Wien 2004.
Walther Dürr – Andreas Krause (Hg.), Schubert-Handbuch. Stuttgart 1997.
Ernst Hilmar – Margret Jestremski (Hg.), Schubert-Enzyklopädie. 2 Bde. Tutzing 2004.
Hans-Joachim Hinrichsen, Franz Schubert. München 2011.

Schumanngasse

Datum der Benennung

1881

Text der Zusatztafel

Robert Schumann 1810–1856

Komponist. Der literarisch-musikalisch doppelbegabte gebürtige Sachse trat mit der 1834 gegründeten Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik“ als Musikkritiker hervor. Zunächst Komponist von Klaviermusik, erweiterte er ab 1840 sein Werk um Orchester-, Kammer- und Chormusik sowie die Oper „Genoveva“. 1850 zog Schumann als städtischer Musikdirektor nach Düsseldorf.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Robert Schumann war ein deutscher Komponist und Musikschriftsteller. Er wurde am 8. Juni 1810 als Sohn eines Buchhändlers in Zwickau geboren und sein Interesse galt schon früh sowohl der Literatur als auch der Musik. Er erhielt seit dem siebten Lebensjahr Klavierunterricht und begann im Alter von elf Jahren mit ersten Kompositionen. Auf Wunsch der Mutter nahm er 1828 zwar ein Jurastudium in Leipzig auf (Schumann: „ein sogenanntes Brotstudium“¹), widmete jedoch seinen literarischen und musikalischen Interessen wesentlich mehr Zeit. So ließ er sich bei Friedrich Wieck, einem angesehenen und erfolgreichen Pädagogen und Vater seiner späteren Ehefrau Clara, in Klavier unterrichten. 1829 wechselte Schumann zum weiteren Jurastudium nach Heidelberg, verfolgte aber dennoch vorrangig eine Karriere als Klaviervirtuose. Durch eine Übemaschine zur Steigerung der Fingerfertigkeit zog er sich sogar eine zeitweilige Lähmung der Hand zu. 1830 brach er sein Studium ab und kehrte nach Leipzig zurück, um nach „zwanzigjährige[m] Kampf zwischen Poesie und Prosa oder nenn' es Musik und Jus“ (Schumann)² seiner Berufung zu folgen.

Das Klavierstudium bei Wieck ergänzte er kurzzeitig durch Kompositionsunterricht bei Heinrich Dorn am Leipziger Theater, bildete sich in Folge dann autodidaktisch in Komposition weiter. 1832 beendete er vorzeitig seine Pianistenkarriere und orientierte sich auf das Schreiben von und über

¹ Zit. nach: Arnfried Edler, Art. Schumann, Robert, Biographie, Jugend, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2006, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/50528>

² Zit. nach: Arnfried Edler, Art. Schumann, Robert, Biographie, 1830 bis 1840, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/28550>

Musik um. 1834 gründete Schumann die „Neue Leipziger Zeitschrift für Musik“ (noch heute [2022] bestehend als „Neue Zeitschrift für Musik“), die er bis 1844 als Redakteur erfolgreich leitete. Gegen den Widerstand seines früheren Lehrers und Mitgründers der NZM, Friedrich Wieck, setzte er 1840 die Heirat mit dessen Tochter, der Klaviervirtuosin Clara, gerichtlich durch. Dieser Ehebund verlieh ihm neue Schaffensimpulse und Schumann, der bislang in erster Linie für Soloklavier komponiert hatte, wandte sich dem Vokalen zu: Im sogenannten „Liederjahr“ entstanden u. a. die Liederzyklen „Myrthen“ op. 25 – als Hochzeitsgeschenk an Clara –, der „Liederkreis“ op. 24 sowie die „Dichterliebe“ op. 48 (beide nach Heinrich Heine) und der „Liederkreis“ op. 39 (nach Joseph v. Eichendorff). Zudem ging Schumann mit seiner 1. Sinfonie („Frühlingssinfonie“, 1841) auch zur Produktion sinfonischer Werke über.³

Nachdem er in den Leipziger Jahren den produktiven Höhepunkt seines Schaffens erreicht hatte, brachte das Jahr 1844 schwere gesundheitliche, berufliche und private Krisen für Schumann. Eine Erholungsreise nach Dresden führte zur mehrjährigen Übersiedlung in diese Stadt, bis er im September 1850 als städtischer Kapellmeister nach Düsseldorf berufen wurde. Hatten sich bereits 1843 erste Anzeichen von Depressionen gezeigt, so machten sich ab 1850 immer wieder verstärkt Symptome eines Nervenleidens bemerkbar. Im Februar 1854 versuchte sich Schumann schließlich durch einen Sturz in den Rhein das Leben zu nehmen. Nach seiner erfolgreichen Rettung wurde er in eine private Heilanstalt in Endenich bei Bonn gebracht, wo er in den letzten Lebensmonaten zusehends die Kontrolle über seine psychischen und physischen Funktionen verlor und schließlich am 29. Juli 1856 verstarb.⁴

Robert Schumann, bis 1840 in Fachkreisen hauptsächlich als Musikkritiker und Redakteur seiner Zeitschrift bekannt, gilt heute als einer der bedeutendsten Komponisten der Romantik. Von zeitgenössischer Literatur beeinflusst, suchte er in seinen Kompositionen nach einem Ausdruck des „poetischen Ganzen“.⁵ Sein kompositorisches Schaffen umfasst ein reiches Klavierwerk (darunter: „Kinderszenen“, „Fantasiestücke“), Kammermusik, Lieder, Chorwerke und Kantaten, Oratorien (darunter: „Das Paradies und die Peri“), die Oper „Genoveva“, 4 Sinfonien, 1 Klavierkonzert, 1 Violinkonzert, 1 Cellokonzert.

Iris Mangeng
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

³ Vgl. z. B. Alexander Rausch, Art. Schumann, Ehepaar, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 15.5.2005). Online verfügbar unter: <https://dx.doi.org/10.1553/0x0001e1db>

⁴ Vgl. Edler, Art. Schumann, Robert, Biographie, 1850 bis 1856, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/47650>

⁵ Vgl. Joachim Draheim – Arnfried Edler, Art. Schumann, Robert, Würdigung, Musik, Poesie, Kritik und geschichtliches Bewußtsein, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/49222>

Literatur

Joachim Draheim – Arnfried Edler, Art. Schumann, Robert, Würdigung, Musik, Poesie, Kritik und geschichtliches Bewußtsein, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2006, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter:

<https://www.mgg-online.com/mgg/stable/49222>

Arnfried Edler, Art. Schumann, Robert, Biographie, Jugend, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2006, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/50528>

Arnfried Edler, Art. Schumann, Robert, Biographie, 1830 bis 1840, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/28550>

Arnfried Edler, Art. Schumann, Robert, Biographie, 1850 bis 1856, in: MGG Online. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/47650>

Alexander Rausch, Art. Schumann, Ehepaar, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 15.5.2005). Online verfügbar unter: <https://dx.doi.org/10.1553/0x0001e1db>

Schützgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Heinrich Schütz 1585–1672

Komponist. Der in Ostthüringen geborene Schütz gab 1609 sein Jusstudium in Marburg an der Lahn zugunsten einer Musikausbildung in Venedig auf. Als Hoforganist am Kasseler Hof und ab 1619 am kurfürstlichen Hof in Dresden schuf er ein reiches, italienisch beeinflusstes Werk aus frühbarocker Kirchenmusik. Seine „Daphne“ von 1627 war die erste deutschsprachige Oper.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Heinrich Schütz war ein deutscher Komponist des Frühbarocks. Er wurde am 8. Oktober 1585 in Köstritz in Thüringen geboren. Um 1590 kam seine Familie nach Weißenfels (heute im deutschen Bundesland Sachsen-Anhalt), wo der Vater mehrere Gasthäuser betrieb. Bereits als Kind erhielt Schütz eine Ausbildung von Georg Weber und Heinrich Colander, ehe er im August 1599 Schüler am Collegium Mauritanum in Kassel wurde. 1607 begann Schütz in Marburg an der Lahn Jura zu studieren. Die Zeit von 1609 bis 1613 verbrachte er mit einem Stipendium von Landgraf Moritz von Hessen-Kassel bei dem Kirchenmusiker und Organisten Giovanni Gabrieli. Nach seiner Rückkehr wurde er Organist am Kasseler Hof. Anschließend begab er sich in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen in Dresden, wo er nach dem Tod von Michael Praetorius 1621 die Leitung der Hofkapelle übernahm.

Zahlreiche Reisen führten Schütz durch Deutschland und an verschiedenste Höfe. Höhepunkte waren seine zweite Italienreise 1628/29, wo er in Venedig neue stilistische Entwicklungen rezipierte, sowie seine beiden Aufenthalte in Kopenhagen, wo er von 1633 bis 1635 und von 1642 bis 1644 als Hofkapellmeister wirkte. 1639 bis 1641 war Schütz Kapellmeister bei Georg von Calenberg in Hannover und Hildesheim. Seine letzten Jahre in Dresden waren vom durch den Dreißigjährigen Krieg bedingten Niedergang der Hofkapelle gekennzeichnet, da die Musiker nicht mehr bezahlt werden konnten. Seit 1645 bemühte Schütz sich aus Altersgründen mehrmals erfolglos um seine Versetzung in den Ruhestand. Erst 1656 wurde er vom Hofdienst befreit und konnte sich nach Weißenfels zurückziehen. Im Mai 1672 übersiedelte er nach Dresden. Schütz starb am 6. November 1672 in Dresden, wo er in der Frauenkirche beerdigt ist.

Schütz gilt als der bedeutendste deutsche Komponist des Frühbarocks. Wenngleich als Organist ausgebildet, komponierte er auch geistliche Vokalmusik mit lateinischen und deutschen Texten. Andere erhaltene Werke umfassen etwa ein Weihnachtsoratorium, Passionen sowie weltliche Madrigale. In Zusammenarbeit mit dem Barockdichter Martin Opitz schuf er die 1627 uraufgeführte Pastoralkomödie „Daphne/Dafne“, die als erste Oper in deutscher Sprache gilt, deren Musik allerdings verloren ist. Schütz gilt ferner als der Begründer der protestantischen Kirchenmusik, auch wenn seine Werke primär für Hofgottesdienste und andere höfische Zeremonien bestimmt waren. Nach seinem Tod beinahe 200 Jahre lang vergessen, wurde Schütz im 19. und 20. Jahrhundert wiederentdeckt. Es gibt eine eigene Internationale Heinrich-Schütz-Gesellschaft, die sich der Pflege, dem Erhalt und der Edition seiner Werke widmet.

Martin Moll
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Michael Heinemann, Heinrich Schütz. Hamburg 1994.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. Aufl. Graz 2009, S. 407.

Bernhold Schmid, Schütz, Heinrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 23. Berlin 2007, S. 662–664.

Wolfram Steude, Heinrich Schütz – Mensch, Werk, Wirkung. Texte und Reden. Marburg an der Lahn 2016.

Schwarzenberggasse

Datum der Benennung

28.5.1936

Text der Zusatztafel

Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg 1771–1820

Offizier, Diplomat. Der gebürtige Wiener stieg in den kriegerischen Jahren 1788–1812 zum Feldmarschall auf. Er war 1809 Botschafter in St. Petersburg und 1810 in Paris. 1813 hatte Schwarzenberg den alliierten Oberbefehl bei der siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig gegen Napoleon inne und zog 1814 sowie 1815 nach der Schlacht bei Waterloo zweimal in Paris ein.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg war ein österreichischer Offizier und Diplomat. Er wurde am 15. April 1771 in Wien in die in Südböhmen ansässige Linie der Schwarzenbergs geboren. Seit frühester Kindheit für den Militärdienst vorbereitet, war er schon mit 17 Jahren beim Militär und sammelte praktische Erfahrungen im „österreichischen Türkenkrieg“ von 1789. Er diente im Regiment Wolfenbüttel, mit dem er nach Slawonien zog, wo er erstmals seine Entschlossenheit und seine Risikobereitschaft unter Beweis stellte. Die Erstürmung der Festung Sabacz brachte ihm die Ernennung zum Hauptmann und eine eigene Kompanie ein. Auf seinen Wunsch hin erhielt er eine Anstellung im Hauptquartier des Feldmarschalls Gideon Freiherr von Laudon. Kurz vor der Eroberung Belgrads erkrankte er allerdings schwer und musste nach Böhmen zurückgeschickt werden.

1790 wurde der erst 19-jährige Schwarzenberg zum Major befördert und fungierte bei der Kaiserkrönung Leopolds II. in Frankfurt als erster Wachtmeister der Arcieren-Leibgarde. Als 1791 der Krieg mit Frankreich ausbrach, wurde Schwarzenberg dem Wallonenregiment der Latour-Dragoner zugeteilt, ehe er bereits nach kurzer Zeit zum Oberstleutnant befördert wurde und in Galizien das Ulanen-Freikorps befehligen durfte. Beim großen Reitergefecht von Le Cateau-Cambresis am 26. April 1794 zeichnete er sich derartig aus, dass ihm noch auf dem Schlachtfeld das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens verliehen wurde. Nach der Schlacht von Amberg (1796) wurde er zum Generalmajor befördert, im September 1800 zum Feldmarschallleutnant. Im Jahr 1805 erfolgte die Ernennung zum Vizepräsidenten des Hofkriegsrates sowie zum Geheimen Rat, ehe er im selben Jahr einige erfolgreiche Gefechte gegen die Franzosen schlagen konnte. Wenig später erhielt er das Kommandeurkreuz des Theresien-Ordens.

1806 schlug er die Ernennung zum Präsidenten des Hofkriegsrates aus und zog sich auf sein Landgut in Böhmen zurück. 1809 erfolgte, nach einem Aufenthalt als Botschafter beim russischen Zaren und der Schlacht von Wagram, die Ernennung zum General der Kavallerie. Anschließend als Botschafter nach Frankreich entsandt, konnte er die Vermählung Napoleons mit Erzherzogin Marie Luise arrangieren. 1812 musste er am Russlandfeldzug Napoleons teilnehmen. Nach dessen Niederlage sicherte er den Rückzug verschiedener Truppenteile und kehrte anschließend mit seiner intakten Truppe, die der Kern der großen Armee der „Völkerschlacht von Leipzig“ werden sollte, nach Galizien zurück. Nach einer letzten erfolglosen Friedensmission am Hof in Frankreich wurde Schwarzenberg zum Oberbefehlshaber der vereinten Heere berufen. Am 16. Oktober 1813 standen sich seine Truppen und Napoleon zwischen Wachau und Liebertwolkwitz gegenüber. Schwarzenberg konnte die gegnerische Hauptmacht am 18. Oktober siegreich zwischen Connewitz und Probstheida in die Stadt Leipzig zurückdrängen. Am 19. Oktober war die Stadt eingenommen und Napoleon geflohen. Unmittelbar nach der Schlacht erhielt er das Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens.

Im Feldzug von 1814 konnte Schwarzenberg Napoleon am 20. März in der Schlacht von Arcis sur Aube standhalten und zog am 31. März 1814 nach der Schlacht bei Montmartre siegreich in Paris ein. Kaiser Franz ernannte ihn zum Präsidenten des Hofkriegsrates. Am 5. Mai 1814 legte er sein Kommando nieder und kehrte auf seine Güter in Böhmen zurück. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde er neuerlich mit dem Oberbefehl betraut. Nach der Niederlage Napoleons bei Waterloo zog Schwarzenberg mit seiner Armee am 17. Juli 1815 zum zweiten Mal in Paris ein. Am 13. Jänner 1817 erlitt er seinen ersten Schlaganfall, dem noch weitere folgen sollten. Am 15. Oktober 1820 starb er an den Folgen eines weiteren Schlaganfalles in Leipzig.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Helmut Neuhold, Österreichs Kriegshelden. Landsknechte, Haudegen, Feldherren. Graz 2012.

Sch., Schwarzenberg, Karl Philipp Fürst zu, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 33. Berlin 1891, S. 306–311. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118763032.html#adbcontent>

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 35. Wien 1877.

Schwindgasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Moritz Ludwig von Schwind 1804–1871

Maler. Der gebürtige Wiener wirkte in Karlsruhe, am Frankfurter Städelschen Kunstinstitut und ab 1847 an der Münchener Kunstakademie. Die Fresken auf der Wartburg und im „Schwind-Foyer“ der Wiener Hofoper ragen aus seinem Werk heraus. Der Spätromantiker Schwind schuf zudem Radierungen und Ölgemälde mit Märchen- und Sagenmotiven in klassisch-idealistischer Form.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Moritz Ludwig von Schwind war ein aus Österreich gebürtiger berühmter Maler des 19. Jahrhunderts. Er wurde am 21. Jänner 1804 in Wien geboren und verbrachte seine Jugend in Wien und Böhmen, bevor er sein Studium der Philosophie in Wien begann. Nach drei Jahren entschied er sich 1821 dazu, Malerei an der Wiener Kunstakademie zu studieren. 1827 brachte ihn sein Weg an die Münchener Akademie der Künste, wo er vor allem die für seinen weiteren künstlerischen Weg wichtige Freskotechnik verfeinerte.

Nach zahlreichen Reisen und Aufträgen wirkte Schwind von 1853 bis 1855 an der Wartburg mit dem Auftrag, „24 Fresken zu ‚Sängerkrieg‘, ‚Nibelungenlied‘, ‚Sagen der Landgrafen‘ und dem ‚Leben der hl. Elisabeth‘“¹ zu gestalten. Die von ihm hier vollendeten Werke (u. a. „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“) stellen die Wartburg als symbolischen, geschichtsträchtigen Ort dar. Sie zeigen ein idealisiertes Mittelalterbild, wobei seine Motivwahl eher unkonventionell war. Generell finden sich unter seinen Werken vor allem Motive der Märchenwelt.

Politisch exponierte sich Schwind nicht, der 1848er-Revolution stand er kritisch gegenüber, äußerte dies aber nur in Briefwechseln und ergriff öffentlich nicht Partei. Moritz von Schwind starb am 8. Februar 1871 in Pöcking (Oberbayern).

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Andrea Teuscher, Schwind, Moritz von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010, S. 85–87.

Literatur

Siegmar Holsten, Moritz von Schwinds Leben, in: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe – Siegmar Holsten (Hg.), Moritz von Schwind: Meister der Spätromantik. Ausstellungskatalog. Ostfildern-Ruit 1996, S. 9–24.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Andrea Teuscher, Schwind, Moritz von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010, S. 85–87.
Online verfügbar unter: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118612271>

Seebachergasse

Datum der Benennung

1877 (SVA)

Text der Zusatztafel

Richard Seebacher 1717–1805

Gastwirt. Der gebürtige Grazer kam mit dem Gasthof „Zum Mohren“ in der Murvorstadt zu Wohlstand. 1765 reaktivierte er mit der Gründung eines Jägerkorps die bedeutungslos gewordene Grazer Bürgerwehr, die 1770 als Bürgerkorps neu entstand. Der Oberst im Ehrenrang ließ 1795–1797 das Grünangerhaus als Brauhaus und erstes Monumentalgebäude am Glacis erbauen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Richard Seebacher war ein Grazer Gastwirt. Er wurde am 3. April 1717 in Graz geboren, wo er schon früh als Gastwirt im Gasthof „Zum Mohren“ in der Murvorstadt und als Braumeister ebendort wirkte. Er gab ein gutes Beispiel dafür ab, wie man durch „Verherrlichung des Vaterlandes und des Staates“ sowie durch „kluge Sparsamkeit“ zu ansehnlichem Reichtum gelangen konnte. Er war einer von mehreren Protagonisten, die sich um die Reorganisation der bedeutungslos gewordenen Grazer Bürgerwehr verdient machten.¹ 1765 gründete er das Jägerkorps und erhielt dafür den Titel eines k. u. k. Oberst sowie die goldene Zivil-Ehrenmedaille. Ebenso beteiligte er sich an der Gründung des Grazer Bürgerkorps, dessen Ehrenmitglied im Range eines Obersts er bis zu seinem Tode war. Er vermachte dem Verein auch ein Legat von 4.000 Gulden.²

Seebacher errichtete außerdem eine eigene Stiftung für das Grazer Bürgerspital und mit dem „Grünangerhaus“ (heute Glacisstraße 45) den ersten monumentalen Baukomplex dieser Gegend, der ein Brauhaus und Mietwohnungen enthielt. Auf Seebachers Antrag wurde die einzige Statue des heiligen Richard in der Steiermark am Eingang der Vierzehn-Nothelfer-Kirche in Eggenberg aufgestellt. Richard Seebacher verstarb am 7. August 1805 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Gerhard Schwarz, Richard (und Susanne) Seebacher, Gastwirte. Online verfügbar unter: <http://www.graz.at/cms/beitrag/10096031/1869835/>.

² Vgl. Peter Baldauf, Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten in der landesfürstlichen Provinzial-Hauptstadt Grätz in der Steiermark [...]. Graz 1843, S. 60f.

Literatur

Peter Baldauf, Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten in der landesfürstlichen Provinzial-Hauptstadt Grätz in der Steiermark, mit besonderer Beziehung auf das uniformirte und militärisch-organisirte Bürger-Corps von seiner Entstehung bis zum Jahre 1842. Als ein Beitrag zur Geschichte der in den Tagen der Gefahr bewiesenen Liebe und Treue gegen das angestammte Regentenhaus, und des Patriotismus im österreichischen Kaiserstaate. Graz 1843.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Gerhard Schwarz, Richard (und Susanne) Seebacher, Gastwirte. Online verfügbar unter:

<http://www.graz.at/cms/beitrag/10096031/1869835/>

Semmelweisgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Ignaz Philipp (Ignác Fülöp) Semmelweis 1818–1865

Mediziner. Der im heutigen Budapest Geborene promovierte 1844 in Wien, wo er 1845–1849 als Assistent der Geburtshilflichen Klinik des Allgemeinen Krankenhauses wirkte. Dort senkte er mit Hygienemaßnahmen die hohe Sterberate wegen Kindbettfiebers. Zu Lebzeiten verkannt, kehrte er nach Ungarn zurück. Erst posthum avancierte er zum „Retter der Mütter“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ignaz Semmelweis war ein ungarischer Mediziner und Pionier in Sachen Krankenhaushygiene. Er wurde am 1. Juli 1818 in Buda (Budapest, Ungarn) geboren. Nach Absolvierung des königlichen katholischen Gymnasiums der Piaristen und einem gymnasialen Jahr in Stuhlweißenburg begann er 1837 an der Universität Wien Jus zu studieren, wechselte jedoch bereits 1838 zur Medizin. Nach seiner Promotion im Jahre 1844 arbeitete er im Wiener AKH an der von Joseph Skoda geleiteten Brustambulanz sowie in der dortigen Ausschlagabteilung.

Bereits 1847 gelang Semmelweis der Nachweis, dass es sich beim Kindbettfieber um eine von außen übertragene Krankheit handelt. Er hatte dies zu einer Zeit erkannt, als noch nicht bekannt war, dass eitrige Infektionen durch lebende Krankheitserreger hervorgerufen werden. Nach dieser Erkenntnis führte Semmelweis an der Geburtshilfeklinik für Ärzte und Studenten die verpflichtende Händedesinfektion mit wässriger Chlorkalklösung ein, wodurch die Fälle an Puerperalfieber rasch verringert wurden. 1850 habilitierte sich Semmelweis in Geburtshilfe. Kurze Zeit später ging er zurück nach Budapest, wo er als unbesoldeter Honorarprimarius am St. Rochus Spital tätig war und von 1855 bis 1865 als Univ.-Prof. für theoretische und praktische Geburtshilfe sowie als Hebammenlehrer wirkte.

Erst 1860 wurde sein Hauptwerk über die „Prophylaxis des Kindbettfiebers“ veröffentlicht. Eine Berufung nach Zürich 1857 lehnte er ab. In seinen letzten Jahren befasste er sich mit der operativen Gynäkologie und führte erstmals eine Operation am Eierstock durch. 1865 bedingte eine

fortschreitende Geisteskrankheit die Einlieferung in die Niederösterreichische Landesirrenanstalt in Wien, wo Semmelweis vermutlich am 13. August 1865 an Pyämie starb.¹

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

D. Angetter – K. Kapronczay, Semmelweis, Ignaz Philipp (1818–1865), Gynäkologe und Geburtshelfer, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 12. Lfg. 56. Wien 2002, S. 168f.

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien in 6 Bänden. Bd. 5. Wien 2004.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ Vgl. ANGETTER/KAPRONCZAY 2002, S. 169.

Senefeldergasse

Datum der Benennung

15.12.1955

Text der Zusatztafel

(Johann Nepomuk Franz) Aloys Senefelder 1771–1834

Schauspieler, Schriftsteller, Erfinder. Der gebürtige Prager gab 1793 das Jusstudium in Ingolstadt für das Schauspiel und das Verfassen von Bühnenstücken auf. 1797–1798 entwickelte Senefelder in München die Lithografie als Alternative zum Hoch- und Tiefdruck. Mit diesem wegweisenden und fortan verfeinerten Flachdruckprinzip druckte er 1826 erste farbige Blätter.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Aloys Senefelder war ein österreichischer Erfinder von Druckverfahren. Er wurde am 6. November 1771 als Sohn eines Schauspielers in Prag geboren und kam 1780 nach München, der Hauptstadt des damaligen Kurfürstentums Bayern, als sein Vater am dortigen Hoftheater ein fixes Engagement erhielt. In München besuchte Senefelder das kurfürstliche Gymnasium und begann in Ingolstadt Jura zu studieren. Nach dem Tod seines Vaters brach er 1793 dieses ungeliebte Studium ab, um als Schauspieler und Stückeschreiber sein Geld zu verdienen, womit er jedoch nur mäßige Erfolge verzeichnete. Danach wandte er sich der Technik von Druckverfahren zu. In Ergänzung der bereits bekannten Verfahren des Hoch- bzw. Tiefdrucks erfand Senefelder als dritten Weg das Flachdruckprinzip. Er gründete zusammen mit dem Münchener Hofmusiker Franz Gleißner eine Notendruckerei und entwickelte 1797/1798 ein von ihm „chemische Druckerei“ genanntes Flachdruckverfahren, für das er 1799 in Bayern ein Privileg, die Vorform der heutigen Patente, erlangte.

1803 übersiedelte Senefelder nach Wien und richtete dort eine Steindruckerei ein. Aufgrund unzureichender Nachfrage kehrte er bereits 1806 nach München zurück. 1809 wurde Senefelder als Inspektor bei der bayerischen Steuerkatasterkommission angestellt, mit der er zuvor einen Rechtsstreit wegen einer Patentverletzung ausgetragen hatte; die Anstellung war eine Art Kompensation für das ihm zugefügte Unrecht. 1816 erhielt Senefelder ein weiteres Privileg für den Zinkdruck. 1817 bemühte er sich um ein Privileg für seine kleine lithographische Handpresse. Im folgenden Jahr erschien sein Lehrbuch über die Steindruckerei, das das neue Verfahren noch weiter bekannt machte, ohne dass Senefelder davon direkt profitieren konnte. Das Buch begünstigte eher

den Diebstahl seiner Ideen durch andere, womit er des Öfteren konfrontiert war. Für eine papyrographische Platte als Ersatz für die schweren Solnhofener Steine erhielt Senefelder 1819 in Frankreich ein Patent.

1822 gründete er in Paris eine lithographische Anstalt. Er konnte sich gegen seine Konkurrenz jedoch nicht durchsetzen und kehrte nach München zurück. 1827 trat er bei der Steuerkatasterkommission in den Ruhestand. 1826 konnte Senefelder erstmals farbige Blätter bedrucken, 1833 gelang es ihm sogar, auf Stein übertragene Ölgemälde auf Leinwand zu drucken. Mit seinen Erfindungen schuf Senefelder ein Gesamtsystem aus neuen Druckformen, dazu passenden Druckverfahren und Druckfarben sowie geeigneten Pressen, das in seiner Bedeutung für den Druck von Graphiken und Bildern mit der Erfindung Gutenbergs für den Textdruck vergleichbar ist. Senefelder-Vereinigungen der Drucker waren einst verbreitet, auch in Graz gab es eine solche Organisation. Senefelder starb am 26. Februar 1834 in München und wurde am Alten Südlichen Friedhof in einem Ehrengrab beigesetzt.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien in 6 Bänden. Bd. 5. Wien 2004, S. 205.

Winfrid Glocker, Senefelder, Alois, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010, S. 251f.

Uwe Harten, Senefelder, Johann Nepomuk Franz Aloys (Alois), in: Oesterreichisches Musiklexikon.

Online verfügbar unter:

http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Senefelder_Alois.xml?frames=yes

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009, S. 410f.

Wilhelm Weber, Aloys Senefelder, Erfinder der Lithographie. Daten zum Leben und Wirken. Frankfurt am Main 1981.

Siglweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Anton Sigl 1776–1863

Kanonier, Feuerwächter. Der in Oberrakitsch bei Mureck geborene, gelernte Schuhmacher zog 1800 nach Graz, wo er ab 1807 erst als ständischer Kanonier, dann als Feuerwächter am Schloßberg diente. Sigl, Veteran der Schloßbergverteidigung von 1809, schuf zwei detailgetreue Modelle, die das veränderte Antlitz des Schloßbergs mit und ohne Festung anschaulich zeigen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Sigl war ständischer Kanonier und Feuerwächter in Graz. Er wurde vermutlich am 12. April 1776 in Oberrakitsch bei Mureck geboren. Als dortiger Herrschaftsuntertan erlernte er das Schuhmacherhandwerk und arbeitete ab 1800 als solcher in Graz. Dort heiratete er die herrschaftliche Witwe Anna (oder Emma) Hammerschmied, die Tochter des seit 1779 als ständischer Kanonier dienenden Tischlers Michael Hüden.¹

Am 4. Jänner 1807 wurde Sigl in die Besetzung des Schloßberges aufgenommen. Nach seinen eigenen Angaben fasste er wohl schon um 1805 den Entschluss, die Bauten des Schloßberges plastisch darzustellen. Nach 1809 widmete er sich hauptsächlich diesem Unterfangen und es entstanden ein großes Modell des Schloßberges und seiner Befestigungen und zahlreiche kleinere Arbeiten, so ein kleineres Schloßbergmodell, ein Modell eines Linienschiffes und einer Kriegsgaleere.² Später versah er dann den Dienst eines Feuerwächters. Am 1. Juni 1849 trat er in den Ruhestand. Er starb am 29. Dezember 1863 und wurde auf dem Steinfeld-Friedhof bestattet.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Julius Wallner, Die Aufzeichnungen des ständischen Kanoniers Anton Sigl über die Grazer Schloßbergbelagerung im Jahre 1809, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 7/1909, S. 119–160, hier S. 120f.

² Vgl. Wallner, Aufzeichnungen, S. 128.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Konrad Steiner, Vom alten Graz. Bilder mit einführenden Worten. Graz 1951.

Julius Wallner, Die Aufzeichnungen des ständischen Kanoniers Anton Sigl über die Grazer Schloßbergbelagerung im Jahre 1809, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 7/1909, S. 119–160.

Sigmund-Freud-Gasse

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Sig(is)mund (Schlomo) Freud 1856–1939

Mediziner, Psychologe. Der im Kronland Mähren geborene, in Wien 1881 promovierte und 1885 habilitierte Freud lehrte bis 1902 Neuropathologie an der Universität Wien. Freuds Wiener Praxis war ab 1886 die Keimzelle bahnbrechender tiefenpsychologischer Forschungen und Erkenntnisse. Der Begründer der Psychoanalyse, seit dem „Anschluss“ 1938 in London, starb im Exil.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Sigmund Freud war ein österreichischer Pionier der modernen Psychologie und Begründer der Psychoanalyse und Tiefenpsychologie. Er wurde am 6. Mai 1856 als Sohn eines jüdischen Textilkaufmannes und dessen Frau in Freiberg (Mähren, heute: Příbor, Tschechien) geboren. 1860 übersiedelte die Familie nach Wien, wo Freud 1873 die Matura abschloss und Medizin zu studieren begann. 1881 promovierte er „Über das Rückenmark niederer Fischarten“. 1878 lernte er Joseph Breuer, mit dem er später die Studien über Hysterie veröffentlichen sollte, kennen. 1882 nahm er eine Stelle am Wiener AKH an und arbeitete dort vorwiegend neurophysiologisch. Ebenso war er an Experimenten zur analgetischen Wirkung des Kokains beteiligt. 1885 wurde Freud Privatdozent, 1902 a.o. Professor für Neuropathologie an der Universität Wien. Ein Aufenthalt in Frankreich an der Pariser Frauenanstalt „Hospital de la Salpetriere“ veranlasste ihn, 1886 nach Wien zurückgekehrt, zur Eröffnung einer Privatpraxis. 1895 begann Freud über „Abwehr-Neuropsychosen“ und „Aktualneurosen“ zu arbeiten. Ab 1896 nannte er das neue therapeutische Verfahren „Psychoanalyse“. Erst 1920 erhielt er eine ordentliche Professur an der Universität Wien.

1923 wurde bei ihm Gaumenkrebs festgestellt, den er durch zahlreiche operative Eingriffe über fünfzehn Jahre überlebte. In den zwanziger Jahren erschienen bedeutende psychologische, behandlingstechnische und kulturtheoretische Schriften. 1930 erhielt Freud den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt und 1935 wurde er Mitglied der British Royal Society of Medicine. Bereits in seiner Studienzeit kam Freud mit antisemitischen Ausschreitungen und Ressentiments im Zusammenhang mit dem Börsenkrach von 1873 in Berührung. Sein jüdischer Glaube war wohl auch der Grund, warum Freud erst 1902 durch vehemente Protektion eine Anstellung an der Universität fand. Auch

die anfängliche Ablehnung gegenüber der Psychoanalyse führte Freud auf religiöse Gründe zurück. Gegen Ende seines Lebens entwickelte er selbst eine umfassende Theorie des Antisemitismus, in der er einen Zusammenhang zwischen Antisemitismus, Beschneidung und Kastrationsangst herstellte. 1938 wurde Freud durch den Nationalsozialismus in Österreich zur Emigration nach London gezwungen. Am 23. September 1939 starb Sigmund Freud in London an den Folgen seiner Krebserkrankung.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Burkhard Brückner – Julian Schwarz, Freud, Sigmund Schlomo, in: Biographisches Archiv der Psychiatrie (Stand 2015). Online verfügbar unter: www.biapsy.de/index.php/de/9-biographien-a-z/200-freud-sigmund-schlomo

Wolfgang Hegener, Freud, Sigmund, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/1 Personen A–K. Berlin 2009, S. 249–252.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Werner Leibbrand, Freud, Sigmund, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961, S. 407–409. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118535315.html#ndbcontent>

Sigmundstadl

Datum der Benennung

1800 (SVA)

Text der Zusatztafel

Sigmund Freiherr von Schwitzen 1747–1834

Verwaltungsbeamter. Der gebürtige Grazer verwaltete das Landgut seiner oststeirischen Herrschaft Waldegg, ehe er im öffentlichen Dienst Karriere machte und 1815 zum wirklichen Staats- und Konferenzrat aufstieg. Schwitzen war ein Proponent der steirischen Aufklärung. Als Wohltäter ließ er etwa in der nach ihm benannten Gasse Holzhäuser für Bedürftige errichten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Sigmund Freiherr von Schwitzen war ein österreichischer Verwaltungsbeamter, Ökonom und Herrschaftsbesitzer. Er wurde am 24. Jänner 1747 in Graz geboren und wirkte nach Abschluss seiner Studien auf seinem Landgut in Waldegg bei Kirchbach als Landwirt, ehe er 1787 als Adjunkt der Staatsgüterverwaltung in den Staatsdienst eintrat. 1788 wurde er zum wirklichen Staatsgüter-Administrator von Innerösterreich erhoben. Auf diesem Posten kam er als Gubernialrat und Kreishauptmann nach Laibach. 1788 wurde auch seine „Instruction für Staatsgüter-Beamte und jene, welche bei solchen angestellt zu werden suchen, mit vielen Tabellen“ veröffentlicht.¹

Schon nach kurzer Zeit wurde von Schwitzen Hofrat bei der Banco-Deputation und bei der Vereinigten k. u. k. Hofkanzlei in Wien. 1793 wurde er als Untersuchungskommissar nach Galizien geschickt. 1815 wurde er zum wirklichen Staats- und Konferenzrat ernannt, gleichzeitig wurde ihm das Ritterkreuz des St. Stephansordens verliehen. Als Mitglied der Grazer Freimaurerloge „Vereinigte Herzen“ wirkte er auch im Sinne der Aufklärung. In der nach ihm benannten Gasse ließ er für Grazer Bedürftige Häuser bauen. Nachdem er in den Ruhestand getreten war, zog er sich auf sein Gut Waldegg zurück, wo er am 24. Juni 1834 starb.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Johann Baptist Edler von Winkler, Biographien denkwürdiger Steiermärker, in: Steiermärkische Zeitschrift, Neue Folge 6/1/1840, S. 82–139, hier S. 137f.

Literatur

Franz Ilwof, Schwitzen, Sigmund Freiherr von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 33. Berlin 1891, S. 472f. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd138392927.html#adbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Johann Baptist Edler von Winkler, Biographien denkwürdiger Steiermärker, in: Steiermärkische Zeitschrift, Neue Folge 6/1/1840, S. 82–139.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 33. Wien 1877.

Simchengasse

Datum der Benennung

31.1.1985

Text der Zusatztafel

Gustav Simchen 1883–1977

Lehrer. Der gebürtige Gnaser studierte in Graz Klassische Philologie und Germanistik, ehe er zuerst am Lichtenfels- und bis zum Ruhestand 1948 am Oeverseegymnasium unterrichtete. Zudem war Simchen 24 Jahre an der Universität Graz Lateinlektor. Er verfasste neben wissenschaftlichen Abhandlungen auch die „Simchen-Grammatik“ und das „Lateinische Simchen-Lesebuch“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Gustav Simchen war ein Grazer Gymnasialprofessor für Latein und Griechisch. Er wurde am 12. Dezember 1883 als Sohn eines Schulmannes geboren, maturierte am Akademischen Gymnasium in Graz und studierte anschließend an der Grazer Universität klassische Philologie und Germanistik. Von 1903 bis 1905 war er auch als Grazer Gemeinderat aktiv. 1909 promovierte er in Graz sub auspiciis imperatoris zum Dr. phil. Nach Ablegung der Lehramtsprüfung war er am Lichtenfelsgymnasium in Graz und zwischenzeitlich in Innsbruck als Supplent und Gymnasiallehrer tätig. Anschließend kam er ans Oeverseegymnasium nach Graz, wo er bis zu seiner Pensionierung 1948 tätig war. Daneben war Simchen auch 28 Jahre lang Lektor für klassische Philologie an der Grazer Universität. Gustav Simchen hielt seit den 1920er-Jahren die ersten Lateinkurse für Realschulabsolventen an der Universität Graz. Von den Nationalsozialisten wurde er – wie einige seiner Kollegen – seines Dienstes enthoben.¹ Simchen trat auch als Autor hervor, so verfasste er die sogenannte „Simchen Grammatik“ und das „Lateinische Simchen-Lesebuch“. 1962 wurde ihm das Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst verliehen; 1975 erhielt er das Goldene Ehrenzeichen für besondere Verdienste um das Land Steiermark.² Gustav Simchen verstarb am 8. Juni 1977 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Grenzfeste deutscher Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz, herausgegeben von der Steirischen Gesellschaft für Kulturpolitik. Graz. 1985, S. 145–154, hier S. 151,

² Vgl. Grazer Tagespost vom 11. Juni 1977, S. 4.

Literatur

H. H. Egglmaier, Heinrich Schenkl (1892–1917), in: Walter Höflechner (Hg.), Beiträge und Materialien zur Geschichte der Wissenschaften in Österreich (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 11). Graz 1981, S. 151–164.

Grenzfeste deutscher Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz, herausgegeben von der Steirischen Gesellschaft für Kulturpolitik. Graz. 1985, S. 145–154.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindegeldverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Dipl. Arb. Graz 2010.

Simonygasse

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Friedrich Simony 1813–1896

Geologe, Geograf. Der im Kronland Böhmen geborene Simony widmete sich nach dem Pharmaziestudium in Wien den Naturwissenschaften. Ab 1840 im Dachsteingebiet tätig und 1842 Zweitbesteiger des Dachsteins, erforschte er die dortigen Gletscher und Gewässer. Der wegweisende Alpenforscher erhielt 1851 den ersten Lehrstuhl für Geografie an der Universität Wien.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Friedrich Simony wurde am 30. November 1813 als uneheliches Kind in Hrochowteinitz (Hrochův Týnec, Böhmen) geboren. Der Vater blieb unbekannt, die Mutter verstarb bald nach der Geburt, sodass er bei seinen Onkeln und einem Großvater aufwuchs. Er verbrachte die ersten Lebensjahre teils in Mähren und teils in Ungarn. Mit zwölf Jahren schickte ihn einer seiner Onkel ans Gymnasium nach Nikolsburg (heute Mikulov, Tschechien), welches er aber nach kurzer Zeit wieder verlassen musste.¹ Anschließend begann er eine Apothekerlehre in Trentschin (Trenčín, Slowakei), die ihn 1833 als Laborant nach Wien brachte, wo er ein Pharmaziestudium begann, das er 1835 mit dem Magister abschloss. Mit einer Sondergenehmigung des Kaiserhauses studierte er Naturwissenschaften und promovierte 1851.

Bereits 1840 begann Simony mit der Erforschung des Dachsteingebirges, wobei er im Dezember 1842 als Erster eine Wiederbesteigung des Hauptgipfels durchführen konnte. 1844 führte Simony Lotungen im Hallstätter See durch, deren Ergebnisse jedoch erst 1895/96 veröffentlicht wurden. Damit zählt Simony zu den Wegbereitern der Limnologie. 1848 wurde er Kustos des Naturhistorischen Museums in Klagenfurt und bereits im folgenden Jahr wurde er zum Chefgeologen der Geologischen Reichsanstalt in Wien bestellt. 1851 erhielt er die erste Professur für Geografie in Österreich.

¹ Vgl. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 34. Wien 1879, S. 322.

Seine wissenschaftlichen Beobachtungen stellten lange Zeit eine wesentliche Grundlage für die Forschung in den österreichischen Alpen dar. Von großem wissenschaftlichen Wert ist seine Arbeit zum Nachweis der Eiszeit östlich von Tirol. 1851 beschrieb er die Ähnlichkeit von Sedimenten mit dem Moränenschutt der Dachsteingletscher, bereits geraume Zeit bevor der Beweis der Inlandsvereisung 1875 durch Otto Torell gelang. An ihn erinnern heute noch die „Simonyhütte“ und die „Simonyscharte“ am Dachstein sowie auch die „Simonywarte“, die 1905 etwa 350 Höhenmeter oberhalb von Bad Mitterndorf errichtet wurde. Friedrich Simony starb am 20. Juli 1896 in St. Gallen in der Steiermark, wo er auch begraben wurde.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- W. Kainrath, Simony (Szimonj), Friedrich (1813–1896), Geograph, Geologe und Alpinist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 12. Lfg. 57. Wien 2004, S. 284.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Christa Riedl-Dorn, Simony, Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010, S. 445. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119457415.html#ndbcontent>
- Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 34. Wien 1879.

Sonnenfelsplatz

Datum der Benennung

10.9.1992

Text der Zusatztafel

Joseph Freiherr von Sonnenfels (geb. Wiener) 1733–1817

Jurist, Staatsmann, Schriftsteller. In Mähren geboren, diente der bedeutendste Vertreter der österreichischen Aufklärung in seiner vielseitigen Laufbahn vier Regenten als Hofrat. Zahlreiche Reformen, so 1776 das Folterverbot, gehen auf ihn zurück. Sonnenfels war seit 1763 Professor für Kameralistik in Wien und ab 1811 Präsident der Akademie der bildenden Künste.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph von Sonnenfels war einer der wichtigsten Vertreter der österreichischen Aufklärung. Er wurde 1733 in Nikolsburg (heute Mikulov, Tschechien) als Sohn des Hebräischlehrers Lipman Perlin geboren. Der Vater konvertierte 1735 mit seinen Söhnen zum Katholizismus, nahm den Namen Alois Wiener an und wurde 1746 mit dem Prädikat „von Sonnenfels“ geadelt. Seine Schulausbildung absolvierte Joseph in Nikolsburg und in Wien, wo er auch von 1745 bis 1749 Philosophie und Sprachen an der dortigen Universität studierte. Zwischen 1749 und 1754 diente er beim Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister unter dem Namen Josef Wiener.¹

1754 kehrte Sonnenfels nach Wien zurück, um Rechtswissenschaften zu studieren. Nachdem er auch das juristische Praktikum absolviert hatte, unterrichtete er orientalische Sprachen und diente als Adjunkt bei der niederösterreichischen Regierung. 1761 übernahm er die Stelle eines Rechnungsführers bei der Arciärenleibgarde. 1762 gründete er die „Deutsche Gesellschaft“, deren Vorstand er wurde. Ein Jahr später erhielt er die neu eingerichtete Professur für „Polizei und Kameralwissenschaft“ an der Universität Wien, nachdem seine Bewerbung um die Lehrkanzel für deutsche Sprachen abgelehnt worden war. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit trat Sonnenfels zunächst auch als Journalist hervor. Zusätzlich bekleidete er zahlreiche weitere Ämter, so unter anderem als Sekretär der Akademie der bildenden Künste (ab 1811 als deren Präsident) und ab 1773 als Referent für Polizeiwesen bei der niederösterreichischen Landesregierung.

¹ Vgl. Helmut Reinalter, Sonnenfels, Joseph von (1733–1817), Staatsmann und Gelehrter, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 12. Lfg. 58. Wien 2005, S. 422f., hier S. 422.

Sonnenfels trat besonders als Ratgeber der Regierung bei Rechtsreformen hervor und sprach sich für die Abschaffung der Folter und die Einschränkung der Todesstrafe aus. Er entwarf das Projekt einer als „Staatsverfassung“ bezeichneten Sammlung von Gesetzen. Sein umfassender „Politischer Kodex“ über sämtliche Verwaltungsvorschriften wurde allerdings nicht realisiert. Er fasste eine durch Regierungslinien verfassungsmäßig begrenzte Monarchie ins Auge. Ab 1781 war er Professor für „Geschäftsstil“, dessen Aufgabe auch in der Korrektur von Gesetzes- und Verwaltungstexten in Hinblick auf sprachlich klare Formulierungen bestand. Auf ihn geht auch die Einführung der österreichischen Amtssprache zurück.² Bereits im Jahr davor war er zum wirklichen Hofrat ernannt worden.

Bedeutung erlangte Sonnenfels zudem als Freimaurer und Illuminat. Er war Mitglied der Wiener Eliteloge „Zur wahren Eintracht“ und gleichzeitig im Illuminatenorden „Provinzial von Österreich“.³ Sonnenfels war auch maßgeblich an der Gründung des Wiener Burgtheaters beteiligt. Joseph von Sonnenfels starb am 25. April 1817 in Wien. Im Bezirk Gries gab es eine Sonnenfelsgasse, die Straßenbezeichnung wurde allerdings 1938 arisiert.⁴

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Elisabeth Th. Hilscher, Sonnenfels, Joseph Freiherr von, in:

http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Sonnenfels_Josef_von.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Helmut Reinalter, Sonnenfels, Joseph Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010, S. 576–578. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd118615610.html#ndbcontent>

Helmut Reinalter, Sonnenfels, Joseph von (1733–1817), Staatsmann und Gelehrter, in:

Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 12. Lfg. 58. Wien 2005, S. 422f.

² Vgl. Elisabeth Th. Hilscher, Sonnenfels, Joseph Freiherr von, in:

http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Sonnenfels_Josef_von.xml

³ Vgl. Helmut Reinalter, Sonnenfels, Joseph Freiherr von, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 24. Berlin 2010, S. 576–578. Online verfügbar unter: <https://www.deutschebiographie.de/gnd118615610.html#ndbcontent>, S. 576–578.

⁴ Vgl. Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018, S. 428.

Speidlgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Stephan Speidl (zu Vattersdorf) 1550–1597

Verwaltungsbeamter. Speidl entstammte einem Bürgergeschlecht der schwäbischen Reichsstadt Weil und zog nach seinem Tübinger Studium in die Steiermark, wo er 1582–1597 die Schlüsselfunktion des landschaftlichen Sekretärs ausübte. 1591 erwarb er das Schloss Liebenau und begann 1596 am Rosenberg den Bau von „Speidlsegg“, das heute als Minoriten-Schlössl bekannt ist.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Stephan Speidl wurde 1550 geboren, über seine Kindheit und Jugend ist relativ wenig bekannt. Im Jahr 1571 immatrikulierte er an der Universität Tübingen. Ende der 1570er-Jahre kam er zusammen mit seinem Bruder nach Graz, um hier seinen Dienst bei der steiermärkischen Landschaft zu versehen. Ein Grund dafür könnten die Beziehungen seines Onkels Jakob Speidl gewesen sein, der in Cannstatt ein reicher Kaufmann war und Geschäfte zu steirischen Adeligen unterhielt. Zunächst fand Stephan Speidl eine Anstellung als Schreiber, ehe ihn Kaspar Hirsch nach seiner Vertreibung aus Graz zu seinem Nachfolger als Registrator ernannte.

Im Jahre 1594 begleitete Speidl die innerösterreichische Reichsgesandtschaft zum Regensburger Reichstag, um über die Gelder für den Krieg gegen die „Türken“ sowie den Schutz der innerösterreichischen Protestanten zu verhandeln. Sein Vorteil dabei war, dass viele verwandte und verschwägte Persönlichkeiten in anderen Gesandtschaften vertreten waren. Im selben Jahr erhielten er und sein Bruder Sebastian von Kaiser Rudolf II. die Bewilligung, sich nach ihrem Gut „von Vattersdorf“ nennen zu dürfen.¹ Das Schloss Liebenau hatte Speidl bereits 1591 erworben. Nach seinem Tode ging der Besitz jeweils zur Hälfte an seine Frau und seine Kinder, wurde dann schlussendlich 1601 an Peter Casal verkauft.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Vgl. Harald Tersch, Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400–1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen. Wien – Köln – Weimar 1998, S. 435.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Harald Tersch, Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400–1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen. Wien – Köln – Weimar 1998.

Starhemberggasse

Datum der Benennung

um 1892

Text der Zusatztafel

Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg 1638–1701

Offizier. Der in Graz geborene Angehörige eines oberösterreichischen Adelsgeschlechts trat 1659 in den Militärdienst ein. Er bewährte sich in den Kriegen der Habsburger gegen Frankreich und das Osmanische Reich und stieg rasch zum General auf. 1683 befehligte Starhemberg bei der „Zweiten Türkenbelagerung“ als Stadtkommandant die erfolgreiche Verteidigung Wiens.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg entstammt einem alten oberösterreichischen Adelsgeschlecht. Er wurde am 12. Jänner 1638 wahrscheinlich in Graz geboren und, wie damals üblich, zu Hause erzogen. Zur Abrundung seiner Ausbildung unternahm er eine sogenannte „Kavalierstour“, bevor er 1658 als Kämmerer Kaiser Leopolds I. (1640–1705) bei dessen Wahl und Krönung in Frankfurt erstmals eine öffentliche Funktion bekleidete. 1659 war er als Volontär im Regiment seines Cousins Johann Reichard Graf Starhemberg (1608–61) erstmals im militärischen Dienst, 1663 Oberkommissär der Stände im Mühlviertel. 1664 diente er als Hauptmann und Kompanie-Kommandant unter Raimondo Reichsgraf Montecuccoli (1609–80) im Krieg gegen die Osmanen (Belagerung von Kanisza und Schlacht von St. Gotthard/Mogersdorf), 1669 als Oberst und Kommandant des vormaligen Regiments Sparre.

1670 wurde Starhemberg im Zuge der Magnatenverschwörung von Franz I. Rákóczi (1645–76) gefangen genommen. Von 1672 bis 1678 war er bei den Kämpfen gegen Frankreich im Einsatz, 1675 wurde er General-Feldwachmeister (entspricht etwa einem Generalmajor des heutigen Systems). Er machte unter anderem die Belagerung von Bonn mit, ebenso die Schlachten von Seneffe und Altenheim sowie die Erstürmung von Wilstedt (1675), die Kämpfe bei Philippsburg (1676). 1675 zum Feldmarschallleutnant ernannt (heute etwa: Generalleutnant), wurde er 1680 Stadtkommandant von Wien und Oberst der Wiener Stadt-Guardia, 1682 Feldzeugmeister (etwa: General). Er leitete auch die erfolgreiche Verteidigung der Stadt während der Zweiten Wiener Türkenbelagerung (14. Juni – 12. September 1683), bei der er selbst verwundet wurde und zuletzt auch an der Ruhr litt.

Noch 1683 wurde Starhemberg zum Feldmarschall sowie Geheimen und Konferenz-Rat ernannt; in den folgenden Operationen gegen die Osmanen war er Befehlshaber der Infanterie. 1686 wurde er bei der Belagerung von Ofen (Budapest) wieder verwundet, im selben Jahr Vizepräsident und 1691 Präsident des Hofkriegsrates (entspricht etwa einem Kriegsminister späterer Zeiten) und Reorganisator der Armee. Starhemberg war auch ein Ritter des Ordens vom Goldenen Vließ.

Nicht zuletzt seinem Einfluss war die Ernennung Prinz Eugen von Savoyens (1663–1736) zum Oberkommandanten der Armee zu verdanken. Starhemberg war zweimal verheiratet; in erster Ehe heiratete er 1658 Helena Dorothea von Starhemberg (1634–88), in zweiter 1689 Maria Josepha Gräfin Jörger zu Tollet (1692–1742). Er wurde mehrmals Vater. Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg verstarb am 4. Juni 1701 in Wösendorf in der Wachau.

Starhembergs Bekanntheit beruht vorwiegend auf der erfolgreichen Kommandoführung in Wien während der Türkenbelagerung 1683. Er war aber auch während anderer Feldzüge und als Reorganisator der Armee von Bedeutung. In Wien sind zwei Straßen nach ihm benannt. Das Denkmal in der Wiener Schottenkirche ist von Joseph Emanuel Fischer von Erlach (1693–1742) gestaltet.

Erwin Schmidl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

k. A.

Staudgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Johann Staud 1882–1939

Politiker. Der im Kronland Böhmen geborene Schuhmacher kam in Wien über den Katholischen Gesellenverein zur christlichen Gewerkschaftsbewegung und wurde deren Funktionär. Im autoritären Ständestaat fungierte er ab 1934 als Präsident des Österreichischen Gewerkschaftsbunds. Das NS-Regime nahm Staud nach dem „Anschluss“ 1938 in KZ-Haft, die ihn das Leben kostete.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Staud war ein österreichischer christlicher Gewerkschafter und Politiker. Er wurde am 22. Mai 1882 als unehelicher Sohn einer Magd in Rohozná (damals Österreich-Ungarn, heute Tschechien) geboren. Seine Kindheit verbrachte Staud in Nursch (Niederösterreich). Anschließend erlernte er das Schuhmacherhandwerk in Wien. Nach dem Abschluss der Lehre trat er dem katholischen Gesellenverein bei und begab sich auf Wanderschaft in Deutschland. Dort sammelte Staud Erfahrungen bei den christlichen Gewerkschaften. Zurück in Österreich schloss er sich 1908 der christlichen Arbeiterbewegung Leopold Kunschaks an. Er engagierte sich im Fachverband der christlichen Schuhmachergehilfen Wiens und war an der Gründung des christlichen Lederarbeiterverbandes beteiligt, dem er von 1909 bis 1934 als Obmann vorstand.

Im Ersten Weltkrieg wurde Staud an der Ostfront verwundet und danach aus dem Militärdienst entlassen. Von 1920 bis 1923 war er Obmann des Graphischen Zentralverbands und von 1922 bis 1934 Vorstand der christlichen Textilarbeitergewerkschaft. Staud arbeitete auch als Redakteur und Herausgeber mehrerer christlicher Gewerkschaftsblätter. 1927 wurde er Generalsekretär der Zentralkommission christlicher Gewerkschaften Österreichs und verantwortlicher Schriftleiter des „Christlichen Gewerkschafters“.

Dem von der Regierung Dollfuß im März 1933 eingeschlagenen Kurs gegenüber verhielt sich Staud loyal. 1934 übernahm er den Vorsitz in der Verwaltungskommission der Kammer für Wien und Niederösterreich. Im Mai 1934 wurde er zum Präsidenten des staatlich gelenkten Gewerkschaftsbunds ernannt. 1935 trat er der von der Vaterländischen Front geschaffenen „Sozialen

Arbeitsgemeinschaft“ bei, deren Zweck es war, die Arbeiterschaft für sich zu gewinnen. Im Mai 1936 wurde Staud Obmann der Wiener Arbeiterversicherungskasse. Im Juli 1936 wurde er in den „Führerrat“ der Vaterländischen Front geholt. Innerhalb des autoritären ständestaatlichen Systems wandte er sich gegen den Abbau sozialer Rechte und geriet dadurch in Konflikt mit den Heimwehren und den von ihnen unterstützten „Unabhängigen Gewerkschaften“.¹

Nach dem Juliabkommen 1936 setzte er sich verstärkt, aber erfolglos für eine Einbeziehung der damals illegalen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung ein, um den Einfluss der Nationalsozialisten einzudämmen. Staud wurde bereits am ersten Tag der nationalsozialistischen Machtübernahme in Österreich, am 12. März 1938, verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Staud wurden unter anderem „kommunistische Umtriebe“ unterstellt. Im Herbst 1939 wurde er in das KZ Flossenbürg verlegt, wo er am 2. Oktober 1939 an den ihm zugemuteten Strapazen starb.² Staud wurde lange Zeit als entschiedener Gegner des Nationalsozialismus betrachtet. Dennoch nahm er 1936 vom deutschen Botschafter in Wien, Franz von Papen, Geldmittel entgegen. Letzterer behauptete, er habe Staud auf die Seite der Nationalsozialisten gezogen, was wiederum angesichts des weiteren Verlaufs der Dinge offensichtlich nicht den Tatsachen entsprach.³

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Christl Kluwick-Muckenhuber, Johann Staud. Ein Leben für die Arbeiterschaft. Wien – München 1969.
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Anton Pelinka, Nach der Windstille. Eine politische Autobiografie. Wien 2009.

K. Stubenvoll, Staud, Johann (1882–1939), Gewerkschafter und Politiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 13. Lfg. 59. Wien 2007.

Paul Bernhard Wodrazka, Die Christliche Arbeiterbewegung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart im Kontext der wirtschaftlichen, politischen und sozialpolitischen Entwicklungen in Österreich. Wien 2007.

¹ K. Stubenvoll, Staud, Johann (1882–1939), Gewerkschafter und Politiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 13. Lfg. 59. Wien 2007.

² Christl Kluwick-Muckenhuber, Johann Staud. Ein Leben für die Arbeiterschaft. Wien – München 1969.

³ Anton Pelinka, Nach der Windstille. Eine politische Autobiografie. Wien 2009.

Stelzhamerweg

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Franz Stelzhamer 1802–1874

Schriftsteller. Nach Studien in Salzburg, Graz und Wien führte Stelzhamer ein unstetes Künstlerleben. Der Schöpfer des „Hoamatgsangs“, der Landeshymne Oberösterreichs, gilt als wichtiger Vertreter ländlich-bäuerlicher Mundartdichtung des 19. Jahrhunderts. Im 1852 veröffentlichten Werk „Das bunte Buch“ bediente Stelzhamer antisemitische Stereotype.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Franz Stelzhamer wurde am 29. November 1802 am „Siebengüt!“ als Sohn des Schneiders und Gelegenheitshändlers Johann Stelzhamer (1775–1837) und dessen Frau Maria, geb. Hofstetter (verschiedene Schreibweisen, 1774–1838), in Großpiesenham, einem kleinen Dorf in der Gemeinde Pramet unweit von Ried im Innkreis, geboren. Ab 1807 absolvierte er die Dorfschule in Pramet und konnte dann 1817 bis 1821 – zuerst mit seinem Bruder Peter (1797–1875), der nach seiner Relegation 1818 als Lotto-Kollektant nach Graz übersiedelte – als Externist das Akademische Gymnasium in Salzburg besuchen. Ab 1820 entwickelte sich eine Amour fou zur Salzburger Kaufmannstochter Antonie Nicoladoni („Toni“, „Tora“), die in den nächsten Jahren immer wieder aufflackerte, unterbrochen durch die Verheiratungen Nicoladonis 1823 mit dem Salzburger Domorganisten Anton Widmann (1799–1825) und 1830 mit dem Salzburger Chorregenten und Organisten Josef Tremml (1788–1867).

1821/22 besuchte er in Graz die erste Philosophieklasse des Lyceums und wechselte dann für den verabsäumten Abschluss für zwei Klassen nach Salzburg. Im Herbst 1824 begann er ein juristisches Fachstudium in Graz. Nach einem Wiederanknüpfen der Beziehung zu Antonie mit (erfolglosen) Bitten um ein Darlehen, setzte er 1827/28 dann das Studium in Wien fort, ohne allerdings auch hier einen Abschluss zu erreichen. Er litt ständig unter finanziellen Problemen und mehreren Erkrankungen (u. a. Typhus, Nervenfiebererkrankung im März 1828). 1827 wurde erstmals ein Gedicht Stelzhamers veröffentlicht, 1828 war er Erzieher für die Kinder des Apothekers Michael

¹ Die Biografie orientiert sich an der noch immer maßgeblichen, an den Quellen ausgerichteten Publikation von Hans Commenda, Franz Stelzhamer. Leben und Werk. Linz 1953.

Ostertag in Wien-Braunhirschen, 1829 beim Postmeister Johann Dietzius in Bielitz (Bielsko). In Wien ergaben sich Kontakte mit dem Wiener Dichterkreis („Voglnest“) um Johann Nepomuk Vogl (1802–1866). Es entstanden erste Mundartgedichte mit der Vertonung durch den Priester, Mundartdichter und Komponisten Eduard Zöhner (1810–1885). Im WS 1832 schrieb er sich ins Priesterseminar in Linz als Externist ein, brach sein Theologie-Studium im Frühjahr 1833 wieder ab und trat aus dem Priesterseminar aus. Ende 1833 führte er in Salzburg eine „Poetenexistenz“ und wurde sozial geächtet. Den Winter 1834/35 verbrachte er in Piesenham bei den Eltern, unternahm 1835 erfolglose Vorsprachen als Schauspieler in Regensburg, Ingolstadt und Eichstätt, dann in München als Redakteur. 1835/36 erhielt er kleinere Rollen am Theater in Passau, nach einem halben Jahr im Jänner 1836 erfolgte die Kündigung.

Stelzhamer unternahm Vortragsfahrten mit der Suche nach Pränumeranten und Subskribenten für Veröffentlichungen, lebte gleichzeitig ein Bohème-Leben mit Gasthausbesuchen, Spiel(-sucht) und erotischer Freizügigkeit. In Wien unterschrieb er einen Vertrag mit dem Buchhändler und Verleger Peter Rohrmann (1789–1873), bei dem 1837 die „Lieder in oberdenens’scher Volksmundart“ erschienen und durchaus begeistert² aufgenommen wurden. 1838 starb seine ihm stets willfährige Mutter – er kehrte kurz nach Großpiesenham zurück und übersiedelte im Herbst nach Linz. Dort versuchte er sich als Journalist über Wasser zu halten; die Uraufführung der Volkskomödie „Faschingsdienstag“ am Landständischen Theater wurde von der Zensur verboten. Ab dem Herbst 1839 wandte er sich nach Wien und „war den Wiener Blättern 1840–1842 ein willkommener Mitarbeiter“³. 1841 kam der zweite Mundartgedichtband „Neue Gesänge in oberdenens’scher Volksmundart“ heraus, darin fand sich u. a. „’s Haimátg’sang“, die Urfassung der oberösterreichischen Landeshymne (seit 1952). Stelzhamer verkehrte mit Schriftstellern des Wiener Vormärz, war Mitglied der „Concordia“ und des Dichterkreises „Soupiritum“; es ergaben sich erste Kontakte zu Adalbert Stifter (1805–1868) und er arbeitete an dessen 1844 veröffentlichtem Sammelband „Wien und die Wiener“ mit. 1842 lernte er Babette (Betty) Reyss (1818–1856) kennen und heiratete sie nach diversen Krisen 1845. Ab September 1842 bis 1844 unternahm er von Wien aus drei ausgedehnte Vortragsreisen (Linz, Salzburg, Bad Ischl, München, Graz, Passau, Regensburg ...). Der Familienschwerpunkt (für Betty und die 1845 geborene Tochter Carolina) war nach 1845 Ried im Innkreis.

1846 erschien ein dritter Mundartgedichtband „Neue Gedichte in oberdenens’scher Volksmundart“, der allerdings auf geringe Resonanz stieß. 1847 wurde der Haushalt in Ried für einige Monate aufgehoben und Frau und Kind bis 1848 nach Vöcklabruck übersiedelt. Die Märzrevolution 1848 begrüßte Stelzhamer, distanzierte sich aber bald von den Revolutionsidealen, die er in politischen Liedern noch unterstützt hatte. 1850 verfasste er ein Schullesebuch für die 1. Klasse, das aber nie

² Vgl. die Auszüge aus Rezensionen bei Commenda, Stelzhamer, S. 104–106.

³ Commenda, Stelzhamer, S. 113.

gedruckt wurde. 1851 erschien das Mundartepos „D’Ahn!“ mithilfe von Spekulantengeldern im Selbstverlag und sollte erst 1854 bei Braumüller und 1855 bei Cotta verlegt werden. Grundsätzlich war Stelzhamer nach 1848 allerdings kaum in den österreichischen Literaturbetrieb integriert. 1851 wechselte er über die Zwischenstation Ried nach dem Tod der Tochter nach München, die Gattin Betty folgte im Dezember. 1852 wurden die Münchner Bier-Eloge „Gambrinus“ (1852) und (im Selbstverlag) „Das Bunte Buch“ mit dem Pamphlet „Jude“ veröffentlicht, in dem er aggressive antisemitische Klischees – wie jenes vom Parasiten und „Riesenbandwurm, um die Ernährungsorgane eines jeden kultivierten Staatskörpers“⁴ geschlungen – reproduzierte. Besonderen Wert legte Stelzhamer auf die Drucklegung seiner hochdeutschen Gedichte „Liebesgürtel“ im renommierten Verlag Cotta und fuhr für die verlangte Umarbeitung nach Stuttgart ins Hotel Marquard, wohin ihm seine Frau im August 1854 folgte. Sie kehrte aber bald wieder nach Ried zurück, im Mai 1855 folgte ihr der (wieder einmal mittellose) Ehemann.

1856 starb Betty – wohl auch an Unterernährung – in Salzburg. Kurz darauf ging Stelzhamer pikanterweise eine Liaison mit Hermine Tremml ein, der Tochter seiner früheren Geliebten Antonie Nicoladoni. 1857 war Hermine schwanger, der Sohn Maximilian sollte nach drei Tagen sterben⁵, ein Jahr später war die ungleiche Beziehung Geschichte. Die letzten 18 Jahre seines Lebens lebte Stelzhamer vor allem in Salzburg und Henndorf. Eine seit 1860 gewährte Ehrengabe des Landes Oberösterreich und ein zusätzliches staatliches Künstlerstipendium ab 1864 retteten ihn aus der finanziellen Schieflage, in die der Autor aufgrund eines leichtsinnigen Finanzgebarens regelmäßig geraten war. 1866 erlitt er einen Schlaganfall, 1868 heiratete er aber erneut – und zwar die um 34 Jahre jüngere Salzburger Lehrerin Therese Böhm-Pammer (1836–1911), die ab 1870 mit dem unehelich geborenen Sohn Lucian (1867–1933) und der Tochter Rosa, verh. Kuntschnik (1871–1952), den ständigen Wohnsitz Henndorf betreute. Dort starb Franz Stelzhamer am 14. Juli 1874 und wurde am Henndorfer Friedhof begraben.

In der späteren Rezeption lässt sich häufig eine Idealisierung der ungebundenen Künstlerexistenz beobachten, die Stelzhamers Egozentrik, seine „Lebenspraxis des permanenten Unterwegsseins, der ausgeprägten Rücksichts- und Verantwortungslosigkeit (nicht nur) seiner Familie gegenüber“⁶ aus männlicher Perspektive ausblendet.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

⁴ Franz Stelzhamer, Jude, in: Franz Stelzhamer, Das bunte Buch. München 1852, S. 255–259, hier S. 256. Online verfügbar unter: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10120672?>

⁵ Vgl. Taufbuch <https://data.matricula-online.eu/de/oesterreich/salzburg/salzburg-dompfarre/TFBXII/?pg=82>.

⁶ Ludwig Laher, Der bis jetzt unumbringbare Jude und sein zu gewinnender Kopf. Franz Stelzhamers Judenessay: Einmalige Entgleisung oder Spitze des Eisbergs?, in: Petra Maria Dallinger (Hg.), „Der Fall Franz Stelzhamer“. Antisemitismus im 19. Jahrhundert. Linz 2014, S. 11–42, hier S. 28.

Literatur

Hans Commenda, Franz Stelzhamer. Leben und Werk. Linz 1953.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Ludwig Laher, Der bis jetzt unumbringbare Jude und sein zu gewinnender Kopf. Franz Stelzhamers Judenessay: Einmalige Entgleisung oder Spitze des Eisbergs?, in: Petra Maria Dallinger (Hg.), „Der Fall Franz Stelzhamer“. Antisemitismus im 19. Jahrhundert. Linz 2014, S. 11–42.

Franz Stelzhamer, Jude, in: Franz Stelzhamer, Das bunte Buch. München 1852, S. 255–259.

Stempfergasse

Datum der Benennung

1781 (SVA)

Text der Zusatztafel

Marx Stempfer Lebensdaten unbekannt

Bürgermeister von Graz. Der Ratsbürger bekleidete 1536 das Amt des städtischen Einnehmers und fungierte 1545 als Stadtrichter. 1545–1546 stand Stempfer dem Grazer Gemeinwesen als Bürgermeister vor. Der Name Stempfergasse, an deren Ecke zur Herrengasse Stempfers Wohnhaus lag, ist seit 1562 belegt. Damit ist sie die älteste nach einer Person benannte Grazer Straße.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Marx Stempfer (auch: Stämpfer) war ein Grazer Bürgermeister im 16. Jahrhundert. Seine Herkunft und Lebensdaten liegen im Dunkel der Geschichte. 1536 wird er als städtischer Einnehmer erwähnt. 1545 war er Stadtrichter von Graz und Bürgermeister. Dieses Amt trat er zwei Jahre später wieder an Hanns Marchart ab, den er als Bürgermeister 1545 abgelöst hatte. Stempfer besaß das Haus Herrengasse Nr. 9 an der Ecke zu der bereits im Jahr 1562 nach ihm bezeichneten Stempfergasse. Damit ist die Stempfergasse die früheste nachweisbare Straßenbezeichnung in Graz, die auf eine bestimmte Person Bezug nimmt.¹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Stenggstraße

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Andreas Stengg 1660–1741

Baumeister. Der gebürtige St. Lambrecht, in Graz 1681–1683 ausgebildet, kehrte 1689 nach Graz zurück, wo er 1724–1741 Hofmaurermeister war. Der bedeutende Baumeister des Hoch- und Spätbarock gestaltete die Fassade des Meerscheinschlüssels und prägt bis heute mit den Palais Wildenstein und Attems oder dem Entwurf der Mariatroster Kirche das Antlitz von Graz.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Andreas Stengg wurde als viertes Kind von Ruprecht und Ursula Stenkh in St. Lambrecht getauft. Der genaue Zeitpunkt scheint jedoch unklar, so ist in der Literatur entweder vom 28. Oktober oder dem 28. November 1660 die Rede. 1681 begann Stengg seine Lehre bei Bartholomäus Ebner in Graz, welche er nach zwei Jahren erfolgreich abschloss. Da die eigentliche Lehrzeit drei Jahre betragen hätte, könnte eine Vorbildung in St. Lambrecht stattgefunden haben. Seine Wanderjahre führten ihn nach Wien und Ungarn, wo er möglicherweise als Polier an mehreren Bauwerken beteiligt gewesen sein könnte. Seit Anfang 1689 war Stengg in der Grazer Vorstadt ansässig.

Am 7. Februar 1689 heiratete „Ander Stengg ein Maurer des Rueprecht stengg und Ursula dessen Ehw(eib) beed(er) seel(ig) hinterl(assener) Sohn [...] Maria Mayrin des Ander Mayr seel(ig) hinterlassener wittib“.¹ Am 23. Dezember desselben Jahres wurde der gemeinsame Sohn Joannes Georgius des „Andreas Strengg [sic!] ein Maurer in Münzgrab(en) [und] Maria uxor ei(us)“ getauft.² In den Jahren 1690, 1691 und 1695 suchte er drei Mal um die Meisterschaft an, die er dann schließlich beim vierten Mal am 14. Februar 1696 erhielt. Am 8. Februar 1705 heiratete „H(err) Andreas Stengg burg(er) und mauerermaister allhier und wittiber [...] Jungfrau Maria Regina Stabenhofferin, des H(erren) Georg Stabenhoffer gewester burgern und Maurermaistern allhier seel[ig], und Maria desen Ehwürthin, so noch in leben Eheliche Jungfrau tochter. Testes: H(err)

¹ DA Graz, Graz St. Peter, Trauungsbuch II, S. 306.

² DA Graz, Graz St. Peter, Taufbuch II, S. 63.

Michael Stengg burger und Maurermeister, H(Err) Joachim Carlon, burger und Maurermeister“³,
woraus häufig geschlossen wird, dass Stengg vor 1696 in den Diensten Carlones gestanden habe.
Allerdings war Michael Stengg mit der Cousine von Joachim Carlone verheiratet, Georg Stabenhofer
absolvierte seine Lehrzeit in dessen Werkstatt, weshalb die Zeugenschaft wohl nicht als Indiz dafür
gelten kann. Diese Hochzeit brachte ihm zusätzlich einen Wohnsitz innerhalb der Stadtmauer ein.

Im Oktober 1724 wurde Stengg auf Empfehlung von Graf Wurmbrandt zum Hofmaurermeister
ernannt. Zu seinen Werken zählen unter anderem: die Pfarrkirche St. Andrä im Sausal, das Palais
Wildenstein, und das Palais Attems. Über den tatsächlichen Umfang seiner Werke gehen die
Meinungen auseinander. Am 15. Jänner 1741 gab er aus Altersgründen seine Resignation als
Hofmaurermeister bekannt, er verstarb um den 30. Dezember 1741 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb.
Aufl. Graz 2018.

Sandra Maria Rust, Der Steirische Barockarchitekt Johann Georg Stengg (1689–1753). Unpubl. Diss.
Wien 2009.

³ DA Graz, Graz Hl. Blut, Trauungsbuch, VIII, S. 134.

Stigergasse

Datum der Benennung

1867

Text der Zusatztafel

Johann Evangelist Stiger 1776–1846

Mediziner. Nach den Wiener Studienjahren 1795–1799 wirkte Stiger in seiner Geburtsstadt Graz als Pionier der Augenheilkunde. Seine Praxis stand auch der mittellosen Bevölkerung offen, zudem war er am „Siechen- und Arbeitshaus“ unentgeltlich tätig und betreute das Militärspital sowie das Gefängnis Karlau. Ab 1828 leitete Stiger das Spital der Barmherzigen Brüder.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Evangelist Stiger war ein Grazer Augenarzt im frühen 19. Jahrhundert. Er wurde am 22. Oktober 1776 als Sohn eines Färbermeisters in Graz geboren. Er besuchte das Akademische Gymnasium und die philosophischen Jahrgänge am Lyzeum. 1795 ging er nach Wien, um dort Medizin zu studieren. 1799 promovierte er an der Universität Wien. Anschließend ging er nach Graz zurück und begann als praktischer Arzt zu arbeiten. Im Frühjahr 1800 wurde Stiger nach Hartberg berufen, wo unter kriegsgefangenen Franzosen eine Typhusepidemie ausgebrochen war.

1805 eröffnete Stiger eine Praxis in Graz und wurde als Augenarzt rasch bekannt. Im folgenden Jahr erhielt er sogar die Bewilligung für die Errichtung einer Augenklinik am Grazer Allgemeinen Krankenhaus, zu der es jedoch nicht kam. Die mutmaßlich erste Augenklinik der Welt wurde stattdessen 1812 in Wien gegründet.¹ Stiger setzte sich früh für das Impfwesen ein. Insbesondere bemühte er sich um die Prävention der Blattern. 1807 veröffentlichte er die Broschüre „Praktische Belehrungen über die Impfung und den Nutzen der Kuhpocken“, die als Pflichtlektüre an alle Ärzte verteilt wurde. Sein Name fand auch in Form einer Kindersalbe Eingang in die medizinische Nomenklatur.

1810 übernahm Stiger unentgeltlich die ärztliche Versorgung des Siechen- und Arbeitshauses. Darüber hinaus leitete er 1814 als Chefarzt das Militärspital in Graz, übernahm 1815 die augenärztliche Betreuung des Provinzial-Strafhauses Karlau, wurde dort 1822 Ordinarius. 1817

¹ <https://www.uniklinikumgraz.at/augen/ueber-uns>

wurde er zum städtischen Augenarzt ernannt. 1823 half er bei der Bekämpfung der ägyptischen Augenentzündung in der Grazer Garnison.²

1828 wurde ihm die Leitung des Krankenhauses der Barmherzigen Brüder anvertraut. 1837/38 war Stiger Rektor der Grazer Universität. Er war lange Jahre Präsident des Vereines der Ärzte in Graz und gehörte dem Steiermärkischen Musikverein an. Johann Stiger starb am 28. September 1846 in Graz. Sein Haus zwischen dem damaligen Murvorstadtplatz und der damaligen Lederergasse (die heutige, nach ihm benannte Stigergasse) wurde auf Antrag der Erben nach seinem Tod versteigert.³

Johann Stigers Sohn war der 1816 geborene Publizist und Jurist Joseph (Josef) Leopold Stiger, der als Obmann des Demokratischen Vereins im Jahr 1848 die Revolution unterstützte. Nach der niedergeschlagenen Revolution floh er zunächst in die Schweiz und wanderte 1851 in die USA aus, wo er sich gegen die Sklaverei engagierte. Joseph Leopold Stiger kehrte erst Anfang der 1860er-Jahre in die Schweiz und später auch nach Graz zurück. Er starb 1880 in Zürich.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

D. Angetter, Stiger, Johann Ev. (1776–1846), Mediziner, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 13. Lfg. 61. Wien 2009.

G. Cerwinka, Stiger, Joseph Leopold (1816–1880), Publizist und Jurist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 13. Lfg. 61. Wien 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

² D. Angetter, Stiger, Johann Ev. (1776–1846), Mediziner, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 13. Lfg. 61. Wien 2009.

³ Grazer Zeitung vom 17. Dezember 1846.

⁴ G. Cerwinka, Stiger, Joseph Leopold (1816–1880), Publizist und Jurist, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 13. Lfg. 61. Wien 2009.

Stockergasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Simon Stocker 1793–1860

Kaufmann. Der in der Schiffgasse wohnhafte Grazer Bürger war im Lederhandel tätig. Stocker hinterließ dem Grazer „Armen-Unterstützungs-Hauptverein“ als Universalerben ein beträchtliches Vermögen von etwa 10.000 Kronen, das dem „Siechen- und Arbeitshaus“ sowie dem „Verein für verschämte Arme“ zugutekam. Die Stadt Graz benannte 1870 diese Gasse nach dem Wohltäter.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Simon Stocker war ein Grazer Kaufmann und Wohltäter. Er wurde am 23. Oktober 1793 als Sohn des Musikanten Bernard Stocker und der Barbara Schanzl in Graz geboren.¹ Stocker besaß ein Geschäft in der Schiffgasse. In späteren Quellen wird er als „Lederhändler“ bezeichnet, im Parte nach seinem Tod und in zeitgenössischen Zeitungsberichten ist von ihm jedoch stets als „Ladenhändler“ die Rede.

Stocker war als Wohltäter der Armen bekannt und vermachte dem städtischen Siechenhaus und dem „Verein für verschämte Arme“ ein beträchtliches Vermögen.² Sein Bruder Anton Stocker war Braumeister im Gasthaus „Zum grünen Anger“.³ Simon Stocker starb am 18. November 1860 in Graz. Mit den Mitteln aus seinem Vermächtnis wurde eine „Simon Stocker'sche Stiftung“ ins Leben gerufen.⁴

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Taufbuch Pfarre Graz St-Andrä.

² Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

³ Tagespost Graz vom 22. November 1860.

⁴ Tagespost Graz vom 29. März 1866.

Stradiotgasse

Datum der Benennung

7.12.1921

Text der Zusatztafel

Karl von Stradiot 1816–1908

Offizier. Stradiot trat 1834 in den Militärdienst ein, aus dem er 1849 als Oberleutnant wegen Krankheit ausschied. Im selben Jahr zog er als Privatier nach Graz. Der Josephinist stiftete 1887 das Denkmal für Kaiser Joseph II. am Opernring und speiste fortan am Josefitag 101 Bedürftige aus. Als Wohltäter spendete er ein großes Vermögen, so zwei Häuser, für die Armenfürsorge.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl von Stradiot war ein österreichischer Offizier und Wohltäter. Er wurde am 24. September 1816 als Sohn des k. k. Banko-Tabak-Kameral-Sigill-Gefällsverlegers Johann Nepomuk Stradiot in Neunkirchen (Niederösterreich) geboren. Seine Mutter war eine geborene Edle von Helmreich.¹ Er schlug die militärische Laufbahn ein: 1834 kam er als Regimentskadett zum Deutschmeister-Regiment Nr. 4. 1848/49 nahm er als Oberleutnant am Feldzug in Ungarn teil, worüber er im Auftrag des Oberkommandierenden, Feldmarschall Alfred von Windischgrätz, eine Schrift verfasste. Nach dem Feldzug schied er krankheitsbedingt aus dem Militärdienst aus und wurde ehrenhalber nachträglich zum Hauptmann befördert.

Karl von Stradiot ließ sich in Graz nieder, wo er mehrere Häuser besaß. Hier machte er sich als Gönner und Wohltäter bald einen Namen. Er gründete mehrere gemeinnützige Stiftungen, darunter eine im Andenken an Kaiser Josef II. speziell für erwerbsunfähige alte Männer. Er verschenkte Realitäten an die Stadt und Institutionen.² Für die Errichtung des Kaiser-Josef-Denkmal am heutigen Opernring, das 1887 eröffnet wurde, spendete er die finanziellen Mittel.³

Stradiot war offenbar ein Anhänger Georg von Schönerers und dessen Ideen. In einem Zeitungsbericht von 1908 wird er als seinerzeitiges Mitglied „der antisemitischen Partei, als diese

¹ Grazer Volksblatt vom 10. März 1908.

² Grazer Tagespost vom 18. März 1925.

³ Österreichische Illustrierte Zeitung vom 22. März 1908, Heft 25.

noch von Schönerer geführt wurde“ bezeichnet.⁴ Jedenfalls war Karl von Stradiot „ein glühender Verehrer Kaiser Josefs II.“.⁵

Im Alter von 90 Jahren erkrankte Karl von Stradiot schwer, erholte sich davon aber wieder. Er starb schließlich am 9. März 1908 in seinem Anwesen, einem ehemaligen Jagdschloss am Rosenberggürtel in Graz. Einen Teil seines Vermögens vermachte er wiederum seinen wohlthätigen Stiftungen, den anderen Teil erhielten seine Frau und seine Pflegerinnen der letzten Jahre.⁶ Seine Witwe Melanie von Stradiot starb fünf Monate später.⁷

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁴ Deutsches Volksblatt vom 10. März 1908.

⁵ Grazer Tagblatt vom 20. März 1928.

⁶ Grazer Tagespost Abendblatt vom 9. März 1908.

⁷ Arbeiterwille vom 6. August 1908.

Strassoldogasse

Datum der Benennung

1862

Text der Zusatztafel

Michael Karl Maria Graf Strassoldo-Graffemberg 1800–1873

Verwaltungsbeamter. Der Angehörige eines Friauler Adelsgeschlechts trat nach Jusstudien in Graz und Wien 1823 in den Staatsdienst ein. Den Zenit seiner Karriere erreichte er 1850 als Statthalter der Lombardei und 1853–1865 der Steiermark. Er förderte die Modernisierung und Verschönerung von Graz, zum Beispiel die Sanierung des Murufers am Marburger Kai.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Michael Graf Strassoldo-Graffemberg wurde am 23. März 1800 geboren und studierte Jus an den Universitäten in Graz und Wien, ehe er 1823 der Provinzial-Delegation in Udine beitrug und somit in den Staatsdienst kam. 1826 wurde er zum lombardischen Gubernium nach Mailand versetzt, ehe er 1834 in der Vereinigten Hofkanzlei in Wien im Department für das Lombardisch-Venezianische Königreich und für Dalmatien tätig war. 1849 erfolgte die Ernennung zum Chef der Zivilabteilung des General-Gouvernements für das Lombardisch-Venezianische Königreich in Mailand. 1853 tauschte er den mailändischen Statthalterposten mit jenem der Steiermark, welchen er anschließend zwölf Jahre lang innehatte.¹ Strassoldo gelang es dabei, eine Balance zwischen Loyalität zum Kaiserhaus und liberaler Gesinnung zu finden. Seine liberale Gesinnung und sein Eintreten für die steirischen Belange verschafften ihm bei der Bevölkerung große Popularität. Er war Befürworter der Verfassung und eines freien Pressewesens, scheute auch die Konfrontation mit oppositionellen Zeitungen nicht. Ebenso galt er als Förderer des Vereinswesens.

1865 wurde Strassoldo in den Ruhestand versetzt. Strassoldo erhielt auch zahlreiche Auszeichnungen, so wurde er am 9. Oktober 1835 zum Ehrenbürger der Stadt Graz und 1849 zum Geheimen Rat ernannt, 1861 wurde ihm der Orden der Eisernen Krone I. Klasse verliehen.

¹ Vgl. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 39. Wien 1879, S. 293f.

Strassoldo gilt vor allem auch als städtischer Förderer von Graz.² Michael Graf Strassoldo-Graffemberg starb am 20. Dezember 1873 auf Schloss Strassoldo bei Görz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Cerwinka, Strassoldo-Graffemberg, Michael Gf. von (1800–1873), Verwaltungsbeamter, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 13. Lfg. 61. Wien 2009, S. 366.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 39. Wien 1879.

² Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018, S. 429.

Stregengasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Felix August (Frh.) von Stregen (von Glauburg) 1782–1854

Offizier. Der in Frankfurt am Main geborene k. k. Offizierssohn absolvierte die Wiener Ingenieur-Akademie und stieg als Veteran der Napoleonischen Kriege 1849 zum Feldmarschallleutnant des Ingenieurkorps auf. 1834–1845 trassierte Stregen für den General-Genie-Direktor Erzherzog Johann die Südbahn über den Semmering und leitete den Bau des Palais Meran in Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Felix August Freiherr von Stregen wurde am 9. August 1782 geboren. Im September 1801 trat er der Armee als Korpskadett bei und stieg bereits im folgenden Jahr zum Oberleutnant auf. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand er vermehrt im Kriegseinsatz: Er war 1805 bei den Kämpfen um Venedig beteiligt, 1809 als Hauptmann bei der italienischen Armee und dann im Brückenkopf vor Pressburg. 1813/14 befand er sich in Sizilien, wo er sich mit den Engländern an der Landung bei Viareggio und Livorno und den dort stattgefundenen Kämpfen beteiligte. 1816 vermählte er sich mit Maria Eleonore Freiherrin von Glauburg, von welcher er das Wappen und den Beinamen übernahm.¹

In den folgenden Friedensjahren war Stregen einem Ingenieurkorps zugeteilt, in welchem er die militärischen Grade bis zum General-Major durchlief. 1848 wurde er Direktor der Ingenieur-Akademie und kurz darauf auch Feldmarschallleutnant. Aus seiner Dienstzeit stammen viele fortifikatorische Arbeiten zur Sicherung verschiedenster Festungen. Wesentlichen Anteil hatte er an der Anlage der Eisenbahnstrecke Wiener Neustadt–Triest. Er war auch in das Baugeschehen des Palais Meran, ursprünglich das Stadtpalais von Erzherzog Johann in Graz, involviert.² Nach dem Übertritt in den Ruhestand im Jahr 1851 wurde er mit dem Kommandeurkreuz des Leopoldordens

¹ Vgl. Heinrich Ernst Kneschke (Hg.), Deutsches Adels-Lexicon. Neunter Band. Leipzig 1870, S. 83.

² Vgl. Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

ausgezeichnet und in den Freiherrenstand erhoben. Am 14. Februar 1854 starb Stregen in Frankfurt am Main.³

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Heinrich Ernst Kneschke (Hg.), Deutsches Adels-Lexicon. Neunter Band. Leipzig 1870.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 41. Wien 1880.

³ Vgl. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 41. Wien 1880, S. 7.

Stremayrgasse

Datum der Benennung

20.6.1905

Text der Zusatztafel

Karl Anton Franz Seraph Ritter von Stremayr 1823–1904

Politiker. Der 1846 in seiner Geburtsstadt Graz promovierte Jurist war 1848–1849 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, ehe er sich 1860 habilitierte. Der liberale Politiker kam 1869 über den steirischen Landtag in den Wiener Reichsrat. 1870–1880 war Stremayr Unterrichts-, zuletzt auch Justizminister und förderte dabei etwa den Neubau der Universität Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Stremayr wurde am 30. Oktober 1823 in Graz geboren, besuchte ebendort das Gymnasium und studierte an der dortigen Universität Jus. 1846 promovierte er zum Doktor der Rechtswissenschaften und trat im selben Jahr in den Dienst der steiermärkischen Kammerprokurator. 1848/49 wurde er Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und schloss sich dem „Württembergischer Hof“ des linken Zentrums an.¹ Im Studienjahr 1849/50 supplierte er römisches und kanonisches Recht an der Universität Graz, anschließend wurde er hier Landesgerichtssekretär und Staatsanwaltssubstitut, ehe er sich 1860 habilitierte.

Im Sommersemester 1861 und im Wintersemester 1861/62 hielt Stremayr Vorlesungen, wandte sich aber bald der Politik zu. Im Jahr 1864 wurde er Landesgerichtsrat und betätigte sich daneben unter einem Pseudonym als Redakteur der „Grazer Zeitung“. Als Liberaler war Stremayr für die Stadt Graz zuerst Abgeordneter zum Steiermärkischen Landtag, wo er sich besonders um soziale und medizinische Belange kümmerte, ehe er 1869 Abgeordneter zum Reichsrat und als Ministerialrat ins Ministerium des Inneren berufen wurde. Von 1870 bis 1880 war er Minister für Kultus und Unterricht. Als solcher erwarb er sich durch eine neue juristische Rigorosenordnung und ein Gesetz über die Organisation der akademischen Behörden große Verdienste. 1874 führte er die kirchenpolitische Reformgesetzgebung, die sogenannten Maigesetze, durch. 1875 erfolgte die Gründung der Universität Czernowitz, aber auch die Initiative zum Neubau der Universität Graz ist in hohem Maße sein Verdienst.

¹ Vgl. Gunter Wesener, Römisches Recht und Naturrecht (= Geschichte der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz 1). Graz 1978, S. 398.

1879 wurde er Vorstand des Ministerrates, ehe er Justiz- und Unterrichtsminister im Kabinett von Taaffe wurde. Im April 1880 wurden, getrennt für Böhmen und Mähren, die sogenannten Taaffe-Stremayschen Sprachenverordnungen, wonach die Sprache des Antragstellers im Behördenverkehr für die Erledigung maßgeblich sein sollte, herausgegeben, was zu Widerstand unter der deutschsprachigen Bevölkerung führte. Danach war Stremayr 2. Präsident des Obersten Gerichtshofes und von 1891 bis 1899 dessen Präsident. Zusätzlich war er Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien und seit 1889 Mitglied des Herrenhauses. Karl Stremayr verstarb am 22. Juni 1904 in Pottschach in Niederösterreich.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Robert Hein, Studentischer Antisemitismus in Österreich (= Beiträge zur österreichischen Studentengeschichte 10). Wien 1984.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Gunter Wesener, Stremayr, Karl von (1823–1904), Jurist und Politiker, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 13. Lfg. 62. Wien 2010, S. 398f.

Gunter Wesener, Römisches Recht und Naturrecht (= Geschichte der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz 1). Graz 1978.

Strennerweg

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Johann Michael Strenner Lebensdaten unbekannt

Bürgermeister von Graz. Der Kaufmann bekleidete 1745 das Amt des Stadtrichters. 1747–1753 stand Strenner dem städtischen Gemeinwesen als Bürgermeister vor. In seine Amtszeit fiel die von Maria Theresia verordnete Magistratsregulierung von 1749, die nach mittelalterlicher Tradition die Grazer Privilegien bestätigte, den Rat der Stadt aber erheblich verkleinerte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Michael Strenner war ein Bürgermeister von Graz. Seine Lebensdaten sind unbekannt. Der Kaufmann bekleidete 1745 das Amt des Grazer Stadtrichters. Von 1747 bis 1753 stand er dem städtischen Gemeinwesen als Bürgermeister vor. In seine Amtszeit fiel die von Maria Theresia verordnete Magistratsregulierung von 1749, die nach mittelalterlicher Tradition die Grazer Privilegien bestätigte, den Rat der Stadt aber erheblich verkleinerte. Ausweislich der Begründung für die Benennung des Strennerwegs von 1947 hat der Namensgeber obendrein die Landeskunstakademie in Graz begründet.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 472.

Strobelbergerweg

Datum der Benennung

1949

Text der Zusatztafel

Johann Stephan Strobelberger 1593–1630

Mediziner. Der in Graz geborene Apothekerssohn wuchs nach Ausweisung seines protestantischen Vaters ab 1600 in Regensburg auf. Strobelberger promovierte 1615 in Montpellier, praktizierte in Regensburg und fand 1619 Anstellung am Prager Hof. Über seine Wirkstätte ab 1627, das böhmische Heilbad Karlsbad/Karlovy Vary, schrieb er zwei medizinisch-topografische Werke.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Stephan Strobelberger war ein Mediziner. Er wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts (vermutlich 1593) in Graz geboren. Nach der Ausweisung seines protestantischen Vaters hielt er sich ab 1600 in Regensburg auf, seit 1613 in Frankreich. Er promovierte 1615 in Montpellier in Südfrankreich, kehrte dann ins Habsburgerreich zurück, erhielt 1619 eine Anstellung am Hof in Prag, und nachdem er mehrere Jahre in Regensburg praktiziert hatte, 1627 als k. k. Badearzt in Karlsbad/Karlovy Vary in Böhmen.

Strobelberger, der um 1630 noch lebte, ist Verfasser einer Art von medizinischer Topografie Frankreichs unter dem Titel: „Galliae politico-medica descriptio in qua de qualitatibus ejus, academiis celebrioribus, urbibus praecipuis, fluviis dignioribus, aquis medicatis etc. disseritur“ (Jena 1620); ferner schrieb er „Historia Monspeliensis in qua datur urbis Monspeliacea tum scholae ejusdem celeberrimae brevis descriptio ac vitae illustrium ejusdem professorum etc.“ (Nürnberg 1625) sowie einige rein pathologische Abhandlungen über Pest, Zahnschmerzen, Fieber u. a.

Ungeklärt ist, ob dieser Strobelberger, der keinen nennenswerten Bezug zu Graz aufweist, wirklich der Namenspatron des nach ihm benannten Weges ist. Sowohl Reismann/Mittermüller als auch Kubinzky/Wentner vermuten hierfür seinen Vater Hans Stroblsperger, der zwischen 1587 und 1596

als Inhaber einer Apotheke in der Stempfergasse nachgewiesen ist.¹ Johann Stephan Strobelberger starb nach 1630.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009.

Julius Leopold Pagel, Strobelberger, Johann Stephan, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 36. Berlin 1893, S. 605. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd100632726.html#adbcontent>

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 472.

¹ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 472; Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 3. erw. Aufl. Graz 2009, S. 430.

Susanne-Wenger-Weg

Datum der Benennung

21.1.2016

Text der Zusatztafel

Susanne Wenger 1915–2009

Künstlerin. Die in Graz geborene Absolventin der Wiener Kunstakademie gehörte als Gründungsmitglied des Wiener „Art Clubs“ in der Nachkriegszeit zur Avantgarde. Ab 1950 lebte Wenger in Nigeria, wo sie zur Obatala-Priesterin und Vermittlerin der Yoruba-Religion aufstieg. In Oshogbo initiierte sie den zum UNESCO-Kulturerbe zählenden Skulpturenpark „Osun-Hain“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Susanne Wenger (Adunni Olurisa) war eine österreichisch-nigerianische Künstlerin und Yoruba-Priesterin. Sie wurde am 4. Juli 1915 als Tochter österreichisch-schweizerischer Eltern in Graz geboren. Bereits als Kind kam sie in Konflikt mit dem ihr vom evangelischen Pfarrer vermittelten Gottesbild. Ebenso zeigte sich bereits in jungen Jahren ihr starker Bezug zur Natur. Nach der Matura am Lichtenfels-Gymnasium besuchte sie zunächst die Kunstgewerbeschule in Graz. Dann ging sie nach Wien an die Höhere Graphische Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt und studierte anschließend an der Akademie der bildenden Künste Wien Malerei, unter anderem bei Herbert Boeckl.

Sie wandte sich gegen das Dollfuß-Regime ebenso wie gegen den Nationalsozialismus. Nach 1938 versteckte sie zeitweise ihren damaligen Partner jüdisch-syrischer Abstammung in ihrem Atelier. Sie pflegte Kontakt zu Widerstandskreisen und half Verfolgten und Bedrängten vor allem aus ihrem näheren Umfeld. Ihr Schweizer Pass bewahrte sie vor dem Arbeitsdienst und dürfte sie auch sonst geschützt haben. Während des Krieges schuf sie, auch unter dem Eindruck der alliierten Bombenangriffe auf Wien, bei denen unter anderem ihr Atelier zerstört wurde, zahlreiche surrealistische Werke.

Nach dem Krieg war sie 1947 unter den Gründungsmitgliedern der Künstlervereinigung Art-Club. Ihr neues Atelier diente Kulturschaffenden von Maria Lassnig über Friedensreich Hundertwasser bis H. C. Artmann als Treffpunkt. 1949 ging sie über die Schweiz und Italien nach Paris, wo sie den deutschen Sprachwissenschaftler Ulli Beier kennenlernte, heiratete und mit ihm nach Nigeria zog, da er dort eine Anstellung gefunden hatte. Im Zusammenhang mit einer Tuberkulose-Erkrankung wandte sie

sich der einheimischen Yoruba-Religion und -Kultur zu. Beier und Wenger ließen sich scheiden, blieben aber in gutem Einvernehmen. Wenger heiratete den einheimischen Musiker Lasisi Ayansola Onilu und adoptierte mehrere Kinder.

In der Folge wurde sie zur Yoruba-Priesterin geweiht und als Adunni Olurisa eine der größten Autoritäten dieser Tradition. Unter ihrer Leitung und Mitwirkung entstand in Oshogbo, ihrer Wahlheimatstadt, über mehrere Jahrzehnte hinweg an den Ufern des Osun-Flusses ein „heiliger Hain“ (Osun Grove), ein naturnahes, architektonisch-skulpturales Gesamtkunstwerk, das 2005 zum UNESCO-Weltkulturerbe erhoben wurde. Im selben Jahr erhielt sie den „Orden der Bundesrepublik“, die höchste Auszeichnung in Nigeria. Bereits ein Jahr davor hatte sie das Goldene Ehrenzeichen des Landes Steiermark verliehen bekommen. Susanne Wenger starb am 12. Jänner 2009 in Oshogbo. Seit 2011 kümmert sich die Susanne-Wenger-Stiftung um die Archivierung ihres Lebenswerks.¹

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Eisenhut, Susanne Wenger, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), *Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Graz 2001.

Günter Eisenhut, *In memoriam Susanne Wenger – Adunni Olurisa*. Online verfügbar unter: <http://korso.at/content/view/3629/108/index.html>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, *Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung*. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

¹ <https://susannewengerfoundation.at/de/>

Suttnerweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Bertha Sophia Freifrau von Suttner 1843–1914

Pazifistin, Schriftstellerin. Die in Böhmen als Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau geborene Suttner verschrieb sich ab den 1880er-Jahren der Friedensbewegung, von deren Zielen sie Alfred Nobel überzeugte. Ihr Roman „Die Waffen nieder!“ von 1889 verhalf ihr zu Popularität und internationalem Ansehen in der pazifistischen Bewegung. 1905 erhielt Suttner als erste Frau den Friedensnobelpreis.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Bertha von Suttner war eine österreichische Friedensaktivistin und Schriftstellerin. Sie war die erste Frau, die den Friedensnobelpreis erhielt. Bertha von Suttner wurde am 6. Juni 1843 als Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau in Prag geboren. Ihr Vater, ein General, starb kurz vor ihrer Geburt. Bertha hatte einen um sechs Jahre älteren Bruder, Arthur. Ihre junge Mutter Sophie Kinsky stammte aus einer bürgerlichen Familie und hatte deswegen Minderwertigkeitsgefühle. Sie entwickelte eine Spielsucht, die das Vermögen der Familie mit der Zeit aufbrauchte.

Bertha begann sich mit philosophischen Werken und Belletristik auseinanderzusetzen und entwickelte sich zu einer Frau, die nicht mehr bereit war, die ihr zuge dachte eingeschränkte Rolle in der damaligen Gesellschaft zu spielen. Das soll einer der Gründe gewesen sein, warum drei Verlobungen der jungen Gräfin scheiterten. 1873 – mit 30 Jahren – nahm Bertha Kinsky eine Stelle als Gouvernante bei dem Industriellen Carl von Suttner an, dessen vier Töchter sie betreuen und unterrichten sollte. Bertha verliebte sich in den jüngsten Sohn Suttners, Arthur Gundaccar, der sieben Jahre jünger war als sie selbst. Die Familie akzeptierte die Beziehung nicht und zwang sie, ihre Stelle aufzugeben.

1876 bekam sie eine Stelle als Sekretärin bei dem schwedischen Chemiker und Erfinder Alfred Nobel in Paris. Als Nobel nach Schweden zurückberufen wurde, kehrte Bertha, damals noch immer Kinsky, nach Wien zurück und heiratete dort heimlich ihren Arthur. Dieser wurde daraufhin von seinen Eltern enterbt. Im selben Jahr zog das Ehepaar für über acht Jahre in den Kaukasus und lebte dort unter bescheidenen Umständen. Bertha jobbte als Sprachlehrerin und Übersetzerin, daneben schrieb sie

Zeitungsartikel, unter anderem über den russisch-türkischen Krieg in den Jahren 1877/78. Für ihre Artikel verwendete Bertha von Suttner das Pseudonym „B. Oulot“, eine Anspielung darauf, dass sie von den Schwestern ihres Ehemanns als Gouvernante „Boulotte“ – französisch für „Dickerchen“ – genannt worden war.

1885 kehrten Bertha und Arthur von Suttner nach Österreich zurück und versöhnten sich mit der Familie. Sie bezogen daraufhin den Familiensitz auf Schloss Harmannsdorf in Niederösterreich. Nun wandte sich Bertha von Suttner dem Pazifismus und anderen progressiven und liberalen Gedanken zu. Sie führte Korrespondenz unter anderem mit ihrem früheren Arbeitgeber, Alfred Nobel, dem dänischen Literaturkritiker und Philosophen Georg Brandes und dem späteren norwegischen Literaturnobelpreisträger Bjørnstjerne Bjørnson.

1886 schrieb von Suttner das von humanistischem und liberalem Gedankengut geprägte Buch „High Life“, in dem sie den Respekt vor dem Menschen und seiner freien Entscheidungskraft thematisierte. 1888 folgte, unter ihrem zweiten Pseudonym „Jemand“, „Das Maschinenzeitalter – Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit“. Die Schrift war ein Plädoyer für Demokratie und Internationalismus, Humanismus und Rationalismus. Das Buch enthielt außerdem Schreckensvisionen von Krieg und Aufrüstung, die sich in nicht allzu ferner Zukunft bewahrheiten sollten. Ihr berühmtestes Werk ist bis heute der in Form eines Frauenromans verfasste, flammende Appell „Die Waffen nieder!“, der 1889 erschien. Bereits davor hatte Bertha von Suttner begonnen, sich in der International Arbitration and Peace Association des Briten Hodgson Pratt zu engagieren. In der Folge gründete sie einen österreichischen Ableger der Friedensgesellschaft. Daneben trat sie auch vermehrt für Frauenrechte ein.

1905 erhielt Bertha von Suttner den Friedensnobelpreis für ihr Lebenswerk. Sie war damit die erste Frau und die erste Österreicherin, die die Auszeichnung zugesprochen bekam. Bertha von Suttner starb kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 21. Juni 1914 in Wien. Der für den Herbst unter ihrer Mitwirkung geplante Weltfriedenskongress in Wien sollte nie stattfinden.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerhard Danzer, Europa, deine Frauen. Heidelberg 2015.

Brigitte Hamann, Bertha von Suttner – Ein Leben für den Frieden. München 2002.

Ilse Kleberger, Die Vision vom Frieden – Bertha von Suttner. Berlin 1985.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Swethgasse

Datum der Benennung

12.6.1913

Text der Zusatztafel

Kajetan Karl Sweth 1785–1864

Freiheitskämpfer. Der gebürtige Grazer floh 1808 als Salzburger Student vor der bayerischen Konskription und schloss sich 1809 dem Tiroler Aufstand an. Als Sekretär und Kampfgefährte von Andreas Hofer, mit dem er 1810 in Gefangenschaft geriet, beschrieb Sweth die letzte Lebensphase des Tiroler Volkshelden. Sweth war nach seiner Rückkehr Beamter in Innsbruck.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Kajetan Sweth war Sekretär und Kampfgefährte von Andreas Hofer im Tiroler Freiheitskampf. Er wurde am 18. August 1785 als Sohn des Grazer Stadtarztes Georg Sweth und dessen Frau Katharina geboren. Nach dem 4. Jahr Gymnasium verließ er das Elternhaus und versuchte sich zunächst in verschiedenen Berufen. 1806/07 absolvierte er die Humanitätsklasse an den Gymnasien in Marburg und Varaždin und studierte anschließend ab 1808 Logik an der Universität Salzburg. Die Vorlesungen fanden am 30. April 1809 mit dem Einmarsch der bayrischen Truppen ein jähes Ende. Um dem Militärdienst zu entgehen, floh er nach Tirol. Nach dem vergeblichen Versuch, Aufnahme im Kapuzinerorden zu finden, lernte er Andreas Hofer kennen, der ihn ermutigte, sich der Tiroler Aufstandsbewegung anzuschließen. So wurde er der zweiten Passeirer Schützenkompanie zugeteilt.¹

Bei der dritten Schlacht am Bergisel zeichnete sich Sweth besonders aus und wurde dafür in den Rang eines Oberjägers erhoben. Während Hofers Regierungszeit erwarb er sich dessen Vertrauen, von den anderen Gefolgsleuten wurde er hingegen eher skeptisch gesehen. Nach einem militärischen Einsatz im Achenal, der mit dem Frieden von Schönbrunn endete, kam er zurück nach Innsbruck und wurde bei der letzten Bergiselschlacht Anfang November 1809 verwundet.

Zusammen mit Hofer wurde er auf der Pfandleralm gefangen genommen und in Mantua eingekerkert. Berühmtheit erlangte Sweth vor allem durch seine Schilderungen der letzten Wochen

¹ Vgl. Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 41. Wien 1880, S. 29f.

Hofers. Eigentlich war Sweth wie Hofer zum Tode verurteilt worden, jedoch wurde er begnadigt und zwangsweise zur Fremdenlegion eingezogen, aus der ihm nach drei Jahren die Flucht gelang. Er schloss sich österreichischen Einheiten an und gelangte zurück in die Heimat. Kurz nach seiner Rückkehr aus der französischen Gefangenschaft wurde er mit der großen goldenen Zivilverdienstmedaille ausgezeichnet. Nach kurzer Tätigkeit als Schreiber bei der niederösterreichischen Staatsbuchhaltung kehrte er 1816 nach Innsbruck zurück, wo er bis zu seiner Pensionierung tätig war. Kajetan Karl Sweth verstarb am 21. März 1864 in Innsbruck. Anlässlich der 25-Jahr-Feier des Bundes der Schützenkompanien 1975 wurden die sterblichen Überreste auf dem Innsbrucker Westfriedhof exhumiert und von den Schützen am 20. Februar 1975 in der Hofkirche an der Seite Hofers beigesetzt.²

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ch. Haidacher, Sweth, Kajetan (Cajetan Carl) (1785–1864), Landesverteidiger und Beamter, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 14. Lfg. 63. Wien 2012, S. 79f.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Fritz Sollereeder, Die Geschichte eines Getreuen, in: Tiroler Heimatblätter 60/1/1985, S. 18–28.

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 41. Wien 1880.

² Vgl. Fritz Sollereeder, Die Geschichte eines Getreuen, in: Tiroler Heimatblätter 60/1/1985, S. 18–28, hier S. 28.

Tegetthoffbrücke

Datum der Benennung

27.5.1920

Text der Zusatztafel

Wilhelm Joseph Franz Seraph Gabriel von Tegetthoff 1827–1871

Marineoffizier. Der in Marburg an der Drau/Maribor geborene Vizeadmiral der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine musterte 1845 als Seekadett in Venedig aus. Mit Siegen 1864 beim Seegefecht bei Helgoland gegen Dänemark und 1866 bei Lissa/Vis über Italiens überlegene Flotte wurde Tegetthoff ein gefeierter Seeheld. Er ist am Grazer Friedhof St. Leonhard begraben.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm von Tegetthoff wurde am 23. Dezember 1827 in Marburg (Maribor, Slowenien) geboren. Aus einer Offiziersfamilie stammend, entschied er sich für die Laufbahn des Seeoffiziers und absolvierte die Marineakademie („Marine-Collegium“) in Venedig. Die österreichische Marine war bis 1848 stark venezianisch geprägt, mit Italienisch als Dienstsprache. Im Krieg 1848/49 wurde er unter anderem im Raum Venedig als Marine-Kadett eingesetzt. 1849 wurde er Linienschiffs-Fähnrich, 1851 Fregatten-Leutnant, 1852 Linienschiffs-Leutnant, 1857 Korvetten-Kapitän, 1859 Fregatten-Kapitän, 1861 Linienschiffs-Kapitän (entspricht einem Oberst bzw. in Deutschland einem Kapitän zur See), 1864 Kontreadmiral, 1866 Vizeadmiral und Kommandeur des Maria-Theresien-Ordens.

Tegetthoffs rasche Beförderungen erfolgten dank seiner Fähigkeiten und Erfolge sowie infolge der Reorganisation der Kriegsmarine nach 1848/49. Seinen Dienst leistete er überwiegend zur See, so unter anderem 1855/56 als Kommandant des Raddampfers „Taurus“ im Donaudelta während des Krimkrieges, 1857/58 als Leiter der Erkundungsmission ins Rote Meer und nach Sokotra, 1858 als Kommandant der Korvette S.M.S. „Erzherzog Friedrich“ bei der Fahrt nach Marokko. Vom Marine-Oberkommandanten Erzherzog Ferdinand Max (1832–67) sehr geschätzt, begleitete er diesen 1859/60 als Adjutant während der Reise nach Brasilien. 1862 übernahm er das Kommando über die k. u. k. Flottenabteilung in der Levante. 1864 wurde Tegetthoff Kommandant der k. u. k. Flottenabteilung (bestehend aus den beiden Fregatten S.M.S. „Schwarzenberg“ und „Radetzky“) in der Nordsee und schlug in dieser Funktion am 9. Mai 1864 das Seegefecht bei Helgoland. Im Krieg 1866 gegen Italien diente er als Kommandant der Adria-Eskadron und damit der k. u. k. Flotte, die am 20. Juli 1866 die italienische Flotte unter Admiral Carlo Pellion Conte di Persano (1806–83) nahe der

Insel Lissa (Vis) vernichtend schlug. Dies ging als die erste offene Seeschlacht zwischen Panzerschiffen in die Geschichte ein, wobei sich Tegetthoffs angriffsweises Vorgehen (Rammtaktik) bewährte.

1867 übernahm er die Heimholung der sterblichen Überreste seines einstigen Vorgesetzten, des Erzherzogs Ferdinand Max (Kaiser Maximilian I. von Mexiko), an Bord der Fregatte S.M.S. „Novara“. 1868 wurde Tegetthoff Kommandant der österreichischen Marine und Chef der Marinesektion des Kriegsministeriums in Wien. In dieser Funktion unternahm er 1869 eine Reise zur Eröffnung des Suez-Kanals. Neben seinen Leistungen als Marineoffizier und den Erfolgen im Krieg sind vor allem Tegetthoffs diplomatische und organisatorische Fähigkeiten hoch einzuschätzen. Er gilt nicht nur als Seeheld, sondern auch als Reformator der Kriegsmarine. Mehrere Straßen bzw. Plätze in Wien, Graz und Linz sind nach ihm bzw. in diesem Zusammenhang nach den Erfolgen bei Lissa und Helgoland benannt. Tegetthoff-Denkmäler finden sich in Wien und in Graz. Wilhelm von Tegetthoff starb am 7. April 1871 in Wien.

Erwin Schmidl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

k. A.

Tegetthoffplatz

Datum der Benennung

15.11.1935

Text der Zusatztafel

Wilhelm Joseph Franz Seraph Gabriel von Tegetthoff 1827–1871

Marineoffizier. Der in Marburg an der Drau/Maribor geborene Vizeadmiral der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine musterte 1845 als Seekadett in Venedig aus. Mit Siegen 1864 beim Seegefecht bei Helgoland gegen Dänemark und 1866 bei Lissa/Vis über Italiens überlegene Flotte wurde Tegetthoff ein gefeierter Seeheld. Er ist am Grazer Friedhof St. Leonhard begraben.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm von Tegetthoff wurde am 23. Dezember 1827 in Marburg (Maribor, Slowenien) geboren. Aus einer Offiziersfamilie stammend, entschied er sich für die Laufbahn des Seeoffiziers und absolvierte die Marineakademie („Marine-Collegium“) in Venedig. Die österreichische Marine war bis 1848 stark venezianisch geprägt, mit Italienisch als Dienstsprache. Im Krieg 1848/49 wurde er unter anderem im Raum Venedig als Marine-Kadett eingesetzt. 1849 wurde er Linienschiffs-Fähnrich, 1851 Fregatten-Leutnant, 1852 Linienschiffs-Leutnant, 1857 Korvetten-Kapitän, 1859 Fregatten-Kapitän, 1861 Linienschiffs-Kapitän (entspricht einem Oberst bzw. in Deutschland einem Kapitän zur See), 1864 Kontreadmiral, 1866 Vizeadmiral und Kommandeur des Maria-Theresien-Ordens.

Tegetthoffs rasche Beförderungen erfolgten dank seiner Fähigkeiten und Erfolge sowie infolge der Reorganisation der Kriegsmarine nach 1848/49. Seinen Dienst leistete er überwiegend zur See, so unter anderem 1855/56 als Kommandant des Raddampfers „Taurus“ im Donaudelta während des Krimkrieges, 1857/58 als Leiter der Erkundungsmission ins Rote Meer und nach Sokotra, 1858 als Kommandant der Korvette S.M.S. „Erzherzog Friedrich“ bei der Fahrt nach Marokko. Vom Marine-Oberkommandanten Erzherzog Ferdinand Max (1832–67) sehr geschätzt, begleitete er diesen 1859/60 als Adjutant während der Reise nach Brasilien. 1862 übernahm er das Kommando über die k. u. k. Flottenabteilung in der Levante. 1864 wurde Tegetthoff Kommandant der k. u. k. Flottenabteilung (bestehend aus den beiden Fregatten S.M.S. „Schwarzenberg“ und „Radetzky“) in der Nordsee und schlug in dieser Funktion am 9. Mai 1864 das Seegefecht bei Helgoland. Im Krieg 1866 gegen Italien diente er als Kommandant der Adria-Eskadron und damit der k. u. k. Flotte, die am 20. Juli 1866 die italienische Flotte unter Admiral Carlo Pellion Conte di Persano (1806–83) nahe der

Insel Lissa (Vis) vernichtend schlug. Dies ging als die erste offene Seeschlacht zwischen Panzerschiffen in die Geschichte ein, wobei sich Tegetthoffs angriffsweises Vorgehen (Rammtaktik) bewährte.

1867 übernahm er die Heimholung der sterblichen Überreste seines einstigen Vorgesetzten, des Erzherzogs Ferdinand Max (Kaiser Maximilian I. von Mexiko), an Bord der Fregatte S.M.S. „Novara“. 1868 wurde Tegetthoff Kommandant der österreichischen Marine und Chef der Marinesektion des Kriegsministeriums in Wien. In dieser Funktion unternahm er 1869 eine Reise zur Eröffnung des Suez-Kanals. Neben seinen Leistungen als Marineoffizier und den Erfolgen im Krieg sind vor allem Tegetthoffs diplomatische und organisatorische Fähigkeiten hoch einzuschätzen. Er gilt nicht nur als Seeheld, sondern auch als Reformator der Kriegsmarine. Mehrere Straßen bzw. Plätze in Wien, Graz und Linz sind nach ihm bzw. in diesem Zusammenhang nach den Erfolgen bei Lissa und Helgoland benannt. Tegetthoff-Denkmäler finden sich in Wien und in Graz. Wilhelm von Tegetthoff starb am 7. April 1871 in Wien.

Erwin Schmidl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

k. A.

Thaddäus-Stammel-Straße

Datum der Benennung

1942 (SVA)

Text der Zusatztafel

Josef Anton Stammel 1695–1765

Bildhauer. Der gebürtige Grazer war nach Studienreisen durch Italien ab 1726 für das Benediktinerstift Admont tätig. Als Meister der spätbarocken Holzplastik bediente er sich eines reichen Formen- und Motivschatzes. Der Höhepunkt seines Werks ist der Skulpturenschmuck in der Admonter Stiftsbibliothek. In Graz schuf er den Hochaltar der Schlosskirche St. Martin.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Anton (in vielen Quellen auch Josef Thaddäus) Stammel wurde als drittes von sechs Kindern 1695 in Graz geboren und am 9. November auf den Namen Josephus Antonius getauft. Über seine Jugend, Kindheit und Ausbildung ist wenig bekannt, eine Ausbildung in der väterlichen Werkstatt gilt als unwahrscheinlich, da dieser bereits 1707 starb. Häufig findet man Johann Zeilinger bzw. Zeiringer oder Johann Jakob Schoy als seine Lehrmeister.

Ab ca. 1718 war er für das Benediktinerstift in Admont tätig. Darüber, wie er mit dem Stift in Kontakt kam, ist wenig bekannt. Ilwof meint diesbezüglich, dass er wohl auf einem Gut in St. Martin bei Graz geboren worden sei, das dem Stift Admont gehörte. Die als Viehhüter gefertigten Schnitzwerke seien aufgefallen und so sei er in den Dienst des Stiftes gelangt.¹ Zwischen 1718 und 1726 befand sich Stammel auf einer Studienreise in Italien, die von Abt Antonius II. von Mainersberg finanziert wurde und die großen Einfluss auf sein späteres Schaffen haben sollte. Seine ersten Werke entstanden nach seiner Rückkehr 1726. Er blieb bis zu seinem Tod am 20. Dezember 1765 der Stiftsbildhauer von Admont.

Stammel kann als der bedeutendste Hauptvertreter der spätbarocken Holzplastik in Österreich gesehen werden. Den Höhepunkt seines Schaffens stellt sicherlich die Ausstattung der Stiftsbibliothek in Admont mit dem Zyklus „Die vier letzten Dinge“ dar. In Graz ist vor allem der von

¹ Vgl. Franz Ilwof, Stammel, Josef, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bde. 35. Berlin 1893, S. 434–435, hier S. 434. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118752634.html#adbcontent>

ihm geschaffene Hochaltar der ehemaligen admontischen Schlosskirche in St. Martin bemerkenswert.²

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Michael Braunsteiner, famosus statuarius Josef Stammel (1695–1765). Rückblick – Überblick – Einblick, in: famosus statuarius. Josef Stammel 1695–1765, herausgegeben vom Benediktiner Stift Admont. Admont 1996, S. 10–34.

Franz Ilwof, Stammel, Josef, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 35. Berlin 1893, S. 434–435.

Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118752634.html#adbcontent>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

² Vgl. Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018, S. 458.

Theodor-Körner-Straße

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

(Carl) Theodor Körner 1791–1813

Schriftsteller. Der gebürtige Dresdener publizierte ab 1810 als Student erste lyrische Dichtungen. 1811 zog er nach Wien, wo er für das Hoftheater Lustspiele verfasste. Körner schloss sich 1813 dem „Lützowschen Freikorps“ gegen Napoleon an, verfasste patriotische Lyrik, fiel 1813 im Kampf in Mecklenburg und wurde zu einer Leitfigur der deutschen Nationalbewegung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Theodor Körner wurde am 23./30. September 1791 in Dresden geboren. Er besuchte nur kurz die Dresdener Kreuzschule, zumeist erhielt er Privatunterricht. Ab Juni 1808 studierte er in Freiburg Bergbau. 1810 erschien eine erste Sammlung von lyrischen Dichtungen. 1810 folgte der Übertritt an die Leipziger Universität, wo er auch Mitglied der ästhetischen Gesellschaft „Makaria“ wurde. 1811 musste er aus Leipzig fliehen, um der Bestrafung wegen eines ausgetragenen Duells zu entgehen. Sein Wunsch, an der Universität Berlin zu immatrikulieren, scheiterte an einer schweren Krankheit. Im Herbst desselben Jahres verschlug es ihn nach Wien, wo er sich mit historischer Lektüre und poetischen Arbeiten zu beschäftigen begann. Es folgten kleinere Lustspiele bzw. mehrere Opern- und Operettenlibretti.

1813 erhielt Körner eine Festanstellung als Hoftheaterdichter am Burgtheater in Wien. Im März desselben Jahres verabschiedete er sich aus Wien, um sich der deutschen Befreiungsbewegung anzuschließen, wo er dem „Lützowschen Freikorps“ zugeteilt wurde. Er wurde zuerst Oberjäger, dann Offizier, schließlich Adjutant des Majors von Lützwitz und dichtete in den wenigen Ruhezeiten patriotische Gesänge voll von religiösem und kriegerischem Pathos. Theodor Körner starb bei einem Überfall auf einen Nachschubkonvoi am 26. August 1813, er wurde auf der Straße zwischen Gadebusch und Schwerin durch einen Schuss in den Unterleib tödlich getroffen.¹

¹ Vgl. Hans-Wolf Jäger, Körner, Theodor, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979, S. 378f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118713507.html#ndbcontent>

Körners patriotische Dichtungen enthielten oft eine starke antifranzösische Polemik. Die nationalistischen Kreise in der Kaiserzeit sowie später die Nationalsozialisten stilisierten Körner zur mythischen Kultgestalt, die als Vorbild für eine vaterländische und opferbereite Jugend beider Weltkriege dienen sollte. Bereits nach dem Krieg gegen Frankreich 1870/71 wurde er zur Idealfigur des heldischen Jünglings verklärt.

Vom NS-Staat wurde er vor allem nach Stalingrad als Leitfigur für die „Endsiegpropaganda“ benutzt.² In seiner berühmten Sportpalast-Rede vom 18. Februar 1943 zur Verkündung des „Totalen Kriegs“ bediente sich Joseph Goebbels der (leicht abgewandelten) Körner-Verse „Nun Volk, steh' auf und Sturm brich los!“. Körners Grabstätte in Wöbbelin wurde in der NS-Zeit zu einem nationalistischen Wallfahrtsort, und Durchhaltefilme beschworen in den letzten Kriegsjahren den Geist von 1813.

Eine Verbindung Körners, der weniger aufgrund seiner literarischen Werke, mehr durch seinen frühen „Heldentod“ zur legendären Figur gemacht wurde, zu Graz lässt sich nicht feststellen. Unter deutschnationaler Prämisse wurde, zu einer Zeit, als von einigen politischen Gruppierungen ein Anschluss des deutschsprachigen Habsburgerreiches an das Deutsche Reich gefordert wurde, eine ideologische Nähe seiner Literatur zu Graz konstruiert. Die Theodor-Körner-Straße gilt als Beispiel für die Verbindung von Straßenbenennung und dominantem Geschichtsbild.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hans-Wolf Jäger, Körner, Theodor, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 12. Berlin 1979, S. 378f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118713507.html#ndbcontent>

Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007.

Gerald Kolditz, Körner, Karl Theodor, in: Sächsische Biografie, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky. Online verfügbar unter: <http://www.isgv.de/saebi/>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Otto Rath, Literarische Spuren. Heimat (Er-)Schreibung in Grazer Straßennamen, in: Gerhard Melzer (Hg.), Stadtkultur – Kulturstadt. Eine Bestandsaufnahme aus Anlaß des „Europäischen Kulturmonats“ Graz, Mai 1993. Graz 1994, S. 219–252.

² Vgl. Ernst Klee, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007, S. 324f.

Theodor-Storm-Straße

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

(Hans) Theodor (Woldsen) Storm 1817–1888

Schriftsteller. Storm kehrte als Jurist im preußischen Staatsdienst 1864 in seine bis dahin dänische Geburtsstadt Husum zurück. Für sein Werk griff er als Lyriker und Novellist des Poetischen Realismus Motive seiner Heimat Nordfriesland auf. Storms Letztwerk „Der Schimmelreiter“ von 1888 setzte dem Kampf des Menschen gegen die Natur ein literarisches Denkmal.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Theodor Woldsen Storm war ein deutscher Schriftsteller und wurde am 14. September 1817 in Husum (Dänemark) geboren. Seine Ausbildung begann relativ früh, so besuchte er ab seinem 4. Lebensjahr eine Vorschule, ab dem 9. Lebensjahr wurde er in der Husumer Gelehrtenschule unterrichtet. 1835 folgte der Wechsel an das Lübecker Katharineum. In seiner Lübecker Zeit kam er mit Ferdinand Röse in Kontakt, der ihm die zeitgenössische Literatur näherbrachte. 1837 schloss Storm das Gymnasium ab und begann anschließend an den Universitäten Kiel und Berlin Jura zu studieren. Aus dieser Zeit stammen die freundschaftlichen Beziehungen zu Theodor und Tycho Mommsen, mit denen er eine Sammlung von Liedern, Märchen und Sagen veröffentlichte. 1842 schloss er das Studium ab und kehrte nach Husum zurück.

Im Februar 1843 eröffnete Storm seine eigene Anwaltskanzlei, noch im selben Jahr gründete er einen Gesangsverein, 1844 folgte die Verlobung mit seiner Cousine Constanze Esmarch. Aus der 1846 geschlossenen Ehe gingen sieben Kinder hervor. Als sich 1848 Schleswig-Holstein gegen Dänemark erhob, wurde Storm Leiter der „Liedertafel“, welche einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Lokalpolitik hatte. Gleichzeitig wurde er Sekretär des neugegründeten „Patriotischen Hilfsvereins“, der Geld für Kriegsgefangene und Verwundete und auch für deutsche Kriegsschiffe sammelte sowie politisch für Wahlen zur verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung eintrat. Deswegen war er gegen den 1850 zwischen Dänemark und Preußen geschlossenen Frieden.

1852 wurde Storm vom dänischen Minister die Advokatur entzogen. Noch im Dezember schrieb er eine Bewerbung nach Berlin, die zu einer unbezahlten Anstellung im Kreisgericht Potsdam führte.¹ 1853 leistete er am Berliner Kammergericht den Verfassungseid für preußische Beamte. In dieser Zeit erschienen erste, bereits in Husum verfasste Gedichte. Hier kam es auch zu einigen politischen Differenzen mit Theodor Fontane, der preußisch konservativ eingestellt war, Storm hingegen war ein Vertreter des republikanischen Prinzips. 1856 wurde Storm nach mehreren Ansuchen zum Kreisrichter in Heiligenstadt ernannt. Dieses Amt übte er bis zum Jahr 1864 aus.

Nach der Niederlage Dänemarks im „Deutsch-Dänischen Krieg“ wurde Storm 1864 in Husum von der Bevölkerung zum Landvogt ausgerufen. Als im folgenden Jahr seine Frau starb, wurde Storm von einer Schaffenskrisis, die nur durch Arbeiten in der Trauerphase unterbrochen war, heimgesucht. 1866 heiratete er seine Jugendfreundin Dorothea Jensen. Nach dem Ende des „Deutschen Krieges“ und den damit einhergehenden Verwaltungsreformen Preußens wurde Storm zum Amtsrichter ernannt, 1879 dann zum Amtsgerichtsrat. Nach eigenem Ansuchen trat Storm 1880 vorzeitig in den Ruhestand und zog mit seiner Frau nach Hademarschen. Hier entstanden seine berühmten „Altersnovellen“. Im April 1888 erschien Storms letzte Novelle „Der Schimmelreiter“, ehe er am 4. Juli 1888 in Hademarschen verstarb.²

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Regina Fasold, Theodor Storm. Stuttgart 1997.

Peter Goldammer, Theodor Storm. Eine Einführung in Leben und Werk. 4. Aufl. Leipzig 1990.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Jochen Missfeldt, Du graue Stadt am Meer. Der Dichter Theodor Storm in seinem Jahrhundert. München 2013.

¹ Vgl. Peter Goldammer, Theodor Storm. Eine Einführung in Leben und Werk. 4. Aufl. Leipzig 1990, S. 29–45.

² Vgl. Regina Fasold, Theodor Storm. Stuttgart 1997, S. 28–65.

Theyergasse

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Leopold Theyer 1851–1937

Architekt. Der Absolvent der Akademie der bildenden Künste seiner Geburtsstadt Wien war ab 1887 an der Grazer Gewerbeschule, ab 1906 an der Technischen Hochschule Graz tätig. Seine späthistorisierenden Bauten prägen vor allem Graz, wo er etwa das Areal rund um das Joanneum neugestaltete oder das Amtshaus in der Schmiedgasse und das Akademische Gymnasium entwarf.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Leopold Theyer war ein Architekt und Hochschullehrer. Er wurde am 14. Oktober 1851 in Wien geboren. Theyer war der Sohn des Papierindustriellen Franz Seraphin (1809–1871) und dessen Ehefrau Maria, geborene Tschida (1814–1877). Als Leopolds ältere Schwester den Kaufmann Eduard Hardtmuth heiratete, wurde die seit 1733 existierende Papierfabrik mit der Firma des Schwagers, die Bleistifte herstellte, zum international erfolgreichen Betrieb „Theyer-Hardtmuth“ zusammengelegt; dessen Leitung übernahm der ältere Bruder. Theyer besuchte 1869–1873 das Polytechnikum an der Technischen Hochschule in Wien, wo Heinrich von Ferstel (1828–1883) einer seiner Lehrer war. 1873–1876 studierte er Architektur an der Akademie der bildenden Künste Wien. Um 1875 belegte er Aquarellkurse bei Eduard von Lichtenfels (1833–1913). Nach dem Studium war er 1877–1883 als Lehrer für technisches Zeichnen am damaligen Österreichischen Museum für Kunst und Industrie angestellt, 1884–1887 leitete er die Fachschule für Holzindustrie in Bozen/Bolzano. Danach ging er nach Graz und war 1887–1906 als Professor der kunstgewerblichen Abteilung an der Grazer Gewerbeschule tätig. Seit 1906 unterrichtete er an der Technischen Hochschule in Graz technisches Zeichnen und Freihandzeichnen und hatte dort seit 1910 eine ordentliche Professur inne. 1913–1923 lehrte er an der Technischen Hochschule auch Hoch- und Eisenbetonbau. Zweimal wurde er dort zum Dekan gewählt.

Theyer war Mitglied des Kunstbeirats des Stadtbauamts in Graz sowie des Vereins der Bildenden Künstler Wiens und Steiermarks. Über sein Architekturbüro realisierte Theyer zahlreiche Bauten im Salzkammergut, in Klagenfurt, Radkersburg, im heutigen Slowenien und in Graz, wo er u. a. einen Generalplan für die Verbauung des Joanneumsgartens im Joanneumsviertel entwarf. Viele der

geplanten Wohnhäuser – seit 1900 wohnte er in einem selbst geplanten Haus am Joanneumring 3 – sowie öffentliche Bauten wurden in historisierenden Stilformen errichtet. Für das imposante Amtshaus in der Schmiedgasse 26 in Graz wurden mehrere kleine Häuser abgerissen. Zusammen mit Friedrich Sigmundt (1856–1917) wurden der Sitz der Grazer Wechselseitigen Versicherung, Herrengasse/Jungferngasse, sowie die Vergrößerung des Stefaniensaals im heutigen Congress-Gebäude mit einem repräsentativen Stiegenhaus geplant. Theyer spezialisierte sich auch auf die Planung von Lungenheilstätten und Sanatorien in Alland (Niederösterreich), Hörgas-Enzenbach (Steiermark), Hofacker (Steiermark), Rudolfswerth in Krain (heute Novo mesto in Slowenien) und Palmschoß bei Brixen in Südtirol (heute Bressanone in Italien).

Theyer war ein typischer Vertreter des Späthistorismus, der die verschiedensten Stilrichtungen übernahm (italienische Renaissance ebenso wie altdeutschen Stil). Er richtete sich nach den Wünschen seiner Auftraggeber und nach den Örtlichkeiten und entwickelte so ständig neue Ausdrucksformen bis hin zum reduzierten sezessionistischen Stil bei Warenhäusern. Häufig umfassten Theyers Planungen auch die Innenräume, wobei ihm sein kunstgewerbliches Wissen zugutekam. Daneben entwarf er an die 1000 Bucheinbände. Theyer erhielt zahlreiche Preise: 1874 die Große Goldene Fügermedaille, 1874 und 1876 den Gundel-Preis der Akademie der bildenden Künste Wien, 1878 die Goldmedaille bei der Weltausstellung in Paris sowie 1880 und 1889 die Große Goldene Medaille der Wiener Gewerbeausstellung. 1899 wurde ihm der Titel eines Baurats, dann eines Hofrats und schließlich Oberbaurats, 1931 die Grazer Ehrenbürgerschaft verliehen. Mit seiner Frau Luise Elisabeth, geborene Erhardt (1853–1923), hatte er zwei Kinder. Theyer starb am 7. Juli 1937 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Margarete Payer, Leopold Theyer, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/theyer_leopold.html

Thomas-Arbeiter-Gasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Thomas Christian Arbeiter 1852–1912

Pädagoge. Der im untersteirischen Friedau/Ormož geborene Arbeiter unterrichtete als Volksschullehrer in der damaligen Grazer Franz-Joseph-Schule in der Wielandgasse. Daneben betätigte er sich als Chormeister und verfasste Heimatschriften sowie Lyrik für den Schulgebrauch. Mit Franz von Gadolla gab Arbeiter 1912 ein Verzeichnis der Grazer Straßennamen heraus.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Thomas (Christian) Arbeiter wurde als Sohn des Schlossverwalters von Friedau bei Pettau, Thomas Arbeiter (sen.), und von Sophie Edle von Wintersberg laut Taufmatrikel (Graz-Graben) unehelich geboren. Nach sechs Klassen im k. k. Staatsgymnasium (Akademisches Gymnasium) in Graz musste er nach dem durch einen Reitunfall verursachten Tod des Vaters den Besuch des Gymnasiums aufgeben und besuchte bis 1873 die Lehrerbildungsanstalt. Er unterrichtete dann als Volksschullehrer in Leutschach. 1875 kehrte er nach Graz zurück und war zuerst Lehrer an der Volksschule Mariahilf, dann an der Elisabethschule und ab 1884 an der Knaben-Volksschule St. Johann am Graben bis zu seiner 1906 erfolgten Pensionierung aus Krankheitsgründen. Er starb am 3. September 1912 überraschend im Schloss Hyppoly/Ipoly-Szécsénys (Ungarn) an einem Herzschlag und wurde auf dem St.-Peter-Friedhof beigesetzt.¹ Die Ehe mit Marietta Camuzzi (1858–1923) blieb kinderlos.

Arbeiter war Mitglied der freireligiösen Gemeinde in Graz. Ab etwa 1896 engagierte er sich für deutschnationale Zielsetzungen im „Deutschen Wählerverein“ bzw. später innerhalb der „Christlichen Volkspartei“. Er war in diversen Vereinen tätig, u. a. im „Schulverein für Deutsche“, im „Schutzverein für verwahrloste Jugend“ in Graz, dem „Witwen- und Waisen-Pensionsinstitut der Volksschullehrer Steiermark“ und dem „Christlichsozialen Volksbund für Steiermark“ bzw. wirkte er auch als Chorleiter.

¹ Vgl. den Nachruf in: Grazer Volksblatt vom 4. September 1912, Abendausgabe, S. 2f. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gre&datum=19120904&seite=12&zoom=33&query=%22thomas%2Barbeiter%22&ref=anno-search>

Arbeiter verfasste (v. a. in Schulen deklamierte) lokalpatriotische Gedichte, die auch vertont wurden², sowie Arbeiten zur steirischen Heimatkunde und eine kaisertreue Erinnerungs-Jubelschrift³, vor allem aber war er gemeinsam mit Franz Ritter von Gadolla (1849-1928) Verfasser der Broschüre „Die Straßen, Gassen und Plätze der Landeshauptstadt Graz“ (1912), in der die Herkunft der Grazer Straßennamen erstmals dokumentiert wurde.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Thomas Christian Arbeiter, Zur Fünfzigjahres-Erinnerung an die Reise Ihrer Majestäten Kaiser Josef I. und Kaiserin Elisabeth von Österreich durch Kärnten und Steiermark im September 1856. Graz 1906. Grazer Volksblatt vom 4. September 1912, Abendausgabe, S. 2f. Online verfügbar unter:

<https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gre&datum=19120904&seite=12&zoom=33&query=%22thomas%2Barbeiter%22&ref=anno-search>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Josef Petz, Mein Graz. Gedicht von Thomas Arbeiter. Graz 1887.

² Vgl. Josef Petz, Mein Graz. Gedicht von Thomas Arbeiter. Graz 1887.

³ Vgl. Thomas Christian Arbeiter, Zur Fünfzigjahres-Erinnerung an die Reise Ihrer Majestäten Kaiser Josef I. und Kaiserin Elisabeth von Österreich durch Kärnten und Steiermark im September 1856. Graz 1906.

Toeplergasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

August Josef Toepler 1836–1912

Physiker. Der in Brühl bei Bonn geborene Toepler promovierte nach Studien in Berlin 1860 in Jena. 1865–1868 war er Professor in Riga, ehe er einem Ruf an die Universität Graz folgte und das neue Physikalische Institut aufbaute. Die Konstruktion einer magnetischen Waage und die erstmalige Visualisierung von Schockwellen gelangen ihm in Dresden, wo er ab 1876 wirkte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

August Toepler wurde als Physiker durch seine Visualisierung von Schockwellen bekannt. Er wurde am 7. September 1836 in Brühl bei Bonn geboren. Leistungsstipendien ermöglichten ihm Schulabschlüsse an der Höheren Bürgerschule in Köln und an der Provinzialgewerbeschule. Toepler musste sich seinen Lebensunterhalt zuerst als Maler und mit Klavierstunden verdienen, ehe er von 1855 bis 1858 Physik, Mathematik und Chemie am Berliner Königlichen Gewerbeinstitut studieren konnte. Nach seinem Abschluss erhielt er eine Anstellung an der Königlichen Landwirtschaftlichen Akademie in Bonn-Poppelsdorf. Zunächst als Assistent tätig, wurde er von 1860 bis 1862 Dozent für Chemie und Maschinenkunde, dann von 1862 bis 1864 Dozent für Physik, Technologie und Chemie. Bereits 1860 hatte er in Jena promoviert. In seiner Promotion wendete er erstmals Stimmgabeln zur Signalgebung an.

1865 erhielt er eine Professur für Chemie und chemische Technologie am Polytechnikum Riga, ehe er 1868 dem Ruf an die Universität Graz folgte. Unter seiner Leitung entstand in Graz das neue Physikalische Institut. Zusätzlich entwickelte er zahlreiche neue physikalische Instrumente und formulierte neue Versuchsanleitungen. Nachdem er Graz 1876 wieder verlassen hatte, konstruierte er eine magnetische Waage. Zusätzlich geht die Konstruktion moderner Influenzelektroskopmaschinen auf ihn zurück.

Berühmtheit erlangte Toepler für seine erstmalige Visualisierung von Schockwellen. 1876 wurde Toepler Professor der Physik und Direktor des Physikalischen Instituts am Polytechnikum Dresden. 1900 musste er aus gesundheitlichen Gründen seine Lehrtätigkeit beenden. Toepler erhielt

zahlreiche Ehrungen, darunter fallen z. B. die Ernennungen zum Hofrat (1878), zum Geheimen Hofrat (1884) und zum Geheimen Rat (1906), die Wahl zum korrespondierenden Mitglied der Akademien in Wien (1874), Berlin (1879) und München (1896) sowie zum ordentlichen Mitglied der Königlich Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (1885) und der Leopoldina (1879). Weiters wurde ihm die Ehrendoktorwürde in Heidelberg (Dr. med.) und in Dresden (Dr. Ing.) verliehen. Er kann als wirkungsvollster Experimentalphysiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts gesehen werden. August Josef Toepler verstarb am 6. März 1912 in Dresden.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl Acham, Vorbemerkung, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 95–102.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Peter Paufler, Toepler, August Joseph Ignaz, in: Sächsische Biografie, hg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V., bearb. von Martina Schattkowsky. Online verfügbar unter: <http://www.isgv.de/saebi/>

Toni-Schruf-Weg

Datum der Benennung

17.10.1969

Text der Zusatztafel

Anton Josef Schruf 1863–1932

Sportpionier. Der gebürtige Mürzzuschlager baute das väterliche Wirtshaus zum Hotel aus. 1890 begann Schruf mit Max Kleinoscheg Skilaufversuche, bestieg 1892 mit Skiern den Gipfel des Hochschwab-Gebiets und veranstaltete 1893 in Mürzzuschlag das erste Skirennen in der Steiermark. Als Gründer des „Verbands steirischer Skiläufer“ popularisierte Schruf den neuen Sport.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Josef Schruf war ein Pionier des alpinen Wintersports. Er wurde am 26. September 1863 als Sohn eines Gastwirts in Mürzzuschlag geboren. Nach dem Besuch der Pflichtschule ließ er sich in Wien im Gastgewerbe ausbilden und sammelte zudem im Ausland praktische Erfahrungen. 1880 begann seine freundschaftliche Beziehung zu Peter Rosegger, wovon unter anderem ein umfangreicher Briefwechsel zeugt. Nach dem Tod des Vaters übernahm er die Gastwirtschaft in Mürzzuschlag, die er zu einem angesehenen Hotel ausweitete. Zusätzlich richtete er 1898 das kultur- und literaturhistorisch orientierte „Rosegger-Stüberl“ ein. Schruf war ein engagierter Vertreter des steirischen Brauchtums und betätigte sich selbst als Künstler, so unter anderem als Schauspieler und Mundartdichter sowie als Bearbeiter von Sprechstücken im heimatlichen Dialekt. Zusätzlich galt er als weithin anerkannter Interpret von Roseggers Werken. 1900 gründete Schruf die „Rosegger-Gesellschaft“, deren erster Obmann er auch war.

Schruf leistete auch einen bedeutenden Beitrag zur Verbreitung des Skisports und zur Entwicklung des damit im Zusammenhang stehenden Wintersporttourismus. So unternahm er 1890 mit Max Kleinoscheg die ersten Versuche im Skilaufen. Bereits 1892 konnte er das Stuhleck und später einige Gipfel des Hochschwab-Gebietes mit Skiern besteigen. Noch im selben Jahr gründete er den „Verband steirischer Skiläufer“ und begann mit der Markierung erster Skitourenrouten. Den Höhepunkt seiner Aktivitäten stellt sicherlich die Organisation der Nordischen Winterspiele im Jahr 1904 dar. Als die 2. Nordischen Winterspiele 1906 widrigen Witterungsverhältnissen zum Opfer fielen, legte Schruf seine Funktionen zurück. Für seine Verdienste um den Fremdenverkehr erhielt er 1931 den Titel eines Kommerzialrates.

Schruf ist auch die Entstehung der Kohle- und Glasindustrie in Ratten und St. Kathrein am Hauenstein zu verdanken. Ab 1927 organisierte er immer wieder Freilichtaufführungen auf dem Bärenkogel. Toni Schruf starb am 16. Februar 1932 in Mürzzuschlag.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Thorsten Buhl – Franz Preitler, Toni Schruf – Die Biographie. Sein Leben/Sein Werk/Sein Mürzzuschlag. Graz 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hilde Senft – Willi Senft, Steirisches Urgestein. Steirer, die man nicht vergisst. Graz 2008.

H. Strohmeyer, Schruf, Toni (Anton) (1863–1932), Skipionier und Hotelier, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 11. Lfg. 53. Wien 1998, S. 264f.

Trenkgasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Franz Trenk 1899–1960

Maler. Nach dem Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg absolvierte Trenk die Grazer Landeskunstschule. Zunächst bekannt für Landschaftsgemälde, gehörte er ab 1925 als Mitbegründer dem Künstlerbund Graz an. 1938 trat Trenk der NSDAP bei und war im Zweiten Weltkrieg für die Wehrmacht Kriegsmaler. In seinem Spätwerk schuf er Industriemotive und Bilder vom Wiederaufbau.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Trenk war ein österreichischer Maler und wurde am 29. Jänner 1899 als Sohn eines Beamten in Graz geboren. Er besuchte die Oberrealschule in Graz, musste aber aufgrund des Ersten Weltkrieges die Schule abbrechen und erhielt einen Einrückungsbefehl an die italienische Front. Bereits in dieser Zeit war er künstlerisch aktiv und es entstanden viele seiner Zeichnungen. 1917 konnte er die Kriegsmatura ablegen. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges studierte er Architektur, besuchte zeitgleich die Landeskunstschule in Graz und wurde auch Mitglied des Akademischen Turnvereins in Graz. Sein Architekturstudium brach er in der Folge ab. Von 1925 bis zu seinem Lebensende gehörte Trenk als Mitbegründer dem Künstlerbund Graz an, bei dem er zeitweilig auch als Vizepräsident agierte.¹ 1924 wurde er Assistent für Freihandzeichnen an der Landesoberrealschule in Graz. Im selben Jahre wurde er Mitglied der Genossenschaft bildender Künstler Steiermarks. 1930 erhielt er neben Freihandzeichnen auch die Lehrbefugnis für Mathematik und darstellende Geometrie.

Unmittelbar nach dem sogenannten „Anschluss“ wurde die steirische Landesgruppe des „Bundes Deutscher Maler in Österreich“ gegründet, bei dem Franz Trenk in den Vorstand gewählt wurde.² Trenk suchte am 27. Mai 1938 um die Aufnahme in die NSDAP an und wurde rückwirkend mit 1. Mai 1938 aufgenommen. Seine anfängliche Begeisterung für den Nationalsozialismus dürfte schnell

¹ Vgl. Gerhard Kurzmann – Wiltraud Resch, Denkmäler und Schicksale. Der St. Peter Stadtfriedhof in Graz. Graz 2002, S. 165.

² Vgl. Heimo Halbrainer, Steirische Kunst zwischen 1933–1945 – Ein kulturgeschichtlicher Streifzug, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948. Graz 2001, S. 22–45, hier S. 29f.

nachgelassen haben, als er seine jüdischen Freunde und Kollegen bespitzeln sollte. Daher meldete er sich am 29. September 1939 freiwillig zum Fronteinsatz und kam an die Westfront, ehe er nach Narvik versetzt wurde. Danach begleitete er die 6. Gebirgsdivision in Frankreich und Griechenland, geriet dabei 1945 in Italien in Kriegsgefangenschaft, aus der er aber relativ bald wieder freikam. Nach dem Zweiten Weltkrieg dokumentierte Trenk den Wiederaufbau Österreichs und wurde durch seine Darstellungen von Industriebetrieben und Kraftwerken bekannt. Er erlitt 1953 einen Schlaganfall und starb am 1. September 1960 in Graz, kurz nachdem er von der Stadt Graz das Bürgerrecht verliehen bekommen hatte.³

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Angela Fink, Trenk, Franz, in: Günther Holler-Schuster – Otto Hochreiter (Hg.), Die Kunst der Anpassung. Steirische KünstlerInnen im Nationalsozialismus zwischen Tradition und Propaganda. Mit Beiträgen von Heimo Halbrainer. Ausstellungskatalog. Graz 2011, S. 116f.

Heimo Halbrainer, Steirische Kunst zwischen 1933–1945 – Ein kulturgeschichtlicher Streifzug, in: Günter Eisenhut – Peter Weibel (Hg.), Moderne in Dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948. Graz 2001, S. 22–45.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Wiltraud Resch, Denkmäler und Schicksale. Der St. Peter Stadtfriedhof in Graz. Graz 2002.

Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

³ Vgl. Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010, S. 327.

Tyroltgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Rudolf Tyrolt 1848–1929

Schauspieler. Kurz nach der Promotion in Philosophie gab der gebürtige Rottenmanner 1870 am Grazer Landestheater sein Debut. Ab 1872 in Wien, etablierte sich Tyrolt an den dortigen namhaften Bühnen als Volksschauspieler und gefragter Darsteller Wiener Volkstypen. Er verfasste auch Bühnenstücke sowie autobiografische Schriften und gab etliche Gastspiele in Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Tyrolt war ein österreichischer Schauspieler. Er wurde am 23. November 1848 als Sohn des wohlhabenden Finanzbeamten Anton Tyrolt und seiner Frau Louise in Rottenmann (Steiermark) geboren. Die Schulzeit verbrachte er in Preßburg (damals Ungarn, heute Bratislava, Slowakei), Wien und Melk. Er maturierte 1866 in Preßburg, danach zog er mit seiner Familie nach Graz, wo er zuerst Jus und dann Philosophie studierte. Während seiner Studienzeit war er Mitglied der akademischen Burschenschaft Styria und der Arminia Graz.¹

Nach der Promotion zum Dr.phil. im Oktober 1870 wandte sich Tyrolt, der sich schon zu Schulzeiten für das Laienschauspiel begeistert hatte, endgültig dem Schauspiel zu. Sein Debüt am Landestheater in Graz gab er wenige Tage nach der Promotion und noch im selben Jahr wurde er vom Stadttheater Olmütz (heute Olomouc, Tschechien) engagiert. Über eine weitere Station in Brünn (heute Brno, Tschechien) kam er nach Wien, wo er von 1872 bis 1884 am Wiener Stadttheater tätig war.² 1884 wechselte er ans Burgtheater und wurde 1887 zum k. u. k. Hofschauspieler ernannt. 1888 verließ er das Burgtheater und setzte seine Karriere am Deutschen Volkstheater und am Theater in der Josefstadt fort.³ Ab 1889 unterrichtete er am Wiener Konservatorium.

¹ Ernst Elsheimer (Hg.), Verzeichnis der Alten Burschenschafter nach dem Stande vom Wintersemester 1927/28. Frankfurt am Main 1928.

² Ludwig Eisenberg, Ludwig Eisenberg's grosses biographisches Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903.

³ Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien in 6 Bänden. Bd. 5. Wien 2004.

Tyrolt, der vor allem für seine Darstellung von Wiener Volkstypen bekannt war, setzte seine Schauspieltätigkeit bis ins hohe Alter fort. Er gab immer wieder Gastspiele in Linz und Graz. 1925 wurde er von den Grazer Bühnen zum Ehrenmitglied ernannt.⁴ Seinen letzten Bühnenauftritt hatte er im Alter von 78 Jahren als „Der alte Grutz“ in Karl Schönherr's „Erde“.⁵

Danach zog er sich in seine Villa nach Gutenstein zurück. Dort starb Rudolf Tyrolt am 22. Juni 1929 an den Folgen eines Schlaganfalls. Er hinterließ seine Ehefrau, die deutsche Schauspielerin Erna Wiehler, die ihn nur um ein halbes Jahr überlebte. Rudolf Tyrolt wurde auf dem Friedhof in Gutenstein begraben – in unmittelbarer Nachbarschaft der letzten Ruhestätte Ferdinand Raimunds.⁶

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Felix Czeike, Historisches Lexikon Wien in 6 Bänden. Bd. 5. Wien 2004.

Ludwig Eisenberg, Ludwig Eisenberg's grosses biographisches Lexikon der deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903.

Ernst Elsheimer (Hg.), Verzeichnis der Alten Burschschafter nach dem Stande vom Wintersemester 1927/28. Frankfurt am Main 1928.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁴ Grazer Tagblatt vom 12. Oktober 1925.

⁵ Ernst Lothar, Gedenkrede auf Tyrolt, in: Neue Freie Presse vom 23. Juni 1929.

⁶ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Uhlandgasse

Datum der Benennung

1887

Text der Zusatztafel

(Johann) Ludwig Uhland 1787–1862

Schriftsteller. Der 1810 in seiner Geburtsstadt Tübingen promovierte Jurist brillierte auf mehreren Ebenen. Uhlands literarisches Werk übertrifft aber sein Wirken als Linguist, liberaler Abgeordneter im württembergischen Landtag und in der Frankfurter Nationalversammlung 1848–1849. Mit seiner schlichten und naturnahen Lyrik prägte Uhland die schwäbische Romantik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ludwig Uhland war ein Lyriker der Romantik und wurde am 26. April 1787 in Tübingen geboren. Nach dem Abschluss der Lateinschule inskribierte er 1801 an der Universität Württemberg, um Jus zu studieren, womit er letztlich aber erst 1805 begann. In der Zwischenzeit schrieb er mehrere Gedichte und beschäftigte sich mit philologischen Übungen in der Lateinschule. 1808 bestand er die Examina der Fakultät, 1810 folgte die Promotion. Gleich nach dem Abschluss reiste er nach Paris, um in der dortigen Rechtspraxis Erfahrung zu sammeln. Ebenso betrieb er in seiner Zeit in Frankreich Literaturstudien und machte dabei Bekanntschaft mit zahlreichen Schriftstellern wie z. B. mit Immanuel Bekker. Die Eindrücke dieser Reise hielt er in „Ueber das altfranzösische Epos“ aus dem Jahr 1812 fest.

1811 kehrte Uhland nach Tübingen zurück, wo er eine Advokatenpraxis eröffnete. 1812 erhielt er eine Anstellung als zweiter unbezahlter Sekretär beim Justizministerium in Stuttgart. Im Mai 1814 verließ er, nachdem sein Antrag auf Besoldung abgelehnt worden war, den Staatsdienst, verblieb allerdings als freier Advokat in Stuttgart. 1818 wurde Uhland zum Mitglied der „Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ ernannt. 1829 wurde er außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Tübingen. Es folgten erste Vorlesungen über die deutsche Poesie im Mittelalter. Da ihm die Freistellung vom Lehramt versagt wurde, reichte Uhland seine Entlassung ein, die ihm 1833 gewährt wurde.

Im Zuge der „Verfassungskämpfe“ zwischen Napoleon und Friedrich I. ließ sich Uhland 1819 als Abgeordneter in die zweite Kammer des Württembergischen Landtages wählen. Eine Wiederwahl

1826 lehnte er allerdings ab. 1832 erfolgte die neuerliche Wahl in den Landtag, den er 1838, wie viele der liberalen Opposition, wieder verließ. 1848 folgte sein letzter politischer Auftritt, als er als Abgeordneter in die Nationalversammlung gewählt wurde. Sein Versuch, der Revolution eine demokratische Ordnung abzugewinnen, scheiterte. 1849 zog sich Uhland vollständig aus der Politik zurück. Der Politiker Uhland bietet ein relativ widerspruchsvolles Bild. So wandelte er sich vom „Altreichler“, der die Vergangenheit pries, zum Inbegriff des Frühliberalismus und schließlich 1848 zum Demokraten und republikanischen Linken, ohne für das in den Revolutionsjahren entstehende moderne Parteiwesen Verständnis zu zeigen.

Im Streit mit Dänemark um Schleswig und Holstein stimmte er für die Fortführung des Krieges, einen Verzicht auf das Herzogtum Posen zugunsten Polens lehnte er entschieden ab. Auch der kleindeutschen Lösung widersprach er leidenschaftlich. Trotz alledem wurde er für seine Zeitgenossen zum Sinnbild des Frühliberalismus, auch wenn er eigentlich keine seiner politischen Forderungen umsetzen konnte.¹ Nach seiner politischen Tätigkeit kehrte Uhland, um sich seiner Arbeit als Gelehrter widmen zu können, nach Tübingen zurück. Ihm sollten der preußische Orden „Pour le Merite“ und der bayrische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen werden, die er jedoch beide ablehnte. Johann Ludwig Uhland verstarb am 13. November 1862 in Tübingen.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Helge Dvorak, Uhland Ludwig Johann, in: Helge Dvorak, Biographisches Lexikon der Deutschen Burschenschaft, Bd. I. Politiker, Teilbd. 6: T–Z. Heidelberg 2005, S. 77–80.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Dieter Langewiesche, Der deutsche Frühliberalismus und Uhland, in: Hermann Bausinger (Hg.), Ludwig Uhland. Dichter – Politiker – Gelehrter. Tübingen 1988, S. 135–148.
- Walter Scheffler, Ludwig Uhland 1787–1862. Dichter, Germanist, Politiker, in: Marbacher Magazin 42/1987, S. 14–23.

¹ Vgl. Dieter Langewiesche, Der deutsche Frühliberalismus und Uhland, in: Hermann Bausinger (Hg.), Ludwig Uhland. Dichter – Politiker – Gelehrter. Tübingen 1988, S. 135–148, hier S. 145–148.

Uhlirzgasse

Datum der Benennung

15.7.1971

Text der Zusatztafel

Karl Uhlirz 1854–1914

Historiker, Archivar. Nach seiner Promotion 1879 in Wien wirkte Uhlirz in leitenden Funktionen im Wiener Stadtarchiv. 1888 habilitiert, wurde er 1903 als Professor an die Universität Graz berufen. Neben seinem Hauptwerk, einem Handbuch zur Geschichte Österreichs, arbeitete er an Editionsreihen mit und veröffentlichte Quellenbände zur Geschichte des Mittelalters.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Uhlirz war ein österreichischer Historiker und Archivar, der v. a. durch sein Handbuch zur Geschichte Österreichs bekannt wurde. Er wurde am 13. Juni 1854 als Sohn eines Artilleriehauptmannes in Wien geboren und besuchte das Stiftsgymnasium in Melk, ehe er ab 1871 an der Wiener Universität Geschichte und Germanistik studierte. Ab 1875 absolvierte er unter Theodor Sickel den Kurs für österreichische Geschichtsforschung, 1879 folgte die Promotion. Uhlirz gehörte dem „Leseverein deutscher Studenten“, einem deutschnationalen Verein, an, der 1880 wegen „staatsfeindlicher Aktivitäten“ verboten wurde. Die frühe politische Betätigung zeigt Uhlirz' Opposition gegen den offiziellen österreichischen Staatsgedanken.¹

1882 wurde Uhlirz Kustos in der Bibliothek und dem Archiv der Stadt Wien, 1889 wurde er Vorstand des Stadtarchives und 1898 Oberarchivar. Bereits 1888 war Uhlirz Privatdozent für Geschichte des Mittelalters und historische Hilfswissenschaften an der Universität Wien geworden. 1903 erfolgte die Berufung zum ordentlichen Professor der Österreichischen Geschichte an der Universität Graz. In seine Zeit als Archivdirektor fällt eine Auseinandersetzung mit Karl Lueger über wissenschaftliches Fachpersonal.

¹ Vgl. Johannes Holeschofsky, Karl (1854–1914) und Mathilde Uhlirz (1881–1966). Neue Gesichtspunkte zur Biographie zweier Grazer Historiker, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 104/2013, S. 297–310, hier S. 298f.

Seine Arbeiten zu den Quellen der Stadt Wien, zur Geschichte Österreichs und seine Jahrbücher des Deutschen Reiches können als seine geschichtswissenschaftlichen Hauptwerke gesehen werden. Karl Uhlirz verstarb am 22. März 1914 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Johannes Holeschovsky, Karl (1854–1914) und Mathilde Uhlirz (1881–1966). Neue Gesichtspunkte zur Biographie zweier Grazer Historiker, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 104/2013, S. 297–310.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Heinrich Ritter von Srbik, Karl Uhlirz, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 12/1914, S. 1–8.

Ulmgasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Johann Nepomuk (Edler von) Ulm 1800–1864

Bürgermeister von Graz. Der bei Pettau/Ptuj geborene, in Wien promovierte Jurist war 1825–1829 Konzipient des Grazer Fiskalamts, ehe er sich in Graz als Advokat niederließ. 1848 kam Ulm in den Gemeinderat und 1850 wurde er nach den Vorgaben der neuen Gemeindeordnung zum Bürgermeister gewählt. Er stand bis 1861 der rasch wachsenden Stadt Graz vor.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Nepomuk Ulm war Bürgermeister von Graz. Er wurde am 19. April 1800 als Sohn des Herrschaftsbesitzers auf Schloss Sauritsch bei Pettau geboren. 1826 promovierte er zum Doktor der Rechte an der Universität Wien, 1825 bis 1829 war er Konzipient beim k. u. k. Fiskalamt in Graz. 1831 wurde er zum Hof- und Gerichtsadvokaten ernannt, zusätzlich war er als Notar in Graz tätig. Ab 1847 wurde er Mitglied der juristischen Fakultät an der Universität Graz. Er kam 1848 in den Gemeinderat und wurde im folgenden Jahr dessen Obmann.

Bereits am 27. Juli 1850 wurde er aufgrund seiner Verdienste als Obmann des Grazer Gemeinderates während der schwierigen Jahre zwischen 1848 und 1850 zum Ehrenbürger von Graz ernannt,¹ ehe er im September zum Bürgermeister der Stadt gewählt wurde. In seiner Amtszeit konstituierte sich die Stadtgemeinde Graz auf Grundlage der Grazer Gemeindeordnung, der ältesten derartigen Ordnung des Landes. Während seiner Amtszeit begann sich das Grazer Stadtbild massiv zu verändern, da Teile der Befestigungsanlagen abgetragen wurden.² Am 15. Februar 1861 trat er mit dem gesamten Gemeinderat anlässlich von Neuwahlen zurück. Im selben Jahr wurde er mit dem Namenszusatz „Edler von“ in den Adelsstand erhoben. Johann Ulm verstarb am 24. Dezember 1864 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 8. September 1891.

² Vgl. Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 496.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindegelbstverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2010.

Ulrich-Lichtenstein-Gasse

Datum der Benennung

27.7.1905

Text der Zusatztafel

Ulrich von Li(e)chtenstein um 1200–1275

Schriftsteller. Der auf Burg Liechtenstein bei Judenburg geborene Minnesänger übte im Herzogtum Steiermark als Ministeriale hohe politische Ämter aus, so als Truchsess, 1267–1272 als Marschall sowie zuletzt als Landrichter. In seinem Hauptwerk „Frauendienst“, dem ersten deutschen Ich-Roman, episierete Liechtenstein das dichterische Konzept des hohen Minnesangs.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ulrich von Li(e)chtenstein wurde zwischen 1200 und 1210 geboren. Seine Lebenszeit fällt in eine für die heutige Steiermark sehr vielgestaltige Periode. So wechselte Zeit seines Lebens die Regierung unter den Babenberger Herzögen Leopold VI. und Friedrich II., dem Stauferkaiser Friedrich II., der Herrschaft Belas IV. von Ungarn, Ottokars von Böhmen sowie Rudolfs von Habsburg. Seine eigene politische Tätigkeit umfasste 1244/45 das herzogliche Hofamt des Truchsesses, von 1267 bis 1272 das Marschallamt und 1272 zusätzlich das Amt des Landrichters. Entsprechend der Österreichischen Reimchronik von Geul Glauben soll Ulrich in den folgenden Jahren zusammen mit anderen Persönlichkeiten von Ottokar II. wegen Hochverrates angeklagt und gefangengenommen worden sein. Urkundliche Beweise dafür fehlen allerdings. Nach 26-wöchiger Gefangenschaft soll er wieder freigekommen sein, und die Beziehung zu Ottokar soll sich wieder stabilisiert haben. Als Strafe sollen seine Burgen Murau und Liechtenstein geschleift worden sein, wofür allerdings ebenfalls die urkundlichen Beweise fehlen. Das Todesdatum lässt sich aufgrund der vergleichenden Methode auf den 26. Jänner 1275 festlegen.¹

Größere Bekanntheit erlangte er für die Nachwelt durch seinen „Ich-Roman“ mit dem Titel „Frauendienst“, in dem er das dichterische Konzept des Minnesangs episiert und erstmals historisch bestimmbare Personen als Handlungsträger auftreten. Dennoch darf man daraus keine biografischen Aspekte über das Leben Ulrich von Liechtensteins ableiten. Aus den Jahren 1227 bis 1274 sind 95

¹ Vgl. Sandra Linden – Christopher Young (Hg.), Ulrich von Liechtenstein. Leben – Zeit – Werk – Forschung. Berlin 2010, S. 45–98, hier S. 49–52.

Urkunden erhalten, in denen sein Name erwähnt wird; acht dieser Urkunden hat er selbst ausgestellt.²

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Sandra Linden, Biographisches und Historisches. Eine Spurensuche zu Ulrich von Liechtenstein, in: Sandra Linden – Christopher Young (Hg.), Ulrich von Liechtenstein. Leben – Zeit – Werk – Forschung. Berlin 2010, S. 45–98.

Franz Viktor Spechtler, Ulrich von Liechtenstein, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 14. Berlin 1985, S. 522f. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd118625306.html#ndbcontent>

² Vgl. Franz Viktor Spechtler, Ulrich von Liechtenstein, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 14. Berlin 1985, S. 522f. Online verfügbar unter: <https://www.deutschebiographie.de/gnd118625306.html#ndbcontent>

Ungergasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Franz Joseph Andreas Nicolaus Unger 1800–1870

Botaniker. Der bei Leutschach geborene, 1827 nach Studien in Graz, Wien und Prag promovierte Mediziner war zunächst praktischer Arzt. 1835 folgte er dem Ruf als Professor für Botanik ans Grazer Joanneum und 1849–1866 an die Universität Wien. Unger forschte ab 1852 auch in Nordeuropa sowie im Orient und prägte die Paläobotanik und die Pflanzenphysiologie maßgeblich.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Unger war ein österreichischer Botaniker. Er wurde am 30. November 1800 auf Gut Amthof in der Südsteiermark geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Graz und dem Konvikt des Stiftes Admont begann er an der Universität Graz Rechtswissenschaften zu studieren. 1821 übersiedelte Unger nach Wien und begann an der dortigen Universität Medizin zu studieren, bevor er 1822 nach Prag wechselte. 1823 unternahm er eine Reise nach Deutschland, von der er im Spätherbst desselben Jahres nach Wien zurückkehrte. Spätestens auf dieser Reise dürfte er auch mit der burschenschaftlich-nationalen Bewegung in Kontakt gekommen sein, da er dabei einige Protagonisten traf. Nach seiner Rückkehr wurde er wegen seiner Zugehörigkeit zu einer Burschenschaft verhaftet, jedoch kam er nach sieben Monaten aus der Haft frei und konnte sein Studium fortsetzen. Noch als Student wurde er Mitglied der „grossherzoglichen Weimar’schen Societät für Mineralogie“.

1827 schloss Unger sein Medizinstudium ab, 1828 eröffnete er in Stockerau eine Praxis, ehe er 1830 als Landgerichtsarzt nach Kitzbühel berufen wurde. 1835 bestellte man ihn als Professor der Botanik ans Joanneum in Graz, wo er auch zugleich Direktor des botanischen Gartens wurde. Hier veröffentlichte er eine seiner wichtigsten Schriften vom Einfluss des Bodens auf die Verteilung der Gewächse. 1843 veröffentlichte er gemeinsam mit Stephan Endlicher die „Grundzüge der Botanik“. Nach Endlichers Tod (1849) wurde Unger als Professor für Pflanzenanatomie und Pflanzenphysiologie an die Universität Wien berufen.

Die Jahre zwischen 1858 und 1867 waren durch starke Reisetätigkeiten, u. a. nach Ägypten, Syrien, auf die ionischen Inseln und nach Dalmatien, gekennzeichnet.¹ Als Professoren und Studenten in Wien 1848 eine Petition um Gewährung der Lehr- und Lernfreiheit unterschrieben, schlossen sich die Grazer Kollegen, darunter Unger, an. Zuerst als Liberaler und Befürworter der Revolution, setzte sich Unger in der Phase der Radikalisierung davon ab. „Ungers politische Haltung tendierte zwar zum Liberalismus, der allerdings viele Facetten in sich trug, die sich in den Jahren ebenfalls wandelten. Kaisertreue, Antiklerikalismus und eine kritische Haltung bezüglich jeglicher Freiheitsbeschränkung bildeten für Unger weiterhin die Grundpfeiler seiner politischen Überzeugung. [...] Was aus seinem burschenschaftlichen Aufbruch die nächsten Jahrzehnte überdauerte, war das Verständnis eines allmählichen Entwicklungsganges der Gesellschaft und des deutschen ‚Nationalcharakters‘ [...]“²

1866 suchte er um die Enthebung aus dem Lehramt an, welche ihm 1868 gewährt wurde. In der Zwischenzeit folgten weitere Reisen auf dalmatische Inseln, die Anfänge der touristischen Erschließung Hvars sollen auf ihn zurückgehen.³ Anschließend zog er sich auf ein Landgut bei Graz zurück, wo er weiterhin wissenschaftlich tätig blieb. An der philosophischen Fakultät der Universität Graz richtete er einen Fonds ein, aus dem herausragende wissenschaftliche Arbeiten prämiert werden sollten.⁴ Franz Unger starb am 13. Februar 1870 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Marianne Klemun, Franz Unger (1800–1870): multiperspektivische wissenschaftshistorische Annäherung, in: Marianne Klemun (Hg.), Einheit und Vielfalt. Franz Ungers (1800–1870) Konzepte der Naturforschung im internationalen Kontext. Göttingen 2016, S. 15–92.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Wiltraud Resch, Denkmäler und Schicksale. Der St. Peter Stadtfriedhof in Graz. Graz 2002.

Alexander Reyer, Leben und Wirken des Naturforschers Dr. Franz Unger. Graz 1871.

Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

¹ Vgl. Gerhard Kurzmann – Wiltraud Resch, Denkmäler und Schicksale. Der St. Peter Stadtfriedhof in Graz. Graz 2002, hier S. 169f.

² Marianne Klemun, Franz Unger (1800–1870): multiperspektivische wissenschaftshistorische Annäherung, in: Marianne Klemun (Hg.), Einheit und Vielfalt. Franz Ungers (1800–1870) Konzepte der Naturforschung im internationalen Kontext. Göttingen 2016, S. 15–92, hier S. 24–26.

³ Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁴ Vgl. Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967, hier S. 109

Konstantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich: enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben. Bd. 50. Wien 1884.

Varenaweg

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Josef Ritter von Varena 1768–1843

Verwaltungsbeamter, Jurist. Varena wuchs in Marburg an der Drau/Maribor auf und zog nach seiner Promotion in Pest 1790 als Advokat und Notar nach Graz. 1804–1839 reorganisierte er als Hofkammerprokurator die steirischen Finanzen. Varena war ein Förderer des Grazer Musiklebens und hatte zahlreiche Ehrenämter inne, etwa jenes des Studiendirektors für Jurisprudenz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef von Varena entstammte einem alten italienischen Adelsgeschlecht und war als Jurist und Verwaltungsbeamter in Graz tätig. Er wurde am 15. Oktober 1768 geboren und wuchs in Marburg auf. In Pest studierte er Jura, nach der Promotion kam er 1790 nach Graz, um hier als Advokat zu arbeiten. 1802 legte er „den Eid als öffentlicher Notar ab [...]“. Sein Wahlspruch war laut seinem Notarzeichen „Cuique suum“ – Jedem das Seine.¹

1804 erhielt Varena die provisorische Leitung der Hofkammerprokurator, in der es einige Missstände gab, die er in seiner Amtszeit bereinigen konnte. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege und der französischen Invasion übernahm Varena 1805 kurzzeitig den Posten eines referierenden Mitgliedes in der neu eingerichteten Landesadministration, Ende des Jahres wurde er schließlich auch offiziell zum Kammerprokurator ernannt. 1810 wurden Varenas Verdienste im Staatsdienst durch die Erhebung in den steirischen Adelsstand gewürdigt.

Varena unterstützte wohltätige Organisationen durch das Abhalten „musikalischer Akademien“, bei welchen auch immer wieder neue Werke von Ludwig van Beethoven zu hören waren. Zusätzlich bekleidete er auch zahlreiche Ehrenämter: So hatte er das Protektorat des Pensionsinstitutes für herrschaftliche Oberbeamte in Steiermark und Kärnten (1817) inne, war Mitglied der k. k. Grundsteuerregulierungs-Provinzialkommission (1819), der Provinzialkommission zur Regulierung der Konsumtionssteuer (1825) und Direktor des juridisch-politischen Studiums am Grazer Lyzeum

¹ Vgl. Julius Bunzel, Der Lebenslauf eines vormärzlichen Verwaltungsbeamten. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Innerösterreichs (= Studien zur Sozial-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte 5). Wien 1911, S. 3, 45.

(1819). Mit der Erhebung des Lyzeums zur Universität 1827 behielt Varena seinen Posten als Studiendirektor bis 1836. 1839 suchte er um Pensionierung aus dem Staatsdienst an und wurde in der Folge für seine Arbeit von den zuständigen Stellen gewürdigt. Josef von Varena verstarb am 4. November 1843 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Julius Bunzel, Der Lebenslauf eines vormärzlichen Verwaltungsbeamten. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Innerösterreichs (= Studien zur Sozial-, Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte 5). Wien 1911.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Vidmarstraße

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Vinzenz Vidmar 1870 – unbekannt

Bürgermeister von Gösting. Der Privatbeamte Vidmar kandidierte vor dem Ersten Weltkrieg in untersteirischen Wahlkreisen für die sozialdemokratische Partei und trat als Redner bei deren Veranstaltungen auf. 1919 erfolgte seine Wahl zum Bürgermeister der damals eigenständigen Gemeinde Gösting. 1928 übersiedelte Vidmar nach Frohnleiten und legte sein Amt zurück.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Vinzenz Vidmar war ein sozialdemokratischer Politiker und von 1919 bis 1928 Bürgermeister von Gösting. Er wurde am 30. März 1870 in Idria (damals Herzogtum Krain, heute Idrija, Slowenien) als Sohn des Lukas und der Maria Vidmar geboren.¹ Vidmar war verheiratet, verlor seine Frau aber früh.² Er arbeitete als Privatbeamter in Marburg an der Drau (heute Maribor, Slowenien) und kandidierte Anfang des 20. Jahrhunderts für die sozialdemokratische Partei in untersteirischen Gemeindewahlkreisen in Marburg und Pettau (heute Ptuj).³ Bei Wahlveranstaltungen trat er als Redner auf.

Nach dem Ersten Weltkrieg tauchte Vidmar in Graz auf. 1919 wurde er in Gösting, das damals noch eine eigene Gemeinde war, zum Bürgermeister gewählt. Dort war er auch Mitglied des Ortsschulrats. Mehrmals wiedergewählt, blieb er Bürgermeister bis ins Jahr 1928, als er vorübergehend nach Frohnleiten zog.⁴ Ende 1935/Anfang 1936 war Vidmar wieder in Graz gemeldet. Danach verliert sich seine Spur.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Meldezettel vom 15. Oktober 1935, Stadtarchiv Graz.

² Arbeiterwille vom 19. Mai 1904.

³ Steirische Alpenpost vom 6. August 1904.

⁴ Arbeiterwille 25. April 1929.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Viktor-Franz-Straße

Datum der Benennung

17.3.1955

Text der Zusatztafel

Viktor Franz 1870–1938

Unternehmer. Der gebürtige Deutschlandsberger baute, ausgehend von seinem 1903 gegründeten Elektrizitätswerk Gösting, ein weitverzweigtes Firmennetz auf, das etwa ein Göstinger Eiswerk, einen Installationsbetrieb und Baumschulen umfasste. Franz war zudem Landtagsabgeordneter und 1930–1935 Präsident der Steiermärkischen Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Viktor Franz war ein Unternehmer und Präsident der Handelskammer. Er wurde am 5. Juni 1870 in Deutschlandsberg geboren. Franz absolvierte das Untergymnasium und die Handelsakademie in Graz und wurde 1891 Prokurist der Zündwarenfabrik Pojatzi & Co. in Deutschlandsberg, in deren Auftrag er den Orient bereiste. Seit 1895 Mitglied der Handelskammer in Konstantinopel, trat er danach als Prokurist in die Firma seines Vaters Carl Franz ein, der 1894 die Meteor-Fahrradwerke B. Albl in der Schönaugasse erworben hatte. 1897 heiratete Viktor Franz die Deutschlandsberger Brauerei- und Realitätenbesiztertochter Pauline Friz Edle von Frizberg; der Ehe entstammten drei Kinder. 1903 errichtete er auf dem Gelände der ehemaligen Jesuitenmühle in Gösting ein Eiswerk zur Blockeiserzeugung (Eiswerk Göstinger Mauth v. Franz, 1922 eingestellt) und ein Kühllagerhaus. Im selben Jahr begann weiter nördlich (unmittelbar vor dem Abfluss des Erlenbaches) der Bau eines Elektrizitätswerks, das 1905 in Betrieb ging. Dies führte zur Ansiedlung weiterer Firmen. Das Elektrizitätswerk Gösting v. Franz (ab 1922) versorgte in der Folge weitere Industriebetriebe in Gösting, (Ober-)Andritz, Eggenberg und im Grazer Bezirk Lend. Der Raum Gösting, damals noch eine selbstständige Gemeinde, war damit früher mit Elektrizität versorgt als Graz selbst. Seinem Elektrizitätswerk schloss Franz ein bedeutendes Installationsunternehmen an. Franz war außerdem Gründer und Obmann der Westland-Baumschulen und Obstverwertung in Deutschlandsberg und Eigentümer der Buchhandlung Paul Cieslar's Erben in Graz. 1908 wurde er Vizepräsident des Hauptverbandes der Industrie (Sektion Steiermark). Von 1909 an (nach anderen Angaben ab 1912) bis 1914 (nach anderen Angaben 1913) war er Abgeordneter zum Steiermärkischen Landtag, 1909 kaiserlicher Rat als Laienrichter beim Handels- und Wechselgericht. Im Ersten Weltkrieg leistete er von 1914 bis Kriegsende als Hauptmann der Reserve Frontdienst.

Als nach dem Krieg die Kammer in drei Sektionen geteilt wurde, gehörte Franz in der Industriesektion zahlreichen Ausschüssen an. Seit 1930 Präsident der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie in Graz und seit 1934 Zensor der Oesterreichischen Nationalbank, zählte er im Ständestaat zu Österreichs Elite. 1935 schied er jedoch als letzter gewählter Präsident der Kammer (bis 1951) aus. Franz, dem der Titel Kommerzialrat verliehen wurde, war weiters Mitglied des Industrierates in Wien, Obmannstellvertreter der Sektion Steiermark des Bundes Österreichischer Industrieller, Gründer und langjähriger Obmann des Landesverbandes der Elektrizitätswerke Steiermarks, Verwaltungsrat der Wechselseitigen Brandschaden-Versicherungs-Anstalt, Vorstandsmitglied des Älteren Mühlenkonsortiums sowie Gründer und Ehrenmitglied des Vereins Heimgarten. Franz, ein Onkel des Dirigenten Karl Böhm, starb am 4. September 1938 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Stefan Karner, Im Strom der Zeit. 100 Jahre Energie der Steiermark. Graz 2021, S. 18, 43, 226f.
Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003, S. 131.

Viktor-Geramb-Weg

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Viktor (Ritter von) Geramb 1884–1958

Volkskundler. Der gebürtige Deutschlandsberger begegnete während seines Grazer Germanistik- und Geschichtstudiums der Disziplin der Volkskunde. 1906 promoviert, etablierte er diese in der Steiermark und gründete 1913 am Joanneum das spätere Volkskundemuseum. 1924 habilitiert, erhielt Geramb 1931 an der Universität Graz Österreichs erste Volkskunde Professur.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Viktor von Geramb wurde am 24. März 1884 in Deutschlandsberg geboren. Sein gleichnamiger Vater (1855–1932) war Jurist im Verwaltungsdienst bzw. Bezirkshauptmann, seine Mutter Marie, geb. Knapp (1860–1901), war die Tochter von Dr. Bartholomäus Knapp, der als Arzt u. a. „Untersuchungen über Cretinismus in einigen Theilen Steiermarks“ (1878) veröffentlichte. Geramb verbrachte seine Kindheit in Deutschlandsberg und Judenburg. 1889 kam es in Feldbach zu einer Selbstverletzung mit einer Schere, was den Verlust des rechten Auges zur Folge hatte. 1902 kam er nach Graz, besuchte dort 1890 bis 1894 die Übungsschule an der k. k. Lehrerbildungsanstalt, 1894 bis 1898 das Untergymnasium (k. k. II. Staatsgymnasium, später Lichtenfels-Gymnasium) in Graz, legte die Matura im Juli 1902 aber dann am k. k. Staatsgymnasium in Villach ab. Ab dem Wintersemester 1902 nahm er das Studium der Germanistik in Graz auf und war Hörer bei u. a. Anton Emanuel Schönbach (1848–1911), Bernhard Seuffert (1853–1938) und Rudolf Meringer (1859–1931), wechselte dann aufgrund von Unverträglichkeiten mit dem Dozenten Schönbach ab dem dritten Semester zu Geschichte und Geografie. Er promovierte mit einer Dissertation über „Die Grenze zwischen Österreich und Ungarn in ihrer historischen Entwicklung, I. Theil“ und legte dann die Lehramtsprüfung ab.

¹ Aufgrund des umfangreichen Quellenmaterials ist diese Darstellung fast ausschließlich auf die biografischen Eckdaten reduziert. Als Quelle wird insbesondere verwendet: Michael J. Greger – Johann Verhovsek, Viktor Geramb. 1884–1958. Leben und Werk. Wien 2007. Online verfügbar unter: <https://volkskundemuseum.at/jart/prj3/volkskundemuseum/data/publikation/1533520003043/1533520003043.pdf>

Durch Anton Mell (1865–1940), den Leiter des Landesarchivs, wurde er ab Juni 1907 als wissenschaftliche Hilfskraft bei der Historischen Landeskommission aufgenommen, in der Folge war er Mitarbeiter bei der „Tagespost“ und in der „Zeitschrift des Historischen Vereines“. Am Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien legte er eine Archivprüfung ab, war Hausarchivar bei Johann Graf Meran (1867–1947), dem Enkel Erzherzog Johanns, und seit 1909 Sekretär des Kuratoriums am Joanneum. 1913 gelang ihm die Installierung einer volkskundlichen Abteilung des Joanneums im Haus Paulustorgasse 13 – ursprünglich einem Kloster der Kapuziner, nach Josef II. „Irrenanstalt“ und dann bis 1912 Isoliertrakt der Infektionsabteilung des LKH. 1913 und 1914 belegte Geramb Museumskurse beim bayrischen Generalkonservator Georg Hager (1863–1941) in München, einem führenden Museologen. Aufgrund seiner Sehbehinderung kriegsuntauglich, war Geramb beim Roten Kreuz tätig. 1914 bis 1919 fungierte er als Herausgeber der Kriegsflugblätter „Heimatgrüße“, in denen u. a. Schriftsteller für die Soldaten an der Front schrieben. 1920 wurde er zum Vorstand des Volkskundemuseums.

Nach Kriegsende leistete er Volksbildungsarbeit, hielt Vorträge über Deutsche Volkskunde in den Lehrerbildungsanstalten und insbesondere im „Volksbildungshaus“ St. Martin beim Priester und Erwachsenenbildner Josef Steinberger (1874-1961), daneben engagierte er sich im 1909 gegründeten „Verein für Heimatschutz“. Die deutschnationale Schlagseite der Volkstumsarbeit lässt sich auch an Gerambs Aktivitäten im „Deutschen Schulverein Südmark“ erkennen, der sich 1925 aus den beiden Schutzvereinen gebildet hatte. Geramb war Mitglied der „Südmark-Runde“, in der sich insbesondere auch Schriftsteller wie Hans Kloepfer (1867–1944), Franz Nabl (1883–1974) oder der spätere NS-Kulturpolitiker Josef Papesch (1893–1968), hin und wieder auch Max Mell (1882–1971) und Paula Grogger (1892–1984) in der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre regelmäßig trafen.² Auch an seinen Vorträgen in Deutschland für den „Verein für das Deutschtum im Ausland“ lässt sich Gerambs großdeutsche Gesinnung ablesen.

1924 hatte er sich mit „Die Kulturgeschichte der Rauchstuben“ für Volkskunde habilitiert und war ab 1931 a.o. Prof. für Volkskunde ohne Besoldung. Seit 1934 kam es zu einer starken Förderung des Volkskundemuseums durch Landeshauptmann Karl Maria Stepan (1894–1972), einem engen Freund Gerambs und Exponenten des katholisch-austrofaschistischen, aber nicht nationalsozialistischen Lagers. In einem Brief an den nationalsozialistisch dominierten Vorstand des Altherrenverbandes des „Historischen Vereines“ (14. November 1937) schreibt er u. a.: „Ich bin mit dem Nationalsozialismus zu 59–60, aber nicht zu 100% einverstanden.“³ 1936 war Gerambs Lehrauftrag an der Universität ausgeweitet worden. Nach dem – von ihm begrüßten – „Anschluss“ 1938 ging er aufgrund des

² Zum sonstigen Freundeskreis Gerambs vgl. Hanns Koren, Viktor von Geramb. Ein Lebensbild. Graz 1974, S. 18. Online verfügbar unter: https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_SB05_Hanns-KOREN-Viktor-von-Geramb.-Ein-Lebensbild.pdf

³ Greger – Verhovsek, Geramb, S. 52.

„Fehlens der weltanschaulichen Klarheit“⁴ seiner universitären Lehre Ende 1939 endgültig verlustig, während er im Volkskundemuseum seine Stellung mit eingeschränkten Entscheidungskompetenzen behielt. 1945 erhielt er seine akademische Lehrbefugnis zurück und wurde 1949 zum ordentlichen Professor berufen, die Museumsleitung übergab er an seinen Assistenten Hanns Koren (1906–1985), der ihm 1955 auch als Ordinarius nachfolgte. Viktor Geramb litt im Lauf seines Lebens unter mehreren langwierigen Erkrankungen⁵ und starb am 8. Jänner 1958 an den Folgen einer Lungenentzündung. Er war seit 1909 mit Frieda Suppan (1885–1962) verheiratet und hatte eine Tochter (Friederike, 1910–2006).

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Helmut Eberhart, Viktor Geramb und seine Bedeutung für die österreichische Volkskunde, in: Othmar Pickl (Hg.), 800 Jahre Steiermark und Österreich 1192–1992. Graz 1992, S. 681–702.

Michael J. Greger – Johann Verhovsek, Viktor Geramb. 1884–1958. Leben und Werk. Wien 2007.

Online verfügbar unter:

<https://volkskundemuseum.at/jart/prj3/volkskundemuseum/data/publikation/1533520003043/1533520003043.pdf>

Hanns Koren, Viktor von Geramb. Ein Lebensbild. Graz 1974. Online verfügbar unter:

https://www.historischerverein-stmk.at/wp-content/uploads/Z_SB05_Hanns-KOREN-Viktor-von-Geramb.-Ein-Lebensbild.pdf

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

⁴ Vgl. Greger – Verhovsek, Geramb, S. 56.

⁵ „Acne rosacea“, „Anaemia perniciosa“, Atemnot. Vgl. Koren, Geramb, S. 18f.

Viktor-Kaplan-Gasse

Datum der Benennung

1948

Text der Zusatztafel

Viktor Kaplan 1876–1934

Ingenieur, Erfinder. Der gebürtige Mürzzuschlager wirkte nach seinem Maschinenbaustudium in Wien 1903–1931 an der Technischen Hochschule in Brünn/Brno, ab 1913 als Professor für Theorie und Bau von Wasserturbinen. Er entwickelte eine bahnbrechende Turbinenkonstruktion, die 1919 erstmals in Betrieb ging und als Kaplan-Turbine weltweite Verbreitung fand.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Viktor Kaplan war ein Ingenieur und Erfinder der Kaplan-Turbine. Er wurde am 27. November 1876 in Mürzzuschlag geboren. Nach der Reifeprüfung an einer Wiener Realschule studierte Kaplan 1895–1900 an der Technischen Hochschule Wien Maschinenbau bei Leopold von Hauffe (1840–1912) und Johann von Radinger (1842–1901) und schloss sein Studium mit dem Ingenieurdiplom ab. Anschließend leistete er als Einjährig-Freiwilliger seinen Militärdienst bei der k. u. k. Kriegsmarine in Pola (heute Pula in Kroatien). 1901 trat Kaplan in den Dienst der Leobersdorfer Maschinenfabrik, die zur Budapester Firma Ganz & Co. gehörte und hauptsächlich Dieselmotoren erzeugte. Kaplan beschäftigte sich mit der Wärmebilanz der damals bestehenden Explosionsmotoren, worüber er in einem öffentlichen Vortrag berichtete. Dieser ohne Absprache mit seinem Chef gehaltene Vortrag führte zu seiner Kündigung, die jedoch zurückgezogen wurde. Kaplan verließ trotzdem die Firma und nahm 1903 eine Stelle als Konstrukteur an der Deutschen Technischen Hochschule Brünn (heute Brno in Tschechien) an, wo er seinen Dienst an der Lehrkanzel für Maschinenlehre und Maschinenbau bei Alfred Musil (1846–1924), dem Vater des Schriftstellers Robert Musil (1880–1942), antrat. In Brünn verbrachte Kaplan rund drei Jahrzehnte. Nach seiner Promotion zum Doktor der Technik (1908) an der Technischen Hochschule Wien wurde er 1909 in Brünn Privatdozent, 1913 ao. Professor und Leiter des Instituts für Theorie und Bau von Wasserturbinen, 1918 erhielt er eine ordentliche Professur.

Die Aufnahme der Lehrtätigkeit an der Brünner Hochschule sowie der dringende Bedarf der Elektrizitätswirtschaft an schnelllaufenden Wasserturbinen und an Wasserturbinen, die die Ausnutzung mittlerer und kleinerer Gefälle ermöglichen, führten dazu, dass er seine Arbeit an der

Schaffung eines verbesserten Explosionsmotors aufgab, um sich ganz dem Lehrberuf und der Entwicklung von an die Erfordernisse der Zeit angepassten Wasserturbinen zu widmen. Er gelangte zur Überzeugung, dass mit einer bloßen Abänderung der Francis-Turbine sein Ziel nicht erreichbar sei. So konstruierte er 1912 eine neue Turbine, wobei ihm das 1910 errichtete Wasserturbinenlaboratorium der Brünner Hochschule gute Dienste leistete. 1917 wurde die erste Kaplan-Turbine (Gefällshöhe: 2,33 m; Wassermenge: 1000 Liter/Sekunde; Drehzahl: 420/Minute; Leistung: 25 PS) – eine Wasserturbine mit einstellbaren Laufschaufeln, die für Flüsse mit großen Wassermengen und geringen bis mittleren Gefällen bestimmt ist – von der Brünner Stahlhütte Ignaz Storek gebaut und 1919 in Velm bei Gramatneusiedl (Niederösterreich) in der Börtel- und Strickgarnfabrik M. Hofbauers Witwe in Betrieb genommen, wo sie bis 1955 genutzt wurde.

Nach weiteren Verbesserungen gelang 1922 der Bau einer Turbine, die sich für Schweden mit seinen stark schwankenden Wasserständen als die geeignete Wasserkraftmaschine erwies. Bis dahin war die Kaplan-Turbine noch nie als Großturbine gebaut worden. Nun jedoch wurde sie für die Errichtung des staatlichen Kraftwerks Lilla Edet verwendet, wobei Kaplan-Turbinen mit einer Leistung von 11.000 PS – damals die größten Turbinen der Welt – zum Einsatz kamen und von dort aus ihren Siegeszug antraten. Dank der möglichen Ausnützung niedriger Gefälle, der Erreichung hoher Drehzahlen und eines ausgezeichneten Wirkungsgrades über einen großen Belastungsbereich erreichte die Kaplan-Turbine eine einzigartige Stellung. Sie gehört zu den wichtigsten Fortschritten auf dem Gebiet der Wasserkraftmaschinen. Auch heute noch sind Tausende von Kaplan-Turbinen in Verwendung. Ihr Anteil an der weltweiten Wasserkrafterzeugung wird auf rund 10 Prozent geschätzt.

Kaplan, der bereits 1922 schwer erkrankt war, trat 1932 in den zeitlichen und 1934, im Jahr seines Todes, in den dauernden Ruhestand. Er erhielt zahlreiche Ehrungen, darunter 1926 das Ehrendoktorat der Technischen Hochschule Prag. 1930 wurde ihm die Goldene Ehrenmünze des Österreichischen Ingenieurs- und Architektenverbandes verliehen. Eine Büste Kaplans ist in der Steirischen Ehrengalerie („Skulpturengarten“) im zweiten Burghof der Grazer Burg aufgestellt. Kaplan starb am 23. August 1934 in Unterach am Attersee (Oberösterreich).

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Viktor Kaplan, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/kaplan_viktor.html

Viktor-Zack-Weg

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Viktor Zack 1854–1939

Pädagoge. Zack unterrichtete nach seiner Ausbildung zum Volksschullehrer zunächst in seinem Geburtsort Vordernberg, 1882–1915 an der Grazer Franz-Joseph-Schule. 1889–1891 absolvierte er ein Studium am Leipziger Konservatorium, woraufhin er 1894–1899 als Chormeister des Grazer Singvereins wirkte. Bekanntheit erlangte Zack als Sammler von steirischen Volksliedern.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Viktor Zack war Pädagoge und machte sich v. a. um die Sammlung steirischer Volkslieder verdient. Er wurde am 14. April 1854 in Vordernberg geboren, wo bereits im Volksschulalter seine musikalische Begabung erkannt wurde. Nach dem Besuch des 1. Staatsgymnasiums in Graz trat er 1871 in die Grazer Lehrer-Bildungs-Anstalt ein. Zwei Jahre später legte er die Lehrbefähigungsprüfung in Klagenfurt ab. Die folgenden acht Jahre arbeitete er als Unterlehrer in Vordernberg. Dort gründete er den Turnverein der Ortsfeuerwehr und veranstaltete das erste obersteirische Schauturnen. In diese Zeit fällt auch der Beginn seiner Aufzeichnungen steirischer Volkslieder.

1882 wurde Zack durch Vermittlung von Dr. Josef Caspaar an die Franz-Joseph-Schule nach Graz berufen. Hier schloss er sich der Genieschule von Wilhelm Mayer-Remy an und besuchte auch an der Universität Vorlesungen zur Musikwissenschaft, gehalten von Friedrich Hausegger. 1885 publizierte Zack den ersten Teil seiner Volksliederausgabe. 1888/89 bzw. 1891 bis 1905 war er Chormeister des Akademischen Gesangvereins Gothia, 1902 wurde er „Alter Herr hc“ der Gothia und 1905 deren Ehrenmitglied. In der Zeit von 1889 bis 1891 ließ er sich beurlauben, um am Leipziger Konservatorium seine musikalische Ausbildung zu vertiefen. 1892 beteiligte sich der Gesangsverein Gothia unter Zacks Leitung am „Ersten Deutschen akademischen Sängerfest in Salzburg“. 1894 bis 1899 war er auch Chormeister des Grazer Singvereines.

1915 wurde Zack vom Lehrerdienst pensioniert, im folgenden Jahr erhielt er die Ernennung zum Professor. Zwischenzeitlich sogar als Schulleiter tätig, fallen in seine Zeit zahlreiche Bemühungen, den Lehrbetrieb innerhalb der Schule zu verbessern sowie eine Reform des Gesangsunterrichtes

durchzuführen. Bekanntheit erlangte Zack zusätzlich durch seine Tätigkeit als Volksliedsammler. Im Zuge dieser Tätigkeit unternahm er zahlreiche Reisen in unterschiedlichste steirische Gebiete und sammelte dabei viele Volkslieder. Diese veröffentlichte er in verschiedensten Publikationen, wie zum Beispiel in den „Steirischen Soldatenliedern“ (1915), in den „Alten Krippen- und Hirtenliedern“ (Bd. 1 1918) oder „Der Volksgesang in Steiermark“ (1925). Durch seine Volksliedforschungen war er mit Viktor von Geramb befreundet, auch mit Josef Pommer, Josef Rosegger und Wilhelm Kienzl stand er in regem Austausch. Viktor Zack starb am 26. Jänner 1939 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Christian Fastl, Zack, Viktor, in: Österreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter:

http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_Z/Zack_Viktor.xml

Viktor von Geramb, Professor Viktor Zack zum Gedächtnis, in: Josef Papesch (Hg.), Das Joanneum. Beiträge zur Naturkunde, Geschichte, Kunst und Wirtschaft des Ostalpenraumes. Bd. 3: Musik im Ostalpenraum. Graz 1940, S. 169–179.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Ottfried Hafner, Tot in Graz. Lebendige österreichische Geschichte auf dem St. Leonhard-Friedhof. Graz – Wien – Köln 1990.

Lisbeth Persche, „Tafelklassler, Volksliedfahrten und göttliche Musen“. Viktor Zack (1854–1939). Leben und Werk. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2004.

Reinhold Reimann (Hg.), Gaudeamus igitur! 150 Jahre Akademische Sängerschaft Gothia zu Graz. Graz 2013.

Villefortgasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Constantin Georg Ritter von Villefort 1792–1866

Bürgermeister von Graz. Der im Kärntner Flattnitz geborene Jurist und Beamte stand 1830–1836 der Stadt Graz vor. In seine Amtszeit fielen die Gründung des Taubstummeninstituts und am Ort der heutigen Keplerbrücke der Bau einer Kettenbrücke. Danach wurde er an das Appellationsgericht nach Klagenfurt sowie 1850 als Senatspräsident an das Landesgericht Graz berufen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Constantin (Ritter von) Villefort war ein hoher österreichischer Staatsbeamter und Grazer Bürgermeister. Er wurde am 11. Dezember 1792 als Sohn des Zolleinnehmers Johann von Villefort und seiner Frau Juliana in Glödnitz (Kärnten) geboren. Über seine Jugend und Ausbildung ist nichts bekannt. Vermutlich studierte er Rechtswissenschaften. 1806 heiratete er die Tochter des damaligen Grazer Bürgermeisters Franz de Paula von Diernböck, Wilhelmine, und hatte in der Folge mit ihr zwei Söhne, Franz und Constantin. 1833 wurde er Ehrenmitglied der Gartenbaugesellschaft in Frauendorf in Bayern.¹

Vom 15. Jänner 1830 bis 10. Oktober 1836 war er Grazer Bürgermeister. Während seiner Amtszeit wurden unter anderem das Grazer Taubstummeninstitut gegründet und die obere Kettenbrücke (heute befindet sich an dieser Stelle die Keplerbrücke) errichtet. Im Zuge seiner Verabschiedung als Bürgermeister wurde Villefort zum Ehrenmitglied und Obersten des Grazer Bürgerkorps ernannt. Im selben Jahr wurde er zum k. k. innerösterreichisch-küstenländischen Appellationsrat am Appellations- und Criminalobergericht in Klagenfurt befördert. In der Folge stieg er zum Hofrat auf.

1850 kehrte Villefort nach Graz zurück, nachdem er zum Senatspräsidenten des hiesigen Landesgerichtes ernannt worden war. 1854 starb seine Frau. Im Jahr 1859 trat Villefort in den Ruhestand und erhielt gleichzeitig das Ritterkreuz des kaiserlichen Leopold-Ordens verliehen.² Kurz

¹ Mährisch Ständische Brünner Zeitung vom 12. Mai 1833.

² Fremden-Blatt vom 8. April 1859.

vor seinem Tod heiratete Villefort in zweiter Ehe Rosa Deanino.³ Am 24. November 1866 starb Constantine von Villefort in Graz. Er wurde auf dem St. Peter Stadtfriedhof bestattet.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

W. Dornik, Villefort, Constantin-Georg, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. 2., überarb. Aufl. Online verfügbar unter:

https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_V/Villefort_Constantin-Georg_1792_1866.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

³ W. Dornik, Villefort, Constantin-Georg, in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. 2., überarb. Aufl. Online verfügbar unter: https://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_V/Villefort_Constantin-Georg_1792_1866.xml

⁴ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Vinzenz-Muchitsch-Straße

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Vinzenz Muchitsch 1873–1942

Bürgermeister von Graz. Der bei Marburg an der Drau/Maribor geborene, gelernte Bäcker war ab 1904 als Sozialdemokrat Abgeordneter im Grazer Gemeinderat und ab 1907 im Reichsrat. 1919–1934 stand er der Stadt Graz vor, ehe er im autoritären Ständestaat 1934 abgesetzt wurde. Er förderte den Wohnbau sowie die Sozialfürsorge und setzte die Schwemmkanalisation um.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Vinzenz Muchitsch war Sozialdemokrat und langjähriger Bürgermeister von Graz. Er wurde als Sohn eines Schneidergehilfen am 25. Februar 1873 in den Windischen Büheln in St. Leonhard bei Marburg geboren. Mit elf Jahren übersiedelte er nach Graz, wo er nach dem Abschluss der Volksschule bei Fridolin Spreng eine Bäckerlehre antrat. Schon als Gehilfe begann er gegen die vorherrschenden Zustände im Bäckergewerbe zu kämpfen, was ihm als Gehilfenobmann der Grazer Bäcker eine siebenmonatige Gefängnisstrafe und die darauffolgende Assentierung wegen Gewerkschaftstätigkeit einbrachte.¹

1903 wurde er zum Administrator des steirischen sozialdemokratischen Parteiblattes „Der Arbeiterwille“ ernannt. Im Jahr darauf konnte er erstmals einen Sitz im Grazer Gemeinderat für sich beanspruchen. Bei den Parlamentswahlen im Jahr 1907 wurde er in den Reichsrat gewählt, weshalb er seine vorherige Stellung im Gemeinderat aufgab. 1908 brachte er einen Entwurf für ein „Bäckereiarbeiter-Schutzgesetz“ ein. 1919 brachte er einen Bericht für eine Gesetzesvorlage im Parlament ein, der die Abschaffung der Nachtarbeit der Bäcker zum Ziel hatte. Ebenso geht eine weitgehende Reform der Krankenkassen auf ihn zurück.²

Als am 14. Juni 1919 die Sozialdemokraten die Mehrheit in Graz erringen konnten, wurde er zum Bürgermeister gewählt, was ihn zur Zurücklegung seines Reichsratmandates veranlasste. In der

¹ Vgl. Heinrich Gröger, 100 Jahre Grazer Bürgermeister. Zum 100. Jahrestag der Grazer Gemeindeordnung. Graz 1968, S. 49.

² Vgl. Alfred Magaziner, Die Wegbereiter. Aus der Geschichte der Arbeiterbewegung. Wien 1975, S. 190f.

Umbruchsphase von 1918/19 war er zwischenzeitlich zum Mitglied der provisorischen und der konstituierenden Nationalversammlung geworden. Von 1905 bis 1928 war er Obmann der Allgemeinen Arbeiter-, Kranken- und Unterstützungskassa, zusätzlich ab 1898 Sekretär der Gewerkschaftskommission. 1933 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt Graz ernannt. Seine Amtszeit als Bürgermeister dauerte bis zum 12. Februar 1934, ehe er von den Vertretern der autoritären Regierung abgesetzt wurde.

In Muchitschs Amtszeit wurden viele große Wohnbauvorhaben sowie die Schwemmkanalisation verwirklicht. Er modernisierte die Stadtverwaltung, förderte den Ankauf von Grundstücken für öffentliche Zwecke, die Neupflasterung der Straßen sowie die Elektrifizierung der Straßenbeleuchtung. Sein Bestreben war es auch, die Umlandgemeinden mit Graz zu vereinen. Von seinen Projekten, die er aufgrund einer Dollaranleihe aus dem Jahr 1925 verwirklichen konnte, seien erwähnt: das Augartenbad, die Fröbelschule und ein Obdachlosenasyll.

Die Lebensjahre nach seiner Absetzung waren von Krankheiten gezeichnet, ehe er am 7. September 1942 in Graz starb. Der nationalsozialistische Oberbürgermeister Dr. Kaspar hielt seinem politischen Gegner einen ehrenvollen Nachruf.³

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heinrich Gröger, 100 Jahre Grazer Bürgermeister. Zum 100. Jahrestag der Grazer Gemeindeordnung. Graz 1968.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Alfred Magaziner, Die Wegbereiter. Aus der Geschichte der Arbeiterbewegung. Wien 1975.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

³ Vgl. Gröger, 100 Jahre, S. 50.

Vinzenz-Sabatky-Weg

Datum der Benennung

17.10.1969

Text der Zusatztafel

Vinzenz Sabatky 1895–1961

Politiker. Der gebürtige Grazer fungierte 1927–1934 als sozialdemokratischer Gemeinderat der damals noch eigenständigen Gemeinde Straßgang. Seine lokalpolitische Tätigkeit setzte Sabatky, später zudem Mitglied des Zentralbetriebsrates der Alpine-Montan-Gesellschaft und Arbeiterbetriebsrat der Firma Greinitz, 1948–1961 als Bezirksvorsteher von Straßgang fort.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Vinzenz Sabatky war ein sozialdemokratischer Gemeindepolitiker und Arbeitervertreter in Graz-Straßgang. Er wurde am 31. März 1895 als lediges Kind der Magd Johanna Sabatky in Graz geboren.¹ Sabatky wurde Magazinarbeiter und heiratete am 15. Februar 1925 in Straßgang die um zwei Jahre jüngere Bauerntochter Maria Gschier. Von 1927 bis zum Verbot der SDAP im Jahr 1934 war Sabatky sozialdemokratischer Gemeinderat in der damals noch selbstständigen Gemeinde Straßgang. Nach dem Krieg war er von 1948 bis 1961 Bezirksvorsteher in der mittlerweile als XVI. Stadtbezirk zu Graz gehörenden Gemeinde.² Weiters war er Mitglied des Zentralbetriebsrates der Österreichischen Alpine Montan-Gesellschaft, Arbeiterbetriebsrat der Firma Greinitz. Auch war er Mitglied und Funktionär der Freiwilligen Feuerwehr Straßgang.³ Vinzenz Sabatky starb am 17. März 1961 in Graz. Seine Frau war bereits ein Jahr vor ihm verstorben.⁴

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Taufbuch Graz HI. Erlöser.

² Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

³ AB Nr. 19, 1969.

⁴ Trauungsbuch Graz Straßgang.

Virchowgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Rudolf Ludwig Carl Virchow 1821–1902

Mediziner. Vor und nach seinen Würzburger Jahren 1849–1856 war der gebürtige Pommeraner an der Berliner Charité tätig. Als Professor für Pathologische Anatomie, Begründer der Sozialhygiene und liberaler Politiker im preußischen Abgeordnetenhaus förderte er die Volksgesundheit. Mit der Zellulärpathologie wies Virchow der zukünftigen Medizin und Biologie den Weg.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Ludwig Carl Virchow war als Mediziner v. a. auf dem Gebiet der Zellulärpathologie wegweisend. Er wurde am 13. Oktober 1821 im pommerschen Schivelbein geboren. Von 1835 bis 1839 besuchte er das Gymnasium in Köslin, ehe er 1839 an der Berliner militärärztlichen Akademie das Studium der Medizin begann. Bereits 1843 erhielt er eine Assistentenstelle in der Charité in Berlin, noch bevor er im selben Jahr promovierte. 1846 machte er das Staatsexamen, 1847 folgte die Habilitation. Danach übernahm er die Prosektur seines Lehrers Robert Froriep, wodurch er sich stärker seiner experimentellen Tätigkeit widmen konnte.¹

Bereits während seiner Schulzeit erhielt er eine Prägung im nationalen Sinne. Reformatorische, antikatholische und antipäpstliche Tendenzen waren stets Teil seiner Ausbildung.² Virchow hatte sich bereits in jungen Jahren einen Namen als Mediziner und Anthropologe gemacht. So wurde er 1848 Mitglied einer Untersuchungskommission, die eine Typhusepidemie und eine Hungersnot in Oberschlesien untersuchen sollte. Virchow sah die Ursachen für Hunger und Armut in der preußischen Regierung und forderte Demokratie, Bildung, Freiheit und Wohlstand für die Bevölkerung als einzige Lösung der Probleme. Virchow war keine zentrale Figur in den politischen Auseinandersetzungen dieser Zeit, vielmehr nutzte er seine Popularität zur Organisation von Versammlungen und Verteilung von Flugblättern. Er engagierte sich neben gesellschaftlichen

¹ Vgl. Heinrich Schipperges, Rudolf Virchow. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Heinrich Schipperges. Reinbek bei Hamburg 1994, S. 11–17.

² Vgl. Christian Goschler, Rudolf Virchow: Mediziner – Anthropologe – Politiker. Wien – Köln – Weimar 2009, S. 28–30.

Reformen nach der Märzrevolution vor allem für die Reform der Universitäten. Seine Beteiligungen an den Reformbestrebungen führten zu Repressalien des Ministeriums, was ihn zur Aufgabe seiner Arbeit in Berlin zwang.³

Virchow wurde an den neugeschaffenen Lehrstuhl für Pathologische Anthropologie in Würzburg berufen. In seiner Würzburger Zeit war seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf wissenschaftliche Dinge gelenkt, die Politik blieb im Hintergrund. 1856 wurde er der Nachfolger seines früheren Lehrers Johannes Müller in Berlin. Hier nahm Virchow als Stadtverordneter, als Abgeordneter zum preußischen Landtag und zum Reichstag wieder am politischen Leben teil. 1859 wurde er in den Berliner Stadtrat gewählt, dem er bis zu seinem Tod angehören sollte. 1861 wurde er als Mitgründer der Deutschen Fortschrittspartei (DFP) ins Abgeordnetenhaus gewählt. Die DFP hatte die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung und eine konstitutionelle Monarchie zum Ziel.

Virchow war im preußischen Verfassungskonflikt einer der Wortführer der Opposition gegen Wilhelm I. Ebenso war es Virchows Bestrebung, die Säkularisierung in Preußen voranzutreiben. Dies war einer der wenigen Punkte, in denen Virchow und Bismarck übereinstimmten. Vor allem war Virchow ein Gegner der Rüstungs-, Außen- und Kolonialpolitik Bismarcks. Eine liberale Position blieb Virchows Grundmaxime.

Bereits 1855 hatte sich Virchow erstmals mit der Zellulärpathologie beschäftigt. Seine Erkenntnisse konnte er 1858 in einer Monografie veröffentlichen. Durch die Zellulärpathologie war es möglich, Krankheiten in veränderten Zellen zu verorten. Ein noch größeres Unterfangen war seine dreibändige Beschäftigung mit krankhaften Geschwülsten. Virchow trug als Begründer der Zellulärpathologie maßgeblich zur Entwicklung der Medizin von der spekulativen Naturphilosophie zu einer exakten naturwissenschaftlichen Disziplin bei. Rudolf Virchow verstarb am 9. September 1902 in Berlin.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Christian Goschler, Rudolf Virchow: Mediziner – Anthropologe – Politiker. Wien – Köln – Weimar 2009.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Elisabeth Roth, Studien zu Rudolf Virchow als Volkskundler, in: Dieter Harmening – Erich Wimmer (Hg.), Volkskultur und Heimat. Festschrift für Josef Dünninger zum 80. Geburtstag (= Quellen und Forschungen zur Europäischen Ethnologie III). Würzburg 1986, S. 92–124.

³ Vgl. Christian Schönholz, Rudolf Virchow und die Wissenschaften vom Menschen. Wissensgenerierung und Anthropologie im 19. Jahrhundert. Würzburg 2013, S. 39–47.

Heinrich Schipperges, Rudolf Virchow. Mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt von Heinrich Schipperges. Reinbek bei Hamburg 1994.

Christian Schönholz, Rudolf Virchow und die Wissenschaften vom Menschen. Wissensgenerierung und Anthropologie im 19. Jahrhundert. Würzburg 2013.

Vogelweiderstraße

Datum der Benennung

26.6.1930

Text der Zusatztafel

Walther von der Vogelweide 1170–1230

Schriftsteller. Nach Ausbildung am Wiener Hof des Babenbergers Herzog Friedrich I. zog der Minnesänger ab 1198 von Hof zu Hof und war Vertrauter der höchsten deutschen Fürsten. Als einer der zwölf alten Meister der Meistersinger und mit 500 überlieferten Strophen mittelhochdeutscher Dichtung gilt er als wichtigster deutschsprachiger Lyriker des Mittelalters.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Walther von der Vogelweide gilt als der bedeutendste Lyriker mittelhochdeutscher Sprache. Er dürfte um das Jahr 1170 geboren worden sein, sein Geburtsort ist bis heute Gegenstand wissenschaftlicher Debatte. Über sein Leben weiß man praktisch nur aus Bezugnahmen seiner Dichterkollegen sowie über autobiografische Hinweise aus seiner eigenen Dichtung. Darüber hinaus gibt es vereinzelt Dokumente, die Rückschlüsse auf seinen jeweiligen Aufenthalt zulassen, wie etwa eine Reisekostenaufstellung des Passauer Bischofs Wolfer von Erla für den 12. November 1203, die unter anderem Ausgaben für einen Pelzmantel für Walther enthält.

Er dürfte den Minnegesang am Hof des Babenbergerherzogs Friedrich in Wien erlernt haben, als sein Lehrmeister wird Reinmar der Alte vermutet. Als Herzog Friedrich auf dem Vierten Kreuzzug starb, musste Walther unter dessen Nachfolger Leopold VI. den Wiener Hof verlassen. Bis 1201 dürfte er dann am Hof Philipps von Schwaben tätig gewesen sein. Um 1212/13 war er bei dem Welfen Otto IV., danach wohl am Hof des Staufers Friedrichs II., der damals römisch-deutscher König war.

Am Nürnberger Hoftag von 1224 oder 1225 ist Walther namentlich erwähnt. Darüber hinaus dürfte er an weiteren Adelshöfen und in wechselndem Gefolge von Herrschern unterwegs gewesen sein. 1225 etwa betrauerte er die Ermordung Erzbischof Engelberts von Köln. Sichere Informationen über die Art und Dauer seiner Herrendienste existieren nicht.¹

¹ Gerhard Hahn, Einleitung, in: Horst Brunner – Gerhard Hahn – Ulrich Müller – Franz Viktor Spechtler, Walther von der Vogelweide. Epoche – Werk – Wirkung. München 1996.

Das letzte datierbare Lied Walthers stammt aus dem Herbst 1227. Die sogenannte Elegie enthält einen Aufruf, am Kreuzzug Friedrichs II. von 1228/29 teilzunehmen. Da es kein Gedicht Walthers gibt, das sich mit dem Kreuzzug selbst befasst, wird angenommen, dass er spätestens 1230 gestorben ist. Als mögliche Begräbnisorte kommen Neumünster und Würzburg in Frage.

Walthers sogenanntes Preislied („Ir sult sprechen willekomen“) wurde ab dem 19. Jahrhundert deutsch-nationalistisch interpretiert. Abgesehen davon, dass es zu seinen Lebzeiten keinen Nationalismus im heutigen Sinn gab, bezogen sich seine Huldigungen in den meisten Fällen auf Einzelpersonen, eine Ausnahme bildete lediglich der Hof in Wien.²

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Thomas Bein, Walther von der Vogelweide. Stuttgart 1997.

Gerhard Hahn, Einleitung, in: Horst Brunner – Gerhard Hahn – Ulrich Müller – Franz Viktor Spechtler, Walther von der Vogelweide. Epoche – Werk – Wirkung. München 1996.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hermann Reichert, Walther von der Vogelweide für Anfänger. 3. Aufl. Wien 2009.

² Hermann Reichert, Walther von der Vogelweide für Anfänger. 3. Aufl. Wien 2009.

Waagner-Biro-Straße

Datum der Benennung

18.12.1958

Text der Zusatztafel

Rudolf Philipp Waagner 1827–1888

Josef Biró 1858–1925

Industrielle. Sowohl der gebürtige Korneuburger Waagner als auch der in seiner Geburtsstadt Wien ausgebildete Architekt Biró führten aufstrebende, auf Eisen- und Stahlkonstruktionen spezialisierte Brückenbauanstalten. Aus deren Fusion 1905 ging das heutige Stahlbauunternehmen Waagner-Biro AG hervor.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Rudolf Philipp Waagner wurde am 16. Juli 1827 in Korneuburg geboren. 1854 eröffnete er in Wien eine kleine Eisenhandlung, aus der bereits 1861 die „Aktiengesellschaft R. Ph. Waagner, Eisengießerei und Brückenbauanstalt“ wurde. Zu dieser Zeit tat sich Waagner als Erfinder von Hohlmuttern für Stahlbrücken sowie als Hersteller von Stahlprodukten für den Brücken- und Hochbau hervor. 1880 stieg der Großindustrielle Gustav Ritter von Leon in die Firma ein, 1905 erfolgte der Zusammenschluss zur „Aktien-Gesellschaft R. Ph. Waagner – L. und J. Biró & A. Kurz“, aus der durch einige weitere Fusionierungen das heutige Unternehmen „Waagner-Biró“ hervorging. Waagner war Mitglied der internationalen Ausstellungsjury bei der Wiener Weltausstellung. Für seine Verdienste dabei wurden ihm der Titel des k. u. k. Hofschlossers sowie das goldene Verdienstkreuz verliehen. Zusätzlich war Waagner Direktor der Österreichisch-Ungarischen Bank¹, ebenso war er Mitglied des Verwaltungsrates der „k. k. priv. Eisen- und Blechfabriks-Gesellschaft „Union““². Außerdem war er Ritter des Franz-Joseph-Ordens sowie der französischen Ehrenlegion.³

Josef Biró wurde 1858 in Wien geboren und studierte zunächst an der Akademie der bildenden Künste Architektur. 1882 übernahm er gemeinsam mit seinem Bruder Ludwig die von seinem Vater 1854 gegründete Eisenkonstruktions- und Brückenbauanstalt. Diese Firma war am Bau der Wiener Stadtbahn und der Staatsbahnbrücken beteiligt, sie lieferte aber auch Kunstschmiedearbeiten. 1905

¹ Vgl. Wiener Montags-Journal vom 17. Oktober 1887, S. 4.

² Vgl. Wiener Zeitung vom 3. Juni 1877, S. 17.

³ Wiener Zeitung vom 6. Mai 1888, S. 16.

wurde die Anstalt zur Waagner-Biró fusioniert. Bereits 1900 hatte die Firma Waagner den stahlverarbeitenden Teil der Andritzer Maschinenfabrik, später Teil der ÖAMG, gekauft. Josef Biró starb am 26. Dezember 1925.⁴

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gustav Otruba, Waagner-Biro, in: R. Granichstaedten-Cerva – J. Mentschl – G. Otruba, Altösterreichische Unternehmer. 110 Lebensbilder. Wien 1969, S. 127–129.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁴ Wiener Zeitung vom 29. Dezember 1925, S. 2.

Wagner-Jauregg-Platz

Datum der Benennung

29.10.1964

Text der Zusatztafel

Julius Wagner- (Ritter von) Jauregg 1857–1940

Psychiater, Nobelpreisträger. Der in Wels geborene Neurologe wirkte in Wien, 1889–1893 auch in Graz. 1927 erhielt er für seine Forschungen zur progressiven Paralyse den Nobelpreis für Medizin. Er vertrat schon früh bedenkliches rassenhygienisches Gedankengut. Sein Antrag auf Beitritt in die NSDAP wurde abgelehnt, weil seine erste Ehefrau Jüdin gewesen war.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Wagner-Jauregg war ein österreichischer Psychiater und Nobelpreisträger (Medizin, 1927). Er wurde am 7. März 1857 als Sohn des Finanzjuristen Johann Adolf Wagner in Wels (Oberösterreich) geboren. Sein Nachname änderte sich erst 1883, als der Vater den erblichen Adelstitel Ritter von Jauregg erhielt. 1872 zog die Familie nach Wien, wo Julius Wagner am Schottenstiftgymnasium 1874 maturierte. Anschließend studierte er an der Universität Wien Medizin. Nach der Promotion 1880 arbeitete er zunächst als Assistent am Institut für allgemeine und experimentelle Pathologie. 1882 wurde er Assistent an der Niederösterreichischen Landesirrenanstalt am Brünlfeld. 1885 habilitierte er sich für das Fach Nervenkrankheiten und Psychiatrie. Seit seinem Studium war er Mitglied des Wiener Akademischen Turnvereins und des Akademischen Gesangsvereins.¹

1889 wurde er als außerordentlicher Professor und Vorstand der psychiatrischen Klinik nach Graz berufen. In seiner Grazer Zeit beschäftigte sich Wagner-Jauregg mit dem Phänomen des Kretinismus, aber auch bereits mit den Vorarbeiten für seine spätere Malaria-Therapie der progressiven Paralyse. Wagner-Jauregg vertrat den Standpunkt, dass sich Kretinismus durch Unterfunktion der Schilddrüse erklären lasse. Schon 1898 regte er an, dass Kochsalz mit Jod vermischt werden sollte, um der Kropfbildung entgegenzuwirken.

1893 ging Wagner-Jauregg zurück nach Wien, wo er 1902 Leiter der II. Wiener Psychiatrischen Klinik im Allgemeinen Krankenhaus (ab 1905 Klinik für Psychiatrie und Neuropathologie) wurde, wo er bis

¹ Ferdinand G. Smekal, Österreichs Nobelpreisträger. Wien – Stuttgart – Zürich 1961.

zu seiner Emeritierung 1928 blieb. 1927 erhielt er den Nobelpreis für seine Malariaimpfungen zur Bekämpfung progressiver Paralyse. 1929 wurde er Ehrenmitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1932 Ehrenmitglied der Leopoldina und 1937 wurde ihm das Ehrendoktorat der Juridischen Fakultät der Universität Wien verliehen. In seinen letzten Lebensjahren bemühte er sich um Mitgliedschaft in der NSDAP, was ihm aber bis zuletzt verwehrt blieb, weil seine erste Frau Balbine Frumkin Jüdin war. Julius Wagner-Jauregg starb am 27. September 1940 in Wien an den Folgen einer Lungenentzündung. In zweiter Ehe war Wagner mit Anna Koch verheiratet gewesen, mit der er zwei Kinder hatte.²

Relativ spät, Ende der 1990er-Jahre, regte sich posthum Kritik an Wagner-Jauregg. Vorgeworfen wurden ihm unter anderem sein Engagement für die sogenannte Rassenhygiene und die eugenische Zwangssterilisation, seine Befürwortung der NS-Erbgesundheitsgesetze, seine umstrittenen Elektroschocktherapien im Ersten Weltkrieg, seine inhumane Sichtweise in Bezug auf geisteskranken Menschen sowie auch seine antisemitische Einstellung.³

Ein 2005 von der Oberösterreichischen Landesregierung in Auftrag gegebenes Gutachten kam dennoch zu dem Schluss, dass „Wagner-Jauregg nicht als historisch belastete Persönlichkeit anzusehen ist“. Dies wurde unter anderem damit begründet, dass Wagner-Jauregg kein Mitglied der NSDAP war.⁴ Eine Studie des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands kam dagegen zu dem Schluss, dass Wagner Jauregg „im Hinblick auf seine rassenhygienische Einstellung, seinen Antisemitismus, seine indirekte Unterstützung der nationalsozialistischen Politik und seinen versuchten Beitritt zur NSDAP historisch so belastet“ sei, dass er als Namensgeber einer Gesundheitseinrichtung der Zweiten Republik Österreich „nicht geeignet“ sei.⁵

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gustav Hofmann – Brigitte Kepplinger – Gerhart Marckhgott – Hartmut Reese, Gutachten zur Frage des Amtes der OÖ. Landesregierung, „ob der Namensgeber der Landes-Nervenklinik [Julius Wagner-Jauregg] als historisch belastet angesehen werden muss“. Linz 2005.

² Pia Maria Plechl, in: Thomas Chorherr (Hg.), Große Österreicher. Berlin – Wien 1985.

³ Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

⁴ Gustav Hofmann – Brigitte Kepplinger – Gerhart Marckhgott – Hartmut Reese, Gutachten zur Frage des Amtes der OÖ. Landesregierung, „ob der Namensgeber der Landes-Nervenklinik [Julius Wagner-Jauregg] als historisch belastet angesehen werden muss“. Linz 2005.

⁵ Wolfgang Neugebauer – Peter Schwarz, Nobelpreisträger im Zwielficht. Zur historisch-politischen Beurteilung von Julius Wagner-Jauregg (1857–1940), in: Jahrbuch 2006. Schwerpunkt Erinnerungskultur, herausgegeben vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 2006.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

Wolfgang Neugebauer – Peter Schwarz, Nobelpreisträger im Zwielficht. Zur historisch-politischen Beurteilung von Julius Wagner-Jauregg (1857–1940), in: Jahrbuch 2006. Schwerpunkt Erinnerungskultur, herausgegeben vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 2006.

Pia Maria Plechl, in: Thomas Chorherr (Hg.), Große Österreicher. Berlin – Wien 1985.

Ferdinand G. Smekal, Österreichs Nobelpreisträger. Wien – Stuttgart – Zürich 1961.

Wagner-Jauregg-Straße

Datum der Benennung

29.10.1964

Text der Zusatztafel

Julius Wagner- (Ritter von) Jauregg 1857–1940

Psychiater, Nobelpreisträger. Der in Wels geborene Neurologe wirkte in Wien, 1889–1893 auch in Graz. 1927 erhielt er für seine Forschungen zur progressiven Paralyse den Nobelpreis für Medizin. Er vertrat schon früh bedenkliches rassenhygienisches Gedankengut. Sein Antrag auf Beitritt in die NSDAP wurde abgelehnt, weil seine erste Ehefrau Jüdin gewesen war.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Wagner-Jauregg war ein österreichischer Psychiater und Nobelpreisträger (Medizin, 1927). Er wurde am 7. März 1857 als Sohn des Finanzjuristen Johann Adolf Wagner in Wels (Oberösterreich) geboren. Sein Nachname änderte sich erst 1883, als der Vater den erblichen Adelstitel Ritter von Jauregg erhielt. 1872 zog die Familie nach Wien, wo Julius Wagner am Schottenstiftgymnasium 1874 maturierte. Anschließend studierte er an der Universität Wien Medizin. Nach der Promotion 1880 arbeitete er zunächst als Assistent am Institut für allgemeine und experimentelle Pathologie. 1882 wurde er Assistent an der Niederösterreichischen Landesirrenanstalt am Brünlfeld. 1885 habilitierte er sich für das Fach Nervenkrankheiten und Psychiatrie. Seit seinem Studium war er Mitglied des Wiener Akademischen Turnvereins und des Akademischen Gesangvereins.¹

1889 wurde er als außerordentlicher Professor und Vorstand der psychiatrischen Klinik nach Graz berufen. In seiner Grazer Zeit beschäftigte sich Wagner-Jauregg mit dem Phänomen des Kretinismus, aber auch bereits mit den Vorarbeiten für seine spätere Malaria-Therapie der progressiven Paralyse. Wagner-Jauregg vertrat den Standpunkt, dass sich Kretinismus durch Unterfunktion der Schilddrüse erklären lasse. Schon 1898 regte er an, dass Kochsalz mit Jod vermischt werden sollte, um der Kropfbildung entgegenzuwirken.

1893 ging Wagner-Jauregg zurück nach Wien, wo er 1902 Leiter der II. Wiener Psychiatrischen Klinik im Allgemeinen Krankenhaus (ab 1905 Klinik für Psychiatrie und Neuropathologie) wurde, wo er bis

¹ Ferdinand G. Smekal, Österreichs Nobelpreisträger. Wien – Stuttgart – Zürich 1961.

zu seiner Emeritierung 1928 blieb. 1927 erhielt er den Nobelpreis für seine Malariaimpfungen zur Bekämpfung progressiver Paralyse. 1929 wurde er Ehrenmitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1932 Ehrenmitglied der Leopoldina und 1937 wurde ihm das Ehrendoktorat der Juridischen Fakultät der Universität Wien verliehen. In seinen letzten Lebensjahren bemühte er sich um Mitgliedschaft in der NSDAP, was ihm aber bis zuletzt verwehrt blieb, weil seine erste Frau Balbine Frumkin Jüdin war. Julius Wagner-Jauregg starb am 27. September 1940 in Wien an den Folgen einer Lungenentzündung. In zweiter Ehe war Wagner mit Anna Koch verheiratet gewesen, mit der er zwei Kinder hatte.²

Relativ spät, Ende der 1990er-Jahre, regte sich posthum Kritik an Wagner-Jauregg. Vorgeworfen wurden ihm unter anderem sein Engagement für die sogenannte Rassenhygiene und die eugenische Zwangssterilisation, seine Befürwortung der NS-Erbgesundheitsgesetze, seine umstrittenen Elektroschocktherapien im Ersten Weltkrieg, seine inhumane Sichtweise in Bezug auf geisteskranken Menschen sowie auch seine antisemitische Einstellung.³

Ein 2005 von der Oberösterreichischen Landesregierung in Auftrag gegebenes Gutachten kam dennoch zu dem Schluss, dass „Wagner-Jauregg nicht als historisch belastete Persönlichkeit anzusehen ist“. Dies wurde unter anderem damit begründet, dass Wagner-Jauregg kein Mitglied der NSDAP war.⁴ Eine Studie des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands kam dagegen zu dem Schluss, dass Wagner Jauregg „im Hinblick auf seine rassenhygienische Einstellung, seinen Antisemitismus, seine indirekte Unterstützung der nationalsozialistischen Politik und seinen versuchten Beitritt zur NSDAP historisch so belastet“ sei, dass er als Namensgeber einer Gesundheitseinrichtung der Zweiten Republik Österreich „nicht geeignet“ sei.⁵

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gustav Hofmann – Brigitte Kepplinger – Gerhart Marckhgott – Hartmut Reese, Gutachten zur Frage des Amtes der OÖ. Landesregierung, „ob der Namensgeber der Landes-Nervenklinik [Julius Wagner-Jauregg] als historisch belastet angesehen werden muss“. Linz 2005.

² Pia Maria Plechl, in: Thomas Chorherr (Hg.), Große Österreicher. Berlin – Wien 1985.

³ Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

⁴ Gustav Hofmann – Brigitte Kepplinger – Gerhart Marckhgott – Hartmut Reese, Gutachten zur Frage des Amtes der OÖ. Landesregierung, „ob der Namensgeber der Landes-Nervenklinik [Julius Wagner-Jauregg] als historisch belastet angesehen werden muss“. Linz 2005.

⁵ Wolfgang Neugebauer – Peter Schwarz, Nobelpreisträger im Zwielficht. Zur historisch-politischen Beurteilung von Julius Wagner-Jauregg (1857–1940), in: Jahrbuch 2006. Schwerpunkt Erinnerungskultur, herausgegeben vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 2006.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Birgit Nemeč, Medizin, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch. Wien – Graz – Klagenfurt 2014.

Wolfgang Neugebauer – Peter Schwarz, Nobelpreisträger im Zwielficht. Zur historisch-politischen Beurteilung von Julius Wagner-Jauregg (1857–1940), in: Jahrbuch 2006. Schwerpunkt Erinnerungskultur, herausgegeben vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes. Wien 2006.

Pia Maria Plechl, in: Thomas Chorherr (Hg.), Große Österreicher. Berlin – Wien 1985.

Ferdinand G. Smekal, Österreichs Nobelpreisträger. Wien – Stuttgart – Zürich 1961.

Wagnerweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Eduard Wagner 1863–1936

Komponist. Der gebürtige Grazer komponierte neben Militärmärschen Walzer, Lieder und Operetten. 1890–1895 leitete Wagner die Grazer Bürgerkorpskapelle, ehe er als Regimentskapellmeister der „Zweier-Bosniaken“ fungierte. Als das Regiment von Banja Luka in die neue Garnison Graz verlegt wurde, erklang erstmals sein bekanntestes Werk „Die Bosniaken kommen“.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Eduard Wagner war Regimentskapellmeister und Komponist bekannter Märsche. Er wurde als Sohn eines Instrumentenmachers am 18. März 1863 in Graz geboren. Im Alter von sieben Jahren trat er in die Schule des Steiermärkischen Musikvereines ein. 1876 spielte er im St. Radegunder Kurorchester, 1878 am Grazer Stadttheater das Waldhorn. Von 1882 bis 1885 war er im Orchester von Eduard Strauß der Solohornist.¹

Nach der Ableistung des Militärdienstes übernahm er 1890 die Leitung der Kapelle des Uniformierten Grazer Bürgerkorps. Fünf Jahre später ging er als Militärkapellmeister des 2. Bosnisch-Herzegowinischen Infanterieregiments nach Banja Luka, kehrte jedoch bald wieder zurück. Wagner kann wohl zu den führenden altösterreichischen Militärkapellmeistern gezählt werden.² „Als Kapellmeister im 2. Bosnisch-herzegowinischen Infanterie-Regiment und Komponist ging Eduard Wagner [...] in die Geschichte der Österreichischen Militärmusik ein.“³

Wagner schrieb rund 300 Kompositionen, darunter etwa 100 Märsche, 60 Lieder und Chöre, 40 Walzer, drei Operetten und eine lateinische Messe. Zu seinen bekanntesten Kompositionen zählt

¹ Uwe Harten – Monika Kornberger, Wagner, Familie, in: Österreichisches Musiklexikon online. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_W/Wagner_Familie.xml

² Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966, S. 627.

³ Eugen Brixel, Blasmusikwesen, in: Rudolf Flotzinger (Hg.), Musik in der Steiermark. Katalog der Landesausstellung 1980. Graz 1980, S. 339.

wohl der Marsch „Die Bosniaken kommen“, den er anlässlich der Verlegung des Bosnisch-herzegowinischen Infanterie-Regiments Nr. 2, bei dem er als Kapellmeister diente, 1895 nach Graz verlegt wurde. Eduard Wagnes verstarb am 27. März 1936 in Bad Gams, wo er sich seit 1924 immer wieder zur Sommerfrische aufhielt. Als Zeichen der Ehrerbietung wurde er von der Stadt Graz zum Bürger ernannt.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Eugen Brixel, Blasmusikwesen, in: Rudolf Flotzinger (Hg.), Musik in der Steiermark. Katalog der Landesausstellung 1980. Graz 1980, S. 338–343.

Uwe Harten – Monika Kornberger, Wagnes, Familie, in: Österreichisches Musiklexikon online Version. Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_W/Wagnes_Familie.xml

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

Waldertgasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Anton Waldert 1884–1959

Feuerwehrmann. Der im niederösterreichischen Würmla geborene Waldert machte sich um die Entwicklung des Grazer Feuerwehr- und Rettungswesens verdient. 1924–1929 stand er als Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr Graz vor, ehe er zum Kursmeister der Feuerweherschule avancierte. 1945 übernahm Waldert die provisorische Leitung des steirischen Landesfeuerwehrverbands.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Anton Waldert wurde am 18. Juli 1884 als Sohn des Johann und der Rosalia Waldert in Würmla geboren. Nach dem Ersten Weltkrieg war Waldert zwischenzeitlich Feuerwehrkommandant im Flüchtlingslager Wagna.¹ Als Werkmeister der Steudel'schen Posamentriefabrik heiratete er am 10. September 1911 die Delikatessen- und Gemischtwarenhändlerin Konstanze Hutter in der Pfarrkirche St. Anna im Münzgraben.² Da seine erste Frau am 11. Dezember 1915 verstorben war, heiratete er am 27. Oktober 1919 in der Pfarre Herz Jesu in Graz Marta Brutti.³ Und noch eine dritte Eheschließung ist verzeichnet: Am 25. November 1935 heiratete er Maria Anna Steger, eine Hausbesitzerin in Graz, in der Kirche St. Vinzenz in Graz.⁴

Beruflich gesehen erwarb sich Waldert bedeutende Verdienste um die Entwicklung des Grazer Feuerwehrwesens sowie der Rettungsabteilung der Feuerwehr. Weiters hielt er bis ins hohe Alter Ausbildungskurse für Mitglieder der Grazer Stadtfeuerwehr. Für seine Verdienste wurde er mit dem Bürgerrecht der Stadt Graz ausgezeichnet. Anton Waldert starb am 2. Juli 1959 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

¹ Vgl. Grazer Tagblatt vom 19. Februar 1919, S. 2.

² Vgl. Grazer Volksblatt vom 11. September 1911, S. 5.

³ Vgl. DA Graz, Herz-Jesu Trauungsbuch V, S. 250.

⁴ Vgl. DA Graz, St. Vinzenz Trauungsbuch I, S. 120.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Waldmüllergasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Ferdinand Georg Waldmüller 1793–1865

Maler. 1829–1857 wirkte der gebürtige Wiener und Absolvent der Akademie der bildenden Künste Wien als Kustos an ebendieser. In der Porträtmalerei etabliert, feierte Waldmüller als zentraler Wiener Biedermeier-Maler zudem mit dem Spätwerk aus Genre- und Landschaftsdarstellungen, etwa 1856 bei einer Ausstellung im Londoner Buckingham Palace, internationale Erfolge.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Georg Waldmüller gilt als einer der bedeutendsten Maler der Wiener Biedermeierzeit. Er wurde am 15. Jänner 1793 in Wien geboren. Er besuchte die Piaristenschule ebendort, nebenbei begann er in seiner Freizeit Zeichnungen anzufertigen. Als 1806 Waldmüllers Vater starb, bereiteten ihn seine Mutter und sein Vormund auf die Priesterlaufbahn vor. Waldmüller verließ mit 14 Jahren das Gymnasium und trat in die Akademie der bildenden Künste in Wien ein. Bereits 1809 gewann er den ersten Preis der Gundelstiftung in der Kategorie Zeichnung eines Kopfes, im folgenden Jahr gewann er den ersten Preis der Gundelstiftung in der Kategorie Zeichnung einer Figur.

1811 reiste Waldmüller auf den Rat von Freunden zum Ungarischen Landtag nach Preßburg, wo er sich Aufträge als Porträtist erhoffte. Der kroatische Statthalter, Ignaz Gyulay, warb ihn an und so wurde er bis 1813 der Hauslehrer von dessen Kindern. 1813 kehrte er nach Wien zurück und belegte weitere Kurse an der Akademie der bildenden Künste. 1814 zog Waldmüller mit seiner Gattin nach Baden bei Wien, den Lebensunterhalt verdiente er als Dekorationsmaler am Theater. Da seine Frau 1817 ein Engagement an der Hofoper erhielt, zog die Familie zurück nach Wien. Er begann Porträts zu malen und machte sich zusätzlich als Kopist größerer Wiener Galerien einen Namen.

1825 unternahm er seine erste Italienreise. Fast jährlich folgten solche Ausflüge, die ihn immer mehr zu Naturstudien veranlassten. Waldmüller wandte sich stilistisch immer mehr dem biedermeierlichen Realismus zu und vertrat die Malerei in der freien Natur. Bilder zu dieser Thematik und zum Landleben stellen neben den Porträts sein Hauptwerk dar. 1826 zog er zu seiner Mutter, im folgenden Jahr fand er Anschluss an den Wiener Hof, wo mit einem Bildnis Kaiser Franz' I. beauftragt

wurde. 1829 erhielt er eine Anstellung als Kustos an der Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste in Wien. 1835 erfolgte die Ernennung zum ordentlichen akademischen Rat.

1836 sollte er gemeinsam mit Joseph von Führich einen Katalog der Gemäldegalerie erstellen. Er geriet allerdings zusehends mit der Akademie der bildenden Künste in Konflikt, was zum Verlust des Akademieateliers führte. 1857 wurde er aufgrund missliebiger Äußerungen von der Akademie suspendiert. Dies brachte Waldmüller und seine zweite Frau (die erste Ehe war geschieden worden), in finanzielle Not. Dies änderte sich, als er 1861 mit großem Erfolg an einer Kunstausstellung in Köln teilnahm. Ihm wurden dafür von Wilhelm I. von Preußen der Rote Adlerorden III. Klasse und das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens verliehen.

Seine künstlerische Rehabilitation erfolgte ca. drei Jahrzehnte später: Bei der Kunstausstellung im Wiener Kunsthaus im Jahr 1898 war er mit mehr als 60 Arbeiten vertreten. Ferdinand Georg Waldmüller war allerdings bereits am 23. August 1865 nach kurzer Krankheit in Hinterbrühl bei Mödling verstorben.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Rolf H. Johannsen, Ferdinand Georg Waldmüller. „Sun Painter“ and Rebel, in: Agnes Husslein-Arco – Rolf H. Johannsen, Ferdinand Georg Waldmüller. Wien 2015, S. 7–28.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Klaus Albrecht Schröder, Ferdinand Georg Waldmüller. München 1990.

Walter-Flex-Weg

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Walter Flex 1887–1917

Schriftsteller, Lyriker. Der Burschenschafter und deutsche Kriegsfreiwillige Flex erlangte im Ersten Weltkrieg durch Kriegsgedichte Bekanntheit. Das 1916 veröffentlichte autobiografische Werk „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ avancierte zum Kultbuch. Darin finden sich Idealisierung und Ästhetisierung des Opfertods. Flex erlag 1917 einer Kriegsverwundung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Walter Flex wurde am 6. Juli 1887 als Sohn des Gymnasialprofessors Rudolf Flex und dessen Frau Margarete in Eisenach geboren. Der Vater war Vorsitzender des nationalliberalen Reichsvereins in Eisenach und einer der wichtigsten Kommunalpolitiker. Zusätzlich war der Vater Mitglied im Reichsverband gegen die Sozialdemokratie und in zwei Denkmalvereinen, die für die Errichtung eines Bismarckdenkmals und eines Burschenschafterdenkmals verantwortlich waren. Die Verwirklichung der Projekte geht maßgeblich auf Rudolf Flex zurück. Die Mutter vermittelte Walter einen lutherischen Glauben, der mit einer starken Tendenz zum radikalen Nationalismus einherging.

Von 1906 bis 1910 studierte Flex Germanistik und Geschichte in Erlangen und Straßburg. In dieser Zeit wurde er Mitglied der Burschenschaft „Bubenreuther“ (sie stand für sexuelle Askese und führte als eine der ersten deutschen Organisationen den „Arierparagraphen“ ein). Ebenso stellten sich erste schriftstellerische Erfolge ein, die er in seiner Hauslehrerzeit, u. a. bei den Bismarcks in Varzin, fortsetzen konnte.

Seine Situation änderte sich mit Kriegsausbruch abermals: Flex, der sich freiwillig gemeldet hatte, steigerte durch Kriegsgedichte, in welchen der Opfertod hochstilisiert wurde, seine Bekanntheit. Sein Roman „Der Wanderer zwischen zwei Welten“ (1916) wurde zu einem Kultbuch des Ersten Weltkrieges. In ihm wurde aus dem deutschen Vorkriegsnationalismus ein den veränderten Umständen angepasster und radikalierter Nationalismus entwickelt. In den ersten Kriegsmonaten diente Flex im 50. Infanterieregiment, welches im Stellungskrieg in Lothringen eingesetzt war. Im März 1915 wurde er zur Offiziersausbildung nach Warthelager in Posen abkommandiert. Danach

wurde er ins 138. Infanterieregiment an die in Polen liegende Ostfront versetzt. Am 16. Oktober 1917 starb Walter Flex an den Folgen der Verletzungen, die er sich bei der Erstürmung von Ösel zugezogen hatte.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Christoph Petzsch, Flex, Walter, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 5. Berlin 1961, S. 243f. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118533940.html#ndbcontent>

Alois Sillaber, Nomen est Omen. Grazer Straßennamen als geistes- und ideologiegeschichtliche Quelle zum Jahr 1945, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 25. Graz 1994, S. 643–663.

Hans Rudolf Wahl, Die Religion des deutschen Nationalismus. Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur Literatur des Kaiserreichs: Felix Dahn, Ernst von Wildenbruch, Walter Flex. Heidelberg 2002.

Walter-Goldschmidt-Gasse

Datum der Benennung

11.4.1991

Text der Zusatztafel

Walter Goldschmidt 1917–1986

Dirigent. Goldschmidt war nach Absolvierung der Akademie für Musik und darstellende Kunst in seiner Geburtsstadt Wien an der Volksoper tätig. 1945 kam er an die Vereinigten Bühnen Graz, für die er abgesehen von Engagements in Karlsruhe und Bern 1954–1959 als Studienleiter und Kapellmeister wirkte. 1970–1975 dirigierte er außerdem Operetten bei den Mörbischer Seefestspielen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Walter Goldschmidt war ein österreichischer Dirigent und langjähriger Leiter des Grazer Symphonischen Orchesters. Er wurde am 16. März 1917 in Wien geboren. Nach der Schule studierte er ab dem Studienjahr 1933/34 an der Akademie für Musik und darstellende Kunst Orgel, Klavier, Schlagwerk, Musiktheorie und Komposition. Nach einem kurzen Engagement an der Wiener Volksoper wechselte Goldschmidt im Herbst 1945 als Kapellmeister und Studienleiter an die Vereinigten Bühnen in Graz.¹ Goldschmidt blieb, unterbrochen von einem Engagement in Karlsruhe in den Jahren 1954 bis 1959, bis zu seinem Tod in Graz tätig.

Als Leiter des Grazer Symphonischen Orchesters dirigierte er zahlreiche Operettenaufführungen, was ihm den anerkennenden Spitznamen „Operettenpapst“ einbrachte. Goldschmidt war auch als Gastdirigent tätig und wirkte bei zahlreichen Fernseh- und Rundfunkaufzeichnungen mit.² Er erhielt den Joseph-Marx-Musikpreis 1947 und 1984 verliehen. Goldschmidt war zweimal verheiratet, in erster Ehe mit der aus der heutigen Ukraine stammenden Sängerin Ira Malaniuk.³ Mit seiner zweiten Frau hatte er drei Kinder, von denen einer, Matti, nach Israel auswanderte und Choreograf wurde,

¹ Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

² Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

³ Natalja Samotos, Malaniuk, Ira, in: Oesterreichisches Musiklexikon online. Online verfügbar unter: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_M/Malaniuk_Ira.xml

der jüngere Sohn, Lukas, trat als Musiker und Komponist in die Fußstapfen des Vaters.⁴ Walter Goldschmidt starb am 26. Februar 1986 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

⁴ Uwe Harten, Goldschmidt, Familie, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_G/Goldschmidt_Familie.xml

Walter-P.-Chrysler-Platz

Datum der Benennung

6.8.1992

Text der Zusatztafel

Walter Percy Chrysler 1875–1940

Industrieller. Der im US-Bundesstaat Kansas geborene Chrysler wechselte 1912 von der Eisenbahn zur Automobilbranche und stieg bei General Motors bis 1919 zum Vizedirektor auf. Ab 1925 vereinte er mehrere Automobilhersteller unter der Chrysler Motor Corporation. Mit dem Chrysler Building ließ er 1928–1930 in New York das damals höchste Gebäude der Welt errichten.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Walter Percy Chrysler war Anfang des 20. Jahrhunderts ein führender Automobilhersteller. Er wurde am 2. April 1875 als drittes Kind von Henry und Anna Marie Chrysler in Wamego (Kansas, USA) geboren. Als er drei Jahre alt war, übersiedelte seine Familie nach Ellis (Kansas, USA), wo sein Vater eine Anstellung bei der „Kansas Pacific Railroad“ fand. Im Alter von 18 Jahren begann er, gegen den Wunsch seines Vaters, bei derselben Firma als Gleisräumer zu arbeiten. Die nächsten 20 Jahre arbeitete er sich innerhalb der Firma nach oben. 1901 heiratete er Della Forker und zog mit ihr nach Salt Lake City (Utah, USA), wo er für die „Denver and Rio Grande Railway“ zu arbeiten begann. Immer neue Jobs im Eisenbahngeschäft bedingten häufige Umzüge. Auf einer Autoshow in Chicago kaufte Chrysler sein erstes Auto und war sofort überzeugt von dessen zukunftsweisenden Möglichkeiten. Er gab seine bisherige Arbeit auf und trat der „American Locomotive Company“ in Pittsburgh (Pennsylvania, USA) bei, wo er innerhalb kürzester Zeit zum Geschäftsführer aufstieg.

1912 folgte mit Chryslers Eintritt bei Buick der Wechsel in die Automobilbranche. Er revolutionierte zu dieser Zeit Buicks Fertigungsstruktur von Grund auf, so führte er u. a. das Fließbandsystem Henry Fords ein. 1916 wurde er zum Präsidenten von Buick ernannt. Unter seiner Führung wurde Buick zur stärksten Abteilung der General-Motors-Gruppe. 1924 revolutionierte Chrysler den Automarkt, als er bei der Frühjahrsmesse ein Auto um 2.000 \$, also für die durchschnittliche Familie leistbar, vorstellte. In nur einem Jahr konnte er 32.000 Stück verkaufen. Die Marke Chryslers war ein so großer Erfolg, dass 1925 die Maxwell Motor Corporation in die Chrysler Corporation umstrukturiert wurde.

1928 kaufte Chrysler die „Dodge Brothers Inc.“ und brachte im selben Jahr den ersten Plymouth auf den Markt. Aus diesem Zusammenschluss wurde eine der größten Automobilfirmen der USA. Noch im selben Jahr wurde Chrysler zum „Man of the Year“ des Time Magazine ernannt. Zwischen 1928 und 1930 ließ er das Chrysler Building, das zu dieser Zeit höchste Gebäude der Welt, errichten. 1935 trat er als Präsident der Firma in den Ruhestand, blieb allerdings bis zu seinem Tod Vorstandsvorsitzender. 1938 erlitt er in seinem Haus in Long Island (New York, USA) den ersten Schlaganfall, auf den 1940 ein zweiter folgte, an dessen Folgen er schließlich am 18. August 1940 verstarb.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Lee Iacocca, Walter P. Chrysler. American Industrialist, in: Encyclopædia Britannica. Online verfügbar unter: <https://www.britannica.com/biography/Walter-P-Chrysler>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Eugene H. Weiss, Chrysler, Ford, Durant and Sloan. Founding Giants of the American Automotive Industry. Jefferson – London 2003.

Walter-Semetkowski-Weg

Datum der Benennung

19.10.1967

Text der Zusatztafel

Walter (Edler von) Semetkowski 1886–1965

Kunsthistoriker, Konservator, Volksbildner. Semetkowski brachte 1909 die Idee der Heimatschutzbewegung in die Steiermark, wonach Volksbildung, Heimat- und Denkmalschutz eine Einheit bilden. Als Landeskonservator der Steiermark 1914–1948 war er auch in der NS-Zeit an der Beschlagnahmung von Kunstgütern beteiligt. 1941 trat er der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Walter Semetkowski wurde am 26. August 1886 in Pettau/Ptuj als Sohn des Arztes Dr. Friedrich (Edler von) Semetkowski (1850–1921) und der Lehrerin Marie Semetkowski, geb. Fischer (Edle von) Wildensee (1850–1936), geboren. Sein Zwillingbruder Zeno starb nach vier Monaten. 1890 übersiedelte er mit den Eltern nach Graz, wo sein Vater als Stadtphysikus fungierte. Semetkowski besuchte dort die Übungsschule der k. k. Lehrerbildungsanstalt und musikalisch-theoretische Kurse bei Anton Seydler (1850–1908). 1904 legte er die Matura am Grazer I. Staatsgymnasium (Akademisches Gymnasium) ab. Daran schloss sich ein Studium der klassischen Archäologie bei Franz Winter (1861–1930) und der neueren Kunstgeschichte bei Josef Strzygowski (1862–1941) an, ab 1. Juni 1907 war er Bibliothekar am Archäologischen Institut. Im selben Jahr nahm er am Tag für Denkmalpflege und der anschließenden Tagung des „Deutschen Bundes für Heimatschutz“ teil. Es folgten Kurse an der Staatlichen Gewerbeschule in Graz sowie Studienreisen nach Italien und Berlin.

1909 promovierte er in Graz mit einer Dissertation über „Die Athena Parthenos des Phidias“. Als Folge seines frühen Engagements für den Heimatschutzgedanken war er maßgeblich an der am 2. Juni 1909 erfolgten Gründung des „Vereins für Heimatschutzes in Steiermark“ als einem „Sammelbecken für Anhänger einer konservativen Kulturreform“¹ beteiligt und nach zwei Semestern eines Studiums der Architektur an der Technischen Hochschule München fungierte er im Verein von 1911 bis 1913 als ehrenamtlicher Geschäftsführer. Die Zusammenarbeit und Freundschaft mit Viktor

¹ Antje Senarclens de Grancy, *Konservative Reform. Die Anfänge des Vereins für Heimatschutz in Steiermark*, in: Antje Senarclens de Grancy (Hg.), *Identität. Politik. Architektur. Der „Verein für Heimatschutz in Steiermark“*, Graz 2013, S. 31–54, hier S. 33.

Geramb (1884–1958) und Josef Steinberger (1874–1961) vom Volksbildungswerk St. Martin intensivierten sich in der Folgezeit. Im Juli 1913 wurde er Mitglied der „k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege“, Assistent und nach dem Soldatentod des kunsthistorischen Landeskonservators Paul Hauser (1868–1914) als dessen Nachfolger – technischer Landeskonservator war bis 1933 Alfons J. Quiquerez (1881–1966) – eingesetzt. Ab 1933 wurde Semetkowski alleiniger Landeskonservator, ab Jänner 1937 auch Oberstaatskonservator. Vom April 1940 bis 1945 agierte er als „Gaukonservator“ des Reichsgaus Steiermark, wobei er u. a. mit der „Sicherstellung“ von beschlagnahmten Kunstwerken der steirischen Kirchen und Klöster befasst war. Desgleichen zählten die Erfassung, teilweise Wegschaffung und Verwertung von Kulturgütern der besetzten Untersteiermark zu seinem Aufgabenbereich.² Bereits im März 1938 hatte er einen Aufnahmeantrag für die NSDAP gestellt und war 1941 Mitglied (Mnr. 8.438.733) geworden. Im März 1942 wurde er Gruppenleiter Graz-Leech des „Volksbunds für das Deutschtum im Ausland“, in den der „Deutsche Schulverein Südmark“ eingegliedert worden war.

Bereits im Jahr 1910 hatte Semetkowski einen „Illustrierten Führer durch die steiermärkische Landeshauptstadt Graz“ zusammengestellt, der in der Folge – auf Grundlage der Neufassung von 1924 – bis 1971 sieben weitere Auflagen erlebte. 1939 erschien der Stadtführer mit dem Untertitel „Stadt der Volkserhebung“, wo Semetkowski im Geleitwort schreibt: „Was wir uns damals [1924] erhofften, was uns später so schmerzlich entfernt schien, hat unser Führer vollbracht und mit der Ostmark ihre südöstliche große Grenzstadt ins Großdeutsche Reich heimgeführt [...]“³.

Nach Kriegsende wurde er wiederum Landeskonservator und bis 1948 Lehrbeauftragter für das Fach Denkmalpflege an der Technischen Hochschule Graz, das NS-Registrierungsverfahren wurde 1948 mit der Einstufung als „minderbelastet“ abgeschlossen. Im September 1948 erlitt er einen schweren Autounfall. Nach der Genesung wurde er an das Bundesdenkmalamt nach Wien berufen, ab der Pensionierung 1951 verblieb er dort noch weiterhin als ehrenamtlicher Mitarbeiter; der ihm 1952/53 zugeteilte Forschungsauftrag zur Vorbereitung einer Geschichte der österreichischen Denkmalpflege wurde, „wenn überhaupt, nur sehr oberflächlich ausgeführt“⁴. Im August 1958 übersiedelte er nach Judenburg, wo er seine Frau Reinhild (1907–1982) kennengelernt und 1948 geheiratet hatte. Am 28. Oktober 1965 starb er im LKH Knittelfeld. Drei Jahre später veröffentlichte die Witwe, die bereits in der Zwischenkriegszeit mit Lesungen (auch eigener Texte) in Judenburg hervorgetreten war, in

² „Jüdischer Besitz wurde enteignet, wertvolle Kulturgüter wurden aus Kirchen entfernt, um verkauft zu werden, und Bonzen konnten sich ihre Häuser mit enteigneten Bildern und Möbeln einrichten. Semetkowski hatte mit der Organisation dieser Dinge zu tun, wurde aber nie dafür zur Rechenschaft gezogen.“ Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010, S. 107.

³ Walter Semetkowski, Graz. Stadt der Volkserhebung. Ein Führer durch die Stadt. Graz 1939, S. 5.

⁴ Theodor Brückler – Ulrike Nimeth, Walter von Semetkowski, in: Personenlexikon zur österreichischen Denkmalpflege (1850–1890). Wien 2001, S. 253.

zwei Publikationen⁵ ausführliche Informationen zur Biografie Walter Semetkowskis, die allerdings die NS-Zeit nur unvollständig bis gar nicht beleuchten.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Theodor Brückler – Ulrike Nimeth, Walter von Semetkowski, in: Personenlexikon zur österreichischen Denkmalpflege (1850–1890). Wien 2001, S. 253.

Stefan Karner, Die Steiermark im 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Graz – Wien 2005, S. 67, 89, 162, 205, 289.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Herbert Lipsky, Kunst einer dunklen Zeit. Die bildende Kunst in der Steiermark zur Zeit des Nationalsozialismus. Ein Handbuch. Graz 2010.

Maria Schaffler – Reinhild Semetkowski, Walter von Semetkowski – sein Wirken für Graz, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 1. Graz 1968, S. 92–113.

Walter Semetkowski, Graz. Stadt der Volkserhebung. Ein Führer durch die Stadt. Graz 1939.

Reinhild von Semetkowski, Lebensbild, in: Walter von Semetkowski, Aufsätze und Aufzeichnungen aus sechs Jahrzehnten. Graz 1968, S. 11–30.

Antje Senarclens de Grancy, Konservative Reform. Die Anfänge des *Vereins für Heimatschutz in Steiermark*, in: Antje Senarclens de Grancy (Hg.), Identität. Politik. Architektur. Der „Verein für Heimatschutz in Steiermark“. Graz 2013, S. 31–54.

⁵ Vgl. Reinhild von Semetkowski, Lebensbild, in: Walter von Semetkowski, Aufsätze und Aufzeichnungen aus sechs Jahrzehnten. Graz 1968, S. 11–30; Maria Schaffler – Reinhild Semetkowski, Walter von Semetkowski – sein Wirken für Graz, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 1. Graz 1968, S. 92–113.

Wartingergasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Josef Wartinger 1773–1861

Archivar. Der in St. Stefan ob Stainz geborene Wartinger wirkte verdienstvoll für das steirische Archivwesen. Ab 1812 war er Registrator und Archivar der Landstände, 1817–1850 leitete er das Joanneumsarchiv. Im Sinne Erzherzog Johanns sammelte Wartinger Urkunden und Quellen zur Landesgeschichte und legte so die Basis für das spätere Steiermärkische Landesarchiv.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Wartinger war ein Archivar. Er wurde am 21. April 1773 in St. Stefan ob Stainz geboren. Wartinger war das siebente Kind des Bäckermeisters Michael Wartinger (1722–1786) und dessen Ehefrau Elisabeth, geborene Schreiner (1737–1820). Ursprünglich war er dazu bestimmt, den väterlichen Betrieb zu übernehmen, wozu er aufgrund seiner Kränklichkeit kaum geeignet schien. Schließlich ermöglichte ihm der frühe Tod seines Vaters ab 1789 den Besuch des Gymnasiums in Graz. Auf dessen Abschluss 1794 folgten zwei Jahre an der Philosophischen Fakultät des Grazer Lyzeums, ab 1796 widmete er sich ebendort juristischen Studien, die er 1798 mit ausgezeichnetem Erfolg abschloss. Schon während des Studiums hatte er eine Stelle als Hofmeister Ferdinand von Thinnfelds (1792–1868) angenommen. 1799 trat er beim Gubernium zu Graz als Büropraktikant in den Staatsdienst, von wo aus er ein Jahr später zum Kreisamt wechselte. 1801 wurde er Gymnasiallehrer in Marburg an der Drau/Maribor. Zwar gefiel ihm seine dortige Arbeit als Grammatikallehrer und Supplent des Griechischen, doch das feuchte Klima war seiner Gesundheit nicht zuträglich, sodass er mit Schulschluss 1805 nach Graz zurückging. Die folgenden Jahre verbrachte Wartinger mit diversen Vertretungen am Gymnasium und an der Philosophischen Fakultät des Grazer Lyzeums, wo er u. a. eine Lehrkanzel der allgemeinen Weltgeschichte provisorisch innehatte.

Als 1810 der erste ständische Registraturadjunkt Vinzenz Zolchner starb, bewarb sich Wartinger um dessen Nachfolge und wurde zum ersten steiermärkisch-ständischen Registraturadjunkt bestellt, 1812 schließlich zum ständischen Registrator und Archivar, er war also für die Kurrentregistratur und das Archiv der „Landschaft“ (das Archiv der Stände) zuständig. In dieser Funktion führte er eine

zweckmäßigere Geschäftsordnung ein, revidierte die alten Repertorien und legte neue Bestandsverzeichnisse an. Außerdem beauftragte ihn Erzherzog Johann (1782–1859) damit, für ein Archiv des 1811 von diesem in Graz als Museum und Lehranstalt gegründeten Joanneums die Geschichtsquellen der Steiermark zusammenzutragen. Im Auftrag Johanns bereiste Wartinger 1814 in monatelangen Fußmärschen die Archive der Märkte, Städte, Pfarren und Herrschaften. Er ging dieser Aufgabe mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit nach, wodurch sich sein Aufgabenfeld erheblich vergrößerte. 1817 wurde verfügt, dass der ständische Registrator und Archivar Wartinger auch die Archivgeschäfte beim ständischen Joanneum übernehme. Das war der Beginn des Joanneumsarchivs. Zusätzlich war Wartinger für die Betreuung des Münz- und Antikenkabinetts des Joanneums verantwortlich.

Wartinger war ein vorzüglicher Kenner der alten Sprachen, der Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften. Seine Forschungen machten ihn zum unentbehrlichen Anwalt der Stände. Sein umfangreiches Arbeitspensum ermöglichte es ihm allerdings nicht, nach Belieben zu forschen. Häufig kreisten seine Recherchen um konkrete Fragen der Stände. Die Landesgeschichtsschreibung verdankt Wartinger wichtige archivalische Rettungsaktionen. 1850 ging er 77-jährig aus gesundheitlichen Gründen in Pension. Was die Stände noch zu Dienstzeiten Wartingers angestrebt, aber nicht durchgesetzt hatten, nämlich die Befreiung des Landschaftsarchivars von der Kurrentregistratur und die Zusammenlegung der Funktionen des ständischen Archivars mit jener des Joanneumsarchivars, wurde nach Wartingers Ausscheiden erneut diskutiert. Tatsächlich sollte es noch bis 1868 dauern, bis Joseph von Zahn (1831–1916), ab 1861 Joanneumsarchivar, als erster Landesarchivar des Steiermärkischen Landesarchivs, d. h. des mit dem „Landschaftlichen“ (ständischen) Archiv vereinigten Joanneumsarchivs, tätig wurde.

Wartinger hatte eine große Vorliebe für Preisprüfungen und Prämien. Die bekannteste von ihm gestiftete Prämie ist die Wartingermedaille, die er aus dem Erlös seiner „Geschichte der Steiermark“ (1815) stiftete. Der Preis wurde 1818–1851 für besondere Leistungen, insbesondere im Bereich der steirischen Landeskunde, an Gymnasiasten vergeben. 1973 griff die Steiermärkische Landesregierung diese Tradition wieder auf. Wartinger ließ ferner seinen Nachlass für die Prämierung herausragender philosophischer Arbeiten an der Universität Graz verwenden. Als Historiker und Archivar war Wartinger maßgeblich an der Gründung des historischen Vereins für Innerösterreich (später: Historischer Verein für Steiermark) beteiligt. 1848 wurde er korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1855 erhielt er ein Ehrendoktorat der Universität Graz. Wartinger starb am 15. Juni 1861 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Joseph Wartner, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz (2011). Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/wartner_joseph.html

Wastiangasse

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Heinrich Wastian 1873–1931

Politiker, Schriftsteller. Wastian war 1898–1920 für Parteien im deutschnationalen Spektrum zeitweilig Gemeinderats-, Landtags- und Reichsratsabgeordneter. Unter dem Pseudonym „Heini von Steier“ schrieb er Mundartlyrik. Wastian engagierte sich in der steirischen Kriegsfürsorge wie auch im deutsch-völkischen Verein Südmark, dessen langjähriger Obmann er war.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Der Vater Heinrich Wastian (1832–1900) war der Besitzer des „Bads zur Sonne“ (bis 1875 in der Lederergasse, dann in der Tegetthoffgasse) und 1872–1883 und ab 1888 Gemeinderat. Seiner Ehe mit Amalie Schwarz (1849–1911) entsprangen drei Kinder: Franz (1884–1915), Elisabeth, verh. Zeyringer (1883–1974) und Heinrich Wastian, der am 3. März 1873 in Graz geboren wurde. Bis 1892 besuchte er das Realgymnasium in Marburg (Maribor) und nahm dann ein Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte an der Universität Graz und von 1894 bis 1896 an der Universität München auf, das er allerdings nicht abschloss. 1898 kehrte er nach Graz zurück und trat unter dem Pseudonym „Heini von Steier“ als deutschnationaler Schriftsteller und Pamphletist hervor. Er setzte sich nachhaltig, auch als Wanderlehrer und „als Redner, der mit leidenschaftlicher Überzeugungskraft die Massen hinzureißen wußte“¹, für den 1889 gegründeten Verein „Südmark“ ein und übernahm diverse Funktionen: 1901–1903 und 1906–1907 Schriftführer, 1904–1905 bzw. 1908–1909 Obmannstellvertreter und schließlich 1909 bis Juni 1914 Obmann.

Für die „Deutsche Volkspartei“ war er 1898–1900 und 1912 Gemeinderat von Graz, 1913–1914 wurde er Vizebürgermeister von Marburg. Ab 1905 war er Landtagsabgeordneter und fungierte als steirisches Mitglied des Reichsrats-Abgeordnetenhauses für den Kreis Marburg 1905–1907. Als er 1907 von Hans Resel besiegt wurde, übernahm er das Grazer Mandat, um dann 1909 wieder für Marburg im Reichsrat – eigentlich fraktionslos – innerhalb des Deutschnationalen Verbands bzw. des

¹ Friedrich Pock, Grenzwacht im Südosten. Ein halbes Jahrhundert Südmark. Graz – Wien – Leipzig 1940, S. 24.

Deutschen Nationalverbands² zu sitzen und gegen die slowenischen Abgeordneten zu polemisieren.³ Wastian war mangels eines Brotberufs in dieser Zeit so etwas wie eine „frühe Inkarnation eines neuen Typus des Berufspolitikers und Demagogen“⁴, der sich gegen die Slawen und gegen die katholische Kirche zu profilieren suchte. 1914 musste er aufgrund eines laufenden Strafverfahrens wegen eines angeblichen Bücherdiebstahls in der Grazer Buchhandlung Leuschner & Lubensky⁵ letztlich zurücktreten. 1919 war er dann noch kurzzeitig Mitglied des steiermärkischen Landtags als Landesrat. Ansonsten übernahm er nach dem Ersten Weltkrieg diverse Funktionen in anderen Vereinen und Institutionen außerhalb der Politik: 1919 Vorsitzender der steirischen Landeshilfsstelle für Kriegsgefangenenfürsorge, 1924–1927 Vorsitzender der steirischen Invaliden-Entschädigungskommission, Präsident des Landes- und Frauenhilfsvereins vom Roten Kreuz Steiermark, 1922–1931 Präsident des Steiermärkischen Kunstvereins. Er starb am 1. September 1931 in Graz und wurde in einem – mittlerweile aufgelassenen – Grab auf dem Grazer Steinfeldfriedhof beigesetzt.⁶

Der literatur- und kunstaffine Wastian pflegte freundschaftliche Beziehungen zu Emil Ertl (1860–1935), Wilhelm Fischer (1846–1932), Peter Rosegger (1843–1918) und insbesondere zu Ottokar Kernstock (1848–1928), der sich in einem häufig zitierten Brief an den Freund darüber beschwert hatte, dass sein Hakenkreuzgedicht für die Fürstenfelder Ortsgruppe von 1923 „ganz ohne meinen Wunsch und Willen in die breite Öffentlichkeit gekommen“ sei.⁷ Feuilletons und Rezensionen zu diesen Freunden und anderen Autoren wurden in einer posthum herausgegebenen Sammlung „Ausgewählte Feuilletons und Gedichte“ veröffentlicht, wobei die radikal deutschnationalen Gedichte des jungen Polemikers wie „Deutschheit!“ oder „An der Wende des Jahrhunderts“ vom Herausgeber ganz zum Schluss quasi als Jugendsünde „einer früheren Schaffenszeit“ angefügt wurden.⁸

Gerhard Fuchs

² Vgl. Parlamentarier 1848–1918: Heinrich Wastian. Online verfügbar unter: <https://www.parlament.gv.at/recherchieren/personen/parlamentarierinnen-ab-1848/parlamentarier-1848-1918/wastian>

³ Vgl. Martin Moll, Die „Affäre Wastian“: Ein Streiflicht auf deutschnationale Politik in der Steiermark am Vorabend des Ersten Weltkriegs, in: Geschichte und Gegenwart 3/2000, S. 131–154, hier S. 133.

⁴ Moll, „Affäre Wastian“, S. 134.

⁵ Vgl. die detaillierte Schilderung des Vorfalls, des Prozesses und der Rücktritts-Ränke bei Moll, „Affäre Wastian“, S. 143–152.

⁶ Vgl. Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999, S. 247.

⁷ Die Briefstelle aus dem Brief vom 22. August 1923 wird häufig zur Verteidigung Kernstocks zitiert, ohne allerdings das daselbst ebenso zitierte Schreibmotiv: „Kampf gegen die Hauptfeinde unseres Volkes: den Semitismus und roten Sozialismus“. Zitiert nach: Maximilian Liebmann, Ottokar Kernstock, der mißbrauchte Dichter, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 85/1994, S. 381–393, hier S. 390.

⁸ Vgl. Heinrich Wastian, Ausgewählte Feuilletons und Gedichte. Hg. und mit einem Vorwort von Wladimir Max Kosurik. Graz 1933, S. 94f.

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Mirella Kuchling, Schriftstellernamen in Grazer Straßenbezeichnungen. Eine illustrierte Dokumentation. Unpubl. Diss. Graz 1999.

Maximilian Liebmann, Ottokar Kernstock, der mißbrauchte Dichter, in: Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 85/1994, S. 381–393.

Martin Moll, Die „Affäre Wastian“: Ein Streiflicht auf deutschnationale Politik in der Steiermark am Vorabend des Ersten Weltkriegs, in: Geschichte und Gegenwart 3/2000, S. 131–154.

Friedrich Pock, Grenzwacht im Südosten. Ein halbes Jahrhundert Südmark. Graz – Wien – Leipzig 1940.

Parlamentarier 1848–1918: Heinrich Wastian. Online verfügbar unter:

<https://www.parlament.gv.at/recherchieren/personen/parlamentarierinnen-ab-1848/parlamentarier-1848-1918/wastian>

Heinrich Wastian, Ausgewählte Feuilletons und Gedichte. Hg. und mit einem Vorwort von Wladimir Max Kosurik. Graz 1933.

Wastlergasse

Datum der Benennung

25.6.1899

Text der Zusatztafel

Josef Wastler 1831–1899

Geodät, Kunsthistoriker. Am Linzer Polytechnikum und der Wiener Akademie der bildenden Künste ausgebildet, war Wastler ab 1858 Professor für Geodäsie und Architekturgeschichte an der Technischen Hochschule Graz. Neben der Neuvermessung der Stadt 1869–1872 legte der Experte für regionale Kunstgeschichte 1883 das wegweisende „Steirische Künstler-Lexicon“ vor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Wastler war ein Geodät und Kunsthistoriker. Er wurde am 20. Februar 1831 in Heiligenberg (Oberösterreich) geboren. Sein Vater war der Lehrer Matthias Wastler. Nach der Industrie- und Gewerbeschule in Linz besuchte er das Polytechnikum und studierte anschließend Architektur an der Akademie der bildenden Künste Wien. 1853 wurde er zum Assistenten an der „Praktischen Geometrie“ bei Prof. Friedrich Hartner ernannt, verließ aber 1855 das Institut, um in der neugegründeten Oberrealschule in Ofen (Buda, heute Budapest) bis 1858 zu unterrichten. Im Oktober 1858 wurde er als Professor für Geometrie, Höhere Geodäsie und Architekturgeschichte an die Technische Hochschule in Graz berufen, wo er vier Mal die Funktion des Rektors ausübte. Im Auftrag der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien reiste er 1858 ins Bihargebirge in Siebenbürgen und zeichnete davon erstmals eine genaue Karte. Er führte Untersuchungen über die Leistungsfähigkeit des Federbarometers durch und ließ die Genauigkeit von Längenmessungen prüfen. Seine Erkenntnisse schlugen sich in der neuen Vermessung und Aufnahme der Stadt Graz nieder (Erstellung eines Stadtplans von Graz 1869–1872 in über 140 Blättern). Dabei nahm er die preußischen Vermessungsanweisungen auf, die 1887 in die österreichischen Vorschriften für Arbeiten am Grundsteuerkataster eingingen. Mit seinem Stadterweiterungsplan zeigte Wastler erstaunliche Weitsicht. Die Neubearbeitung der 5. bis 8. Auflage von Hartners „Hand- und Lehrbuch der niederen Geodäsie“ folgte den modernsten Erkenntnissen der Disziplin.

Wastlers zweiter Forschungsbereich war die Kunstgeschichte, vor allem die Architektur des Mittelalters. 1890 erschien seine Baugeschichte des Landhauses in Graz, gefolgt 1897 von „Das Kunstleben am Hofe zu Graz“ (von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts). Weiters

beschäftigte er sich mit der zeitgenössischen bildenden Kunst und verfasste 1883 das noch heute verwendete „Steirische Künstler-Lexicon“. Als Kunstreferent der „Grazer Tagespost“ schrieb er über 240 Rezensionen, viele über laufende Kunstaustellungen. Er erlangte dadurch einen gewissen Einfluss auf den städtischen Kunstbetrieb. So initiierte er etwa die Schaffung der „Waldlilie“ im Grazer Stadtpark, einer Skulptur von Hans Brandstetter (1864–1925) nach der Titelfigur der Erzählung „Waldlilie im Schnee“ von Peter Rosegger (1843–1918). Gemeinsam mit Franz Mitterbacher gründete Wastler 1864 den „Steirischen Kunstverein“ sowie 1865 mit August von Essenwein (1831–1892) den „Steirischen Kunstindustrieverein“. Für seine bei der Wiener Weltausstellung 1873 ausgestellten Arbeiten erhielt er die Verdienstmedaille der Internationalen Jury der Weltausstellung, für seine Leistungen im Bereich der Kunst und als Lehrer der Architektur 1883 den Titel eines k. k. Regierungsrats sowie 1898 den eines Hofrats. Wastler starb am 1. April 1899 in Graz.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Margarete Payer, Josef Wastler, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/wastler_josef.html

Wegenergasse

Datum der Benennung

um 1931

Text der Zusatztafel

Alfred Lothar Wegener 1880–1930

Geophysiker, Meteorologe, Polarforscher. Der gebürtige Berliner habilitierte sich 1909 in Marburg an der Lahn, wo er 1912 mit der Theorie der Kontinentalverschiebung das Phänomen der Plattentektonik erklärte. 1924 erhielt er den Lehrstuhl für Meteorologie und Geophysik in Graz. Er brach 1928 zu seiner dritten Grönlandexpedition auf, von der er nicht zurückkehrte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alfred Wegener wurde vor allem als Meteorologe und Polarforscher bekannt. Er wurde am 1. November 1880 in Berlin in eine evangelische Theologenfamilie geboren. 1899 legte er das Abitur am Köllnischen Realgymnasium in Berlin ab und studierte anschließend von 1900 bis 1904 Physik, Meteorologie und Astronomie in Berlin, Heidelberg und Innsbruck. Vor seiner Promotion 1904 übte er 1901/02 seine Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger beim König Elisabeth Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3 in Berlin-Charlottenburg aus. 1902/03 war er als Astronom an der Sternwarte der Urania Berlin beschäftigt, ab 1905 war er technischer Assistent am Aeronautischen Observatorium Lindberg bei Berlin. Hier führte er zusammen mit seinem Bruder Kurt atmosphärische Forschungen mithilfe eines Ballons durch. Im Zuge dessen stellte er den Weltrekord für eine Dauerfahrt im Freiballon auf.

Von 1906 bis 1908 nahm er an der dänischen Grönlandexpedition unter Ludvig Mylius-Erichsen teil. Anschließend war er als Privatdozent für Physik, Meteorologie und Astronomie in Marburg tätig, wo er sich 1909 auch habilitierte. 1912 brach er zum zweiten Mal mit einer dänischen Expedition nach Grönland auf, nachdem er auf einem Kongress seine Theorie über die Kontinentalplattenverschiebung veröffentlicht hatte. Aus der damaligen wissenschaftlichen Sicht schien es unvorstellbar, dass sich die Lage der Kontinente und Ozeane im Laufe der Erdgeschichte verändert haben könnte. Während des Ersten Weltkrieges musste er Frontdienst leisten und wurde dabei zwei Mal verwundet.

Nach dem Ersten Weltkrieg übersiedelt er nach Hamburg, wo er Chefmeteorologe an der Deutschen Seewarte und Professor für Meteorologie an der Universität Hamburg wurde. 1924 wurde Wegener als ordentlicher Professor für Meteorologie und Geophysik an die Universität Graz berufen. Die Grazer Zeit war für Wegener aus wissenschaftlicher Sicht gesprochen äußerst fruchtbar, was die große Anzahl an Publikationen zeigt. 1928 erhielt Wegener die Einladung, eine Grönland-Expedition zu leiten, die von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft finanziert wurde, um Messungen der Eisdicke durchzuführen. 1930 brach er nach Grönland auf, wo ihn ein verfrühter Wintereinbruch überraschte. Alfred Wegener verstarb wohl kurz nach seinem 50. Geburtstag im Grönlandeis, seine Leiche wurde erst im Frühjahr 1931 entdeckt.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Siegfried J. Bauer, Alfred Wegener und Viktor Franz Hess: Grazer Forscher zwischen Erde und Kosmos, in: Karl Acham (Hg.), Naturwissenschaft, Medizin und Technik aus Graz. Entdeckungen und Erfindungen aus fünf Jahrhunderten: vom „Mysterium cosmographicum“ bis zur direkten Hirn-Computer-Kommunikation. Wien – Köln – Weimar 2007, S. 77–84.

Simon Götz, Wegener, Alfred, in: Frankfurter Personenlexikon. Online verfügbar unter:
<http://frankfurter-personenlexikon.de/node/4607>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans-Joachim Löwer – Alexandra Schlüter, Große Entdecker. Die bedeutendsten Pioniere aller Zeiten. München 2011.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Weinholdstraße

Datum der Benennung

27.3.1930

Text der Zusatztafel

Karl Gotthelf Jakob Weinhold 1823–1901

Germanist. Der im damals preußischen Schlesien geborene, 1847 in Halle habilitierte Philologe war an fünf Universitäten Professor für deutsche Sprache und Literatur, so 1851–1861 in Graz. Hier wirkte er ferner als Pionier der jungen Volkskunde. Wegen seiner „Mittelhochdeutschen Grammatik“ von 1877 gilt Weinhold als einer der bedeutendsten Germanisten seiner Zeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Weinhold war Germanist und Pionier der Volkskunde, der v.a. mit seiner „Mittelhochdeutschen Grammatik“ nachhaltigen Ruhm erlangte. Er wurde am 26. Oktober 1823 in Reichenbach (Schlesien; heute Dzierżoniów, Polen) geboren. Unter dem Einfluss von Jakob Grimm und Theodor Jacobi avancierte er zu einem bedeutenden Germanisten des 19. Jahrhunderts und zu einem der Begründer der Volkskunde. Von 1842 bis 1845 studierte er Evangelische Theologie bzw. Philologie in Breslau und anschließend in Berlin. 1846 promovierte er in Halle zum Dr. phil. Bereits im folgenden Jahr konnte er sich habilitieren. Zur gleichen Zeit begann er in seiner Heimat mit dem Sammeln von Zeugnissen der schlesischen Volkskultur. 1849 kehrte er als Extraordinarius an die Universität Breslau zurück, bevor 1850 eine kurze Lehrtätigkeit in Krakau folgte.

1851 erhielt Weinhold die neu errichtete Lehrkanzel für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Graz, welche er bis zu seiner Berufung nach Kiel 1861 innehatte. Seine Arbeiten erstreckten sich über alle Bereiche des Fachs, besondere Berühmtheit erlangte er mit der Publikation „Die deutschen Frauen im Mittelalter“ (1851). Auch auf dem Gebiet der Volkskunde hielt er als Erster in Graz Vorlesungen, weiters begründete er die Volksschauspielforschung und einen Verein für Volkskunde (1891), der eine eigene Zeitschrift herausgab, die in der Nachfolge der „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ stand.¹

¹ Vgl. Walter Höflechner, Geisteswissenschaften. Eine Standortbestimmung. Unpubl. Reader zur Vorlesung „Fakultätsweites Basismodul Geisteswissenschaften“. 3. Version. Graz 2008, S. 86.

Nach seiner Grazer Zeit verschlug es ihn nach Kiel (1861), wo er von 1870 bis 1872 auch das Amt des Rektors innehatte. 1876 folgte die Rückkehr nach Breslau, wo er ebenfalls 1879/80 als Rektor wirkte. 1889 ging Weinhold schließlich nach Berlin, wo er 1893/94 zum dritten Mal Rektor wurde. Als 1896 die Frauen in Preußen das Recht erhielten, als Gasthörerinnen Vorlesungen an der Universität zu besuchen, war Weinhold einer der Professoren, die von ihrem Recht Gebrauch machten, die Frauen auszuschließen, wie z. B. Helene Stöcker.² Karl Weinhold starb am 15. August 1901 in Bad Nauheim.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerlinde Haid, Weinhold, Karl, in: Oesterreichisches Musiklexikon. Online verfügbar unter:

http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_W/Weinhold_Karl.xml

Walter Höflechner, Geisteswissenschaften. Eine Standortbestimmung. Unpubl. Reader zur Vorlesung „Fakultätsweites Basismodul Geisteswissenschaften“. 3. Version. Graz 2008.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Reinhold Lütgenmeier-Davin – Kerstin Wolff (Hg.), Helene Stöcker: Lebenserinnerungen. Köln 2015.

Ferdinand G. Smekal, Alma Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten. Wien 1967.

Wolfgang Suppan (Hg.), Steirisches Musiklexikon (= Beiträge zur steirischen Musikforschung 1). Graz 1966.

² Vgl. Reinhold Lütgenmeier-Davin – Kerstin Wolff (Hg.), Helene Stöcker: Lebenserinnerungen. Köln 2015, S. 53.

Weissenkircherstraße

Datum der Benennung

13.5.1948

Text der Zusatztafel

Hans Adam Weissenkircher 1646–1695

Maler. Der im bayerischen Laufen geborene Angehörige einer Salzburger Malerfamilie war nach Lehrjahren in Venedig und Rom Hofmaler des Fürsten Johann Seyfried von Eggenberg. 1678–1685 schuf Weissenkircher mit den Decken- und Wandgemälden des Planetensaals im Schloss Eggenberg sein Hauptwerk. Zahlreiche Altarbilder in Grazer Kirchen stammen von diesem Barockmaler.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans Adam Weissenkircher ist in der Steiermark als Maler v. a. mit den Decken- und Wandgemälden des Planetensaals in Schloss Eggenberg hervorgetreten. Er wurde am 10. Februar 1646 als Sohn des Salzburger „Statuarius“ Wolf Weissenkircher dem Älteren in Laufen getauft. Seine Jugend und Ausbildung liegen weitestgehend im Dunkel, möglicherweise erhielt er seine erste Ausbildung vom Vater. Die Annahme, Weissenkircher sei als Mitglied der Eggenbergischen „Künstlerkolonie“ ausgewählt worden, um seine Studien in Italien fortzusetzen, ist nicht mehr haltbar. Allerdings ist auch nicht klar, wo sich Weissenkircher vor seiner Italienreise befand. Einige Hinweise würden auf Venedig hindeuten, dies lässt sich aber nicht einwandfrei klären.¹

Ab dem 3. April 1678 ist Weissenkircher als Maler in den Eggenbergischen Rechnungsbüchern mit dem höchsten Gehalt aller Angestellten belegt. Sein hohes Gehalt und sein Rang als fürstlicher Hofmaler sicherten ihm eine gehobene soziale Stellung, die später zu einem Hausbesitz und dem Umgang mit dem Patriziat in Graz führte. Da er niemals den Grazer Bürgereid ablegte, musste er sich mit einem Haus in der Vorstadt begnügen. Am 5. Februar 1680 heiratete er Barbara Elisabeth Zernegg in der Pfarre St. Leonhard. Wohl kurz nach der Hochzeit erwarb er ein Haus in der Murvorstadt.

¹ Vgl. Barbara Ruck, Hans Adam Weissenkircher. Fürstlich Eggenbergischer Hofmaler (1646–1695). Mit einem Versuch zur Rekonstruktion des Programms für seinen allegorischen Gemäldezyklus im Eggenberger Planetensaal. Ungedr. Phil. Dissertation. Graz 1982, S. 9–13.

Neben der Ausstattung des Eggenbergischen Planetensaales (abgeschlossen 1685) und zahlreichen kleinformatischen Staffeleibildern für die diversen Galeriezimmer des Fürsten Eggenberg, war Weissenkircher vor allem für die Neuausstattungen von Kirchen auf fürstlichem Territorium bzw. unter Eggenbergischer Vogtei verantwortlich. Am 5. Dezember 1680 wurde sein ältester Sohn Johann Honorius geboren, der nach dem frühen Tod des Vaters in das Grazer Dominikanerkloster St. Andrä eintrat. Am 6. Februar 1684 kam der jüngere Sohn Joseph Anton zur Welt, dessen Spur sich allerdings nicht weiterverfolgen lässt. Die am 25. Februar 1682 geborene Tochter vermählte sich im Alter von 15 Jahren und gab damit die Werkstatt des Vaters an Antonio Maderni weiter. Das weitere Schicksal seiner Kinder erlebte Weissenkircher nicht mehr: Nachdem er das dritte der Seitenaltarbilder für den Marburger Dom geliefert hatte, starb er am 26. Jänner 1695 in Graz an einer unbekannteren Krankheit.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Barbara Ruck, Hans Adam Weissenkircher. Fürstlich Eggenbergischer Hofmaler (1646–1695). Mit einem Versuch zur Rekonstruktion des Programms für seinen allegorischen Gemäldezyklus im Eggenberger Planetensaal. Ungedr. Phil. Dissertation. Graz 1982.

Barbara Ruck, Hans Adam Weissenkircher (1646–1695). Fürstlich Eggenbergischer Hofmaler. Aus Anlaß der Vollendung des Eggenberger Planetensaals vor 300 Jahren. Ausstellungskatalog, hrsg. von der Abteilung Schloss Eggenberg am Landesmuseum Joanneum Graz und dem Verein „Steirische Kulturveranstaltungen“. Graz 1985.

Weißweg

Datum der Benennung

17.3.1955

Text der Zusatztafel

Franz Weiß 1912–1951

Industrieller. Weiß baute 1936 den väterlichen Fahrradteilehandel aus und unterhielt als Gründer der Junior-Fahrradwerke zwei Fabriken in Graz. Er war im autoritären Ständestaat Mitglied der Vaterländischen Front, ab 1938 in der NSDAP. Die als Rüstungsbetriebe durch Bomben teilzerstörten Werke erlebten nach 1945 eine Blüte, ehe sie 1975 geschlossen wurden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Weiß war ein Grazer Unternehmer, Gründer und Inhaber der Junior-Fahrradwerke. Er wurde am 10. Dezember 1912 als Sohn des Fahrradhändlers Franz Weiß Senior in Graz geboren. 1934 kaufte Weiß nach dem Konkurs der Grazer Motorenwerke AG deren Areal in Puntigam. Um sich von seinem ebenfalls im Fahrradgeschäft tätig gewesenen Vater im Firmennamen abzuheben, wählte Franz Weiß den Firmennamen Junior. Weiß übernahm von den Grazer Motorenwerken sowohl die Fahrradproduktion der Marke Titan als auch die Herstellung des Titan-Fahrradhilfsmotors und verkaufte diese in der Folge unter dem eigenen Markennamen.¹ Ab 1937 ließ Weiß die Fabrik vergrößern und baute in der Niesenberggasse ein zweites Werk.

1938 trat Weiß der NSDAP bei, nachdem er im autoritären Ständestaat Mitglied der Vaterländischen Front gewesen war. Ende 1940 wurden die Junior Werke in die NS-Rüstungsbetriebe aufgenommen und produzierten gemeinsam mit Puch und Assmann Truppenfahrräder. Die Junior-Fahrradwerke wurden im Krieg durch Bombentreffer teilweise zerstört. Weiß wurde nach dem Krieg als „minderbelastet“ eingestuft² und brachte die Fahrradwerke wieder auf Erfolgskurs. Franz Weiß Junior starb am 17. September 1951 gemeinsam mit dem kaufmännischen und technischen Direktor seiner Firma bei einem Autounfall in Gratkorn. Damals zählte das Unternehmen rund 300 Mitarbeiter. Nach seinem Tod übernahm sein Vater Franz Weiß Senior die Werksleitung. 1961

¹ René Sebastian (Hg.), Virtuelle Oldtimer Zeitung. Online verfügbar unter: <https://www.voz.co.at/VKMA/Div-i-l/junior.html>

² StA Graz, NS-Registrierung W 247/47.

übergab er das Unternehmen wiederum an seinen 23-jährigen Enkel Franz Weiß Junior II. Das Unternehmen existierte bis 1975.³

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

o. A., Macht Platz, Fahrrad kommt! Geschichte und Geschichten zum Radfahren in Graz, hrsg. v. Fahrrad-Geschichts-Werkstatt Graz. Graz 1999.

³ o. A., Macht Platz, Fahrrad kommt! Geschichte und Geschichten zum Radfahren in Graz, hrsg. v. Fahrrad-Geschichts-Werkstatt Graz. Graz 1999.

Weixelbaumstraße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Franz Seraphicus Weixelbaumer 1821–1892

Bürgermeister von Gösting. Der im Mühlviertel geborene Weixelbaumer war Gutsverwalter in Gösting, ehe er dort eigene Realitäten erwarb. Bis zu seinem Tod stand er jahrzehntelang der damals noch selbstständigen Göstinger Gemeinde vor. Weixelbaumer gehörte ferner 1873 zu den Gründungsmitgliedern der Feuerwehr Gösting und war im lokalen Schulwesen engagiert.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz Weixelbaumer wurde am 21. September 1821 in der Pfarre Walding (Oberösterreich) getauft.¹ Er war in der damals noch eigenständigen Gemeinde Gösting Gutsverwalter, ehe er dort auch als Realitätenbesitzer aufscheint. Als solcher ist er bei der Hochzeit mit Katharina Kniedl, einer Haushälterin aus Graz, am 28. Juli 1872 genannt.² 1873 war er eines der Gründungsmitglieder der Feuerwehr Gösting.³ Weitere Tätigkeitsfelder fand er im Bezirksschulrat, Ortsschulrat, im Direktorium der Bezirkssparkasse Umgebung Graz, zudem stand er der Gemeinde Gösting auch als Bürgermeister vor. 1887 wurde ihm in Anerkennung seines Einsatzes das goldene Verdienstkreuz verliehen.⁴ Franz Weixelbaumer verstarb am 28. Jänner 1892 an einer Gehirnhautentzündung in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Pfarrarchiv Walding, Taufbuch 05, S. 35.

² Vgl. DA GRAZ, Graz-Kalvarienberg Trauungsbuch III, S. 143.

³ Vgl. Grazer Tagblatt vom 3. Juni 1913, S. 6.

⁴ Vgl. Grazer Volksblatt vom 25. März 1887, S. 3.

Weldenstraße

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

(Franz) Ludwig Freiherr von Welden 1782–1853

Offizier. Der gebürtige Württemberger trat 1802 in österreichische Dienste und stieg als Veteran der Napoleonischen Kriege 1849 zum Feldzeugmeister und Oberbefehlshaber der Armee auf, wobei er nach der Revolution von 1848 Repressionen zu verantworten hatte. 1838–1845 war Welden Divisionskommandeur in Graz, wo der begnadete Botaniker den Schloßberg begrünen ließ.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

(Franz) Ludwig Freiherr von Welden wurde am 16. Juni 1782 in Laupheim (Württemberg) geboren. Eigentlich als Student der Rechte an der Universität Würzburg gemeldet, entschied er sich am 4. Oktober 1798 dafür, in das würzburgische Infanterieregiment einzutreten. In Feldzügen von 1799 bis 1801 stieg er bis zum Oberleutnant auf, ehe er 1802 zu den Deutschmeistern und 1804 zur Erzherzog Karl Infanterie wechselte. Im Juli desselben Jahres wurde er Kapitänleutnant beim Tiroler Jägerregiment, später erkaufte er sich die Hauptmanns-Charge, sodass er im August 1805 zum Generalquartiermeisterstab versetzt werden konnte.

Nach einigen Kriegseinsätzen (u. a. soll er 1806 das Kriegsarchiv von Ulm nach Wien geschafft haben) wurde er 1809 von französischen Truppen gefangen genommen, kam allerdings nach kurzer Zeit wieder frei, da er nachweislich bereits im Mai an der Schlacht von Aspern teilnahm, wo er zum Major befördert und mit dem Ritterkreuz des österreichischen Leopold Ordens ausgezeichnet wurde. Von 1812 bis 1815 war er an Feldzügen in Italien beteiligt, wo er in den Rang des Obersts aufstieg. Von 1821 bis 1824 war er nach den Friedensschlüssen als Generalstabschef in Oberitalien tätig, ehe er, 1828 zum Generalmajor befördert, als Brigadier in Zadar, Budweis und Mainz tätig war. Inzwischen Feldmarschallleutnant geworden, folgte am 1. Mai 1838 seine Versetzung nach Graz. Auf seine Initiative geht die Errichtung der Schloßberganlagen in den Jahren von 1839 bis 1843 zurück.

Anschließend war Welden als Militärkommandant in Tirol und 1848 für die Instandsetzung der Befestigung von Trient verantwortlich. Außerdem konnte er mit Siegen über die Italiener die Verbindung zu Verona wiederherstellen. Für diese Verdienste erhielt er das Kommandeurkreuz des

Maria-Theresien-Ordens. Im November 1848 wurde er zum Gouverneur der Hauptstadt Wien ernannt, wo er bis 1851 tätig sein sollte. In dieser Zeit unterlag ihm auch das Kommando über die Zivilverwaltung, was ihn zum Verantwortlichen der gegenrevolutionären Maßnahmen machte. Aus seinen Memoiren geht hervor, dass ihm die Wiener merklich zuwider waren: Er inhaftierte große Teile der Bevölkerung in Kasernen, zur Überwachung der Wiener Bevölkerung wurde die Stadt mit einem Spitzelwesen überzogen und Missetäter ließ er rigoros vor ein Standgericht stellen. Im Sinne einer zügigen Befriedung war die Verfolgung Widerständiger ausschlaggebend, eine gerechte Verhandlung nebensächlich.

1849 wurde Welden zum Feldzeugmeister ernannt und ihm wurde das Oberkommando der Armee in Ungarn übertragen. Dieses Amt hatte er allerdings nur kurze Zeit inne. Zuerst verschlug es ihn nach Graz, ehe er wieder Gouverneur in Wien wurde. 1851 suchte er schließlich um Ruhestand an, den er in Graz verbrachte, wo er seine Memoiren veröffentlichte, bevor er am 7. August 1853 starb.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Pallua-Gall, Welden, Ludwig Freiherr von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 41. Berlin 1896, S. 665–666. Online verfügbar unter:

<https://www.deutschebiographie.de/gnd119370549.html#adbcontent>

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Florian Wenninger, Franz Ludwig Freiherr von Welden, in: Peter Autengruber – Birgit Nemeč – Oliver Rathkolb – Florian Wenninger (Hg.), Umstrittene Wiener Straßennamen. Ein kritisches Lesebuch.

Wien – Graz – Klagenfurt 2014, S. 272–274.

Werndlweg

Datum der Benennung

1.4.1954

Text der Zusatztafel

Josef Werndl 1831–1889

Industrieller. Der gelernte Büchsenmacher baute nach Wanderjahren ab 1862 den Familienbetrieb in seiner Geburtsstadt Steyr zu einer der leistungsstärksten Gewehrfabriken Europas aus. Die heutigen Steyr-Werke gehen auf die 1869 gegründete Österreichische Waffenfabrik AG zurück. Für seine Belegschaft setzte Werndl zahlreiche Fürsorge- und Sozialeinrichtungen um.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Werndl wurde am 26. Februar 1831 als Sohn eines Werkzeug- und Gewehrteileproduzenten in Steyr geboren. Dort erhielt er vermutlich auch in der Vorstadtpfarrschule seine erste Schulbildung. Ob er im Anschluss an die Trivialschule noch die Kreishauptschule besuchte, ist nicht geklärt. 1844 wurde er nach Wien geschickt, um das Büchsenmachergewerbe bei Ferdinand Fruwirth zu erlernen. Nach dem Abschluss seiner Lehrzeit 1847 ging er auf Wanderschaft, die ihn u. a. nach Prag führte. Nach einer kurzen Gesellenzeit in der dortigen Waffenfabrik kehrte er in das väterliche Haus zurück.

1849 meldete er sich freiwillig zum Militärdienst und kam zum 6. Chevauleger-Regiment nach Wien. Auf Betreiben seines Vaters wurde Werndl nach einer kurzen militärischen Ausbildung der k. u. k. Gewehrfabrik in Wien/Währing zugeteilt, wo er mit der Bauart von Militärgewehren vertraut wurde. 1850 wurde er, abermals auf Betreiben seines Vaters, in den heimatlichen Betrieb abkommandiert. Neuerliche Jahre der Wanderschaft folgten, die ihn 1852 sogar in die USA zur Firma Remington führten. 1853 kehrte er nach Steyr zurück. Nach einem Streit mit dem Vater kaufte er sich die sogenannte „Kettenhuberschleife“ im Steyrer Wehrgraben, um dort eine eigene Produktionsstätte für Gewehrteile einzurichten. Erst nach dem Tod des Vaters kehrte er in den Familienbetrieb zurück.

Ab 1866 folgte durch die Niederlage bei Königgrätz der Aufstieg der Firma Werndl, da sie den Auftrag zu Umrüstung der k. u. k. Armee von Vorder- auf Hinterlader-Gewehre erhielt. Dadurch vergrößerte sich der Betrieb enorm, was Werndl zur Umwandlung des Betriebes in die „Österreichische Waffenfabrik AG“ veranlasste, welche zum Vorläufer der späteren Steyr-Werke wurde. Werndl wurde zum Generaldirektor dieser AG. Bereits 1860 war Werndl zum Major Kommandant des Steyrer

Bürgerkorps ernannt worden. Patriotische Anlässe waren häufig der Grund für Werndls besonderes Engagement, so stiftete er anlässlich des Krieges gegen Piemont 100 Gulden für jenen Steyrer, der als Erster verwundet oder ausgezeichnet wurde. Zusätzlich regte er die Gründung eines patriotischen Komitees an, das Gelder zur Invalidenunterstützung sammeln sollte.

Für die Ausrüstung verschiedener Armeen bekam Werndl zahlreiche Orden verliehen, so z. B. 1870 den Orden der Eisernen Krone III. Klasse und 1872 den Orden der italienischen Krone. 1867 wurde Werndl von der oberösterreichischen Handels- und Gewerbekammer in den Landtag gewählt, wo er im volkswirtschaftlichen Ausschuss tätig war. Bereits seit 1860 war er im Gemeinderat tätig (er wurde mit 29 Jahren von der Regierung in den Gemeinderat berufen), seine offizielle Wahl erfolgte erst 1862. Im Laufe seines Lebens ergriff er immer wieder Partei für die liberalen Politiker seiner Zeit.

Werndl sorgte sich aber auch um das Wohl seiner Arbeiter und Mitmenschen. So errichtete er für seine Arbeiter Wohnhäuser, sorgte für eine Arbeitslosenunterstützung und organisierte zahlreiche Sommerfeste. Außerdem trug er durch Geldspenden zur Verschönerung des Stadtbildes von Steyr bei. Er gründete 1869 einen Konsumverein, der Arbeitern der Waffenfabrik zum billigeren Einkauf von Lebensmitteln und Kleidung verhelfen sollte. Außerdem stiftete er einen großen Geldbetrag für die Krankenkassen. Er hinterließ testamentarisch 140.000 Gulden zur Unterstützung bedürftiger Arbeiter der österreichischen Waffenfabrik und deren Witwen und Waisen. Josef Werndl starb am 22. April 1889 in Steyr an einer Lungenentzündung.¹

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale. Graz – Wien 2000.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Karl-Heinz Rauscher, Der König von Steyr. Anmerkungen zu Josef Werndl. Gnas 2009.

Hans Stögmüller, Josef Werndl und die Waffenfabrik in Steyr. 2. Aufl. Steyr 2009.

¹ Vgl. Grazer Volksblatt vom 1. Mai 1889, S. 3.

Wichnergasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Jakob Wichner 1825–1903

Historiker. Wichner trat nach dem Philosophiestudium in seiner Geburtsstadt Graz 1846 in das Benediktinerstift Admont ein und war erst Seelsorger. Ab 1870 reorganisierte er das bei einem Brand teilzerstörte Klosterarchiv, lehrte am Grazer Akademischen Gymnasium, leitete ab 1878 die Stiftsbibliothek und verfasste eine Geschichte des Stifts Admont in vier Bänden.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Jakob Wichner leitete die Bibliothek des Benediktinerstifts Admont. Er wurde am 22. Juli 1825 als Sohn von Friedrich Wichner, einem Grazer Hausbesitzer, Gastwirt, Wein- und Holzhändler, und dessen Frau Katharina in Graz geboren. Nach Abschluss der Volksschule, des Gymnasiums und der philosophischen Studien trat er am 7. September 1846 dem Benediktinerorden in Admont bei. Am 11. Juli 1851 legte er die Ordensprofess ab, am 27. Juli 1851 erhielt er seine Priesterweihe.

Seine Seelsorgetätigkeiten führten ihn anschließend an verschiedenste Orte, so zum Beispiel nach St. Lorenzen im Paltental und nach Kleinsölk, bis ihn eine Krankheit zwang, nach Admont zurückzukehren. Dort beschäftigte er sich mit der Ordnung der Reste des Archivs, das Jahre zuvor durch einen Brand größtenteils zerstört worden war. 1878 wurde ihm zusätzlich die Leitung der Stiftsbibliothek übergeben, wo er eine Katalogisierung der 80.000 Bücher vornahm. Daneben publizierte Wichner auch als Historiker mehrere bedeutende Werke, so unter anderem die Geschichte des Stifts Admont in vier Bänden. Zudem war er als Lehrer im Akademischen Gymnasium in Graz tätig.

Wichner sammelte auch Siegel, Autografen und Kupferstiche sowie Holzschnitte bzw. ordnete er die Münzsammlung im Stift neu. Für seine Tätigkeiten wurde er mit der Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Zusätzlich war er Ritter des königlich sächsischen Albrechtsordens. Jakob Wichner verstarb am 21. Oktober 1903 in Admont.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

P. Florian C. Kinnast, Dr. Jakob Wichner, Senior, Bibliothekar und Archivar der Abtei Admont. Brünn 1904.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Anton Mell, P. Jakob Wichner, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 1/IV/1903, S. 162–164.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wickenburggasse

Datum der Benennung

1852

Text der Zusatztafel

(Matthias) Constantin Graf von Wickenburg 1797–1880

Politiker. Der bei Düsseldorf geborene Wickenburg trat nach Studien in Wien 1820 in den Staatsdienst, der ihn 1830 als Vize- sowie 1835–1848 als Gouverneur der Steiermark nach Graz führte. Er erwarb sich Verdienste um die Gründung des Kurorts Gleichenberg und die Errichtung der Grazer Kettenbrücke. 1861–1863 wirkte er als Minister für Handel und Volkswirtschaft.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

(Matthias) Constantin Capello Graf von Wickenburg war ein Politiker und Gouverneur der Steiermark. Er wurde am 16. Juli 1797 bei Düsseldorf geboren. Seine Eltern waren der kurpfälzische General und Gesandte an den Höfen St. Petersburg und Wien, Anton Anselm Graf von Wickenburg-Capello (1750–1813), und Lucie geborene Gräfin von Hallberg. So kam der Sohn schon in jungen Jahren nach Wien, wo er die Schule und die Universität besuchte. Nach Abschluss seines Studiums trat er ins Kreisamt Korneuburg ein, kam anschließend zur niederösterreichischen Regierung und danach zur allgemeinen Hofkammer nach Wien. 1823 ernannte ihn Kaiser Franz I. (1768–1835) zum wirklichen Hofsekretär, 1824 zum niederösterreichischen Regierungsrat und 1825 zum Kreishauptmann von Krems. 1830 wurde Wickenburg als Vizepräsident des Guberniums in Steiermark nach Graz berufen, da der bisherige Gouverneur, Graf Franz von Hartig (1789–1865), in derselben Funktion in die Lombardei gegangen war. 1835 ernannte ihn Kaiser Ferdinand (1793–1875) zum Gouverneur von Steiermark und wirklichen Geheimen Rat.

Wickenburg übte sein Amt mit Geschick und Engagement aus. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Ausgestaltung des Kurorts Bad Gleichenberg und die Errichtung der oberen Kettenbrücke in Graz. Während seiner Amtszeit entstanden in Graz die Taubstummenlehranstalt, ein Arbeitshaus und eine Kleinkinderbewahranstalt. 1836 wurde er zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. Nachdem er im Revolutionsjahr 1848 eine Landsturmbatterie nach Wien kommandiert hatte, wurde er von Ministerpräsident Felix Fürst zu Schwarzenberg (1800–1852) entlassen. Die folgenden zwei Jahre verbrachte Wickenburg auf Reisen, um sich anschließend in Wien niederzulassen. Ende der 1850er-Jahre wurde er zum Präsidenten des Verwaltungsrats der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn gewählt und

anlässlich der Eröffnung der Bahnstrecke Wien–Salzburg von Kaiser Franz Joseph (1830–1916) mit dem Großkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet. 1861–1863 amtierte Wickenburg als Minister für Handel und Volkswirtschaft im Kabinett von Anton von Schmerling (1805–1893). Er war somit der erste Handelsminister im konstitutionellen Österreich. In seine Amtszeit fallen der Erlass der kaiserlichen Verfassungsurkunde vom 21. Februar 1861 (Februar-Patent) und die Wiedererrichtung der Wiener Stadterweiterungskommission, zu deren Präsident Wickenburg ernannt wurde – ein Ehrenamt, das er bis zu seinem Tod bekleidete.

1863 legte Wickenburg dem Ministerrat den Plan einer in den nächsten Jahren in Wien abzuhaltenden Weltausstellung vor und verknüpfte die Umsetzung dieses Ziels mit seinem Verbleib im Amt. Nachdem das Projekt gescheitert war, trat er am 20. Oktober 1863 zurück. 1865 wurde er Mitglied des Herrenhauses des Reichsrats. Wickenburg war außerdem Mitglied des Baukomitees für das k. k. Hofopernhaus in Wien (heute die Staatsoper) und leitete den „Verein zur Beförderung der Bildenden Künste“. In Anerkennung seiner Verdienste um die Verschönerung Wiens wurde er vom Gemeinderat zum Ehrenbürger ernannt. Wickenburg war ab 1829 mit Emma Grimaud Gräfin d’Orsay (1813–1880) vermählt. Aus dieser Ehe stammen zwei Söhne, darunter der Dichter Albrecht (1838–1897), sowie drei Töchter. Nach seinem Rücktritt als Handelsminister verbrachte Wickenburg regelmäßig den Winter in Wien und den Sommer in seiner Villa in Bad Gleichenberg. Wickenburg starb am 26. Oktober 1880 in Bad Gleichenberg.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Matthias Wickenburg-Capello, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/wickenburg-capello_matthias.html

Widowitzgasse

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Josef Widowitz 1859–1946

Mediziner, Kinderarzt. Die Laufbahn des gebürtigen Kärntners ist eng mit der Kinderklinik in Graz verbunden, zu deren Leiter er avancierte. Darüber hinaus betreute der Obermedizinalrat jahrzehntelang als Kinderarzt die städtischen Jugendwohlfahrtseinrichtungen und publizierte zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten. 1940 trat er der NSDAP bei.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Josef Widowitz war ein Grazer Arzt und zeitweiliger Leiter der Grazer Kinderklinik. Er wurde am 24. Juli 1859 als Sohn des Franz Widowitz und seiner Frau Agnes, geb. Kozeinigg, in Ebenthal/Žrelc (Kärnten) geboren.¹ Über seine Jugend ist nichts bekannt. 1891 wird er erstmals in Graz in den Medien als praktischer Arzt erwähnt.² Er publizierte zahlreiche wissenschaftliche Schriften über Kinderheilkunde und war über 25 Jahre lang Mitglied im Allgemeinen Deutschen Turnverein in Graz.³ Im Mai 1914 wurde ihm der Titel eines Medizinalrates verliehen.⁴ Am 11. April 1929 wurde Widowitz zum Obermedizinalrat ernannt.⁵

Josef Widowitz war einige Zeit Leiter der Grazer Kinderklinik und fast 60 Jahre lang in Graz als Kinderarzt tätig. Er betreute durch Jahrzehnte die Insassen des Hauses der verwahten Jugend in der Plüddemangasse und des Kinderheimes in der Wiener Straße.⁶ Seine Frau starb 1936, danach stand Widowitz, der unter Altersdemenz litt, unter Aufsicht einer Wirtschafterin, die mutmaßlich den NSDAP-Beitritt Widowitz' am 1. Juli 1940 in die Wege leitete.⁷ Um 1943 erlitt Josef Widowitz einen Schlaganfall. Er starb am 15. Oktober 1946 in Graz.

¹ Taufbuch Pfarre Ebenthal.

² Grazer Tagblatt vom 9. November 1891.

³ Grazer Tagblatt vom 19. Dezember 1917.

⁴ Linzer Tages-Post vom 12. Mai 1914.

⁵ Wiener Zeitung vom 24. April 1929.

⁶ AB Nr. 16, 1959.

⁷ StA Graz, NS-Registrierung W 820/48.

Sein Sohn Paul Widowitz war ebenfalls Kinderarzt und stellte erstmals in Graz einen Fall von Papageienkrankheit fest. Diese Leistung wurde im Benennungsakt der Widowitzgasse fälschlicherweise seinem Vater Josef zugeschrieben.⁸

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

k. A.

⁸ Abschlussberichts 2017 der EKSIN.

Wiednerplätzchen

Datum der Benennung

24.1.1929

Text der Zusatztafel

Johann Michael Wiedner 1856–1928

Gärtner. Der in Graz geborene Kunst- und Handelsgärtner gehörte 1895–1914 sowie 1917–1924 dem Grazer Gemeinderat an. Als Obmann des Parkausschusses und Mitglied des Stadtverschönerungsvereins verfocht er die Idee eines westseitigen Schloßbergaufstiegs. Wiedners Initiative führte kurz vor dem Ersten Weltkrieg zur Errichtung des 1918 eröffneten Kriegssteigs.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann Michael Leopold Wiedner wurde am 14. November 1856 als Sohn von Johann und Maria Wiedner in der Geidorferstraße in Graz/St. Leonhard geboren. Er wurde zum Kunst- und Handelsgärtner ausgebildet und war in den Jahren 1895 bis 1914 und 1917 bis 1924 in Graz als Gemeinde- bzw. Stadtrat tätig. Er bemühte sich vor allem um die städtischen Grünanlagen und war Obmann des Parkausschusses und der Bausektion. Der sogenannte „Kriegssteig“ auf den Schloßberg, der während des Ersten Weltkriegs errichtet wurde, wurde auf seine Initiative hin angelegt. Johann Wiedner starb am 24. September 1928 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Wielandgasse

Datum der Benennung

20.9.1899

Text der Zusatztafel

Christoph Martin Wieland 1733–1813

Schriftsteller, Lyriker. Der in Schwaben geborene Wieland verfasste seit seiner Jugend Gedichte und wurde nach Studien in Erfurt und Tübingen mit Romanen und Shakespeare-Übersetzungen bekannt. Als herzoglicher Erzieher ab 1772 in Weimar gab er dort die Zeitschrift „Der Teutsche Merkur“ heraus. Wieland gilt als einer der einflussreichsten Dichter der Aufklärung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Christoph Martin Wieland war ein deutscher Dichter, Übersetzer und Publizist. Er war der Älteste des sogenannten Viergestirns von Weimar, zu dem auch Johann Gottfried Herder, Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller zählten. Er wurde am 5. September 1733 in Oberholzheim (Landkreis Biberach, Baden-Württemberg) als Sohn eines Predigers in eine einflussreiche Biberacher Familie geboren. Wieland begann im Alter von zwölf Jahren Verse in lateinischer und in deutscher Sprache zu verfassen. Als 16-Jähriger soll er bereits alle römischen Klassiker gelesen haben. Früh begann er sich für die Aufklärung und ihre Protagonisten zu interessieren.

Von 1747 bis 1749 besuchte er das pietistische Internat im Kloster Berge bei Magdeburg. In dieser Zeit begeisterte sich Wieland für das Werk des Dichters Friedrich Gottlieb Klopstock. Nach dem Internat begann er ein Philosophiestudium an der Universität Erfurt. 1750 wechselte er nach Tübingen, wo er zunächst Jura studierte, sich dann aber auf das Literaturstudium und auf sein eigenes Schaffen konzentrierte. Noch im selben Jahr brach Wieland sein Studium ab und kehrte nach Biberach zurück. Er verlobte sich mit seiner zwei Jahre älteren Cousine Sophie Gutermann, die später als Sophie La Roche die erste deutsche Frauenzeitschrift herausgab.

1752 lud ihn der Züricher Philologe und Literaturkenner Johann Jakob Bodmer in die Schweiz ein, wo Wieland acht Jahre lang blieb. 1753 löste Sophie die Verlobung mit Wieland und heiratete den kurmainzischen Hofrat Georg Michael Anton La Roche. Wieland zog nach Bern, verlobte sich dort mit Julie Bondeli, der späteren Freundin Jean-Jacques Rousseaus. Wieland plante bereits damals, eine Zeitschrift herauszugeben, konnte dafür aber nicht die erforderlichen finanziellen Mittel aufreiben.

Wieland kehrte 1760 nach Biberach zurück, wo er zum Senator gewählt und zum Kanzleiverwalter ernannt wurde. Eine Beziehung zu der katholischen Bürgerstochter Christine Hogel beendete Wieland auf Drängen seiner Familie. Hogel gebar 1764 Wielands uneheliche Tochter Caecilia Sophie Christine, die jedoch früh starb.¹ Wieland heiratete indes 1765 Anna von Hillenbrand, die ihm 13 Kinder gebar, von denen aber nur sieben überlebten. 1764 begann seine ergiebigste schriftstellerische Schaffenszeit, in der er zahlreiche Romane, Übersetzungen und Gedichte schuf. 1769 nahm er einen Lehrauftrag an der Universität Erfurt an. 1772 holte ihn die Herzogin und Komponistin Anna Amalia von Sachsen-Weimar zur Erziehung ihrer beiden Söhne nach Weimar. Hier lernte er Johann Wolfgang von Goethe und Johann Gottfried Herder kennen. In Weimar verwirklichte Wieland seine Vision einer Literaturzeitschrift und gründete 1773 den „Teutschen Merkur“, dessen Redaktion er bis 1789 führte.

Von 1789 bis 1803 lebte Wieland mit seiner Familie in Oßmannstedt, wo er sich ein kleines landwirtschaftliches Gut gekauft hatte. Im Jahr 1800 starb seine Frau. Wieland verkaufte seine Landwirtschaft und kehrte 1803 nach Weimar zurück, wo er sich wieder als Herausgeber von Zeitschriften betätigte. Im hohen Alter trat Wieland der Weimarer Freimaurerloge „Anna Amalia zu den drei Rosen“ bei. Christoph Martin Wieland starb am 20. Jänner 1813 in Weimar an den Folgen einer Erkältung. Mit „Geschichte des Agathon“ begründete Wieland die Tradition des deutschen Bildungsromans. Er gilt heute als einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller der Aufklärung.²

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Irmela Brender, Christoph Martin Wieland. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2003.
- Peter-Henning Haischer, Christoph Martin Wieland. Ein Weltbürger in Weimar. Weimar 2015.
- Max Koch, Wieland, Christoph Martin, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 42. Berlin 1897. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118632477.html#adbcontent>
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- o. A. Wieland, Christoph Martin, in: Meyers Konversations-Lexikon. Bd. 16. 4. Aufl. Leipzig – Wien 1885–1892.

¹ Irmela Brender, Christoph Martin Wieland. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2003.

² Max Koch, Wieland, Christoph Martin, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 42. Berlin 1897. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118632477.html#adbcontent>

Wiesenauergasse

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Franz de Paula Wiesenauer 1767–1827

Bürgermeister von Graz. Der in der Obersteiermark geborene Jurist war Banngerichtsschreiber, ehe er 1802 in die Stellung eines Grazer Magistratsrats kam. 1809, zur Zeit der französischen Besatzung, fungierte er als provisorischer, 1810–1827 als Bürgermeister. Mit Schleifung der Stadtbefestigung in Wiesenauers Amtszeit änderte sich das Antlitz von Graz erheblich.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz de Paula Wiesenauer war ein Grazer Bürgermeister in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Geboren wurde er am 13. August 1767 im obersteirischen Ehrnau. Nach dem Studium in Graz arbeitete er als Banngerichtsschreiber bei einem gewissen Bannrichter Deicher in der Untersteiermark (heute Slowenien). 1802 wurde er Rat beim Grazer Magistrat. 1809 war er provisorischer Bürgermeister von Graz und ab 1810 wirklicher Bürgermeister. Dieses Amt hatte er 17 Jahre lang inne. In seine Amtszeit fiel die französische Invasion der Steiermark und die Belagerung der Stadt Graz im fünften Koalitionskrieg. Diesbezüglich wurde er 1811 für seine umsichtige Amtsführung mit dem Titel eines k. u. k. Rates gewürdigt. Vor allem im Kriminalsenat habe er es verstanden, mit seiner sanften Art so manche gerichtliche Streitigkeit beizulegen, hieß es in der Begründung.¹ Franz de Paula Wiesenauer starb am 24. März 1827 in Graz.

Wiesenauer war mit Johanna, geborene Grunert, verheiratet und hatte mit ihr einen Sohn, der ebenfalls Franz de Paula Wiesenauer hieß, ebenfalls Jurist wurde und an der Universität Graz eine Professur innehatte. Franz de Paula Junior war im Revolutionsjahr 1848 im provisorischen Landtag der Steiermark und im konstituierenden Reichstag vertreten.²

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 56. Wien 1888.

² G. Wesener, Wiesenauer, Franz de Paula (1804–1857), in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 16. Lfg. 71. Wien 2020. Online verfügbar unter:
https://biographien.ac.at/oeb1/oeb1_W/Wiesenauer_Franz-De-Paula_1804_1857.xml

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 56. Wien 1888.

G. Wesener, Wiesenauer, Franz de Paula (1804–1857), in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 16. Lfg. 71. Wien 2020. Online verfügbar unter:

https://biographien.ac.at/oeb1/oeb1_W/Wiesenauer_Franz-De-Paula_1804_1857.xml

Wilhelm-Fischer-Allee

Datum der Benennung

2.7.1947

Text der Zusatztafel

Wilhelm Fischer 1846–1932

Schriftsteller. 1865 zog der im heute kroatischen Čakovec geborene Sohn eines jüdischen Kaufmanns zum Studium nach Graz, wo er 1870 promovierte und zahlreiche seiner literarischen Werke ansiedelte. 1898 begründete der meisterhafte Erzähler mit den „Grazer Novellen“ seinen Ruf als Grazer Stadtpoet. 1901–1919 leitete Fischer die Steiermärkische Landesbibliothek.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Fischer war das erste Kind des jüdischen Kaufmanns Karl († 1902) und seiner Frau Johanna Fischer, geb. Heinrich (1821–1886). Er wurde am 18. April 1846 in Csakathurn (Čakovec, Kroatien) geboren; von seinen drei Brüdern und zwei Schwestern überlebten nur Arnold und Karl das Kindesalter. Er besuchte die deutsche Volksschule in seiner Geburtsstadt und ab Oktober 1856 das deutschsprachige Gymnasium in Warasdin (Varazdin). Nach der Umstellung auf die kroatische Unterrichtssprache ab 1860 besuchte er auf Wunsch des Vaters das ungarischsprachige Obergymnasium Stuhlweißenburg (Székesfehérvár). 1865 folgte er nach der Matura den nach Graz übersiedelten Eltern und begann ab Oktober 1865 das Studium der Jurisprudenz. Nach zwei Semestern wechselte er auf Philosophie und Medizin, 1868/69 nur noch auf Philosophie.¹ Ab 1865 war der Student bei der Burschenschaft „Stiria“ engagiert und erlitt bei einer Mensur eine Augenverletzung.²

An privaten Verbindungen bildeten sich in der Studienzeit vor allem die enge Freundschaftsbeziehung zu Rosa Dettelbach, verh. Kosjek (1847–1931), ab 1867 zu Rudolf Tyrolt (1848–1929) und ab 1869 zu Wilhelm von Kaiserfeld (1845–1929), desgleichen auch zu Robert Hamerling (1830–1889).³ 1869/70 erkrankte er schwer an Typhus, „der ihn durch Wochen ans Bett

¹ Vgl. zum Studienverlauf Sonja Katharina Tschernitz, Wilhelm Fischer (1846–1932) – der Grazer Stadtpoet. Unpubl. Dipl.arb. Graz 1997, S. 18.

² Vgl. dazu im Detail: Adolfine Seiberl, Wilhelm Fischer in Graz. Unpubl. Diss. Graz 1938, S. 6f. Seiberls Dissertation konnte bezüglich der Kindheits- und Jugendjahre auf handschriftliche Aufzeichnungen der Gattin Fischers zurückgreifen.

³ Vgl. Seiberl, Fischer, S. 7.

fesselte und an den Rand des Grabes brachte“⁴. 1870 nach der Genesung promovierte er und trat als Hilfsbeamter in die Steiermärkische Landesbibliothek ein. Einen 1876 gestellten Antrag auf Habilitierung zog er wieder zurück. 1886 stieg er in der Landesbibliothek zum Skriptor auf. 1901 wurde er Kustos und Vorstand der Landesbibliothek, 1919 wurde er pensioniert, 1922 heiratete er mit 76 Jahren die Lehrerstochter Maria Wiesler (1889–1969). Im Jänner 1932 bekam Fischer ein Fußleiden mit einer Zellgewebsentzündung und starb am Vormittag des 30. Mai 1932.⁵ Begraben wurde er auf dem Friedhof St. Leonhard.

Nach Anfängen als Dramatiker⁶ veröffentlichte der Autor nach dem so gut wie unbeachteten⁷ „Atlantis“ (1880) 1882 die „Sommernachtserzählungen“ und nach sieben Jahren Schreibpause 1891 den Novellenband „Unter altem Himmel“. Den lokalen Durchbruch schaffte er allerdings erst 1898 mit den „Grazer Novellen“, der „Morgenröte meines Erfolgs“⁸. Sie sind ein Bilderreigen aus der Stadt Graz vom 13. bis zum 19. Jahrhundert, in dem Eigenschaften wie Opferbereitschaft, Demut, Einfachheit und Bescheidenheit propagiert werden. Der Entwicklungsroman „Die Freude am Licht“ (1902) konturiert eine Gegenfigur (Zenz Paltram) zur weiblichen Hingabebereitschaft, die sich durch Kraft, Tüchtigkeit und Stärke auszeichnet. In Fischers Publikationen wird die Stadt Graz zum „locus amoenus“, zum behaglich-überschaubaren heimatlichen Umfeld romantisiert.

Im Jahr seiner Verheiratung 1922 trat Fischer, der seine jüdische Abstammung zeitlebens nicht öffentlich thematisierte, zum christlichen Glauben über. 1926 veröffentlichte der später nach dem „Anschluss“ misshandelte und ins Exil getriebene Oberrabbiner David Herzog (1869–1946) einen Aufsatz, in dem er auf Fischer eingeht: „Es entbehrt nun nicht der Pikanterie, daß gerade in der deutschesten Stadt, in Graz, wo nicht wenige dem jüdischen Blute bis ins zehnte Geschlecht nachspüren, der Jude Wilhelm Fischer zum Grazer Stadtpoeten und Ehrenbürger ernannt worden ist, und daß alle die anerkennenden Urteile über Fischer als deutschen Dichter von rein arischen Männern stammen [...]“. Nach seinem Tod gab es ebenfalls kritische jüdische Stimmen, die den „Grazer Stadtpoeten“ trotz einer positiv eingeschätzten literarischen Lebensleistung „ablehnen. Denn selten hat ein Renegat so sein Judentum gemieden und selbstgehaßt, wie es Fischer in seiner Verbissenheit getan hat“⁹.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

⁴ Franz Wastian, Wilhelm Fischer, der Grazer Stadtpoet. München – Leipzig 1912, S. 20.

⁵ Vgl. Seiberl, Fischer, S. 27.

⁶ Vgl. Wastian, Fischer, S. 31–43.

⁷ Wilhelm Fischer in Graz, Biographisches Nachwort, in: Wilhelm Fischer in Graz, Atlantis. Eine Dichtung. München – Leipzig 1911, S. 323–339, hier S. 329.

⁸ Fischer in Graz, Nachwort, S. 326.

⁹ N. N., Der „Grazer Stadtpoet“, in: Die Wahrheit 25/1932, S. 1f., hier S. 2.

Literatur

Wilhelm Fischer in Graz, Biographisches Nachwort, in: Wilhelm Fischer in Graz, Atlantis. Eine Dichtung. 2. Aufl. München – Leipzig 1911, S. 323–339.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

N. N., Der „Grazer Stadtpoet“, in: Die Wahrheit 25/1932, S. 1f.

Adolfine Seiberl, Wilhelm Fischer in Graz. Unpubl. Diss. Graz 1938.

Sonja Katharina Tschernitz, Wilhelm Fischer (1846–1932) – der Grazer Stadtpoet. Unpubl. Dipl.arb. Graz 1997.

Franz Wastian, Wilhelm Fischer, der Grazer Stadtpoet. München – Leipzig 1912, S. 31–43.

Wilhelm-Gösser-Gasse

Datum der Benennung

3.6.1971

Text der Zusatztafel

Wilhelm Gösser 1881–1966

Bildhauer. Der Absolvent der Wiener Akademie für Bildende Künste lehrte 1920–1945 an der Grazer Kunstgewerbeschule und schuf im öffentlichen Auftrag Büsten, Porträt-Reliefs und Denkmäler. Im autoritären Ständestaat war Gösser Mitglied der Vaterländischen Front. Die NSDAP verwehrte ihm 1938 trotz illegaler Parteizugehörigkeit 1933–1936 die Mitgliedschaft.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Gösser war ein steirischer Bildhauer und Kunstpädagoge. Er wurde am 6. Mai 1881 als Sohn des Bildhauers Hans Brandstetter und der Anna Maria Gösser in Mühlthal bei Leoben geboren. Wie sein Vater ging Wilhelm Gösser zunächst bei Jakob Gschiel in die Lehre und studierte von 1905 bis 1912 an der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Für seine Monumentalplastik „Riff“, eine auf einem Felsen liegende Frauengestalt, erhielt Gösser 1913 den Rompreis, mit dessen Hilfe er sich Studienreisen, unter anderem nach Italien, finanzierte. Weitere Auszeichnungen aus seiner früheren Schaffenszeit waren der Staatspreis (1919 und 1921) sowie die Silberne und Goldene Medaille der Stadt Graz (1911 bzw. 1920).

Am Ersten Weltkrieg nahm Gösser als Angehöriger des Infanterieregiments Nr. 27 teil. Auf Initiative von Offizieren schuf Gösser 1916 einen „Eisernen Wehrmann“, der sich heute im Grazer Schlossbergmuseum befindet. Nach dem Krieg lehrte Gösser ab 1920 an der Grazer Kunstgewerbeschule, wo er die Leitung der Abteilung für Bildhauerei übernahm und bis 1945 tätig blieb. Gösser war auch in der Zwischenkriegszeit künstlerisch aktiv und schuf zahlreiche Plastiken und Denkmäler, darunter das Kriegerdenkmal auf dem Leibnitzer Hauptplatz (gemeinsam mit Bruno Fiedler) sowie das Peter-Rosegger-Denkmal am Grazer Opernring.

1933 trat Gösser in die Ortsgruppe Graz der NSDAP ein, stellte aber 1936 die Beitragszahlungen ein und wurde als „ausgetreten“ registriert. Gösser stellte nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich mehrere Wiederaufnahmeanträge, die allesamt, unter anderem wegen seiner ehemaligen Mitgliedschaft in der ständestaatlichen Vaterländischen Front und wegen

seines fehlenden „kämpferischen Willens“ im Sinne des Nationalsozialismus, abgelehnt wurden.¹ 1944 wurde sein Werk „Ritter von Schönerer“ bei der Ausstellung „Deutsche Künstler und die SS“ in Salzburg ausgestellt.² Auch schuf Gösler eine „Führerbüste“, die in jüngerer Zeit auf einschlägigen Plattformen im Internet gehandelt wurde.

Gösler konnte sich trotz seiner NS-freundlichen Haltung auch nach dem Krieg weiter als Künstler behaupten und schuf auch nach 1945 zahlreiche Werke, darunter den neuen „Hackher-Löwen“ auf dem Grazer Schloßberg. Gösler erhielt von jeder der politischen Mächte während seiner Schaffenszeit, inklusive der alliierten Besatzungsmacht, öffentliche Aufträge und musste dabei nie seinen Stil entscheidend ändern. Seine Arbeit als Bildhauer wurde Gösler nie als politische Tätigkeit ausgelegt.³ 1951 erhielt Gösler in Graz das Bürgerrecht. Gösler war drei Mal verheiratet. Er starb am 10. März 1966 in Graz.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Friedrich Grassegger, Kerngesunder Realismus. Die politischen Denkmäler des steirischen Bildhauers Wilhelm Gösler, in: Jan Tabor (Hg.), Kunst und Diktatur. Bd. 1. Baden 1994.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Gerhard Kurzmann – Ottfried Hafner, Tot in Graz. Lebendige österreichische Geschichte auf dem St. Leonhard-Friedhof. Graz – Wien – Köln 1990.

Kurt Hildebrand Matzak, Wilhelm Gösler. Leben und Werk. Graz 1961.

¹ BArch R 9361_II/303915.

² Gerhard Kurzmann – Ottfried Hafner, Tot in Graz. Lebendige österreichische Geschichte auf dem St. Leonhard-Friedhof. Graz – Wien – Köln 1990.

³ Friedrich Grassegger, Kerngesunder Realismus. Die politischen Denkmäler des steirischen Bildhauers Wilhelm Gösler, in: Jan Tabor (Hg.), Kunst und Diktatur. Bd. 1. Baden 1994.

⁴ Kurt Hildebrand Matzak, Wilhelm Gösler. Leben und Werk. Graz 1961.

Wilhelm-Kienzl-Gasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Wilhelm Kienzl 1827–1902

Bürgermeister von Graz. Der gebürtige Grazer promovierte in Wien und war als Rechtsanwalt in Oberösterreich und in Graz tätig, wo er ab 1866 dem Gemeinderat angehörte. 1873 zum Grazer Stadtoberhaupt gewählt, trieb Kienzl die Modernisierung der wachsenden Stadt voran. Mit seinem Ausscheiden aus der Stadtpolitik 1885 ging das Ende der liberalen Ära in Graz einher.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Kienzl war Jurist, Grazer Bürgermeister sowie Vater des gleichnamigen Komponisten. Er wurde am 7. November 1827 in Graz als Sohn eines Riemermeisters geboren. Nach dem Gymnasium studierte Kienzl Rechts- und Staatswissenschaften in Wien, wo er in der Akademischen Legion die Revolution miterlebte. 1856 war er Hof- und Gerichtsadvokat in Waizenkirchen/OÖ, 1861 übersiedelte er nach Graz, wo er eine angesehene Anwaltskanzlei aufbaute. 1866 wurde er in den Gemeinderat berufen und bekleidete vom 30. April 1873 bis 5. Mai 1885 das höchste Amt der Stadt. Von 1878 bis 1896 war Kienzl auch Landtagsabgeordneter.

In Kienzls Amtszeit fiel die sogenannte „Don-Alfonso-Affäre“, die ihn in eine heikle Lage brachte. Die Affäre verdeutlichte den damaligen antiklerikal-liberalen, später deutschnationalen Kulturkampf gegen kirchliche und konservative Kreise. Kienzl konnte durch sein Eingreifen eine Eskalation des Konflikts verhindern. Durch seine Teilnahme an der Fronleichnamsprozession 1883 sorgte er für Irritationen im Gemeinderat, denn dieser unterstützte mehr und mehr das deutschnationale Lager – beispielsweise durch einen Beitritt zum „Deutschen Schulverein“.

In Kienzls Amtszeit fallen die Errichtung des städtischen Schlachthofes, der Pferdebahn, der Staatsgewerbeschule, des Mädchenlyzeums, die Beschlussfassung über den Bau des Hauptpostgebäudes und des Justizpalastes auf den Neutorgründen, die Übernahme des Versatzamtes in die städtische Verwaltung, die Reformierung der städtischen Markt- und Bauordnung, die Gründung der städtischen Dienstbotenkrankenkasse, die Aktivierung des Stadtphysikates und des Kreditvereines der Gemeindesparkasse, die Verbesserung der hygienischen

und sanitären Zustände, die Schaffung eines städtischen Zukunftsplanes, die Grazbachüberwölbung sowie der Bau von zahlreichen Schulen, Straßen und Brücken.

Kienzls Wohnsitz im sogenannten „Paradeishof“ bildete ein Zentrum regen gesellschaftlichen Lebens. Er war sehr musikalisch und galt auch im Privatleben als überzeugter Liberaler. Eine ihm angebotene Erhebung in den Adelsstand lehnte er ab. 1885 wurde ihm von der Stadt Graz die Ehrenbürgerschaft verliehen. Mit seinem Ausscheiden aus der Politik endete die liberale Ära in Graz. Wilhelm Kienzl starb am 1. Juli 1902 in Graz.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Gerhard Marauschek, Die Grazer Bürgermeister 1885–1919. Ein Überblick über die deutsch-nationale Periode der Stadtgemeinde Graz, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 27/28. Graz 1998, S. 27–49.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Peter Schintler, Die Stadt Graz – Politische Geschichte und öffentliche Wahrnehmung von 1885 bis 1914. Unpubl. Dipl.Arb. Graz 2014.

Armin Sippel, Der Grazer Gemeinderat und seine Bürgermeister von 1850 bis 1919. Von den Anfängen der Gemeindegeldverwaltung zu den ersten freien Wahlen. Unpubl. Dipl.Arb. 2010.

Wilhelm-Raabe-Gasse

Datum der Benennung

30.3.1931

Text der Zusatztafel

Wilhelm Raabe 1831–1910

Schriftsteller, Maler. Der gebürtige Niedersachse Raabe verfasste unter seinem Pseudonym „Jakob Corvinus“ wie auch unter seinem Klarnamen vornehmlich Erzählungen, Novellen und Romane. Als Vertreter des poetischen Realismus ist Raabes Werk stark gesellschaftskritisch geprägt. Sein 1864 veröffentlichter Roman „Der Hungerpastor“ beinhaltet antisemitische Sequenzen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Raabe war ein deutscher Schriftsteller. Er wurde als Sohn des Justizbeamten Gustav Karl Maximilian Raabe und seiner Frau Auguste Johanne Frederike Jeep am 8. September 1831 in Eschershausen (Niedersachsen) geboren. Als der Vater 1845 starb, zog die Mutter mit den Kindern nach Wolfenbüttel. Raabe brach die Schule ab, begann eine Buchhändlerlehre in Magdeburg, die er aber ebenfalls nicht zu Ende führte. Sein Versuch, anschließend das Abitur nachzuholen, scheiterte. Danach ging Raabe nach Berlin, wo er an der Friedrich-Wilhelms-Universität (heute Humboldt-Universität) als Gasthörer Vorlesungen besuchte. Zu dieser Zeit schrieb er seinen ersten Roman „Die Chronik der Sperlinggasse“, den er unter dem Pseudonym Jakob Corvinus veröffentlichte und der ein großer Erfolg wurde.

1862 heiratete er Berta Leiste, mit der er in der Folge vier Töchter hatte. Raabe musste den Lebensunterhalt der Familie aus seinen Einkünften als freier Schriftsteller bestreiten und war daher zu hoher Produktivität gezwungen. Zwischen 1854 und 1902 verfasste Raabe insgesamt 68 Romane, Erzählungen und Novellen, dazu eine kleine Zahl von Gedichten. Er war Mitglied verschiedener Künstlervereinigungen wie dem „Stammtisch der ehrlichen Kleiderseller zu Braunschweig“ und dem „Feuchten Pinsel“. Noch zu Lebzeiten wurde er mehrfach geehrt. Neben seinen literarischen Werken malte Raabe und schuf mehr als 550 Aquarelle und Zeichnungen. Nachdem er die Arbeiten an seinem letzten Roman „Altershausen“ abgebrochen hatte, verbrachte Raabe seine letzten acht Lebensjahre

mit Reisen. Er starb am 15. November 1910 in Braunschweig, wo er seit 1870 sein Domizil aufgeschlagen hatte.¹

Die posthume Interpretation seines Werks übernahm die 1911 von Wilhelm Brandes gegründete „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes“, die durch unwissenschaftliche Arbeit die völkische Vereinnahmung Raabes begünstigte. Raabes Rezeption nach dem Zweiten Weltkrieg wurde dadurch dementsprechend erschwert.² Sein Frühwerk „Der Hungerpastor“ (1864) weist deutliche antisemitische Untertöne auf. Die antisemitischen Sequenzen dürfte Raabe bewusst zur Erhöhung seiner Verkaufszahlen eingeschrieben haben. Im Nationalsozialismus wurde „Der Hungerpastor“ als antisemitisches Meisterwerk gefeiert.³ Raabe selbst distanzierte sich hingegen noch zu Lebzeiten vom „Hungerpastor“ und anderen frühen Werken und bezeichnete diese als „Jugendquark“. Im allgemeinen Bewusstsein steht Wilhelm Raabe mit der „deutschen Nation“ in Verbindung, was durch die Prädominanz deutscher Geschichte als Hintergrund der meisten seiner Werke auch nahe liegt. Die Benennung der Wilhelm-Raabe-Gasse in Graz im Jahr 1931 ist wohl in diesem Licht zu betrachten.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

- Ralf Georg Czapla, Raabe, Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 21. Berlin 2003. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118597442.html#ndbcontent>
- Horst Denkler, Wilhelm Raabe. Legende – Leben – Literatur. Tübingen 1989.
- Elke Kimmel, Raabe, Wilhelm, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/2. Berlin 2009.
- Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
- Alois Sillaber, Nomen est Omen. Grazer Straßennamen als geistes- und ideologiegeschichtliche Quelle zum Jahr 1945, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 25. Graz 1994.

¹ Horst Denkler, Wilhelm Raabe. Legende – Leben – Literatur. Tübingen 1989.

² Ralf Georg Czapla, Raabe, Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie 21 (2003). Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118597442.html#ndbcontent>

³ Elke Kimmel, Raabe, Wilhelm, in: Wolfgang Benz (Hg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Bd. 2/2. Berlin 2009.

⁴ Alois Sillaber, Nomen est Omen. Grazer Straßennamen als geistes- und ideologiegeschichtliche Quelle zum Jahr 1945, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz. Bd. 25. Graz 1994.

Wilhelm-Rösche-Gasse

Datum der Benennung

17.7.1969

Text der Zusatztafel

Wilhelm Rösche 1897–1963

Ingenieur. Der in Bielitz/Bielsko geborene Konstrukteur kam nach der Technischen Hochschule Brunn/Brno 1917 zu den Grazer Puch-Werken, wo er zum Werksdirektor und in den Vorstand aufstieg. Zuerst mit der Planung, Errichtung und dem Wiederaufbau des Thondorfer Werks betraut, erweiterte er ab 1954 das Sortiment um die legendären Puch-Mopeds und Puch-Kleinwagen.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Rösche wurde am 18. Juli 1897 in Bielitz (Schlesien) geboren. 1917 trat er nach dem Abschluss seines Studiums an der Höheren Maschinenbauschule in Brunn als Ingenieur bei den Puch-Werken in Graz ein. Er war zuerst Konstrukteur im Auto- und Motorradbau des Grazer Werkes, stieg dann 1924 zum Assistenten des technischen Direktors auf und wurde 1927 zum Betriebsleiter des gesamten Fahrrad- und Motorradwerkes ernannt. 1939 beauftragte man ihn zusätzlich mit der Planung einer neuen Motorradfabrik, dem Werk Thondorf, das er 1941 als technischer Direktor übernahm. Nach dem Zweiten Weltkrieg leitete er den Wiederaufbau des alten Puch-Werkes sowie ab 1951 auch den Wiederaufbau des Werkes Graz-Thondorf, das 1944 durch Bomben völlig zerstört worden war.

Rösche sorgte für die systematische Weiterentwicklung der Puch-Motorräder und für die Einführung der Schalenbauweise im Motorradbau. Er schuf die Puch-Motorroller und Mopeds. Vor allem war er an der Entwicklung des Kleinwagens Puch 500 und am Puch-Haflinger maßgeblich beteiligt. 1954 erhielt er den Ehrendoktor der Technischen Hochschule in Graz. Rösche gehörte auch dem Aufsichtsrat der Kromag AG, der Enzesfeld-Cao-Metallwerke AG und der Gemeinnützigen Wohnungsgesellschaft der Steyr-Daimler-Puch-GmbH an. Zudem war er Obmannstellvertreter der Sektion Industrie der Grazer Kammer der gewerblichen Wirtschaft, Leiter der Fachgruppe der Fahrzeugindustrie in der Steiermark, Vorstandsmitglied der Vereinigung österreichischer Industrieller (Landesgruppe Steiermark) und Mitglied der zweiten Staatsprüfungskommission der Grazer

Technischen Hochschule. Am 3. August 1963 hatte Rösche gemeinsam mit seiner Frau auf der Tauplitz einen Autounfall. Er verstarb am 26. August 1963 an den Folgen dieses Unfalls.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Kleine Zeitung vom 28. August 1963, S. 5.

Wilhelm-Thöny-Weg

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Wilhelm Thöny 1888–1949

Maler. Thöny prägte 1913 als Mitbegründer die Neue Secession seiner Studienstadt München sowie 1923 die Sezession seiner Geburtsstadt Graz. Das in vielfältigen Techniken und Stilen gehaltene Werk des Kosmopoliten spiegelt Thönys Lebensstationen wider, so Frontszenen des Ersten Weltkriegs, Pariser und New Yorker Großstadtheftik und die Idylle der Côte d'Azur.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Wilhelm Thöny war ein österreichischer Maler, Grafiker und Illustrator. Er wurde am 10. Februar 1888 als Sohn eines Papiergroßhändlers in Graz geboren. Zunächst besuchte er die Landeskunstschule in Graz und setzte dann seine Ausbildung von 1908 bis 1912 an der Akademie der Bildenden Künste in München fort, wo unter anderem Gabriel von Hackl und Angelo Jank seine Lehrer waren. In München gehörte er 1913 zu den Mitgliedern der Münchner Neuen Secession und lernte dort unter anderem Alfred Kubin kennen. Thöny beschäftigte sich neben der Malerei auch mit Radierung und Buchillustration. Außerdem lernte er Gesang und Klavierspielen.¹

1915 rückte Wilhelm Thöny in Graz als Einjährig-Freiwilliger ein. Nach der Ausbildung zum Offizier an der Reserveoffiziersschule in Mürzzuschlag wurde Thöny an der Isonzofront als inoffizieller Maler seines Regiments eingesetzt. Einige seiner Bilder wurden als Farbpostkarten zugunsten des Witwen- und Waisenfonds des Regiments reproduziert. Anders als sein Namensvetter Eduard Thöny war Wilhelm Thöny zu keinem Zeitpunkt offizieller Kriegsmaler im k. u. k. Kriegspressequartier.²

Nach einer gescheiterten Ehe und Aufenthalt in der Schweiz kehrte Thöny 1923 in seine Heimatstadt Graz zurück. Er gründete im selben Jahr gemeinsam mit Alfred Wickenburg, Fritz Silberbauer und Axel Leskoschek die Grazer Sezession und wurde deren erster Präsident. 1925 lernte

¹ Vgl. A. Geiger – Ingeborg Schinnerl, Thöny, Wilhelm. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Th%C3%B6ny,_Wilhelm

² Liselotte Popelka, Vom „Hurra“ zum Leichenfeld. Gemälde aus der Kriegsbildersammlung 1914–1918. Heeresgeschichtliches Museum. Wien 1981.

er die Amerikanerin Thea Herrmann-Trautner kennen und heiratete sie kurz darauf. Ab 1927 arbeitete er auch für die Zeitschriften „Jugend“ (München) und „Querschnitt“ (Berlin). 1931 übersiedelte Thöny mit seiner Frau nach Frankreich und lebte mit ihr in Paris und Südfrankreich. 1933 besuchte Thöny zum ersten Mal New York. Er beteiligte sich mehrmals an Ausstellungen der Prager Secession. Auf der Pariser Weltausstellung 1937 wurde Thöny mit einer Goldmedaille ausgezeichnet.

Ende 1938 verließ er mit seiner jüdischen Frau Europa und ging nach New York, wo er als Europäer und bedingt durch die Umstände des Zweiten Weltkriegs unter Isolation litt. Nach dem Krieg stellten sich wieder künstlerische Erfolge ein, Thöny wurde auch international wieder wahrgenommen. Am 4. März 1948 wurde ein Großteil seiner Werke – über 1000 gelagerte Grafiken und Gemälde, die bei einer Ausstellung in New York gezeigt werden sollten – bei einem Brand zerstört. Von diesem Schicksalsschlag sollte er sich nicht wieder erholen. Am 1. Mai 1949 erlag Wilhelm Thöny in New York einem Gehirnschlag. Seine Witwe Thea verwaltete den Nachlass. Thönys Werke sind vielfach von Dürsterkeit und Einsamkeit gekennzeichnet. Als Motive dienten ihm sowohl Natur- und Stadtlandschaften als auch die Eindrücke von der Front im Ersten Weltkrieg. Sein schlichter Stil gilt als einzigartig.³ Sammlungen seiner überdauernden Werke finden sich im Graz Museum, das einen Großteil seiner Frühwerke besitzt, in der Neuen Galerie Graz, in der Österreichischen Galerie Belvedere sowie im Heeresgeschichtlichen Museum in Wien.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

A. Geiger – Ingeborg Schinnerl, Thöny, Wilhelm. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Th%C3%B6ny,_Wilhelm.

Otto Hochreiter, Wilhelm Thöny, Maler, in: <http://www.graz.at/cms/beitrag/10096219/1869835/>
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Liselotte Popelka, Vom „Hurra“ zum Leichenfeld. Gemälde aus der Kriegsbildersammlung 1914–1918. Heeresgeschichtliches Museum. Wien 1981.

Wieland Schmied, Wilhelm Thöny. Porträt eines Einzelgängers. Salzburg 1976.

³ Wieland Schmied, Wilhelm Thöny. Porträt eines Einzelgängers. Salzburg 1976.

⁴ Otto Hochreiter, Wilhelm Thöny, Maler, in: <http://www.graz.at/cms/beitrag/10096219/1869835/>

Willi-Thaller-Straße

Datum der Benennung

17.9.1959

Text der Zusatztafel

Wilhelm Thaller 1854–1941

Schauspieler. Nach Wanderjahren begann Thallers Karriere mit dem Engagement am Stadttheater seiner Geburtsstadt Graz. Ab 1881 feierte er in Wien als Kammerschauspieler und Mime volkstümlicher Charaktere große Erfolge, die ihm zu mehreren internationalen Gastspielen verhalfen. Am Zenit seiner Laufbahn gehörte Thaller ab 1924 zum Ensemble des Wiener Burgtheaters.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Willi (Wilhelm, auch: Willy) Thaller war ein österreichischer Volksschauspieler und Sänger. Er wurde als Sohn eines Beamten am 17. August 1854 in Graz geboren. Bereits als Kind stand er auf der Bühne des Grazer Stadttheaters. Auf Wunsch seines Vaters begann Thaller eine Buchbinderlehre. 1869 nahm er jedoch von zu Hause Reißaus und schloss sich in Bruck an der Mur einer fahrenden Schauspielertruppe an.¹ Damit begann für ihn ein mehrjähriges Wanderleben, das ihn an zahlreiche Bühnen in Kärnten, Krain, Böhmen, Ungarn und der Untersteiermark führte. 1878 kehrte er nach Graz zurück und wurde am Stadttheater engagiert. Seine Erfolge in Graz führten schließlich dazu, dass ihn der Direktor des Wiener Carltheaters, Franz Jauner, nach Wien holte.

Am Carltheater etablierte sich Thaller vor allem in komischen Operettenparts. Er absolvierte mit dem Ensemble auch Gastspiele in Deutschland, wo er 1881 in Hamburg in „Boccaccio“ unter der Leitung von Franz von Suppé einen großen Publikumserfolg landete. 1883 nahm er gemeinsam mit der Operetten-Primadonna Marie Geistinger an einer ebenfalls erfolgreichen Nordamerika-Tournee teil.²

1884 ging er an das Deutsche Theater Budapest, 1885 holte man ihn an das Deutsche Theater Prag. Von 1898 bis 1902 war Thaller am Wiener Raimund-Theater, am Deutschen Volkstheater Wien sowie am Theater an der Wien tätig. Von 1924 bis 1940 war Thaller Mitglied des Ensembles am Wiener

¹ Ludwig Eisenberg, Wilhelm Thaller, in: Großes biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903.

² K. J. Kutsch – Leo Riemens, Großes Sängerlexikon. Bd. 5. Dritte erw. Aufl. Bern – München 1997.

Burgtheater. 1928 erhielt er die Wiener Ehrenbürgerschaft.³ Thaller wirkte an zwei Filmen mit: „Mutter Sorge“ (1915) und „Seine Hoheit, der Eintänzer“ (1927).⁴ Im November 1939 feierte er, 85-jährig, sein 70-jähriges Bühnenjubiläum.⁵ Willi Thaller starb am 6. April 1941 in Wien.⁶

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ludwig Eisenberg, Wilhelm Thaller, in: Großes biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

K. J. Kutsch – Leo Riemens, Großes Sängerlexikon. Bd. 5 unter Mitwirkung von Hansjörg Rost. Dritte erw. Aufl. Bern – München 1997.

³ <https://www.wien.gv.at/gesellschaft/ehrungen/stadt/ehrenbuerger.html#v1900>

⁴ International Movie Database. Online verfügbar unter: <https://www.imdb.com/name/nm1259233/>

⁵ Neues Wiener Tagblatt (Tages-Ausgabe) vom 11. Oktober 1939.

⁶ Neues Wiener Tagblatt (Tages-Ausgabe) vom 8. April 1941.

Willomitzergasse

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Karl Willomitzer 1856–1924

Lehrer. Der gebürtige Grazer war nach der Ausbildung als Volksschullehrer erst an verschiedenen Bildungsanstalten tätig. Seine Hauptwirkungsstätte war über Jahrzehnte die Volksschule Gösting, die Willomitzer 1889–1919 zudem als Direktor leitete. Für seine Verdienste ernannte die damals noch eigenständige Gemeinde Gösting den Pädagogen 1919 zum Ehrenbürger.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl Willomitzer war Volksschuldirektor und Ehrenbürger von Gösting. Er wurde am 21. November 1856 als Sohn des Kurschmieds Karl Willomitzer und seiner Frau Magdalena in Graz-Karlau geboren.¹ Nach seiner Ausbildung zum Pädagogen war Willomitzer an verschiedenen Schulen als Lehrer tätig. Am 2. August 1882 heiratete er Zäzilia Mark.

In den Jahren von 1889 bis 1919 leitete er die Göstinger Volksschule, ab 1910 mit dem Titel Direktor.² Willomitzer war im Unterstützungsverein der Göstinger Volksschule aktiv. Im Juni 1916 feierte Willomitzer sein 40-jähriges Dienstjubiläum als Lehrer.³ 1919 wurde er zum Ehrenbürger der damals noch selbstständigen Gemeinde Gösting ernannt.⁴ Karl Willomitzer starb am 17. Februar 1924 in Graz-Gösting.⁵

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Taufbuch Pfarre Graz-Karlau.

² Grazer Tagblatt vom 18. Jänner 1910.

³ Grazer Tagblatt vom 20. Juni 1916.

⁴ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁵ Sterbebuch Pfarre Graz-Kalvarienberg.

Wittekweg

Datum der Benennung

15.11.1951

Text der Zusatztafel

Arnold Wittek 1871–1956

Mediziner. Auf Schloss Dornhofen geboren und in Graz 1896 promoviert sowie 1906 habilitiert, galt das Engagement des Orthopäden der Kranken- und (Kriegs-)Versehrtenfürsorge. Er initiierte mit dem 1918 eröffneten orthopädischen Spital das ehemalige Grazer Unfallkrankenhaus, dem er bis 1940 vorstand, und 1920 das Kinderheim auf der Stolzalpe.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Arnold Wittek war ein Grazer Mediziner und Begründer des Grazer Unfallkrankenhauses (UKH). Er wurde am 8. November 1871 als Sohn des Schlosspächters Ludwig Wittek und dessen Frau Genofeva, geborene Zattoni, auf Schloss Dornhofen bei Eggersdorf geboren.¹ Er studierte in Graz Medizin. Nach der Promotion im Jahr 1896 spezialisierte er sich als Chirurg auf Orthopädie. Wittek engagierte sich stark in der sozialen Krankenfürsorge. Er gab die Anregung dazu, dass die Arbeiterunfallversicherungsanstalt im Jahre 1902 die Nachbehandlung unfallversehrter Mitglieder übernahm. Auf sein Betreiben hin wurde die „Krüppelfürsorge“ in der Steiermark für Menschen mit Behinderung ins Leben gerufen. 1906 wurde er Privatdozent. Auf seine Initiative und nach seinen Plänen wurde ab 1912 das Spital der Arbeiterunfallversicherungsanstalt in der Theodor-Körner-Straße (der Vorgänger des heutigen UKH) gebaut.

Im Ersten Weltkrieg war Wittek zunächst Chefarzt der freiwilligen Sanitätsabteilung des Roten Kreuzes in Galizien und Chefarzt des Roten-Kreuz-Spitals in Kaschau (damals Ungarn, heute Košice, Slowakei). Danach leitete er den Umbau eines Kriegsgefangenenlagers in Knittelfeld in ein Kriegsspital. Nach der Besetzung weiter Teile Venetiens durch die österreichisch-ungarische Armee übernahm Wittek dort ein Feldspital. 1918 wurde er Kommandant des orthopädischen Kriegsspitals in Graz und Sanitätschef des hiesigen Militärkommandos. Im selben Jahr wurde das inzwischen fertiggestellte „Neue Unfallkrankenhaus“ in der Theodor-Körner-Straße eröffnet.

¹ Taufbuch Pfarre Eggersdorf.

Wittek übernahm die Leitung des Spitals und behielt diese Position bis 1940. 1919 wurde er zum außerordentlichen Universitätsprofessor ernannt. Auf seine Initiative wurde 1920 das Kinderheim und orthopädische Zentrum auf der Stolzalpe eröffnet. Von 1921 bis 1925 war er als Schiffsarzt (Südamerika) tätig. 1925 wurde er ordentlicher Universitätsprofessor in Graz. 1927 veranlasste er den Ausbau der „Landespflege- und Ausbildungsanstalt für krüppelhafte Jugendliche“ in Andritz. Während des Zweiten Weltkrieges setzte sich Wittek für Kriegsoffer ein. Die Stadt Graz verlieh ihm am 13. November 1946 die Ehrenbürgerschaft.² Wittek erhielt im Laufe seines Lebens zahlreiche weitere Auszeichnungen.³ Nach dem Krieg war er unter anderem Präsident der Landesstelle des Roten Kreuzes in der Steiermark und erstes Mitglied des Landessanitätsrats.⁴ Arnold Wittek starb am 14. August 1956 in Graz.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Petra Scheiblechner, „... politisch ist er einwandfrei ...“ Kurzbiographien der an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz in der Zeit von 1938 bis 1945 tätigen WissenschaftlerInnen (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 39). Graz 2002.

Stadt Graz, Univ.-Prof. Dr. Arnold Wittek. Begründer des Grazer Unfallkrankenhauses, verst. am 14.8.1956. Online verfügbar unter:

https://www.graz.at/cms/beitrag/10076109/7772685/Univ_Prof_Dr_Arnold_Wittek.html

² Stadt Graz, Univ.-Prof. Dr. Arnold Wittek. Begründer des Grazer Unfallkrankenhauses, verst. am 14.8.1956. Online verfügbar unter

https://www.graz.at/cms/beitrag/10076109/7772685/Univ_Prof_Dr_Arnold_Wittek.htm

³ Petra Scheiblechner, „... politisch ist er einwandfrei ...“ Kurzbiographien der an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz in der Zeit von 1938 bis 1945 tätigen WissenschaftlerInnen (= Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 39). Graz 2002.

⁴ Arbeiterwille vom 26. März 1950; Wiener Universitätszeitung vom 1. Dezember 1951.

Wittenbauerstraße

Datum der Benennung

24.1.1929

Text der Zusatztafel

Ferdinand Wittenbauer 1857–1922

Techniker, Schriftsteller. Der in Marburg an der Drau/Maribor geborene, 1880 an der Technischen Hochschule Graz habilitierte Wittenbauer prägte diese als Professor, Dekan der Maschinenbauschule sowie als Rektor. Forschungen zur kinematischen Geometrie flossen in sein Hauptwerk „Graphische Dynamik“ 1922 ein, bekannt war er als Literat von Bühnenstücken und Lyrik.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Wittenbauer wurde am 18. Februar 1857 in Marburg (Maribor) als letztes von acht Kindern geboren. Schon früh wurde er nach dem Tod der Mutter Emilie (1864) und des Vaters, des Regimentsarztes Dr. Ferdinand Wittenbauer, (1857) Vollwaise. Er übersiedelte von Marburg nach Graz zum Onkel, dem Major Hermann von Baravalle (1815–1895), und wuchs dort auf. Bereits 1872 maturierte er an der ständischen Realschule (Hamerlinggasse 3) und studierte anschließend bis 1878 an der Ingenieurschule der Technischen Hochschule in Graz. 1876/77 absolvierte er ein Einjährig-Freiwilligen-Jahr bei der k. k. Genie-Truppe in Wien. 1879 erhielt er sein Ingenieurdiplom und habilitierte sich bereits 1880 mit 23 Jahren im Fach Theoretische Mechanik. Nachdem er für zwei Jahre eine Assistentenstelle an der Lehrkanzel für Straßen- und Eisenbahnbau bekleidet hatte, studierte er 1883/84 an den Universitäten Freiburg i. Breisgau und Berlin, u. a. bei Hermann von Helmholtz (1821–1894). Nach seiner Rückkehr nach Graz 1884 wurde seine Venia auf Graphische Statik ausgeweitet. 1885 war er bei der Brückenbauanstalt der Alpine-Montan-Gesellschaft tätig; 1887 wurde er zum a.o. und 1891 zum o. Univ.-Prof. für Allgemeine und Technische Mechanik an der Technischen Hochschule Graz ernannt. Er fungierte 1894–1896 und 1903–1905 als Dekan der Maschinenbauschule sowie 1911/12 als Rektor.

Als Wissenschaftler baute er die in der Kinematik bereits vorgezeichnete Usance, „den Weg der Rechnung zu verlassen und die graphischen Methoden zu bevorzugen“, für den Bereich der Dynamik bei Getrieben grundlegend aus, wo außer der Bewegung Kräfte, Massen und Widerstände bei der Ermittlung der Geschwindigkeiten und Beschleunigungen wichtig sind. „Bei Lösung dieser Aufgabe versagt die Rechnung vollkommen [...]“, hält er im Vorwort zu seinem kurz nach seinem Tod 1923

posthum erschienenen wissenschaftlichen Hauptwerk „Graphische Dynamik“ fest.¹ Entsprechendes Ansehen erreichte er u. a. vorher mit der in drei Bänden erschienenen Sammlung „Aufgaben aus der technischen Mathematik“ (1907–1911), die ihn als praxisnahen Hochschullehrer ausweist.

Entsprechend hat Wittenbauer „wesentlich zum internationalen Ruf beigetragen, dessen sich die Technische Hochschule Graz bis heute erfreut“², allerdings haben die grafischen Lösungsmethoden heute im Zeitalter der leistungsfähigen elektronischen Datenverarbeitung „so elegant sie sein mögen, ihre einstige Bedeutung weitgehend eingebüßt“³.

Zur damaligen wissenschaftlichen Reputation Wittenbauers kam eine gewisse Bekanntheit als Autor, insbesondere von Theaterstücken. Eine sehr frühe literarhistorische Würdigung von Emil Leimdörfer aus dem Jahr 1903 nimmt zwar auf die Publikation des Studentenstücks „Filia hospitalis“ kurz Bezug, bezieht sich aber mit der seither häufig wiederholten Einschätzung als „Neuromantiker“ vorwiegend auf die bis dahin erschienenen (epischen) Gedichte, Lieder und satirischen Miszellen.⁴ Er leitet diese Einschätzung aus einer Tendenz zur romantischen Vergangenheitsidealisierung des Mittelalters ab, weil Wittenbauer annehme, „daß damals das deutsche Volk am reinsten seine nationale Eigenart zur Geltung brachte“⁵. Am intensivsten lässt sich in dieser Frühphase der Rückgriff auf eine bellizistische deutsche Innerlichkeit im „Narr von Nürnberg“ beobachten, wo auf einen „Kriegszug gegen Welschland“ gehofft wird oder auf einen „wider Deutschlands Erbfeind“ (Frankreich).⁶ Jenseits jedweder Romantisierung richten sich zudem Wittenbauers frühe Polemiken, wie Dora Leon 1922 kurz nach dem Tod des Autors anführt, gegen die (künstlerische) Sezession, die Tierschutzbewegung, das Lernen toter Sprachen, emanzipierte „Blaustrümpfe“, übertriebene Studentengelage.⁷

¹ Ferdinand Wittenbauer, Vorwort, in: Ferdinand Wittenbauer, Graphische Dynamik. Ein Lehrbuch für Studierende und Ingenieure. Berlin – Heidelberg 1923, S. III–IX, hier S. IV. Online verfügbar unter: <https://link.springer.com/content/pdf/bfm%3A978-3-642-52608-4%2F1>

² Günter Cerwinka: Filia hospitalis. Studenten, Hochschule und „Kulturkampf“ im literarischen Werk Ferdinand Wittenbauers (1857–1922). Graz 1993, S. 10–12.

³ Günter Cerwinka – Karl Wohllhart, Ferdinand Wittenbauer. Lehrer, Forscher, Dichter, in: Josef W. Wohinz (Hg.), Die Technik in Graz. Vom Joanneum zur Erzherzog-Johann-Universität. Graz – Wien – Köln 2002, S. 167–188, hier S. 177. Online verfügbar unter: https://austria-forum.org/af/Kunst_und_Kultur/B%C3%BCcher/TUGraz_200_Jahre/Die_Technik_in_Graz/Ferdinand_Wittenbauer

⁴ (Pseud. P-f. W.): Flaschenzug und Zirkelspitze (1894), Der Narr von Nürnberg (1896), Jung Unnutz (1897), Deutsches Volk (1897), Das Gispel (1900), Trutz England! (1901), Schnabelwetz (1901), Die Hübscherin und ihr Gärtlein (1902). Nur „Ein Praktikus“ (1885) ist ein Lustspiel, das unter dem Pseudonym Hans Steyr erschien.

⁵ Emil Leimdörfer, Ferdinand Wittenbauer. Ein Neu-Romantiker aus Österreich. Wien 1903, S. 4. Der jüdische Journalist Leimdörfer (1879–1949) wurde 1934 in Berlin mit einem Berufsverbot belegt, 1938 konnte er nach dreimonatiger KZ-Internierung in Dachau nach Großbritannien emigrieren. Vgl. den detaillierten Wikipedia-Artikel. Online verfügbar unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Emil_Leimd%C3%B6rfer.

⁶ Ferdinand Wittenbauer, Der Narr von Nürnberg. Ein Lied aus deutschem Mittelalter. Wien 1896, S. 148. Auf diese Stellen verweist auch Cerwinka, Filia hospitalis, S. 39.

⁷ Vgl. Dora Leon, Ferdinand Wittenbauer, der Techniker als Dichter. Vortrag, gehalten am 1. April 1922 im steiermärkischen Landesverein Deutscher Ingenieure und Techniker. Graz 1922, S. 11–13. Dora Leon war die Gattin von Alfons Leon (1881–1951), der 1918 an die Technische Hochschule als Professor für mechanische Technologie und Technische Mechanik berufen wurde. Seine sozialdemokratische Ausrichtung ließ ihn zum

Das bereits 1903 im Druck erschienene Studentenstück „Filia hospitalis“, das erst 1906 – höchst erfolgreich – am Wiener Bürgertheater uraufgeführt wurde, rückt weniger die Haustochter, das Objekt realer oder imaginer erotischer Studentensexualität, ins Zentrum als die Auseinandersetzung zwischen schlagenden, deutschnational-freiheitlichen Burschenschaften und katholischen Couleurstudenten. Die im Stück aus der Aula gedrängten, eher schwächlich dargestellten „Welfen“ haben realhistorisch die „Carolina“ zum Vorbild, die als katholische Verbindung das Schlagen von Messuren und Duellen ablehnte. Die Sympathie des Autors gehört der antiklerikalen Tradition von deutschliberalen bzw. zunehmend deutschnationalen Burschenschaften wie der Grazer „Allemannia“, deren Mitglied Wittenbauer in seiner Studentenzeit war. Aus den Erfahrungen der Hochschulsozialisation und -tätigkeit resultiert auch der Hintergrund für das 1905 uraufgeführte und erfolgreiche Stück „Der Privatdozent“, wo die Nachbesetzung einer Professorenstelle durch einen qualifizierten Bauernsohn per Kollegen(-angehörigen)-Intriganz und Protektionswirtschaft verhindert wird. Wittenbauers prinzipiell antimetaphysische, naturwissenschaftliche Orientierung verbindet sich hier mit einem Eintreten für das Leistungsethos im Universitätsbetrieb, verkörpert durch die Bühnenfigur Prof. Prutz. Die Rezensionen der diversen Aufführungen in Dresden, Frankfurt am Main, München, Wien und Graz orientieren sich dann an den jeweiligen weltanschaulichen Leitlinien der Zeitungen.⁸ Das dritte Stück im akademischen Milieu, „Der weite Blick“, und die späteren Stücke⁹ konnten an den Erfolg von „Filia hospitalis“ und „Der Privatdozent“ nicht anschließen.

Ferdinand Wittenbauer starb am 16. Februar 1922 in Graz an den Folgen eines Schlaganfalls; seine Gattin Hermine, geb. Weiß, mit der er seit 1882 verheiratet war, war schon am 31. Juli 1914 57-jährig in Graz verschieden. Sein einziger Sohn, Dipl.-Ing. Ferdinand (Ferry) Wittenbauer, beging im Todesjahr des Vaters am 12. September 1922 mit 36 Jahren Selbstmord durch Gas.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Günter Cerwinka, *Filia hospitalis. Studenten, Hochschule und „Kulturkampf“ im literarischen Werk Ferdinand Wittenbauers (1857–1922)*. Graz 1993.

Hassobjekt für die radikal deutschnational-antisemitische Studenten- und Professorenschaft werden, die 1924 in der zeitweiligen Schließung der Hochschule gipfelte. Von den gegen ihn erhobenen hanebüchernen Vorwürfen wurde er vom Unterrichtsministerium komplett freigesprochen. Vgl. zum „Fall Leon“ im Detail: Hans Peter Weingand – Werner Winkler, *Diese Welt muss unser sein. Die sozialistischen Studierenden in Graz 1919–1991*. Graz 1992, S. 81–94; hier auch abgedruckt ein ausführliches Schreiben Dr. Theodora (Dora) Leons (1924/25), in dem sie die Position ihres Mannes nachdrücklich vertritt (S. 88–90). Der Vortrag aus dem Jahr 1922, der selbstverständlich den Textmerkmalen eines Nachrufs entspricht, ist aber dennoch ein Indiz dafür, dass Wittenbauer trotz seiner explizit (groß-)deutsch-nationalistischen Position auch auf gewisse Sympathien im sozialdemokratischen Lager zählen konnte.

⁸ Vgl. dazu im Detail: Cerwinka, *Filia hospitalis*, S. 21–24.

⁹ Vgl. ebd., S. 26–27.

Günter Cerwinka – Karl Wohlhart, Ferdinand Wittenbauer. Lehrer, Forscher, Dichter, in: Josef W. Wohinz (Hg.), Die Technik in Graz. Vom Joanneum zur Erzherzog-Johann-Universität. Graz – Wien – Köln 2002, S. 167–188. Online verfügbar unter: https://austria-forum.org/af/Kunst_und_Kultur/B%C3%BCcher/TUGraz_200_Jahre/Die_Technik_in_Graz/Ferdinand_Wittenbauer

Helge Dworak, Ferdinand Wittenbauer, in: Peter Kaupp (Hg.), Biographisches Lexikon der deutschen Burschenschaft. Bd. II: Künstler. Heidelberg 2018, S. 728.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Emil Leimdörfer, Ferdinand Wittenbauer. Ein Neu-Romantiker aus Österreich. Wien 1903, S. 4.

Dora Leon, Ferdinand Wittenbauer, der Techniker als Dichter. Vortrag, gehalten am 1. April 1922 im steiermärkischen Landesverein Deutscher Ingenieure und Techniker. Graz 1922.

Hans Peter Weingand – Werner Winkler, Diese Welt muss unser sein. Die sozialistischen Studierenden in Graz 1919–1991. Graz 1992.

Ferdinand Wittenbauer, Der Narr von Nürnberg. Ein Lied aus deutschem Mittelalter. Wien 1896.

Ferdinand Wittenbauer, Vorwort, in: F. W., Graphische Dynamik. Ein Lehrbuch für Studierende und Ingenieure. Berlin – Heidelberg 1923, S. III–IX. Online verfügbar unter: <https://link.springer.com/content/pdf/bfm%3A978-3-642-52608-4%2F1>

Wittulaweg

Datum der Benennung

15.12.1955

Text der Zusatztafel

Anna Wittula (geb. Unger) 1861–1918

Schriftstellerin. Die in Marburg an der Drau/Maribor geborene Autorin verortete sämtliche ihrer Novellen, Romane und historischen Erzählungen in der Steiermark. Wittula ließ dabei die Biedermeierzeit mit stimmungsvollen Bildern wiedererstehen. Die Mehrzahl ihrer Werke erschien nach ihrem Tod, was ihr posthum Bekanntheit und Ruhm bescherte.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie¹

Anna Wittula wurde als Anna (Maria Amalia) Unger am 22. April 1861 in der Alten Burg Marburg (Maribor) als das zweitjüngste von sechs Kindern des Südbahn-Ingenieurs Julius Unger (1837–1914) und der Färbermeisterstochter Anna, geb. Landwehr (1841–1903), geboren. Aufgrund der Versetzung des Vaters übersiedelte die Familie nach Wien, wo Anna die Volksschule besuchte. 1877 wechselte die Familie nach Steinbrück (Zidani most, Slowenien) und schließlich nach Laibach (Ljubljana), wo Anna die Konventschule bei den Ursulinen besuchte. Durch den häufigen Kontakt mit dem Großonkel Karl Grünewald, einem Gymnasiallehrer, und dessen literarisch tätiger Tochter Henriette („Harriet“, 1851–1889) entwickelte sich das Interesse für Literatur.

Nach der Ernennung des Vaters zum Sektionsingenieur ergab sich als neuer Lebensmittelpunkt Mürzzuschlag, wo sie gemeinsam mit ihrem Bruder Franz als Schauspielerin im „Deutschen Lesekränzchen“, das vom Arzt und Schriftsteller Adalbert Kupferschmid (1844–1906) begründet worden war, deutsche Klassiker und auch Roseggers² „Komödianten“ zur Aufführung brachte. Sie

¹ Die biografischen Informationen über Anna Wittula sind höchst spärlich. Fast alle Darstellungen stützen sich auf den Nachruf von Hans Löschnigg (1863–1931): Dr. H. L., Anna Wittula. Ein Nachruf, in: Grazer Tagblatt vom 17. März 1918, S. 3f. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gtb&datum=19180317&query=%22anna+wittula%22&ref=anno-search&seite=3>. Der Text wurde dann erweitert und verändert 1925 veröffentlicht: Hans Löschnigg, Anna Wittula. Eine steirische Erzählerin, in: Franz Hausmann (Hg.), Südsteiermark. Ein Gedenkbuch. Graz 1925, S. 285–290.

² Peter Rosegger war bei der Vermählung von Kupferschmid mit Hedwig Schruf im Jahr 1894 als Trauzeuge anwesend. Vgl. den Bericht in: Grazer Tagblatt vom 19. Mai 1894, S. 6. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gtb&datum=18940519&query=%22schruf%22&ref=anno-search&seite=6>

erkrankte erstmals an erblich veranlagten Magengeschwüren; nach einem Aufenthalt in Pettau bei ihrer Tante Laura Mayer wieder genesen, lernte sie den Pionieroberleutnant Friedrich Peter (Fritz) Wittula (1860–1932) kennen, der sich 1892 mit ihr vermählte und danach als Südbahninspektor arbeitete. (Der Sohn Walter sollte dann 1920 Albine Manninger, geb. Scheuchl (1802–1954), heiraten, eine illegitime Tochter Alban Bergs.)

Basierend auf autobiografischen Familienaufzeichnungen³ verfasste Anna Wittula den Roman „Das Gerberhaus. Original-Roman aus der südsteirischen Biedermeierzeit“, den der Wiener Zeitschriftenherausgeber und Verleger Jakob Philipp (1862–1922) in seinem Blatt „Österreichs Illustrierte Zeitung“ 1914/15 (H. 1–16) veröffentlichte und ihn als Buch in seinem Verlag kurz nach dem Tod Wittulas 1918⁴ herausbrachte. Auch „Das Gruberdirndl. Aus der Familiengeschichte eines steirischen Hammerherrn“ erschien in Philipps Zeitung (1917, H. 43–53) und später in Buchform. Zu Lebzeiten der Autorin waren weiters in der Zeitschrift „Das Buch für alle“ die Erzählung „Die Schäferin“ (1917, H. 25) und in Fortsetzung die Romane „Die Venus vom Candussihof. Roman aus der Steiermark um 1830“ (1917, H. 16–21) und „Die Jungfer Nanett vom ‚Goldenen Straußen‘“ (1918, H. 1–9) erschienen. Anna Wittula erkrankte 1918 erneut an Magengeschwüren und starb an den Folgen einer Magenoperation im Sanatorium der Kreuzschwestern in Graz am 3. März 1918. Sie wurde in St. Leonhard beigesetzt. Die „Deutsche Vereins-Druckerei“ nahm sich der als Buch unveröffentlichten Texte Wittulas nach dem Ersten Weltkrieg an und brachte „Die Venus vom Candussihof“ (1921), „Sonnenuntergang“ (1922), „Die Jungfer Nanett vom ‚Goldenen Straußen‘“ (1922) und zuletzt „Veit Billerbecks Erben. Roman aus der Franzosenzeit in Graz“ (1924) heraus. Seither ist nur 2011 eine slowenische Übersetzung von „Das Gerberhaus“ erschienen: „Strojarska hiša. Družinski roman iz časa bidermajerja na Ptuj“.

Wittulas historische Erzählungen und Romane sind zwar aufgrund des pittoresken zeitgenössischen Kolorits der südsteirischen Lebens-, Familien- und Arbeitsverhältnisse durchaus von Interesse, kranken aber einigermaßen an den deutschnationalen Denkweisen, die im historischen Gewand mittransportiert werden. So hat im Anti-Napoleon-Roman „Veit Billerbecks Erben“ die „Geschichte

³ Die dem Buch zugrundeliegende, 1908 für den Großvater geschriebene Familienchronik „Das Landwehrhaus“, die in der Ivan Potrč Library in Ptuj archiviert ist, war die Vorlage für „Das Gerberhaus“. Vgl. den slowenischen Artikel von Mira Jerenec, Štajerska pisateljica Anna Wittula (1868–1918), in: Ptujčan 5/2005, S. 24. Online verfügbar unter: <https://www.dlib.si/stream/URN:NBN:SI:doc-SGNH55JB/553c08b1-76aa-4412-af91-dbb3d2712dbb/PDF>. Der Beitrag liefert Informationen über die realhistorischen räumlichen und personalen Bezugnahmen des historischen Romans.

⁴ Vgl. die Verlagsmeldung zum Erscheinen von „Das Gerberhaus“ in: Österreichische Buchhändler-Correspondenz vom 17. Juli 1918, also vier Monate nach dem Tod von Anna Wittula: Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=obc&datum=19180717&query=%22gerberhaus%22&ref=anno-search&seite=2>

der Kaufmannsfamilie die Funktion, die franzosenfeindlichen Stereotype weiter zu vertiefen und den bösen Franzosen am Beispiel eines Einzelschicksals zu verdeutlichen“⁵.

Gerhard Fuchs
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Aneta Jachimowicz, Frankreichfeindliche Ressentiments in der österreichischen Presse und im österreichischen historischen Roman der frühen 1920er Jahre, in: Marc Lacheney et al. (Hg.), Französische Österreichbilder – Österreichische Frankreichbilder. Berlin 2021, S. 213–235.

Mira Jerenec, Štajerska pisateljica Anna Wittula (1868–1918), in: Ptujčan 5/2005, S. 24. Online verfügbar unter: <https://www.dlib.si/stream/URN:NBN:SI:doc-SGNH55JB/553c08b1-76aa-4412-af91-dbb3d2712dbb/PDF>

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Hans Löschnigg, Dr. H. L., Anna Wittula. Ein Nachruf, in: Grazer Tagblatt vom 17. März 1918, S. 3f. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=gtb&datum=19180317&query=%22anna+wittula%22&ref=anno-search&seite=3>

Hans Löschnigg, Anna Wittula. Eine steirische Erzählerin, in: Franz Hausmann (Hg.), Südsteiermark. Ein Gedenkbuch. Graz 1925, S. 285–290.

Jakob Philipp in Wien (Verlagsmeldung), in: Österreichische Buchhändler-Correspondenz vom 17. Juli 1918. Online verfügbar unter: <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=obc&datum=19180717&query=%22gerberhaus%22&ref=anno-search&seite=2>

⁵ Aneta Jachimowicz, Frankreichfeindliche Ressentiments in der österreichischen Presse und im österreichischen historischen Roman der frühen 1920er Jahre, in: Marc Lacheney et al. (Hg.), Französische Österreichbilder – Österreichische Frankreichbilder. Berlin 2021, S. 213–235, hier: S. 231.

Wolkensteingasse

Datum der Benennung

5.10.1961

Text der Zusatztafel

Oswald von Wolkenstein 1377–1445

Schriftsteller. Der spätmittelalterliche Minnesänger und Ritter aus dem Pustertal bereiste weite Teile Europas und des Vorderen Orients. Die Teilhabe am politischen Leben seiner Zeit setzte er ab 1415 im Dienst des römisch-deutschen Königs Sigismund fort. Wolkensteins literarisches Werk, mittelhochdeutsche Lieder aller Art, ist in Liederhandschriften überliefert.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Oswald von Wolkenstein war ein vermutlich aus Südtirol stammender deutscher Minnesänger und Diplomat. Er wurde im Jahr 1377 als eines von sieben Kindern des Friedrich von Wolkenstein und der Katharina von Villanders, wohl auf der Burg Schöneck im Pustertal, geboren. Oswald litt unter einer angeborenen Missbildung, einer verkleinerten Augenhöhle, weshalb er auch auf sämtlichen Darstellungen mit einem geschlossenen rechten Auge abgebildet ist.¹ Sein Leben ist durch Dokumente und eigene, autobiografische Liedtexte recht ausführlich überliefert. Seine Kindheit verbrachte Oswald großteils auf der Trostburg. Im Alter von zehn Jahren verließ er das Elternhaus und zog als Knappe aus. Er bereiste – vermutlich als Begleiter von fahrenden Rittern – praktisch die gesamte der europäischen Kultur bekannte Welt und lernte nach eigenen Angaben zehn Sprachen, von denen er Elemente auch in seine Liedtexte einbaute.

Nach dem Tod seines Vaters kehrte Oswald um 1400 nach Tirol zurück. Bei der Aufteilung des väterlichen Erbes erhielt Oswald einen Teil der Südtiroler Burg Hauenstein. Um die Ansprüche des Ritters Martin Jäger auf die Burg, die Oswald ignorierte, entbrannte ein jahrzehntelanger, erbittert geführter Streit, der erst 1427 auf Veranlassung Herzog Friedrichs von Tirol gelöst wurde, indem Oswald schließlich doch einen Ausgleich akzeptieren musste. Verkompliziert wurde die Angelegenheit zusätzlich dadurch, dass Oswald ein unglückliches Liebesverhältnis mit Jägers Tochter einging.²

¹ Dieter Kühn, Ich Wolkenstein. Erweiterte Neufassung. Frankfurt am Main 2011.

² Joseph Schatz, Oswald von Wolkenstein, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 44. Berlin 1898. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118590618.html#adbcontent>

1409/10 reiste Oswald auf eine Pilgerfahrt ins Heilige Land. 1415 nahm er im Gefolge Herzog Friedrichs IV. am Konzil von Konstanz teil. Oswald gehörte zu den Kritikern des Reformators Jan Hus, der vom Konzil zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt wurde. In Konstanz trat Oswald in den Dienst von König Sigismund. Als dessen Gesandter und Verhandler bereiste Oswald in den kommenden Jahren Spanien und Frankreich. 1416 trat er als Sänger in Paris vor der französischen Königin Isabeau (Elisabeth von Bayern) auf, die ihn für seine Sangeskunst mit einem Diamanten belohnte. 1417 kehrte Oswald über Konstanz nach Tirol zurück, wo er sich dem Adelsbund gegen Herzog Friedrich anschloss. Im selben Jahr heiratete er Margareta von Schwangau und zog mit ihr auf Burg Hauenstein. Aus der Ehe gingen sieben Kinder hervor.

1421 eskalierte der Streit um die den Miteigentümern der Burg Hauenstein von Oswald vorenthaltenen Zinszahlungen. Martin Jäger lockte Oswald in eine Falle und nahm ihn gefangen. Auf der Fahlburg ließ Jäger Oswald foltern. Im Dezember 1422 kam Oswald gegen eine hohe Bürgschaftssumme schließlich frei, nachdem er außerdem dem Landesherrn Herzog Friedrich Loyalität schwor. In den kommenden Jahren war Oswald einerseits wieder als Diplomat für König Sigismund tätig, andererseits spielte er immer wieder eine Rolle in der Tiroler Landespolitik. 1429 spielte er diese Rolle auch handgreiflich, als er dem damaligen Bischof von Brixen, der im Streit mit dem Domkapitel lag, einen Faustschlag verpasste. Wann genau Oswald starb, ist nicht bekannt. In einer Urkunde vom 2. August 1445 wird er jedenfalls als tot bezeichnet. Oswald von Wolkensteins Liedersammlungen gehören zu den wichtigsten Buchdokumenten des Mittelalters.³

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Dieter Kühn, Ich Wolkenstein. Erweiterte Neufassung. Frankfurt am Main 2011.

Joseph Schatz, Oswald von Wolkenstein, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 44. Berlin 1898.

Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118590618.html#adbcontent>

o. A., Oswald von Wolkenstein, in: AustriaWiki 2013. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Oswald_von_Wolkenstein

³ o. A., Oswald von Wolkenstein, in: AustriaWiki 2013. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Oswald_von_Wolkenstein

Wormgasse

Datum der Benennung

RB 1888

Text der Zusatztafel

Johann de Matha Worm 1827–1887

Theologe, Priester. Worm promovierte 1856 an der Universität seiner Geburtsstadt Graz und lehrte ab 1868 Fundamentaltheologie an deren Theologischer Fakultät. 1872 erfolgte seine Ernennung zum Domvikar, 1886 zum Domkustos. Der mit zahlreichen Ehrentiteln bedachte katholische Geistliche machte sich als Wohltäter um das Grazer Bürgerspital verdient.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Johann de Matha Worm war ein Grazer Theologe, Domkustos und Wohltäter. Er wurde am 31. Dezember 1827 in eine einfache Grazer Bürgerfamilie geboren. Nach dem Gymnasium studierte Worm Theologie an der Universität in Graz. Die Priesterweihe empfing er am 14. September 1850, am 23. Dezember 1856 promovierte er zum Doktor der Theologie. Das Kaplansjahr absolvierte Worm 1850 in Pöllau. Danach folgten vier Präfektenjahre am Knabenseminar in Graz, dann ein Ausbildungsjahr an der höheren Priesterbildungsanstalt zum heiligen Augustin in Wien („Frintaneum“).

Aufgrund seiner Tätigkeiten als Chorvikar, Domkaplan, Sekretär und Gymnasialprofessor, die er zur allgemeinen Zufriedenheit ausübte, wurde Worm im Juni 1869 Mitglied des Steiermärkischen Landesschulrates. Ab Herbst 1868 supplierte er Fundamentaltheologie an der Theologischen Fakultät in Graz. 1872 wurde er zum Domherrn ernannt, 1886 schließlich zum Domkustos, nachdem er bereits einmal die Annahme dieser Würde abgelehnt hatte.¹ Worms Bescheidenheit äußerte sich auch darin, dass er trotz mehrfachen Ersuchens auf das Tragen von Mitra und Stab verzichtete.² Eine Berufung ins Kultus-Ministerium nach Wien lehnte Worm ebenfalls ab.

Zusätzlich zu seinem Amt als Domkustos war Worm wirklicher Konsistorialrat und Referent, Geistlicher Rat, Konsulent des katholischen Frauenvereins, um den er sich besonders verdient machte, und Ritter des eisernen Kronen-Ordens dritter Klasse. Worm gehörte zu den angesehensten

¹ Salzburger Kirchenblatt vom 4. August 1887.

² Maximilian Liebmann, Die Domherren von Graz-Seckau. 1886 bis 1986. Graz – Wien – Köln 1987.

Geistlichen der Stadt Graz und wurde als Menschenfreund, insbesondere als Wohltäter des Grazer Bürgerspitals, allgemein geschätzt.³ Johann de Matha Worm blieb trotz Herzproblemen, die ihn eine Zeitlang plagten, bis zu seinem Tod hochaktiv. Er starb am 27. Juli 1887 und wurde in der Domherrengruft am Stadtfriedhof Graz-St. Peter beigesetzt.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKSIN)

Literatur

Thomas Chr. Arbeiter – Franz R. v. Gadolla, Die Straßen, Gassen und Plätze der Landeshauptstadt Graz. Mit Begründung der Benennung nebst diesbezüglichen Angaben über Lebenslauf der Namensgeber, beziehungsweise historischen Angaben darüber. Graz 1912.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Maximilian Liebmann, Die Domherren von Graz-Seckau. 1886 bis 1986. Graz – Wien – Köln 1987.

³ Thomas Chr. Arbeiter – Franz R. v. Gadolla, Die Straßen, Gassen und Plätze der Landeshauptstadt Graz. Mit Begründung der Benennung nebst diesbezüglichen Angaben über Lebenslauf der Namensgeber, beziehungsweise historischen Angaben darüber. Graz 1912.

⁴ Grazer Volksblatt vom 28. Juli 1887.

Zahnstraße

Datum der Benennung

27.3.1930

Text der Zusatztafel

Joseph Georg (von) Zahn 1831–1916

Historiker, Archivar. Der in Groß-Enzersdorf geborene und in Wien promovierte Zahn leitete ab 1861 das Archiv des Joanneums in Graz. Die von ihm initiierte Zusammenlegung mit dem landschaftlichen Archiv erfolgte 1868. Zahn wirkte bis 1904 als Direktor des Steiermärkischen Landesarchivs und forschte u. a. zur mittelalterlichen Landesgeschichte und Ortsnamenkunde.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Joseph Georg (von) Zahn war ein Historiker und Archivar. Er wurde am 22. Oktober 1831 in Groß Enzersdorf (Niederösterreich) geboren. Der Sohn eines Fleischhauers besuchte als Stipendiat das Stadtkonvikt der Piaristen bei Wien. Nach dem Gymnasium studierte er an der Universität Wien und widmete sich neben seinem Rechtsstudium der österreichischen Geschichte. 1856 trat er in das neu gegründete Institut für österreichische Geschichtsforschung ein. Zu seinen Lehrern zählten Albert Jäger und Theodor von Sickel. 1859 wurde Zahn zum Supplenten, gleich darauf zum a.o. Professor an der Rechtsakademie in Pressburg (heute Bratislava in der Slowakei) ernannt. Aufgrund der Verpflichtung zur ungarischen Unterrichtssprache verzichtete Zahn auf die Stelle und bewarb sich 1861 als Archivar am Grazer Joanneum. Dort wurde er u. a. mit der Ordnung und Neuaufstellung des Archivs betraut, schließlich übergab man ihm auch das Münz- und Antikenkabinett zur Bearbeitung. Zahn forschte und publizierte nebenher. 1866 habilitierte er sich für Paläografie und Diplomatik.

Die Gründung des Steiermärkischen Landesarchivs ist seiner Initiative zu verdanken. Er bemühte sich 1868 um die Zusammenlegung des Landschaftlichen Archivs mit dem Joanneumsarchiv. 1873 wurde Zahn „Archivdirektor“, 1875 erhob man ihn in den Adelsstand. 1879 erhielt er den Doktorgrad der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig. 1885 wurde er zum Regierungsrat ernannt, 1906 zum Hofrat. Ab 1861 engagierte er sich im Historischen Verein für Steiermark, aus dem er 1895 aufgrund persönlicher Differenzen austrat. Zahn, der das Landesarchiv nahezu als sein Privateigentum betrachtete, geriet in Konflikte mit jüngeren Historikern, die sein Verhalten als diktatorisch empfanden. 1905 wurde er in den Ruhestand versetzt, danach betrat er das Landesarchiv nie wieder. Zahn lebte in der Folge einsam und zurückgezogen. Von seinen Arbeiten

sind hervorzuheben das mehrbändige Urkundenbuch (1875–1903), das „Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter“ (1893), die „Austro-Friulana“ (1877) und die „Steirischen Miscellen zur Orts- und Culturgeschichte der Steiermark“ (1899). 1914 besuchte er seine Tochter in Baden-Baden und kam vermutlich aufgrund des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs nicht mehr zurück. Zahn starb am 9. August 1916 in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Baden-Baden (heute Baden-Württemberg) an einem Schlaganfall.

Martin Moll

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Birgit Scholz, Joseph von Zahn, in: Literatur- und kulturgeschichtliches Handbuch der Steiermark im 19. Jahrhundert online. Graz 2011. Online verfügbar unter: http://lithes.uni-graz.at/handbuch/zahn_joseph_von.html

Zanklstraße

Datum der Benennung

13.12.1951

Text der Zusatztafel

Anna Zankl (geb. Fuchsbichler) 1823–1890

Unternehmerin. Die gebürtige Deutschlandsbergerin gründete 1862 den Farbhandel A. Zankl und führte ihn entgegen dem damaligen Zeitgeist als Geschäftsfrau. 1871 ließ sie in Algersdorf ein Fabriksgebäude zur eigenen Produktion errichten. Der nach ihrem Tod nach Gösting übersiedelte Betrieb stieg bis 1914 zur bedeutendsten Farben- und Lackfabrik der Monarchie auf.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Am 11. Februar 1823 wurde Anna Zankl als Tochter von Johann Fuchsbichler, einem Händler, und Theresia Jandl in Deutschlandsberg geboren.¹ Sie heiratete am 18. Februar 1849 Josef Zankl.² Im Jahr 1862 gründete sie den kleinen Farbhandel A. Zankl. Bereits 1871 wurde in Neualgersdorf ein Fabriksgebäude zur eigenen Produktion errichtet. 1892 kaufte sie am rechtsseitigen Mühlgang eine ehemalige Pulvermühle, die zum neuen Fabriksstandort wurde. Die mittlerweile verwitwete Anna Zankl starb am 23. Dezember 1890 in Graz. Nach Anna Zankls Tod führten die Söhne Otto, Emil und Rudolf die Firma fort.³ Die Söhne konnten die Firma bis 1914 zum damals bedeutendsten Unternehmen der Monarchie für die Erzeugung von Farben und Lacken führen. Die wirtschaftlichen Herausforderungen nach 1918 machten eine völlige Neuorientierung der Firma notwendig. Neue Märkte wurden erschlossen, v. a. auf dem Balkan und in der Levante, aber auch in Ägypten. So entstand 1925 in Alexandria sogar eine Zweigniederlassung. Die Weltwirtschaftskrise und der Zweite Weltkrieg stellten v. a. in Bezug auf den herrschenden Facharbeitermangel große Herausforderungen dar, die aber gemeistert werden konnten. Trotz versuchter Modernisierung Anfang der 1950er-Jahre musste 1955 die Produktion bei Zankl schließlich eingestellt werden.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Vgl. DA Graz, Deutschlandsberg Taufbuch VI, fol. 95.

² Vgl. DA Graz, Graz-Mariahilf Trauungsbuch VII, fol. 44.

³ Vgl. Grazer Tagespost vom 29. Juli 1912, S. 2f.; Grazer Volksblatt vom 29. Juli 1912, S. 1; Grazer Volksblatt vom 27. Juli 1912, S. 4.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Zeillergasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Franz Alois (Edler von) Zeiller 1751–1828

Jurist. Zeiller promovierte 1768 in seiner Geburtsstadt Graz und 1778 an der juristischen Fakultät Wien, deren Lehrstuhl für Naturrecht und Kriminalistik er 1782 übernahm. Als Hauslehrer der Habsburger bildete er zudem Erzherzog Johann aus. Der Rechtsgelehrte war ab 1802 maßgebender Referent für die Ausarbeitung des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs von 1811.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Franz von Zeiller war ein österreichischer Jurist und zu seiner Zeit einer der bedeutendsten Vertreter des Vernunftrechts in der Habsburgermonarchie. Er ist einer der Autoren des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches (ABGB). Franz Zeiller wurde am 14. Jänner 1751 in eine Grazer Handelsfamilie geboren. Nach Abschluss der philosophischen Studien mit 17 Jahren studierte er Rechtswissenschaften an der Universität Wien, wo er 1778 promovierte. 1782 wurde Zeiller ordentlicher Professor für Naturrecht und Kriminalistik an der juristischen Fakultät der Universität Wien. Zeiller unterrichtete als Hauslehrer mehrere Mitglieder des Kaiserhauses, darunter die Erzherzöge Anton, Johann, Joseph, Rainer, Ludwig und Rudolf. 1794 wurde er ordentlicher Referent am niederösterreichischen Appellationsgericht. Ab Februar 1797 war er als Beisitzer der Hofkommission in Justizsachen tätig. Im selben Jahr wurde er in den Adelsstand erhoben.¹

Ab 1802 beteiligte sich Zeiller an der Ausarbeitung des ABGB. Dafür wurde er von seiner Lehrtätigkeit an der Universität befreit. Das bedeutete aber nicht, dass Zeiller keinerlei akademische Funktionen ausübte: Von 1803 bis 1804 sowie von 1807 bis 1808 war Zeiller Rektor der Universität Wien. Von 1806 bis 1809 war er außerdem Herausgeber der ersten juristischen Fachzeitschrift Österreichs in deutscher Sprache. Das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch, das heute als Meilenstein des Privatrechts in Österreich gilt, trat 1811 in Kraft.

¹ Sarah Gschwandtner – Kristina Kogler – Michaela Pilat, Franz Anton von Zeiller. Online verfügbar unter: https://monuments.univie.ac.at/index.php?title=Franz_Anton_von_Zeiller

Aus gesundheitlichen Gründen wurde Zeiller am 7. September 1816 von seiner Arbeit in der obersten Justizstelle enthoben. Dagegen blieb Zeiller der obersten Gesetzgebungs-Hofkommission erhalten. In dieser Funktion arbeitete er einen vollständigen Entwurf zu einer neuen Ausgabe des Kriminalgesetzbuches aus. Per Gesuch beim Kaiser erwirkte Zeiller die Einrichtung der Juridischen Fakultät an der Grazer Universität. Franz von Zeiller starb am 23. August 1828, nachdem er während der Arbeit einen Schlaganfall erlitten hatte.² Er wurde in einem Ehrengrab auf dem Hietzinger Friedhof bestattet.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS)

Literatur

Sarah Gschwandtner – Kristina Kogler – Michaela Pilat, Franz Anton von Zeiller. Online verfügbar unter: https://monuments.univie.ac.at/index.php?title=Franz_Anton_von_Zeiller

Constantin von Wurzbach, Zeiller, Franz Alois Edler von, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 59. Wien 1890.

² Constantin von Wurzbach, Zeiller, Franz Alois Edler von, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 59. Wien 1890.

Zelinkagasse

Datum der Benennung

14.1.1949

Text der Zusatztafel

Julius Zelinka um 1869–1945

Dreher. Bereits in jungen Jahren schloss sich Zelinka 1887 der Sozialdemokratie und der organisierten Arbeiterbewegung an. Mehr als 50 Jahre war er als Arbeiter in der Maschinenfabrik Andritz beschäftigt. In den 1920er-Jahren wirkte Zelinka als Vizebürgermeister der damals eigenständigen Gemeinde Andritz und hatte die Agenden des Gemeindeschulwesens über.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Julius Zelinka war lange Jahre sozialdemokratischer Gemeinderat und zeitweilig auch Vizebürgermeister von Andritz, als dieses noch eine eigene Gemeinde war. Er wurde um 1869 als Sohn des Schmiedegesellen Ignaz Zelinga (sic!) und seiner Frau Anna (geborene Gruber) in Schwarzau im Gebirge (Niederösterreich) geboren.¹ Julius Zelinka ergriff den Beruf eines Drehers und war als solcher 50 Jahre lang in der Maschinenfabrik Andritz bei Graz beschäftigt. Er betätigte sich politisch für die Arbeiterpartei, feierte im Juli 1927 seine 40-jährige Parteitätigkeit.²

Lange Jahre im Andritzer Gemeinderat aktiv, wurde er in den 1920er-Jahren dort auch zum Vizebürgermeister gewählt. Die Förderung des Schulwesens in der Gemeinde war ihm ein besonderes Anliegen.³ Julius Zelinka starb am 16. Juli 1945 in Graz-Andritz.⁴ Er hinterließ seine Frau Maria (geborene Sammer), die er am 9. April 1893 geheiratet hatte und die ihn um elf Jahre überlebte.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

¹ Grazer Stadtarchiv, Personengrundstammlätter-Sammlung; Taufbuch Schwarzau i. Geb.

² Arbeiterwille vom 12. Juli 1927.

³ Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

⁴ Grazer Volkszeitung vom 18. Juli 1945.

Literatur

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

Zeppelinstraße

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Ferdinand Adolf August Graf von Zeppelin 1838–1917

Luftfahrtpionier. Der in Konstanz geborene Zeppelin stieg in der Württembergischen Armee bis 1890 zum Kavalleriegeneral auf. Danach widmete er sich der Konstruktion von lenkbaren Luftschiffen und generierte nach dem Jungfernflug des ersten Zeppelins 1900 Begeisterung für seine zigarrenförmigen Luftschiffe. Sein Name steht bis heute synonym für Starrluftschiffe.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand von Zeppelin war ein deutscher General, Konstrukteur von Luftschiffen und Unternehmer. Er wurde am 8. Juli 1838 in Konstanz als Sohn des früheren fürstlich hohenzollernschen Hofmarschalls und Baumwoll-Fabrikanten Graf Friedrich von Zeppelin geboren. Die Kindheit verbrachte er gemeinsam mit seinen beiden Geschwistern auf Schloss Girsberg in Emmishofen in der Schweiz. Ferdinand bekam zunächst Hausunterricht, 1853 ging er auf das Polytechnikum und die Realschule in Stuttgart. Zwei Jahre später trat er als 17-Jähriger in die Kriegsschule Ludwigsburg ein. 1858 wurde er Leutnant der Württembergischen Armee. Wegen der Mobilmachung infolge des österreichisch-italienischen Konflikts musste Zeppelin sein mittlerweile in Tübingen begonnenes Studium (Staatswissenschaften, Maschinenbau und Chemie) beenden und wurde zum Ingenieurkorps einberufen.

Nach dem Ende des Krieges in Norditalien nahm sich Zeppelin Urlaub und reiste nach Nordamerika, wo er mit Genehmigung der Armee der Nordstaaten 1863 als Beobachter am amerikanischen Sezessionskrieg teilnahm. Dort verfolgte er erstmals den militärischen Einsatz von Ballonen und nahm auch an einer Ballonfahrt teil. Dabei erkannte er das Problem der Wind-Abhängigkeit von Freiballonen.¹ Ende 1863 kehrte Zeppelin nach Württemberg zurück. Zwei Jahre später wurde er Adjutant von König Karl I. Im Deutschen Krieg von 1866 diente er als Generalstabsoffizier. Am

¹ Karl Clausberg, Zeppelin. Die Geschichte eines unwahrscheinlichen Erfolges. München 1990.

7. August 1869 heiratete er in Berlin Isabella Freiin von Wolff-Alt-Schwanenburg. Aus der Ehe ging eine Tochter, Helene, hervor.²

Im Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) wurde Zeppelin durch einen Erkundungsritt hinter die französischen Linien berühmt. 1885 wurde er zum Militärbevollmächtigten an der württembergischen Gesandtschaft in Berlin berufen und 1887 selbst zum württembergischen Gesandten ernannt. Zu dieser Zeit begann er sich ernsthaft dem Thema der Luftschiffahrt und den Plänen für lenkbare Luftschiffe zu widmen. Zunächst wurde er für sein Konstruktionsvorhaben in Fachkreisen als „Narr vom Bodensee“ verspottet. 1896 wurde er, als Militärangehöriger mittlerweile im Generalsrang, Mitglied im Verein Deutscher Ingenieure. Mit dessen Unterstützung baute Zeppelin 1899 sein erstes Luftschiff. Zeppelin kaufte die Pläne und Patente des ungarischen Luftfahrt-Enthusiasten und Erfinders David Schwarz dessen Witwe ab und nutzte sie für seine Entwicklungen.

Die bald Zeppeline genannten Luftschiffe erlangten trotz anfänglicher Skepsis große Beliebtheit. Mit Hilfe der „Zeppelinspende des deutschen Volkes“, einer spontanen Spendenaktion der Bevölkerung nach dem Unfall mit einem seiner Luftschiffe im Jahr 1908, konnte Zeppelin ein Unternehmen und eine Stiftung gründen. 1908 kaufte die Armee das Luftschiff LZ 3 und stellte es mit der Kennzeichnung Z I in Dienst. Ein Jahr später wurden Zeppeline auch in der zivilen Luftfahrt eingesetzt. Im November 1909 wurde die Deutsche Luftschiffahrts-AG (DELAG) gegründet.³

Im Ersten Weltkrieg wurden Zeppeline als Bomber und Aufklärer eingesetzt, nach und nach jedoch durch Flugzeuge ersetzt. Ab 1916 war Zeppelin als Vertreter der Ritterschaft Abgeordneter in der Ersten Kammer des Württembergischen Landtags. Ferdinand von Zeppelin starb am 8. März 1917 in Berlin.⁴ Begraben ist er auf dem Stuttgarter Pragfriedhof.

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Karl Clausberg, Zeppelin. Die Geschichte eines unwahrscheinlichen Erfolges. München 1990.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Lutz Walter – Kai-Britt Albrecht, Ferdinand Graf von Zeppelin 1838–1917. Online verfügbar unter: <https://www.dhm.de/lemo/biografie/ferdinand-zeppelin>

² Rosgartenmuseum Konstanz (Hg.), Die Zeppelins – Lebensgeschichten einer Adelsfamilie. Konstanz 2013.

³ Südkurier vom 4. März 2017.

⁴ Lutz Walter – Kai-Britt Albrecht, Ferdinand Graf von Zeppelin 1838–1917. Online verfügbar unter: <https://www.dhm.de/lemo/biografie/ferdinand-zeppelin>.

Zerlacherweg

Datum der Benennung

15.12.1955

Text der Zusatztafel

Ferdinand Matthias Zerlacher 1877–1923

Maler. Der gebürtige Grazer studierte 1897–1899 an der Akademie der bildenden Künste in Wien. Mit Ausnahme der Zugehörigkeit zur Wiener Secession ab 1910 blieb Zerlacher dem offiziellen Kunstbetrieb fern und fand in Nußdorf am Attersee seine ideale Wirkstätte. Im Stil des Realismus schuf er ein als „Augenkunst“ titulierte, ausdrucksstarke und ungeschönte Werk.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Ferdinand Matthias Zerlacher war ein österreichischer Maler. Er wurde am 10. März 1877 als uneheliches Kind einer Kellnerin und des Holzbildhauers Matthias Mayer in Graz geboren. Dank seines Talents erhielt er mit 15 Jahren einen Freiplatz an der Grazer Zeichenakademie. Auf Vermittlung seines Förderers Gustav von Gerl studierte Zerlacher vier Semester an der Wiener Akademie der bildenden Künste. Danach bildete er sich selbstständig weiter. Von Gerl verschaffte Zerlacher auch Zugang zur wohlhabenden Wiener Gesellschaft, was ihm zahlreiche Aufträge verschaffte. Die beiden Schwestern von Gerls, Emma und Marie, wurden mütterliche Freundinnen Zerlachers. Verlobt war er mit Helene Bauer.

Die Sommermonate verbrachte Zerlacher häufig in Nußdorf am Attersee, wo neben Seansichten und Blumenstillleben auch Bauernbilder entstanden, die ihm den Ehrennamen eines „österreichischen Leibl“ einbrachten.¹ Den deutschen Maler des Realismus Wilhelm Leibl bezeichnete Zerlacher selbst als seinen einzigen direkten Einfluss. Wie sein Vorbild Leibl hielt sich Zerlacher vom offiziellen Kunstbetrieb weitgehend fern und fühlte sich in einfachen Verhältnissen am wohlsten. Zerlacher war bekannt für seine langsame und genaue Arbeitsweise und neigte zu

¹ Michaela Pappernigg, Ferdinand Matthias Zerlacher, in: Österreichischen Galerie Belvedere (Hg.), Kunst des 20. Jahrhunderts. Bestandskatalog der Österreichischen Galerie des 20. Jahrhunderts. Bd. 4: S–Z. Wien 2001.

übersteigter Selbstkritik. Er behielt zeitlebens eine große Vielseitigkeit. Typisch für seine Malerei ist die Zerlegung der Bildfläche in gleichartige, kleinteilige Farbflächen.²

Im Jahr 1907 nahm Zerlacher mit einem Selbstportrait an einer Ausstellung der Wiener Secession teil. Drei Jahre später wurde er als 33-Jähriger deren Mitglied. Er hatte damals bereits eine anerkannte Stellung als Vertreter der jüngeren Künstlergeneration und war ab da regelmäßig in Ausstellungen vertreten. Als Zerlacher an Lungentuberkulose erkrankte, veranstaltete die Secession auf Initiative seines Freundes, des Bildhauers Alfred Hofmann, eine Ausstellung mit 50 seiner Werke, um ihn mit den Erlösen zu unterstützen. Zerlacher selbst hielt sich jedoch nicht für reif für eine Gesamtausstellung und sprach sich dagegen aus.³

Die Ausstellung wurde dennoch und just an jenem Tag eröffnet, als Zerlacher am 2. Jänner 1923 im St. Johannes Spital in Salzburg im 46. Lebensjahr an Lungentuberkulose starb.

Andreas Stangl

(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Hans Ankwicz-Kleehoven, Künstlermonographie über Ferdinand Matthias Zerlacher. Wien 1926.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Michaela Pappernigg, Ferdinand Matthias Zerlacher, in: Österreichischen Galerie Belvedere (Hg.), Kunst des 20. Jahrhunderts. Bestandskatalog der Österreichischen Galerie des 20. Jahrhunderts. Bd. 4: S–Z. Wien 2001.

o. A., Ferdinand Matthias Zerlacher (1877–1923). Online verfügbar unter:

<http://www.salzburgmuseum.at/index.php?id=1321>

² o. A., Ferdinand Matthias Zerlacher (1877–1923). Online verfügbar unter:

<http://www.salzburgmuseum.at/index.php?id=1321>

³ Hans Ankwicz-Kleehoven, Künstlermonographie über Ferdinand Matthias Zerlacher. Wien 1926.

Ziehrerstraße

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Carl Michael Ziehrer 1843–1922

Komponist. Dem in Wien geborenen Hutmacher gelang 1862 im Wiener Dianabad-Saal ein vielbeachtetes Debut. Ziehrer leitete zahlreiche Zivil- wie auch Militärkapellen, etwa 1885–1893 jene der Hoch- und Deutschmeister. Am Höhepunkt seiner Karriere fungierte der Schöpfer von 22 Operetten sowie zahlreichen Walzern und Märschen ab 1908 als Hofballmusikdirektor.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Carl Michael Ziehrer war ein österreichischer (Militär-)Kapellmeister und Komponist von Tanzmusik und Operetten. Er wurde am 2. Mai 1843 in Wien geboren und absolvierte zunächst eine Lehre als Hutmacher. Nebenbei spielte er Klavier und komponierte im Alter von 19 Jahren eigene kleine Stücke. Ziehrer gewann mit dem Verleger Carl Haslinger einen engagierten Mentor und Geschäftspartner, der den aufstrebenden Musiker als Konkurrenz zur Strauß-Familie aufbauen wollte. Als Kapellmeister mit eigenem Orchester und als Komponist debütierte Ziehrer im Wiener Dianabad-Saal, nachdem ihm behördlich „die musikdirectoriale Befugnis für das Musizieren in Gasthäusern und Wirtshausgärten“¹ erteilt worden war. Vom Militärdienst befreit, konnte er in den kommenden Jahren mit seinem Orchester in zahlreichen Musik-, Tanz- und Unterhaltungslokalen in Wien und Umgebung Auftritte als Konzertdirigent sowie als Interpret und Komponist von Tanzmusik wahrnehmen. Erste Konzertreisen führten ihn 1867 nach Graz und 1869 nach Pest.

Im Juni 1870 hatte sich Ziehrer außerdem erstmals als Kapellmeister eines Infanterie-Regiments verpflichten lassen. Damit legte er den Grundstein für eine Karriere, die ihn über verschiedene Regimentskapellen bis hin zum berühmten Infanterie-Regiment Nr. 4 Hoch- und Deutschmeister führen (1885–1893) und bald zum „populärsten Wiener Militär[kapellmeister] seiner Zeit“² aufsteigen lassen sollte. Seine rege Konzerttätigkeit im Ausland brachte ihm außerdem

¹ Marion Linhardt, Art. Ziehrer, Carl Michael, Biographie, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2007, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/374197>

² Ebd.

internationales Renommee, führte aber gleichzeitig zu einem beruflichen Umschwung: Ziehrer überschritt während seiner erfolgreichen „Deutschmeister-Tournee“ in den USA den genehmigten Urlaub und wurde als musikalischer Leiter der Hoch- und Deutschmeister entlassen. In den folgenden Jahren verlegte er sich ganz auf das Komponieren und konnte sich ab der Jahrhundertwende mit Operetten wie „Die Landstreicher“ (1899), den beiden Hauptwerken „Der Fremdenführer“ (1902) und „Der Schätzmeister“ (1904) oder „Die Liebeswalzer“ (1908) sowie „Das dumme Herz“ (1914) als äußerst erfolgreicher Bühnenkomponist etablieren. Parallel dazu war er ab 1908 mehrmals Gastdirigent des neu gegründeten Wiener Tonkünstler-Orchesters und wurde in diesem Jahr außerdem zum letzten k. u. k. Hofballmusik-Direktor (nach Johann Strauß Vater, Johann Strauß Sohn und Eduard Strauß) ernannt.³

Der Weltkrieg und der Zusammenbruch der Donaumonarchie prägten Ziehrers durch Krankheit gezeichneten letzten Lebensjahre, die er in äußerst bescheidenen Verhältnissen zubrachte. Schließlich starb er am 14. November 1922 verarmt in Wien.⁴ Er fand in einem Ehrengrab der Stadt Wien auf dem Zentralfriedhof seine letzte Stätte. Besonders mit seinen insgesamt 566 Tänzen, Märschen und Walzern (darunter z. B. „Weaner Mad’ln“, „Wiener Bürger“, „Nachtschwärmer“, „Künstler-Träume“ oder „Grazer Juristenball-Tänze“) und 29 Bühnenwerken⁵ leistete Ziehrer einen bedeutenden Beitrag zur „Wiener Musik“, als deren maßgeblicher Vertreter er sich „in das kulturelle Gedächtnis Wiens und Österreichs eingeschrieben [hat].“⁶ Ausdruck dieser besonderen Stellung ist nicht zuletzt die Tatsache, dass der Wiener Opernball traditionell mit Ziehrers „Fächer-Polnaise“ eröffnet wird.

Iris Mangeng
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Marion Linhardt, Art. Ziehrer, Carl Michael, Biographie, in: Laurenz Lütteken (Hg.), MGG Online. New York – Kassel – Stuttgart 2016ff., zuerst veröffentlicht 2007, online veröffentlicht 2016. Online verfügbar unter: <https://www.mgg-online.com/mgg/stable/374197>

Norbert Rubey, Art. Ziehrer, Carl Michael (eig. Michael), in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 14.4.2021). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001e7a7

Max Schönherr, Carl Michael Ziehrer. Sein Werk – sein Leben – seine Zeit. Dokumentation, Analysen und Kommentare. Wien 1974.

³ Vgl. ebd.

⁴ Vgl. Max Schönherr, Carl Michael Ziehrer. Sein Werk – sein Leben – seine Zeit. Dokumentation, Analysen und Kommentare. Wien 1974, S. 9f.

⁵ Vgl. Norbert Rubey, Art. Ziehrer, Carl Michael (eig. Michael), in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 14.4.2021). Online verfügbar unter: https://musiklexikon.ac.at/0xc1aa5576_0x0001e7a7

⁶ Linhardt, Art. Ziehrer.

Zinzendorfgasse

Datum der Benennung

k. A.

Text der Zusatztafel

Karl Johann Graf von Zinzendorf und Pottendorf 1739–1813

Staatsmann. Der gebürtige Dresdener war zunächst sächsischer Beamter und kam 1762 nach Wien, wo er in den habsburgischen Staatsdienst eintrat. Zinzendorf unternahm Dienstreisen durch ganz Europa, war 1776–1782 Gouverneur in Triest und hatte dann hohe Verwaltungs- und Ministerämter in Wien inne. Seine Tagebücher geben Einblick in das kulturelle Leben seiner Zeit.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Karl von Zinzendorf war ein österreichischer Staatsmann im späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert. Er wurde am 5. Jänner 1739 als Sohn des kursächsischen Kammerherrn Friedrich Christian von Zinzendorf und Pottendorf und Gräfin Christiane Sophie Reinicke von Callenberg in Dresden geboren. Die aus Niederösterreich stammende Familie Zinzendorf ist bis ins 11. Jahrhundert nachweisbar.¹ Karl wurde strenggläubig protestantisch erzogen.

1758 begann er an der Universität Jena Rechtswissenschaften zu studieren und trat der „Deutschen Gesellschaft“ bei, die sich damals um die verstärkte Verwendung der deutschen Schriftsprache statt Latein und Französisch bemühte. Nur ein Jahr später bekam Zinzendorf eine Stelle als kursächsischer Hof- und Justizrat. 1760 reiste er zu seinem Halbbruder Ludwig nach Wien und entschloss sich, in Österreich zu bleiben. Karl konvertierte wie sein Halbbruder zuvor zum Katholizismus und trat zunächst als Kommerzienrat und Kämmerer in den österreichischen Staatsdienst ein.

Auf einer Dienstreise, die ihn 1764/65 nach Tirol, Italien, Frankreich und in die Schweiz führte, lernte er unter anderem Voltaire, Rousseau und Albrecht von Haller kennen. Die ökonomische Societät zu Bern nahm ihn als Ehrenmitglied auf. 1765 wurde Zinzendorf in die österreichische Deutschordensballei aufgenommen, 1770 wurde er zum Ritter geschlagen. Im selben Jahr trat er als Hofrat in die Hofrechnungskammer ein.

¹ Constantin von Wurzbach, Zinzendorf, Grafengeschlecht, Genealogie, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 60. Wien 1891.

1776 erhielt er den Posten eines Gouverneurs von Triest. 1782 wurde er von Kaiser Joseph II. zum Präsidenten der Neuen Hofrechenkammer ernannt. 1784 fungierte Zinzendorf als Vorsitzender der Kommission für die Aufhebung der Robotpflicht. Nach Auflösung der Hofrechenkammer 1792 wurde Zinzendorf Staatsminister in inländischen Angelegenheiten, ein Jahr später Leiter des Staatsrechnungsdepartements. 1802 wurde er in die Staatskonferenz als Minister für inländische Geschäfte berufen, 1808 zum dirigierenden Staats- und Konferenzminister ernannt.² Zinzendorf galt als Befürworter des Freihandels und Gegner des Merkantilismus. 1809 reichte er im Zuge der Reform des Geheimen Staatsrates seinen Rücktritt ein. Karl von Zinzendorf starb am 5. Jänner 1813 in Wien. Nach seinem Tod wurde sein Leichnam in die Familiengruft in Karlstetten überstellt. Seine Tagebücher zählen zu den bedeutenden Quellen der österreichischen Geschichte.³ Karl war der letzte männliche Träger des Namens Zinzendorf. Mit dem Tod seiner jüngeren Schwester Maria Josefa im Jahre 1817 erlosch auch der Familienname.⁴

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Martin Brecht – Paul Peucker (Hg.), Neue Aspekte der Zinzendorf-Forschung. Göttingen 2005.
Franz von Krones, Zinzendorf, Karl Graf von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 45. Berlin 1900. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119072793.html#adbcontent>
Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.
Constantin von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 60. Wien 1891.

² Wurzbach, Zinzendorf.

³ Franz von Krones, Zinzendorf, Karl Graf von, in: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 45. Berlin 1900. Online verfügbar unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd119072793.html#adbcontent>

⁴ Martin Brecht – Paul Peucker (Hg.), Neue Aspekte der Zinzendorf-Forschung. Göttingen 2005.

Zoffgasse

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Alfred Zoff 1852–1927

Maler. Zoff wechselte 1869 vom Medizinstudium in seiner Geburtsstadt Graz zur Malkunst und studierte ab 1880 an den Akademien der bildenden Künste in Wien und Karlsruhe. Als Stimmungsimpressionist schuf Zoff vorrangig Landschaftsgemälde, wobei er die steirische Landschaft zum Hauptmotiv erkor. Ab 1907 wirkte er als Professor der Landeskunstschule wieder in Graz.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Alfred Zoff war ein österreichischer Landschaftsmaler. Er galt seinerzeit als bedeutender Vertreter des Stimmungsimpressionismus. Alfred Zoff wurde am 11. Dezember 1852 als Sohn eines aus Kärnten stammenden Arztes geboren. Nach der Matura begann er ein Medizinstudium an der Universität Graz. 1871 wurde Zoff Mitglied der Burschenschaft Arminia, der er Zeit seines Lebens angehörte.¹ Er begann sich jedoch bald der Malerei zuzuwenden. Nach einer Ausbildung an der Grazer Landeskunstschule studierte Zoff von 1880 bis 1884 an der Akademie der bildenden Künste in Wien und anschließend bis 1890 an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe. Bereits 1882 starb sein Vater. Zoff musste ab da finanziell für sich selbst sorgen, was ihm bald auch gelang. Kaiser Franz Joseph zählte zu seinen frühen Käufern.

Zoff war vor allem in München, Wien und Krems an der Donau tätig. Trotz seiner Erfolge musste er aus finanziellen Gründen – er hatte eine vierköpfige Familie zu versorgen – Privatunterricht geben. Zoff verkaufte auch einige der Medaillen, die er immer wieder bei verschiedenen Ausstellungen – unter anderem auf der Pariser Weltausstellung im Jahr 1900 – erhielt.² Weil seine Mutter nach dem Tod des Vaters wieder in Kärnten lebte, hielt sich Zoff oft dort auf. Neben Kärntner

¹ Ernst Elsheimer (Hg.), Verzeichnis der Alten Burschenschafter nach dem Stande vom Wintersemester 1927/28. Frankfurt am Main 1928; Grazer Tagblatt vom 16. August 1927.

² Constantin von Wurzbach, Zoff, Alfred, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 60. Wien 1891.

Landschaftsmotiven malte und skizzierte er auf verschiedenen Reisen nach Italien, in die Niederlande und Frankreich.³

1907 wurde Zoff als Professor für Landschafts- und Stillebenmalerei an die Landeskunstschule nach Graz geholt. Die steirische Landschaft wurde nun zum Hauptgegenstand seiner Malerei. Nachdem er bereits Mitglied des Künstlerhauses und des Hagenbundes geworden war, wurde er auch in die Vereinigung bildender Künstler in der Steiermark aufgenommen. Ein halbes Jahr vor seinem Tod, am 12. August 1927, verlieh ihm die Stadt Graz das Bürgerrecht.⁴

Alfred Zoff hinterließ ein beachtliches künstlerisches Werk, das neben seine zahllosen Skizzen weit mehr als tausend Ölbilder umfasst.⁵ Besonders beliebt waren seine Adriabilder.⁶

Andreas Stangl
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Ernst Elsheimer (Hg.), Verzeichnis der Alten Burschschafter nach dem Stande vom Wintersemester 1927/28. Frankfurt am Main 1928.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Martin Suppan, Alfred Zoff. Ein österreichischer Stimmungsimpressionist. Wien 1991.

Constantin von Wurzbach, Zoff, Alfred, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 60. Wien 1891.

o. A., Alfred Zoff, in: AustriaWiki 2012. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Alfred_Zoff

³ Martin Suppan, Alfred Zoff. Ein österreichischer Stimmungsimpressionist. Wien 1991.

⁴ Grazer Tagblatt vom 21. Januar 1927.

⁵ o. A., Alfred Zoff, in: AustriaWiki 2012. Online verfügbar unter: http://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Alfred_Zoff

⁶ Neues Wiener Journal vom 13. August 1927.

Zoisweg

Datum der Benennung

3.3.1949

Text der Zusatztafel

Johann (Hans) Nepomuk (Frh.) Zois (v. Edelstein) 1861–1924

Komponist. Der in Graz geborene Zois veredelte 1880–1884 seine musikalische Begabung am Wiener Konservatorium. Mit seinem kompositorischen Werk aus Opern, Operetten, Ballettstücken und Instrumentalmusik erzielte er nur kurzfristigen Erfolg. Zois war in Wien als Musikpädagoge und Theorielehrer tätig und übernahm 1910 die Leitung der Grazer Orchestervereinigung.

EKSIN / Bernhard Bachinger

Biografie

Hans von Zois (eig. Johann Nepomuk Gustav Adolf Freiherr Zois von Edelstein) war ein österreichischer Komponist, Pianist und Musikpädagoge. Er wurde am 14. November 1861 in Graz in den steirischen Zweig einer alten Krainer Adelsfamilie geboren und erhielt schon früh ersten Klavierunterricht.¹ Später wurde er von Ferdinand Heinrich Thieriot (von 1870 bis 1895 „Artistischer Direktor“ des Musikvereins für Steiermark²) nicht nur im Klavierspiel weiter ausgebildet, sondern zusätzlich auch in Komposition unterrichtet. Kein Geringerer als Franz Liszt soll Zois dann im März 1880 „ein seltenes Talent“ bescheinigt haben, welches dieser dank eines Stipendiums für das Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien dort in Form eines Klavier- und Kompositionsstudiums (1880–1884) weiterentwickeln konnte.³ So hatte der in unterschiedlichsten musikalischen Gattungen komponierende Zois mit knapp 30 Jahren nicht nur bereits die Operette „Colombine“ (1887) herausgebracht, sondern auch „mehrere Romanzen, Overturen, Chöre, Sonaten und mehr als 100 Lieder komponiert“. Besonders sein „Liedertalent [wurde] als ein ganz ungewöhnliches und glückliches bezeichnet.“⁴

¹ Vgl. Monika Kornberger, Art. Zois, Hans von (eig. Johann Nepomuk Gustav Adolf Freiherr Z. von Edelstein), in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 8.8.2022). Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_Z/Zois_Hans_von.xml

² Vgl. Uwe Harten, Art. Thieriot, Ferdinand Heinrich, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 15.5.2006). Online verfügbar unter: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_T/Thieriot_Ferdinand.xml

³ Vgl. Kornberger, Art. Zois.

⁴ Constantin von Wurzbach, Zois von Edelstein, Hans Freiherr, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 60. Wien 1891, S. 241. Online verfügbar unter: <http://www.literature.at/viewer.alo?objid=12544&page=285&scale=3.33&viewmode=fullscreen>

In den folgenden Jahren versuchter er sich als Veranstalter von Konzerten in Wien, Graz und kleineren Städten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, bei denen er selbst mitwirkte, namentlich als Komponist zu etablieren. Zudem war er als Klavierbegleiter und Musikpädagoge sowie ab Ende 1910 auch als musikalischer Leiter der neugegründeten Grazer Orchestervereinigung tätig (die sich allerdings aufgrund schwerer interner Differenzen schon bald wieder auflösen sollte).⁵ In seiner Geburtsstadt, die ab 1912 wieder und endgültig zu seinem Lebensmittelpunkt wurde, erfreute sich Zois der Förderung namhafter dort ansässiger Persönlichkeiten, wie Friedrich von Hausegger und Wilhelm Kienzl. (Brieflichen) Kontakt pflegte der Komponist auch zum seinerzeit meistgelesenen österreichischen Dichter und Schriftsteller Robert Hamerling, dessen Texte er vertonte. Obwohl Zois vor allem mit einigen seiner Bühnenerwerke immer wieder kurzfristige Erfolge feiern konnte, musste er zeitlebens um Anerkennung kämpfen und schaffte es nicht, sich dauerhaft in den Programmen von Konzert- und Musiktheaterinstitutionen zu halten. „Verarmt und vergessen“ verstarb er am 5. Jänner 1924 in Graz⁶ und wurde auf dem Friedhof St. Peter beigesetzt.

Iris Mangeng
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Uwe Harten, Art. Thieriot, Ferdinand Heinrich, in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 15.5.2006). Online verfügbar unter: https://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_T/Thieriot_Ferdinand.xml

Monika Kornberger, Art. Zois, Hans von (eig. Johann Nepomuk Gustav Adolf Freiherr Z. von Edelstein), in: Oesterreichisches Musiklexikon online, begr. von Rudolf Flotzinger, hg. von Barbara Boisits (letzte inhaltliche Änderung: 8.8.2022). Online verfügbar unter: http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_Z/Zois_Hans_von.xml

Constantin von Wurzbach, Zois von Edelstein, Hans Freiherr, in: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 60. Wien 1891, S. 241. Online verfügbar unter: <http://www.literature.at/viewer.alo?objid=12544&page=285&scale=3.33&viewmode=fullscreen>

⁵ Vgl. Kornberger, Art. Zois.

⁶ Vgl. ebd.

Zusertalgasse

Datum der Benennung

1870

Text der Zusatztafel

Alois Zuser 1769–1844

Gastwirt. Der vormals als Kaufmann tätige Zuser eröffnete 1828 ein Gasthaus, das als beliebtes Grazer Ausflugsziel sogar im Stadtplan von 1843 verzeichnet war. Der Name „Zur weißen Frau“ leitete sich von einer damals populären Oper ab. Existierte die Gaststätte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr, so überdauerte im Zusertal der Name des Wirts.

EKS/N / Bernhard Bachinger

Biografie

Alois Zuser war ein ehemaliger Kaufmann¹, der ab dem 1. Mai 1828 in der nach ihm benannten Gasse ein einige Zeit hindurch gut frequentiertes Gasthaus betrieb, das er nach der damals nicht nur in Graz sehr beliebten Oper „La dame blanche“ von François-Adrien Boieldieu „Zur weißen Frau“ nannte.

Elisabeth Stadler
(auf Basis des Abschlussberichts 2017 der EKS/N)

Literatur

Thomas Chr. Arbeiter – Franz R. v. Gadolla, Die Straßen, Gassen und Plätze der Landeshauptstadt Graz. Mit Begründung der Benennung nebst diesbezüglichen Angaben über Lebenslauf der Namensgeber, beziehungsweise historischen Angaben darüber. Graz 1912.

Karl A. Kubinzky – Astrid M. Wentner, Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. 4., überarb. Aufl. Graz 2018.

Bernhard A. Reismann – Franz Mittermüller, Stadtlexikon (= Geschichte der Stadt Graz 4). Graz 2003.

¹ Vgl. Grazer Volksblatt vom 24. Februar 1885, S. 6.

Umbenannte personenbezogene Straßennamen

Aigner-Rollett-Allee

Die Umbenennung der Max-Mell-Allee in Aigner-Rollett-Allee erfolgte mit Beschluss vom 15.12.2022.

Oktavia Aigner-Rollett (geb. Rollett) 1877 – 1959

Medizinerin. Die gebürtige Grazerin nutzte 1900 die erstmalige Möglichkeit für Frauen, an der Universität Graz Medizin zu studieren, wo sie als zweite Absolventin 1905 promovierte. Als erste berufsausübende Ärztin in der Steiermark führte Aigner-Rollett 1907 – 1952 eine Praxis in Graz. Zudem publizierte sie medizinische Fachartikel und Beiträge zu Frauenrechten.

Ella-Flesch-Platz

Die Umbenennung der Dr.-Muck-Anlage in Ella-Flesch-Platz erfolgte mit Beschluss vom 15.12.2022.

Ella Flesch 1900 – 1957

Opernsängerin. Die in Budapest geborene jüdische Sopranistin gab nach der Gesangsausbildung 1922 an der Staatsoper Wien ihr Debut. Ihre Karriere führte sie nach München und Leipzig, ehe sie 1933 Deutschland verließ. 1934 – 1937 war Flesch an der Grazer Oper engagiert. Nach dem „Anschluss“ floh sie erneut vor dem NS-Regime und setzte ihre Laufbahn in New York fort.

Julia-Pongracic-Straße

Die Umbenennung der Dr.-Hans-Kloepfer-Straße in Julia-Pongracic-Straße erfolgte mit Beschluss vom 19.9.2024.

Julie Pongračić 1910 – 1945

Beamtin, Widerstandskämpferin. Sozialdemokratisch sozialisiert, versorgte die im Landesdienst tätige Juristin die in Slowenien gegründete Widerstandsgruppe der „Österreichischen Freiheitsfront“ mit Informationen und Materialien. Anfang März 1945 verhaftet, wurde sie am 3. April 1945 von der Gestapo in die SS-Kaserne nach Wetzelsdorf gebracht und dort ermordet.

Maria-Matzner-Straße

Die Umbenennung der Dr.-Karl-Lueger-Straße in Maria-Matzner-Straße erfolgte mit Beschluss vom 22.1.2026.

Maria Matzner 1902 – 1987

Politikerin. Matzner war seit 1927 Sekretärin der sozialdemokratischen Frauen in der Steiermark. Wegen ihres Widerstands gegen die Dollfuß-Schuschnigg-Diktatur und das NS-Regime wurde sie mehrmals verhaftet. 1945 wurde sie als Abgeordnete zum steiermärkischen Landtag gewählt, von 1950 bis 1962 war sie Landesrätin, danach bis 1970 Mitglied des Bundesrats.

Maria-Stromberger-Gasse

Die Umbenennung der Kernstockgasse in Maria-Stromberger-Gasse erfolgte mit Beschluss vom 16.11.2023.

Maria Stromberger 1898 – 1957

Krankenschwester, Widerstandskämpferin. Die gebürtige Kärntnerin lebte und arbeitete von 1914–1935 in Graz, ehe sie nach Bregenz ging und dort eine Krankenschwester-Ausbildung absolvierte. 1942 ließ sie sich nach Auschwitz versetzen, wo sie im Krankenrevier des Konzentrationslagers ihren Dienst versah und die illegale Widerstandsgruppe „Kampfgruppe Auschwitz“ unterstützte.

Impressum

Personenbezogene Straßennamen in Graz Endbericht der Expert:innenkommission für Straßennamen Graz

Graz, im April 2026

Das Forschungsprojekt wurde an der Universität Graz (Institut für Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte, Institut für Geschichte) in Kooperation mit dem Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung durchgeführt und von der Stadt Graz und der Universität Graz gefördert.



Mitglieder der EKS

Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Stefan Karner (Vorsitzender)
Ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Karin M. Schmidlechner
(Stv. Vorsitzende)
Hon.-Prof.ⁱⁿ Univ.-Doz.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Brigitte Bailer-Galanda
Priv.-Doz.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Petra Ernst-Kühr (†)
Mag. Dr. Heimo Halbrainer
Dir. Otto Hochreiter, MA
Ass.-Prof.ⁱⁿ DDr.ⁱⁿ Renate Kicker
Mag. Harald Knoll
Prof. Mag. Dr. Karl A. Kubinzky
Univ.-Doz. Dr. Martin Moll
HR Dir. Mag. Dr. Gernot Peter Obersteiner
Dr. Alois Ruhri
HR Univ.-Doz. Dr. Erwin A. Schmidl
Mag. Heinz Schubert

Projektleitung

Univ.-Prof. Dr. Stefan Karner (2014–2018)
Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Barbara Stelzl-Marx (ab 2019)

Wissenschaftliche Mitarbeit (2014–2018)

Mag. Dr. Wolfram Dornik
Dr.ⁱⁿ Alexandra Kofler
Dr.ⁱⁿ Lisbeth Matzer
Robert Moretti, BA MA

Wissenschaftliche Mitarbeit (2019–2024)

Mag. Dr. Bernhard Bachinger
Kornel Trojan

Autor:innen außerhalb der Kommission

Ass.-Prof. i. R. Dr. Gerhard Fuchs
Univ.-Prof. Mag. Dr. Gerald Lamprecht
MMag.^a Iris Mangeng BA PhD
Mag. Andreas Stangl

Begleitende Beratung (Musiker:innen-Biografien)

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Harald Haslmayr

Autoren der Straßennamen-Zusatztafeln

Dr. Bernhard Bachinger
Univ.-Prof. Mag. Dr. Gerald Lamprecht
Univ.-Doz. Dr. Martin Moll
Mag. Andreas Stangl

Redaktion

Mag.^a Elisabeth Stadler
Kornel Trojan

Lektorat

Thomas Matthä
Mag.^a Elisabeth Stadler